Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

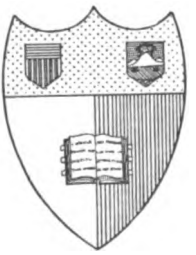
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP
30



Cornell University Library
Ithaca, New York

BOUGHT WITH THE INCOME OF THE

SAGE ENDOWMENT FUND

THE GIFT OF

HENRY W. SAGE

1891

Digitized by Google

The date shows when this volume was taken.

To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES

All Books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

3 1924 087 701 342

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von .....

Richard Fleischer

Zweiundvierzigster Jahrgang. Erster Band

Januar bis März 1917

Stuttgart und Leipzig 1917 Deutsche Verlags-Anstalt

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Digitized by Google

A503310

Digitized by Google

Inhalt

des

Ersten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLII

(Januar bis März 1917)

Seite

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg 1

Dr. J. **Lulvès**, Archivrat in Hannover: Hindenburg, die Zivildienstpflicht und der Kampf Englands gegen unsre Volksernährung . . . 10

J. v. **Pflugk-Harttung**: Schillers Liebe. Eine Seelenforschung 17

Prof. Dr. **Rießer**, Geh. Justizrat, M. d. R.: Fragen der Uebergangswirtschaft und insbesondere der Rohstoffversorgung nach dem Kriege 28

Julius Baron Wlassics, Geh. Rat, k. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes: Erinnerungen an den Kaiser und apostolischen König Franz Joseph I. 39

Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. IV. V. VI. 46. 162. 278

Prof. **Wilhelm Foerster**: Zur Geschichte der Entdeckung von Amerika . 59

Dr. **Freiherr v. Jettel**: Die polnische Frage auf dem Wiener Kongresse 63

Prof. **v. Dyck**, Geh. Rat: Die Umwandlung der Universität Gent in eine flämische Hochschule. Einleitender Vortrag zur feierlichen Uebergabe und Eröffnung der Universität 77

Prof. Dr. **Fehling**, Geh. Medizinalrat: Unsre Aufgaben für die Bevölkerungspolitik 90

Die Beziehungen zwischen Japan und China und deren Rückwirkung auf die Verhältnisse in Ostasien. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten 98

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns 105. 232. 330

Bartholomäus v. Lányi, k. und k. Wirkl. Geheimer Rat, k. ung. Justizminister a. D.: Organisationstalent und Organisationskunst . 118

Weltkrieg und Weltfrieden. Einige politische Wahrheiten 129

Baron Julius Wlassics, Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des k. ungar. Verwaltungsgerichtshofes: Bismarck und Andrássy . 130

Philipp Zorn: Das Problem des Weltfriedens 139

Max Dessoir: Vom Jenseits der Seele 155

Dr. **M. v. Laue**: Neueste Spektroskopie 186

Zur Friedensfrage. Von einem früheren österreichischen Minister . . 192

Digitized by Google

Seite

Freiherr v. Woinovich, General der Infanterie: Betrachtungen über die Entwicklung in der Kriegführung seit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josephs I. 1848 198
Lloyd Georges Verantwortung und Kriegsfieber 207
Sigmund Münz (Wien): Der große englische Demagoge. Eine Erinnerung an Lloyd George 209
Professor **Lammasch**, Mitglied der früheren Haager Konferenzen: Der Wandel der Friedensbewegung 213
E. E. Lehmann: Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege. II. 218
Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. R.: In Armenien und im Kaukasus 241. 348
Generalleutnant Freiherr **v. Freytag-Loringhoven**, Dr. h. c. der Universität Berlin: Das moralische Element im Kriege 253
Die Vereinigten Staaten zwischen dem deutschen U-Bootkrieg und der japanischen Gefahr. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten 259
John L. Stoddard: Falsche Götter 264
König Ferdinand von Rumänien. Von seinem früheren Erzieher . . 289
Dr. **Fr. Klein**, Minister a. D. (Wien): Die Moral in der Politik. I. . 294
Dr. **H. Diez**: Die Masken herunter! 304
Philipp Zorn: Die Probleme des Weltfriedens. Die Noten der Ententemächte an Präsident Wilson 311
Geheimrat Prof. Dr. **Branca**: Schätze der Tiefe an Kohlen und Eisen 322
Ueber den feindlichen Militarismus 345
Wirkl. Geh. Rat Prof. D. **Weiß**: Jesus und Paulus 356

Berichte aus allen Wissenschaften

Kurd v. Strantz: Kriegsgeschichte: Clausewitz 365

Kleine Revuen

Literarische Berichte 123. 248. 368
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 127. 251. 371

Digitized by Google

Reichskanzler v. Bethmann Hollweg

Der Staatsmann, der im Weltkriege die Riesenlast der verantwortlichen Leitung der Reichsgeschäfte trägt, hat sicherlich Anspruch auf das tiefste menschliche Mitempfinden. Denn eine schwerere Last, eine gewaltigere Verantwortung hat es nie gegeben. Aber es wird niemand in den Sinn kommen, aus dieser Tatsache die Notwendigkeit oder Möglichkeit einer nachsichtigen politischen Beurteilung herleiten zu wollen, oder etwaigen vaterländischen Besorgnissen unter dem Zeichen des Burgfriedens Schweigen aufzuerlegen und sie auf die Zeit nach dem Kriege zu vertrösten, wo sich jedes Herz entladen könne. Sind solche Besorgnisse überhaupt gerechtfertigt, so haben sie ein Recht, jetzt gehört zu werden; nach dem Kriege wäre es zu spät. Man kann ja glücklicherweise sagen, daß es sich in diesem Kriege nur noch in dem sich selbst verblendenden Wahn unserer Gegner um Sein oder Nichtsein des Deutschen Reiches handelt. Dank der unvergleichlichen Tapferkeit unserer Heere, der Ueberlegenheit ihrer Führung, der trotz aller Fehler im einzelnen staunenswerten Organisationskraft und dem Siegeswillen der Daheimgebliebenen ist der Krieg so weit entschieden, daß wir solcher Drohungen lachen können. Auf der andern Seite ist es aber auch unwahrscheinlich geworden, daß wir den Frieden einfach zu diktieren vermögen, und so muß damit gerechnet werden, daß in dem Vertragswerk, das früher oder später dem Weltkrieg ein Ende setzt, aus Forderungen und Verzichten, aus Zugeständnissen und Gegenzugeständnissen, aus Möglichkeiten und Unmöglichkeiten ein mehr oder minder künstliches Ganzes entsteht, das manche Wünsche unbefriedigt läßt. Da liegt es nahe, von vornherein wenigstens ein Mindestmaß des zu Verlangenden festzusetzen, denn davon wird es vor allem auch abhängen, zu welchem Zeitpunkt die Staatskunst die der Obersten Heeresleitung überlassene Fortsetzung ihrer Politik wieder in die eigenen Hände nehmen kann. Soll nun der Krieg über nichts Geringeres als über das Schicksal Europas und Deutschlands in den nächsten Jahrhunderten entscheiden, so ist grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden, daß jeder Vaterlandsfreund, der ein wichtiges Interesse der deutschen Zukunft vernachlässigt oder bedroht glaubt, beizeiten und sofort seine warnende Stimme erhebe, und wenn es ihm unumgänglich erscheint, einen anderen Kanzler verlange, einen Kanzler mit tieferer

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Einsicht in das, was uns not tut, und mit mehr Kraft, das was not tut auch wirklich zu erreichen und durchzusetzen. Es gibt nichts Selbstverständlicheres, als daß der gute Wille allein nicht genügt, ja, daß er in solchem Falle keinerlei Achtung, keinerlei Schonung verlangen darf. Wer auf eine so hohe Stelle gestellt ist, daß die eherne Stunde das Allergrößte, vielleicht Uebermenschliches von ihm verlangt, der muß es eben leisten oder unter der Last zusammenbrechen, der er nicht gewachsen ist, um einem Besseren, Stärkeren Platz zu machen. Mag er selber auch gut und stark gewesen sein und die Eigenschaften in sich getragen haben, um den Anforderungen jeder nicht so ungeheuren Zeit gerecht zu werden.

Auf der anderen Seite liegt aber auch eine große Verantwortung darin, wenn man in solchen Zeiten dem leitenden Staatsmann das Vertrauen kündigt und ihn von seinem Platz zu verdrängen sucht. Einen Befähigungsnachweis für politisches Urteil gibt es ja leider nicht und wird es niemals geben. Die Presse, das unbegrenzte Parlament, in das jeder sich selbst wählt, wie Carlyle sagt, gibt tatsächlich jedem, auch dem Unberufensten, die Möglichkeit, sich zum Kritiker und Richter aufzuwerfen, und keiner, der die Feder führt in deutschen Landen — und es führen sie gar viele im Lande der allgemeinen Schulpflicht — fühlt sich anscheinend zu klein, um den Kanzler abzukanzeln. Darin liegt eine große Gefahr, nicht nur politischer, sondern auch sittlicher Unordnung und nur die Selbstzucht eines politisch reifen Volkes kann sie eindämmen und in Schranken halten. Ob wir diese Selbstzucht in den letzten Monaten immer gezeigt haben, das ist eine sehr ernste Frage, die vielleicht einer Prüfung wert ist. Zeitweise hatte jedenfalls der Kampf gegen den Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg eine Schärfe und Ausdehnung angenommen, die zu den schwersten Besorgnissen Anlaß gab. Denn schließlich mußte man sich sagen: während der Feind vor den Toren steht, darf ein solcher innerer Kampf nicht andauern, wenn die gemeine Sache nicht Schaden leiden soll, weil er zum wenigsten die Kraft des leitenden Staatsmannes schwächen, seine Freudigkeit mindern muß, in dem Augenblick, wo Reich und Volk ihrer am meisten bedürfen. Sind also seine Feinde im Recht, so muß der Kanzler gehen, sind sie im Unrecht, so müßten sie zum Schweigen gebracht werden. Und läßt sich die Frage nach Recht oder Unrecht nicht ohne weiteres mit einfachem Ja oder Nein von allgemeiner Ueberzeugungskraft beantworten, so müßten es die Besonnenen im deutschen Volke als ihre Aufgabe betrachten, das Für und Wider gewissenhaft und leidenschaftslos abzuwägen.

Der gegenwärtige Krieg spottet aller Vergleichungen und aller Maße. Unter den vielen Axiomen, die er über den Haufen geworfen hat, war kaum eines anspruchsvoller und selbstgewisser aufgetreten als das, daß ein solcher Krieg nicht länger als sechs Monate dauern „könne"; nun tobt er im neunundzwanzigsten Monat, und wenn es sein muß, „kann" er nochmal so lange dauern. Wir müssen und werden ihn immer noch einen Monat oder eine Woche oder auch einen Tag länger aushalten als unsere Gegner. Das ist das Geheimnis und die Gewißheit des Sieges. Und dabei führt Deutschland den Krieg unter

Digitized by Google

unendlich viel schwierigeren Verhältnissen, als sie irgend jemand für denkbar gehalten hätte. Auch Bismarks sorgenvollste Gedanken sind nie über den Zweifrontenkrieg gegen Ost und West hinausgegangen, von dem er fürchtete, daß wir ihn in Englands Interesse führen könnten. Nun kommt auf unser Teil, vorsichtig gerechnet, außer der Hälfte der Kampfkraft Rußlands noch Frankreich und Belgien und die ganze Macht des britischen Weltreichs. Und wenn England durch die beispiellose Art, in der es den Krieg führt, uns das finanzielle Durchhalten so erleichtert, daß wir ihm Dank schulden würden, wenn es sich nicht um einen groben Rechenfehler handelte, der seiner Brutalität unterlaufen ist, so hat es durch die Absperrung und die Vergewaltigung des neutralen Handels unsre Ernährung in einer Weise erschwert, die unsere Organisationskunst und unsre seelische Spannkraft recht ernstlich auf die Probe stellt. Wir versündigen uns nicht an den großen und herrlichen Taten unsrer Väter, wenn wir sagen, daß dagegen alle früheren Kriege Kinderspiel sind, auch militärisch, aber nicht nur militärisch betrachtet.

Ist dem so, dann dürfte man mit dem abfälligen Urteile, daß Kriegslauf und Friedensvorbereitung den rechten Staatsmann vermissen ließen, wohl etwas vorsichtig sein. Wer sich aber für berechtigt oder verpflichtet hält, es auszusprechen, der sollte jedenfalls auf den Vergleich mit 1870/71 verzichten. Im Grunde müßte man, was das Gebiet der Staatskunst im engeren Sinne angeht, einen solchen Verzicht von allen denen ohne weiteres erwarten, die in Bismarck den einzigartigen staatsmännischen Genius von schlechthin unvergleichlicher Größe verehren, und erst recht von denen, die ihn mehr im Sinne der Legende als in dem der Geschichte als einen Götterliebling betrachten, dessen großen, kühnen Würfen alles gelungen sei, und zwar unter dem einmütigen Jubel eines begeisterten Volkes. Wer das an Anfeindungen und Schmerzen nicht minder als an Erfolgen reiche Wirken und Schaffen Bismarks wahrhaft kennt, wird eher geneigt sein, den Undank der Mitwelt als eine untrennbare Begleiterscheinung großer Ereignisse und Taten mit gleichmütiger Ergebung hinzunehmen. Aber wie gesagt, es liegt Gefahr in diesem ergebungsvollen, untätigen Zusehen und es wäre ein Ziel, aufs innigste zu wünschen, daß neben das Vertrauen zu unsrer Obersten Heeresleitung als Kraftquelle von nicht geringerer Bedeutung das Vertrauen zu unserer politischen Leitung sich stellte.

Seit Juli 1909 führt Dr. v. Bethmann Hollweg die Reichsgeschäfte. Er ist kein vielgewandter, vielgewanderter Diplomat. Seine Laufbahn war preußisch-märkisch durch und durch, seine Persönlichkeit ist es wohl auch. Mit Ausnahme von drei Monaten, die er als Regierungspräsident von Bromberg verbrachte, hat er als Kammergerichtsreferendar, als Regierungsassessor, als Landrat, als Oberpräsidialrat, als Oberpräsident und als Minister des Innern immer in der Mark Brandenburg gewirkt. Aber man horchte auf, als er, soeben an die Spitze des Reichsamts des Innern getreten, seine erste Rede hielt. Eine Rede von starkem eignem Ton, großen Gesichtspunkten, philosophischer Tiefe. Vielleicht kein Mann, für den es wie für Bismarck im ganzen Staate kein andres Amt

Digitized by Google

als das oberste gab, aber einer, der Vertrauen einflößte vom ersten Augenblick an, und zwar nicht nur in dem Sinn, daß man von ihm nie etwas anderes erwarten konnte als die Gewissenhaftigkeit und Tüchtigkeit eines hochgebildeten Mannes von unermüdlicher Pflichttreue und makelloser Reinheit des Charakters, sondern auch in dem, daß man sich sagte: Was dieser Mann als pflichtmäßig und notwendig erkennt, das wird er auch zu unternehmen und auszuführen den Mut und die Kraft haben. Und eine so beruhigende Ueberzeugung tat not, denn die auswärtige Lage, die der fünfte Reichskanzler vorfand und übernahm, war schwer und drohend genug. Der Versuch, mit Frankreich auf einen leidlichen Fuß zu kommen, war noch nicht ganz aufgegeben, aber es sollte sich bald zeigen, daß die verschiedenen Marokkoabkommen das Papier nicht wert waren, auf dem sie geschrieben standen. Rußland war in der bosnischen Annexionskrisis zurückgewichen, suchte aber mit neuem Groll im Herzen eine für Oesterreich-Ungarn unmittelbar bedrohliche Verständigung mit Italien in der Balkanfrage, mit England über die Zukunft Persiens und liquidierte die letzten Verstimmungen aus seinem Kriege mit Japan. Die Besprechungen von Potsdam und Reval konnten für einen Augenblick die Hoffnung auf eine innere Versöhnung des östlichen Nachbars wecken, aber es zeigte sich bald, daß die wirklich herrschenden Strömungen im Zarenreich durchaus in der entgegengesetzten Richtung sich bewegten und daß der Haß gegen Deutschland die Stunde der Abrechnung höchstens zu vertagen willens war, wenn es Oesterreich-Ungarn preisgab. Was Frankreich anbelangt, so konnte das durch den „Pantherſprung" nach Agadir vorbereitete Abkommen über Marokko und Aequatorialafrika ebenfalls nichts daran ändern, daß die Herren Poincaré und Delcassé planmäßig und beharrlich allen Wind des Chauvinismus und der Revanchepolitik in ihre Segel faßten. Dazu kam die bedrohliche Haltung Englands. „Tut, was ihr für nötig haltet, wir werden unter allen Umständen zu euch stehen," so klang es während der Agadirkrisis unzweideutig über den Kanal herüber. Unter diesen Umständen blieb als einziger Ausweg jener Versuch einer Verständigung mit England, der durch die Veröffentlichungen des letzten Jahres aus dem Dunkel der Staatskanzleien in das vollste Licht der Oeffentlichkeit getreten ist. Er ist, nicht durch unsere oder des Reichskanzlers Schuld, mißlungen, bildet aber einen neuen, aktenmäßigen Beweis für die Redlichkeit des deutschen Friedenswillens, und es ist fast unbegreiflich, daß man gerade aus diesem Verständigungsversuch dem Reichskanzler einen Vorwurf hat machen wollen. Ein solcher wäre berechtigt gewesen, wenn der Kanzler etwa in blindem Vertrauen auf die leisen Anzeichen guten Willens, die bei dieser Gelegenheit zutage traten, das Rüstungswerk vernachlässigt hätte. Aber Heeresgesetz, Wehrbeitrag und die entschlossene Fortführung des Flottenbaus sind doch wahrhaftig unanfechtbare Beweise dafür, daß neben dem minder wirksamen Mittel der Friedenserhaltung auch das wirksamste nicht versäumt worden ist. Unter dieser Voraussetzung aber war ein aufrichtiges Bemühen, das ungeheure Schicksal dieses Krieges von Europa und der Welt abzuwenden, eine heilige Pflicht nicht nur der Menschlichkeit, sondern auch

Digitized by Google

deutscher Staatskunst, und daß Herr v. Bethmann Hollweg diesen Versuch unternommen hat, wird ihm von der Geschichte zu hoher Ehre angerechnet werden.

Ein weiteres Verdienst des Reichskanzlers ist, daß er, auch noch als das Verhängnis bereits unabwendbar geworden schien, in Gemeinschaft mit seinem kaiserlichen Herrn bis zum letzten Augenblick und bis zur Erschöpfung der allerletzten Möglichkeit den Krieg zu vermeiden oder wenigstens einzuschränken suchte. Man hat schon im ersten Kriegsjahr hin und wieder die Behauptung gehört, es sei ein Fehler, und zwar ein unverzeihlicher Fehler gewesen, daß die deutsche Mobilmachung nicht acht Tage früher erfolgt sei. Sie ist bekanntlich am 2. August abends 5 Uhr angeordnet worden. Die Meinung, daß sie am 26. Juli hätte erfolgen müssen, ist wohl nicht ganz ernst zu nehmen. Aber wenn man aus den letzten Reichstagsverhandlungen erfahren hat, welche Bedeutung unsere Feinde schon dem Gerücht von einer am 31. Juli ergangenen deutschen Mobilmachungsbefehl beizumessen sich den Anschein geben, so wird man geradezu sagen dürfen, daß die deutsche Mobilmachung, die nach einer nachdrücklich abgegebenen Erklärung den Krieg selbst bedeuten mußte, keinen Tag, vielleicht keine Stunde früher erfolgen durfte, als sie tatsächlich erfolgt ist. Wäre es früher geschehen, so hätten wir eben das Schwert nicht mit den reinen Händen gezogen, die unser Stolz sind und auf denen letzten Endes unsre sittliche Siegesgewißheit ruht. Vielleicht möchte sich darüber ein besonders robustes Gewissen schließlich hinwegsetzen; aber selbst wenn man ein solches zur notwendigen Ausstattung eines Staatsmannes des zwanzigsten Jahrhunderts rechnen wollte, würde immerhin die schlechthin unbestreitbare Tatsache bestehen bleiben, daß ein zu diesem Zeitpunkt entfesselter Krieg das deutsche Volk entfernt nicht in jener vollen Einmütigkeit hinter sich gefunden hätte, die nun einmal wirklich unser erster großer Sieg und die unerläßliche Voraussetzung aller späteren Siege war. Die französische Regierung hat die Geschlossenheit der inneren Front bekanntlich dadurch hergestellt, daß sie den einzigen Politiker, der den Mut und die Möglichkeit gehabt hätte, die Wahrheit zu bekennen, am Vorabend des Krieges ermorden ließ. Hat man doch bis heute noch nicht gewagt, den Tod von Jean Jaurès zum Gegenstand gerichtlicher Aufklärung zu machen! In Deutschland ist diese einheitliche innere Front entstanden als eine Frucht der treuen staatlichen und staatsmännischen Arbeit, die den werktägigen Schichten des Volkes einschließlich ihrer politischen Führer Liebe und Vertrauen unaufhaltsam in die zunächst noch widerstrebenden Herzen gesenkt hatte. Warum hat der Gedanke, daß man den auswärtigen Feind den Staat vernichten lassen könnte, um auf seinen Trümmern das erträumte neue Reich sozialer Gerechtigkeit aufzubauen, in diesem Kriege so gar keine Rolle gespielt? Sich nicht einmal verstohlen aus den untersten Tiefen politischer Verirrung hervorgewagt? Doch nur deshalb, weil der deutsche Sozialist trotz dem kollektivistischen, republikanischen und internationalistischen Aufputz seines Programms durch die lebendige Erfahrung in sich und um sich her, durch seine sich hebende Lebenshaltung, durch seinen wachsenden Anteil an Gesetzgebung und Verwaltung un-

Digitized by Google

willkürlich zu der Erkenntnis gelangt war, daß seine Sache in Wahrheit mit der des bestehenden Staates aufs innigste verbunden sei und daß dessen Zerstörung ihn im besten Fall auf Jahrzehnte zurückwerfen würde. Das Interesse des deutschen Arbeiters verschmolz mehr und mehr mit dem der deutschen Arbeit, und die deutsche Arbeit konnte nicht gedeihen ohne den starken Schutz des Reiches und ohne dessen Weltstellung. So war der Boden bereitet, auf dem am 4. August 1914 unter dem gewaltigen Eindruck eines uns frevelhaft aufgezwungenen Krieges die wunderbare Einheitssaat aufsprießen konnte, die inzwischen so herrliche Frucht getragen hat. Aber daß es geschah, dazu bedurfte es der unbedingten Ueberzeugung von der Reinheit des Verteidigungskrieges, dazu bedurfte es des Kaiserwortes: „Ich kenne keine Parteien mehr", dazu bedurfte es der ehrlichen Entschlossenheit, mit der der Kanzler dieses Kaiserwort förmlich und feierlich zum Regierungsprogramm erhoben hat. So manche von den Anfeindungen, deren Ziel er seitdem geworden ist, geht vielleicht gerade darauf zurück; aber wenn es immer wahr gewesen ist, daß ein durch seine geographische Lage zu steter Verteidigungsbereitschaft gezwungenes Reich, das von der Gesamtheit seiner Söhne jeden Augenblick Gesundheit und Leben zu fordern in der Lage sein muß, auf die Dauer nicht Millionen dieser Söhne als Staatsfeinde behandeln kann, so haben uns die Erlebnisse der unvergeßlichen Hochsommertage von 1914 gezeigt, daß eine solche Behandlung nicht bloß unmöglich und unklug, sondern auch innerlich im tiefsten ungerecht sein würde, und daß sie daher niemals mehr wiederkehren kann, selbst wenn man sich nicht auf den Standpunkt stellen will, der August 1914 habe Deutschland gezeigt, daß sein „ärmster Sohn auch sein getreuester war". Es taugt ja nicht, nun wieder Unterschiede zu machen, wo das überwältigende Erlebnis doch gerade in dem gleichmäßigen Aufstehen des ganzen Volkes lag. Aber wenn die ungeheure Bedrohung in der Tat ein schlechthin einmütiges Volk getroffen und unsere innere Entwicklung damit zugleich einen unendlich segensvollen Schritt vorwärts getan hat, so hat Herr v. Bethmann Hollweg sicherlich keinen kleinen Anteil daran.

Sind unsre Erfahrungen auf dem Gebiete der äußeren Politik minder glänzend gewesen und hat man dem Kanzler als dem obersten Leiter dieser Politik insbesondere auch aus dem Abfall und Treubruch zweier Verbündeten einen Vorwurf machen wollen, wenigstens sofern er es nicht verstanden habe, Italien und Rumänien zu rechter Zeit die gepanzerte Faust zu zeigen, so begibt man sich damit auf ein Gebiet des Irrealen, auf dem wohl immer Meinung gegen Meinung stehen wird. Es läßt sich aber leicht beweisen, daß der Wert der Zugehörigkeit Italiens zum Dreibund schon lange nicht mehr überschätzt wurde, daß man etwas anderes als eine zweifelhafte Neutralität nicht mehr in Rechnung gezogen hatte und daß man sich auch über die weitere Entwicklung von der Neutralität zur Feindseligkeit ziemlich klar war. Man war zufrieden mit dem Zeitgewinn und mußte sich sagen, daß eine Entscheidung, die erzwungen wurde, in jedem Zeitpunkt gegen uns gefallen wäre. Die Gründe dafür, daß Rumänien nicht im Frühjahr durch ein Ultimatum zum Verzicht auf seine geheimen Machenschaften

Digitized by Google

mit der Entente gezwungen worden ist, liegen, wie glaubhaft versichert wird, auf militärischem Gebiet und entziehen sich somit der politischen Beurteilung. Wie die Dinge tatsächlich gekommen sind, haben sie indes eine so gewaltige Verschiebung der Kriegslage zu unsren Gunsten gebracht, daß die Kritik sich in diesem Punkte wohl zufrieden geben wird, denn schließlich ist im Kriege eben doch der Erfolg der stärkste Maßstab und der oberste Richter. Gerade unter politischem Gesichtspunkt darf aber auch darauf hingewiesen werden, daß der Anschluß Bulgariens an den Dreibund der Mittelmächte und der Türkei in gewissem Sinne der Entscheidung Rumäniens, nachdem sie einmal so lange verzögert war, präjudiziert hat. Keine Wunde hat schärfer gebrannt als die, die das Verhalten Rumäniens im zweiten Balkankriege dem bulgarischen Staate geschlagen hatte. Man muß aber der Freund seiner Freunde sein: das ist vielleicht die hervorragendste Errungenschaft der ehrlichen und entschlossenen Staatskunst, die Herr v. Bethmann Hollweg vertritt, und es hätte nur rein äußerlich eine Stärkung, innerlich aber geradezu eine Schwächung unsrer äußeren Front bedeutet, wenn wir hätten versuchen wollen, gleichzeitig Bulgarien und Rumänien Freund zu sein. Die diplomatisch-militärische Front aber, wie sie der Kanzler tatsächlich geschaffen hat, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien, Türkei, ist nun innerlich und äußerlich so fest, ist so frei von Reibungen und Interessengegensätzen, trägt so sehr den Charakter genialer Klarheit und Einfachheit, daß man sie ohne Uebertreibung wohl als ein Meisterwerk der Diplomatie bezeichnen kann.

Darüber sind im ganzen wohl auch alle Urteilsfähigen einig. Ein wirklicher und bedenklicher Riß aber drohte der Einmütigkeit des deutschen Volkes als offenbar wurde, daß in der Frage des Unterseebootkrieges eine Versöhnung zwischen dem Standpunkte des Reichskanzlers und dem des Großadmirals v. Tirpitz nicht möglich war. Und auf diesen Zwiespalt, in dem der oberste Kriegsherr und die oberste Heeresleitung für den Kanzler entschieden haben, geht im Grunde auch heute noch der größte Teil der Anfeindungen gegen den Kanzler der Wurzel und der allgemeinen Stimmung nach zurück. Nun bedeutet letzten Endes die Frage „Bethmann oder Tirpitz?" die andre sachliche Frage, ob man den Anschluß der Vereinigten Staaten von Amerika an unsre Gegner für eine leicht zu nehmende Drohung hielt oder nicht. Einige Stimmen wollen es allerdings nicht wahr haben, daß diese beiden Fragen wirklich gleichgesetzt werden dürften. Aber in dieser Beziehung hat der verantwortliche Staatsmann wohl die besseren und allein ausreichenden Grundlagen für ein zutreffendes Urteil. Andere meinen, daß wir uns doch unmöglich von der verdächtigen Neutralität Amerikas unsre wirksamste Waffe aus der Hand schlagen lassen dürften. Aber *diese* Frage wird von dem ganzen deutschen Volk einschließlich des Kanzlers verneint, ja, wenn es irgend einmal in der Sprache der Diplomatie ein unmißverständliches Bis hierher und nicht weiter! gegeben hat, so ist es in der letzten großen Note an die Vereinigten Staaten gesprochen worden. Es steht also fest, daß wir über das Zugeständnis der Schonung der reinen Liniendampfer und der vorhergehenden Warnung der übrigen nicht bewaffneten Schiffe nicht hinausgehen werden. Es steht fest, daß wir, wenn man

Digitized by Google

in Washington trotzdem neue Forderungen stellen sollte, auch vor der Kriegserklärung der Union nicht zurückschrecken würden, und es steht zu hoffen, daß wir auch dieser äußersten Verschärfung schließlich noch standzuhalten vermöchten. Aber was bisher geschehen ist, geht über Zugeständnisse nicht hinaus, die, wie jeder Tag beweist, doch noch eine außerordentlich wirksame Führung des Unterseebootkrieges gestatten, und für die schließlich auch die Stimme der Menschlichkeit spricht, die selbst in den Donnern dieses Krieges nicht zu überhören eine Eigentümlichkeit und ein Ehrentitel unseres deutschen Wesens ist.

Kraft und Mut, das Notwendige zu tun, hat Herr v. Bethmann Hollweg schließlich auch in der Lösung der polnischen Frage gezeigt. Gerade auf diesem Gebiet machte sich in weiten politischen Kreisen eine Stimmung geltend, die darauf hinauslief, es werde sich alles als falsch erweisen, was man zur Lösung des dornenreichsten aller europäischen Probleme versuche. Von diesem Standpunkt aus gesehen erscheint der Weg, den der Reichskanzler eingeschlagen hat, jedenfalls nicht schlechter als irgendein andrer. Beurteilt man seinen Entschluß aber nach seinen Beweggründen und nach seinen unmittelbaren Wirkungen, insbesondere auch nach der Wirkung auf das Ausland, das neutrale wie das feindliche, so erscheint er mindestens ebensogut wie irgendein andrer und viel besser als der Verzicht auf einen Entschluß. Ist die Entscheidung des Kanzlers in der U-Bootfrage von der feindlichen Presse mit einem Mißmut begrüßt worden, der eigentlich allein schon ihre Richtigkeit beweist, so hat die Herstellung des Königreichs Polen vor allem die ungeheure Zwiespältigkeit enthüllt, die im Lager unsrer Gegner herrscht und die geradezu sprengend wirken muß, sobald nicht mehr des Krieges verzweifelte Not sie zusammenkettet.

Ob diese Ausführungen irgendeinen der bisherigen Gegner des Kanzlers überzeugen werden, mag dahingestellt bleiben; vielleicht haben sie aber doch die Wirkung, einiges Licht auf die Verantwortung zu werfen, die die Kanzlerstürzer auf sich nehmen. Geradezu ungeheure Anforderungen stellt der Weltkrieg an den leitenden deutschen Staatsmann, denn aus dem Krieg zur Verteidigung Oesterreich-Ungarns ist durch den Hinzutritt Englands unzweifelhaft der deutsche Krieg geworden, der Krieg um unsre ganze Zukunft als Reich und Volk. Da sollte der beste Mann des Reiches Geschäfte führen. Wir aber sehen keine Spur eines Beweises dafür, daß Herr v. Bethmann Hollweg in irgendeinem entscheidenden Punkte versagt hätte, keine Spur der Existenz eines besseren Mannes, der das Recht hätte zu sagen: Mach mir Platz, damit ich an deine Stelle trete! Zu den Vorrechten, vielleicht auch zu den schweren Lasten des Verantwortlichen gehört, daß er sich nicht mit den Unverantwortlichen herumschlagen darf. Aber eben darum ist es zu begrüßen, daß der sechzigste Geburtstag des Kanzlers am 29. November 1916 so vielen, die reden und kämpfen dürfen, Gelegenheit gegeben hat, für ihn einzutreten.

*

Diese Betrachtungen waren abgeschlossen, als der 12. Dezember 1916 das Friedensangebot der Mittelmächte und ihrer Verbündeten brachte. Diese neue

Digitized by Google

Tat des Reichskanzlers, die bedeutsamste seit dem Beginn des Krieges, wird vielleicht keine unmittelbaren Früchte zeitigen, denn mit verbissener Wut bäumt sich zunächst noch das schlechte Gewissen der feindlichen Staatsmänner und der ihnen dienstbaren Presse gegen das Eingeständnis der Unbesiegbarkeit und damit des tatsächlichen Sieges der Mittelmächte auf. Aber selbst wenn sie dauernd unfruchtbar bliebe, was noch keineswegs feststeht, würde sie zum mindesten einen politischen Schachzug von bewundernswerter Stärke und Klugheit darstellen, weil sie die Verantwortung für die Fortsetzung des zwecklosen Menschenmordens vor Gott, der Welt und der Geschichte auf unsre Feinde wälzt. Aber sie ist weit mehr als ein Schachzug. Das Friedensangebot ist so ernst, wie es unserm Volke und seinen Führern der ganze Krieg war, und ist in erster Linie eine Tat des deutschen Gewissens, das unsre Feinde freilich so wenig verstehen, wie sie unsern Kaiser und unsern Kanzler jemals verstanden haben. Erfreulicherweise wird es aber von dem unter dem namenlosen Druck des Weltkriegs seufzenden neutralen Europa in bemerkenswerter Einmütigkeit verstanden und gewürdigt. In der glücklichen Wahl des Zeitpunktes, der angesichts des Siegeszuges in Rumänien mit seinen unberechenbaren militärischen, wirtschaftlichen und moralischen Wirkungen, angesichts der glänzenden Tätigkeit unsrer Unterseeboote und des Zustandekommens des Hilfsdienstgesetzes jeden Gedanken an Schwäche als Beweggrund ausschließt, offenbart sich aber zugleich die Weisheit des Staatsmannes, gegen den wohl auch schon der Vorwurf erhoben worden war, daß er nicht verstanden habe, zur rechten Zeit Frieden zu schließen. Gerade dieser Vorwurf ist jetzt schlagend widerlegt, denn es hat sich nun gezeigt, daß der Kanzler den ersten Augenblick ergriffen hat, der an ernsthafte Friedensverhandlungen wirklich zu denken gestattete. Sollte sich der Versuch selbst jetzt noch als verfrüht erweisen, wie hätte ein Zeitpunkt in Betracht kommen können, an dem die englische Heeresmacht überhaupt noch nicht auf den Plan getreten war? Schließlich können wir bei dieser Gelegenheit noch feststellen, daß die Behauptung, dem unmittelbaren Friedensangebot an die feindlichen Mächte sei irgendein Versuch vorausgegangen, die Vereinigten Staaten von Amerika zum vermittelnden Eingreifen zu bewegen, völlig unrichtig ist. Wir brauchen, um zu Friedensunterhandlungen zu gelangen, keinen andern Gehilfen als die Wahrheit, die sich ja mit der Zeit auch in der Welt unsrer Feinde durchsetzen wird.

Digitized by Google

Hindenburg, die Zivildienstpflicht und der Kampf Englands gegen unsere Volksernährung

Historisch beleuchtet

von

Dr. J. Lulvès (Archivrat in Hannover)

Hindenburg, des deutschen Volkes Stolz und Stern in diesem Weltkriege, hat gesprochen! Seine Worte haben gepackt! Nicht bloß wegen der Persönlichkeit des Schreibers, nicht bloß wegen des Anlasses, sondern weil er mit genialer Treffsicherheit Schäden erkannt, sie namhaft gemacht und unfehlbare Heilmittel für sie angegeben hat.

Sicherung und Erhöhung der individuellen Leistungsfähigkeit verlangt er, in seinem Schreiben vom 27. September 1916 an Reichskanzler v. Bethmann Hollweg, für die Arbeiter der Kriegsindustrie durch eine ausreichende Ernährung.

Diese aufzubringen, ist Sache unserer Landwirtschaft, vor allem der führenden Männer derselben.

Der Chef des Großen Generalstabes wendet sich also in Wahrheit nicht an die Behörden, wenn er auch an den obersten Beamten im Reiche schreibt, wenn er auch ausdrücklich seine Absicht dabei hervorhebt, „die schwere und dankenswerte Arbeit des Kriegsernährungsamtes zu unterstützen", — sondern direkt an das Volk!

Denn „es geht um Sein oder Nichtsein unseres Volkes und Reiches!"

Auf Grund einer derartigen rückhaltlosen öffentlichen Charakterisierung unserer Lage appelliert der Mann der Nation, dem in dieser schweren Schicksalsstunde ihr Schutz und ihre Verteidigung anvertraut sind, an die vaterländische Pflicht jedes einzelnen, an die verständnisvolle freiwillige Mitwirkung aller Schichten der Bevölkerung in Stadt und Land.

Noch näher präzisiert der Generalfeldmarschall seine Ansicht in einem weiteren Schreiben an den Reichskanzler vom 19. November 1916: „Ohne Verordnungen auf dem Gebiete der Volksernährung, ohne einen Zwang geht es nicht ab. Das gilt für die Lösung der Ernährungsfrage, so auch für die Beschaffung des Kriegsgeräts und die Ausnutzung unserer Arbeitskräfte.

Für den Erfolg auf all diesen Gebieten ist aber entscheidend, daß zu dem Zwang die tatkräftige, nur vom vaterländischen Pflichtgefühl geleitete Mitarbeit jedes einzelnen tritt. Im besonderen kann auf dem Gebiete der Volksernährung erst eine selbstlose Pflichterfüllung der gesamten Landbevölkerung den staatlichen Anordnungen eine lebendige Wirkung verleihen."

Mit anderen Worten: Die Erkenntnis soll jeden einzelnen im Volke durchdringen, daß alle Anforderungen, welche jetzt, und zwar weit über die mili-

Digitized by Google

tärischen Anforderungen hinaus, für den Krieg geleistet werden müssen, aus den Bedürfnissen und Interessen des Volkes selbst heraus erwachsen sind. Gegenüber den Forderungen für das nationale Ganze ist kein Platz für individuelle Selbstsucht, mag sie in Lebensmittelwucher, Preistreiberei, Hamsterei oder in sonstiger Selbstbereicherung und Spekulation unerquickliche, ja widerliche und dem deutschen Geiste unwürdige Auswüchse treiben.

Hindenburgs Vorgehen ist nicht ohne Beispiel, nicht ohne Präzedenzfall, vor allem nicht in der Geschichte unseres Volkes. Sicher ist das unbeabsichtigt und unbewußt — Analogien, erzeugt durch die gleiche Schwere und Größe zwingender Zeitumstände!

Wenden wir den Blick zurück auf jene Periode der preußischen Geschichte, welche durch die Schlachten von Jena und von Leipzig markiert wird (1806 bis 1813), auf die Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens, die in Wahrheit nur die notwendige Einleitung zu seiner glänzenden Wiedergeburt war und — sein mußte, entsprechend der dem Hohenzollernstaate innewohnenden Lebenskraft, entsprechend seiner unvergänglichen, von Friedrich dem Großen neu geschaffenen Tradition, — auf die bedeutungsvollen Jahre der grundlegenden Stein-Hardenbergschen Reform.

Ein Interesse des Volkes für das öffentliche Leben mußte damals erst geweckt werden. Dem Schicksale des Vaterlandes nach der Katastrophe von Jena hatte die Bevölkerung im allgemeinen nur Teilnahmlosigkeit entgegengebracht.

Die staatliche Organisation war ihr etwas Fremdes, der Staat mit seiner Ordnung, mit seinen Behörden nichts anderes als ein System von Institutionen und Zwangsanstalten.

Gemäß den Anschauungen und Lehren des achtzehnten Jahrhunderts, des Aufklärungszeitalters, berücksichtigten die Humanitätsideale der Gebildeten bloß die menschliche Allgemeinheit, nicht die einzelne Nation und ihre Eigenheiten. Dem Volke war es noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß die Organisation des Staates nur das naturnotwendige Ergebnis seiner Bedürfnisse war und zum Dasein der Nation untrennbar gehörte.

Aus der Notwendigkeit, jetzt die Teilnahme der Massen für die Wiederaufrichtung des preußischen Staates, im Geiste Friedrich Wilhelms I. und des großen Friedrich, zu erwärmen, ihren deutschen Idealismus dazu zu entflammen, ging der Entschluß zu den großen sozialen und politischen Reformen hervor, an denen außer ihrem Haupturheber, dem Freiherrn v. Stein, und dem Staatskanzler v. Hardenberg noch Männer wie Wilhelm v. Humboldt, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen usw. schöpferisch mitarbeiteten.

Sie weckten durch Wort, durch Beispiel und Organisierung schlummernde Talente, gediegene Charaktere, die sich dann im Dienst des Staates als Denker, Politiker, Staatsmänner und Heerführer in einer neuen Tätigkeit bewähren sollten und bahnbrechend bewährt haben.

Daß Stein „die belebende und beherrschende Kraft besaß, in der Mitte dieser Bewegung wirkend, den Talenten ihren Platz zu fruchtbarer Tätigkeit

Digitized by Google

anzuweisen und so die Reformideen in die Wirklichkeit überzuführen",[1]) darin beruhte seine historische Bedeutung. Hardenberg proklamierte ausdrücklich in jener berühmten Denkschrift, die das Hauptprodukt seiner unfreiwilligen Muße nach dem Frieden von Tilsit (1807) war, und ähnlich in einer Rede vor der Notabelnversammlung von 1811:

„Jede Stelle im Staat, ohne Ausnahme, sei nicht dieser oder jener Kaste, sondern dem Verdienste und der Geschicklichkeit und Fähigkeit aus allen Ständen offen.

Jede sei der Gegenstand allgemeiner Aemulation, und bei keinem, er sei noch so klein, noch so gering, töte der Gedanke das Bestreben: Dahin kannst du bei dem regsten Eifer, bei der größten Tätigkeit, dich fähig zu machen, doch nie gelangen. Keine Kraft werde im Emporstreben zum Guten gehemmt."

Und heute? Die erste Reichstagsrede unsers Kanzlers v. Bethmann Hollweg im Herbste 1916 (am 28. September) gipfelt in der Losung: Freie Bahn für alle Tüchtigen! „Die gewaltigen Aufgaben, die auf allen Gebieten des Lebens unser harren," so führt er aus, „bedürfen zu ihrer Lösung aller Kräfte, die in unserm Volke leben. Eine Staatsnotwendigkeit, die sich gegen alle Hemmungen durchsetzen wird, ist es, diese Kräfte, die da sind, im Feuer geglüht, die nach Schaffen und Wirken rufen und verlangen, für das Ganze zu nützen."

Jene Losung: „Freie Bahn für alle Tüchtigen" soll vorurteilsfrei durchgeführt werden, damit „die Starken aus allen Ständen gern und freudig teilnehmen an den Werken des Friedens, wie jetzt am blutigen Kampfe".

Welche Perspektive eröffnet sich für den Fall in unserm nationalen Leben!

Den gleichen, von jener „Staatsnotwendigkeit" eingegebenen Gedanken spezialisiert Hindenburg in seinem Briefe vom folgenden Tage mit der Forderung, „starke Persönlichkeiten aller Parteien als Führer des Heimatheeres hinter Pflug und Schraubstock zu einmütigem Handeln zu verbinden". Und wo verlangt er vor allem starke Persönlichkeiten? Naturgemäß bei den Beamten, den Interpreten des Staatswillens. Denn: „Das Volk will starke, entschlußkräftige Beamte sehen, dann wird es auch selbst stark sein und mancher unbequemen Maßnahme sich beugen."

Die Beamten müssen sich des bitteren Ernstes unserer Lage bewußt sein und ihr durch Tatkraft und Entschlossenheit Rechnung tragen. Es wäre übrigens sehr zu wünschen, daß die Hindenburgsche, mindestens indirekte Kritik nur bei den Beamtenkategorien zuträfe, die der Feldmarschall wirklich nennt. Wie er es tut, der Beamtenwelt „besten Willen, Tatkraft, Unübertroffenheit in ihrer Tüchtigkeit und Lauterkeit" nachzusagen, war in solcher Uneingeschränktheit dem Freiherrn v. Stein nicht möglich. Wiederholt hat dieser seinen Widerwillen gegen das damalige „Beamtenheer", die Bureaukratie, gezeigt. Mehrfach von ihm seit der

[1]) O. Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk (1915), S. 445.

Digitized by Google

berühmten Nassauer Denkschrift vom Juni 1807 variierte Grundgedanken lauten: Der Staat verdirbt im „Formenkram", im Dienstmechanismus und im „Mietlingsgeist" seiner Beamten; er beraubt sich seiner besten Kräfte, wenn ihm der einzelne ferngehalten wird, während dieser zu Egoismus, Genußsucht und Müßiggang oder zu unfruchtbarer Spekulation getrieben wird. Alles, was an sittlicher Tüchtigkeit im deutschen Volke vorhanden wäre, müsse sich im öffentlichen Leben zum allgemeinen Wohle betätigen, die Privattugend sich zum werktätigen und opferwilligen Gemeinsinn erheben, „ein feststrebender, schaffender Geist und ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen" im Staate wirksam werden.

Eine derartige lebendige Neuverbindung des einzelnen Individuums und seiner Kräfte mit dem Staate wird auch heute für das Ganze befruchtend wirken. Sie ist in Aussicht genommen durch das Gesetz über „vaterländischen Hilfsdienst", die sog. „Zivildienstpflicht". Diese fordert jeden männlichen Deutschen vom vollendeten siebzehnten bis zum vollendeten sechzigsten Lebensjahre, soweit er nicht zum Dienste in der bewaffneten Macht einberufen ist, während des Krieges zum vaterländischen Zivildienst ein.

Die amtliche Begründung, welche der Gesetzvorlage beigegeben war, hat, ganz im Stein-Hardenbergschen Sinne, den Grundsatz ausgesprochen: „Die Kraft des gesamten Volkes ist in den Dienst des Vaterlandes zu stellen." „Wer irgend arbeiten kann, mit dem Kopf oder mit der Hand, hat in dieser großen und schweren Zeit kein Recht mehr, müßig zu sein."

Die Gesetzvorlage, ein wichtiges Dokument aus dieser die Zukunft Deutschlands entscheidenden Zeit — „ein Munitionsprogramm ersten Ranges" —, ist, mindestens in den Grundgedanken, nichts anderes als die Weiterausspinnung der Ideen, die Hindenburg in seinem Briefe zwei Monate zuvor ausgesprochen hat. Sein erster Mitarbeiter, der Generalquartiermeister Ludendorff, wird als der tatsächliche Urheber des denkwürdigen Gesetzes genannt.

Es wendet sich an „die verständnisvolle, freiwillige Mitwirkung aller Schichten", an „die freie Ueberzeugung des ganzen Volkes". Darin unterscheidet es sich auf das vorteilhafteste von der Zwangsform, unter der einst in der französischen Revolutionszeit durch den Nationalkonvent, am 23. August 1793, ein manche, allerdings nur äußerliche Aehnlichkeiten bietendes Gesetz durchgebracht wurde, als die Republik allerseits von äußeren und inneren Feinden bedrängt war.[1])

[1]) Dieses Gesetz der sog. „Levée en masse" bestimmte im einzelnen: Die jungen Männer werden kämpfen, die Verheirateten Waffen schmieden, Gepäck und Geschütz transportieren, Lebensmittel bereiten. Die Frauen werden an der Kleidung der Soldaten arbeiten, Zelte machen und ihre gastfreie Sorgfalt den Verwundeten zuwenden. Die Kinder werden aus alten Linnen Scharpie zupfen, und die Greise werden, wie bei den Völkern des Altertums, auf den öffentlichen Plätzen den Mut der jungen Krieger entflammen usw. Die Zwangsrekrutierung trieb den Kern des Bürger- und Bauernstandes zur Waffenpflicht an die Grenzen. Unter Lazare Carnot's Organisationstalent erstanden

Digitized by Google

Nach Hindenburgs ureigenster Beobachtung, die psychologisch besser fundiert ist und einer weit höheren Kulturstufe entspricht, wird mit Zwang „erfahrungsmäßig nur wenig erreicht"; dem Gedanken seines zweiten Briefes gemäß dürfte er wohl nicht zu entbehren sein, aber nur „in verhältnismäßig seltenen Fällen erforderlich werden".

Wie war es doch mit dem „Zwange" zu Beginn der Freiheitskriege? Am 3. Februar 1813 hatte König Friedrich Wilhelm III. jenen berühmten Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägerabteilungen unterzeichnet. Da aber in den mit der deutschen Volkspsyche noch wenig vertrauten Kreisen der Bureaukratie nur geringe Hoffnungen auf diese „Freiwilligkeit" gesetzt wurden, so folgte sechs Tage später die Zwangsverordnung über die Aufhebung der bisherigen Befreiungen von der Dienstpflicht für die Kriegsdauer. Sie konnte nur wie ein kleinlicher Hohn auf die stürmische Volkserhebung aussehen, welche damals mit elementarer Gewalt das Land durchbrauste, den König und alle sonstigen vorsichtigen Zauderer mit sich fortriß. Alles, Gut und Leben, opferte in freudiger, patriotischer Hingebung ein seit sechs Jahren furchtbar mitgenommenes, verarmtes Volk! Viel gefeiert ward die Opfergabe der edlen Nanni von Schmettau, die nur ihr schönes Haar darbringen konnte!

Nicht viel anders ist schließlich unser „Vaterländisches Hilfsdienstgesetz" zur Annahme gelangt, mit einer fast an Einstimmigkeit grenzenden Majorität, die den absoluten Willen des Volkes zum Siege in überzeugendster Weise verkörpert. Gerade die Erinnerung an jene Napoleonische Gewaltherrschaft ist in unserm Volke noch lange nicht erloschen; sie trägt jetzt mit dazu bei, seinen Willen zur äußersten Kraftanstrengung zu stählen, um die Wiederkehr eines solchen Unheils für das Vaterland um jeden Preis zu verhüten.

Durch eine verständnisvolle Ausführung des Hilfsdienstgesetzes, dem Geiste seiner Schöpfer und Anreger entsprechend, wird dem deutschen Volke, soweit es nicht an der Front kämpft und wirkt, eine weite Möglichkeit geboten, die in ihm wohnenden gewaltigen Lebenskräfte glänzend zu betätigen, zum Fortschritt des Ganzen, zum Heil der Nation!

Auf Hindenburgs energische Initiative gehen ebenfalls die neuen Maßregeln über Minderung des Kohlenverbrauchs und die damit zusammenhängenden Einschränkungen in Verkehr und öffentlichen Veranstaltungen zurück, um jeglicher Vergeudung an Kraft- und Verkehrsmitteln vorzubeugen, entbehrliche Aufwendungen zu vermeiden, planmäßig alles auf das notwendigste zu beschränken, überhaupt in allem verständige Oekonomie zu üben.

Jedenfalls führt eine derartige energische Anspannung sämtlicher Kräfte der Nation mit voller Sicherheit stets zu einem über Erwarten starken und nach-

---

aus jener phänomenalen Anspannung der gesamten Volkskraft ungeahnte militärische Talente wie Hoche, Jourdan, Pichegru und Napoleon Bonaparte, dessen aufkeimende Größe die Engländer damals bei Toulon kennen lernen sollten. Bereits am Ende jenes Jahres (1793) war fast ganz Frankreich frei vom Feinde.

Digitized by Google

haltigen Erfolge! Das hat die Stein-Hardenbergsche Periode ebenso wie die angeführte Episode aus der französischen Revolutionsgeschichte vollauf bewiesen. Das sieht Hindenburg, dessen Namensnennung im deutschen Volke stets jubelnde Begeisterung auslöst, mit seinem sicheren staatsmännischen Blicke voraus: „Wir werden siegen, wenn das ganze Volk sich in den Dienst des Vaterlandes stellt," sagte er in seinem Glückwunschtelegramm an den Reichskanzler.

Die amtliche Denkschrift zu der Gesetzvorlage über den „Vaterländischen Hilfsdienst" begründet diese mit dem immer wieder verkündeten Zwecke unserer Gegner, die staatlichen und wirtschaftlichen Lebens- und Entwicklungsbedingungen des deutschen Volkes zu vernichten.

Englands Programm!

Nach dem wohl altbewährten, aber heimtückischen, bereits im Mittelalter gegen die tapferen und königstreuen Bürger von Calais 1346/47 angewandten Rezepte wollen die Briten diesmal gleich das ganze deutsche Volk aushungern.

Dazu dient der Plan, die beiden Ausgänge der Nordsee, einerseits den Kanal, anderseits die nördliche Oeffnung zwischen Schottland und Skandinavien zu schließen. Nicht nur sollte hierdurch die deutsche Flotte an der Operation gegen die westlichen britischen und französischen Küsten verhindert werden. Nach englischer Berechnung wäre zugleich jegliche Zufuhr von Nahrungsmitteln, industriellen Rohstoffen und von Kriegsmaterial zur See nach deutschen Häfen oder über neutrale nach Deutschland damit völlig abgeschnitten.

Tatsächlich hat England unsere Nordküste abgesperrt und unsere Zufuhr über das Meer ziemlich unterbunden, einen großen Teil unserer Seeschiffahrt und unseres überseeischen Handels lahmgelegt, zu dem Zwecke sogar den neutralen Handel vergewaltigt, selbst den eigenen Freunden empfindlichsten Schaden zugefügt. Aber in der Hauptsache ist der völkerrechtswidrige Aushungerungsplan gegen uns völlig mißlungen; er bleibt für die Dauer vereitelt.

In dem Kampfe um die Behauptung seiner Weltherrschaft weiß England sich weitere wichtige Stützpunkte zu sichern, neben denen, durch die es das Mittelmeerbecken im weitesten Sinne bis in die benachbarten Ozeane hinein beherrscht, neben Malta, Zypern, dem Suezkanal, Aegypten, Aden und Gibraltar: Saloniki, Griechenland, Lissabon und Calais, während ihm die Dardanellen, die einst den Anlaß zum Krimkrieg (1854) gegeben hatten, sowie ein festerer Besitz des tatsächlich von ihm schon lange abhängigen Belgien mit Antwerpen vorerst entgangen ist.

Napoleon I., Englands letzter großer Gegner, der das 1793 gegen die französische Republik gerichtete Aushungerungssystem — nach dem Untergang seiner neugeschaffenen Flotte bei Trafalgar im Oktober 1805, nach dem endgültigen Scheitern seines englischen Landungsplanes — nunmehr gegen England in der Kontinentalsperre anwandte — Napoleon I. hat einmal Antwerpen „eine gegen das Herz Englands gerichtete Pistole" genannt. Nach seiner Idee sollte Antwerpen einerseits der Mittelpunkt des von ihm geplanten grandiosen Kanalsystems werden, das, die Seine mit der Ostsee zu verbinden, von Paris über

Digitized by Google

Düsseldorf und Hamburg bis Lübeck gereicht hätte. Anderseits sollte Antwerpen mit dem großen Scheldehafen nicht allein die bedeutendste Handelsstadt des Festlandes, sondern zugleich der stärkste Kriegshafen, das Arsenal Nordeuropas werden, zur Wiederaufnahme seines Riesenkampfes gegen England.

Und nun ist Antwerpen in deutschem Besitz!

Natürlich wird England nicht dulden wollen, daß die unvergleichliche Scheldestadt in deutschem Besitz verbleibe.

Doch gibt es vorerst wenigstens einen Trost für England, Lord Balfour hat ihn Churchill gegenüber zum Ausdruck gebracht: „Antwerpen ist ein schwerer Verlust, aber kein unersetzlicher. Solange wir Calais behaupten, können wir Antwerpen entbehren."

Calais hat bereits 211 Jahre hindurch, von 1347 bis 1558, dem britischen Reiche angehört, es ist nun wieder englisch! Wenn auch vorläufig noch einige äußerliche Formalitäten fehlen, so wird das doch für die Dauer sein, das weiß jeder, der die Geschichte der englischen Politik nach dieser Richtung hin kennt, von der großen Elisabeth bis zu Cromwell, ja bis zu Napoleon herunter.[1])

Aus Calais und Dover, unterirdisch durch den nunmehr von England — nicht mehr, wie einst, von Frankreich — in sichere Aussicht genommenen Kanaltunnel miteinander verbunden, beherrschen von jetzt ab die weithin tragenden Geschosse der englischen Festungskanonen jenen Seedurchgang, den der Engländer bereits seit den Zeiten König Eduards I. (1274—1307) „The English Channel" programmatisch nennt.

Diese Hauptzugangsstraße zur See — von dem größten Teil Frankreichs, von Spanien, dem Mittelmeer, ja von dem größten Teil der übrigen Welt aus nach Belgien und Deutschland — ist in Englands Hand. Im Besitze Calais', wird England uns einen ungeheuren Zwang auferlegen können, nicht nur für den Welthandel, wo es gilt, die gefährliche deutsche Konkurrenz endgültig zu lähmen, sondern auch für unsere Volksernährung, sofern uns nicht, in einem zuverlässigen und festen Bündnis mit der Türkei und Bulgarien kraftvoll behauptet, die Verbindung mit dem Orient zugute kommt, wie sie bereits in dieser Hinsicht durch den „Balkanzug" ausgenutzt und voraussichtlich durch die Bagdadbahn in einer für England zunehmend bedrohlichen Weise bis nach Indien hin weiter fortgesetzt werden wird; ob wir später, etwa in Verbindung mit anderen Seemächten, wirkliche Sicherungen gegen die unerträgliche britische Seetyrannei werden durchsetzen können, das kann erst die Zukunft lehren.

Denn auch die Sperre zwischen Schottland und Norwegen wird England, besonders nach der Vergewaltigung Islands, nach der Anlegung einer Dampffährenverbindung zwischen England und Schweden, nunmehr dauernd zu be-

---

[1]) Vgl. meinen Aufsatz im Juli-Heft der „Deutschen Revue" (1916): „Calais unter englischer Herrschaft (1347—1558), und für das folgende ebenda im Oktober-Heft, gewissermaßen dessen Fortsetzung: „Die politische Bedeutung des jetzt von England betriebenen Kanaltunnelprojekts."

Digitized by Google

herrschen wissen, ohne daß in Friedenszeit unsere Unterseeboote dagegen gebührend in Aktion treten können!

Wichtige Gesichtspunkte für unsere zukünftige Politik vor und nach Friedensschluß ergeben sich aus den Betrachtungen, zu denen diese Konstellation in der „versiegelten Nordsee" Anlaß bietet!

Um Calais den Briten wieder zu entreißen, reichen sicherlich die Kräfte der nächstbeteiligten Nation nicht aus, nämlich die Frankreichs allein. Jetzt seiner männlichen Volkskraft auf absehbare Zeit beraubt, finanziell und wirtschaftlich überhaupt für lange Zeit geschwächt und dazu gerade noch von England abhängig, ist es gegenüber dem Verluste dieses Teils einer Kernprovinz, die eine ganz andere Bedeutung hat, als das ewig strittige Grenzland Elsaß-Lothringen, zur Ohnmacht verurteilt, solange es gegen England lediglich auf sich angewiesen ist.

Soll aber noch während des Krieges, angesichts der geschilderten Zukunftsaussichten, von deutscher Seite eine Aenderung im Besitze Calais' und des anliegenden Teiles Nordfrankreichs herbeigeführt werden, dann haben wir allen Anlaß, die Worte Hindenburgs, die sich ja in erster Linie auf die Volksernährung beziehen, und die Anforderungen des „Vaterländischen Hilfsdienstes" zu beherzigen.

Denn auch hier geht es im Grunde, wie das der erste wirklich kongeniale Nachfolger unseres unsterblichen Moltke[1]) im Vollbewußtsein der wuchtigen Schwere des geschichtlichen Zeitpunktes ausgedrückt hat,

„um Sein oder Nichtsein unseres Volkes und Reiches"!

Schillers Liebe

Eine Seelenforschung

Von

J. v. Pflugk-Harttung

Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als die Gegenwart und das letzte Drittel des achtzehnten Jahrhunderts. Damals herrschte politische und wirtschaftliche Ruhe in Deutschland, desto regere Bewegung aber zeigte das geistige und gesellige Leben. Noch hatten weitschweifige Tageszeitungen das Dasein nicht verflacht, die Reisewut es nicht beunruhigt, die Massenanforderungen und Massenbegehren es nicht abgenutzt, vielmehr trieben Stille und Einförmigkeit zum Lesen, zum Viel- und Ernstlesen und zum Nachdenken. Man vertiefte sich in eine mannigfache Schriftstellerei mit stark lyrischem Grundzuge und tauschte

[1]) Als solchen hat sich Hindenburg wieder durch den geradezu genialen Operationsplan gegen Rumänien erwiesen.

Digitized by Google

seine Eindrücke und Ansichten gesprächsweise und brieflich aus. So unterhielt man sich gern und schrieb viel, zeichnete, musizierte und trieb harmlose Spiele, während der Drang zum Handeln erlahmte. Das Leben der besseren Klasse stellte sich auf feinere, geistige Genüsse ein, die sich bis zum Ueberschwange und zur Empfindsamkeit steigerten. Die Aufklärung rang mit der Ueberlieferung, Sturm und Drang mit Zopf und Schwert, das französische Wesen mit der klassischen Richtung. Es entstand eine Zeit vornehmer Geselligkeit und schwärmerischer Freundschaft, eine Zeit edler Frauen.

Von besonderer Wichtigkeit erwiesen sich die Höfe, zumal die der kleinen Staaten, deren es noch wesentlich mehr als heute gab. Hier gebot der Fürst und die mit ihm zusammenhängende Gruppe des niederen Adels. Ein solcher Ort des kleinen Hoflebens und der abgeschlossenen Geselligkeit war Rudolstadt.

Malerisch zwischen der Saale und talbegrenzenden Bergen hingestreckt, zählte das Städtchen etwa 500 Häuser mit 3500 Einwohnern, teilweise umgeben von einer alten starken Stadtmauer. Ursprünglich völlig unbedeutend, nahm es einen gewissen Aufschwung, seit 1710 die gräfliche Residenz zur fürstlich Schwarzburg-Rudolstädtischen wurde. Auf dem großen viereckigen Markte erhob sich das Rathaus im Renaissancestil und darüber beherrschend das mächtige Schloß, die Heidecksburg. Sie brannte 1735 ab und wurde von 1737 bis 1786 neu aufgebaut und in ihren Staats- und Prunkzimmern zu einem Schmuckstück bester Rokokoarbeit gestaltet.

Das Leben bei Hof und in der Gesellschaft bewegte sich um 1787 in den üblichen Formen. Der Fürst zählte fast achtzig und der dem Rosenkreuzertum ergebene Erbprinz zweiundfünfzig Jahre. Erst dessen zwanzigjähriger Sohn, der spätere Fürst Ludwig Friedrich II., gehörte der neuen Richtung an. Er war ein feinsinniger Mann von klarem Geist und edlem Herzen, der nicht übel zeichnete. In diesem engumgrenzten Kreise lebte die Familie des Oberforstmeisters v. Lengefeld, eines begeisterten Verehrers Friedrichs des Großen, dessen Aufmerksamkeit er durch die selbständigen Bahnen erregt hatte, die er im Forstwesen einschlug. Seine beiden Töchter Karoline und Lottchen wuchsen in halb ländlicher Umgebung als muntere, natürliche Mädchen auf, bis er ihnen vor der Zeit entrissen wurde. Die ältere zählte damals dreizehn, die jüngere erst zehn Jahre.

Man hatte in dem etwas abseits gelegenen Heisenhofe so still vor sich hin gelebt, daß jede Anwesenheit Fremder als „eine leidige Unterbrechung" erschien. Die Erziehung fiel jetzt der Mutter allein zu, einer geborenen v. Wurmb, einer liebenswürdigen, feinfühligen Frau, deren Blick durch die höhere Auffassung ihres Gemahls erweitert war, „die das Leben leicht nahm, ohne leichtsinnig zu sein, und die es gar wohl verstand, für andere zu leben". Mit treuer Sorgfalt ließ sie ihre Töchter sich frei zu geistig vornehmen, innerlich regsamen Geschöpfen entwickeln. Sie lasen Plutarch, Herder, Goethe und andere Schriftsteller, und gewannen dadurch an Tiefe, Ernst und Kenntnissen, ohne ihre jugendliche Frische zu verlieren. Daneben wurde Musik getrieben und gezeichnet. Karoline

Digitized by Google

erschien als die lebhaftere und klügere, sie vertrat mehr den Geist und Willen, Charlotte mehr das Gemüt, sie war häuslicher, bescheidener, „wirkte durch ihr Sein, durch die Geschlossenheit ihres Wesens". Das geringe Familienvermögen bewahrte sie vor Wohlleben. Doch stand die Familie mitten in der Hofgesellschaft; sie galt als vornehm und erhielt vielerlei Besuche, darunter solche von bedeutenden Menschen. Lotte sollte Hofdame werden, wogegen Karoline sich schon sechzehnjährig mit einem Herrn v. Beulwitz verlobte, den sie 1784 heiratete. Ohne Kinder und ohne Zuneigung zu ihrem Manne kam sie ihm niemals nahe. Dagegen blieb das Verhältnis zu Mutter und Schwester ein enges, um so mehr, seitdem sie im Beulwitzschen Hause wohnten. Anderseits faßte Charlotte Liebe zu einem englischen Hauptmanne, der aber 1787 nach Indien abreisen mußte. Diese Tatsachen brachten Mutter und Geschwister nur noch mehr zusammen. Sich selbst genug, lebten sie ihrem Innenleben, wie „verwünschte Prinzessinnen auf Erlösung aus dieser Einsamkeit hoffend".

In diesen eigenartig gestimmten, gewissermaßen vorbereiteten Bannkreis gelangte nun Schiller. Am Abend eines Dezembertages 1787 wurde er von seinem Freunde Wolzogen eingeführt. Draußen herrschte trübes, rauhes Wetter, hier aber begegnete er in traulicher Unterhaltung einer geistig feinen und vornehmen Weiblichkeit, die nicht ohne Einwirkung blieb. Begeistert für alles Hohe und Edle war er doch, wie Dichter fast immer, nicht ohne Sinnlichkeit. Eigentlich überall, wo er gewesen, hatte er Herzensangelegenheiten gehabt, in Stuttgart, in Bauerbach, Mannheim, Dresden und Weimar. Zu dieser Zeit fühlte er sich überarbeitet und vielfach angewidert durch die Enttäuschungen, die in Weimar seiner harrten. Von dem etwas spießbürgerlichen Dresden dorthin übergesiedelt, glaubte er in eine Welt der Ideale einzutreten, voller Anregung und Verständnis für sein Streben, besonders für seinen eben fertiggewordenen Don Carlos. Aber was fand er, dieselbe Philistrosität wie in Dresden: Kälte, Zurückhaltung, Abweisung. Das Hauptgestirn Goethe weilte fern in Italien und wäre auch bei seiner Anwesenheit für den Dichter der „Räuber" schwer zugänglich gewesen. Die Eindrücke wirkten derartig auf Schillers empfängliches, leicht bewegliches Gemüt, daß er, an seiner Befähigung zum Dramatiker zweifelnd, sich der Geschichte und Philosophie zuwandte. So gestimmt reiste er auf Besuch nach Bauerbach zu Frau v. Wolzogen und kehrte mit seinem Freunde, deren Sohn, über Rudolstadt heim nach Weimar. Bei dieser Gelegenheit verbrachte er einen Abend mit den drei Lengefeldschen Frauengestalten. Karoline berichtet über Schillers Anwesenheit am 6. Dezember: „Schiller fühlte sich wohl und frei in unserm Familienkreise. Entfernt vom flachen Weltleben galt uns das Geistige mehr als alles; wir umfaßten es mit Herzenswärme. Dies war es, was er bedurfte, um sich selbst im Umgang aufzuschließen." Wie Charlotte, so befand sich damals auch der Dichter in anschlußbedürftiger Stimmung, in einer unruhigen Hochgradigkeit, die ihn zugänglich für Ehepläne machte. Kurz vorher dachte er daran, Wielands zweite Tochter zu heiraten, obwohl er sie nicht kannte und keine Liebe für sie fühlte. Sehr bezeichnend schrieb er am 19. November 1787

Digitized by Google

seinem Freunde Körner: „Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit. Entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug. Ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude und doch nicht einmal so viel Sinn dafür, um mir sie zu wünschen." Er meint: „Bei einer ewigen Verbindung, die ich eingehen soll, darf Leidenschaft nicht sein." Wir haben hier geradezu die Grundlage, aus der die Zuneigung und Ehe Schillers erwuchs.

Ueber seinen Besuch in Rudolstadt meinte er am 8. Dezember, er habe die „recht liebenswürdige Familie" Lengefeld kennen gelernt. Beide Töchter „sind (ohne schön zu sein) anziehend und gefallen mir sehr". Bezeichnend, daß er gleich in diesem ersten Briefe seinen Gemütseindruck in dieser bestimmten Form, und zwar für beide Schwestern zum Ausdrucke brachte. Er sprach der Familie seine Absicht aus, den nächsten Sommer in der Gegend verleben zu wollen. Der Frau v. Wolzogen äußerte er am 20. Dezember: Ihm sei in Rudolstadt eine „liebenswürdige Familie" begegnet. „Mir wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Notwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte. Wahrscheinlich werde ich aber diese Nachbarschaft nicht unbenutzt lassen und, sobald ich auf einige Tage Luft habe, dort sein." Noch nach Wochen dachte und empfand er derart. Ein bloßer Abendbesuch pflegt auf einen so lebhaften, wechselnden Geist keine solche Nachwirkung zu üben.

Dies alles wird ergänzt durch einen Brief vom 7. Januar: „Dabei bleibt es, daß ich heirate. Alle meine Triebe zu Leben und Tätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eignes sich erfrischen kann ... Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte ..., so ist es um mich geschehen ... Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das einzige, was ich jetzt noch hoffe." Freilich fügt er seinem Freunde Körner hinzu: „Glaubt nicht, daß ich gewählt habe. Ich bin noch ganz frei, und das ganze Weibergeschlecht steht mir offen ... Noch einmal, halte mich nicht im geringsten für gefesselt, aber fest entschlossen, es zu werden." Aehnlich heißt es am 18. Januar 1788: „Ich bin in meiner jetzigen Lage nicht glücklich ..., weil es mir an innerer, gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelt, die nur die Ruhe des Familienlebens ... gibt."

Wenn man solche Bekenntnisse bei einem Dichtergemüte auch nicht zu ernst und unumstößlich nehmen darf, zumal er selber sagt, daß jede Kokette ihn fesseln könne und er Gott bittet, daß er sich „nicht ernstlich verplempere", so zeigt es doch den Gemütszustand, zeigt, wie der Boden für die Ehe innerlich bereitet war. Das einsame Junggesellenleben und die einsame, angestrengte Arbeit erschienen ihm öde, er brauchte seelischen Anschluß an ein weibliches Wesen.

Digitized by Google

Nun verbrachte Charlotte einen Teil des Winters in Weimar und wohnte in demselben Hause, das Schiller einige Zeit beherbergt hatte. Diese Reise ist schwerlich ganz ohne Absicht unternommen. Einerseits sollte Charlotte in nähere Beziehung zur Herzogin treten und durch Wintergeselligkeit die letzten Schmerzen ihrer kurzen Liebe vergessen, anderseits aber auch dort Bekanntschaften machen und erneuern, und zu letzteren gehörte die Schillers. Bald verkehrte der Dichter im Imhoffschen Hause, und schon in den ersten Tagen des Beisammenseins erwuchs die Zuneigung im Herzen Charlottens, die bei ihr wohl noch weniger als bei Schiller seit dem Besuche in Rudolstadt ganz geschwiegen hatte. Wir besitzen über den Zusammenklang der zwei füreinander bestimmten Seelen eine herrliche Quelle in dem Briefwechsel „Schiller und Lotte", der eigentlich gleich von vornherein das Ergebnis ahnen läßt. Anfangs hält Schiller sich, wie fürchtend, etwas zurück. Aber er hofft, das Mädchen zu überzeugen, wie wenig es auf der Unfähigkeit beruht, den Wert ihres Umganges zu empfinden. „Ich fühle, daß dieses Billett Ihnen nicht ganz verständlich sein wird. Aber das hat auch sein Gutes; Sie werden dadurch gezwungen sein, es noch einmal durchzulesen, und um so weniger wird Ihnen dasjenige darin entgehen, wovon ich Sie vorzüglich überzeugen wollte — meiner ehrerbietigen Achtung für Sie." Freilich, wie es mit der Achtung bestellt ist, erweisen die Worte: „Eben zieht mich ein Schlitten ans Fenster, und wie ich hinaussehe, sind Sie's. Ich habe Sie gesehen, und das ist doch etwas für diesen Tag." Wie mußten solche Worte auf ein liebebedürftiges, augenscheinlich gerade in der eingeschlagenen Richtung empfängliches Mädchenherz wirken. Sie enthielten das Geständnis, daß es dem großen Dichter nicht gleichgültig sei. Schiller und Lotte kamen überein, daß er den Sommer in oder bei Rudolstadt zubringen und Lotte ihm dort eine Wohnung besorgen sollte. Offen äußerte der Freund: „Ich freue mich auf den Aufenthalt in Rudolstadt, wie ich mich noch auf wenige Dinge gefreut habe."

Sehr bezeichnend gestaltete sich der Abschied. Da schrieb Lotte: „Leben Sie wohl, recht wohl, wenn ich Sie hier nicht mehr sehen soll, und denken Sie meiner, ich wünschte, daß es oft geschähe." Hierauf antwortete Schiller: „Sie werden gehen, liebstes Fräulein, und ich fühle, daß Sie mir den besten Teil meiner jetzigen Freuden mit sich hinwegnehmen."

Kaum war Charlotte heimgekehrt, als Schiller ihr schon am 11. April mitteilte: „Ein einziger Tag war mir genug, mich zu überzeugen, daß ich unter sehr edlen Menschen wäre. Warum kann man solche glücklichen Augenblicke nicht festhalten! Man sollte lieber nie zusammen geraten — oder nie mehr getrennt werden. Seitdem Sie Weimar verlassen haben, ist die Erinnerung an Sie meine beste Gesellschaft gewesen ... Es ist wesentlich für mich zu wissen, ob Sie das, was Sie mir in so kurzer Zeit geworden sind, nicht lieber zurücknehmen möchten ... Wie wenig sollte es mir kosten, den Bezirk, den Sie bewohnen, für meine Welt anzunehmen ... Haben Sie meiner auch wegen einer Wohnung gedacht? Ich hätte mich nicht unterstanden, Ihnen diesen Auftrag zu

Digitized by Google

geben, aber Sie waren ja so gütig ... Leben Sie recht wohl und erinnern sich zuweilen meiner." Charlotte hoffte: „Wie viele trauliche Stunden werden wir verleben; ich möchte, daß es Ihnen wohl unter uns würde." Schiller erwiderte: „Sie haben aus meiner Seele gewählt."

An Körner schrieb er, er wolle bei Rudolstadt in seliger Abgeschiedenheit leben. Das Lengefeldsche Haus werde ihm den Mangel an Gesellschaft hinlänglich ersetzen, es seien dort schätzbare Menschen von sehr vieler Bildung und dem edelsten Gefühl. „Diesem Zirkel gedenke ich alle Tage einige Stunden zu widmen." Körner hatte schon gemerkt, wo die Glocken hingen, und fragte: „Ist nicht auch ein Interesse des Herzens dabei?" Feinsinnig beantwortete der Freund dies nur mit den Worten: „Sobald sich das Wetter ändert, fliege ich aufs Land."

Im Wonnemonat, im Mai, bezog Schiller seine neue Behausung in Volkstedt. Verständnisvoll hatte Charlotte ihm ein echtes Dichterheim ausgewählt, ein Haus mit Garten, ein ruhiges Eckzimmer mit dem Blick auf Bäume und Kirche, dazu ein freundlicher, besorgter und gebildeter Gastgeber. Schiller hat bis Anfang August in Volkstedt gewohnt, dann siedelte er nach Rudolstadt selber über, wie es heißt, weil der weite Rückweg von der Residenz nach dem Dorfe in kalter Abendluft ihm öfters Unwohlsein zuzog. Da man sich aber erst am Anfange des August, also in wärmster Sommerzeit befand, so wird wohl vor allem der Wunsch obgewaltet haben, dem Gegenstande seiner Zuneigung nahe zu sein. Zeitweise hegte Schiller sogar den Gedanken, sich dauernd in Rudolstadt niederzulassen.

Die Vertrautheit mit den Lengefelds beruhte auf verschiedenen Gründen. Einen der hauptsächlichsten enthüllt Karoline mit den Worten: „Lange hatte Schiller den Reiz eines freien, freundschaftlichen Umganges entbehrt. Uns fand er immer empfänglich für die Gedanken, die eben seine Seele erfüllten. Er wollte auf uns wirken." Als Dichter hatte er den Drang des Mitteilens, und hier begegnete er aufmerksamen, wirklich andächtigen Zuhörern. Während Karoline als die lebhaftere gewöhnlich die Unterhaltung führte, sorgte Charlotte sich hausmütterlich auch um Schillers Gesundheit. Wenn er an einem „bösen Schnupfen" litt, sandte sie ihm durch einen Jungen Backwerk und feinen Tee. Sie erinnerte an die Medizin, „denn Sie sollen immer wohl sein, wünsche ich". Schiller war keine sorgsame Aufmerksamkeit gewöhnt, und so wirkte sie doppelt auf sein Gemüt. Der Gleichklang der Seelen, der gemeinsame Lesestoff, der stete Gedanken- und Empfindungsaustausch hatten ein so inniges Ineinanderleben zur Folge, wie es sonst nur bei Eheleuten obzuwalten pflegt.

Schon von Volkstedt aus besuchte er fast täglich das Lengefeldsche Haus, bisweilen kamen die beiden Schwestern ihm am Saaleufer auf halbem Wege entgegen. Aber von vornherein erscheint auffallend der, man möchte sagen, unsinnliche Zug der Schillerschen Zuneigung. Charlotte war, wie Schiller in seiner ersten Beurteilung vom 8. Dezember 1787 richtig sagte: anziehend, ohne schön zu sein. Sie vertrat zwar das Gemütvolle, aber nicht die Leidenschaft. Fast möchte man an das Lied vom Mädchen aus der Fremde denken: Eine

Digitized by Google

Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit. Schillers Empfinden lenkte sich dadurch in eine gemessene geistige Bahn, äußerte sich als geistige Freundschaft. Karoline schrieb darüber: „Die Zukunft lächelt uns, vom Zauber der Ahnung und Hoffnung umsponnen, und kein Stachel des Verlangens leidenschaftlicher Zuneigung stört den friedlichen Genuß der Gegenwart ... Ruhig und still in seinen tiefsten Kräften ... spiegelt sich die Seele. Auf diesem milden Lichtpfad wollte Schiller das Herz meiner Schwester gewinnen." Diese Darstellung deckt sich mit Schillers Brief vom 27. Juli: „Wir sind einander hier notwendig geworden, und keine Freude wird mehr allein genossen. Die Trennung von diesem Hause wird mir sehr schwer sein, und vielleicht desto schwerer, weil ich durch keine leidenschaftliche Heftigkeit, sondern durch eine ruhige Anhänglichkeit, die sich nach und nach gemacht hat, daran gehalten werde. Mutter und Töchter sind mir gleich lieb und wert geworden, und ich bin es ihnen auch ... Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, doch ist sie dem Verstande subordiniert und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt als ausdrückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen."

Wie man sieht, handelt es sich um freundschaftliche Zuneigung zu allen drei Frauengestalten, mindestens zu den beiden Töchtern. Aber eben deshalb kam Schiller mit der eigentlichen Liebe und einer dadurch bewirkten Erklärung oder Verlobung nicht vorwärts. Schrieb er doch sogar, er suche eine ausschließende Anhänglichkeit an „eine einzelne Person" des Hauses sehr ernstlich zu vermeiden. Der Drang nach dem Besitze Charlottens zeigt sich nirgends. Am 20. Oktober äußerte er: „Mein hiesiger Aufenthalt hat mich mir selbst wieder zurückgegeben ... Fünf Köpfe und Herzen,[1]) die am Ende doch wieder in Eins sich zusammenneigen. Ich kann mich gar nicht mit der Idee versöhnen, daß ich sie einmal wieder verlassen soll."

Der ganze Aufenthalt steigerte seine Lebensfreude und damit seine Schaffenskraft, aber sie trug kein Gepräge der Leidenschaft. Er arbeitete an seiner „Geschichte der niederländischen Revolution", an dem „Geisterseher", seinen Briefen über „Don Carlos", an mehreren Gedichten, an den „Künstlern" und dem „Menschenfeind", an diesem sogar in hervorragendem Maße.

Anders Charlotte. Sie wurde nicht durch eine große Tätigkeit abgezogen und hatte eine entschiedene, wenngleich zurückhaltende Liebe zu Schiller gefaßt, ohne daß sie sie äußern konnte und wollte. So verging die Zeit; Schiller begann ziel- und entschlußlos hinzudämmern, innerlich einzubüßen. Die scharfsinnige Karoline bemerkte das und scheint ihm die Abreise nahegelegt zu haben. Sie äußerte: „Er mußte wieder in die literarische Welt eintreten; das Leben mußte ihn wieder haben." Schiller wird durch einen prächtigen Spätsommertag

[1]) Schiller, die drei Lengefelds und Beulwitz.

Digitized by Google

an die Trennung erinnert: „Er ist hin, dieser schöne Sommer, und viele meiner Freuden mit ihm.“ ... „Dank Ihnen (Lotte) für so viele Freuden, die Ihr Geist und Herz und Ihre liebevolle Teilnahme an meinem Wesen mich hat genießen lassen.“ Wesentlich wärmer schrieb Lotte ihm zum Geburtstage: „Lassen Sie die liebliche Blüte unsrer Freundschaft immer schöner blühen und kein rauher Hauch sie verwehen.“ Vor der Trennung schenkte sie ihm eine selbstgefertigte Zeichnung, eine Vase und einen Blumenstock. Schiller verstand die zarten Winke nicht, sondern meinte von der Zeichnung: „Sie wird mir in stillen Abendstunden das Bild derer zurückrufen, die mir hier so freundlich und wohltätig vorübergeeilt ist ... Könnte ich doch zur Verschönerung Ihres Lebens etwas tun! ... Was könnte ich mehr wünschen, als die lieblichen Gestalten Ihres Geistes anzuschauen.“ So spricht kein Verliebter, daran ändern alle schönen langatmigen Aeußerungen nichts, auch nicht die Worte: „Ich fordere jeden heraus, ob er's besser als ich mit Ihnen meine.“ Selbst seinen Geburtstag, an dem die beiden Schwestern teilnahmen, ließ er unbenutzt vorübergehen. Bisweilen taut er etwas auf, so wenn er schreibt: „Ihr Andenken ist mir teuer und teurer gewiß, als ich Ihnen mit Worten gestanden habe.“ Einem letzten Abschiede weicht er aus: „Ich würde heute einen Spaziergang vorschlagen — doch nein. Es würde mir ein trauriger Spaziergang sein, und besser, wir haben uns gestern für einige Monate zum letztenmal gesehen.“ Er hatte ihr also nichts zu sagen. „Meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir selbst fremd werde.“ Noch im letzten Augenblick, als er den Reisewagen, der die Freundinnen aufnehmen sollte, in die Neue Gasse einbiegen sah, sandte er einen bloßen Gruß: „Denken Sie oft meiner und lassen Sie mich Ihnen nahe sein im Geiste.“

Sein erster Brief aus Weimar vom 14. August besagte: „Mein Herz lebt unter Ihnen.“ So konnte er denn auch an Körner schreiben: „Mein Herz ist ganz frei, Dir zum Troste. Ich habe es redlich gehalten, was ich mir zum Gesetz machte und Dir angelobte. Ich habe meine Empfindungen durch Verteilung geschwächt, und so ist denn das Verhältnis innerhalb der Grenzen einer herzlichen, vernünftigen Freundschaft.“ Wie wenig stimmt dies zu Lottens Aeußerung: „Wir kennen uns erst ein Jahr, und mir ist's, als wären wir immer Freunde gewesen. Ihr Geist war mir zwar nie fremd, denn immer fühlte ich mich zu ihm gezogen, wenn ich von Ihnen las; aber nun ist es doch noch anders. Denn jetzt wird es mir fast unmöglich, meine Freuden ohne Sie zu denken, und so wird's bleiben, nicht wahr?“

Ziehen wir das Ergebnis des Rudolstädter Aufenthaltes. Schiller erwies sich zu durchgeistigt und arbeitsfroh, um seine Empfindungen einheitlich sammeln zu können. Zwischen den beiden Lengefeldschen Töchtern entwickelte sich ein halb unbewußter Wettbewerb, bei dem Charlotte als die aufrichtig Liebende und Hingebende erscheint. Die Familie als solche befand sich in unangenehmer Lage. Zwar achtete und schätzte die Mutter den persönlich edlen Dichter, aber gesellschaftlich mußte ihr und ihren Kreisen dessen steter Verkehr Bedenken er-

Digitized by Google

regen. Wenn sie ihn dennoch zuließ, so geschah es offenbar unter dem Druck der beiden Töchter und weil sie ein Ergebnis erwartete. Immerhin sandte sie Lotte vorsichtig auf einige Tage fort. Nun aber schied Schiller ohne Verlobung. Das war äußerst peinlich, da die Angelegenheit in der kleinen Stadt und der beschränkten Hofgesellschaft Aufsehen gemacht und gewiß zu ausgiebigem, keineswegs immer wohlwollendem Klatsche Veranlassung gegeben hatte. Um Schiller bis zum letzten Augenblick die Möglichkeit zu einer Aussprache zu bieten, blieben die Töchter in Rudolstadt, verließen den Ort dann aber an demselben Tage mit ihm, augenscheinlich, um sich der Beurteilung auf einige Zeit zu entziehen. Da sie eine Meile lang denselben Weg benutzten, wußte der Hausfreund immer noch, wo er sie finden konnte.

Gesellschaftlich war Schillers Verhalten dichterisch frei, naiv und unvorsichtig. Man hat seine Zurückhaltung durch den Mangel einer sicheren Lebensunterlage erklärt. Offenbar hat dies mitgewirkt, gab aber sicherlich nicht den Ausschlag. Gerade wenn solche Verstandeserwägungen ihn bedrückten, durfte er sich um so weniger derartig gehen lassen, wie es geschah, und schließlich hat er sich denn doch ohne feste Einnahme verlobt. Auch die Entschuldigung, daß Lottens Wesen eine gewisse Kühle atmete, ist nicht durchschlagend, denn einmal verhinderte nur ein Zufall die Aussprache. Lotte war gewiß im persönlichen Umgange mädchenhaft zurückhaltend, aber schwerlich mehr; in ihren Briefen erweist sie sich gut, lieb und zutunlich. Die Hauptschuld, wenn von einer solchen überhaupt geredet werden kann, lag an Schiller, den beide Schwestern fesselten und der ihnen gegenüber hin und her schwankte. Die Sinnlichkeit trat ihm bei beiden vor dem Geistigen und Phantasievollen des Dichters zurück. Karoline bot eben mehr dem Geist und Verstand, Charlotte war mehr für Herz und Haus. Aus diesem Zwiespalt kam Schiller in Rudolstadt und auch später nicht hinaus. Ja er dauerte sogar weiter, als er sich am 3. August 1789 gegen Lotte derartig geäußert hatte, daß sie sich als verlobt betrachten mußte.

Selbst da noch blieb das zwieschlächtige Verhältnis. Leider ist uns die Hauptquelle hierfür, die Briefe Karolinens, aus dieser Zeit nicht erhalten, weil Schillers Tochter sie wohlweislich vernichtete. Wir müssen uns deshalb mit den Aeußerungen des Dichters begnügen, aber sie reichen vollständig aus für die Erkenntnis, daß er vor wie nach der Geheimverlobung sich beiden Schwestern ziemlich gleich zugetan fühlte. So heißt es in einem Briefe: „O meine teure Karoline! meine teure Lotte! Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur Euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt Eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet.“ Oder: „Das Leben an Euren liebevollen Herzen ist eines größeren Kampfes wert, als ich ihn noch zu kämpfen habe. Meine Seele schlingt sich um Euch. Könnten meine Arme Euch umfassen.“ Oder gar allein an Karoline: „Meine Glückseligkeit hängt in Deiner Liebe, und Du mußt gesund sein, wenn Du liebst.“ — „Alle meine Gedanken umschlingen Dich, und könnte

Digitized by Google

ich nur, in welcher Gestalt es auch sei — wär' es nur mit diesem Herzen —, um Dich wohnen. Adieu, lieber Engel. Lebewohl."

Es ist nun sehr bezeichnend, wie die beiden Schwestern diese Doppelliebe aufnahmen. Karoline stand ihr offenbar innerlich kühl gegenüber, sie schmeichelte ihrem Verstande, ließ das Herz aber kalt. Dabei erkannte sie klar, daß es in dieser Weise nicht fortgehen könnte. Zwar löste sie die Verbindung mit ihrem Gemahl, Herrn v. Beulwitz, entschied sich dann aber nicht für Schiller, sondern für dessen Freund Wolzogen, dies wohl um so mehr, als sie wußte, daß ihre Schwester für den Dichter jene tiefe Zuneigung hegte, die ihr fehlte. Deshalb ging sie selber daran, soweit sich aus einem Briefe Schillers erschließen läßt, den Freund im Bade Lauchstädt über Lottes Seelenzustand aufzuklären. Bei der Sonderbarkeit der Sachlage aber suchte sie dies der Nachwelt zu verwischen, indem sie in ihren Aufzeichnungen berichtete: „Meine Schwester bekannte ihm ihre Liebe und versprach ihm ihre Hand." Wir sind überzeugt, daß dies eine absichtliche kleine Irreführung ist. — Schiller wird froh gewesen sein, aus dem Schwanken herauszukommen und sich den Weg gewiesen zu sehen. Und doch, wie befremdlich ist sein Verhalten! Er eilt nicht sofort zu Lotte, um sie zu umarmen und ihr seine Liebe zu gestehen, sondern reist ab und erledigt die Sache brieflich. Man kann erwidern, daß er sich nur einen Tag in Lauchstädt aufhielt, aber das besagt nichts, denn für den wichtigsten Schritt seines Lebens pflegt man Zeit zu haben, wenn man will, nun gar, da es sich hier im Notfalle nur um ein kurzes, seliges Stündchen handelte und für Schiller unsers Wissens keine Notwendigkeit einer übereiligen Reise vorlag. Wie er dem letzten Abschied in Rudolstadt aus dem Wege ging, so auch hier der entscheidenden Zusammenkunft. Es ist, als ob Lottens reine Anwesenheit den Dichter befangen machte, er nicht recht wußte, wie er die liebevolle Freundschaft zur Liebe des Bräutigams umgestalten sollte. Es fehlte ihm hier „die Traute", was er ja auch in seinem Verlobungsbriefe zugibt. Dieser ist möglichst gleich nach seiner Abreise geschrieben und besagt: er habe nicht gewagt, sich ihre Liebe zu gestehen. Immer habe ihn der Mut verlassen, sich ihr zu entdecken; er glaubte, dadurch selbstsüchtig zu erscheinen, und fürchtete, ihre reine schwesterliche Freundschaft zu verlieren. „Unsre Freundschaft und Liebe wird unzerreißbar und ewig sein, wie die Gefühle, worauf wir sie gründen." — „Sagen Sie mir, daß Sie mein sein wollen und daß meine Glückseligkeit Ihnen kein Opfer kostet." — „Ich sehne mich nach einem ruhigen Augenblick, Ihnen alle Gefühle meines Herzens zu schildern, die in dem langen Zeitraume, daß diese Einzige Sehnsucht in meiner Seele lebt, mich glücklich und wieder unglücklich gemacht haben."

Jetzt endlich weicht die „schwesterliche Freundschaft" der Liebe, und doch blieb die Zuneigung auch zu Karoline. Es scheint, als ob diese zwar die Flut in die richtige Bahn bringen wollte und auch brachte, aber doch zu weiblich empfand, um ihrerseits ganz zu verzichten. Sie war es, die abriet, daß die Liebenden sich der Mutter entdeckten, worauf diese doch sehnsüchtig gewartet haben wird, weil der bisherige Zustand gerade ihrer durchaus wohlwollenden,

Digitized by Google

aber „korrekten“ Gesinnung unerträglich sein mußte. Dadurch nun aber, daß die Verlobung geheim, eine Herzenssache blieb, konnte Karoline ihren Platz behaupten, und das ist geschehen, wie wir aus den Briefen ersahen.

Charlottes Bescheidenheit lebte in der eingeschlagenen Richtung weiter, gegen die ältere, berechnendere und willensstärkere Schwester zurückzutreten. Auf Schillers Liebesbrief antwortete sie: „Kann es treue, innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt: Sie glücklich zu sehen. Wie freue ich mich, ... Sie, Lieber, in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. Adieu! ewig Ihre treue Lotte.“ Wir haben hier eine tiefgründige, echt frauenhafte Liebe, deren Wunsch ist, den Gegenstand derselben glücklich zu sehen. Damit erkannte sie gewissermaßen Schillers Beziehung zu der Schwester an, diese gehörte zu seinem Glücke. Und so schrieb sie wenige Wochen später: „Es ist mir ein schöner Gedanke, daß Du uns ohne Rücksichten ganz frei Deine Seele vorhältst. Du wirst uns dadurch immer lieber, wenn Du es noch mehr werden kannst. O gewiß, wir werden es nie bereuen, alles Glück unsers Lebens auf Deine Liebe gesetzt zu haben.“ Für eine Braut klingt das befremdlich selbstlos. Schließlich empfand sie denn doch immer deutlicher die Unnatur des Zustandes, freilich wieder auf ihre stille, zaghafte Art: „Bei Deinem Aufenthalt unter uns kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an, und der Gedanke, daß Dir Karoline mehr sein könnte als ich, daß Du mich nicht zu Deinem Glücke nötig hättest, zog mich auch mehr in mich selbst zurück.“ Tiefe, innige Liebe — aber eine solche, die nicht sich selber wägt, sondern vor allem das Glück des Geliebten. Sie zweifelt an sich und an ihrer Befähigung, dieses Glück ganz gewähren zu können: „Könntest Du Dir nicht zu hohe Begriffe von mir machen? Kann ich Dir auch wirklich, so wie meine warme Liebe zu Dir es möchte, Dein Leben verschönern, Lieber?“ Klar erkennt man aus dem allen eine gewisse Eifersucht auf Karoline, freilich keine Leidenschaft; alles ist gedämpft, ist Seele. Aber gerade diese Zartheit des Empfindens trieb die Sache vorwärts, zunächst bei Schiller, dem zunehmend mehr klar wurde, daß er seelisch Charlotten näher stehe. Und auch Charlottes Gefühlswelt wächst sich nun zu einer Art frauenhafter Selbstsucht aus: sie will den Geliebten für sich, für sich allein, wünscht mit ihm völlig vereint zu sein, um ihm die ganze Fülle des Glückes zu bereiten, dessen sie fähig ist. Schließlich machte sie durch ein aufklärendes offenes Wort ihren Sorgen ein Ende.

Fast mehr noch als die Tochter hat die Mutter gelitten, welche sich durch den langdauernden Verkehr des Dichters geradezu in ihrer Hofstellung bedroht sah. Sie wird deswegen mit den beiden Mädchen ernste Auseinandersetzungen gehabt haben, infolge deren Schiller bei seinem zweiten Volkstedter Aufenthalte seine Besuche gewöhnlich nachmittags machte, während Frau v. Lengefeld auf dem Schlosse weilte. Die Abende mußten die Schwestern dann der Mutter widmen. Nach der geheimen Verlobung steigerte sich das Mißverhältnis.

Karolines klarer Verstand erkannte die Wendung im Herzen Schillers und den berechtigten Druck der gesellschaftlichen Anforderungen. Jener Klatsch, der

Digitized by Google

in Rudolstadt eingesetzt hatte, verbreitete sich mit dem wachsenden Ansehen Schillers und der längeren Zeitdauer immer weiter; durch das Mißverhältnis Karolines zu ihrem Manne erhielt er neue, gehässige Nahrung. So machte sie ihrerseits ein Ende und teilte der Mutter das Geschehene mit, worauf auch Schiller dieser am 18. Dezember 1789 den entscheidenden Brief schrieb. Er trägt ein wesentlich wärmeres Gepräge und zeigt, daß der Dichter nach langem Irren und Wirren zur inneren Klarheit gelangt ist: „Ich liebe Lottchen — ach! ... Ihr schönes edles Herz hab' ich durchschaut."

Karolines Eröffnung wirkte wie eine Erlösung auf Frau v. Lengefeld. Sie antwortete: „Dein heutiger Brief hat mich so erschüttert und überrascht, daß ich nicht imstande bin, eine einzige Zeile darauf zu antworten." Endlich, endlich war das lang Erwartete eingetreten: „Ich scheine bestimmt zu sein, in die sonderbarsten Lagen von der Welt zu kommen, ohne einen Freund oder Ratgeber zu haben, dem ich mich anvertrauen kann." Feinsinnig deutet sie hiermit an, was sie gelitten hatte, und so machte sie denn auch Schiller nicht den geringsten Vorwurf, sondern erklärte: „Ja, ich will Ihnen das Beste und Liebste, was ich noch zu geben habe, meine gute Lottchen, geben. Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes, und dieses allein suche ich." Mit diesen Worten enthüllte sie den Grund ihres Verhaltens.

So klang Schillers Liebe harmonisch aus und geriet nicht in Nebenwege wie die Goethes oder gar in die Irrwege des unfeineren und leidenschaftlicheren Bürger.

Fragen der Uebergangswirtschaft und insbesondere der Rohstoffversorgung nach dem Kriege[1]

Von

Geh. Justizrat Prof. Dr. Rießer, M. d. R.

Wenn ich an die Schilderung einer der schwierigsten wirtschaftlichen Aufgaben herantrete, die uns bevorstehen, so muß ich betonen, daß vor allem auf diesem Gebiete die größte Zurückhaltung in der Aufstellung von Thesen und eine noch größere in der Ziehung von Folgerungen erforderlich ist. Denn an der Spitze aller heutigen Erwägungen müssen die Worte stehen: Wir wissen nicht!

Wir wissen nicht, in welchem Zustande unsre Gesamtwirtschaft bei Beendigung des Krieges sich befinden wird und ebensowenig, ob und wann uns die ganze Welt wieder offenstehen wird oder ob wir infolge eines feindlichen

[1]) Nach einem in Wiesbaden im Provinzialverband Hessen-Nassau des Hansabundes am 19. November 1916 gehaltenen Vortrag.

Digitized by Google

Wirtschaftskrieges um jeden Fuß-breit früher offen gewesenen Gebietes kämpfen müssen.

Wir wissen nicht, ob und inwieweit die staatssozialistischen Gedanken, die wir im Kriege notgedrungen haben durchführen müssen, sich — nach den einen wie eine ewige Krankheit, nach den andern wie ein notwendiges Element der Gesundung — auch nach dem Kriege fortpflanzen werden und inwieweit diese zweifellose Gefahr oder Möglichkeit sich noch verstärken wird durch den ungeheuren staatssozialistischen Eingriff, dem wir entgegengehen, den vaterländischen Hilfsdienst, oder durch die etwaige völlige oder teilweise, notgedrungene oder willkürliche, vorübergehende oder auf längere Zeit sich erstreckende Fortdauer einzelner staatssozialistischer Einrichtungen wie gewisser Kriegsorganisationen und Kriegsgesellschaften (Kriegsernährungsamt, Preisprüfungsstellen, Kriegsrohstoffabteilung usw.), oder endlich durch Neuschaffung großer, jene staatssozialistischen Tendenzen fördernder Einrichtungen, wie gewaltiger Staatsmonopole, die zwar unerwünscht sind, aber aus finanziellen fiskalischen Gründen uns kaum werden völlig erspart bleiben können.

Wir wissen nicht, wann der Krieg zu Ende geht, zu welchen Bedingungen der Friede geschlossen werden wird und in welchem Zustande er die Nation vorfinden wird. Die Nation lebt aber schon heute vielfach nicht von den Erträgen ihrer Tätigkeit, sondern von den angesammelten Reserven und häufig wohl bereits vom Kapital, und wir können nicht wissen, wieweit bis zum Kriegsende die Aufzehrung von Reserven bei uns und bei andern Nationen fortgeschritten sein wird, welche letzteren dadurch gleichfalls sowohl in ihrer Produktionskraft, wie, soweit sie als unsre Kunden in Betracht kommen können, in ihrer Kaufkraft schwer leiden müssen.

Wir kennen nicht die Faktoren, von welchen nach dem Kriege, der ungeheuer viel zerstört, aber noch weit mehr von Grund aus umgebildet hat, die Preisbildung und damit Art und Umfang der Güterproduktion und der Güterverteilung und die Möglichkeit der Vermeidung heftiger Krisen abhängen wird. Insbesondere sind wir darüber heute völlig im unklaren, ob, wann und inwieweit bei uns und in den Staaten, mit denen uns nach dem Kriege die Wiederanknüpfung wirtschaftlicher Beziehungen möglich sein wird, die großen Gesetze von Angebot und Nachfrage nach dem Kriege wieder ohne Hemmung in Wirksamkeit treten werden und ob, wann und inwieweit nach dem Kriege der zur Herstellung des Gleichgewichts der wirtschaftlichen Kräfte mit elementarer Naturnotwendigkeit sich abwickelnde Ausgleiche[1]) zwischen Angebot und Nachfrage, also zwischen der Abgabe von Ueberschüssen und der Ergänzung des Bedarfs, sich wird durchsetzen können.

Wir wissen nicht, wie der Arbeitsmarkt nach Beendigung des Krieges aussehen wird, wie rasch sich seine Lücken schließen werden, auch nicht, ob und in

[1]) Ad. Loewe, Der Prozeß der Demobilisation (Mitteilungen der kriegswirtschaftlichen Vereinigung, Berlin, vom 26. August 1916).

Digitized by Google

welchem Umfange und in welchen Teilen der Gesamtwirtschaft Ueberfluß oder Mangel an geschulten Arbeitskräften entstehen wird und ob diese Arbeitskräfte in genügendem Umfange sofort, wenn sie gebraucht werden, zur Verfügung stehen werden.

Wir wissen nicht, ob und unter welchen Voraussetzungen, Begleiterscheinungen und Kämpfen es gelingen wird, den Wagemut und die Initiative frei schaffender Unternehmer überall wieder an den gebührenden Platz zu stellen, jener Männer, die in erster Linie Deutschland groß gemacht und die Waffen und Mittel zum siegreichen Ueberstehen des heutigen furchtbaren Weltkrieges geliefert haben.

Aus diesen oft wiederholten Worten: Wir wissen nicht, folgt, daß wir uns bewußt sein müssen, daß vieles oder alles anders kommen kann, als wir es heute, wo wir notgedrungen nur von den heute uns bekannten oder mit einiger Wahrscheinlichkeit vorauszusehenden Zuständen ausgehen können, uns bei aller Kombinationsgabe vorzustellen vermögen.

Mit diesem Vorbehalt trete ich an die Aufgabe heran und mit dem gleichen Vorbehalt sind meine folgenden — möglichst kurz zu haltenden — Ausführungen aufzunehmen.

In dem Buche über „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung", 2. Aufl. 1913, suchte ich die Kriegspanik zu schildern, die bei Ausbruch eines großen europäischen Krieges einen Fieberzustand erzeugt, der im beschleunigten Pulse und hochgradiger Temperatur der Gesamtwirtschaft zu erkennen ist, deren Fieberkurve rasch zu unglaublicher Höhe hinaufzuklettern pflegt.

Dann tritt langsame Beruhigung ein, insofern das Rennen, Retten und Flüchten, die überhasteten Angstverkäufe und Zwangsverkäufe, die übereilten Kreditkündigungen und die kopflose Einziehung von Hypothekenguthaben und Forderungen, die übermäßigen Kreditnachsuchungen usw. ein langsameres Tempo annehmen oder ganz aufhören. Man findet sich eben nach und nach, in allmählicher Anpassung an das Vorhandene und Unabwendbare, mit der Tatsache des Krieges, insbesondere damit ab, daß nahezu alles, was als sichere Grundlage einer Kalkulation, eines kurz- oder langfristigen Geschäfts im Frieden gelten kann, fehlt oder schwankend geworden oder in sein Gegenteil verkehrt ist.

In diesem Kriege war die Lage der Gesamtwirtschaft dadurch eine noch schwierigere, als sie sich, gewöhnt an Weltverbindungen, Weltmarkt und Weltpreise, von der Höhe des gewaltige Wogen schlagenden, friedlichen Weltverkehrs eines selbst Raum und Zeit durch tausend Wege und Mittel fast überwindenden, mit internationalen Mitteln nationale Ziele verfolgenden Industriestaats, urplötzlich zurückgeworfen sah in die beengte, an freiem Atmen und freiem Handel verhinderte Kriegswirtschaft eines nahezu geschlossenen, isolierten Staates, der sich völlig neue Lebensmöglichkeiten, Wege und Mittel schaffen mußte, um der Nation, mitten im Toben des Krieges, neben der politischen und militärischen auch die wirtschaftliche Existenz zu sichern.

Digitized by Google

Diese Aufgabe wurde dadurch stark erschwert, daß man es leider versäumt hatte, den Krieg auch wirtschaftlich ausreichend vorzubereiten, obwohl es an rechtzeitigen, oft leidenschaftlichen Aufforderungen hierzu und von vaterländischer Liebe und Sorge getragenen Mahnungen, die vielleicht mancher heute nicht ohne Erschütterung wird lesen können, nicht gefehlt hatte.

Trotz alledem hat die wirtschaftliche Heimarbeit der Nation, in Verbindung mit den größten Anstrengungen der Regierungsstellen, das Denkbarste geleistet. Unsre todesmutigen Streiter aber in Armee und Flotte, in den Lüften und unter den Meeren haben einer Welt von Feinden nicht nur standgehalten, sondern sie fast völlig von den heimischen Fluren ferngehalten und durch Besetzung von Belgien, Nordfrankreich, Kurland, Polen, Serbien, Montenegro, denen sich das wortbrüchige Rumänien bald anreihen dürfte, wertvolle Pfänder zur Erringung eines den heldenhaften Anstrengungen entsprechenden Friedens errungen und festgehalten.

In der Heimat haben inzwischen Landwirtschaft, Industrie und Handel alle Einschränkungen, Verbote, Beschränkungen, Beschlagnahmen und Kontingentierungen ohne Murren über sich ergehen lassen; hat die gesamte deutsche Bevölkerung, nicht zuletzt unsre Frauen, die duldenden, schaffenden, aufbauenden und erhaltenden guten Genien unsres hart ringenden Volks, sich allen Entbehrungen, Bedarfseinschränkungen und Verteilungsnöten gefügt; hat die deutsche Industrie von einem Tage zum andern der neuen Lage sich anzupassen und sich völlig umzuschalten gewußt; hat eine Erfindung und eine Entdeckung die andre überboten, um die durch die Abschließung vom Meere fehlenden natürlichen Rohstoffe auf künstlichem (synthetischem) Wege herzustellen oder sie durch Ersatzstoffe entbehrlich zu machen. Alles dies wird ein künftiger Geschichtschreiber vielleicht ebenso zu den staunenswerten Wundern unsrer Zeit rechnen, wie die Großtaten unsrer Schlachtendenker und Heerführer, in erster Linie unsres unvergleichlichen Hindenburg, den Heldenkampf des Grafen Spee und seiner Schar, die herrlichen Taten unsrer Kreuzer, die Fahrt der Möwe, die kühnen Züge unsrer Unterseeboote und Handelsunterseeboote, die todesmutigen Leistungen der Verteidiger unsrer Kolonien, der Helden wie Weddigen, Immelmann und Bölcke, die starben, damit das Vaterland lebe und die leben werden, solange das Vaterland am Leben bleibt.

Wir haben aus diesem Kriege erkannt und werden es, wenn das Gesetz über den vaterländischen Hilfsdienst zur Tat wird, noch weit mehr erkennen lernen, was ein zu gemeinsamer Rettung des Vaterlandes solidarisch verbundenes Volk ertragen und leisten kann. Aber gerade nach allem, was wir jetzt geduldet haben, wissen wir, daß wir nie wieder in einen Krieg, der jetzt nur militärisch und finanziell glänzend vorbereitet war, mit so mangelhafter wirtschaftlicher Vorbereitung hineingehen werden, wissen wir zugleich, daß wir heute sicherlich empfänglicheren Boden für die Mahnung finden werden, daß wir auch nicht in den Frieden eintreten dürfen ohne gründliche Vorbereitung aller alsdann auf uns einstürmenden Fragen.

Digitized by Google

Eine gründliche Schilderung der wirtschaftlichen Vorgänge, wie sie sich in der ersten Zeit nach der Beendigung eines solchen Krieges voraussichtlich abspielen werden, liegt noch von keiner Seite vor, obwohl die hier mitspielenden Kräfte und Erscheinungen wirtschaftlicher, finanzieller, psychologischer und soziologischer Natur ebenso interessant sind wie die sehr häufig dargestellten, in den kritischen Tagen nach Beginn eines Weltkrieges zu erwartenden Vorgänge, mit denen die manches Gemeinsame haben.

Es erhellt zunächst von selbst, daß, wie der einzelne nicht ohne Gefährdung nach langer Nacht urplötzlich das volle Licht des Tages, wie er nach langer Absperrung nicht mit einem Schlage die volle Freiheit wird ertragen können, auch das Volk den Uebergang aus der Kriegswirtschaft eines fast völlig abgesperrten Staates in die Friedenswirtschaft eines in den vollen Weltverkehr wieder eintretenden Industriestaates nicht ohne große Vorsichtsmaßregeln vollziehen kann.

Es ist klar, daß nicht nur im Kriegsbeginn eine Kriegspanik, sondern auch im Friedensbeginn eine Art von Friedenspanik, wenn nicht rechtzeitige Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, in hohem Grade wahrscheinlich ist und daß die Gesamtwirtschaft ohne solche Maßregeln, wie nach dem Kriegsbeginn auch nach dem Friedensbeginn, wenn auch aus anderen Ursachen, in einen Fieberzustand geraten würde, der sehr bedenkliche Nachteile und Gefahren mit sich bringen könnte.

Unsere Wirtschaft wird, worauf man mit Recht von verschiedenen Seiten aufmerksam gemacht hat, nach Kriegsende in vielfacher Beziehung an Hunger zu leiden haben.

Einmal an Lebensmittel- und Rohstoffhunger, da die Vorräte in den meisten Industriezweigen erschöpft sein werden, also die ausländische, insbesondere überseeische Einfuhr von Nahrungsmitteln, Futtermitteln und industriellen Rohstoffen stark begehrt sein wird.

Ferner an Schiffsraumhunger, weil die notwendige rasche Einfuhr eine möglichst rasche und ausgiebige Verfügung über heimische und neutrale Schiffe und Schiffsräume erheischt, die sehr zweifelhaft ist, weil unsre eigenen Schiffe meist weit entfernt und vielfach stark reparaturbedürftig sein, die neutralen aber mehr begehrt als angeboten sein werden.

Endlich an Devisenhunger, weil wir in der ersten Zeit nach dem Frieden vielfach noch nicht, wie in normalen Zeiten, die ausländische Einfuhr mit Waren (Halb- und Fertigfabrikaten) bezahlen können, sondern sie mit voraussichtlich nur in geringer Höhe verfügbaren Auslandswechseln bezahlen müssen, soweit diese Begleichung nicht durch die Verwertung vorhandener ausländischer Guthaben und Wertpapiere möglich sein wird.

Alle diese Dinge hängen übrigens eng zusammen: wir müssen Schiffsräume haben, um Rohstoffe einzuführen, müssen Rohstoffe haben, um Waren anfertigen und damit einerseits die Rohstofflieferungen bezahlen und andrerseits die Arbeiter voll beschäftigen zu können.

Digitized by Google

Wollte nun jeder unmittelbar nach Kriegsende sich auf den freigewordenen Markt stürzen, um, so rasch und so gut oder so schlecht es eben geht, gerade diejenigen Einfuhrbedürfnisse zu decken, die ihm geschäftlich oder wirtschaftlich am Herzen liegen; wollte jeder rücksichtslos und in wilder Hast den Konkurrenten dadurch zu schlagen suchen, daß er, koste es was es wolle, Lebensmittel, industrielle Rohstoffe, Luxusartikel u. a. mehr ohne Beschränkung einführte; wollte ein jeder, der dazu in der Lage ist, alle ihm erreichbaren deutschen und ausländischen Schiffsräume zur Einfuhr von Rohstoffen usw. mit Beschlag belegen, und wollte jeder Industrielle, jeder Kaufmann, jede Aktiengesellschaft zu diesem Zwecke ihren Kredit anspannen, ihre Unternehmungen vergrößern und fremde Devisen in jeder Höhe anschaffen, um die ausländische Einfuhr bezahlen zu können, so würden die größten Störungen, Schäden und Krisen unausbleiblich sein.

Störungen der Rohstoffversorgung und der Rohstoffverteilung deshalb, weil bei derartigem Handeln nicht das Interesse der Allgemeinheit, sondern das Sonderinteresse des einzelnen, nicht die Dringlichkeit des Bedarfs der Gesamtheit, sondern des einzelnen maßgebend sein würde, und überdies nur das der großen, nicht das der kleinen und mittleren Unternehmungen, denen wenig oder nichts zufallen würde.

Störungen im Arbeitsmarkt aber würden unausbleiblich sein, weil bei dem geschilderten Verfahren zunächst nur einzelne Unternehmungen, und diese vielleicht im Uebermaß und plötzlich beschäftigt wären; Störungen im Frachtenmarkt infolge wilder und ungeregelter Konkurrenz der Schiffsraumnachfrage und der dadurch sprungweise steigenden Schiffsfrachtsätze; Störungen endlich in der Entwicklung unsrer Valuta, die schon im Kriege naturgemäß stark gelitten hat und durch ein weiteres Hinaufschnellen der fremden Valutakurse noch mehr geschädigt werden würde.

Aus allem dem wird klar geworden sein, daß ich wohl mit Recht, etwa ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn, am 1. Januar 1915, meine Ueberzeugung dahin zusammenfaßte:

> „Die wirtschaftlichen Früchte selbst eines glänzend gewonnenen Krieges wird nur diejenige Nation ernten können, welche im Frieden den Krieg und im Krieg den Frieden durch rechtzeitige Maßnahmen gründlich vorbereitet hat."

Auf dem Gebiete der Rohstoffversorgung der Industrie, des Handels und des Gewerbes nach Kriegsende wird nach dem Vorgetragenen zur Vermeidung schwerer Störungen und Schädigungen eine Fülle von Maßregeln schon jetzt zu überlegen und vorzubereiten sein:

1. Die allgemeine Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen wird, zumal eine jede vom Reichstage bei seinem nächsten Zusammentreten wieder aufgehoben werden kann, für eine gewisse Uebergangszeit ebenso zu erhalten sein, wie — mit oder ohne Aenderungen — eine Reihe von Kriegsnotverordnungen, z. B. die Befugnis des Richters zur Gewährung von Zahlungsfristen und das (angemessen zu erweiternde) Gesetz über die Ge-

Digitized by Google

schäftsaufsicht, und ebenso einzelne Kriegsnotorganisationen, wie die Darlehnskassen, Kriegskreditbanken und sonstige zur Vermeidung von Kreditkrisen und zur Erhaltung des Realkredits im Kriege geschaffenen Organe und Einrichtungen.

2. Während im Kriege der Staat allein die Führung der gesamten Produktion, des Bedarfs und der Verteilung in der Hand hatte und die Interessenten nur zur Mitwirkung dabei berufen hatte, wird in der Uebergangszeit nach dem Kriege lediglich eine Mitwirkung und eine formelle Leitung oder Aufsicht des Staates erforderlich, die materielle Führung und Initiative aber im wesentlichen den Interessenten zu überlassen sein. Eine gewisse Mitwirkung des Staates ist nötig, damit die einzurichtende Zentralstelle die nötige Autorität besitzt, um eintretendenfalles auch einen gewissen Zwang ausüben zu können.

3. In solchem Sinne wird eine amtliche Zentralstelle für die gesamten Fragen der Uebergangswirtschaft nötig und willkommen sein. Sie ist erfreulicherweise bereits geschaffen in der Gestalt eines Reichskommissars für die Uebergangswirtschaft (Senator Sthamer), dem eine Reihe von Mitarbeitern zur Seite gestellt ist und dem demnächst für die Regelung großer grundsätzlicher Fragen ein Beirat zur Seite gestellt werden wird. Ich hoffe und erwarte mit Sicherheit, daß zu Mitgliedern dieses Beirats, aus dem eine große Anzahl von Unterausschüssen für die einzelnen Warengruppen und Materien gebildet werden soll, auch Vertreter der kleinen und mittleren Betriebe in Industrie, Handel, Kleingewerbe und Handwerk, ferner der Angestellten, Arbeiter und der Verbraucher werden ernannt werden, und daß man Mitglieder der Verwaltung der bisherigen Kriegsgesellschaften, die im wesentlichen zu liquidieren haben werden, nur mit Auswahl in den Beirat übernehmen wird.

Es ist im Reichstage, was ich mir allerdings nicht als praktisch durchführbar vorstellen kann, von amtlicher Seite erklärt worden, daß das Reichsamt für die Uebergangswirtschaft sich im wesentlichen nur mit der Rohstoffversorgung nach dem Kriege (und mit den damit unmittelbar zusammenhängenden Fragen des Schiffsraumes und der Valuta) befassen werde, mit den wichtigen Fragen des Arbeitsmarktes und mit den Kreditfragen aber, jedenfalls zunächst, nur so weit, als sie mit denen der Rohstoffversorgung zusammenhängen oder von ihnen abhängen oder sie beeinflussen.

Was die Kreditfragen betrifft, so wird man gewisse Fragen der Leitung der Reichsbank überlassen können, z. B. die meines Erachtens zu bejahende Frage, ob man nicht noch für eine geraume Zeit nach der Friedenszeit die Zentralstelle für die Devisenregelung fortbestehen lassen muß und ob man nicht das Wiederinkrafttreten der Verpflichtung der Reichsbank, die Banknoten in Gold einzulösen, noch eine geraume Zeit wird verschieben müssen, eine Frage, die meines Erachtens gleichfalls zu bejahen ist. Ebenso wird man die fernere Frage der Leitung der Reichsbank überlassen können, durch welche Mittel dem infolge des 5%igen Zinsfußes unsrer Kriegsanleihen zu erwartenden weiteren Sinken des Kurses unsrer niedriger verzinslichen Staats- und Kommunal-

Digitized by Google

papiere sowie unserer Pfandbriefe und industriellen und kommerziellen Obligationen vorgebeugt werden kann; ferner die sehr wichtige Frage, durch welche Mittel die dringend notwendige Verbesserung des bargeldlosen Zahlungsverkehrs und damit zugleich eine allmähliche Verminderung unserer Banknoten-Ausgabe erreichbar ist und ob und in welcher Weise überhaupt der allmähliche Abbau unserer gewaltigen Kriegs-Papiergeldausgabe rätlich und möglich ist, endlich, in welcher Weise das jetzt in Kriegsanleihen festgelegte Kapital für die gewaltigen Aufgaben der Uebergangs- und Friedenswirtschaft wieder flüssig gemacht werden kann.

Dagegen wird man für die Entscheidung andrer wichtiger Fragen in weitem Umfange Sachverständige aus den Interessentenkreisen mit heranziehen müssen: so für die ungemein erhebliche, oben schon angedeutete Frage, ob und eventuell mit welchen Aenderungen die bestehenden Darlehnskassen, Kriegskreditbanken usw. beibehalten werden sollen; ferner ob und eventuell nach welcher Richtung gesetzliche oder Verwaltungsmaßregeln rätlich und möglich sind, um die nach dem Kriege sofort und in größtem Umfange zu erwartenden, in Emissionen von Wertpapieren zutage tretenden Kreditansprüche des Reichs, der Bundesstaaten, der kommunalen Körperschaften, der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels (einschließlich der Schiffahrt) Deutschlands und seiner Verbündeten sowohl untereinander wie gegenüber den Emissionen auswärtiger Staaten und Gesellschaften zu regeln, und ob es sich etwa empfiehlt, alle Emissionen der Uebergangszeit durch Beschluß und unter Aufsicht einer Zentralinstanz zu kontingentieren.

4. Was die Grundsätze betrifft, die auf dem Gebiete der Rohstoffversorgung das Reichsamt für die Uebergangswirtschaft zu befolgen haben dürfte, so werden folgende voranzustellen sein:

Das Reichsamt wird, wie auch der Staatssekretär Dr. Helfferich in der Reichstagskommission für Handel und Gewerbe, welcher die Fragen der Uebergangswirtschaft überwiesen sind, anerkannt hat, sich das Ziel stecken müssen, sich selbst sobald wie möglich überflüssig zu machen, es wird nur leben dürfen, um sobald als möglich zu sterben. Es wird die staatssozialistische Wirtschaft der Kriegszeit nach Kriegsbeendigung so weit und so rasch wie möglich verschwinden zu lassen haben, damit sie Platz mache der ungehinderten normalen Friedenswirtschaft, dem freien Spiel der Kräfte und dem durch keine Fessel als durch die Rücksicht auf das Gemeinwohl beengten Walten der natürlichen Gesetze von Angebot und Nachfrage. Dieser so rasch als möglich herbeizuführende Zustand, der gemeinwirtschaftliche Gedanke natürlich nie völlig ausschließen kann und soll, muß vorbereitet werden dadurch, daß schon in der Uebergangszeit dem Handel alsbald die ihm gebührende, aber ihm während des Krieges sehr zur Schädigung der Gesamtwirtschaft und oft weit über die Notwendigkeit hinaus vorenthaltene vermittelnde Stellung zwischen Produzenten und Verbrauchern wieder eingeräumt werde.

Digitized by Google

Im übrigen wird das Reichsamt hinsichtlich der Regelung der Rohstoffversorgnng der Uebergangszeit meines Erachtens folgende Grundfragen zu prüfen und zu entscheiden haben:

Zunächst, ob nicht allgemeine Normen darüber aufzustellen sind und aufgestellt werden können, in welcher Weise für die erste Zeit nach dem Kriege der dann zu erwartende überaus starke Rohstoffeinfuhrbedarf, dem voraussichtlich ein erheblich geringeres Einfuhrangebot gegenüberstehen wird, befriedigt werden soll. Man wird im Falle der Bejahung dieser Frage zunächst bei den Gruppen der Lebens- und Futtermittel, den industriellen Rohstoffen und den Materialien für den Betrieb der Maschinenfabriken, soweit es etwa an letzteren fehlen sollte, eine Prioritätsliste aufstellen müssen je nach der größeren oder geringeren Dringlichkeit des für einen kurzen Zeitraum zu berechnenden Einfuhrbedarfs, der bei Luxusartikeln zunächst wohl ganz ausscheiden müßte.

Zuvor aber wird bei allen in Betracht kommenden Branchen in Deutschland, und richtigerweise gleichzeitig auch in Oesterreich-Ungarn, der voraussichtliche Bedarf für den in Frage stehenden kurzen Zeitraum festzustellen sein. Wir werden dabei Rücksicht auf die Tatsache nehmen können und müssen, daß wir vielfach durch Entdeckungen und Erfindungen der Kriegszeit von der ausländischen Einfuhr unabhängig geworden sind.

Ueberdies werden, soweit an eine genaue praktische Durchführung der aufzustellenden Normen gedacht werden kann, auch Regeln über die Verteilung des voraussichtlich zur Verfügung stehenden Schiffsraumes — wenigstens des deutschen — aufzustellen sein, und auch hier werden dieser Aufstellung statistische Aufnahmen oder Schätzungen des für uns voraussichtlich bei Kriegsende verfügbaren Schiffsraumes vorausgehen müssen. Weiter wird unter dem Gesichtspunkte der Besserung unsrer Valuta auch die Frage der Bezahlung der Einfuhr, unter Berücksichtigung unsrer hierfür etwa vorhandenen Auslandsguthaben, zu prüfen und die überaus schwierige Frage zu entscheiden sein, ob sich hierüber praktisch durchführbare Maßregeln, abgesehen von der schon bestehenden zentralen Regelung des Devisengeschäfts, aufstellen lassen.

Es wird ferner im Reichsamt für Uebergangswirtschaft zu erörtern sein, ob der von manchen behaupteten (von anderen aber bestrittenen) Gefahr, daß wir bei Kriegsende vom Auslande mit fertigen Waren überflutet würden, durch eine gewisse Kontrolle dieser Einfuhr oder durch hohe Zölle vorgebeugt werden soll, obwohl wir uns dann voraussichtlich Vergeltungsmaßregeln aussetzen würden, die auch andere Gebiete treffen könnten. Man hat jene Gefahr auch mit Rücksicht auf unsre Valuta für besonders bedenklich gehalten, weil wir, wie schon erwähnt, unmittelbar nach dem Kriege nicht, wie sonst, imstande sein würden, die ausländische Einfuhr von Rohstoffen oder von Waren mit heimischen Fabrikaten zu decken, und man hat zugleich dabei die Frage aufgeworfen, in welcher Weise wir denn diese ganze große ausländische Einfuhr überhaupt zu zahlen imstande sein sollen. Dabei ist aber doch wohl eine große Zahl wichtiger Faktoren nicht genügend in Rechnung gestellt worden. In erster

Digitized by Google

Linie ist daran zu erinnern, daß sehr bedeutende Industriezweige, wie die Metallindustrie und die Maschinenindustrie, der ausländischen Einfuhr überhaupt nicht oder nur in geringem Umfange bedürfen, also ihrerseits durchaus imstande sein werden, dem uns Rohstoffe und Waren einführenden Auslande alsbald nach Kriegsende Ganz- und Halbfabrikate zu liefern. Ferner ist an unsre starken Guthaben im Auslande zu erinnern, die doch wohl nicht völlig durch unsre Schulden im Auslande ausgeglichen oder gar mehr als ausgeglichen werden, und die doch zu einem erheblichen Teile namentlich von denjenigen ausländischen Schuldnern mehr oder weniger rasch nach dem Frieden werden bezahlt werden, die mit uns in Geschäftsverbindung bleiben wollen. Es ist weiter zu erinnern an den noch unverkauften, sicherlich nicht unerheblichen Teil unsrer ausländischen Wertpapiere, von denen doch wohl auch ein nicht kleiner Teil nach dem Kriege sich angemessen verwerten und veräußern lassen wird. Endlich darf nicht daran vergessen werden, daß nicht durchweg Barzahlung zu leisten sein wird, daß vielmehr ohne jeden Zweifel die Tatsache sich in erhöhten Kredit umsetzen wird, daß wir allein von allen kriegführenden Staaten kein Moratorium während des Krieges eingeführt haben, während ein solches sogar von den meisten neutralen Staaten, auch von solchen, die vom Kriegsschauplatz weit entfernt liegen, für nötig gehalten wurde. Und ebenso wird die Tatsache sich kreditfördernd erweisen, daß in Deutschland, anders wie in England und Frankreich, sich die Banken, Sparkassen und Genossenschaften während der ganzen Kriegsdauer allen Anforderungen gewachsen gezeigt haben.

Wir kehren zu unsrem Ausgangspunkt zurück. Das Reichsamt für die Uebergangswirtschaft wird ferner die wichtige Frage zu prüfen haben, ob für die Rohstoffeinfuhr der Uebergangszeit aus dem Auslande (einschließlich der Lebens- und Futtermitteleinfuhr) Einkaufssyndikate seitens der einzelnen Industriezweige zu bilden sind, die dann ein ausschließliches Einfuhrrecht, ein Einfuhrmonopol, unter Ausschluß des bestehenden Einfuhrhandels, besitzen würden, oder ob nur Verteilungsgesellschaften zu bilden sind, welche den Einfuhrhandel bestehen lassen, ihn aber verpflichten, alle eingeführten Mengen des betreffenden Rohstoffes der entsprechenden Verteilungsgesellschaft abzuliefern, welche dann ihrerseits die eingegangenen Mengen unter ihre Mitglieder nach vereinbartem Schlüssel zu verteilen hätte.

Eine neuerdings erschienene Schrift des Vorsitzenden der Bremer Landesgruppe des Hansa-Bundes und stellvertretenden Vorsitzenden des Bremer Verbandes des Einfuhrhandels, Herrn Everhard Gruner (Abdruck einer Rede vom 24. Oktober 1916), legt entschiedene Verwahrung ein gegen jede Zentralisierung und namentlich gegen jede Monopolisierung des Einkaufs auf den Auslandsmärkten und der Einfuhr nach Deutschland, wobei betont wird, daß alle solche Vorschläge vergäßen, daß wir mit dem Augenblick des Friedensschlusses aus der geschlossenen Binnenwirtschaft der Kriegszeit wieder auf den offenen, freien Weltmarkt hinaustreten, „der sich

Digitized by Google

unsrer einseitigen Regelung und Beeinflussung entzieht und unsrer Organisationsversuche spottet". Die Zentralisierung während des Krieges sei unter dem Zeichen des geschlossenen Marktes eine richtige und der Marktlage entsprechende Maßregel gewesen, sie sei aber nach dem Kriege unmöglich und überaus gefährlich; sie bedenke auch nicht, daß während des Krieges im neutralen Ausland sehr erhebliche Vorkäufe zur Lieferung nach Kriegsende abgeschlossen seien, die in überseeischen, zum Teil sogar in europäischen Lägern und Häfen zur alsbaldigen Lieferung nach Deutschland bei Friedensschluß bereit lägen und den ersten und dringendsten Bedarf unsrer Industrie befriedigen könnten.

Ueberdies würden einer zentralen Einkaufsinstanz die persönliche Initiative und Beweglichkeit, die langjährigen Fachkenntnisse und die auf persönlichen Beziehungen beruhenden zahlreichen Verbindungen des Fachhandels mit den Produktionsmärkten und Auslandsmärkten ebenso fehlen wie die Anpassung an den vielgestaltigen Bedarf des inländischen Käufers und Bearbeiters.

Das Gewicht dieser Einwendungen läßt sich nicht verkennen. Man wird sich in der Tat mehr für die Verteilungsgesellschaften aussprechen müssen, die dem Handel freie Bahn lassen, die ferner lediglich eine interne Verrechnungsart der Industrie darstellen und zu deren Bildung der Staat durch irgendwelchen Zwang beizutragen keinen Anlaß hat.

Die Behandlung der hier erwähnten Vorkäufe, über deren Umfang erst eine einzuleitende statistische Umfrage Gewißheit geben kann, ist eine wichtige, aber auch ungemein schwierige Frage, zumal ihre Bezahlung nach Kriegsende eine günstige Entwicklung unsrer Valuta leicht nachteilig beeinflussen und ihre bedingungslose Anerkennung eine gerechte Beteiligung auch der mittleren und kleinen Betriebe an der Rohstoffeinfuhr erschweren oder sogar ausschließen kann. —

Zu vergessen ist endlich nicht, daß wir, zur Verhütung unnötigen und schädlichen Wettbewerbs, in den Fragen der auswärtigen, insbesondere überseeischen Einfuhr, der Einkaufs- oder Verteilungssyndikate und der Valutaregelung in rechtzeitigen Verhandlungen ein Zusammengehen mit Oesterreich-Ungarn, soweit dies irgend möglich, vereinbaren sollten.

So türmt sich hier vor unsern Augen in fast schwindelerregender Zahl Problem auf Problem auf. Aber ich habe keinen Zweifel, daß im Frieden, bei wiedereröffneten Meeren und bei freiem Kopfe dieselben Industriellen und Kaufleute diese Friedensprobleme lösen werden, die im Kriege, bei Ausschluß vom Meere und von Sorgen aller Art bedrängt, alle Kriegsprobleme glänzend zu lösen verstanden haben. In solcher Zuversicht, die getragen wird von dem festen Vertrauen auf den Sieg und die glänzende Zukunft unseres Vaterlandes, lassen wir zum Schlusse das alte Burschenlied in folgenden, etwas abgeänderten Worten erklingen:

Das Haus wird nicht zerfallen,
Es hat keine Not,
Der Geist lebt in uns allen,
Und er besiegt den Tod!

Digitized by Google

Erinnerungen an den Kaiser und apostolischen König Franz Joseph I.

Von

Geh. Rat Julius Baron Wlassics,
k. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes

I.

Unsern verblichenen König sah ich in meiner Kindeszeit in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts gelegentlich einer seiner ungarländischen Rundfahrten. Ich sah ihn im Jahre 1867, als er im Glanze der Krönung den Eid auf die ungarische Verfassung leistete. Ich war sein verantwortlicher Minister beinahe ein Jahrzehnt hindurch und komme jetzt zum Schreibtisch von der Abschiedskundgebung. Von der Abschiedskundgebung des ungarischen Parlaments, wo die Worte jeder Partei, die von den Lippen unsrer Vortrefflichsten im Namen der ungarischen Nation ertönten, darin übereinstimmten, daß Franz Joseph I. ein großer Herrscher, ein großer König war. Nicht die Barmherzigkeit des „De mortuis nil nisi bene" erklang in der einstimmigen Kundgebung des ungarischen Parlaments, sondern das Urteil der Geschichte tat sich in vorhinein kund, so daß Graf Apponyi, derzeit der größte Redner Ungarns, mit Recht zu sagen vermochte, daß von wem sofort, nachdem er zu Grabe stieg, ein bestimmtes Bild sich vor den das Grab Umstehenden erhebt, die Geschichte an dessen Bilde nicht mehr viel ändern könne. Graf Stephan Tisza, Graf Julius Andrássy beschrieben meisterhaft das Bild dieser großen Herrscherepoche, und in dieser großen Epoche das Bild des großen Herrschers. Auf dem Niveau der größten Essayisten charakterisierte Graf Julius Andrássy den großen Herrscher, als er uns in Franz Joseph I. den Staatsmann und sein größtes staatsmännisches Werk, die zwischen Oesterreich und Ungarn errichtete politische Harmonie, darstellte, welche die Anerkennung der ungarischen Souveränität zum Triumph führte, Oesterreich die Verfassung sicherte und die Großmachtstellung der habsburgischen Monarchie auf das feste Fundament dieses doppelten Grundpfeilers stellte.

Andrássy maß den fürstlichen Staatsmann mit dem strengsten Maße des staatsmännischen Wertes. Er maß dessen Herrschereigenschaften mit dem Maße der Individualität, der politischen Grundgedanken und des erreichten Erfolges. Mehr als jedes Pathos, jede Redephrase wiegt die Anerkennung, die er an seiner Bahre niederlegte, als er im Tone des Historikers sprach, denn für die wesentlichen Elemente der menschlichen und politischen Individualität Franz Josephs I. wird dies auch auf den Blättern der Geschichte das feststehende Urteil bilden. Auch die Geschichte wird anerkennen, daß es eines der wesentlichsten Elemente seiner Individualität war, wie er sich bis zum höchsten menschlich erreichbaren Grade der Objektivität, des Ueber-den-Parteien-Stehens dem Gemeininteresse unterordnen konnte. Auch der Historiker wird feststellen, daß sein

Digitized by Google

politischer Grundgedanke auf eine große Individualität schließen läßt, weil er die Herrscherpflichten mit dem Maße seiner Zeit maß und den richtigen Weg traf. Klar prägte sich vor ihm das Prinzip aus, daß nur der verfassungsmäßige Weg die Befriedigung der gesetzlichen und berechtigten Ansprüche der Völker bildet, womit er die Großmachtstellung der Doppelmonarchie zu sichern vermag. Es war ein Leitprinzip seines politischen Gedankenkreises, daß der Herrscher am besten auch den Interessen seiner Dynastie dient, wenn er auf diesem Wege verbleibt und mit der alten, sozusagen überlieferten dynastischen Politik bricht. Deshalb schuf er sein an die Bedingungen der Verfassungsmäßigkeit gebundenes großes Werk des Ausgleichs, deshalb machte er die Lebensinteressen seiner Staaten und Völker zur Achse sowohl seiner Außen- wie seiner Innenpolitik. Diese beinahe übermenschliche, unparteiische Objektivität und der charakterisierte politische Gedankenkreis hielten auch die Probe aus, und beide verknüpft führten auch zu seinem staatsmännischen Erfolg.

In seiner beispiellos langen Herrscherzeit lebte er ein so reiches geschichtliches Leben, wie die Geschichte nur wenige kennt. Vielerlei mußte er erleben, und daß er sich in so vieles hineinfinden konnte, daß er so vieles vergessen, sich an so vieles gewöhnen mußte, sind alles nur mächtige Beweise für seinen großen, geistigen und moralischen Charakter. Er ward ja auch schon im Leben zur legendären Gestalt. Es ward zum Gemeinglauben, daß seine Herrschertugenden nur von seinen menschlichen Tugenden übertroffen werden. Sein treues Pflichtgefühl werde nur von seiner Herzensgüte übertroffen. Größer als sein Gerechtigkeitsgefühl sei nur seine Menschenliebe, leuchtender als sein monarchisches Ehrgefühl, als seine zum geflügelten Worte gewordene Ritterlichkeit sei nur seine Einfachheit. Unter schweren Verhältnissen bestieg er in früher Jugend den Thron, unter welterschütternden Ereignissen stieg er ins Grab. Welcher Unterschied jedoch zwischen den Zuständen jener Epoche, als er den Thron bestieg, und der heutigen Lage, als er seine Herrscherlaufbahn beendete. Damals wirbelten revolutionäre Stürme und seine Völker standen sich gegenseitig im Kampfe gegenüber, jetzt widerstehen sie miteinander verknüpft siegreich im größten Kriege der Weltgeschichte. Er hinterließ auch eine große geistige Erbschaft. Fürsten und Völker können aus derselben lernen, daß auf dem Zusammenfühlen von Krone und Nation das Glück der Staaten ruhe. Nach vielen Leiden war es die glücklichste Epoche unsers Herrn und Königs und auch der Nation, als wir in die blühendste Zeit des Allesverstehens und Allesverzeihens gelangten. Mit dem Verständnis der Seele des ungarischen Volkes verläßt er seine irdische Laufbahn, und dieses Verständnis möge sowohl der Thron wie auch die Nation als ihren teuersten Schatz hüten. Er bleibt in der Weltgeschichte das große Symbol der Herrscher- und Menschenpflichten, und solange es einen Ungar auf diesem Erdboden geben wird, wird er das Andenken unsers großen Königs mit tiefer Ergebenheit und mit den wärmsten Herzensgefühlen umgeben. Dieses Andenken erachten wir als Lebensquelle in der Zukunftsarbeit dieser Nation.

Digitized by Google

II.

Ich entspreche bereitwilligst der ehrenden Aufforderung, aus meinen Rückerinnerungen das eine und das andre aufzufrischen. Ich entspreche damit nur den innigsten Gefühlen meines Herzens, denn all mein Denken und Empfinden ist in diesen Tagen tiefer Trauer nur auf seine edle Gestalt gerichtet.

Am 24. September war ich so glücklich, ihn noch einmal sehen zu können, und er interessierte sich bei dieser Gelegenheit mit solcher Geistesfrische für die großen und kleinen Fragen, daß ich sein so rasch eingetretenes Ableben für unmöglich halten mußte. Mit vieler Herzlichkeit sprach er auch von vergangenen Zeiten. Er erwähnte die 1898er großen Königsmanöver in Buzias, wo ich wochenlang täglich sein Gast bei den militärischen Abendmahlzeiten im „Albrechtszelte" war. Gemütlich bemerkte er: „Sie waren damals mein Hausherr!" Es ist dies so zu verstehen, daß die Buziaser Fundationaldomäne vom Kultus- und Unterrichtsminister verwaltet wird und ich in dieser Eigenschaft auf direkten Befehl Seiner Majestät dahin beordert wurde.

Gibt es wohl irgend jemand, der Gelegenheit hatte, mit unserm König in persönliche Berührung zu kommen, der nicht unter dem Einflusse seiner großen menschlichen Eigenschaften gestanden wäre?

Er wird nicht nur ein Vorbild der Herrscher sein, sondern jedermann kann aus den großen Prüfungen und Leiden seines Lebens lernen, wie man die bittersten Schmerzen überwinden muß. Wer unmittelbar beobachten konnte, wie sehr er sich zu freuen wußte, wenn irgendeine seiner Herrscherentschließungen Beruhigung erweckte und in der Seele der Völker dankbare Gefühle auslöste, wer da sah, mit welcher Geduld er das Gewicht der schwersten menschlichen Schläge ertrug, und wie er damit seine Völker die Ertragung der Leiden gelehrt hat, dessen Seele muß für ewig unter der Einwirkung seiner großen menschlichen und Herrscherindividualität stehen.

*

Ich habe so viele Rückerinnerungen an ihn, daß sie sich in meinem Gehirn förmlich kreuzen. Es ist natürlich, daß ich mich an jene Schranken halten muß, welche mir meine Pflicht stellt. Ich vermeide aber auch in diesen Zeilen mit der größen Vorsicht alles, womit ich jene Grenzen überschreiten würde, wo die Veröffentlichung bereits ein Fehler wäre. So wie es ein Fehler, eine Pflichtverletzung wäre, von allem zu sprechen, ebenso wäre es ein Fehler, über alles zu schweigen, denn dann würden manche kleinen, aber charakteristischen Züge verloren gehen, die seine große Gestalt, seinen geistigen und moralischen Charakter noch tiefer in das Herz, in die Seele eindringen ließen.

Während meiner fast ein Jahrzehnt währenden Amtstätigkeit als Minister hatte ich öfter, als dies gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, Gelegenheit, vor dem verewigten Herrscher zu erscheinen, denn in die Zeit meiner Amtsführung fällt die Reihe der zur Feier des tausendjährigen Bestandes Ungarns veranstalteten Millenniumsfestlichkeiten, bei welchen mir innerhalb des Geschäftskreises des

Digitized by Google

Kultus- und Unterrichtsministeriums viele Aufgaben zufielen. In die Zeit meiner Amtstätigkeit fällt auch die Periode des legislatorischen und exekutiven Abschlusses der kirchenpolitischen Reformaktion, welche dem unter meiner Leitung stehenden Ressort gleichfalls viele wichtige Aufgaben stellte, die eine möglichst innige Berührung mit dem Monarchen notwendig machten.

Es gereichte dem Monarchen zur großen Beruhigung, und er gab mehr als einmal seiner Freude darüber Ausdruck, daß die Durchführung der kirchenpolitischen Gesetze gelungen ist, ohne daß es größere Schwierigkeiten gegeben hätte, und einmal, als ich ihm meldete, daß die kirchenpolitischen Gesetze die religiösen Gefühle nur zu neuem Leben erwecken und das Glaubensleben auf der ganzen Linie steigern, bemerkte er: „Es hat aber viele gegeben, welche die entgegengesetzte Wirkung befürchteten, und daß die befürchtete Gefahr nicht eingetreten ist, wird jetzt versöhnend wirken."

Ebenso erschien ich oftmals vor dem Monarchen vor der Unterbreitung des Gesetzentwurfes über die Regelung der Bezüge der Geistlichen, die ihn auch in den kleinsten Einzelnheiten interessierten. Er gab seiner großen Freude darüber Ausdruck, daß die Vorlage nicht einzelnen Konfessionen Privilegien erteilt, sondern die Frage auf der Grundlage der Rechtsgleichheit löst. Es gab für ihn kein wichtigeres Prinzip als das „quod uni justum, alteri aequum". Er wachte mit der größten Skrupulosität darüber, daß irgendeine Verfügung nicht in Konflikt mit dem Gesetz gerate. Seine verfassungsmäßige Auffassung war seit dem Ausgleich musterhaft. Niemand achtete die Gesetze so genau wie er. Wenn der referierende Minister seinen Standpunkt mit Berufung auf ein Gesetz stützen konnte, dann machte er sich diese Auffassung trotz aller entgegengesetzter Strömungen unter Betonung seiner Achtung vor den Gesetzen zu eigen. Anderseits geschah es nicht nur einmal, daß er die Frage aufwarf, ob die geplante Verfügung mit der einen oder andern Stelle des Gesetzes im Einklang stehe.

Fast allgemein bekannt ist sein bewunderungswürdiges Gedächtnis. Ich habe oft erfahren, daß er sich auch an die geringsten Details längst unterbreiteter Angelegenheit erinnerte.

Einen großartigen Beweis dafür gab er einmal, als von der Ernennung eines Bischofs „cum jure successionis" die Rede war. Bei dieser Gelegenheit setzte er den kirchenpolitischen und staatsrechtlichen Stand dieser ganzen Frage auseinander; er erinnerte sich noch an Fälle, die sich vor Jahrzehnten zugetragen haben; ja, damit mir die auf die Präzedenzfälle bezüglichen Dokumente zur Verfügung gestellt werden können, gab er selbst sofort auch die genauen Daten zur Auffindung dieser Dokumente an.

Die Vermehrung der Gymnasien sah er nicht gerne. Nicht, als ob er gegenüber dieser bewährten Institution der klassischen Bildung eine Antipathie hegte, er hielt nur das Ueberwuchern des geistigen Proletariats nicht für heilsam und hätte gern die Berufswahl der Jünglinge proportioneller gestaltet. Unzähligemal lenkte er seine Aufmerksamkeit darauf, ich möge doch dahin wirken, daß die ungarische Jugend eine reale Laufbahn auf dem Gebiete von Industrie

Digitized by Google

und Handel oder die militärische Laufbahn betrete. „Die jungen Leute in Ungarn," sagte er, „haben eine ausgesprochene Vorliebe für die Beamtenkarriere. Hier zeigt sich dann eine gewisse Hypertrophie." — „Die Gymnasien werden vermehrt," sagte er mir ein andermal, „weil das Qualifikationsgesetz auch bei der Besetzung kleiner Amtsstellungen die Gymnasialvorbildung erfordert."

Einmal, als er von der Gründung mehrerer Bürgerschulen Kenntnis nahm, machte er die Bemerkung: „Ich weiß, weshalb die Bürgerschulen sich jetzt so stark vermehren. Sie ersetzen nämlich das Gymnasium. Man lehrt auch dort die lateinische Sprache, so daß dann der Uebergang in die oberen Klassen des Gymnasiums sehr leicht ist." Als ich diese seine Ansicht bekräftigte, legte er mir wieder ans Herz, ich möge, soweit es in meiner Macht liege, dahin wirken, daß die ungarischen Jünglinge nicht ausschließlich die Lateinerlaufbahn betreten. Es war eine weise väterliche Fürsorge, die nicht genug beachtet werden kann, die ihn zu dieser Mahnung bewegte. Denkwürdig bleibt mir auch, wie ich dem Monarchen einen damals noch sehr kühn erscheinenden Reformvorschlag empfahl, die Frauen in gewissen Schranken zur medizinischen und philosophischen Fakultät sowie auch zur Apothekerlaufbahn zuzulassen. Ich setzte auseinander, daß es nicht meine Absicht sei, lange Enqueten zu halten; ich wolle die Reform auch nicht auf legislatorischem Wege durchführen; in unserm Rechtssystem lasse sich dies auch mit einer königlichen Verordnung machen. Ich gestehe, daß ich die Entscheidung des Monarchen mit einer gewissen Besorgnis erwartete, um so mehr, als zu der Zeit, da ich diesen Vorschlag erstattete, die Reform auch in Oesterreich noch nicht durchgeführt war. Zu meiner großen Freude erhob er nicht die geringste Einwendung. Ja er selbst sagte, die Reform sei eine solche, die kein einziger gebildeter Staat vermeiden könne. Er kannte genau den Stand der Frauenfrage in ganz Europa, und besonders gefiel es ihm, daß aus den Frauen auch Aerzte werden können, weil dies mit der weiblichen Natur in vollständigem Einklang stünde.

Ich begleitete ihn unzähligemal auf Kunstausstellungen. Er war ein großer Kunstfreund. Er genoß schöne Kunstwerke mit wahrhafter Lebensfreude. Besonders lieb war ihm unter den ungarischen Malern Julius Benczur, den er in seinem Atelier oft aufsuchte, auch dann, wenn er nicht von ihm gemalt wurde. Sein Kunstgeschmack konnte sich mit den Uebertreibungen der Sezession nicht befreunden. Doch hätte er darum nie erlaubt, daß man die Freiheit der Kunst unterdrücke. Auch bei den staatlichen und seinen eignen Einkäufen, wenn er auch für eine besondere Richtung Vorliebe hegte, ließ er die wirklich begabten Vertreter der neuen Richtung nicht ausschließen. Mit Verwunderung erwähnte er einmal, daß ein oppositioneller Abgeordneter in einer Kommission den Vorschlag machte, das Parlament möge die Kunstdotation dem Minister nur dann votieren, wenn er keine Bilder der neuen Richtung kaufe. Wie sehr er auch persönlich den Uebertreibungen der neuen Richtung abgeneigt war — er hätte durch diesen exklusiven Standpunkt die Freiheit der Kunst verletzt gesehen. Mehr als einmal bemerkte er vor dem einen oder andern übersezessionistischen Bild

Digitized by Google

mit scherzhaftem Ton: „Nun, diese Bilder wird Graf X kaufen.“ Der Genannte war einer unsrer vornehmsten polnischen Magnaten, und es wurde tatsächlich von ihm scherzweise behauptet, daß, wenn sich irgendein unmögliches sezessionistisches Bild auf der Ausstellung befinde, dasselbe von ihm gekauft werde.

Ich hatte Gelegenheit, Zeuge zu sein eines hervorragenden Beispiels jener seinen seelischen Charakter ausprägenden, tatsächlich sich fast zu einem abstrakten Begriff steigernden Objektivität, die er auch in großen Dingen stets betätigte. Auf der Ausstellung war ein die „Arader Märtyrer“ darstellendes, auch künstlerischen Anforderungen standhaltendes Bild. Der König ließ wissen, daß er die Ausstellung besuchen werde. Hierauf große Verlegenheit. Wir hatten wahrlich den König so lieb, daß wir ihn vor jedem unangenehmen Gefühl verschonen wollten. Was wird er fühlen, wenn er das Bild erblickt? Viele drängten auf die Entfernung des bereits seit längerer Zeit ausgestellten Bildes. Die Entfernung wäre aber als Verletzung der nationalen Verehrung gewiß wochenlang von der Presse erörtert worden. Und in Anbetracht des großen Charakters Seiner Majestät hätte wohl niemand mehr gezürnt als gerade er, wenn wir durch kleinliche Täuschungsmittel das Bild für die Dauer der Besichtigung entfernt hätten. Aufrichtigkeit forderte er vor allem. Ich wählte den geraden Weg der Aufrichtigkeit, und wahrlich, Seine Majestät, obschon er von dem Bilde wußte, erschien mit einer so vornehmen Geste, wie sie nur seiner alles verzeihenden und alles vergessenden Seele zu eigen sein konnte, auf der Ausstellung. Und er wandte sich von dem Bilde nicht ab, wie es die meisten seine große Objektivität entbehrenden Fürsten getan hätten, und — obzwar wortlos — betrachtete er es dennoch wie die andern Bilder.

Niemals sah ich den Monarchen in so guter Laune und heiterer Stimmung als anläßlich der Buziaser Manöver. Er war damals ganz in seinem Element, man sah ihm an, daß er von ganzem Herzen Soldat war. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend bewältigte er die mühsamsten Strapazen, obgleich er damals schon achtundsechzig Jahre alt war. Von den auswärtigen Militärattachés klagten manche, daß sie in seinem Gefolge kaum nachzukommen vermögen, so rasch reite er und so lange halte er im Trab. Jeden Abend fand das einfache Abendessen nach ungarischer Küche im berühmten „Albrechtszelt“ statt. Dort versammelten sich Erzherzog Franz Ferdinand, dem ein so tragisches Schicksal zuteil geworden, ferner der verstorbene Erzherzog Josef, die Erzherzoge Franz Salvator und Leopold Salvator sowie seine ihm am nächsten stehenden Getreuen: der damalige Generalstabschef Graf Beck, der Landesverteidigungsminister Baron Geza Fejervary und Kriegsminister Freiherr v. Krieghammer. Während des Abendessens sorgte in der Regel Baron Fejervary dafür, den Monarchen angenehm zu zerstreuen, der an den sprühenden Bemerkungen und lustigen Anekdoten Fejervarys seine herzliche Freude hatte. Dieser, der in der Nähe des Monarchen saß, hatte den Weg gewählt, seine Anekdoten, dem Grafen Beck zugewendet, so zu erzählen, daß auch der Monarch sie hören könne. Nach dem Souper fanden gewöhnlich militärische Besprechungen statt, und es wurde das Programm für den nächsten

Digitized by Google

Tag verkündet. Ich erinnere mich noch, wie der spätere Oberkommandant der ungarischen Landwehr, General der Kavallerie Klobucar, in einer bravouröſen Attacke damals große Anerkennung fand und der Monarch ihn mit dem größten Lob erwähnte.

Ich sah damals den Monarchen wirklich glücklich, und er erwähnte mit Freude, daß er sich in acht Tagen zu den Manövern nach Nordungarn begeben und einen Tag auch am Csorbasee in der Villa des alten Josef Szent-Ivany verbringen werde.

Wie wenn aus heiterem Himmel, den plötzlich finstere Wolken bedecken, ein Blitz niederfährt, so traf einige Tage später das Verhängnis uns alle, in erster Reihe aber unsern heißgeliebten Herrscher. Die Genfer Katastrophe trat ein, Königin Elisabeth wurde das Opfer eines wahnwitzigen Mörders. Einige Tage nach der Beisetzung der Königin mußte ich in einer schon vor dem Todesfall anberaumten Audienz beim Monarchen erscheinen, und so sah ich ihn auch in seinem tiefen Schmerz, aber ungebrochen. Seine fast übermenschliche Seelenstärke erfüllte mich mit Bewunderung. Er interessierte sich für alle Einzelheiten der Ressortangelegenheit, in der ich bei ihm erschienen war. Ich hielt für das Schicklichste, von dem Trauerfall zu schweigen. Als ich aber meinen Vortrag beendet hatte, sagte der Monarch, bevor er mich entließ: „Ich billige es, daß Sie in den Schulen einen Elisabethgedenktag eingeführt haben. Denn das Andenken der Königin ist der größten Pietät würdig."

Es ist mir eine unvergeßliche Erinnerung, wie gewiß für alle andern, die zugegen waren, als der Monarch an dem anläßlich der Millenniumsfestlichkeiten veranstalteten großen Landeswetturnen der Schuljugend teilnahm. Dieser große Aufzug, der Herz und Augen erquickte, fand unter Teilnahme von etwa zehntausend Jünglingen statt. Als bei den Freiturnübungen die nach vielen Tausenden zählenden Arme sich wie auf ein Kommando in die Luft streckten, entlockte dieser Anblick quellender jugendlicher Kraft den Augen des Herrschers, der die Jugend so sehr liebte, Freudentränen. Als dann die Jungen, ihre Mützen in die Luft werfend, aus abertausend Kehlen in ein Eljen auf den König ausbrachen und die Spitzen der ungarischen Gesellschaft mit der Jugend zugleich die ungarische Nationalhymne anstimmten, wandte sich der König zu mir, der ich in der Loge neben ihm stand, und sagte: „Das ist wirklich herzerhebend!" In der Loge befand sich auch Baron Geza Fejervary, und wir standen dort von 3 bis 6 Uhr nachmittags, weil der Monarch sich nicht setzte. Ja, als man ihm um 5 Uhr meldete, daß die Zeit da sei, um sich zum Diner zu entfernen, antwortete er, daß er seinen Aufenthalt bei dem Wetturnen um eine Stunde verlängern wolle, eine Verfügung, von welcher man in den Hofkreisen damals sagte, daß der Monarch sie nur in den seltensten Fällen treffe. Auch dies zeigt, wie sehr er die Jugend liebte, wie sehr er von dem Gefühle durchdrungen war, daß die Jugend, die er in strammer männlicher Haltung vor sich sah, gern bereit sein werde, zur Zeit großer Prüfungen Leben und Blut für König und Vaterland zu opfern. Er täuschte sich auch nicht. Wenn die große Welterschütterung auch

Digitized by Google

nicht zu Ende ist, so ließ ihn die Vorsehung noch erleben, daß er die Kraft jener jugendlichen Arme in diesem Kriege sehen konnte. Er konnte noch Zeuge jener entschlossenen Hingebung sein, mit welcher sie in der Verteidigung von König und Vaterland auf die Feinde des Landes und der Dynastie niedersausten. Er konnte das kräftige brüderliche Zusammenhalten von Oesterreich und Ungarn erleben und sehen, daß der Ausgleich, dieses größte Werk in der Reihe seiner staatsmännischen Schöpfungen, die Großmachtstellung der Monarchie nicht geschwächt, sondern gekräftigt hat und eine feste Bürgschaft dafür bildet, daß Oesterreich und Ungarn einander wirklich verstehen, daß einer sich an dem Kräftezuwachs des andern erfreut und daß, wenn sie so im Glück und Unglück fest zusammenhalten und ausharren, die Monarchie ihren weltgeschichtlichen Beruf ruhmvoll erfüllen könne.

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

IV.

Mit der Entlassung Bismarcks im März 1890 sind die Beziehungen Kardorffs zu ihm in ein neues Stadium getreten. Hatte Kardorff dem ersten Kanzler nach dessen eigenem dankerfüllten Ausspruch in dem Vierteljahrhundert von 1866 bis 1890 immer geholfen, wo und wie er nur konnte, so galt es jetzt, nachdem Bismarck das Staatsruder aus der Hand gelegt hatte, ihm die Treue zu wahren und sein geistiges Erbe zu hüten. Es wurde damals einsam um den Gestürzten in Friedrichsruh, so einsam, daß er in bitteren Worten klagte: „Niemand von meinen Gefährten in der Politik, niemand von meinen Bekannten führt mich durch seine Besuche in Versuchung.“ Bismarck hätte sagen dürfen: mit einigen ganz wenigen Ausnahmen. Kardorff gehörte zu diesen Ausnahmen. Er weilte am 20. März bei dem Fürsten, als ihm die Abgesandten des Kaisers die Entlassung überbrachten; er ging schon folgenden Tags wieder zu ihm und erfuhr da eine Menge Details, die er der Gattin nicht schriftlich mitzuteilen wagte; er besuchte den Einsiedler von Friedrichsruh dann um die Mitte Juni, wo er lange bedeutungsvolle Gespräche mit ihm führte; er ist in der Folge noch öfter nach dem Ruhesitz des Fürsten, immer freudig willkommen geheißen, gefahren; auch der schriftliche Verkehr ist nie ganz abgerissen. Kardorff war und blieb einer der Getreuesten unter den Getreuen des Altreichskanzlers. Seine Treue, die auch nicht einen Augenblick gewankt hat, war vollkommen frei von selbstsüchtigen Hintergedanken: deutsche Treue im höchsten Sinn des Wortes.

Digitized by Google

Gerade in den erschütternden Tagen der Krise zeigte es sich, wie hoch Kardorff über den Anwürfen des konservativen Parteiführers v. Rauchhaupt stand, der in ihm 1888 nur eine „reine Kreatur der Wilhelmstraße" sehen wollte;[1]) eine „Kreatur" würde sicherlich nichts Eiligeres zu tun gehabt haben, als das sinkende Schiff zu verlassen und sich den neuen Sternen zuzuwenden. Vollkommen fern lagen Kardorff auch die klugen und behenden Gedankensprünge eines nationalliberalen Parteiführers, der unmittelbar nach Bismarcks Entlassung die Parole ausgab: „Wir müssen den sterbenden Löwen für uns ausbeuten." Kardorff hat, wie immer in seinem Leben, so auch nach Bismarcks Sturz, nicht nach rechts noch links, nicht nach oben noch unten, nicht auf den eignen Vorteil, nicht auf den seiner Partei geschaut; er sah in diesem trauervollen Moment nur den großen Heros des deutschen Volkes, der unbeschadet mancher Mißgriffe in der inneren Politik doch Deutschland in den Sattel gehoben und es dahin geführt hatte, daß es einig, groß, mächtig und gefürchtet unter den Völkern dastand. Dabei war Kardorff, trotz aller leidenschaftlichen Wärme seiner Verehrung, gerecht und unbefangen genug, um zu erkennen, wie viel Schuld „leider" Bismarck selbst daran trug, daß der junge Kaiser sich von ihm abwandte. Er brachte zunächst auch dem Nachfolger Bismarcks, General v. Caprivi, Achtung und Vertrauen entgegen, Empfindungen, die sich erst mit der Zeit in ihr Gegenteil verkehrten. An dem Mißverhältnis zwischen Wilhelm II. und Bismarck hat Kardorff mit unzähligen Patrioten schwer getragen. Wir werden noch sehen, daß er sein Möglichstes getan hat, um zwischen beiden ein „soziales Verhältnis" wiederherzustellen, und daß kurz vor dem jähen Bruch, der im Juni 1892 zwischen der Berliner Regierung und Bismarck eintrat, eine Versöhnung, dank Kardorffs Bemühungen, nahegerückt schien.

Vorerst mögen die Mitteilungen aus Kardorffs Nachlaß, bei denen zu den Briefen an die Gattin nunmehr die Korrespondenz zwischen Bismarck und Kardorff als wertvollste Ergänzung tritt, bis zum Ende des Jahres 1891, wo sich durch die Verabschiedung des österreichischen Handelsvertrages ein natürlicher Abschluß ergibt, geführt werden. Wir heben aus den Briefen Kardorffs an seine Gemahlin als besonders bedeutsam den Bericht über den Besuch in Friedrichsruh am 14./15. Juni 1890 und den Bericht über das Kaiserdiner bei dem Finanzminister Miquel vom 14. Januar 1891 heraus; im übrigen hat fast jeder der Briefe, zumal aus der Zeit der Beratung der Handelsverträge, Interesse. Aus der Korrespondenz Bismarcks mit Kardorff, auf deren Anlässe hier ein wenig näher eingegangen sein mag, behandeln die ersten Briefe die Frage der Reichstagskandidatur Bismarcks. Es ist bekannt, daß schon bald nach der Entlassung des Kanzlers die Erörterung darüber einsetzte. Bismarck selbst gab das Signal, indem er am 19. April 1890 in dem ersten der vielen Artikel, die er in den „Hamburger Nachrichten" inspirierte, zu verstehen gab,

[1]) Rauchhaupt an Freiherrn Wilhelm v. Hammerstein, 19. August 1888. Leuß, Wilhelm Freiherr v. Hammerstein, S. 72.

Digitized by Google

daß er in gegebener Frist ein Mandat zum Reichstag annehmen werde.[1]) In demselben Sinne äußerte er sich im Mai zu ausländischen Journalisten, die ihn in Friedrichsruh aufsuchten.[2]) Indessen machte er von der ersten Gelegenheit, die sich ihm bot, keinen Gebrauch. Es handelte sich um den Wahlkreis Kaiserslautern, der durch die Ernennung Miquels zum Finanzminister (24. Juni) freigeworden war. Bismarck äußerte sich darüber am 9. Juli[3]) zu dem Herausgeber des „Frankfurter Journals", Julius Rittershaus: „Mir ist diese Kandidatur nahegelegt worden, d. h. man hat mich von vertrauter Seite aus sondiert, ob ich das Mandat übernehmen wolle. Ich bin im Prinzip nicht gegen ein nationalliberales Mandat, aber ich hielt jetzt den Zeitpunkt nicht für geeignet, in den Reichstag zu gehen. Ich wollte eine aktive Opposition gegen die jetzige Regierung vermeiden. Ich möchte nicht in die Lage kommen, gegen meinen Nachfolger zu sprechen, und auch nicht gegen Miquel ... Und dann ist der Wahlkreis ziemlich unsicher, der Gefahr, durchzufallen, möchte ich mich nicht aussetzen." Es war bisher nicht an die Oeffentlichkeit gelangt, wer jene „vertraute Seite" war. Jetzt ersehen wir aus Kardorffs Briefwechsel mit Bismarck, daß es Kardorff war, durch dessen Vermittlung die Abgeordneten Buhl und Marquardsen, Miquels nahe Freunde, die Frage an den Fürsten richteten, ob wohl die Aufstellung seiner Kandidatur auf seine Zustimmung rechnen könne. Kardorff riet seinerseits wegen der Unsicherheit des Wahlausfalls ab, und Bismarck trat dieser Auffassung bei; vor allem wollte er auch, wie er in seiner Antwort an Kardorff zu verstehen gab, erst eine Klärung der gesamten Situation und seines Verhältnisses zu der Regierung abwarten.

Auch im Februar 1891, wo dem Fürsten Bismarck das freigewordene Mandat des neunzehnten hannoverschen Wahlkreises (Neuhaus-Kehdingen-Geestemünde) angetragen wurde, wollte er aus seiner Reserve noch nicht heraustreten.[4]) Als aber dann doch die Mehrzahl der Wähler in Haupt- und Stichwahl — am 15. und 30. April — ihre Stimmen auf Bismarck vereinigten, glaubte er sich dem Wink des Schicksals nicht entziehen zu dürfen. In einem Briefe an Kardorff, der ihm für den Fall seiner Nichtwahl den eigenen sicheren Wahlkreis zur Verfügung stellte, hat sich Bismarck in sehr bemerkenswerter Weise über die Gründe ausgelassen, die ihn jetzt zur Annahme bestimmten. Der Brief legt zugleich ein beredtes Zeugnis für die hohe Wertschätzung ab, die Bismarck dem Charakter und der Bedeutung Kardorffs zollte.

Zu einem Erscheinen Bismarcks im Reichstage, das wie ein Damoklesschwert über den Berliner Regierungskreisen schwebte, ist es bekanntlich nicht gekommen. Einen Augenblick freilich hat sein Kommen, wie wir aus dem weiteren Briefwechsel mit Kardorff ersehen, ernstlich in Frage gestanden; als die

---

[1]) H. Hofmann, Fürst Bismarck 1890—1898, I, 251 f.
[2]) J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, I, 83.
[3]) Nicht am 9. Juni, wie Penzler (a. a. O. I, 107) und andre Autoren angeben.
[4]) Hofmann, Fürst Bismarck I, 333.

Digitized by Google

Entscheidung über die Handelsverträge mit Oesterreich, Italien und Belgien, die Bismarck von vornherein so scharf bekämpft hat, nahte. Nur durch das Schnellzugstempo, mit dem die Verträge im Reichstag durchgepeitscht wurden, wurde Bismarcks Kommen vereitelt, sehr zum Bedauern Kardorffs. Wenn freilich die bismarckfeindliche Presse in jener Zeit wiederholt die Nachricht verbreitete, daß Kardorff den Fürsten dahin bearbeitet habe, doch zu den Verhandlungen zu kommen, so ist das keineswegs richtig. Niemals hat Kardorff auf die Entschlüsse Bismarcks einzuwirken gesucht, es sei denn zugunsten einer Aussöhnung mit dem Kaiser. Ebensowenig trifft auf der anderen Seite die mehrfach geäußerte und so auch von dem Reichskanzler v. Caprivi geteilte Auffassung zu, daß Kardorff seine ganzen Informationen aus Friedrichsruh erhalten und seine Position z. B. in dem Kampf um die Handelsverträge auf Bismarcks Betreiben genommen habe. Beide, Bismarck und Kardorff, waren doch viel zu selbständige Naturen, achteten einander als solche viel zu hoch, als daß einer den andern zu beeinflussen und in Bahnen zu lenken gesucht hätte, die dessen Persönlichkeit nicht entsprachen. Sie sind denn auch in manchen Punkten ihre eigenen voneinander abweichenden Wege gegangen. So hat Kardorff das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890, durch das Helgoland gegen Sansibar eingetauscht wurde, wohl um eine Nuance günstiger beurteilt als Bismarck. Die Urteile aktiver und inaktiver Marineautoritäten, die vorahnend die große maritime und militärische Bedeutung der Insel erkannten, waren nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Auch der Herrfurthschen Landgemeindeordnung vom 3. Juli 1891 stand Kardorff, im wesentlichen freilich mit Bismarck einverstanden, doch freundlicher gegenüber; er erkannte bereitwillig an, daß das Herrenhaus die Vorlage im konservativen Sinne verbessert habe, und machte es der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses zum Vorwurf, daß sie gleichwohl aus Abneigung gegen Herrfurth gegen die ganze Vorlage stimmte, während umgekehrt Bismarck dem Herrenhause bitter grollte, weil es den Entwurf nicht a limine zurückgewiesen hatte. Um noch ein Beispiel anzuführen, das allerdings erst späterer Zeit entstammt, so ist Bismarck im Juli 1896 sogar Kardorff einmal in den „Hamburger Nachrichten" entgegengetreten. Kardorff hatte damals das Zentrum, welches er in früheren Jahren oft befehdet hatte, gegen die Unterstellung böser Absichten wider den Reichsgedanken und die Reichseinheit als eine Partei in Schutz genommen, welche soeben — bei der Herstellung der bürgerlichen Rechtseinheit — an einem nationalen Werke treu mitgearbeitet habe, und ohne dessen tätige Beihilfe auch der weitere schwere Kampf gegen die Sozialdemokratie und das Manchestertum überhaupt nicht mit Erfolg geführt werden könne. Bismarck aber wollte in seinem alten Groll und Mißtrauen die Unterstützung, die die Zentrumspartei der Regierung gewährte, lediglich im Sinne der Danai dona ferentes auffassen. [1])

[1]) Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung VII, 84 f.

Digitized by Google

Aber solche Meinungsverschiedenheiten zwischen Bismarck und Kardorff blieben doch nur vereinzelt; im ganzen herrschte dauernd unter ihnen eine weitgehende, meist eine vollkommene Uebereinstimmung. Sie waren gerade in der grundlegenden Frage über das Verhältnis der Regierung zu den Parteien durchweg einig. Wie Bismarck, war und blieb Kardorff der Auffassung, daß die Regierung sich vorzugsweise auf die Mittelparteien stützen solle. Kardorff hat einmal im Abgeordnetenhause in einer Rede[1]) ausgeführt, daß die ganze Entwicklung seit dem Jahre 1866 auf der gemäßigt liberalen und der gemäßigt konservativen Partei beruht habe. Das Kartell von 1887, das auch die bis dahin zur Fronde neigende konservative Partei in ein festeres Verhältnis zu den Mittelparteien brachte, hat Kardorff genau wie Bismarck stets für die idealste Konstellation angesehen. Bismarck war — wir greifen ein wenig zurück — als Reichskanzler gewohnt gewesen, gerade in Kardorff eine der Hauptstützen, um nicht zu sagen, die Seele des Kartellgedankens zu sehen. Als er im Sommer 1888 den Wunsch hatte, das für die Reichstagswahlen geschlossene Kartell auf den Landtag auszudehnen, wußte er sich keinen besseren Mittelsmann als Kardorff. In seinem Auftrag bemühte sich Kardorff damals, Bennigsen und Helldorf, von denen Bismarck sich eine Förderung des Kartellgedankens versprach, zum Wiedereintritt in das Abgeordnetenhaus zu bewegen.[2]) Wieder in seinem Auftrag arbeitete Kardorff um die Wende 1889/90 daran, das wankende Kartell durch eine Verständigung über das Sozialistengesetz zu stützen. Auch nach der Zertrümmerung des Kartells, die mit Bismarcks Sturz zusammenfiel, haben Kardorff und der Fürst stets den Gedanken eines Kartells der staatserhaltenden und produktiven Stände, in bewußter Feindschaft gegen die Sozialdemokratie festgehalten. Wenn Bismarcks Nachfolger sich bemüht zeigte, auch Zentrum und Freisinn in den Kreis der staatserhaltenden Parteien einzubeziehen, so wäre Kardorff, wir sahen es schon, hier wohl zu größerem Entgegenkommen bereit gewesen als Bismarck. Völlig verwerflich

---

[1]) Am 26. Januar 1892.

[2]) Siehe Kardorffs Brief an Bennigsen vom 14. August 1888 (bei Oncken, II, 543, Anm.): „Geheimrat v. Rottenburg teilt mir noch kürzlich im Auftrage des Reichskanzlers mit, daß dieser mich dringend ersuchen lasse, in meinen Bemühungen, Herrn v. Helldorf und Sie zur Uebernahme des Abgeordnetenmandates zu bereden, nicht nachzulassen. Die bisherigen Zustände, wo die Rauchhauptschen Intrigen freies Spiel gehabt haben, wegen der unzureichenden Parteileitung der Deutschkonservativen, eröffnen Windthorst—Richter wieder ganz ungeahnte Perspektiven, wenn nicht Abgeordnete Ihrer Partei sich diesen Intrigen gewachsen zeigen, wie dies mein Freund Zedlitz meines Erachtens mit besserem Erfolge getan hat, als Ihre Herren." Vgl. dazu auch den Brief v. Rauchhaupts an den bekannten konservativen Führer Freiherr v. Hammerstein vom 19. August 1888: „Jetzt wird sogar Kardorff herangezogen, und er muß Helldorf an meine Stelle empfehlen [d. h. in der Führung der Fraktion im Abgeordnetenhause] ... Helldorf—Bennigsen als Führer des Abgeordnetenhauses würden allerdings wohl Bismarck keine Schwierigkeiten bereiten." Leuß, Wilhelm Freiherr v. Hammerstein S. 72. Kardorffs Bemühungen blieben übrigens ohne Erfolg.

Digitized by Google

aber erschien beiden der Versuch Caprivis, das Zentrum unter Brüskierung der Mittelparteien, auf dem Wege über den Schulgesetzentwurf von 1892 zu gewinnen; verhängnisvoll überhaupt die von Caprivi befolgte Methode des Regierens mit rasch wechselnden Majoritäten.

Wie in den allgemeinen politischen Fragen, so bestand auch in den wirtschaftspolitischen, zwischen Bismarck und Kardorff nach 1890 die vollste Harmonie. Das zeigt sich besonders in der Frage der Handelsverträge. Einst hatten sich beide gerade bei der Erneuerung des österreichischen Handelsvertrags 1879/80, überhaupt in der Handels- und Schutzzollpolitik gefunden; jetzt gingen sie gegenüber der Wendung zur Vertragspolitik, die die Regierung in den Verträgen von 1891 eingeschlagen hatte, in einem Maße zusammen, daß man hier Kardorff als den Alter ego des Kanzlers bezeichnen könnte.

Mit besonderem Nachdruck haben beide die Herabsetzung der landwirtschaftlichen Zölle in den Handelsverträgen bekämpft, nur daß Kardorff hier mehr das währungspolitische Moment ins Gefecht führte; sein Ceterum censeo war, daß einer solchen Herabsetzung nur dann zugestimmt werden könne, wenn der Landwirtschaft eine Kompensation in der Währungsfrage zuteil werde. Im Reichstage ist gerade Kardorff die Seele des Widerstandes gegen die Handelsverträge gewesen. Seine Reden führten zu häufigen Zusammenstößen mit Caprivi, bei denen er stets die größere Ruhe und Sachlichkeit bewahrte. Es verlohnt sich Kardorffs Reden bei der zweiten und dritten Beratung der Handelsverträge am 15. und 18. Dezember 1891 nachzulesen; sie gehören zu den wirkungsvollsten, die er je gehalten hat. Der Sieg ist ja Kardorff und Bismarck in dem Kampf um die Handelsverträge nicht zuteil geworden; nicht einmal seine eigene Partei hat Kardorff mit einer Ausnahme bei der endgültigen Abstimmung auf seiner Seite gehabt. Aber die Geschichte hat doch den beiden Verbündeten und nicht Caprivi recht gegeben. Die Notlage der Landwirtschaft ist in den auf den Abschluß der Verträge folgenden Jahren eine so große geworden, daß bei der Erneuerung der Verträge im Jahre 1902 zu dem erhöhten Zollschutz zurückgekehrt werden mußte. Ebenso hat man 1902 wieder zu der Politik des autonomen Tarifs gegriffen, deren Anwendung Kardorff 1891 vergeblich gefordert hatte. Und wenn Caprivi gegenüber den eindringlichen Warnungen Bismarcks vor einer wirtschaftlichen Belastung des Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn immer wieder die These von der Förderung des Bündnisses durch die Verträge vertrat, so hat jedenfalls die Folge gezeigt, daß die Rückkehr zu den höheren Zollsätzen der Bismarckschen Zeit ihm nicht gefährlich geworden ist. Als die moralischen Sieger in dem Kampf um die Handelsverträge, der in den diesmal mitgeteilten Briefen ein starkes Echo findet, sind also Bismarck und Kardorff anzusehen.

21. März 1890.

Der Abgang Bismarcks ist tieftraurig; er scheidet mit sehr bitterem Herzen, lehnt den Herzog von Lauenburg und eine geplante Dotation ab, und er will morgen oder übermorgen nach Friedrichsruh abreisen.

Digitized by Google

Das Ganze hat sich langsam entwickelt,[1]) und Bismarck selbst trägt leider viel Schuld. Den ersten Grund des Mißtrauens hat der Kaiser wohl durch die damals von uns allen sehr beklagte Veröffentlichung des Immediatberichtes[2]) mit allen seinen Folgen: Prozeß Geffcken, Fall Morier[3]) und Haussuchung bei Roggenbach[4]) erhalten. Der Kaiser soll die Veröffentlichung damals nicht gewünscht und nur dem Drucke Bismarcks nachgegeben haben, der, wie es mir immer schien, ein gewisses Bedürfnis fühlte, sich für die Unbilden der neunundneunzig Tage[5]) zu revanchieren. Nachträglich ist nun wohl dem Kaiser immer mehr zum Bewußtsein gekommen, was ja leider wahr ist, daß durch das Herabziehen des Kaisers Friedrich doch der Nimbus des Königtums einigermaßen zerstört werde usw. Gleichwohl hätte sich das allmählich verblutet, wenn Bismarck nicht, nachdem er bei dem Besuche des russischen Kaisers[6]) wieder das volle Vertrauen des Kaisers zurückerobert zu haben schien, den ganzen letzten Herbst und Winter in Friedrichsruh boudiert hätte, statt hierherzukommen, immer in der Erwartung: der Kaiser wird in Verlegenheit kommen und mich holen lassen. Hieran ist, wie man sagt, hauptsächlich Herbert schuld, von dem ... man weiß, daß er jedesmal, wenn der Vater herkommen wollte, ihn daran verhindert hat.[7])

---

[1]) Ueber die Vorgänge, die zu Bismarcks Entlassung führten, ist volles Licht bisher nicht verbreitet. Die ausführlichste Darstellung gibt G. Egelhaaf, Bismarck. Sein Leben und sein Werk (1911), S. 373 ff., ebenso in: „Geschichte der neuesten Zeit", 6. Aufl. (1917), S. 247 ff. Vgl. dazu auch H. Hofmann, Fürst Bismarck 1890—1898, I, 28 ff.

[2]) Bismarcks Immediatbericht vom 23. September 1888 über das Tagebuch des Kaisers Friedrich war im „Reichsanzeiger" vom 27. September veröffentlicht worden.

[3]) Wie die „Kölnische Zeitung" am 16. Dezember 1888 mitteilte, war es aus Anlaß des Geffckenschen Prozesses nötig geworden, Ermittlungen über die Beziehungen des englischen Botschafters in Petersburg, Sir Robert Morier, zu inneren deutschen Verhältnissen anzustellen. Dabei war zur Sprache gekommen, daß nach einer Aeußerung des Marschalls Bazaine dieser im August 1870 die erste Nachricht über den Vormarsch der deutschen Heere über die Mosel mittelbar durch Morier, der damals englischer Geschäftsträger in Darmstadt war, empfangen haben sollte. Der Artikel der „Kölnischen Zeitung" führte zu einem gereizten Schriftwechsel zwischen dem Grafen Herbert Bismarck und Morier. Vgl. darüber Schultheß, Europäischer Geschichtskalender 1888, S. 198; 1889, S. 2 ff. und Egelhaaf, Bismarck a. a. O., S. 376 Anm.

[4]) Mitte Oktober 1888 hatte bei dem früheren badischen Staatsminister v. Roggenbach, der übrigens der Veröffentlichung des Tagebuchs durch Geffcken vollständig fern stand, eine Haussuchung stattgefunden.

[5]) Kardorff hat hier wohl die Kanzlerkrise im Auge, die während der kurzen Regierungszeit Kaiser Friedrichs durch das Battenbergische Heiratsprojekt heraufbeschworen war.

[6]) Kaiser Alexander III. weilte am 11. Oktober 1889 in Berlin. Ueber die Unterredung, die er mit Fürst Bismarck hatte, siehe „Gedanken und Erinnerungen" II, 258.

[7]) Nach einer Erzählung des ehemaligen Reichsschatzsekretärs v. Maltzahn-Gültz hätte Bismarck seinen Aufenthalt in Friedrichsruh absichtlich ausgedehnt, um die Gelegenheit zu Reibungen mit dem jungen Kaiser zu vermindern. „Erinnerungen an Bismarck, gesammelt von Erich Marcks und K. A. v. Müller", S. 117. Bismarck selbst hat sich später dahin ausgelassen, der längere Aufenthalt in Friedrichsruh — er dauerte vom 16. Oktober 1889 bis 24. Januar 1890 — sei nicht willkürlich und freiwillig gewesen; vielmehr habe er nur höheren Wünschen entsprochen, wenn er sich bei den Verhandlungen über

Digitized by Google

Herbert soll auch die Veröffentlichung des Immediatberichtes hauptsächlich betrieben haben. Nun kam Bismarck zurück, und bei den Differenzen mit dem Kaiser über die Arbeiterfragen war schon anfangs Februar mit Bismarcks Zustimmung ein Arrangement geplant, wonach Boetticher als Ministerpräsidentstellvertreter und als Stellvertreter Bismarcks im Bundesrat sehr ausgedehnte Vollmachten erhalten sollte,[1]) desgleichen die Chefs der übrigen Reichsämter. Im letzten Augenblick zog Bismarck dieses wieder zurück. Wie es scheint, hat auch hierzu Herbert Bismarck in der Abneigung eine abhängige Stellung von Boetticher einzunehmen, bewogen . . .

Die letzten Auftritte zwischen Bismarck und dem Kaiser müssen sehr peinlich gewesen sein. Den neuen Kanzler Caprivi hat Bismarck gestern mit den Worten empfangen: „Wenn etwas mich über die Schwere des Augenblicks hinwegheben kann, so ist es dies, daß Sie mein Nachfolger sind." Caprivi stand immer hoch bei ihm[2]) wie bei allen, die ihn kennen. Allein man fürchtet, daß es zwischen dem Kaiser und ihm sehr schnell zu einem Krach kommen wird, und daß Waldersee dies voraussieht, und Caprivi nur vorgeschoben hat, um nicht unmittelbar auf Bismarck zu folgen. Käme der gedachte Krach, so würde Caprivi Chef des großen Generalstabes und Waldersee Reichskanzler.

Ich will heute noch einmal versuchen, Bismarck zu sehen, wenn es möglich ist, sonst besuche ich ihn vom Reichstage aus in Friedrichsruh . . .

Im Abgeordnetenhause war gestern eine ziemlich blödsinnige Judendebatte, sehr geschmacklos von den Konservativen durch Stoecker angefangen, so daß es den Anschein gewann, als ob dieser unmittelbar nach Bismarcks Weggang wieder den Kopf vorstrecken zu können glaubt. Die Debatte war ebenso ungeschickt von der Linken geführt.[3]) Stoecker sprach an sich ganz objektiv, und wenn ein andrer

---

das Sozialistengesetz und über die Lösung der Arbeiterfrage ferngehalten habe. Hofmann, Fürst Bismarck, I, 287, 398 f. Aus diesen Gründen erklärt sich auch zur Genüge, weshalb Bismarcks Gemahlin und Herbert Bismarck gegen eine zeitigere Rückkehr des Fürsten nach Berlin waren. Daß Herbert Bismarck, wie damals kolportiert wurde, seinen Vater absichtlich ferngehalten habe, um durch dessen Abwesenheit allmählich in seine ganze Stellung hineinzuwachsen, wird durch das Verhalten des Sohnes bei der Entlassung des Fürsten widerlegt. Kardorff, der, nach seinen Briefen zu schließen, um das Jahr 1890 geneigt war, den gegen Herbert gerichteten Gerüchten Glauben zu schenken, ist später in das freundschaftlichste und engste Verhältnis zu ihm getreten, wie sich noch zeigen wird.

[1]) Der Plan eines „allmählichen Ausscheidens" des Fürsten Bismarck war in der Tat erwogen; nur war nicht, wie damals in den Blättern erörtert wurde, Boetticher, sondern schon der spätere Reichskanzler v. Caprivi zum Ministerpräsidenten ausersehen. Hofmann, Fürst Bismarck, II, 51 f., 53 ff.

[2]) Im wesentlichen wird das zutreffen, da Bismarck sonst schwerlich Caprivi zum Ministerpräsidenten empfohlen hätte; doch vgl. die einschränkenden Bemerkungen Bismarcks, „Gedanken und Erinnerungen", II, 152 und Hofmann a. a. O., I, 53 ff.

[3]) Stoecker hatte bei der zweiten Beratung des Kultusetats am 20. März die Ueberlastung einiger höheren Schulen mit jüdischen Elementen zur Sprache gebracht, woraus sich eine höchst erregte, auch die Sitzung vom 21. März noch in Anspruch nehmende Judendebatte entwickelte. Dem Urteil Kardorffs über diese Debatte, das ein schönes Zeugnis

Digitized by Google

dasselbe ausgeführt hätte, so würde es gar nicht zu einer so erregten Debatte geführt haben. Aber Stoecker hat eben früher so viel gesagt, daß aus seinem Munde alles anders klingt und eine andre Bedeutung gewinnt.

Ich saß neben dem kleinen Windthorst, und wir kamen überein, daß wir keine Veranlassung hätten, für unsre Parteien einzugreifen. Wäre Helldorf im Abgeordnetenhause, so hätte Stoecker nicht reden dürfen. Boetticher will mich noch sprechen ... Es handelt sich um die Vorlagen für den nächsten Reichstag, der anfangs Mai zu einer kurzen Session vierzehn Tage bis drei Wochen tagen soll.

*

22. März 1890.

Gestern bin ich noch bei Bismarck gewesen. Ich ging zu Rottenburg und fragte, ob ich ihn sehen könnte, und dieser sagte mir, er hätte ausdrücklich bestimmt, daß ich vorgelassen werden solle. Rottenburg bat mich, nur nicht zu lange zu bleiben. Ich war aber fast eine halbe Stunde da; Bismarck ließ mich nicht weggehen, als ich vorher aufgestanden war. Er war sehr bitter, erzählte mir eine Menge Details, die ich Dir mündlich mitteile. Gegen mich war er sehr liebenswürdig: „Sie haben 1866, als ich noch von aller Welt angegriffen wurde, mich gegen den Rundschauer verteidigt[1]) und seit den fünfundzwanzig Jahren mir immer geholfen" usw.

Zu Mittag war ich bei Guido Henckel[2]) geladen. Nach Tisch erschienen noch Stephan,[3]) der eben von dem Abschiedsdiner kam, das Bismarck den Ministern gegeben hatte, und Waldersee, und nun war es hochinteressant. Waldersee gefiel mir in seiner Art, über den Kaiser zu sprechen, außerordentlich ... Er sprach sehr nett über Caprivi und in wahrhaft vornehmer Art über Bismarck. Nur voll der höchsten Verehrung, ohne ein Wort des Tadels, trotz aller der bekannten Angriffe der offiziösen Presse, und er deutete an, nur Herbert habe die Saat des Mißtrauens beim Vater gegen ihn ausgestreut.[4]) Es war ein hochinteressanter Abend ... Den kleinen Windthorst ärgern wir jetzt immerzu mit seinem Bleichröderbesuch bei Bismarck,[5]) der jetzt schon in allen Zeitungen steht.

---

für seine Objektivität und Gerechtigkeitsliebe ist, kann der nachprüfende Historiker nur völlig beitreten. Man vgl. noch Kardorffs Urteil über Stoecker in der Landtagsrede vom 28. April 1892, das gleichfalls ein Muster vorurteilsloser und vornehmer Würdigung ist. Sten. Ber. 1892, II, 1392.

[1]) Vgl. „Deutsche Revue" Oktober-Heft 1916, S. 337.

[2]) Graf Henckel Fürst v. Donnersmarck, das bekannte Mitglied des Herrenhauses.

[3]) Der Staatssekretär des deutschen Reichspostamts H. v. Stephan.

[4]) Das dürfte keinesfalls zutreffen. Bismarcks damaliges Urteil über Waldersee, wie es von Chlodwig Hohenlohe (Denkwürdigkeiten, II, 461) in scharf zugespitzter Form überliefert wird, stützte sich auf die gesamten Qualitäten des Generals. Das spätere Urteil Bismarcks (vgl. Hofmann a. a. O., I, 340; J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, III, 15) war viel freundlicher; für den Reichskanzlerposten aber wäre Waldersee nach B. weder 1890 in Frage gekommen, noch je geeignet gewesen.

[5]) Bekanntlich ist der durch den Bankier v. Bleichröder vermittelte Besuch Windthorsts bei Bismarck am 12. März 1890 ein Nagel zu dessen Kanzlersarg geworden.

Digitized by Google

Heute war ich zwei Stunden bei Münster;[1]) er ist ganz der Alte, und hat aus Paris höchst interessant erzählt und noch interessanter über den Kaiser und die Kaiserin Friedrich. Von der letzteren war Bismarck sehr gerührt; sie scheint von bezaubernder Liebenswürdigkeit gewesen zu sein, als er mit der Fürstin sich bei ihr verabschiedet hat, ohne jeden Groll.[2]) Morgen esse ich bei Bleichröder mit dem kleinen Windthorst.

*

26. April 1890.

Hier ist sehr wenig los. Die Abgeordnetenhausdebatten sind tödlich langweilig. Alles wartet auf den Reichstag. Mit Caprivi ist man sehr zufrieden bis jetzt. Er ist höflich und arbeitet fleißig, um sich zu informieren. Bismarck kommt vorläufig nicht, soll aber noch sehr erregt sein. Ich werde morgen gelegentlich zu Rottenburg und zu Boetticher gehen, um etwas zu hören.

*

7. Mai 1890.

Bismarck soll noch furchtbar aufgeregt sein, schlecht schlafen und täglich Artikel in die „Hamburger Nachrichten" schreiben. Wir schicken ihm von Fraktions wegen noch eine Adresse.

*

8. Juni 1890.

Heute habe ich einen Brief von Bismarck erhalten, in dem er mich bittet, ihn zu besuchen. Das Telegramm, durch ein merkwürdig geringes Maß von Findigkeit des hiesigen Haupttelegraphenamts als unbestellbar zurückgekommen, scheint ihn chokiert zu haben. Ich wollte mich eigentlich zu heute ansagen, aber Waldersee hat mich wegen der Militärkommission um 1 Uhr zu einem Rendezvous im Reichstage bestellt.

*

10. Juni 1890.

Politisch sieht die Situation sehr kraus aus. Caprivi war gestern superbe in der Militärkommission. Seine Aeußerungen waren klug, wohlwollend und höchst geistvoll.[3]) Bis jetzt scheint es mit dem Kaiser auch noch zu gehen. Wie lange? Das ist eine andre Frage. Der kleine Windthorst windet sich wie ein

---

[1]) Der damalige Pariser Botschafter Graf, später Fürst Georg zu Münster.

[2]) Das hat Bismarck oft bestätigt.

[3]) Siehe diese Erklärungen in Schultheß' Europäischer Geschichtskalender, Jahrg. 1890, S. 99. Caprivi äußerte sich damals auch noch sympathisch über den Fürsten Bismarck: „Das Ausscheiden Bismarcks aus dem Reichsdienst habe Verhältnisse hinterlassen, die nicht so sicher seien als zu der Zeit, da seine faszinierende Persönlichkeit noch vor der Welt stand. Immer habe man damit rechnen müssen, daß er einmal nicht mehr da sein würde, und daß die Uebergangszeit schwierige Verhältnisse bringe, war immer klar; warum aber wolle man jetzt die Schwierigkeiten ohne zwingenden Grund vermehren? Viele Dinge würden, statt wie früher mit einem Ausrufszeichen, jetzt mit einem Fragezeichen behandelt."

Digitized by Google

Aal, und die Situation wird ihm sehr unbehaglich in der Kommission. Verdy[1]) ist sehr schwach; Maltzahn[2]) seiner Stellung absolut nicht gewachsen.

Die amerikanische Silberbill, die glücklich durchgegangen ist, ist ein großer Triumph für mich. Ich werde heute noch vielleicht etwas darüber reden.[3])

Friedrichsruh, 15. Juni 1890, früh.

Es war reizend hier. Ich kam gestern 12 Uhr 30 Minuten an und schreibe Dir, weil ich heute früh noch eine Stunde Zeit bis zum Wegfahren habe, gleich. Außer mir waren noch da: Lothar Bucher, Herbert, ein alter Graf Keyserling.[4]) Kurländer und Universitätsfreund von Bismarck, und dessen Nichte, eine Gräfin Pahlen, mit einer niedlichen Tochter (auch Estländer). Zuerst wurde gefrühstückt. Bismarck war außerordentlich heiter und vergnügt. Es wurden Gespräche geführt über Schillers Dramen, über russische Zustände laut über den Tisch, und leise mit mir über Berlin, Caprivi, den er sehr hoch hält, Verdy, den er für ganz unfähig hält, General Versen,[5]) Eskarpins[6]) usw. Die Fürstin äußerte sich noch gelegentlich erregt über alle Gegner ihres Mannes. Nach dem Lunch ritten Herbert und Graf August Bismarck (der Rittmeister von den Gardedragonern, den ich anzuführen vergaß, ein württembergischer Bismarck), während Graf Keyserling mit den Damen in einen Wagen gesetzt wurde, und Bismarck mit mir allein in einen andern. Die Damen mußten anderswo hinfahren, wie Bismarck sagte: „ich will nicht, daß sie hören könnten, was wir sprechen", und nun fuhren wir ungefähr zwei und eine halbe Stunde in Feld und Wald herum. Fortwährend heiterster Laune, sprach er unausgesetzt über Politik, so wenig zugeknöpft wie möglich, gar nicht besonders bitter über den Kaiser, aber mit großer Schärfe und Deutlichkeit die Gefahren der Situation nach innen durch den Sozialismus, nach außen durch unvorsichtiges Behandeln der Mächte entwickelnd. Er hielt mir eine ordentliche Vorlesung über Politica aller Art. Weitläufig über Rußland, Frankreich, England, die deutschen Fürsten sich auslassend, viel von seinen Erfahrungen erzählend, so geistvoll, so packend wie Reden aus seiner besten Periode. Ich fragte ihn natürlich gehörig aus in allem, was ich gern wissen wollte. Ueber Louis Napoleon, die russischen Kaiser, die neunundneunzig Tage, kurz über seine ganze Laufbahn, und er war wundervoll offenherzig.

Dann ging es zu Tisch, wo ich die Komtesse Pahlen führte und neben ihm saß. Während Herbert und die Fürstin laute Konversation mit den Damen

---

[1]) General Verdy du Vernois, Kriegsminister von 1889 bis 1890.

[2]) Reichsschatzsekretär v. Maltzahn-Gültz.

[3]) Es geschah in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 11. Juni 1890, bei der dritten Beratung des Rentengüter-Gesetzentwurfs. Sten. Ber., III, 2035.

[4]) Vgl. „Graf Alexander Keyserling. Ein Lebensbild, aus seinen Briefen und Tagebüchern zusammengestellt", II, 587 ff.

[5]) General v. Versen, Generaladjutant des Kaisers, seit 1889 Kommandeur der Gardekavalleriedivision, 1890 Kommandeur des III. Armeekorps.

[6]) Anspielung auf die neue, bei Hofe eingeführte Tracht.

Digitized by Google

führten, begann er leise mit mir über Berliner Personalien zu sprechen und gab mir auch hier eine Menge Aufschlüsse. Dann erzählte er laut Geschichten aus seiner Gesandtenzeit in Petersburg, und nach Tisch unterhielt er sich bei Kaffee und Zigarren ununterbrochen mit mir. Um 10½ Uhr wurde er zu Bett geschickt.

Wir blieben mit den Damen noch bis 12 Uhr sitzen. Die Fürstin sagte mir beim Gutenacht, wie sie sich gefreut, daß ich gekommen, denn mit mir langweile sich Bismarck nie. Es war reizend im ganzen.

*

Die Briefe Kardorffs an seine Gemahlin mögen nun von einigen direkten Korrespondenzen mit dem Fürsten Bismarck abgelöst werden, die sich auf die Uebernahme eines Reichstagsmandats durch den Fürsten beziehen.

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 27. Juni 1890.

Eurer Durchlaucht beehre ich mich mitzuteilen, daß von seiten der nationalliberalen Abgeordneten Buhl[1]) und Marquardsen[2]) die Frage an mich gerichtet wurde, ob ich glaubte, daß die im Kreise Kaiserslautern angeregte Aufstellung Ihrer Reichstagskandidatur auf Ihre Zustimmung würde rechnen können. Ich habe erwidert, daß ich nach Eurer Durchlaucht Aeußerungen dies nicht annehmen würde und daß ich auch, abgesehen von diesem meinem Eindruck, es doch für höchst bedenklich halten müsse, Sie in einem Kreise als Kandidat aufzustellen, in welchem Sozialdemokratie und Volkspartei und Ultramontane über eine so große Menge von Stimmen verfügen, daß Miquel nur mit 18 Stimmen Majorität gewählt wurde, also die Möglichkeit Ihres Unterliegens keineswegs ausgeschlossen sei. Wenn also scheinbar ein Teil der Nationalliberalen im Kreise Kaiserslautern[3]) Ihre Kandidatur für die günstigste hält, die dort aufgestellt werden könnte, so halte ich dieses Experiment doch für ein sehr gewagtes Spiel, zu dem Eurer Durchlaucht Name mir zu gut erscheint. In jedem Falle aber, glaube ich, würde es von Nutzen sein, wenn auf irgendeinem geeigneten Wege über Ihre Entschließungen bald etwas veröffentlicht würde.

Fürst Bismarck an Kardorff

Friedrichsruh, den 30. Juni 1890.

Für die Mitteilung vom 27. d. M. sage ich meinen verbindlichsten Dank. In betreff des speziellen Falls teile ich Ihre Bedenken, halte den Erfolg für zu

---

[1]) Reichsrat Buhl, Abgeordneter für den fünften pfälzischen Wahlkreis.

[2]) Heinrich v. Marquardsen, der bekannte Erlanger Staatsrechtslehrer, Abgeordneter für den siebenten hessischen Wahlkreis.

[3]) Bei den Reichstagswahlen von 1890 waren im Wahlkreis Kaiserslautern neben 10 108 nationalliberalen 5916 volksparteiliche, 2487 Zentrums- und 1659 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden. Die Mehrheit Miquels betrug, unter Berücksichtigung der zersplitterten Stimmen 27, nicht 18.

Digitized by Google

unsicher, um durch irgendwelche, wenn auch vertrauliche Aeußerungen eine Kandidatur zu etablieren. Ueberhaupt aber halte ich die Zeit zur Beteiligung an Staatsgeschäften nicht für geeignet, sondern eine Klärung der Situation abzuwarten für notwendig. Ein Mandat zu übernehmen würde ich nicht an der Zeit finden, solange die Möglichkeit vorliegt, daß die Richtung der Regierung mir eine prinzipielle Opposition aufnötigen könnte.[1]) Jede Veröffentlichung, wenn auch eine abmahnende, würde mir unerwünscht sein, und bitte ich Sie, diese Mitteilungen als ganz vertraulich betrachten und nur den beiden Herren, welche die Sache angeregt haben, mit dem Ersuchen um strenge Diskretion zur Kenntnis bringen zu wollen. Der Ihrige

Bismarck.

Kardorff an Fürst Bismarck

Wabnitz, den 4. Juli 1890.

Eurer Durchlaucht verfehle ich nicht, mitzuteilen, daß ich Buhl und Marquardsen von dem Inhalte des auf die Kaiserslauterner Wahl bezüglichen Schreibens unter der Einschärfung diskretester Behandlung Kenntnis gegeben habe, und daß mir dieselben erwidert haben, daß sie den Gesichtspunkt der Unsicherheit des Wahlkreises schon ihren dortigen Freunden zu Gemüte geführt haben und sich darauf beschränken würden, hierbei stehenzubleiben.

In den Kolonialkreisen, namentlich in der Provinz, ist das Helgoländer-Ostafrikanische Abkommen[2]) außerordentlich unpopulär. Im Reichstag wagte man der ausdrücklichen Bitte des Auswärtigen Amtes, die noch schwebenden Verhandlungen nicht zu stören, nicht zuwiderzuhandeln, zumal nicht nur die aktiven, sondern auch die verabschiedeten Marineoffiziere wie Henke, Livonius u. a. der Erwerbung Helgolands eine mir überraschend große militärische Bedeutung beilegten. Ob die Kolonialbestrebungen sich von dem erhaltenen Kaltwasserstrahl ganz wieder erholen werden, ist mir sehr zweifelhaft. Für die Kartellparteien, welche sich heute weder mehr auf Eurer Durchlaucht Namen noch auf das Sozialistengesetz, noch auf die koloniale Politik berufen können, wird die Situation eine immer schwierigere, und ob Miquel[3]) sich als der Mann erweisen wird, seine soziale, Steuer- und innere Politik so zu gestalten, daß er Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie zu bändigen und die Kartellparteien mit Vertrauen

---

[1]) Im gleichen Sinne schrieben die „Hamburger Nachrichten" vom 4. Juli 1890: „Fürst Bismarck beabsichtigt nicht, das ihm angetragene Mandat anzunehmen. Er dürfte sich überhaupt erst dann entschließen, in den Reichstag zu gehen, wenn mit Sicherheit abzusehen ist, daß er nicht in eine prinzipielle Oppositionsstellung zur jetzigen Regierung geraten würde" (Hofmann, Fürst Bismarck, I, 276).

[2]) Am 17. Juni 1890 waren im „Reichsanzeiger" die Grundlinien des Abkommens veröffentlicht worden, durch das Helgoland gegen Sansibar usw. eingetauscht wurde. Der offizielle Abschluß des Abkommens erfolgte am 1. Juli. Der Reichstag wurde mit dem Abkommen nicht befaßt. Ueber Bismarcks Stellung zu dem Vertrag siehe Hofmann, I, 60 ff., 280, 815 ff.

[3]) Am 24. Juni war Miquel an Stelle v. Scholz' zum Finanzminister ernannt worden.

Digitized by Google

auf seine Führung zu erfüllen vermag, ist mir recht zweifelhaft, wie es mir anderseits unzweifelhaft ist, daß Caprivi bei dem denkbarst guten Willen die Fähigkeit, die Massen und die Parlamente zu elektrisieren, abgeht. Bis jetzt fehlt ein fester, energischer Wille in der Gesamtpolitik nach dem allgemeinen Eindruck vollständig. (Fortsetzung folgt)

Zur Geschichte der Entdeckung von Amerika

Von

Professor Wilhelm Foerster

Für die Geschichte der Entdeckung von Amerika galt bisher als die zuverlässigste und vollständigste Quelle Alexander v. Humboldts dreibändiges Werk: „Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der „Neuen Welt" und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert", erschienen in deutscher Uebersetzung des französischen Originalwerkes in Berlin 1852 im Verlag der Nicolaischen Buchhandlung.

Von portugiesischer Seite her kamen jedoch in neuester Zeit Mitteilungen und Zusendungen wertvollster Veröffentlichungen, welche als Ergänzungen der geschichtlichen Arbeiten Humboldts anzuerkennen sind und den Anteil der wissenschaftlichen Leistungen Portugals an der Entwicklung der nautischen Astronomie im Jahrhundert 14 und 15 erheblich vollständiger bezeugen. In dem 1. Heft des 51. Jahrgangs der Vierteljahrsschrift der Astronomischen Gesellschaft (Leipzig, Poeschel & Trepte, 1916) hat Berthold Cohn eingehend hierüber berichtet, und die Geschichte der Wissenschaft muß dem Herausgeber der portugiesischen Dokumente, Joaquim Bensaude, der sich zurzeit in Bern aufhielt, für die Ergebnisse seiner bibliographischen Forschungen und für deren jetzt im Auftrage der portugiesischen Regierung erfolgende Veröffentlichung sehr dankbar sein. Der Aufenthalt des Herausgebers in der Schweiz hängt auch damit zusammen, daß die Originaldokumente der portugiesischen Werke jener Zeit und jenes Entwicklungsgebietes der nautisch-astronomischen Wissenschaft sich hauptsächlich in deutschen Bibliotheken, nämlich in München, Augsburg und Wolfenbüttel vorgefunden haben. Diese besonderen Beziehungen deutscher Bibliotheken zu der portugiesischen Literatur *jener Zeit* entstammen aber der ganz besonderen Bedeutung, welche im Jahrhundert 14 und 15 Deutschland, und zwar hauptsächlich Süddeutschland, auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung und der Kunst, sowie der feinsten Technik und zugleich auch des *Welthandels* erlangt hatte (siehe auch die deutsche Entwicklung der Buchdruckerkunst im Jahrhundert 14).

Während Nürnberg insbesondere eine führende Stellung in der Astronomie einnahm durch den 1476 gestorbenen hervorragenden Astronomen Johannes

Digitized by Google

Müller aus Königsberg in Franken (daher Regiomontanus genannt), standen die großen Firmen Augsburgs an der Spitze des Welthandels und hatten sofort auch, als Portugal im Jahrhundert 14 seine schon bis zu den Azoren, ja bald bis an die afrikanische Küste Guineas reichenden Ozeanfahrten begann und die Fahrt nach Indien plante, Niederlassungen in Portugal begründet. Aus den Bibliotheken dieser Handelshäuser rühren die jetzt in den Bibliotheken zu München und Augsburg vorgefundenen Dokumente her. Aus Nürnberg kam aber auch der Mann, dem Humboldt einen wohl etwas zu weitgehenden Anteil an der Entwicklung der nautischen Astronomie in Portugal zugeschrieben hat, nämlich Martin Behaim. Er war kein unmittelbarer Schüler von Regiomontan, da er erst nach dessen Tode nach Nürnberg kam und alsdann, wohl auch in Verbindung mit den großen süddeutschen Handelsfirmen, in Portugal in Tätigkeit trat, aber Behaim war überhaupt ein Ueberbringer des zweifellosen Fortschrittes, den Regiomontans Astronomie und die von ihm für die dreißig Jahre 1475 bis 1506 darauf begründeten Vorausberechnungen der Ortsveränderungen von Sonne, Mond und Planeten am Himmel, seine sog. Ephemeriden, auch der bis dahin in Portugal schon besonders eifrig und klug betriebenen nautischen Astronomie hinzubrachte. Jene portugiesische Entwicklungsstufe der nautischen Astronomie, mit der uns jetzt Joaquim Bensaude in dankenswertester Weise bekannt macht, hatte doch ihre Grenze darin, daß sie zwar durch die Kultivierung der Beobachtungs- und Berechnungsmethoden und -hilfsmittel für den jeweiligen Abstand der Sonne und der Sterne vom Horizonte die geographische Breite und die Ortszeit des Schiffes zu bestimmen immer sicherer ermöglichte, aber für die Bestimmung der geographischen Länge, also in ostwestlicher Richtung, noch immer nichts Besseres besaß als die unabläßige Messung der vom Schiffe zurückgelegten Wegelängen und die Ableitung des ostwestlichen Anteils an diesen Wegelängen mit Hilfe des Kompasses.

Was brachte denn nun Martin Behaim zu der aus den griechisch-arabischen Entwicklungsstufen der Astronomie emporgewachsenen portugiesischen nautischen Astronomie jetzt aus Nürnberg Neues hinzu? König Alfons X. von Kastilien hatte zwei Jahrhunderte vorher keine wesentlichen Verfeinerungen und Sicherungen der nautischen Ortsbestimmungen aus dem ihm von den arabischen und jüdischen Astronomen Südspaniens dargebotenen Material der griechisch-arabischen Astronomie abzuleiten vermocht. Nur langsam hatte sich der aus Ostasien stammende, schon Jahrtausende alte Kompaß durch die arabische Weltschiffahrt an den asiatischen und afrikanischen Küsten auch im Mittelmeer eingeführt.

Das Neue, was aus Nürnberg jetzt hinzukam, war nicht fundamental astronomischer Art, keine neue Welttheorie, wie die, wenige Jahrzehnte nach Regiomontans Tode auftretende kopernikanische Lehre, die aber an sich noch keine wesentliche Verbesserung der Vorausberechnungen der Ortsveränderungen der Gestirne an der Himmelsfläche bot. Das Neue war wesentlich die zusammenfassende und durch neueste Beobachtungen auf der Nürnberger Sternwarte gesicherte Verwertung der ptolemäischen Theorien der Sonnen-, Mond-

Digitized by Google

und Planetenbewegungen zu Vorausberechnungen von Tag zu Tag und für mehrere Jahrzehnte in fortlaufenden Ephemeriden. Auch hatte Regiomontan die in der arabischen Entwicklung erfolgten Fortschritte der griechischen Trigonometrie in besonderer Weise zu verwerten vermocht, und die ganze Entwicklung der Messungen und der tabellarischen Berechnung der Himmelserscheinungen hatte in seinen Händen auch von den Erleichterungen profitiert, welche aus der von Indien herrührenden, durch die arabische Welt nach dem Westen gelangten Technik des dekadischen Stellenwertes der Zahlenausdrücke hervorgingen. Die Hauptsache aber war die mit Hilfe von solchen Ephemeriden erlangte Möglichkeit, aus den jeweiligen beobachteten Oertern des Mondes und der Planeten am Himmel die zu diesen Oertern gehörigen Ortszeiten auf demjenigen Meridian ableiten zu können, für dessen Ortszeiten die Ephemeriden berechnet waren, z. B. auf dem Meridian von Nürnberg, und dann durch Vergleichung dieser Ortszeit mit derjenigen Ortszeit, die auf dem Schiffe durch Sonnenhöhenbeobachtung in nahe demselben Zeitpunkte ermittelt wurde, die geographische Länge des Schiffsortes zu bestimmen.

Die zweifellos von Martin Behaim, auch im Interesse der Nürnberger Ephemeriden, erfolgende Vertretung dieser Erweiterung der astronomisch-nautischen Praxis hat dann in Spanien und in Portugal offenbar bei den Nautikern und Astronomen auch Würdigung gefunden. Sei es gestattet, hierfür noch von dem neben Kolumbus, besonders in dem ersten Jahrzehnt nach der Amerikaentdeckung, hervorgetretenen Nautiker und Astronomen Amerigo Vespucci (aus Florenz gebürtig und in spanischen und portugiesischen Diensten als Seefahrer eifrigst tätig) einige kurze Mitteilungen zu machen.

Amerigo (latinisiert Americus) hatte während der Seereisen, an denen er hauptsächlich nach den südamerikanischen Küsten hin und wesentlich als Nautiker und Astronom Anteil zu nehmen hatte, die Regiomontanischen Ephemeriden offenbar mehrfach zu Bestimmungen von geographischen Längen in obigem Sinn benutzt. Unter anderm berichtet er in den brieflichen Mitteilungen, die ziemlich zahlreich auf diesen Reisen von ihm ausgegangen und dann später gesammelt und herausgegeben worden sind, von der an der Küste von Venezuela am 23. August 1499 von ihm ausgeführten Beobachtung einer nahen Zusammenkunft des Mondes mit dem Planeten Mars. Die Ortszeit des Meridians der Ephemeride, welche Regiomontan für diese Zusammenkunft vorausberechnet hatte, verglichen mit der aus dem Sonnenstande zur Zeit der Beobachtung des Phänomens an der Küste von Venezuela gefolgerten Ortszeit des Beobachters, ergibt, daß der Beobachter sich $5^1/_2$ Stunden ($82^1/_2$ Grad) westlich von dem Meridian der Ephemeride befand.

Schon aus diesem einzelnen verbürgten Beobachtungsergebnis konnte gefolgert werden, daß die Küste, an der sich das Schiff befand, so nahe zu den Westküsten von Europa und Afrika, nämlich kaum vier Stunden davon entfernt lag, daß sie unmöglich zu Ostasien oder zu den dort vorliegenden Inseln gehören konnte. Amerigo selber hat aber nachweisbar diese Folgerung aus seinen

Digitized by Google

nautisch-astronomischen Beobachtungen nicht gezogen. Er hat, wohl bis zu seinem Lebensende, ebenso wie der mit ihm befreundete Kolumbus selber, an der Illusion von der Erreichung des äußersten Ostens der asiatischen (sozusagen „indischen") Länder und Inseln festgehalten. In dem offiziellen Spanien galt es eben als das Hauptziel und der Haupterfolg dieser nach Westen hin gerichteten Ozeanreisen, daß man demjenigen feindlichen Kulturelement Asiens, das soeben durch die Eroberung von Konstantinopel einen so starken Vorstoß nach Westen hin betätigt hatte, durch die Schiffahrt nach Westen hin sozusagen in den Rücken fallen könnte.

Von Interesse ist es nun, zu sehen, wie dann doch Amerigos Name schließlich das Bestimmende für die Benennung des neuen Erdteils wurde.

Aus den brieflichen Mitteilungen von Amerigo über seine Seereisen und seine astronomisch-nautischen Ortsbestimmungen folgerte nämlich doch die wissenschaftliche Welt in Frankreich, Deutschland und Italien allmählich immer einmütiger, daß den entscheidenden astronomischen Beobachtungen die Ehre zu geben sei, so daß das neue Land, endlich losgelöst von Ostasien, mit dem Namen Amerigos zu versehen sein werde. Der erste wirksame Schritt hierzu geschah unter der Aegide des Herzogs Renatus II. von Lothringen (Titularkönigs von Jerusalem), welcher auf Grund der Mitteilungen, die er selber von Amerigo von dessen Reisen her empfangen hatte, von einem sonst wenig bekannten Schriftsteller Hylacomylus (Waldseemüller) zu St. Dié in Lothringen im Jahre 1507 die Briefe Amerigos herausgeben ließ. In diesem kleinen Werke wurde der Neuen Welt zuerst der Name Amerika verliehen. Die erste Weltkarte aber, welche diesen Namen enthielt, wurde alsdann im Jahre 1520 von dem Astronomen an der später Jesuitischen Universität Ingolstadt, Petrus Apianus, herausgegeben.

Die eigentlichen ersten Entdecker der „Neuen Welt" von Europa aus waren aber doch die Nordländer unter der Führung des Normannen Erich und seines Sohnes in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts 8 gewesen.

Ohne Hilfe der Astronomie, nur mit Hilfe des weiten Horizontes der Vögel, dessen sich ja schon Noah auf der Arche zur Erspähung festen Landes bedient hatte, waren die Normannen schon sehr früh nach Island gelangt, wohl noch früher, aber vereinzelter die Phönizier, Karthager und Griechen und auch die irischen Missionare. Von der normännischen Ansiedelung in Island ging dann auch die Besiedelung der Westküste von Grönland aus, und von dort aus fuhren Erich und sein Sohn die Ostküste von Nordamerika entlang, deren südlichere Regionen sie als das „grüne Weinland" bezeichneten. Es war überwiegend bis dahin „Küsten- und Inselschiffahrt", etwas erleuchtet und geleitet durch einfachste Sternbeobachtung. Ansiedelungen an der amerikanischen Küste, abgesehen von der vorerwähnten Besiedelung der Westküste Grönlands von Island her, fanden erst viel später statt.

Aber es gibt in dieser ganzen nordischen Besiedelungsentwicklung, etwa um das Jahrhundert 9 beginnend, eine Episode von einer in Deutschland noch

Digitized by Google

viel zu wenig gewürdigten Merkwürdigkeit und Schönheit, ja, wie ich es ausdrücken möchte, eine wahre germanische Blütezeit der Kulturentwicklung in Island, etwa fünf Jahrhunderte andauernd, und zwar offenbar in Abhängigkeit von günstigen Besonderheiten der damaligen klimatischen Lebensbedingungen, über die noch viel zu sagen wäre.

Die polnische Frage auf dem Wiener Kongresse

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Es ist vielleicht nicht unzeitgemäß, heute, da Polen seine Auferstehung feiern durfte, jene Ereignisse nochmals vor unsren Augen vorüberziehen zu lassen, die Rußland zum Herrn fast des ganzen Polenlandes gemacht haben. Der Wiener Kongreß, der das durch Napoleon über den Haufen geworfene Europa wieder auf die Beine stellen sollte, war auch die Wiege jenes staatlichen Gebildes, das man nach der Zeit seiner Entstehung auch heute noch Kongreß-Polen zu nennen pflegt. Was damals geschaffen wurde, war ein Kompromiß. Unter welchen Umständen er zustande kam, welche Kräfte gegeneinander wirkten, wie die polnische Frage von den damals führenden Mächten beurteilt wurde, das sollen die folgenden Ausführungen in aller Kürze wieder ins Gedächtnis rufen.

Auf die Tagesordnung des Kongresses war die polnische Frage durch Rußland gestellt worden, dessen gierige Blicke seit langem auf dieses Fenster nach Europa gerichtet waren. Während des Kongresses sagte ein russischer Minister zu Talleyrand: Man wollte aus uns eine asiatische Macht machen, aber wir wollen lieber durch Polen Europäer werden. Die Sehnsucht nach diesem Fenster nahm unter der großen Katharina greifbare Formen an. August III., Kurfürst von Sachsen und König von Polen, lag in schwerer Krankheit, man sah täglich seiner Auflösung entgegen. Da schreibt Katharina am 2. August 1762, kaum einen Monat, nachdem sie den russischen Thron bestiegen hatte, an ihren abgedankten Liebhaber, den Grafen Stanislaus August Poniatowski: „Ich schicke unverzüglich den Grafen Kayserlingk als Gesandten nach Polen, um nach dem Tode des jetzigen Königs Sie zum König zu machen. Falls er keinen Erfolg für Sie haben sollte, wünsche ich, daß Fürst Adam (Czartoryski) es wird." Fürst Adam Czartoryski war Poniatowskis Neffe, Vater des späteren Busenfreundes Alexander I. Um ihren Willen durchzusetzen, sah sich Katharina nach Bundesgenossen um. Nach dem Tode August III. teilt sie am 6. Oktober 1763 Maria Theresia ihren Entschluß mit, der freien Wahl eines Königs durch die Polen nichts in den Weg legen zu wollen, aber die Wahl sollte auf einen Piasten fallen. Am 9. November antwortet ihr Maria Theresia: Sie sei einverstanden, den Polen volle Freiheit der Königswahl zu gewähren. Sie würde aber dem Sohne Augusts III. den Vorzug geben. Sollte dieser

Digitized by Google

jedoch nicht durchdringen, würde sie der Wahl eines Piasten ebenfalls zustimmen, nur müßten die nötigen Garantien dafür gegeben werden, daß eine Teilung Polens nicht beabsichtigt werde. Mehr Erfolg hatte die gleichzeitige Werbung Katharinas in Berlin. In ihrem Auftrage stellt Fürst Dolgoruki in einer Privataudienz an Friedrich II. die Frage, was er von der Besetzung des polnischen Königsthrones halte. Seine Antwort lautete, er wolle sich über diese Frage gerne mit Katharina verständigen, sie müsse ihm aber versprechen, keinen österreichischen Prinzen den Thron besteigen zu lassen. Dagegen verlangt Katharina seine Zusage, keinen französischen Kandidaten zu unterstützen, sie werde nur für einen gebürtigen Polen eintreten. Um dieselbe Zeit richtete die russische Regierung an ihre Vertreter im Auslande ein Rundschreiben, in dem sie sich gegen den Verdacht verwahrt, als hätte Rußland oder Preußen die Absicht, sich einzelner Teile Polens zu bemächtigen. Ein Versprechen, das bekanntlich nicht gehalten wurde. Das Einvernehmen Rußlands und Preußens in der polnischen Frage fand seinen Ausdruck in einem geheimen Artikel des russisch-preußischen Allianzvertrages vom 31. März 1764. Preußen und Rußland, hieß es da, fänden es als in ihrem Interesse gelegen, zu verhindern, daß eine zu lange Reihe polnischer Könige aus derselben Familie es etwa dahin brächte, die Verfassung und die Fundamentalgesetze des Landes zu ändern oder umzustoßen. Sie wollten also dafür eintreten, daß die Wahl des neuen Königs auf einen nationalen Kandidaten falle, was auch mit den Wünschen der polnischen Patrioten übereinstimme. Für den Fall einer Störung der öffentlichen Ruhe und der Bildung einer Konföderation gegen den gewählten König würden russische und preußische Truppen in Polen einziehen. Katharina habe bereits mit den maßgebenden Persönlichkeiten bezüglich der Wahl eines Kandidaten Abmachungen getroffen, denen der König von Preußen beigetreten sei. In einem gleichzeitig unterzeichneten Geheimartikel wurde dieser Kandidat namhaft gemacht, es war Stanislaus Poniatowski. Zwei Monate nach August III. starb auch sein Sohn. Der polnische Thron war damit erledigt, Poniatowski als einziger Kandidat wurde gewählt.

Dreißig Jahre später war Polen aus der Reihe der selbständigen Staaten ausgeschieden. Rußland, Preußen und Oesterreich hatten es unter sich aufgeteilt. Obwohl Rußland sowohl was Flächeninhalt, als was Bevölkerungszahl betrifft, den Löwenanteil davongetragen hatte, war es mit dem Erreichten keineswegs zufrieden. Es hoffte, gelegentlich der territorialen Verschiebungen während der Napoleonischen Kriege auch für sich etwas herausschlagen zu können.

Im Juli 1805 schreibt Kaiser Alexander an seinen Gesandten in Wien, den Fürsten Rasumowsky: in Anbetracht der zweideutigen, Frankreich freundlichen Haltung Preußens, sollten sich Oesterreich und Rußland zusammentun und gemeinsam trachten, das Wohlwollen der Polen zu gewinnen, damit sich nicht Napoleon ihrer bediene. Der russische Kaiser würde den Titel König von Polen annehmen, Oesterreich aber durch Schlesien oder Bayern entschädigt werden. Dieser Plan war nicht Alexanders Kopf entsprungen. Er war ihm

Digitized by Google

von dem jüngeren Fürsten Adam Czartoryski suggeriert worden. Das Verhältnis zwischen den beiden war ein ganz eigenartiges. In seinen Memoiren schildert der Fürst sehr lebendig ihre erste Begegnung. Er erzählt, wie Alexander, der damals neunzehnjährige, dem gleichaltrigen in den Gärten des Tauriſchen Palastes begegnet, wie er ihn gleich am ersten Tage voll Ueberschwenglichkeit an sein Herz schließt, wie er die Politik seiner Großmutter Katharina verurteilt, für Freiheit, Republik und für den polnischen Nationalhelden Kosciuszko schwärmt. Carlos und Posa! Alexander, dessen Charakter eine Mischung von Sentimentalität und Brutalität war, mag es damals mit seinen Freundschaftsbezeugungen ernst gewesen sein. Später benützte er zweifellos Czartoryski als Werkzeug, um die Polen zu gewinnen, wohingegen Czartoryski von ihm die Erfüllung der nationalen Wünsche Polens erhoffte. In einer aus dem Jahre 1804 stammenden Denkschrift entwickelt nun Czartoryski seine Vorschläge über die Neuordnung der europäischen Verhältnisse. In dem Entwurfe findet sich folgender Artikel: Der Kaiser von Rußland nimmt den Titel König von Polen an und wird alle Gebiete erhalten, die bis zur ersten Teilung zu Polen gehörten. Der Plan Czartoryskis, der auch sonst manche interessante Punkte enthält, blieb damals ein frommer Wunsch. In späteren Jahren erinnert aber Czartoryski den Kaiser wiederholt an die damals versäumte Gelegenheit.

Es kam das Unglücksjahr 1806 bis 1807. Preußen mußte im Tilsiter Frieden alle seine polnischen Erwerbungen abtreten, und Napoleon formte daraus das Herzogtum Warschau mit dem Kurfürsten von Sachsen als Schattenkönig. Zwei Tage vor der Unterzeichnung des Friedens zwischen Preußen und Frankreich hatte Rußland sich bereits mit Napoleon über diese Lösung verständigt und der Gründung des Herzogtums Warschau zugestimmt. Als Entschädigung erhielt es ein Stück von Neuostpreußen (Bialystock). Am 22. Juli kam es dann zu einer Vereinbarung zwischen Frankreich und Sachsen, durch die sich letzteres verpflichtet, eine Armee von 30000 Mann zu unterhalten, die sich im Kriegsfalle den Armeen des Rheinbundes anzuschließen habe, andrerseits nahm der König von Sachsen das „Anerbieten" Frankreichs an, zum Schutze der Grenzen 30000 Franzosen in Polen zu belassen. Dieses neue Herzogtum von Napoleons Gnaden sollte eine stete Drohung für die drei Teilungsmächte bedeuten, und zwar nicht bloß militärisch, sondern auch vermöge der Anziehungskraft auf die außerhalb desselben wohnenden Polen. Nicht zuletzt war es Rußland, das diese Gefahr erkannte. Als Metternich im Jahre 1810 in besonderer Mission in Paris weilte, erzählte ihm Napoleon von der Unterzeichnung einer Konvention mit Rußland, wonach Frankreich versprechen sollte, daß Polen niemals wieder erstehen werde. Napoleon verweigerte die Ratifikation des Vertrages, er könne höchstens versprechen, daß Frankreich zur Wiederherstellung Polens nichts beitragen wolle. Er wünsche sie auch gar nicht. „Wenn freilich im Laufe der Zeit in Litauen eine Insurrektion ausbricht und das Land für die Befreiung Polens eintritt, oder wenn die Warschauer selbst sich auf Kosten Rußlands vergrößern wollen, warum sollte ich mich dem widersetzen, falls Ruß-

Digitized by Google

land dann anderwärts in Händel verwickelt ist?" Napoleon wußte sehr wohl, was er meinte. Wie man zu jener Zeit in Litauen auf ihn als Befreier Polens gehofft hatte, schildert Miczkiewicz in seinem prächtigen Epos „Herr Thaddäus" in lebhaften Farben. Die Polen waren aber für Napoleon nur ein Werkzeug wie so viele andre. Ihre Legionen fochten tapfer in der Lombardei wie in San Domingo. Der Zusammenstoß zwischen Frankreich und Rußland, von dem sie so viel für ihre Zukunft erwartet hatten, sollte wohl bald kommen, aber er brachte ihnen nicht die Erfüllung ihrer Wünsche.

Die ersten, die sich nach dem Zusammenbruche der großen Armee aneinanderschlossen, um Europa von der Tyrannei Napoleons zu befreien, waren Preußen und Rußland. In dem am 27. März 1813 von Hardenberg zu Breslau und am folgenden Tage von Kutussow in Kalisch unterzeichneten Friedens- und Freundschaftsvertrage verspricht Rußland Preußen die Wiedereinsetzung in seine Grenzen von 1806 und garantiert ihm den Besitz von Altpreußen und einer territorialen Verbindung mit Schlesien. Bald schließt sich ihnen auch Oesterreich an. Am 27. Juni gehen die drei Teilungsmächte in Reichenbach ein Abkommen ein, durch das sich Oesterreich verpflichtet, falls Frankreich die ihm vorzuschlagenden Friedensbedingungen nicht annehmen würde, ihm den Krieg zu erklären und seine Truppen den preußischen und russischen anzuschließen. Diese Friedensbedingungen umfaßten folgende Punkte: Die Auflösung des Herzogtums Warschau und die Verteilung der Provinzen, aus welchen es bestand, unter die drei Teilungsmächte nach den zwischen ihnen zu treffenden Vereinbarungen. Zweitens die Abtretung von Danzig an Preußen und die Räumung der von den Franzosen besetzten Festungen, drittens die Rückgabe der illyrischen Provinzen an Oesterreich und viertens die Wiederherstellung der Hansestädte als unabhängiger Staaten. An demselben Tage, an dem die Reichenbacher Konvention unterzeichnet wurde, hatte Metternich im Dresdener Palais Marcolini eine Unterredung mit Napoleon, um ihn zur Annahme dieser Bedingungen zu bewegen. Napoleon schlägt sofort einen sehr hochfahrenden Ton an: „Was verstehen Sie unter Frieden? Wollen Sie mich plündern? Wollen Sie Italien, Brabant, Lothringen? Nicht einen Fußbreit werde ich abtreten. Ich schließe nur Frieden auf Grund des Status quo ante bellum. Ich bin bereit, einen Teil des Herzogtums Warschau Rußland abzutreten. Ihnen gebe ich nichts, denn Sie haben mich nicht besiegt, und Preußen nichts, denn es hat mich verraten. Ich habe nichts dagegen, daß Oesterreich Westgalizien und Preußen einen Teil seiner früheren Besitzungen erhält. Aber gegen Kompensationen." Metternich erwidert, er wünsche nichts, als daß sich möglichst bald Unterhändler versammeln, um über die Friedensbedingungen zu sprechen. Als Versammlungsort wird Prag in Aussicht genommen. Nachdem die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Rußlands wochenlang auf ihn gewartet hatten, findet sich auch der französische Repräsentant Caulaincourt in Prag ein. Es kommt jedoch zu keiner Verständigung. Nach einer kurzen Unterredung werden die Verhandlungen abgebrochen. Am 9. September versammeln sich die Vertreter

Digitized by Google

der drei Ostmächte neuerdings, und zwar diesmal in Teplitz, und schließen, „von dem Wunsche beseelt, dem Unglück Europas ein Ende zu machen und seine künftige Ruhe durch Wiederherstellung eines gerechten Gleichgewichtes der Mächte sicherzustellen", einen förmlichen Allianzvertrag unter gegenseitiger Garantierung ihres Besitzstandes. Am selben Tage wird ein Geheimvertrag über die Neuordnung der Verhältnisse unterzeichnet, in dem als vierter Punkt angegeben ist, ein „freundschaftliches Einvernehmen unter den drei Mächten hinsichtlich des künftigen Schicksales des Herzogtums Warschau". Die unbestimmte Fassung dieses Artikels gegenüber der die polnische Frage betreffenden Stipulation des Reichenbacher Uebereinkommens wurde von Rußland später zu seinen Gunsten ausgenützt. Wie sich dieses übrigens das künftige Schicksal Polens dachte, sollte bald an den Tag kommen. Noch während die verbündeten Armeen auf dem Wege nach Frankreich waren, rückte Alexander mit seinen polnischen Plänen heraus, um sie dann während der Friedensverhandlungen in Paris offen einzubekennen. Man entschied sich aber dafür, die Frage erst auf dem kommenden Kongresse zum Austrag zu bringen, um vorerst mit Frankreich ins reine zu kommen. Die Entscheidung über die Verteilung der den Franzosen und ihren Bundesgenossen abgenommenen Gebiete sollte nach einem geheimen Zusatzartikel zum Pariser Vertrag vom 5. Mai 1814 den vier alliierten Mächten mit Ausschluß Frankreichs vorbehalten bleiben.

Bereits bei der ersten Zusammenkunft der Vertreter der vier alliierten Mächte kam das polnische Problem zur Erörterung. Nesselrode verlangte für Rußland das ganze Herzogtum Warschau, einschließlich Thorn und Krakau. Der russische Vertreter kam damit dem ihm erteilten Auftrag nach. Er war aber mit den Plänen seines kaiserlichen Herrn keineswegs einverstanden. Bereits im Jänner 1813 führte Nesselrode in einer längeren Denkschrift aus, es werde in den Kopf keines vernünftigen und den Interessen Rußlands aufrichtig ergebenen Mannes eingehen, zur Wiederherstellung Polens die Hand zu bieten, bloß um sich das Vergnügen zu machen, die Phantasien dieses leichtfertigen und unruhigen Volkes (de cette nation légère et inquiète) zu befriedigen. Durch die Teilung Polens sei der Anlaß zu steten Zwistigkeiten beseitigt worden. Die Wiederherstellung dieses Staates würde nur Komplikationen und neue Rivalitäten unter den Mächten wachrufen. Man solle nicht glauben, daß im Herzen auch nur eines Polen der Wunsch nach Schaffung eines russischen Polens bestehe. Die Bevölkerung des Landes setze sich aus einigen Magnaten, einer großen Anzahl kleiner Adeliger, einem dritten Stande von Juden und Tausenden von Leibeigenen zusammen. Das Land besitze nicht den nötigen Grad von Weisheit und Mäßigung, der für eine autonome Verwaltung nötig wäre. Aus dem Umstande, daß der Kaiser zugleich Autokrat in Rußland und konstitutioneller Regent in Polen wäre, müßten sich unbedingt Schwierigkeiten ergeben. Nesselrode gelangte demnach zu folgenden Schlüssen: Die Wiederherstellung Polens wäre ein ziemlich wertloser Faktor im Kampfe gegen Napoleon, sie würde zu Mißhelligkeiten mit den Verbündeten führen, sie entspräche nicht

Digitized by Google

den Interessen Rußlands und wäre geradezu antinational. In demselben Sinne sprach sich der russische Staatskanzler bald darauf dem österreichischen Gesandten Freiherrn v. Lebzeltern gegenüber aus. Alle, die den Kaiser umgeben, seien gegen die Wiederherstellung Polens. Die Polen hätten sich schlecht aufgeführt, und der Haß der Russen gegen sie sei größer als zuvor. In der Tat war Nesselrode nicht der einzige russische Staatsmann, der diese Ansicht vertrat. Auch Freiherr vom Stein sprach sich in einer Unterredung, die er am 18. April 1814 mit Kaiser Alexander hatte, in einem den Polen nichts weniger als freundlichen Sinne aus. Ebensowenig konnte sich Capodistria dafür begeistern. Nur an Czartoryski, der den Zaren nach Wien begleitet hatte, fand dieser einen Gesinnungsgenossen, der ihm bei allen späteren Auseinandersetzungen als treuer Kämpe zur Seite stand. Am 25. Dezember 1810 hatte der Kaiser ihn beauftragt, die Stimmung der Polen auszuforschen. Was er darüber berichtet, klang nicht gerade verheißungsvoll. Die Polen hätten nur einen Wunsch, die Wiederherstellung des alten Königreiches und die Vereinigung aller polnischen Gebiete zu einem nationalen Körper. Sie würden sich kaum gegen Napoleon wenden, in einem Augenblicke, da er ihrer bedürfe. Auch sei die Aussicht auf einen erfolgreichen Feldzug gegen Frankreich, der ihnen die Selbständigkeit brächte, sehr gering. Darauf antwortet Alexander, man müsse, um die Polen von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zu überzeugen, Proklamationen erlassen, in denen die Wiederherstellung Polens angekündigt werde. Eine Conditio sine qua non sei aber die bleibende Vereinigung Polens mit Rußland, dessen Kaiser den Titel eines Königs von Polen annehmen würde.

Nesselrode, der am 13. September in Wien angekommen war, scheint sehr bald von der Stimmung, welche dort herrschte, Wind bekommen zu haben. Wenigstens sprach er bereits am 27. September in einem Schreiben an Pozzo di Borgo, den russischen Gesandten in Paris, von einem zwischen Oesterreich und England vereinbarten Widerstande gegen die Absichten Rußlands, betreffend Sachsen und Polen. Der Beistand Frankreichs und Englands, meint er, würde aber Oesterreich nichts nützen, „denn wir haben Preußen für uns und 500 000 Mann".

Nachdem Nesselrode bei jener Zusammenkunft die russischen Forderungen formuliert hatte, ergriff Metternich das Wort. Er wolle nicht bestreiten, führte er aus, daß Rußland einen Anspruch auf Entschädigung für die gebrachten Opfer besitze. Oesterreich hätte auch nichts gegen die Ueberlassung des größeren Teiles des Herzogtumes Warschau, es könnte aber nicht zugeben, daß Krakau und Zamosc an Rußland kämen, mit Rücksicht auf ihre geographische Lage. Schließlich verwahrt sich Metternich dagegen, daß Rußland seinen neuen Erwerbungen den Namen Polen gebe. Diesen Versuch einer Einmischung Oesterreichs in die Entschließungen Rußlands bezüglich der inneren Organisation Polens weist Nesselrode zurück, ebenso erklärt er, Rußland könne auf Krakau und Zamosc nicht verzichten. Darauf ergreift der englische Delegierte Lord Castlereagh das Wort und erklärt, England bringe der Wiederherstellung Polens

Digitized by Google

volle Sympathie entgegen. Es würde aber eine Verständigung unter den Mächten wünschen und hoffe, Rußland werde seine Ansprüche herabmindern. Fürst Hardenberg erklärt namens Preußen, seine Regierung müsse auf dem Erwerb von Thorn bestehen und würde in keinem Falle die Wiederherstellung Polens wünschen. Frankreich war im Sinne der Pariser Beschlüsse auf dieser ersten Konferenz nicht vertreten. Es sollte aber bald zu Worte kommen und weiterhin eine ziemlich maßgebende Rolle spielen. So drohte die polnische Frage von der ersten Stunde an das Einvernehmen unter den Alliierten, ja selbst den Frieden zu gefährden.

Die Aufgabe, den russischen Forderungen entgegenzutreten, fiel in erster Reihe Metternich zu. Sie sollte ihm nicht leicht werden, denn Oesterreich wollte ebensowohl verhindern, daß Preußen ganz Sachsen erhalte, als daß ganz Polen an Rußland falle, es wollte, wie das französische Sprichwort sagt, ménager le choux et le chèvre. Die russischen Absichten auf Polen gingen Metternich begreiflicherweise besonders nahe. Er erklärte, Oesterreich würde, ehe es einer Auffaugung des Landes durch Rußland zustimmte, sich damit abfinden, Polen als völlig unabhängigen Staat anzuerkennen, der in seinen Grenzen endgültig festgestellt wäre, ein natürlicher Feind seines mächtigen Nachbarn und infolgedessen auf die Unterstützung Preußens und Oesterreichs angewiesen bliebe. Käme das Herzogtum Warschau an Rußland, so wären Oesterreich und Preußen in ihrem Besitze ewig bedroht, es würde ein Herd von Unruhen geschaffen, da die Polen ihre frühere Zugehörigkeit zu einem großen politischen Körper niemals vergessen würden. (Weisung an den österreichischen Gesandten in Berlin, Grafen Stefan Zichy, vom 1. August 1814. Fournier, Zur Vorgeschichte des Wiener Kongresses.) In einer vom 8. Oktober datierten Denkschrift entwickelt der zweite Delegierte Oesterreichs auf dem Kongresse, Freiherr von Wessenberg, den Standpunkt, welchen Oesterreich in der polnischen Frage einzunehmen hätte. Er spricht sich über das Projekt einer Wiederherstellung Polens sehr skeptisch aus. Noch vor kurzem hatte Rußland selbst vor einer solchen Lösung der Frage die größte Besorgnis gehegt und in der Schaffung des Herzogtumes Warschau den ersten Schritt zur Wiederherstellung eines selbständigen Polens erblickt. Jetzt scheine es seine Ansicht geändert zu haben. Die Ausdehnung der russischen Macht auf das linke Ufer der Weichsel könne nur einen feindseligen Zweck haben. Neue Erwerbungen Rußlands dürften die Sicherheit der Nachbarstaaten nicht gefährden. Oesterreich müsse jedenfalls auf der Wiedererwerbung der 1809 verlorenen Bezirke von Krakau und Zamosc bestehen, es seien die einzigen Punkte nördlich der Karpathen, von denen aus Oesterreich sich gegen einen von Norden kommenden Feind verteidigen könne.

Fürst Metternich trachtete in wiederholten Konferenzen, den Kaiser Alexander für eine Herabminderung seiner Forderungen zu gewinnen, doch blieben alle Bemühungen erfolglos. Schließlich kam es bei einer Audienz, die Metternich am 24. Oktober hatte, zu einer sehr erregten Szene, ja zum völligen Abbruche aller persönlichen Beziehungen. Alexander behandelte den österreichischen Staats-

Digitized by Google

kanzler, als ob er mit seinem Bedienten spräche. Als nun Metternich sich zu der Aeußerung hinreißen ließ, wenn Rußland die Absicht hätte, Polen wiederherzustellen, könne Oesterreich dies auch tun, geriet Alexander darüber außer sich und bezeichnete eine solche Redeweise als unverschämt. Niemand außer Metternich hätte sich erlaubt, einen solchen „Ton der Revolte" anzuschlagen. Metternich verließ das Audienzzimmer in höchster Aufregung und äußerte die Absicht, den Kaiser sofort um seine Entlassung zu bitten. In keinem Falle wolle er Alexander noch einmal begegnen. Auch der Kaiser von Rußland war unversöhnlich. Die beiden trafen sich wohl noch bei Hofe und in großen Gesellschaften. Alexander ging aber auf keinen Ball mehr, zu keinem Feste beim Fürsten Metternich. Alles Zureden seiner Schwester, der Großfürstin Katharina, seines Schwagers, des Erzherzogs Palatin, seiner Freunde und aller schönen Frauen von Wien, denen er den Hof machte, vermochten nicht, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Der Fürst habe ihn zu tödlich beleidigt, als daß er je wieder einen persönlichen Verkehr mit ihm haben könnte. Infolge dieses Auftrittes und da Alexander die russische Politik auf dem Kongresse fast ausschließlich persönlich vertrat, war Oesterreich oder wenigstens sein leitender Staatsmann von den weiteren Verhandlungen über die polnische Frage ausgeschaltet.

Auf ein schärferes Hervortreten Preußens war vorerst nicht zu rechnen. Ein Vorschlag des Fürsten Hardenberg vom 12. Mai 1814, worin er für Preußen Posen samt Thorn, für Oesterreich die 1809 abgetretenen Gebiete samt Krakau und Zamosc verlangt hatte, fand damals nicht die Zustimmung Alexanders. Rußland habe das Herzogtum Warschau erobert, erklärte der Zar, der ganze europäische Kontinent habe sich gegen ihn verbündet, er habe alle Angriffe siegreich zurückgeschlagen, seine Untertanen müssen für die gebrachten Opfer entschädigt werden. Rußland müsse für alle Zeiten eine bessere Grenze zum Schutze gegen eine neue Invasion erhalten. Dies waren seine Argumente. Preußen hatte übrigens allen Grund, den polnischen Plänen Rußlands nicht entgegenzutreten, das ihm ja als Kompensation seine Unterstützung in der sächsischen Angelegenheit zugesagt hatte. Unter diesen Umständen konnte es Metternich nur erwünscht sein, an Frankreich und England Bundesgenossen in dem Kampfe gegen die russischen Pläne zu finden, wenn auch ihre Haltung von Motiven geleitet war, die mit der polnischen Sache kaum etwas zu tun hatten.

Nach den Instruktionen, mit denen die französischen Delegierten nach Wien gekommen waren, sollten sie sich ebensowohl gegen die Unabhängigkeitserklärung Polens wie gegen dessen Ueberlassung an Rußland aussprechen, vielmehr die Rückstellung der polnischen Gebiete an die Teilungsmächte durchzusetzen suchen. Und am 25. Oktober wurden diese Instruktionen noch dahin ergänzt, daß die französischen Vertreter der österreichischen Regierung zu erklären hätten, sie könne auf Frankreichs militärische Hilfe rechnen, wenn Oesterreich sich den Absichten Rußlands auf Polen und Preußens auf Sachsen widersetze. Durch die Ueberlassung Polens würde Rußlands europäische Bevölkerung auf 44 Millionen

Digitized by Google

gebracht und seine Grenze bis an die Oder vorgeschoben. Dadurch entstünde für Europa eine so große Gefahr, daß, um sie zu verhüten, man nicht zögern dürfte, selbst zu den Waffen zu greifen. Talleyrand ließ es an Bemühungen nicht fehlen, die polnische Frage in einer den Interessen Oesterreichs entsprechenden Weise zu lösen. In einer Unterredung, die er am 25. Oktober mit Kaiser Alexander hatte, erklärte er, Frankreich hätte es am liebsten gesehen, wenn Polen mit seinen alten Grenzen und in voller Unabhängigkeit wiederhergestellt würde. Da diese Lösung ausgeschlossen sei, möge man das an Rußland zu überlassende Gebiet wenigstens so abgrenzen, daß Oesterreich und Preußen die nötige Sicherheit geboten werde. Darauf erwiderte Alexander, sie hätten keinen Grund, sich zu beunruhigen. Uebrigens habe er 200 000 Mann in Polen, man möge ihn doch hinausjagen. Wenige Tage später, auf der Fahrt nach Budapest, fragte Alexander den Kaiser Franz, ob sein Charakter und seine Loyalität nicht die nötigen Bürgschaften für die Sicherheit Oesterreichs böten, worauf Kaiser Franz erwiderte, gute Grenzen seien die besten Friedenshüter. Ueber ein zweites Gespräch mit Alexander, das am 17. November stattfand, berichtet Talleyrand in seinen Memoiren ausführlich. Er kam nochmals darauf zurück, daß Frankreich jede Lösung gerne unterstützen würde, durch die Polen die volle Unabhängigkeit erhielte. Alexander gab zu, in Paris sei dies auch seine Absicht gewesen. Als Mensch wäre er auch jetzt noch für die Unabhängigkeit Polens, da er seinen liberalen Prinzipien stets treu bleiben werde. Aber in der gegenwärtigen Lage könnten die Wünsche des Mannes nicht auch die Regeln des Souveräns sein. Es werde vielleicht einmal der Tag kommen, wo Polen wiederhergestellt würde, gegenwärtig könne man daran nicht denken. Damit war auch Talleyrand am Ende seines Lateins.

Die Rolle des Protagonisten in der polnischen Frage fiel nun dem englischen Vertreter Lord Castlereagh zu, der sich ihrer mit großem Eifer und zweifellosem Erfolge annahm. Nicht weniger als drei Denkschriften arbeitete er im Laufe der Monate Oktober und November 1814 aus, die den Kaiser Alexander von der Unbilligkeit seiner Forderungen oder wenigstens von der Unmöglichkeit, sie durchzusetzen, überzeugen sollten. In seinem Memoire vom 4. Oktober 1814 erinnerte er den Kaiser an seine, mit Oesterreich und Preußen wegen Polens getroffenen Verabredungen und fuhr dann fort: Die Annexion eines so großen Gebietes wie das Herzogtum Warschau an Rußland, das in der jüngsten Zeit ohnehin durch die Erwerbungen in Finnland und in der Moldau und durch seine Ausdehnung auf der preußischen Seite einen so bedeutenden Gebietszusatz erhalten habe, der Besitz aller polnischen Festungen, wodurch die Hauptstädte Preußens und Oesterreichs ohne irgendeine Verteidigungslinie bedroht würden, die Aufforderung an die Polen, sich unter den russischen Fahnen zu sammeln, um ihr Königreich wiederherzustellen, die Wahrscheinlichkeit, daß dieses leichtfertige und unruhige Volk dadurch zu neuen Kabalen ermutigt würde, die Vernichtung aller Hoffnungen auf Ruhe, Vertrauen und friedliche Entwicklung, alle diese Erwägungen drängten sich auf und ließen die Befürchtungen Euro-

Digitized by Google

pas berechtigt erscheinen. Polen dürfe nicht ein militärisches Instrument in der Hand einer einzigen Macht werden. Man möge aus Polen einen wirklich unabhängigen Staat machen, das würden auch Oesterreich und Preußen lebhaft wünschen. Wolle der Zar dieses Opfer nicht bringen, dann dürfe er ein derartiges Experiment auf Kosten seiner Alliierten nicht machen. Solange der Kaiser an seinem Plane festhalte, könne an den Wiederaufbau Europas nicht gedacht werden. Die Vertreter Frankreichs, Spaniens und der anderen Staaten Europas seien der gleichen Meinung. Bereits am 12. Oktober übersendet Castlereagh dem Kaiser ein neues Memoire. Er erinnert ihn an die Unterstützung der russischen Politik von seiten Englands in der norwegischen, türkischen und persischen Frage und rät ihm ein maßvolleres schrittweises Vorgehen in der polnischen Frage. Zwei Tage später tritt Castlereagh in einem dritten Memoire mit positiven Vorschlägen hervor. Es gebe drei Alternativen: 1. die Vereinigung von ganz Polen mit den Grenzen von 1772 unter einem unabhängigen Souverän. Oesterreich und Preußen wären bereit, die nötigen Opfer zu bringen. 2. Die Wiederherstellung Polens mit dem Umfange von 1791 zur Zeit der Maiverfassung. 3. Oesterreich und Preußen wären geneigt, an dem Prinzipe der Teilung festzuhalten, falls ihnen vom militärischen Gesichtspunkte die nötigen Sicherheiten geboten würden. In diesem Falle hätte die Weichsel die Grenze zu bilden.

Alexander beantwortet die Denkschriften Castlereaghs mittels persönlicher Briefe, denen nach seinen Angaben ausgearbeitete Memoires beigegeben sind. In dem ersten dieser Schriftstücke, das vom 30. Oktober datiert ist, werden zunächst die englischen Vorhaltungen in betreff der früheren russischen Gebietserweiterungen zurückgewiesen. Dann heißt es weiter: die Gefahren eines erneuerten Polen für die Nachbarstaaten seien eingebildete. Vielmehr bilde Warschau une pointe avancée, eine vorspringende Spitze, die von Oesterreich und Preußen leicht angegriffen werden könne. Eine russische Armee wäre dort einer Bedrohung im Rücken und in der Flanke von den Karpathen aus stets ausgesetzt. Es seien also nicht nur militärische Erwägungen, die die Haltung Oesterreichs und Preußens bestimmten, sondern die Furcht vor einer polnischen Propaganda. Darauf erwidert Castlereagh, wenn Rußland, wie in diesem Memoire behauptet werde, mit der Türkei und Persien nur Krieg geführt habe, um seine Grenzen zu sichern, warum sollten Oesterreich und Preußen für eine Sicherung ihrer Grenzen nicht ebenfalls sorgen dürfen, die um so nötiger sei, als Rußland künftighin in der Lage wäre, sich der polnischen Armee als einer neuen und furchtbaren Kriegswaffe zu bedienen. Die Alliierten hätten übrigens für ihre eigene Freiheit gekämpft und für die des übrigen Europa, nicht aber um Eroberungen zu machen. Dieses letztere Argument wird in einem zweiten russischen Memoire, das Alexander am 21. November dem englischen Vertreter übermittelt, entschieden zurückgewiesen. Sobald die Oder erreicht war, habe Rußland nur mehr für seine Alliierten gekämpft. Und nun folgt ein argumentum ad hominem. Die Macht Englands, heißt es, umfasse den ganzen Globus, sie

Digitized by Google

beherrsche die See, erstrecke sich auf alle Meeresküsten und stütze sich auf das unentbehrliche Bedürfnis des Verkehres unter den Menschen. Was würde England nun sagen, wenn man von ihm im Interesse des allgemeinen Besten und der wahren Unabhängigkeit der Nationen die Rückstellung aller seiner Erwerbungen verlangen wollte? Das Memoire schließt mit dem guten Rate, man möge es doch den unmittelbar Beteiligten überlassen, sich untereinander zu verständigen, also mit einer unverblümten Zurückweisung der englischen Einmischung.

Während dieser Verhandlungen war Oesterreich bemüht, Preußen dafür zu gewinnen, mit ihm und England gemeinsame Sache zu machen, um den russischen Prätentionen entgegenzutreten. Die Schritte Metternichs waren nicht erfolglos, es gelang ihm, Hardenberg für den österreichischen Standpunkt zu gewinnen. Allein die Freude über diesen Sieg sollte nicht von langer Dauer sein. Talleyrand berichtet am 12. November seinem König in launiger Weise über die Wendung, die die Sache genommen habe. Kaiser Alexander lud den König von Preußen zum Diner und benützte die Gelegenheit, um an ihre alte Freundschaft zu appellieren. Er pries den hohen Wert, den er darauf lege, sie zu einer unverbrüchlichen zu machen, es sei für ihn ein erhebender Gedanke, daß die beiden Monarchen noch durch lange Zeit Zeugen des Glückes sein können, das ihre Völker diesem Bunde verdanken. Um so mehr kränke es ihn, zu sehen, daß die Erfüllung seines Herzenswunsches, die Wiederherstellung Polens, bei seinem intimsten Freunde auf Widerstand stoße. Diese Rührszene blieb nicht ohne Wirkung auf den König Friedrich Wilhelm. Er erging sich in Beteuerungen seiner freundschaftlichen Gesinnungen und schwor dem Kaiser, die russischen Wünsche in der polnischen Frage unterstützen zu wollen. Das sei nicht genug, erwiderte Alexander, der König müsse die nötigen Anordnungen treffen, damit auch seine Minister sich in demselben Sinne aussprächen. Daraufhin wurde Fürst Hardenberg berufen, und Alexander wiederholte in dessen Gegenwart den Inhalt des vorangegangenen Gespräches und das vom König gegebene Wort. Hardenberg wollte Einwendungen machen, allein als ihn Alexander fragte, ob er den Befehlen seines Herrn gehorchen wolle, blieb Hardenberg nichts andres übrig, als zu versprechen, daß er sie künftig vollziehen wolle. Talleyrand beruft sich für seine Erzählung auf das Zeugnis Czartoryskis und des Herrn von Gentz. Die weiteren Vorgänge stellen das Tatsächliche daran außer Zweifel. In einem geheimen Memoire vom 7. November teilt Hardenberg seinem englischen Kollegen das Ergebnis seiner Unterredung mit Kaiser Alexander mit, ohne allerdings von dem dramatischen Vorgange, der sich dabei abgespielt hatte, etwas zu erwähnen. Immerhin ersieht man daraus, daß es Alexander gelungen war, Hardenberg umzustimmen. Der Kaiser habe ihm auseinandergesetzt, so heißt es in dem Memoire, daß sein Plan nur geeignet sei, die Ruhe Europas zu sichern, indem dadurch eine unzufriedene und unruhige Bevölkerung zur Ruhe gebracht werde. Er wolle Polen eine Konstitution geben und die russischen Truppen aus dem Lande zurückziehen. Hardenberg meint,

Digitized by Google

man könne sich über die polnische Frage ohne weiteres verständigen, wenn der Kaiser in der Grenzfrage entgegenkomme. Rußland werde durch die Angliederung Polens eher geschwächt. Er befürchte auch nicht, daß bei den österreichischen und preußischen Polen die Neigung entstünde, sich mit ihren Kompatrioten im Königreich zu vereinigen. Eine weise und väterliche Verwaltung werde diese Besorgnis zerstreuen können. Endlich proponiert Hardenberg, man möge Rußland von der in dem Geheimvertrage mit Preußen vom 26. Januar 1797 eingegangenen Verpflichtung entbinden, in seinem Titel des Königreichs Polen Erwähnung zu tun. Preußen war also vollkommen auf die russische Seite übergegangen. Die Bemühungen Englands, einen Vergleich zustande zu bringen, waren, wie erwähnt, ebenfalls erfolglos geblieben, so daß Castlereagh ganz offen davon sprach, wenn der Kaiser sich mit der Weichsel als Grenze nicht begnügen wolle, müsse man ihn eben mit Waffengewalt dazu zwingen. Auch Fürst Schwarzenberg schloß sich dieser Ansicht an und meinte, man könne den Krieg jetzt mit mehr Erfolg führen als einige Jahre später. Hardenberg bemühte sich, die andern Mächte für den russischen Standpunkt zu gewinnen. Der Kaiser von Rußland sei bereit, versicherte er, einen Beweis seiner Mäßigung zu geben, allein er wünsche, daß die polnische Frage gleichzeitig mit der sächsischen geregelt werde. Preußen müsse ganz Sachsen erhalten, Thorn und Krakau sollten unabhängige Städte werden. Im Sinne des russischen Vorschlages ward ein eigener Ausschuß mit der Beratung der sächsischen und polnischen Frage betraut, in dem Rußland durch den Fürsten Rasumowsky vertreten wurde, da Nesselrode dem Zaren zu österreichfreundlich war. In der zweiten Sitzung dieses Ausschusses, die am 30. Dezember stattfand, verlas Rasumowsky ein Memoire mit den Vorschlägen Rußlands. Es verlangte für sich das ganze Herzogtum Warschau, nur Gnesen und Posen sowie die alten Bezirke von Westpreußen sollten an Preußen fallen, ein kleines Gebiet am rechten Weichselufer, gegenüber Krakau, mit den Salinen von Wieliczka, ferner der Tarnopoler Kreis an Oesterreich, Krakau und Thorn unabhängig erklärt werden. Metternich legte der Kommission einen Gegenentwurf vor, der sich aber im wesentlichen an die russischen Vorschläge anschloß. An demselben Tage, dem 3. Januar 1815, schlossen Oesterreich, Frankreich und England „anläßlich der neuestens erhobenen Ansprüche" eine Defensivallianz, der später auch Bayern, Hannover und Holland beitreten sollten. Alexander erfuhr erst später durch eine Indiskretion Napoleons, der das Instrument nach der Rückkehr aus Elba in der Tischlade Ludwig XVIII. gefunden hatte, von der Existenz dieses zunächst gegen Rußland gerichteten Vertrags. Er war über die Hinterhältigkeit Talleyrands derart empört, daß er vom König dessen Entlassung verlangte und auch durchsetzte. Bei Gelegenheit eines Gespräches, das Pozzo di Borgo im Mai 1815 mit Wellington hatte, erklärte dieser, die Allianz sei damals durch die Kriegsdrohungen Hardenbergs veranlaßt worden, sie habe aber seither allen praktischen Wert verloren.

In der Sitzung vom 7. Januar erklärte Rasumowsky, daß Rußland die Metternichschen Vorschläge annehme. Damit war man über die Hauptschwierigkeit

Digitized by Google

hinausgekommen. Es handelte sich nur noch um eine genauere Feststellung der Grenzen. Mit den hiezu nötigen Vorarbeiten wurde ein Unterausschuß betraut.

Castlereagh, der sich zu den Parlamentsverhandlungen nach London begeben mußte, richtete am 12. Januar, gewissermaßen als Abschiedsgruß, an die anderen Vertreter eine Zirkularnote, in der er neuerdings betonte, England sei grundsätzlich gegen den Anschluß Polens an Rußland und hätte die Schaffung eines unabhängigen Staates, der von einer nationalen Dynastie regiert und gewissermaßen einen Pufferstaat zwischen den Teilungsmächten bilden würde, vorgezogen. Da sich aber Oesterreich und Preußen mit den russischen Forderungen zufrieden gegeben hätten, wolle England nicht weiter an seinem Standpunkte festhalten und wünsche nur, daß das Land eine Verfassung erhalte, die versöhnlich sei und dem Volksgeiste entspreche. Die Erfahrung zeige, daß man nicht hoffen dürfe, durch Vernichtung der Sitten und Gebräuche der Polen das Glück dieser Nation und den Frieden in diesem Teile Europas zu sichern. England könne nur wünschen, daß nicht etwa durch die Vereinigung der mächtigen polnischen Armee mit der noch mächtigeren russischen unter einem ehrgeizigen kriegerischen Prinzen Europa neuerdings in Unruhe versetzt werde — eine deutliche Anspielung auf die Entsendung des Großfürsten Konstantin nach Warschau.

Der von Castlereagh ausgesprochene Gedanke, Polen die Aufgabe eines Pufferstaates zuzuteilen, war nicht neu. Er tauchte zum ersten Male 1772 auf. Gelegentlich einer Unterredung zwischen dem österreichischen Gesandten Prinzen Lobkowitz und dem russischen Kanzler Grafen Panin überreichte ihm dieser ein Memoire, worin die Ansichten Rußlands bezüglich Polens entwickelt waren. Danach sollte Polen auch nach der Teilung einen vermittelnden Staat bilden, der die Aufgabe hätte, Zusammenstöße zwischen den Teilungsmächten zu verhindern (puissance intermédiaire, interposée entre les puissances copartageantes et apte à empêcher une collision entre leurs intérêts).

Rußland erwiderte das englische Rundschreiben mit der Beteuerung seiner guten Absichten. In der Antwortnote Oesterreichs wird die Erklärung wiederholt, daß man in Wien die Wiederherstellung Polens unter einer nationalen Dynastie gewünscht hätte. Für Oesterreich sei ein freies, unabhängiges Polen niemals bedrohlich gewesen. Zur Teilung sei es nur durch gebieterische Umstände genötigt worden. Am 30. Januar hatte auch Preußen die russischen Vorschläge angenommen. Endlich stimmten die Mächte in einer Sitzung vom 3. April zu, daß der Zar den Titel König von Polen annehme.

So war also bezüglich einer der heikelsten Fragen eine Verständigung erzielt worden. Eine allgemeine Abspannung trat ein. Von Talleyrand stammt das boshafte Wort: Die Fürsten hätten weder Mut genug, um sich zu zerzanken, noch Verstand genug, um sich zu vertrauen. Wer weiß übrigens, welche Wendung die Dinge noch genommen hätten, wäre nicht die Rückkehr Napoleons wie eine Bombe in den Beratungssaal gefallen und die schleunige Erledigung der Kongreßarbeiten dadurch nötig geworden. An jenem Märzmorgen, an welchem diese Nachricht in Wien eintraf, fand die Versöhnung zwischen Kaiser

Digitized by Google

Alexander und Metternich statt. Der Kaiser sagte zum Kanzler: „Wir haben noch einen persönlichen Zwist auszutragen. Wir sind beide Christen, unser heiliges Gesetz gebietet uns, Beleidigungen zu verzeihen, umarmen wir uns, und alles sei vergessen.“ Es gab also eine jener bei Alexander so beliebten Rührszenen. Am 9. Juni schritt man an die Unterzeichnung der Hauptakte, deren erste 14 Artikel der polnischen Frage galten. Bereits am 25. Mai hatte Alexander von Wien aus eine Proklamation an seine Polen erlassen. Sie begann mit einer Anerkennung ihrer unermüdlichen Bemühungen, ihrem Vaterlande wieder zur politischen Existenz zu verhelfen, erwähnt ihre Verirrungen, über die aber der Schleier des Vergessens gebreitet werden soll, versichert sie, daß der Kaiser gewillt sei, dem Lande zu geben, was es „wirklich glücklich“ machte. Es folgt eine Anspielung auf die gemeinsame slawische Abstammung und die Erklärung der Bereitwilligkeit, die Polen in einen Brüderbund aufzunehmen, der beiden Teilen teuer und nützlich sein werde. Zum Schlusse wird ihnen der Gebrauch der polnischen Sprache, die ausschließliche Besetzung aller Aemter mit Polen und die Schaffung einer nationalen Armee zugesichert.

Trotz diesen schönen Versprechungen scheint schon in der ersten Zeit nicht alles geklappt zu haben. Czartoryski war bereits in früheren Jahren wiederholt in der Lage, sich beim Zaren über die Konfiskation der Güter jener Polen zu beklagen, die in die Dienste des Herzogtumes Warschau getreten waren oder sich der polnischen Armee angeschlossen hatten. Nun, nachdem Polen russisch geworden war, verursachte das Benehmen des kaiserlichen Generalgouverneurs, des Großfürsten Konstantin, schon in den Honigmonden allgemeine Unzufriedenheit. Am 29. Juli schreibt Czartoryski an den Kaiser, es habe den Anschein, als hasse der Großfürst das Land und alles, was sich dort zutrage. Die Armee, die Nation, die Privatleute, nichts finde Gnade vor seinen Augen. Die Verfassung vor allem sei stets der Gegenstand seines Hohnes. Der Großfürst halte sich nicht einmal an die militärischen Gesetze und habe beispielsweise die Stockhiebe in der Armee eingeführt. Die Briefe, die Czartoryski in den nächsten Jahren an den Kaiser richtet, bilden ein sprechendes Dokument der Zustände, wie sie damals in Polen herrschten. Der schlaue Talleyrand hatte dies vorausgesehen. In einem Berichte an König Ludwig vom 3. März 1815 erzählt er bereits, Czartoryski beginne sich darüber klar zu werden, daß er chimärische Hoffnungen gehegt habe, und beklage sich offen über die erfahrene Enttäuschung. Alexander, so meint Talleyrand, werde sich den Polen gegenüber wohl so aus der Affäre ziehen, daß er nur kurze Zeit in Warschau verweile, Czartoryski kalt behandle und sich auf keinerlei Auseinandersetzung einlasse. Er hatte richtig prophezeit. Das goldene Zeitalter, das Alexander den Polen versprochen hatte, blieb aus, und nur zu bald sollte es zu einem neuen Chaos kommen.

Digitized by Google

Die Umwandlung der Universität Gent in eine flämische Hochschule

Einleitender Vortrag zur feierlichen Uebergabe und Eröffnung der Universität[1])

Von

Geh. Rat Prof. von Dyck

Die gleich zu Beginn der holländischen Herrschaft im Jahre 1816 neu errichteten Universitäten Gent und Lüttich und das wieder aufgerichtete Löwen waren bestimmt, ein höheres Unterrichtswesen des Landes auf niederländischer Grundlage erstehen zu lassen, nachdem unter den Stürmen der französischen Revolution und den unifizierenden Gewaltmaßregeln des ersten Kaiserreiches das gesamte Schulwesen französisch organisiert worden war. Wenn Sie morgen in Gent die Aula der von Roolandt erbauten alten Universität betreten, so werden Sie dort noch jetzt als Wahrzeichen den Löwen des Hauses Nassau-Oranien und um ihn gruppiert die neunzehn Pfeile finden, welche die einzelnen Provinzen der vereinigten Niederlande bedeuten.

Die Universitäten waren wohl als ein Brennpunkt niederländischer Kultur gedacht; aber sie konnten mit ihrer lateinischen Unterrichtssprache doch nicht eigentlich im Boden des Volkes Wurzel fassen. Um diesem Ziele näher zu kommen, hat schon im Jahre 1828 Thorbecke die flämische Sprache auch in der Universität einzuführen versucht. Aber solche Bestrebungen fanden nach der Brabanter Revolution im Jahre 1830 keinen Boden mehr. Die damals unter dem Einfluß der Loge stehende führende Partei in Belgien suchte die Einheit des Staates vornehmlich durch die Einführung französischer Sprache und französischer Kultur zu erreichen. Zugleich mit dem Grundgesetz über die Organisierung der beiden Staatsuniversitäten Belgiens wurde im Jahre 1849 durch eine königliche Verordnung das Französische als Unterrichtssprache eingeführt.

Im vollen Gegensatze zu diesen französierenden Tendenzen stehen die auf die vierziger Jahre zurückgehenden Bestrebungen der Flamen nach einer eignen Kultur; in steigendem Maße machte sich bei ihnen die Erkenntnis geltend, daß nur eine flämische Hochschule ihnen die Gewähr für eine kulturelle Fortentwicklung des Volkes bieten würde. Aber erst im Jahre 1896 wurde auf dem Sprachenkongreß zu Antwerpen eine Kommission zum Studium der Hochschulfrage eingesetzt, an deren Spitze Max Rooses trat; ihr Vizepräsident war der heute als Dekan an der Hochschule wirkende Julius Obrie, als Mitglieder gehörten ihr u. a. Pol de Mont wie der Botaniker Mac Leod

---

[1]) Gehalten in Gegenwart Seiner Exzellenz des Herrn Generalgouverneurs vor den höheren Beamten und Offizieren des Generalgouvernements im Senatsaal in Brüssel am 20. Oktober 1916, abends 7 Uhr.

Digitized by Google

an. Damals wurde die allmähliche Umwandlung durch Berufung von Flamen auf die jeweils frei werdenden Lehrstühle ins Auge gefaßt. Ein neuer Anstoß ging zu Anfang des Jahres 1907 vom „Allgemeinen niederländischen Verband" und seinem verdienten Leiter Hippolit Meert aus. Die Verhandlungen der damals gebildeten zweiten Kommission hat Lodovijk de Raet zusammengefaßt, und dabei zugleich die Notwendigkeit einer Erweiterung der Aufgaben der umgewandelten Universität, Angliederung einer landwirtschaftlichen und einer tierärztlichen Hochschule, Errichtung einer Bergbauschule, dargelegt.

Es war nur eine kleine Zahl von Professoren der Genter Hochschule, die sich an dieser Bewegung aktiv beteiligte. Die Universität als solche hat sich von allen diesen Bestrebungen ferngehalten; sie war durchaus französisch orientiert. Während ringsum die Debatten über die Umwandlung der Universität geführt wurden, der Kampf um die Rechte des flämischen Volkes entbrannt war, hat die Universität Gent in ihren Mauern nur ein einziges Mal — in einer Sitzung im Jahre 1899 — die Frage schüchtern und ungenügend behandelt. Die Flamisierung wurde als unnötig, als schädlich, als dem Geiste universeller Erziehung widersprechend abgelehnt.

So entstanden alle Pläne für die Umwandlung der Universität außerhalb ihres Bereiches. In dem bescheidensten unter ihnen sollten nur einzelne flämische Kurse neben die französischen gestellt werden, ein Verfahren, das weiterhin in Löwen ausgebaut worden ist, das aber in Gent und Lüttich nur bei einigen Vorlesungen zum Ausdruck gekommen ist. Weitergehend war die Forderung der Zweisprachigkeit der ganzen Universität durch Verdoppelung aller Kurse, eine Forderung, die nicht allein für Gent, sondern später auch für Lüttich erhoben wurde. Daß man so weit gehen wollte, erklärt sich aus jenem falsch verstandenen Liberalismus des Unterrichtswesens in Belgien, der jedem gestatten sollte, nach seinen Wünschen die Studien einzurichten, und verlangte, daß der Staat die Möglichkeiten dazu bieten müßte.

Ein andrer Plan, besonders von wallonischer Seite unterstützt, beabsichtigte, um alle vorhandenen Rechte zu schonen, die Errichtung einer flämischen Hochschule in Antwerpen (als fünfte Universität des Landes!).

Die zweite Kommission schloß ihre Arbeit mit einer bedeutsamen Denkschrift De Raets aus dem Jahre 1910 ab. Der wichtigste Schritt, der dann erfolgte, war die Vorlage des Antrags Franck, Cauwelaert, Anseele an die Abgeordnetenkammer im November 1912. Darin war die vollständige Flamisierung in einem stufenweisen Uebergang der französischen in die flämische Universität gefordert. Die Regierung mußte ihn wohl oder übel als zweckmäßig anerkennen, aber die bekannte Verschleppungspolitik ließ es zu Beschlußfassungen nicht kommen.

Der Krieg hat dann die weiteren Debatten über den Antrag abgeschnitten.

*

Im Herbst 1914 standen mit Gent die drei übrigen Landesuniversitäten vor der Frage der Wiedereröffnung des Unterrichts, die sie auf Grund

Digitized by Google

einer gegenseitigen Vereinbarung verneint haben. Für Gent speziell hatte der Minister zwar die Eröffnung auf den 24. Oktober festgesetzt, aber sich über die Eröffnung der Vorlesungen selbst eine Verfügung vorbehalten. Am 12. Oktober wurde Gent von den deutschen Truppen besetzt, und damit trat die Frage des Wiederbeginns in ein rechtlich neues Stadium. Gleichwohl glaubte die Mehrzahl der Mitglieder des akademischen Rates noch auf die Entscheidung des Ministers warten zu müssen und wußte damit die Eröffnung des Unterrichts hintanzuhalten. Es soll aber hervorgehoben werden, daß gerade in Gent einer der maßgebendsten Vertreter der Provinzialverwaltung, der Jurist De Baets in durchaus loyaler Weise, freilich vergeblich, für die Wiedereröffnung der Universität unter deutscher Herrschaft gesprochen hat; dem tüchtigen und praktisch denkenden Manne ist es auch wesentlich zuzuschreiben, daß die Genter Professoren damals die Loyalitätserklärung unterzeichnet haben, die von den Lüttichern — die freien Universitäten standen da nicht in Frage — verweigert worden ist. Der Hauptgrund, welcher in Gent, wie anderwärts gegen die Wiedereröffnung des Unterrichts geltend gemacht wurde, war der, daß man nicht Leute unterrichten wollte, die eigentlich an die Front gehörten, daß man nicht die um ihr Vaterland Kämpfenden gegenüber jenen moralisch Schwächeren benachteiligen wollte. Dazu kam bei manchen die psychische Erregung, in der eine ruhige geistige Arbeit unmöglich erschien, die Befürchtung, beim Fehlen der laufenden Literatur, bei der Erschwerung des freien wissenschaftlichen Verkehrs den Unterricht nur unvollständig geben zu können. Im Grunde aber wollte man jeden Schein vermeiden, dem deutschen Okkupanten, der die Wiederaufnahme regulärer Zustände wünschen mußte, willfährig zu sein — ohne daran zu denken, welche Schädigung nationaler Kraft durch das völlige Brachliegen jeden höheren Unterrichts durch solchen passiven Widerstand herbeigeführt wurde.

Ein zweiter Versuch, den Unterricht in Gent wieder in Gang zu bringen, wurde dann im Herbst 1915 durch den Präsidenten der Zivilverwaltung für die Provinz Ostflandern gemacht, der darauf ausging, zu erkunden, ob die Stimmung nach einem Jahre des Krieges eine ruhigere geworden sei und ob es nunmehr möglich sei, die Universität in der alten Form mit französischer Unterrichtssprache wieder aufleben zu lassen. Damals erklärte sich allerdings eine größere Zahl der Professoren zustimmend, und besonders die Vertreter der technischen Abteilungen traten dafür ein, die Jugend wieder einer geregelten Tätigkeit zuzuführen. Gleichwohl gelang es den zielbewußten Gegnern, die Mehrzahl der Professoren für eine an die Provinzialverwaltung gerichtete Vorstellung zu gewinnen, in welcher die Schwierigkeiten und Bedenken gegen eine Wiederaufnahme ausführlich dargelegt waren. Ob es also bei dem heftigen und indirekt noch durch die belgische Regierung in Le Havre genährten Widerstand jener einflußreichen Gruppe des Lehrkörpers zu ersprießlicher Arbeit gekommen wäre, steht dahin.

Jedenfalls wurde die Frage der Wiedereröffnung des Unterrichts in der alten Form abgeschnitten durch die Willensmeinung des Herrn Generalgouverneurs:

Digitized by Google

Die Universität Gent ist, wenn überhaupt, nur als flämische Hochschule wieder zu eröffnen.

Die am 2. Dezember 1915 getroffene Verfügung, laut welcher eine entsprechende Summe zur Vorbereitung der Umwandlung der Universität in den Etat des Jahres 1916 eingesetzt wurde, entzog allen Debatten über Möglichkeit und Zweckmäßigkeit der Eröffnung des Unterrichts in französischer oder flämischer Sprache den Boden. Gemäß dem Entschlusse des Herrn Generalgouverneurs war die Umwandlung der Universität unter allen Umständen durchzuführen und sollte einen Hauptpunkt in den weittragenden Absichten der gesamten Flamenpolitik bilden.

Ich bin damals mit den Vorarbeiten für die Durchführung der Flamisierung betraut worden und habe, um zunächst die Stimmung in den Universitätskreisen kennen zu lernen, mit einer ganzen Reihe von französisch und flämisch gesinnten Mitgliedern des Lehrkörpers Fühlung gesucht; ich habe dabei aufrechte und entschlossene Männer kennen gelernt und zaghafte, die an eine Verwirklichung der flämischen Wünsche nicht glauben konnten; Franskillons, die den Uebergang zur flämischen Unterrichtssprache von vornherein als eine Schädigung des wissenschaftlichen Geistes ablehnten, und überzeugte Flamen, die darin das Heil der Zukunft sahen.

Eine erste Anfrage an die Professoren, ob sie imstande seien, flämisch zu unterrichten, wurde im Februar 1916 durch den Herrn Verwaltungschef, Exzellenz Dr. v. Sandt, als eine Art Fühler gestellt; sie wurde nur von acht Professoren bejahend beantwortet. Die Mehrzahl der Professoren ging einer klaren Antwort aus dem Wege mit dem Hinweis auf jene im Herbste des Vorjahres erhobene Vorstellung über die Schwierigkeiten, welche dem Wiederbeginn des Unterrichts entgegenstünden. Als dann einige Monate später die zweite Frage, ob man gewillt sei, flämisch zu lesen in Form einer Aufforderung, den Unterricht im Herbst in flämischer Sprache zu beginnen, gestellt wurde, da war die Zahl der Willigen auf nur sechs zusammengeschrumpft. Diese kleine Schar mußte also den Kern bilden, von dem aus die ganze Umorganisation zu entwickeln war.

Um allgemeine Richtlinien für die Ergänzung des Lehrkörpers wie für die notwendigste Erweiterung der Lehrgebiete zu gewinnen, hat sodann der Herr Generalgouverneur zu Anfang März vorigen Jahres eine Anzahl deutscher Gelehrter zu einer Konferenz nach Brüssel berufen und weiterhin im Mai eine eigne Studienkommission zur Beratung aller dem Aufbau der neuen Universität dienenden Schritte, die „Studienkommission zur Vorbereitung unterrichtstechnischer Fragen an der Universität Gent (S. K. G.)", eingesetzt. Der letzteren gehören, neben dem Berichterstatter als Vorsitzenden, die Professoren Spannagel und Freiherr v. Bissing, sowie als Vertreter der Politischen Abteilung Archivrat Dr. Dirr an. Sie konnte sich zudem auf die zu jener Konferenz berufenen Gelehrten stützen und hat sich zudem, wo immer es sich wie bei der Frage der landwirtschaftlichen und tierärztlichen

Digitized by Google

Hochschule nötig erwies, für besondere Fachfragen durch spezielle Fachkollegen ergänzt.

Ehe die positive Tätigkeit der S. K. G. einsetzen konnte, war noch die gesonderte negative Aufgabe des allmählichen Abbaues der alten Universität zu lösen. Sie war die mühsamste und — ich gestehe es, zumal für einen Professor, die peinvollste Aufgabe. Aber sie war notwendig. Sowohl die Professoren, welche wegen Unkenntnis der flämischen Sprache nicht in der Lage waren, den Unterricht aufzunehmen, als auch die, welche es nicht wollten, mußten außer Dienst gesetzt werden, und überdies, da das Gesetz in Belgien für jede Fakultät nur eine begrenzte Zahl von Lehrstühlen festsetzt, aus dem Lehrkörper der Universität Gent ausscheiden. Nur so konnte man für den Aufbau des neuen Lehrkörpers freie Bahn schaffen. Es geschah dabei im Interesse der sicheren Durchführung der Neuberufungen, wenn die mannigfach zu spürende Minierarbeit einzelner gegnerischer Professoren ignoriert und allen abtretenden Lehrern die bisherigen Wartegelder belassen wurden.

Nunmehr konnte — es war in den ersten Maitagen vorigen Jahres — die Tätigkeit der S. K. G. beginnen. Der erste Schritt, den sie zu tun hatte, war der, sich Stützpunkte für ihre Tätigkeit zu sichern.

Es waren vor andern die sechs treu gebliebenen Professoren der Universität, zu denen nach einigem Bedenken als siebenter noch der Oberbibliothekar De Vreese gekommen war. Das ist das „Fähnlein der sieben Aufrechten".

An ihrer Spitze der jetzt zum Rektor ernannte Hoffmann, ein ernster, würdiger Philosoph und Pädagoge, der von Anfang an wie sein Leben lang mit voller Ueberzeugungstreue für die als richtig erkannte Sache eingetreten ist. Es war Lahousse, der aufrechte, still tätige Physiologe, der mir von vornherein sagte: „Ich bin für die flämische Universität, und (was damals kein andrer zugestand) ich ermächtige Sie, es jedermann zu sagen." Es war Haerens, der neue, umsichtige Kurator der Universität. Sodann der schon als Mitglied der ersten Kommission erwähnte Jurist Obrie, der mir sagte: „Ich bin ein alter Anhänger der flämischen Universität. Aber die Flamen allein werden sie nie erreichen, die Deutschen müssen sie ihnen errichten." Weiter der politisch streitbare Chemiker Van den Berghe, der jetzt von seinem Bürgermeisteramt in einem Genter Vorort zum Lehramt zurückgekehrt ist. Es waren der tüchtige deutsche Mineraloge Stöber und schließlich der schon genannte überaus tätige und eifrige Oberbibliothekar De Vreese. Das ist das Fähnlein der sieben Aufrechten der Universität. Sie haben, die Faust geballt, Verleumdung und Mißachtung mit Gleichmut über sich ergehen lassen, haben mit trutziger Miene gar manchem Ansturm standgehalten und waren sich bewußt, mit dem Eintreten für die flämische Universität der Sache ihres eignen Landes zu dienen. Uns aber haben sie jederzeit treu und aufrichtig beraten. Wenn sich bei ihnen wie bei andern einheimischen Beratern eine gewisse Unfreiheit des Gesichtskreises zeigte, sich die Auswahl von Personen zu sehr auf

Digitized by Google

Schüler und Studiengenossen einerseits, auf Gesinnungsgenossen anderseits beschränkte, so liegt dies an der Kleinheit der belgischen Universitätsverhältnisse und außerhalb derselben an der engen Umgrenzung durch parteipolitische Interessen.

Weiter haben uns verschiedene Gruppen von Mitgliedern der ehemaligen Hochschulkommission, der Altstudentenverbände wie des allgemeinen niederländischen Verbandes beraten. Da ist in der Genter Gruppe: der erfahrene Augenarzt Speleers, der katholischen Partei angehörig, ein kluger, tüchtig eingreifender und energisch mitwirkender Mann; der tätige, zwischen den einzelnen Gruppen vermittelnde Zahnarzt Van der Spurt derselben Partei; der getreue Eckart der Flamen, Hippolit Meert, der Gründer des allgemeinen niederländischen Verbandes, den alle — er ist liberal — in allen Parteien gleichmäßig als den Hüter der flämischen Sache verehren; der eifrige Ingenieur Fabri, ein Veteran der ersten Hochschulkommission; und es war endlich der Vorsitzende des flämischen Naturforscherbundes und getreue Platzhalter Mac Leods, der Botaniker De Bruyker. Das die Genter Herren.

In Brüssel haben uns beraten der umfassend tätige Philologe Tack und der Latinist De Decker, der schon unter dem Ancien régime zum Professor für Philologie in Gent ausersehen war und jetzt besonders für die Werbung der Studenten eingetreten ist — beide liberaler Richtung. Es waren weiter in Antwerpen in streng katholischen Kreisen der würdige Rektor Spanickx, Professor Borms vom Athenäum und der rührige Advokat und Abgeordnete Henderickx.

Das waren im wesentlichen — von der Nennung weiterer Namen will ich absehen — die Männer, die uns auf belgischer Seite beraten haben. Es traten im Laufe der Verhandlungen dazu noch einige Gruppen von Holländern und von Belgiern in Holland wie die Männer der „Toekomst" und andre, unabhängige Gelehrte, deren Unterstützung uns bei den Berufungen aus Holland wichtig gewesen ist.

Ehe die S. K. G. an die Berufungen selbst treten konnte, war es notwendig, noch einige vorbereitende Maßnahmen zu treffen.

Das bisher geltende Gehaltsgesetz für die Universitätsprofessoren Belgiens stammt aus dem Jahre 1862 und setzt den Betrag von 5000 bzw. 7000 Franken gleichmäßig für alle außerordentlichen bzw. ordentlichen Professoren fest, der nur für ganz wenige Fälle um 1000 Franken erhöht werden konnte. Hatte sich schon seit einem Jahrzehnt diese Honorierung als völlig ungenügend und mit der Würde der auf Nebenämter angewiesenen Professoren kaum verträglich erwiesen, so konnte man natürlich unter den jetzt gegebenen schwierigen Verhältnissen nicht daran denken, einen Gelehrten von auswärts für 7000 Franken zu gewinnen. Es traf sich glücklich, daß für die Beamten des Unterrichtsministeriums im Jahre 1913 ein Regulativ erlassen war, welches den Rahmen geboten hat, in welchem nunmehr die Gehälter geregelt wurden.

Digitized by Google

Es war ferner unerläßlich, den Professoren gewisse Garantien zu bieten, falls etwa eine zurückkehrende feindlich gesinnte Regierung sie von ihrem Lehramt entfernen oder ihnen doch durch Entziehung akademischer Rechte die Ausübung des Lehramtes unmöglich machen wollte. Hierfür ist die Reichsregierung in dankenswertester Weise eingetreten, und es bilden die getroffenen Sicherungen die Gegenmaßregel gegen die von gegnerischer Seite und von der Regierung in Le Havre selbst immer schärfer ausgesprochenen Drohungen gegen die zur Mitarbeit bereiten Kräfte. Auch die Unterbeamten und Bediensteten der Universität sind übrigens, wie ich nebenbei bemerke, zur Verweigerung der Arbeit veranlaßt worden; es ist selbstverständlich, daß alle widerspenstigen Kräfte sofort ersetzt werden.

Um die praktischen Aufgaben der Universität allseitig wahrnehmen zu können, erschien es wichtig, neben den Gelehrten, die sich ihrem Lehramt ausschließlich widmen, auch Männer, die inmitten ihres Berufslebens stehen, für die Hochschule zu gewinnen; so Mediziner, die ihre Erfahrung als Leiter größerer Anstalten gesammelt hatten, oder in verantwortlicher Stelle tätige Beamte. Um solche Kräfte der Universität nutzbar zu machen, wurde die Einrichtung der Honorarprofessuren geschaffen, die sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen, wo es gilt, die Universität allseitig zu verankern, als sehr nützlich erwiesen hat. So gelang es, die Herren Tack aus dem Unterrichtsministerium und Vernieuwe, den trefflichen Organisator im Landwirtschaftsministerium, zu gewinnen und ebenso einzelne an hervorragender Stelle wirkende Aerzte.

Zu den Berufungen selbst will ich kurz nur dieses sagen: Es mußte erreicht werden, jedenfalls den ersten Jahrgang, womöglich die beiden ersten, in allen Fakultäten in Gang zu bringen. Da auch für die Juristen und Mediziner ein einleitendes philosophisches Studienjahr vorgeschrieben ist, galt es also vor allem, die philosophisch-historischen und die naturwissenschaftlichen Fächer voll zu besetzen, dann anschließend die juristischen, medizinischen und technischen auszubauen. Zudem war es nahezu der gesamte Lehrkörper, der neu gebildet werden mußte; waren doch in jeder Fakultät nur einer, höchstens zwei der alten Lehrer vorhanden.

In erster Linie hatte naturgemäß die Tüchtigkeit zu entscheiden, aber doch nicht allein. Man mußte sich klar sein, daß die Universität wenigstens für die nächste Zeit nicht allein eine Stätte rein wissenschaftlicher Arbeit zu sein bestimmt ist, sondern daß sie ihre kulturelle Aufgabe auf breiterer Basis gründen und auf den wichtigsten Lebensbedingungen des flämischen Volkes aufbauen muß und daß sie vor allen Dingen sich ihrer politischen Mission nicht entschlagen darf als einer der wichtigsten Faktoren im Kampf gegen das immer weiter vorgedrungene Wallonentum und damit gegen den in den Jahren vor dem Krieg immer schärfer eingesetzten Einfluß Frankreichs.

Die ersten Berufungen, zu denen wir schreiten konnten, waren liberale; hier fanden wir unumwundene und unabhängige Zustimmung unter den Gym-

Digitized by Google

nasiallehrern, in literarisch interessierten Kreisen, unter den Beamten verschiedener Ministerien. Nur ein Widerstand hat sich mehrfach fühlbar gemacht, wenn er auch niemals offen zutage trat, der Einfluß der durchaus französisch orientierten Loge. Er ist ohne Zweifel auch hier, wie früher in den wichtigsten politischen Fragen Belgiens, wirksam gewesen und hat die Gegnerschaft unter den alten Mitgliedern der Universität gestärkt und gestützt.

Weit schwerer war es, Mitglieder der katholischen Partei zu gewinnen, und wir haben lange und mit Geduld arbeiten müssen, bis es gelungen ist. Naturgemäß ist hier der mächtige Einfluß der Regierungspartei in Le Havre, die Gegnerschaft der wallonischen Geistlichkeit, die Zurückhaltung der flämischen am Werke gewesen, um eine freie Entschließung des Einzelnen zu verhindern. Indessen ist es im besonderen dem glücklichen Zusammenwirken des Genter Hochschulrates mit seinen liberalen und klerikalen Elementen zu verdanken, wenn wir schließlich einige der bedeutendsten Glieder der katholischen Partei, vor allem den mehrfach genannten Arzt Speleers und den einflußreichen Advokaten Desfel, zur Uebernahme eines Lehrstuhls gewinnen konnten.

So hat sich jetzt, wie ich glaube, ein richtiges Gleichmaß zwischen liberalen und katholischen Elementen gebildet, das wir auch bei den folgenden Berufungen, denn diese sind noch durchaus nicht abgeschlossen, zu erhalten bemüht sein werden.

Aber es war notwendig, ein drittes Element hinzuzunehmen. Es konnte keine Frage sein, daß die Flamen, lange unterdrückt, nur selten zu höheren, verantwortungsvollen Stellen gelangt, für sich allein nicht stark genug, nicht kulturell gebildet genug sind, um allein aus sich heraus die Lehrkräfte einer Universität zu stellen. Es mußte ein neues Element dazukommen, und das waren die Holländer. Ihre weit ältere Kultur, die aber doch der flämischen nahesteht, bot die Gewähr, daß gerade ihr Einfluß in glücklicher Weise die urwüchsige, aber schwerfälligere Kraft der Flamen ergänzen würde; zudem haben gerade in den Naturwissenschaften und auch in der Medizin die Holländer Hervorragendes in den letzten Jahrzehnten geleistet, während sich die Flamen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern nur wenig betätigt haben.

Aber es war nicht leicht, in Holland für die Ziele der Genter Universität Verständnis und Mitarbeit zu finden. Holland hat materielle Interessen in England, und seine äußere Kultur ist der Verführung französischer Sinnesart nicht immer ausgewichen. Zudem hat sich gerade unter den Vertretern der naturwissenschaftlichen Gebiete, auf die es uns vor allem ankam, eine sehr energische Gegenströmung gegen unsere Bestrebungen kundgetan. Man kann da wirklich von Hyperneutralität reden. Obwohl wir durch langjährige wissenschaftliche Beziehungen von Deutschland her mit den Holländern und gerade mit den naturwissenschaftlichen Kreisen verbunden waren, so war doch die Formel, mit der man uns zumeist, in aller Höflichkeit, entgegentrat, die: Die Umwandlung der Genter Hochschule ist eine Sache der Flamen selbst, in die sich der neutrale Holländer nicht einmischen darf. Daß diese Stimmung in Holland entstehen

Digitized by Google

konnte und daß sie stark war, das beruht zum Teil auf dem Einfluß der Belgier. Nicht so sehr derer, die zu Anfang des Krieges als Flüchtlinge hereingekommen sind, denn die werden den Holländern jetzt reichlich unbequem; aber auf dem Einfluß, den der belgische Unterrichtsminister Poullet im Haag um sich geltend macht, und auf dem Einfluß der Urheber jenes früheren Vorschlags der Flamisierung, vor allem Cauwelaerts; dieser ist ein erbitterter Feind der Flamisierung unter deutscher Okkupation und hat seinen Einfluß in Wort und Schrift reichlich auszubreiten verstanden und fand dabei einen sehr bereitwilligen Boden. Nur allmählich finden die Männer der „Toekomst", andere, mit dem deutschen Wesen sympathisierende Kreise, Verständnis und Gehör. So ist es nur allmählich gelungen, eine Gruppe von unsrer Sache wohlgesinnten Holländern für die Aufgaben der Genter Universität zu gewinnen. Es ist naturgemäß, daß es solche waren, die bisher schon Beziehungen mit Deutschland gepflegt hatten. So der Zoologe Versluys, der acht Jahre in Gießen gelehrt hat; ein junger Chemiker, der in Leipzig gearbeitet; ein Philologe, der sich in Berlin mit einer im Auftrag der Akademie durchgeführten Untersuchung seine wissenschaftlichen Sporen geholt hat; ein vierter, einer alten holländischen Familie angehörend, der in Berlin am Institut für Erziehung und Unterricht wirkt. Das waren die ersten Pioniere für die Gewinnung der Holländer. Daß sie deutsch orientiert waren, ja daß einige von ihnen im deutschen Heere gedient haben, hat natürlich die Sache nicht leicht gemacht und noch in den jüngsten Tagen die Wogen einer pseudopatriotischen Opposition in Holland ausgelöst, die sich aber im Sande verlaufen werden. Ich erwähne von den Holländern noch Labberton, den bekannten Verteidiger des Einmarsches in Belgien, den wir, freilich auch nicht ohne auf manche Bedenklichkeit zu stoßen, gewonnen haben; dann den verdienten gründlichen Germanisten Koßmann, der eine schöne Stellung im Haag aufgegeben hat, um der flämischen Sache zu dienen.

Für die letzten Berufungen, wie für die gesamte Stellungnahme weiterer Kreise zur Universitätsfrage waren zwei Manifeste des „Flämischen Hochschulbundes" und des „Katholischen Verbandes alter Hochschulstudenten" von ganz besonderer Bedeutung, die in den ersten Septembertagen erschienen sind. In ihnen erklärt sich eine große Zahl angesehenster Flamen für die Sache der Genter Hochschule und für ihre Verwirklichung unter deutscher Führung; sie sehen darin die Gewährung eines alten Rechtes und die Erfüllung lang gehegter Wünsche und treten dafür ein in dem Bewußtsein, „ihrem Volke, ihrem Lande und ihrem Fürsten zu dienen".

Die auch in Holland verbreitete Kundgebung mußte auch dort die Einsicht aufkommen lassen, daß es mit der Ablehnung der Genter Universität durch die Flamen nicht so bestellt sein könne, wie man zumal in Holland zu verbreiten gewußt hatte. Eine der Wirkungen der Manifeste war die, daß eine Reihe schwankender Elemente, zumal aus der katholischen Partei, nun mit offenem Visier ihre Mitarbeit an der Bildung des Lehrkörpers zusagten.

Digitized by Google

So hat sich das Resultat, wie es heute vorliegt, schließlich so gestaltet, daß der Lehrkörper zurzeit aus 43 Dozenten besteht, von denen 14 der philosophischen, 8 der juristischen, 10 der naturwissenschaftlichen und 11 der medizinischen Fakultät angehören.

Damit war es möglich, die Anfangskurse der beiden ersten Studienjahre vollständig zu besetzen. Es ist dies deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil das belgische Gesetz das Studium nicht anerkennt, wenn irgendeine Lücke im regulären Studienplan vorhanden ist.

Die Freiheit des akademischen Studiums, welche den Vorzug und Stolz unserer deutschen Hochschulen bildet, ist in Belgien unbekannt. Dort herrscht noch jene alte, engbegrenzte Art, die vorgeschriebenen Lektionen zu lernen, die jedes höhere Interesse unterbindet. Die Jahre sind nicht als Studienjahre bezeichnet, sondern als Examensjahre; alljährlich wird geprüft für Kandidatur und Doktorat und im genauen Anschluß an das vorgeschriebene Pensum der einzelnen Vorlesungen.

Die Notwendigkeit, vollständige Lehrgänge darzubieten, hat es auch verhindert, schon um Ostern einzelne Kurse, die speziell in der medizinischen Fakultät erwünscht gewesen wären, zu eröffnen. Jetzt konnte man den Forderungen des Gesetzes für die ersten beiden Studienjahre Rechnung tragen und wird darüber hinaus möglichste Vollständigkeit im Ausbau zu erreichen suchen. Ich brauche aber nicht hervorzuheben, daß das Interesse der Universität die allmähliche Herbeiführung einer größeren Freiheit des Studiums gebieterisch verlangt, ein Verlangen, das schon seit Jahren auch in den Kreisen der belgischen Dozenten erhoben worden ist.

Neben der Frage der Bildung des Lehrkörpers ist die Studentenfrage die wichtigste. Es war die Aufgabe des Hoogeschoolbondes und der flämischen Studentenorganisationen, für die Werbung von Studenten zu sorgen. Es liegt im Wesen der Sache, wenn die Gewinnung von Studierenden noch langsamer fortgeschritten ist als die Gewinnung der Professoren. Seit mehr als zwei Jahren ruht jeder höhere Unterricht; ja, die feindlich gesinnten akademischen Kreise haben es verstanden, durch den Appell an einen falschen Patriotismus ein gewisses Odium auf die Arbeitswilligen unter die jungen Leute zu werfen, als würden sie, „die an die Front gehören", einen unerwünschten Vorsprung vor den kämpfenden Genossen sich zu erringen suchen.

Weiter hat die belgische Regierung verbreiten lassen, daß sie die unter den neuen Verhältnissen abgelegten Examina für gesetzlich ungültig erklären werde! Dazu kommt endlich, daß die Studenten mit der Inskription noch immer warten können. Auch bei uns schreibt sich der Student erst in den letzten Tagen vor dem Semesterbeginn ein. Wie viel mehr hier, wo besorgte Mütter ängstlich sind, den Sohn in die Etappe zu schicken, wo doch mancherlei unter den jetzigen Verhältnissen nicht zu vermeidende Schwierigkeiten sich bieten können. So ist im Augenblick, wo wir vor dem Beginn stehen, die Zahl der Studenten noch klein. Es sind heute vierzig Studenten eingeschrieben, etwa weitere dreißig

Digitized by Google

angemeldet. Die Zahl wird sich mehren und sicher hundert erreichen.[1]) Damit sollen wir fürs erste wohl zufrieden sein, und ich möchte noch dieses bemerken:

Wenn sich im ersten Jahre der Aufrichtung der flämischen Universität nur eine kleine Zahl von Studenten zusammenfindet, so liegt darin auch ein Vorzug, denn die Aufgaben, welche der jungen Universität jetzt erwachsen, sind so groß, daß die Professoren voll belastet und voll beschäftigt sein werden.

Es handelt sich in der nächsten Folge um die Durchführung organisatorischer Maßnahmen für die Neugestaltung und Erweiterung der Universität. Mit der Einführung der Unterrichtssprache allein ist es noch nicht getan. Der Bau der Universität muß nunmehr gefestigt und mit seinem gesamten Interessenkreis im flämischen Lande verankert werden, um ihn für alle Zukunft zu sichern.

Ich habe eine Frage der inneren Organisation schon erwähnt, die Notwendigkeit, dem Unterricht größere Freiheit und dadurch größere Vertiefung zu verschaffen. Eine weitere ist die Festlegung gewisser Rechte des Senates und der Fakultäten. Der Ausbau der für die Förderung des Unterrichts so überaus wichtigen Seminare, zumal der philosophischen Fakultät, ist nicht nur eine Frage der inneren Entwicklung, sondern erfordert auch bauliche Maßnahmen, um diese Institute den vorhandenen ausgezeichneten Laboratorien und Kliniken der Mediziner ebenbürtig zu machen. Veraltete Einrichtungen der naturwissenschaftlichen und medizinischen Fakultät sind zu erneuern, neue dringliche zu schaffen — ich erwähne die anatomischen Institute, eine in einem Lande mit höchster Kindersterblichkeit dringend notwendige Kinderklinik, eine psychiatrische Anstalt. Dazu kommt, daß ein Neubau für die reichhaltige und überaus wertvolle Universitätsbibliothek schon seit mehr als einem Jahrzehnt unabweisbares Bedürfnis ist.

Endlich und nicht zuletzt handelt es sich um die Errichtung einer landwirtschaftlichen und einer tierärztlichen Hochschule, welche der naturwissenschaftlichen bzw. der medizinischen Fakultät anzugliedern sind, wie um die Erweiterung der technischen Schulen durch eine Abteilung für Bergwerksingenieure. Diese neuen Schulen sind es vor allem, welche die kulturelle Kraft der Universität unmittelbar fruchtbringend für die Lebensbedingungen des flämischen Volkes gestalten müssen.

So erweist sich ein systematischer Ausbau der Universität als unabweisbar. Im Laufe des kommenden Jahres sind sorgfältige Pläne dafür auszuarbeiten, zum Teil schon auszuführen — so daß, welches Geschick auch der Lauf der Kriegsereignisse für Belgien bringen mag, in einem Jahr ein

---

[1]) Stand vom 10. Dezember: 103 Studierende, und zwar: Philosophische Fakultät (einschließlich der Juristen des ersten Jahres) 88, juristische Fakultät 11, naturwissenschaftliche Fakultät (einschließlich der Mediziner des ersten Jahres) 45, medizinische Fakultät 9.

Digitized by Google

fester Grundriß für die volle Ausgestaltung der flämischen Universität vorliegt, der nicht wieder vernichtet werden kann.

Man kann durch Zuziehung eines schon früher für die technischen Schulen verwendeten ehemaligen Jesuitenklosters, in dem jetzt eine Mädchenschule untergebracht ist, und durch Ankauf zweier kleiner in den Gebäudekomplex eingebauter Wohnhäuser das Areal der alten Universität — deren Aula wir morgen betreten — so erweitern, daß es die Bibliothek trefflich unterzubringen und unter Verlegung der zoologischen Institute den Seminaren der philosophischen und juristischen Fakultät reichlichen Raum zu bieten gestattet.

Das Zoologische Institut mit seiner reichhaltigen Sammlung, aber unzulänglichen Laboratorien müßte auf vorhandenem Platz dem Botanischen Institut angegliedert werden. Für die obenerwähnten, noch zu errichtenden medizinischen Institute findet sich im medizinischen Viertel noch gute Unterkunft. Dort anschließend aber liegen auch sehr geeignete Gründe, auf welchen die landwirtschaftlichen und tierärztlichen Bauten zu entwerfen und baldmöglichst, wenigstens provisorisch, unterzubringen sind. Dort mag auch ein Platz zur Einführung sportlichen Lebens gefunden werden, das der Ertüchtigung der studierenden Jugend dienen und sie von den früher geübten parteipolitischen Zänkereien ablenken soll.

Nehmen Sie zu all diesen organisatorischen Aufgaben noch die nächstliegenden wissenschaftlichen Aufgaben hinzu: Die bisher von der philosophischen Fakultät der Universität ausgehenden Veröffentlichungen sollen fortgesetzt und auf die übrigen Fakultäten erweitert werden; sprachliche Aufgaben, die Vervollständigung der Gesetzbücher in flämischer Sprache, die Schaffung flämischer Terminologien für die verschiedenen Wissensgebiete sind einzuleiten; man wird an die Wiederbelebung der jetzt in Dornröschenschlaf versunkenen flämischen Akademie denken müssen — so sehen sie über den Unterricht hinaus eine Fülle von bedeutungsvollen Aufgaben für den jungen Lehrkörper erwachsen, wert, die beste Kraft dareinzusetzen.

*

Mit dem Lehrkörper der Universität sind somit nur erst die Grundpfeiler des gesamten Baues errichtet, die ich zum Schlusse noch mit einigen Worten nach ihrem Baustil charakterisieren möchte. Drei Grundpfeiler sind es:

Der eine stützt sich auf die katholische Partei. Ich möchte für ihn den romanischen Stil in Anspruch nehmen. Nicht den Stil und Charakter spanischer Klostermauern, noch den barocken Jesuitenstil einer Ecclesia triumphans, sondern die schlichte, unscheinbare Art eines uralten romanischen Kirchleins mit unbeholfenen eckigen Formen, aber mit dem Ausdruck innigen, einfältigen Glaubens, wie er sich in der Frömmigkeit der gutgesinnten Flamen kundtut.

Digitized by Google

Der zweite Pfeiler ist der der Liberalen, licht und frei emporgeführt, mit klarer Einsicht in sein Gefüge, aber wohl etwas nüchtern in diesem materiellen Lande. Ich denke ihn mir aus Stahl und Eisen konstruiert und stark, um manchem Sturm zu trotzen. Nicht tragfähige Auswüchse futuristischen Jugendstils werden sich von ihm noch abstoßen.

Der dritte holländische Pfeiler zeigt den Charakter einer tüchtigen, festgefügten Holzkonstruktion mit etwas steifem, zopfigem Zierat; kein Queen Anne-style englischen Angedenkens, sondern von der Art des selbstsicheren, wohlgegründeten, raumgewährenden, holländischen Patrizierhauses.

Das sind die drei Pfeiler, deren zwei nach Westen, gegen Frankreich gerichtet sind, während der dritte, holländische, mit seiner Basis ins Niederdeutsche hineinragt. Auf diesen drei Grundpfeilern muß sich der Bau erheben. Sie sind nunmehr zusammenzufügen. Aber man ist längst davon abgekommen, bei einem historisch Gewordenen eine äußerliche Einheit des Stiles durch barbarische Eingriffe in die Architektur der einzelnen Bauteile herstellen zu wollen. Vielmehr erwächst die Aufgabe, die verschiedenartigen Glieder unter voller Wahrung ihrer Eigenart zu einem Ganzen zusammenzufassen, den Druck auf die einzelnen Träger richtig zu verteilen und die verbindenden Teile, Kämpfer und Schlußsteine sorglich einzufügen. Dann wird sich auf solcher Grundlage der Bau erheben. Er wird keine Kirche sein, kein Palast heiteren Lebensgenusses, nach Art der Zunfthäuser des großen Platzes, noch eine behäbige, sorgenfreie Wohnstätte. Sondern er wird ein Wacht- und Eckturm sein müssen, gerichtet gegen den Ansturm wallonischer und französischer Herrschlust, und ein Vorwerk für die Pflege flämischer Kultur im flämischen Lande.

Und damit auch eine feste Burg, eine gute Wehr und Waffen für uns Deutsche; und auch der Gedanke, ein solches Werk inmitten des Weltkrieges aufzurichten. Deutsch:

Deutsch, weil er entsprungen ist dem zuversichtlichen Glauben an unsre Zukunft; Deutsch im Geist und in der Wahrheit; Deutsch, weil damit eine Stätte pflichtbewußter, schlichter Arbeit geschaffen werden soll.

Das walte Gott!

Digitized by Google

Unsre Aufgaben für die Bevölkerungspolitik[1])

Von

Prof. Dr. Fehling, Geh. Medizinalrat

Meine Herren! Während die deutschen Aerzte im Felde und in der Heimat mit der Pflege der verwundeten und erkrankten Soldaten beschäftigt sind, hat sich in Berlin eine Gesellschaft gebildet, bestehend aus Mitgliedern aller Gesellschaftsklassen, aller Parteien und aller Berufe: Theologen, Juristen, Aerzte, Sozialpolitiker, Künstler, Militärs, um, die wichtigsten Aufgaben der Zukunft ins Auge fassend, eine Deutsche Gesellschaft für Bevölkerungspolitik zu gründen.

Das Ziel dieser Gesellschaft ist die Bekämpfung der vielen Gefahren, welche das deutsche Volk infolge des Sinkens der Geburtsziffer bedrohen (§ 2).

Diese Aufgabe ist aktuell geworden, denn voraussichtlich wird in diesem Jahre durch die zweifellose Verminderung der Zahl der Geburten und die gewaltig angeschwollene Zahl der Todesfälle infolge der Kriegsverluste zum erstenmal im Deutschen Reich eine Bevölkerungsabnahme stattfinden.

Alle oben genannten Berufe sind zur Mithilfe aufgerufen, um dieser Gefahr vorzubeugen. Sehr groß und genau zu präzisieren sind hierbei die Aufgaben der Aerzte.

Es gilt aber schwächliche Versuche und halbe Maßnahmen zu vermeiden.

Die Punkte, wo die Beihilfe der Aerzte einzusetzen hat, sind folgende:

1. Der verminderte Zeugungswille in der Ehe. Dies ist der wichtigste, aber der wohl auch am schwierigsten zu beeinflussende Punkt. Bekannt ist die Abnahme der Geburtsziffer von 40‰ Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts auf 26‰ im Jahre 1913.

Diese Abnahme beginnt nachgewiesenermaßen mit dem Eintritt der Frau ins Erwerbsleben in den siebziger Jahren und hat sich mit der Zunahme der besseren Erwerbsverhältnisse der arbeitenden Klasse in den letzten zwei Jahrzehnten noch gewaltig gesteigert. Bekannt ist die stärkere Abnahme der Geburtenzahl in den Städten gegenüber dem Land, auch der Unterschied zwischen den einzelnen Länderstrichen und Provinzen. Bekannt ist ferner, daß an dieser Abnahme die Bevölkerung in rein katholischen Distrikten nicht so stark beteiligt ist, wie die in rein evangelischen Gemeinden; ein Erfolg, der auf die wirksame Tätigkeit der katholischen Geistlichen im Beichtstuhl zurückzuführen ist; ein Einfluß, der leider, wie es scheint, den evangelischen Geistlichen fehlt. Nach Friedrich Naumann soll an der niedrigen Kinderproduktion der niedere und höhere Beamtenstand, merkwürdigerweise auch besonders der Lehrerstand beteiligt sein.

Es ist zu befürchten, daß trotz einzelnen guten Anläufen aus patriotischen Gefühlen auch nach dem Krieg der Zeugungswille vermindert bleiben wird,

[1]) Nach einem Vortrag im Unterelsässischen Aerzte-Verein, Straßburg, Juli 1916.

Digitized by Google

weil die Schwierigkeiten im Erwerbsleben zunehmen und deshalb mancher Mann trotz der großen Zahl der vorhandenen heiratsfähigen jungen Mädchen vor Eingehung der Ehe zurückschrecken wird.

Hier ist ein Eingreifen aller Stände nötig und wünschenswert. Die Geistlichen können in ihrem Wirkungskreise einen heilsamen Einfluß entfalten, der Vorgesetzte in öffentlichen und privaten Berufen, der Nationalökonom durch den Hinweis, daß Menschen Arbeitskapital darstellen. Neben dem Geistlichen kann besonders der Hausarzt, da, wo er seine Stellung wirklich als Familienberater ausfüllt, Gutes stiften, ebenso der Frauenarzt, wo er in einschlägigen Fragen konsultiert wird. Nicht zum wenigsten kommt die Hilfe der Frauenwelt, besonders der gebildeten, in Betracht, die durch Belehrung, Beispiel, tatkräftige Hilfe bei den mittleren und unteren Ständen den Zeugungswillen stärken kann.

Andre vorgeschlagene Hilfsmittel seien hier nur kurz angeführt: so die Besteuerung der Junggesellen. Diese Steuer würde gerade diejenigen hart und ungerecht treffen, welche im Bewußtsein einer früher erworbenen Ansteckung sich nicht für berechtigt halten, eine Ehe einzugehen. Ebenso auch diejenigen, welche von Hause aus eine Abneigung gegen die Ehe haben oder ihre Unfähigkeit einsehen. Anders steht es mit dem Vorschlag, die Beamtengehälter mit der Zahl der Kinder steigen zu lassen. In welcher Weise dies zu geschehen hätte und wie auch bei Privatangestellten ähnliche Grundsätze durchzuführen wären, das zu entscheiden wollen wir Aerzte den Juristen und Sozialpolitikern überlassen. Aufgaben der Kommunen wären bei Bauerlaubniserteilung für große Städte, den gefühllosen Hausbesitzern eine Klausel aufzulegen, die ihnen verbietet, einen Mieter nur wegen zu großer Kinderzahl zurückzuweisen.

Hierher gehört ferner die Erleichterung der Eheschließung, die Erteilung einer Reichsmutterschaftsprämie von einem bestimmten Steuersatz abwärts, der sich an die eben erteilte Reichswochenhilfe und Reichsstillbeihilfe anzulehnen hätte. In Australien, dem Land mit dem größten Geburtenüberschuß, soll schon eine Mutterschaftsprämie bestehen.

Alle diese Punkte will ich nur andeuten, die Möglichkeit ihrer Ausführung zu beurteilen ist nicht Sache der Aerzte; ihre Ausführung gehört auf andre Gebiete. Aber gerade, weil der verminderte Zeugungswille so schwer zu bekämpfen ist, muß dieser Kampf von allen Seiten in Angriff genommen werden.

2. Untauglichkeit des Mannes. Die Zeugungsuntauglichkeit ist meist bedingt durch frühere gonorrhöische Erkrankung. Die syphilitische Erkrankung wirkt hierbei nicht so eingreifend, weil sie nicht so häufig auftritt wie die gonorrhöische und unsrer Therapie eher zugänglich ist.

Machen wir uns einmal klar, welche Zahlen hier in Betracht kommen: Auf 500000 jährliche Eheschließungen im Deutschen Reich rechnet man 10 % = 50000 sterile Ehen. Dieses Verhältnis wiederholt sich jährlich. Bei durchschnittlicher Annahme von zwei bis drei Kindern, welche einer Ehe, wenn sie nicht steril wäre, entsprochen hätten, stellt das einen jährlichen Ausfall von 66000 bis 100000 Geburten dar.

Digitized by Google

Nach meiner langjährigen Erfahrung sind 70 bis 80% dieser sterilen Ehen durch frühere Erkrankungen des Mannes bedingt. Neißer nimmt das als eine „unabwendbare brutale Tatsache" hin, aber ich kann dieser Ansicht nicht beistimmen; denn damit kommen wir nicht weiter. Dieser Ausfall an Geburten durch Sterilität der Ehe betrifft viel weniger die unteren Stände, am wenigsten die Landbevölkerung. Bei dieser bildet die frühe Ehe nach der nicht selten vorausgegangenen außerehelichen Geburt einen guten Schutzwall gegen diese Gefahr.

Sterilität infolge früherer Erkrankung des Mannes betrifft vielmehr die mittleren und oberen Stände. Der Mann hat sich ausgelebt, ist von früherer Erkrankung scheinbar ausgeheilt; er sucht sich nun ein gesundes, blühendes Mädchen aus guter Familie. Die Ehe bleibt kinderlos. Die junge Frau sehnt sich nach Kindern, die ihr allein den Zweck der Ehe repräsentieren; sie tut jahrelang alle Schritte, unterwirft sich allen Kuren; vergeblich — bis sie allmählich, vergrämt und neurasthenisch geworden, einsieht, daß alles vergebens ist. In solchen Fällen begehen auch die Frauenärzte vielfach große Fehler. Man soll keine derartige Kur beginnen, ehe der Nachweis erbracht ist, daß tatsächlich die Schuld der Sterilität bei der Frau liegt.

An solchen sterilen Ehen hat der Staat kein Interesse. Sein Interesse an der Ehe besteht darin, daß eine gesunde Nachkommenschaft aus derselben hervorgeht.

Die Zahl der Geschlechtskranken hat in diesem Krieg erschreckend zugenommen. Wenn auch das Feldheer auffallend geringe Zahlen aufweist, das Heimatheer zeigt dagegen schon die doppelte. Es liegt das daran, daß Millionen Soldaten im Feld, in der Etappe usw. stehen, welche im Frieden, in der Heimat keine Gelegenheit gehabt hätten, zu erkranken, aber jetzt, monatelang losgelöst von der Familie, dieser Gefahr nicht entgangen sind. Die auffallend geringe Erkrankungsziffer draußen ist ein Verdienst der Sanitätsbehörde und der besonders auch im Feindesland von den Generalgouverneuren getroffenen hygienischen Maßnahmen.

Leider ist die Rückwirkung der vermehrten Erkrankungen auf die Heimat jetzt schon ersichtlich: Ansteckung durch die aus dem Feld Heimkehrenden, Ansteckung der Frauen im Heimatgebiete durch Landsturm- und Landwehrleute. Traurige Beispiele dafür könnten leider in großer Zahl aus meiner klinischen Erfahrung angeführt werden.

Nach den 1870/71 gemachten Erfahrungen liegt die Gefahr nahe, daß die dem Abschluß der Waffenruhe folgende Okkupation der besetzten Provinzen die Zahl der Ansteckungen noch steigern wird. Es werden viele aus dem Kriege heimkehrende Ehemänner mit noch nicht abgeheilter Ansteckung behaftet sein; es wird nicht möglich sein, diese nach Friedensschluß noch länger bei der Waffe zu halten. Noch schlimmer wird es mit den infizierten Ledigen sein, unter denen erfahrungsgemäß eine große Zahl nicht ausgeheilt sein wird.

Bekanntlich steigt die Zahl der Eheschließungen nach dem Krieg rapid an.

Digitized by Google

Wie ist nun hier Abhilfe zu schaffen? Es geschieht in dieser Beziehung schon jetzt an der Front und im Heimatland das menschenmögliche. Ueberall sind Speziallazarette errichtet, mit Spezialärzten als fachmännischen Autoritäten; die Behandlung wird fortgesetzt, solange manifeste Symptome vorhanden sind.

Aber die große Gefahr für später liegt in den latenten Krankheitsformen. Hier ist zunächst Belehrung der Erkrankten durch die behandelnden Aerzte darüber dringend notwendig, daß nach der scheinbaren Heilung der Verkehr, die Eingehung einer Ehe möglichst lang hinausgeschoben werden muß. Die deutschen Versicherungsträger haben in dankenswerter Weise im Einverständnis mit der Militärbehörde Beratungsstellen eingerichtet, in welchen den aus dem Felde heimkehrenden erkrankten Kriegern Rat erteilt wird. Der Soldat erhält bei der Entlassung aus dem Militärdienst ein Merkblatt, „Guter Rat" überschrieben, das ihn dringend auffordert, die Beratungsstelle zu benutzen.

Jedem anständig denken- und handelnwollenden Menschen muß eingeschärft werden, daß er keine Ehe eingehen darf, ehe nicht von ganz zuverlässiger Autorität mittels der jetzt zu Gebot stehenden feinen wissenschaftlichen Untersuchungsmethoden die volle Heilung festgestellt ist. Wie oft habe ich erlebt, daß trotz dem vom Arzt erteilten Gesundheitsattest die junge Ehefrau an den Folgen der Ansteckung erkrankte.

Der Staat muß daher künftig durch ein Gesetz verlangen, daß jeder in die Ehe tretende Mann durch ein Gesundheitszeugnis[1]) sich darüber ausweist, daß er frei von ansteckenden Geschlechtskrankheiten ist. Ein solches Zeugnis darf natürlich nur von einem absolut zuverlässigen Spezialisten ausgestellt sein.

Dies Verlangen, das vielleicht in seiner Neuheit zuerst erschreckt, ist in Wirklichkeit ein viel geringerer Eingriff in die persönlichen Rechte als der Impfzwang. Zum Besuch der Schule muß jedes Kind einen Impfschein beibringen und muß sich zu diesem Zweck eine Serumeinimpfung gefallen lassen.

Einzelne amerikanische Bundesstaaten verbieten die Eheschließung bei Tuberkulose; warum nicht Deutschland bei gefährlichen Geschlechtskrankheiten? Bayern verlangt für die Eheschließung sogar von unbescholtenen Töchtern aus guter Familie eine Bescheinigung darüber, daß noch keine außereheliche Geburt stattgefunden habe.

Das heiratende Mädchen hat ein Recht auf Mutterschaft und kann darum verlangen, zu wissen, ob der künftige Mann ihr diese zu gewähren imstande ist. Wie oft lassen sich Mädchen vor Eingehen der Ehe beim Frauenarzt darauf untersuchen, ob sie fähig sind, Kinder zu bekommen; besonders solche, bei denen Verdacht auf enges Becken, Tuberkulose, Nieren- oder Herzerkrankung vorliegt.

Mögen die Juristen diese Fragen weiter verfolgen, untersuchen und zum Abschluß bringen.

---

[1]) In seiner Abhandlung über Krieg, Geschlechtskrankheit und Arbeiterversicherung kommt, wie ich nach Abhaltung meines Vortrags zu meiner Befriedigung ersehe, der Präsident des Reichsversicherungsamts, Dr. Kaufmann, zur gleichen Forderung.

Digitized by Google

Sollte der Staat nicht gewillt sein, das Gesundheitsatteſt unter die zur Eheschließung notwendigen Papiere aufzunehmen, dann ist es Pflicht der Gynäkologen und Andrologen, öffentlich in Wort und Schrift den Eltern der heiratenden Mädchen Klarheit darüber zu geben, was sie zu tun haben, um sich über den Gesundheitszustand des künftigen Schwiegersohns Sicherheit zu verschaffen.

Dieser zweite Punkt ist der wichtigste und umfaßt ein Kapitel, in welchem tatsächlich viel geleistet werden kann.

3. Die Aerztewelt muß mit allen verfügbaren Mitteln auf die Vermeidung der Aborte und Fehlgeburten hinarbeiten.

Um die Bedeutung dieser Aufgabe zu verstehen, seien zunächst einige Zahlen angeführt. Nach Hegars Berechnung nahm man früher die Zahl der Aborte und Fehlgeburten im Verhältnis von 1 auf 8 bis 10 Geburten an. Diese Zahlen gelten für heute sicher nicht mehr. Solange als keine Anzeigepflicht besteht, ist es schwer, hierüber sichere Anschauungen zu gewinnen. Bumm gibt aus der Berliner Frauenklinik einige verwertbare Zahlen an. In dieser Klinik kommen auf die Entbindungen, berechnet von

1882	bis 1885	. . .	11,6 % Aborte
1886	„ 1893	. . .	9,7 % „
1894	„ 1900	. . .	18,75 % „
1913	„ 1915	. . .	23,42 % „

Durchschnittlich also in den letzten 20 Jahren 1 Abort auf 5 Geburten.

In der Festung Straßburg haben seit dem Krieg die Aborte in erschreckender Weise zugenommen; in meiner Klinik ergibt sich im Jahr 1916 das Verhältnis 1 Abort auf 3,4 Geburten!

Die einzige Stadt, die infolge von Anzeigepflicht eine genauere Berechnung ermöglicht, ist Magdeburg; diese gibt für 1912 22,4 % Aborte an. Die Zahlen der Großstädte überwiegen natürlich bedeutend die des Landes; Bumm schätzt, daß in Berlin auf 50000 Geburten jährlich mindestens 10000 Aborte vorkommen. Nimmt man — und das ist eine bescheidene Schätzung — für das Deutsche Reich ein Gesamtverhältnis von 1:7 an, so ergibt das 300000 Aborte und Fehlgeburten; eine Zahl, die dreimal so hoch ist als der Ausfall an Geburten durch die sterilen Ehen.

Von diesen Aborten sind sicher mäßig berechnet $^2/_3$ künstlich, d. h. kriminell hervorgerufen. In unsern Kliniken ist dieses Zahlenverhältnis noch viel größer; es ist in diesen zwei Kriegsjahren noch ganz enorm gestiegen. Traurig ist, sagen zu müssen, daß das Verantwortlichkeitsgefühl der deutschen Frauenwelt in diesen Kriegsjahren gewaltig gesunken ist. Die Gründe hierfür sind einleuchtend: Die verheiratete Frau fürchtet, solange der Ernährer im Feld steht, den Zuwachs der Familie wegen der großen Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse; das Mädchen, das sich schwanger fühlt, weiß nicht, ob der Bräutigam aus dem Feld zurückkehrt; und manche Ehefrau wünscht die Folgen eines Fehltritts zu beseitigen, ehe der Ehemann zurückkehrt.

Digitized by Google

Diesen kriminellen Aborten gegenüber ist die Zahl der von den Aerzten eingeleiteten Fehlgeburten verschwindend klein. Allerdings sollten auch die Aerzte es hier mit der Indikationsstellung viel strenger nehmen, als vielfach geschieht. Nur bei wirklich dringender Lebensgefahr der Mutter oder bei bleibender Gesundheitsschädigung durch das Fortbestehen einer Schwangerschaft darf der Arzt das keimende Leben opfern. Verfährt man in dieser Weise, dann bleiben nur wenig Fälle übrig. Bei Tuberkulose entschließe ich mich nur zu Einleitung des Aborts, wenn der Fall eine manifeste fortschreitende Tuberkulose betrifft und wenn zugleich damit Sterilisierung verbunden wird. Mit dieser Forderung schreckt man viele ab. Als ein Unfug muß es bezeichnet werden, wenn Aerzte wegen engen Beckens, das später den Kaiserschnitt erfordern würde, Fehlgeburt einleiten.

Hier müssen energische Mittel zur Abhilfe angewandt werden. Zweckmäßig wäre wohl eine Anzeigepflicht der Hebammen bei Aborten und Fehlgeburten, wie sie die Stadt Magdeburg eingeführt hat. Der beamtete Arzt hätte dadurch eine gewisse Kontrolle darüber, in welchen Familien und in welchen Gemeinden sich Aborte häufen. Dem Publikum selbst eine Anzeigepflicht aufzuerlegen, hätte keinen Zweck. Es müßte ferner verlangt werden, daß die Geburtshelfer, mehr als bisher üblich, verdächtige Fälle zur Anzeige bringen, was vielfach vermieden wird, um, gestützt auf § 300 des Strafgesetzbuches, zeitraubende Erörterungen mit den Gerichten zu ersparen.

Wenn auch nicht viel Tatsächliches dabei herauskommt, so ist doch schon eine Schreckung des Publikums von einigem Nutzen. Die Polizei müßte verdächtige Frauen besser überwachen und früher zugreifen.

Mit Dank zu begrüßen ist, daß jetzt eine große Reihe der stellvertretenden Generalkommandos die öffentliche Anpreisung und Feilhaltung von Geräten, die den Mißbrauch erleichtern, verboten hat.

Bei der hohen Bedeutung des Ausfalls von 300000 Früchten pro Jahr für den Staat ist es unbedingt erforderlich, daß auch Juristen und Verwaltungsbeamte dieser Frage ein lebhaftes Interesse zuwenden.

4. Ist einmal Schwangerschaft eingetreten, so ist ein guter Fortgang derselben und richtige Schonung der werdenden Mutter von großer Bedeutung. Bei den Frauen der besseren Stände fehlt es hieran meist nicht. Dagegen ist bei den Frauen der arbeitenden Klasse noch manches zu wünschen übrig. Der Mutterschutz wäre staatlich einzuführen.

Pinard hatte bekanntlich, geleitet von patriotischer Beklemmung, in Frankreich schon jahrelang vor dem Krieg das Augenmerk des Staates auf diesen Punkt gerichtet. Er bewies, daß, wenn die Schwangere in den letzten Wochen der Gravidität Ruhe genießt, die Früchte schwerer und daher zum Weiterleben tauglicher werden, als wenn die Mutter bis zur Entbindung in harter Arbeit steht.

In meinen Kliniken in Halle und Straßburg habe ich dies Problem weiter verfolgt und die Bedeutung der Schonung der arbeitenden Frau in den letzten

Digitized by Google

Wochen vor der Entbindung ebenfalls beweisen können. Das Gewicht der Früchte steigt unter sonst gleichen Verhältnissen wie folgt: Die geringsten Durchschnittsgewichte erzielen die Fabrikarbeiterinnen und Landarbeiterinnen, es folgen Dienstmädchen, Ladenfräuleins, Näherinnen, Stützen, das höchste Durchschnittsgewicht zeigen die Früchte der Ehefrauen.

Es wäre daher Aufgabe des Staates, den arbeitenden Klassen nicht bloß bei einzelnen Kassen fakultativ, sondern obligat mindestens die letzten sechs Wochen vor der Geburt eine Arbeitsentlastung durch Reichsbeihilfe zu gewähren, wie in den ersten sechs Wochen des Wochenbetts.

Hierdurch würde durch Erzielung kräftigerer Kinder der Säuglingssterblichkeit im ersten Lebensjahr vorgebeugt.

5. Verminderung der Sterblichkeit in der Geburt.

Es sterben in der Geburt durchschnittlich 3 bis 4% der Kinder. Nach den statistischen Zusammenstellungen des Deutschen Reiches ist diese Sterblichkeit im letzten Jahrzehnt um 1% vermindert worden; das bedeutet einen Gewinn von 20000 Kindern jährlich.

Dieser Erfolg ist der besseren Schulung der Aerzte und Hebammen zu danken und kann durch fortschreitende Ausbildung noch gesteigert werden. Ich fürchte, der Krieg wird in dem Maß der von den Aerzten erworbenen Kenntnisse in der Geburtshilfe einen Rückschlag geben. Denn bei den anfangs vorgenommenen Not- und Kriegsprüfungen wurde auf den üblichen Nachweis von 4 Geburten ganz verzichtet. Aber schon diese Vorbildung genügt jetzt nicht mehr, und die Forderung sollte künftig anders gefaßt werden. Was hat es für einen Sinn, wenn der Student an einer großen Hochschule wie Berlin, München usw. in 1 bis 2 Tagen 4 Geburten mitmacht und dafür einen Schein über erlangte geburtshilfliche Ausbildung bekommt. Man muß in Zukunft verlangen, daß der Student in jedem Praktikantensemester (dazu auch die Ferien gerechnet) 8 Tage in einer geburtshilflichen Klinik zubringt und in dieser Zeit wenigstens 4 Entbindungen selbständig leitet, dann nur kann er etwas vom praktischen Betrieb in der Geburtshilfe erlernen.

Weiterhin gehört zu Punkt 5 die Forderung, daß die Perforation des lebenden Kindes möglichst eingeschränkt wird. In der Klinik und in Krankenhäusern läßt sich dieser Grundsatz durchführen, aber nicht ganz so leicht in der Praxis, obwohl die Perforation hier auch mehr eingeschränkt werden könnte. An ihre Stelle soll der Kaiserschnitt treten. Dieser ist jetzt in die Reihe der lebensicheren Operationen eingerückt, wie in der Gynäkologie die Ovariotomie und Myomotomie; seine Mortalität beträgt für die Mütter höchstens 2%, für die Kinder 1%. Die geburtshilfliche Wendung mit 6,3% im Minimum und Perforation mit 6 bis 8% Mortalität sind demnach gefährlicher für die Mutter, und bei letzterer verlieren wir außerdem noch alle Kinder, bei der ersteren etwa 1/3.

Dieser Erfolg ist teils der immer mehr verbesserten Asepsis, teils neuen Operationsmethoden zu danken, was ich jüngst in einem Fachjournal aus-

Digitized by Google

geführt habe. Das Publikum muß sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß der Kaiserschnitt nicht gefährlicher ist als die geburtshilfliche Zange. Sein Schrecken ist der Name.

Durch Fortschreiten auf der betretenen Bahn könnten statt 20000 bis zu 40000 Kindesleben jährlich gerettet werden.

6. Vermeidung der Sterblichkeit des Kindes im ersten Lebensjahr.

Diesen für die Bevölkerungspolitik so hochwichtigen Punkt will ich hier nur kurz berühren, denn der Kampf gegen die Säuglingssterblichkeit ist schon überall im Gange und ist besonders wirksam auf Anregung Ihrer Majestät der Deutschen Kaiserin vom Augusta-Viktoria-Krankenhaus in Charlottenburg aufgenommen worden. Daß auf diesem Gebiete viel geleistet werden kann und muß, beweisen folgende Zahlen:

Von den 2 Millionen im Deutschen Reiche jährlich geborenen Kindern starben bis zur Jahrhundertwende 300000 im ersten Lebensjahre; aber trotz Verbesserung aller Maßnahmen beträgt die Zahl auch jetzt noch zirka 200000 jährlich.

Bemerkenswert ist, daß im Vergleich zu Deutschland mit 15,1 % Todesfällen andre Nationen eine niedrigere Sterblichkeit aufweisen, so Belgien 14,8 %, Frankreich 13,9 % (1901 bis 1905), Schweiz 12,3 %, Niederlande 8,7 %, Neuseeland 7,8 %, Norwegen 6,8 %.

Am Kampfe gegen dieses Uebel sind auch wir Geburtshelfer und besonders die Vorstände von Entbindungsanstalten beteiligt. In erster Linie müssen wir unsern Pfleglingen klarmachen, daß die Pflicht des Stillens die wichtigste Mutterpflicht ist. Diese Auffassung muß immer mehr in das Volksbewußtsein eindringen. Die Frauen, die jungen Aerzte, die Hebammen müssen das sehen und lernen. Schon jetzt stillen in der Klinik 97 bis 98 % aller Frauen, und 75 % Frauen können sicher 4 bis 6 Monate satt stillen. Die häufig gehörte Ausrede, es sei nicht gestillt worden, weil keine Milch vorhanden war, ist meist nur auf Bequemlichkeit der Mutter und Hebamme zurückzuführen. Es erfordert das geduldige Anlegen und Belehren zum Stillen in den ersten Wochen allerdings täglich mehrere Stunden Zeit, was für eine beschäftigte Stadthebamme nicht durchführbar ist. Auch dies ist ein Grund mehr, zu raten, daß die Frauen der arbeitenden und mittleren Stände, welche sich keine eigne Wärterin halten können, zur Niederkunft die Entbindungsanstalt aufsuchen sollten.

Zur Minderung der Säuglingssterblichkeit ist in Deutschland schon viel geschehen. Ich erinnere an die Säuglingsheime, Säuglingskrippen, die Mutter- und Säuglingsberatungsstellen, Milchküchen usw.; an die Ausbildung von Säuglings- und Kinderfürsorgerinnen, an Beaufsichtigung der Ziehkinder, die Einrichtung der Waisenväter usw.

Jedes junge Mädchen sollte, ehe es in die Ehe tritt, einen theoretischen und praktischen Kurs in Säuglingspflege durchmachen. Auch wir in Straßburg wie überall in Elsaß-Lothringen dürfen stolz auf das sein, was in dieser Hinsicht geleistet worden ist und geleistet wird.

Digitized by Google

Aus alledem ersehen Sie, meine Herren, welche reichen Aufgaben unsrer Aerzte warten, wenn sie nach ihrem pflichtgetreuen und erfolgreichen Wirken aus diesem Kriege in die Heimat zurückkehren. Durch einheitliches Zusammenwirken der Aerzte mit all den eingangs genannten Berufskreisen läßt sich sehr viel erreichen; mindestens $^1/_2$ bis $^3/_4$ Millionen Kindesleben könnten jährlich mehr gewonnen werden und dadurch für lange Zeit der slawischen wie der gelben Gefahr vorgebeugt werden.

Die Beziehungen zwischen Japan und China und deren Rückwirkung auf die Verhältnisse in Ostasien

Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten

Wenige Wochen nach dem Ausbruch des Weltkriegs trafen die an dem Kampf gegen das Deutsche Reich und Oesterreich-Ungarn beteiligten Mächte, im September 1914, eine spezielle Vereinbarung, der zufolge der Friedensschluß nur im gemeinsamen Einvernehmen der Alliierten erfolgen soll. Als späterhin noch andre Staaten in den Krieg auf der Seite der Entente eintraten, wurden sie veranlaßt, auch die gleiche Verpflichtung zu übernehmen. Die Vereinbarung selbst und mehr noch die ostentative Weise, in welcher sie gleichsam als bedeutsames Ereignis kundgemacht wurde, können nicht anders als ein Anzeichen des Mangels innerer Einigkeit im Lager unsrer Feinde, als Beweis dafür angesehen werden, daß in erster Linie England, jene Macht, die im Laufe des Weltkriegs immer mehr die Führerschaft an sich riß, von allem Anfang an die Größe der unter der Entente klaffenden Interessengegensätze erkannt hatte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Septembervereinbarung unter dem Drucke Englands abgeschlossen wurde. Der Vertrag, wenn auch der Form nach für alle Unterzeichner gleichmäßig verbindend, bezweckt doch der Hauptsache nach, das Inselreich vor der Eventualität zu schützen, daß der eine oder der andre seiner Alliierten durch die Wechselfälle des Kriegs sich zu einem Separatfrieden genötigt sehen könnte, ohne Rücksicht darauf, ob England sein eigentliches Kriegsziel erreicht haben wird. Die ungeschmälerte Fortdauer seiner absoluten Seeherrschaft und somit die Niederwerfung der deutschen Marine, als der nach englischer Auffassung gefährlichsten Konkurrentin und energischsten Vertreterin des Prinzips der Freiheit der Meere, ist eben durchaus kein allgemeines Interesse der Entente, sondern bloß ein englisches Separatinteresse. Die britischen Staatsmänner konnten nicht verkennen, daß die natürliche Entwicklung der andern Staaten dazu führen müsse, dem dünkelhaften Satz: Rule Britannia the waves seinen realen Inhalt zu benehmen und ihn zur geschichtlichen Erinnerung herabzumindern; sie wußten ebensogut, daß die Macht ihres Landes

Digitized by Google

nicht ausreiche, um das angemaßte Monopol der Beherrschung der Meere mit Gewalt festzuhalten, und daß dies, wenn überhaupt, nur durch die vereinigte äußerste Kraftanstrengung der Ententestaaten und ihrer Satelliten möglich wäre. Von dieser Erkenntnis geleitet, hat England, seine ganze politische Tradition über Bord werfend, mit seinen historischen Gegnern Frankreich und Rußland sich verbündet und nimmt unerhörte Opfer an Gut und Blut willig auf sich, nur das eine Ziel im Auge, um jeden Preis den deutschen Nebenbuhler unschädlich zu machen. Ohne ein seinem Rang als Großmacht entsprechendes Landheer zu besitzen, war England genötigt, es ist zuzugeben, mit achtungswertem Erfolg, seine Armeen im Laufe des Kriegs eigentlich erst zu schaffen. Es verfügte dagegen von Anfang an über das die ganze Welt umspannende Telegraphennetz und konnte dadurch die öffentliche Meinung, besonders in Amerika, zuungunsten der Zentralmächte beeinflussen. Vor allem aber wußte die englische Regierung mit meisterhaftem Geschick den Revanchedurst Frankreichs, die Ländergier Rußlands, die ostasiatischen Hegemoniegelüste Japans und die nackte, durch den begangenen Vertragsbruch noch schmählichere Raubluft Italiens wie Rumäniens als Vorspann für die Zwecke ihrer eignen Politik zu gewinnen. Ob England imstande sein wird, die gemischte Gesellschaft seiner Bundesgenossen für den weiteren Verlauf des Weltkriegs beisammenzuhalten, und ob die vorerwähnte Vereinbarung eine ausreichende Sicherheit gegen den vorzeitigen Zerfall der Koalition bietet, muß sich erst zeigen. Mars regiert die Stunde; das Schicksal der Länder wird auf den Schlachtfeldern entschieden. Den Fall einer die Existenz eines Staates bedrohenden militärischen Zwangslage vorausgesetzt, würden seine Lenker geradezu pflichtvergessen handeln, sollten sie wegen eines unter andern Verhältnissen abgeschlossenen Vertrages Bedenken tragen, zu einem annehmbaren Sonderfrieden die Hand zu bieten.

Von einem Gegenstück auf der Seite der Zentralmächte zu dem Vertrag der Ententestaaten verlautete bisher nichts. Die evidente politische und militärische Interessengemeinschaft des Deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns, Bulgariens und der Türkei begründet ein so vertrauensvolles inniges Verhältnis dieser Staaten zueinander, daß es keiner vertragsmäßigen Gewähr dafür bedarf, damit sie einer für alle, alle für einen in dem ihnen aufgezwungenen Verteidigungskampf bis zum dereinstigen Friedensschluß treu zusammenbleiben. Im Ansturm der zahlenmäßig weit überlegenen Feinde bewährten sie sich in dem schon in das dritte Jahr reichenden ungeheuren Kampf als ein unerschütterlicher Block.

Wohl ist nach dem bisherigen Ergebnis des gewaltigen Ringens mit Zuversicht zu hoffen, daß die Palme des Sieges uns zufallen werde. Weite Strecken feindlichen Landes, ein Vielfaches an Ausdehnung und wirtschaftlichem Wert im Vergleich zu den Teilen eignen Gebiets, das die Gegner besetzt halten, sind in unsern Händen, drei Könige, die Herrscher von Belgien, Serbien und Montenegro, sind von ihren Thronen vertrieben und sind auf das Gnadenbrot ihrer Verbündeten angewiesen. Anderseits bildet der historische Tag des 5. November, an welchem ein Machtspruch der beiden Monarchen Deutschlands und Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarns das Königreich Polen ins Leben rief, einem edlen, um die Kultur Europas hochverdienten Volk die Bedingungen zu selbständigem nationalem Dasein gewährte, einen hochragenden Markstein in der Geschichte des Weltkriegs und zugleich den Beweis des Vertrauens auf den siegreichen Ausgang der Kämpfe. Aber unsre Gegner lehnen noch immer alle Anregungen zu einem billigen Frieden schroff ab, einem Spieler vergleichbar, welcher, erschrocken über die Höhe der bereits verlorenen Einsätze und in der Hoffnung, daß das launische Glück ihm doch einmal lächeln werde, die Karten in der Hand behält, ohne in seiner Verbissenheit die Gefahr eines gänzlichen Ruins zu bedenken. Unter solchen Umständen scheint das ersehnte Ende des Krieges in unabsehbare Ferne gerückt. Ruhigen Gewissens können die Vierbundmächte die Verantwortung dafür ablehnen, daß der Kampf fortdauern muß, daß weitere furchtbare Opfer an Gut und Blut der Menschheit nicht erspart bleiben.

Von all dem Jammer und Leid, das der unerhörte Krieg über die Welt schon gebracht hat, von der wirtschaftlichen Erschütterung, die ihn begleitet, wurde einer der Teilnehmer, das Inselreich im fernen Osten, am wenigsten berührt. Schon jetzt weist die Bilanz des Weltkriegs einen ebenso großen als unverhofften Gewinn für Japan auf. Nicht so sehr das geringe Maß militärischen Kraftaufwandes, wie ihn die leichte Eroberung der deutschen Niederlassung Kiautschou beanspruchte, als vielmehr die selbstmörderische ostasiatische Politik Englands, Rußlands und Frankreichs, welche das gemeinsame Interesse der weißen Rasse dem gelben Element gegenüber verrieten, haben die ehrgeizigen Ziele Japans so mächtig gefördert, wie es dies nie hätte hoffen können, und die Grundlage zu seiner unbedingten Herrschaft im Osten gefestigt. Die Staatsmänner in Tokio waren so klug, dem namentlich von französischer Seite wiederholt an sie gerichteten dringenden Appell um militärische Hilfeleistung auf den europäischen Kampfplätzen ihr Ohr zu verschließen; sie beschränkten sich darauf, aus den Fehlern ihrer heutigen Verbündeten, ihrer Rivalen von gestern, größtmöglichen Vorteil zu ziehen. Während die Westmächte und Rußland ihre Kräfte im Kampf gegen die Zentralstaaten verbrauchten, hielt Japan die seinigen ungeschwächt aufrecht; es nutzte die Schiffahrtskonjunktur bestens aus, seine Industrie erlebte den Gipfelpunkt der Blüte, durch Lieferung von Waffen und Munition strömten beträchtliche Summen ins Land. So hatte Japan Gelegenheit, seine wirtschaftlichen Verhältnisse, welche infolge seiner früheren Kriege gegen China und Rußland keineswegs befriedigend waren, zu ordnen; das Land steht heute auch finanziell in voller Rüstung da.

Unter solchen Umständen verdient die jüngst erfolgte Ernennung des Generals Grafen Terautschi zum Leiter der japanischen Politik besondere Beachtung. Nach der Vergangenheit dieses Staatsmannes zu urteilen, ist seine Uebernahme der Geschäfte als das Programm einer energischen Politik nach innen wie nach außen zu betrachten. Der jetzige Ministerpräsident hatte als Militärattaché bei der japanischen Botschaft in Paris Gelegenheit, sich mit den europäischen Verhältnissen vertraut zu machen. Früh zu einer leitenden Stellung berufen, hat

Digitized by Google

Terautschi sich als ausgezeichneter Organisator erwiesen. Vor Ausbruch des Krieges mit Rußland und während desselben bekleidete er das Amt des Kriegsministers, die glänzenden Erfolge des japanischen Heeres sind zu einem guten Teil das Verdienst, welches er sich als Leiter der die Ausrüstung des Heeres und den Nachschubdienst in tadelloser Weise besorgenden Zentralstelle erwarb Mit dem Friedensschluß von Portsmouth traten neue Aufgaben an das Kriegsamt heran. General Terautschi organisierte den an japanische Garnisonen übertragenen Ueberwachungsdienst längs der südmandschurischen Bahn und schuf die durch die Protektoratserklärung über Korea und die bald darauf erfolgte förmliche Annexion des Landes erforderten militärischen Einrichtungen. Als im Herbst 1910 der Generalgouverneur von Korea, Fürst Ito, gelegentlich einer Zusammenkunft mit einem hohen Abgesandten des Zaren im russischen Bahnhof von Kharbin der Kugel eines koreanischen Fanatikers zum Opfer gefallen war, entschloß sich die japanische Regierung zu einem Systemwechsel in Korea. An Stelle des relativ milden Regimes des ermordeten Landeschefs trat eine strammere Herrschaft, sie wurde dem Grafen Terautschi unter Kumulierung mit seinem Amt als Kriegsminister anvertraut; zweifellos hat er auch in dieser Funktion die Interessen seines Landes bestens zu wahren verstanden.

Für die Verwirklichung dessen, was Japan, seitdem es zum Rang einer Großmacht aufgestiegen ist, als seine politische und wirtschaftliche Aufgabe in Ostasien ansieht, hat die durch den Weltkrieg hereingebrochene Katastrophe den Weg freigemacht. Wohl hatte schon vordem China die militärische Macht des Inselstaates zu fühlen bekommen, hatte dieser den Mitbewerb Rußlands um die Vorherrschaft in der südlichen Mandschurei wie in Korea siegreich aus dem Feld geschlagen. Immerhin aber blieb die japanische Politik doch noch in Abhängigkeit von den europäischeu Konstellationen; sie mußte zunächst damit rechnen, daß Rußland seine Stellung am Pazifischen Ozean bei gegebener Gelegenheit wiederzugewinnen versuchen werde, daß nicht nur die Unionstaaten, sondern auch die westeuropäischen Mächte und, im Hinblick auf seine großen Interessen in China, selbst das alliierte England der Etablierung einer japanischen Hegemonie über das Reich der Mitte entgegentreten würden. Solche Rücksichten beschränken die Aktionsfreiheit des japanischen Kabinetts kaum mehr. Im Sinne der vor kurzem zwischen Rußland und Japan getroffenen Vereinbarung über die Abgrenzung der Interessen im nördlichen China hat die Petersburger Regierung von dem ihr seit dem Vertrag von Portsmouth verbliebenen Rest der mandschurischen Bahn ein weiteres Stück an Japan überlassen. Dies kommt wohl einem endgültigen Verzicht auf die hochfliegenden Pläne gleich, welchen der Bau der Eisenbahnlinie von Kharbin nach Port Arthur zu dienen bestimmt war, macht die Stellung Japans auf dem asiatischen Festland selbstverständlich noch stärker.

Als unter dem Feuer japanischer und englischer Schiffsgeschütze die Befestigungen von Kiautschou in den Staub sanken und Japan einen neuen Stützpunkt an der chinesischen Küste gewonnen hatte, wurde damit zugleich ein in

Digitized by Google

hoffnungsvoller Entwicklung begriffenes Kulturzentrum zerstört, das berufen gewesen wäre, auf die Gestaltung der Dinge in China nach und nach Einfluß zu nehmen. Die unter deutscher Leitung stehende Pflanzschule hätte vielleicht vermocht, die schlummernden Kräfte des Millionenreiches allmählich zu neuem Leben zu wecken und den Impuls zu dessen nationaler Reorganisation und Kräftigung zu geben. Diese Eventualität, eine Hoffnung für die Freunde Chinas, eine Gefahr für die ehrgeizigen Pläne seines östlichen Nachbars, kommt nicht mehr in Betracht.

England, das die Regierung in Tokio zu dem Anschlag auf die deutsche Kolonie veranlaßt und bei dem Raubzug tätige Mithilfe geleistet hatte, befindet sich dem ostasiatischen Problem gegenüber in einer zwiespältigen Lage. Einerseits wäre es dem Alliierten des Mikado schwergefallen, den japanischen Expansionsgelüsten offen entgegenzutreten, anderseits hat England eigne große Interessen im Land der Mitte zu verteidigen und kann die ausgesprochen antijapanische Stimmung der angelsächsischen Bevölkerung in Westamerika wie in den britischen Kolonien des Stillen Ozeans nicht unberücksichtigt lassen. Der Rücktritt des jedem Winke aus London gefügigen Kabinetts Okuma und schon gar die Berufung eines energischen Staatsmannes von der Individualität des Generals Terautschi zur Leitung der japanischen Politik konnten daher in England nicht anders als mit Unbehagen empfunden werden. Diesem Gefühl gab kürzlich der „Manchester Guardian“ offen Ausdruck. Das angesehene Blatt mißtraut dem neuen japanischen Ministerpräsidenten, er habe sich in Korea als ein sehr tüchtiger, aber für England durchaus nicht bequemer Mann erwiesen; den Vorwurf, daß er China gegenüber zu weich sei, werde er sich nicht so wie Okuma zuziehen, der doch auch schon unerhörte Forderungen in Peking erhoben habe; eine Verschärfung der Beziehungen zwischen China und Japan sei zu erwarten, aber im Verhältnis Japans zur Union könnte das gleiche geschehen. Japan werde darauf ausgehen, die Ausführung der von China an amerikanische Kapitalistengruppen erteilten namhaften Konzessionen für den Bau von Verkehrsstraßen zu hintertreiben.

Diese Auslassung gestattet die Annahme, daß England eine Aktion zur Abwehr einer aggressiven japanischen Politik gegen China zwar begrüßen, die entsprechenden Maßnahmen aber dem Vetter am andern Ufer des Atlantischen Ozeans zuschieben möchte. Ein solcher angesichts der bestehenden Divergenz der englischen Interessen in Ostasien an sich schon sehr begreiflicher Wunsch Englands wird zur einfachen Selbstverständlichkeit in dem Zeitpunkt, wo der Weltkrieg die gesamte Kraft dieses Staates in Anspruch nimmt.

Die Haltung der großen amerikanischen Republik in dieser Angelegenheit wird wohl erst nach der Wahl des neuen Präsidenten, welche derzeit alle Kreise des Landes im Bann hält, sich übersehen lassen. Aber sei es, daß die republikanische, sei es, daß die demokratische Partei als Sieger aus dem Wahlkampf hervorgehe, zweifellos wird Amerika aus dem bisher verteidigten Grundsatz: Open door und equal opportunity für die ausländischen Mitbewerber auf dem

Digitized by Google

chinesischen Markt festhalten, und es kann sich nur um die Frage handeln, ob das Washingtoner Kabinett bereit ist, bis zum Aeußersten zu gehen, falls Japan jenes Prinzip praktisch zunichte machen wollte.

Waren die Gegensätze zwischen Japan und Amerika bezüglich der Behandlung der japanischen Einwanderer in den amerikanischen Weststaaten schon seit geraumer Zeit nur mühsam überbrückt und bestand fortgesetzt die Gefahr, daß sie zu einem offenen Konflikt führen könnten, so haben die japanischerseits an China unlängst gestellten Forderungen wegen des anscheinend wenig bedeutenden Zwischenfalls in Tschengtschiatung Anlaß zu einer neuen Meinungsdifferenz gegeben. Es steht hier Behauptung gegen Behauptung. Japan glaubt sich berechtigt, als Sühne für den in jenem Ort erfolgten Angriff auf seine Polizeiorgane und um der Wiederholung derartiger Vorkommnisse vorzubeugen, die Bestrafung und Entlassung der in die Sache verwickelten chinesischen Beamten, den Erlaß von Instruktionen, daß die chinesischen Militärbehörden im Innern der Mongolei und Südmandschurei sich jeder Einmischung gegen die japanischen Truppen und Zivilisten zu enthalten haben, sowie die Anerkennung spezieller Interessen Japans in beiden Provinzen einschließlich der Polizei- und Verwaltungsbefugnisse, endlich das Vorrecht bei Anlehen und der Berufung fremder Beiräte zu beanspruchen. Nicht als förmliche Forderung reiht sich hieran das Ersuchen, China möge der Anstellung japanischer militärischer Beiräte für die chinesische Armee in beiden Provinzen und der Berufung japanischer Militärinspektoren für alle chinesischen Schulen einschließlich der Hochschulen zustimmen, ferner durch den chinesischen Gouverneur von Mukden förmliche Abbitte leisten und den Familien der getöteten Japaner eine Geldentschädigung gewähren. Nach chinesischer Angabe wäre diese Liste nicht vollständig, Japan habe noch andre, mit der chinesischen Souveränität noch weniger vereinbare Forderungen geltend gemacht.

Als das amerikanische Staatsdepartement gegen diesen Schritt in Tokio Einwand erhob mit der Begründung, das, was Japan begehre, stünde mit dem das Prinzip der Handelsfreiheit in China gewährleistenden Root-Takahira-Uebereinkommen in Widerspruch, erwiderte Japan, seine Ansprüche enthielten nichts, was gegen die Souveränität Chinas, und nichts, was gegen jene Vereinbarung verstieße. Daraufhin wurde der amerikanische Botschafter in Tokio beauftragt, zu erklären, seine Regierung könne die Sache nicht auf sich beruhen lassen, Amerika müsse sich eine weitere Untersuchung vorbehalten. Englischen Zeitungsmeldungen zufolge hätte die Streitfrage eine weitere Verschärfung durch die hierauf erfolgte Replik des japanischen Kabinetts erfahren, welche der Einmischung Amerikas gegenüber die Absicht ankündigte, die Frage der unwürdigen Behandlung der japanischen Untertanen in Kalifornien und andern Unionstaaten wieder aufzurollen, eine Ankündigung, welche in Washington allerdings recht abkühlend gewirkt habe.

Unter allen Umständen ist, wenn auch die vorstehenden Meldungen nicht als authentisch gelten können, das Vorhandensein einer Spannung zwischen

Digitized by Google

Japan und Amerika unverkennbar. Eine von Ende Oktober datierte Meldung des Neuyorker Vertreters des Wolffschen Bureaus führt in dieser Hinsicht den Artikel eines Bostoner Blattes an, in dem es heißt: „Wir stehen am Vorabend einer Krise im fernen Osten. Der Grund hierfür liegt weder in Amerika noch in China, sondern allein bei Japan; Japan ist an einem entscheidenden Wendepunkte seines nationalen Lebens angelangt." Der Artikel beruft sich auf Aeußerungen zweier japanischer Zeitschriften, in denen die Persönlichkeit und die Bedeutung des Grafen Terautschi hervorgehoben wird, der schon vor der Uebernahme der Ministerpräsidentschaft als der Mann der Stunde begrüßt wurde.

Auch englische Blätter schreiben im gleichen Sinne; sie befürchten, ein Kabinett Terautschi werde Japans Entschlossenheit bedeuten, unbekümmert um Washington die Erfüllung aller an China gestellten Forderungen zu erzwingen. Die Ernennung des neuen japanischen Ministerpräsidenten habe in der Bundeshauptstadt verstimmt.

Welche Veränderungen die politische Karte der Welt beim künftigen Friedensschluß aufweisen wird, läßt sich jetzt, wo wir noch mitten im tobenden Lärm des größten Kampfes der Geschichte stehen, nur zum Teil ahnen; sicher ist aber jedenfalls, daß dieser ungeheure Krieg die Beziehungen der weißen Rasse zu den farbigen zum Schaden der ersteren nachhaltig beeinflussen muß. Unsre Gegner haben zahlreiche farbige Kontingente, Hilfsvölker, die teilweise noch in tiefster Barbarei stehen, auf die Bühne geschleppt; sie wurden dort Zeugen so mancher Niederlage, so mancher Schwäche und Unzulänglichkeit ihrer Herren. Für die von den Schlachtfeldern Heimkehrenden wird der Nimbus, der den weißen Mann umgab, der bis in den entlegensten Erdenwinkel seiner Sicherheit den besten Schutz bot, zerstört sein, sie werden das bisher gewahrte Vorrecht der Fremden als eine Unbilligkeit empfinden, in diesem Sinn bei ihren Stammesgenossen aufklärend wirken und der Legende von der Ueberlegenheit der Weißen wirksam entgegentreten.

Der Weltkrieg dürfte sonach auch in jenen fernen Gebieten, die weitab vom Schauplatz des europäischen Schlachtengetümmels liegen, eine neue Aera erschließen. Zunächst wird Japan, jener Staat, der sich zum Anwalt der gemeinsamen Interessen der Millionenvölker Ostasiens berufen erachtet und der auch über alle modernen Machtmittel verfügt, um dieser Rolle Geltung zu verschaffen, die Gelegenheit zu nutzen wissen. Der jüngst erfolgte Ministerwechsel in Tokio deutet, wie bemerkt, darauf hin, daß Japan zu einer Politik der starken Hand hinneigt. Auch die Richtung, in der die Betätigung dieser Politik zu gewärtigen ist, unterliegt keinem Zweifel. Durch das Glück seiner Waffen und durch konsequente Friedensarbeit in den Besitz einer politisch wie wirtschaftlich starken Machtstellung in China gelangt, verfolgt Japan energisch das Ziel, dort, in welcher Form es auch sei, auf Kosten der europäischen Mitbewerber die Hegemonie zu erringen.

Inzidenzfälle wie der obenerwähnte, über welchen jetzt zwischen Tokio, Peking und Washington verhandelt wird, haben als solche nur untergeordnete

Digitized by Google

Bedeutung, sie sind als von Japan ausgestreckte Fühler und als Einschüchterungsversuche anzusehen; werden sie recht oder schlecht ausgeglichen, so hat Japan es immer verstanden, neue zu schaffen und sein Spiel fortzusetzen. In ihrem Zustand völliger Lethargie und seit dem Tode des Präsidenten Juanschikai durch eine Reihe innerer Krisen noch mehr geschwächt, ist die ungefüge Masse des chinesischen Reichs gänzlich außerstande, dem Druck Japans Widerstand zu leisten.

Es ist daher auch wenig wahrscheinlich, daß die von Japan nach Belieben provozierten fortgesetzten Reibungen einen offenen Konflikt zwischen dem Inselreich und Japan zur Folge haben werden, es wäre denn, daß die Staatsmänner in Peking Hilfe von auswärts erhielten. Eine Unterstützung von seiten europäischer Mächte scheint aber in der durch den Weltkrieg geschaffenen Konstellation und angesichts der im Zusammenhang damit erfolgten Preisgebung der Interessen dieser Mächte in Ostasien ausgeschlossen.

Die große, für die politischen Geschicke des volkreichsten Landes der Erde sowie für die Wirtschaftsverhältnisse auf dem dortigen zukunftsreichen Markt entscheidende Frage bleibt bloß die, ob Amerika gewillt ist, das im Stich gelassene Banner der weißen Rasse in die Hand zu nehmen, ob die große Republik des Westens gegebenenfalls imstande wäre, es zum Sieg zu führen. Lautet die Antwort auf diese Schicksalsfrage verneinend, dann kann in einer näheren Zukunft, als man es vor Ausbruch des Weltkriegs nur hätte ahnen dürfen, für die westliche Kultur sowie für die gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der weißen Völker das Wort von der gelben Gefahr bedrohliche Aktualität gewinnen.

Anfang November 1916.

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

II. In Steins Zentralverwaltung (Oktober 1813 bis August 1814)

Formell war Eichhorns Ausscheiden aus seinem bisherigen militärischen Verhältnis nur ein vorübergehendes: er galt auch weiterhin noch als Offizier und trug auch noch Uniform. Tatsächlich bedeutete es doch für ihn die endgültige Rückkehr zur administrativen Tätigkeit. Sein Eintritt in den Zentralverwaltungsrat, der von den verbündeten Mächten zur Verwaltung der eroberten Gebiete eingesetzt war und an dessen Spitze der Freiherr vom Stein stand, brachte Eichhorn in die nächste persönliche Berührung zu diesem Mann, zu dem er seit langem mit inniger Verehrung aufblickte. Nicht als Fremder trat er ihm gegenüber, Stein kannte ihn von früheren Jahren her und wußte genau, welcher Gesinnung dieser sein neuer Mitarbeiter war. Als im Jahre 1809 Napoleon

Digitized by Google

die Acht über den Minister verhängte und infolgedessen die nassauische Regierung dessen gesamtes Vermögen beschlagnahmte, wandte sich Stein an den Fürstprimas Dalberg mit der Bitte, sich bei Napoleon wenigstens insoweit für ihn zu verwenden, daß seiner Frau die Einkünfte aus seinen Gütern ausbezahlt würden. Eichhorn übernahm es, diesen Brief an Dalberg zu überbringen. Seine Bemühungen blieben allerdings ohne jeden Erfolg.[1]) Die Episode zeigt aber doch aufs deutlichste, welch wichtige Rolle der junge Kammergerichtsassessor schon damals in dem Kreise, der sich um Stein gebildet hatte, zu spielen vermochte.

Infolge dieser früheren Beziehungen war die Stellung, die Eichhorn jetzt in seinem neuen Wirkungsfeld erhielt, gleich eine sehr bedeutungsvolle. Man darf ihn als die rechte Hand Steins während dieser Monate bezeichnen. Zusammen mit dem preußischen Staatsrat Friese fungierte er als Generalsekretär des Ministers, und er hat sich als solcher dessen vollste Zufriedenheit erworben, was angesichts der nach vielen Richtungen hin unklaren und kitzligen Stellung des Zentralverwaltungsrates recht viel bedeuten wollte. Alle verbündeten Mächte waren in ihm vertreten: Preußen neben Eichhorn und Friese durch den Oberstleutnant Rühle v. Lilienstern, Oesterreich durch den Hofrat Graf Spiegel, Rußland durch den Kollegienassessor Staatsrat v. Turgenjew. Besonders eng gestalteten sich bald die geschäftlichen und persönlichen Beziehungen zwischen Eichhorn und dem ihm gesinnungsverwandten Rühle v. Lilienstern. Dieser war zum „Generalkommissar der deutschen Bewaffnungsangelegenheiten" ernannt worden, seine Aufgabe war es, die militärischen Kräfte der eroberten Gebiete, soweit sie gegen Frankreich verwendet werden konnten, zu organisieren. In ganz Süd- und Westdeutschland wurde nach dem preußischen Vorbild die Errichtung von Landwehr und Landsturm durchgeführt. Während Rühle meistens an Ort und Stelle die schwierigen Verhandlungen führte und alles Notwendige vorbereitete, wurden am Sitze der Zentralverwaltung diese Fragen bearbeitet von Eichhorn. Ihm waren sie ja keineswegs etwas Neues, in das er sich erst von Grund aus hätte hineinarbeiten müssen. Schon in seiner Berliner Zeit hatte er sich umfassend mit allem vertraut gemacht, was mit Landwehr und Landsturm im Zusammenhang stand. So konnte er sich jetzt also seinem alten Arbeitsgebiet, nur in viel weiterem Umfang, als es ihm früher vergönnt gewesen war, zuwenden. Die hiermit verbundenen Geschäfte brachten angesichts der verschiedenen Auffassungen, die im Hauptquartier über sie herrschten, und angesichts der Widerstände von seiten der Kleinstaaten[2]) eine gewaltige Arbeitsmenge mit sich und erforderten ebensoviel Takt.

---

[1]) Ueber diese Sendung Eichhorns, die ihn nach Frankfurt und Aschaffenburg führte, vgl. Pertz, Stein, Bd. II, S. 339.

[2]) „Die Bewaffnung findet die größte Beförderung überall in dem trefflichen Geiste des Volkes, dagegen Hindernisse in dem Mangel an Waffen und in der Lauigkeit und Unpopularität mancher Regierungen und ihrer Beamten, welche lange Diener des französischen Systems und französischer Grundsätze, aus alter Gewohnheit schwer herausschreiten und des Vertrauens der Untertanen ganz entbehren", berichtet Eichhorn Mitte Dezember 1813 an

Digitized by Google

Dennoch bildeten sie nur einen kleinen Teil der Betätigung, die regelmäßig Eichhorn zugewiesen war. Die im Berliner Geheimen Staatsarchiv befindlichen Akten der Zentralverwaltung lassen erkennen, daß er von Stein zu fast allem herangezogen wurde, welcher Art auch die Fragen sein mochten, die an die neue Behörde herantraten. Die gewaltige Korrespondenz, die der Minister zu erledigen hatte, ist zum guten Teil von Eichhorn geführt worden. Die Konzepte zeigen, daß er die Briefe verfaßte; in den meisten Fällen setzte Stein nur seinen Namen darunter.[1]) Ganz besonders häufig wurde er mit der Bearbeitung der Personalangelegenheiten betraut. Aber hier ist nicht der Ort für eine eingehende Darstellung seiner Tätigkeit. Wer sich ein Bild von der Wirksamkeit des Zentralverwaltungsrates machen will, der nimmt am besten die Schilderung zur Hand, die Eichhorn selbst in seiner schon erwähnten, anonym erschienenen Flugschrift gegeben hat.

Die Natur des Zentralverwaltungsrates erforderte es, daß sein Chef in dauernder engster Verbindung mit dem Großen Hauptquartier bleiben mußte. Da nun Eichhorn seinerseits immer in der Umgebung Steins sein mußte, so hat er alle die Ortsveränderungen, die das Hauptquartier während des Winterfeldzugs 1813/14 vornahm, ebenfalls mitgemacht. Nach kurzer Arbeitszeit in Leipzig ging es zunächst nach Frankfurt a. M. Hier entschied sich das Geschick der bisherigen Rheinbundstaaten. Ihre Fürsten erschienen fast alle persönlich, um ihre Sache zu vertreten und die ihnen von Napoleon verliehene Souveränität für sich zu retten. Metternich hat es durchgesetzt, daß diese ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt wurden; er handelte dabei in schärfstem Gegensatz zu den Absichten Steins und seiner Gesinnungsgenossen. Schon in seiner gedruckten Schrift schlägt Eichhorn einen sehr scharfen Ton über diese Kleinstaaten an, deren Fortbestehen der Verwirklichung seiner nationalen Sehnsucht im Wege stand. In unsern Briefen fallen seine Urteile noch schärfer aus; ganz unverhüllt spricht er seiner Frau gegenüber seinen tiefen Unmut über diese ihm so schmerzliche Art der Lösung aus.

Hoffnungsvolleren Blicks sieht er erst dann wieder in die Zukunft, als schließlich nach langem Zögern und heftigen Kämpfen innerhalb des Hauptquartiers der Entschluß gefaßt worden war, nicht am Rhein stehen zu bleiben, sondern über ihn hinweg den Krieg auf französischen Boden vorzutragen. Wie die Männer der schlesischen Armee, atmete auch Eichhorn erleichtert auf, als es wieder vorwärts ging. Seine Briefe spiegeln den Jubel wider, in den ihn dieser Entschluß

Rühle. (Berliner Geh. Staatsarchiv, Rep. 114, VII, 1.) Näheres über die Errichtung von Landwehr und Landsturm durch die Zentralverwaltung bei W. Just: Verwaltung und Bewaffnung im westlichen Deutschland nach der Leipziger Schlacht 1813 und 1814, Göttingen 1911, und bei Herm. Haering: Die Organisation von Landwehr und Landsturm in Baden in den Jahren 1813 und 1814, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins N. F., Bd. 29.

[1]) So sind z. B. die von Haering, a. a. O., veröffentlichten Briefe Steins an den Großherzog von Baden von Eichhorn verfaßt worden.

Digitized by Google

versetzte. Die Vollendung des großen Werkes, das so herrlich begonnen war, die gänzliche Gesundung der deutschen Nation glaubte er nun gesichert. „Daß ich die Kraft des Guten, an die ich früher nur geglaubt, in so großen Aeußerungen gesehen, die ihm zuverlässigen Sieg versprechen, daß das deutsche Volk Wurzel und Lebenskeime offenbart, welche allen Versandungen und Verwahrlosungen trotzen und einen schönen grünen Baum in den freien Himmelsraum wieder treiben werden, das sind Stützen meines Wohlseins, die nimmer wanken," schreibt er in dem schönen Brief vom 27. Dezember 1813 aus Freiburg. Die bangen Zweifel der Frankfurter Zeit sind überwunden. Von besonderem Interesse ist auch sein Urteil, daß in der Zukunft alles sich zum guten Ende werde hinführen lassen, wenn nur Preußen sich von der alten Eitelkeit fernzuhalten verstehe, die der eigentliche Grund der Katastrophe von 1806 gewesen sei.

Das zweite, was aus den Briefen Eichhorns während dieser Monate hervorsticht, ist seine ganz außerordentlich starke Abneigung gegen alles französische Wesen. Es ist das ein Gefühl, das er mit so vielen der hervorragenden Männer Preußens aus der damaligen Zeit teilt; besonders charakteristisch tritt es bei Stein und Arndt[1]) zutage. Gerade bei Stein könnte das überraschen, da ihm an sich jede übertriebene Form von Deutschtümelei in der Seele zuwider war; bezeichnend dafür ist die Antwort, die er Eichhorn erteilte, als dieser ihm den Turnvater Jahn vorstellen wollte: „Laßt mir den fratzenhaften Kerl vom Leibe."[2]) So sehr ihm also aller eigentliche Chauvinismus fremd war, so vertrug sich dennoch mit dieser Gesinnung die unglaublich scharfe Ablehnung alles Französischen. Und ganz dasselbe finden wir nicht bloß bei Eichhorn, sondern auch — in mindestens derselben Stärke — bei seiner Frau. Amalie, sonst so verständig und in ihren Urteilen so gemäßigt, geht so weit, einem Freunde, einem Mitglied der Berliner französischen Kolonie, dessen kerndeutsche Denkungsart sie genau kennt, es übelzunehmen, daß er gern die Gelegenheit, als Kurier ins Hauptquartier zu gehen, ergreift, weil er Frankreich und Paris kennen lernen möchte. Die Tatsache, daß diese Anschauung damals — man kann wohl sagen — bei allen guten Preußen die herrschende war, ist so geeignet wie kaum etwas andres, uns das ganze Maß der seelischen Leiden ahnen zu lassen, die für diese Preußen die Zeit der Franzosenherrschaft mit sich gebracht hatte. Die alle Schranken zerschmetternde Reaktion des Gefühls gegen das, was sie in den letzten Jahren innerlich ausgestanden hatten, machte sich jetzt in dieser Weise geltend.

Da Eichhorn während dieses Teiles des Feldzugs nicht mehr im Generalstab, sondern rein verwaltungstechnisch beschäftigt wurde, so geben seine Briefe zwar ein deutliches Bild der Gesamtlage, aber nicht mehr ein so unmittelbares der rein militärischen Ereignisse; dagegen unterrichten uns dieaus Amalies Feder weiter getreulich und in höchstem Maße anschaulich über das Leben, wie es die Zu-

---

[1]) Sehr absprechende Urteile von Stein über Frankreich und die Franzosen bei Lehmann: Stein, Bd. 3, S. 378 f., von Arndt bei Müsebeck, S. 514.

[2]) Pertz, Stein, Bd. 3, S. 456.

Digitized by Google

hausegebliebenen führten. Die Bilder von der je nach dem Grade des Fortschreitens der militärischen Operationen wechselnden Stimmung, die sie aus dem Berlin des Winter 1813/14 entwirft, sind ein äußerst wertvoller Beitrag zur Kenntnis der Zeit. Auch in dieser Beziehung können wir heute ganz unmittelbar mitempfinden, wie die lange Dauer des Krieges und die Tatsache, daß die kriegerischen Vorgänge sich nicht mehr in so unheimlich greifbarer Nähe, sondern weit draußen im Feindesland abspielten, ein allmähliches Abflauen der anfänglichen Begeisterung bewirkten. Mit dem Wachsen der blutigen Verluste und der wirtschaftlichen Schwierigkeiten steigert sich die Friedenssehnsucht. Es sind häufig sehr scharfe und gerade für uns heute sehr beachtenswerte Worte, in denen Amalie „den Pöbel aller Klassen" verurteilt, daß er nicht alles zu opfern gewillt sei, um ein Durchhalten bis zu einem solchen Frieden zu ermöglichen, wie ihn das Vaterland für seine zukünftige Entwicklung brauche. Eine Szene wie die, daß die Schwestern zusammenkommen und sich gemeinsam ausweinen, daß der Friede doch nicht so ausfallen würde, wie es den Wünschen der Patrioten entspräche, ist unendlich bezeichnend für die damalige, trotz aller eisernen Härte doch stark mit Sentimentalität durchsetzte Zeit.

Aber nicht immer vermag Amalies Sinn sich auf solcher Höhe zu halten, wie an den Stellen, da sie ihrer Angst vor einem faulen Frieden Ausdruck verleiht. Die wachsende Entfernung von ihrem Mann hat auf ihren Seelenzustand doch sehr ungünstige Wirkungen ausgeübt. Immer schwerer erträgt sie die Trennung, immer häufiger kommt es vor, daß sie beim Schreiben der Briefe die Beherrschung nicht ganz zu wahren vermag. Das steigert sich natürlich, als die Nachrichten über das gesundheitliche Befinden ihres Mannes nicht mehr ganz befriedigend lauten. Die Strapazen des Feldzugs, dann die langen Reisen und die Unsumme von anstrengender Arbeit sind auf die Dauer für Eichhorns von Natur aus schwächlichen Körper zu viel geworden. Solange er irgend vermag, hält er sich aufrecht. Aber schließlich muß er doch seine Unfähigkeit eingestehen, weiter den schweren Dienst zu versehen. Er muß sich von Stein verabschieden, kann sich noch gerade bis Freiburg schleppen, wohin ihn ein Freund in sein Haus geladen hatte; dort bricht er mit lebensgefährlicher Krankheit zusammen.

Eichhorn an Amalie

Leipzig den 30. Oktober 1813.

Eckardt[1]) ist todt. Denke Dir meinen namenlosen Schmerz. Ich kann der Thätigkeit nicht froh werden, in welche mich die innige Verbindung mit Stein sezt. Sollen denn alle Guten für die Erlösung sterben? Er ward am 16. d. M. in der blutigen Schlacht bei Möckern, die einer Menge edler Preußen das Leben kostete, verwundet, wie es heißt, nicht schwer; es gesellte sich aber eine heftige

[1]) Gemeinsamer Freund von Eichhorn und Arndt, eines der eifrigsten Mitglieder des Berliner Kreises der Franzosenfeinde. Der „Preußische Correspondent" brachte am 24. Januar 1814 einen ausführlichen Nachruf auf ihn.

Digitized by Google

Krankheit dazu, und daran starb er. Kein Wunder! Er ist an sechs Wochen nicht aus den Kleidern gekommen und hat jede Nacht im Bivouac bei der Avantgarde zugebracht. Amalie! Wie schwer wird es mir werden, ohne die Freunde, die ich verliere, zu leben! Hätt' ich Dich und unsern Herrmann nicht, es wandelte mich die Sehnsucht an, auf dem Felde, wo mich Gott bewahrt, zu suchen, wo sie geblieben, und den brüderlichen Schatten der Helden, die die Frevler mit dem Tugendbund verhöhnen wollen und nun die Früchte Ihres Todes genießen, weil Gott seine Sonne über Gerechte und Ungerechte scheinen läßt, mich beyzugesellen. Aber ich habe Dich, meinen Engel. Sey mir doppelt und dreyfach für alles, was ich entbehre. Grüße alle.

Dein Eichhorn.

Meine Addresse: An pp. in Leipzig bey Herrn Staatsminister von Stein.

Eichhorn an Amalie

Leipzig den 1. Novbr. 1813.

Als ich Dir zulezt schrieb, geliebte Amalie, hatte mich eben die Nachricht von Eckardts Tode erschüttert. In dem Gefühl des tiefsten Schmerzes schrieb ich an Dich. Hieraus erkläre die dunkle Stimmung, worinn der Brief verfaßt war. Aus dem Gefühl über den Verlust des treuen Eckardt reißt mich der junge Tag, welcher über die Welt aufgeht u. die Finsterniß vertreibt, der Jubel der Menschen, die sich nun der sicheren Hoffnung der Freyheit freuen, der Andrang von Gelegenheiten aller Art, Gutes zu wirken, wieder auf. Fürchte nicht, daß sich Gram u. Trübsinn meiner bemächtiget. Ich bin heiter u. zufrieden, freue mich des Glüks des Vaterlandes, aber mit dem Bewußtseyn der großen Opfer, die ich mit theuren Lieben gebracht habe. So ist meine Freude ernst, und so moege sie es immerdar seyn in der unvergänglichen Erinnerung an die heimgegangnen Freunde. Denn nicht zu einer freundlichen Geselligkeit in äußerer Lust u. Freude waren wir leicht verbunden, sondern auf Tod u. Leben in der innigsten Hingebung für eine heilige Sache.

Philipp halte, so viel Du vermagst, im Zaum. Bald wird ihm sein eigenes Vaterland[1]) Gelegenheit geben, sich tapfer zu zeigen, und wird ihn fordern. Grüße ihn herzlich von mir. Wiederhole ihm in meinem Nahmen, daß man lebendig und muthig, aber auch gehalten und gesammelt seyn müßte, um sich tapfer zu beweisen. Bliebe er, wie er wäre, so gliche er einer Rakete, die noch ehe sie aufstiege, zerplatze.

Ich habe sehr viel zu thun, viel zu sprechen u. zu schreiben. Ich werde schon wieder unterbrochen u. muß schließen, weil Hitzig,[2]) der Dir diesen Brief mitnehmen will, drängt. Sag' an Bärensprung: Er wäre zu jeder Zeit Stein

---

[1]) Philipp Müller, Eichhorns Neffe, war in Wertheim geboren, also Badener. Durch den Vertrag vom 15. November vollzog Baden seine Abkehr von der Rheinbundpolitik und schloß sich den Alliierten an.

[2]) Kriminal- und Pupillarrat am Kammergericht.

Digitized by Google

willkommen. Er solle nur bald wieder gesund werden, und sobald er sich getraue zu reisen u. wieder zu arbeiten, an mich schreiben.

Grüße Eltern, Geschwister u. Freunde herzlich.

Simon's Bruder hab' ich so oft gesucht, immer verfehlt. Das macht, unsere Armée war in steter Bewegung. Jetzo wird es mir schwerer, Nachrichten von ihm einzuziehen, da Bluecher schon so weit voraus ist.

Ich küsse Dich, geliebtes Weib, u. unsern Herrmann.

Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 9ten Nov. 1813.

Der Staatsrath Gruner,[1]) zu dem ich eben schickte mit der Bitte, Beikommendes für Dich mitzunehmen, läßt mir sagen, Du seiest jetzt in Frankfurt am Main. Dieß ist mir doch nicht recht glaubhaft, vielleicht erfahre ich heute noch etwas Näheres darüber. Deinen Brief durch Hitzig, Geliebter, habe ich erhalten. So dachte ich mir meinen Eichhorn nach dem ersten Gefühl des Schmerzes über den Freund. Deine Thätigkeit ist sehr beglükkend für Dich, eben so für Andere. Ach, der hat's schwerer, der den Freund fallen sieht, und ist selbst unmittelbar unthätig am großen Werk. So geht's unserem lieben Fritz. Bis in die tiefste Seele jammert er mich. Schon wieder hat er einen über alles theuren Freund verloren, Besser, ein junger Theolog, eigentlich Freiwilliger, wird verwundet bei Möckern, starb am 18ten in Altenburg. Ein herrlicher Mensch, ganz deutsch, eifrig für die gute Sache. Es ist wahr, in unserm Kreise wird hart gemäht, von Mauderode[2]) weiß man noch nichts weiter; doch läßt sich's nicht an seinem Tode zweifeln. Schleiermacher war bei mir, er läßt Dich sehr grüßen, wie war auch er tief bewegt besonders über diesen Verlust: denn was verliert die Kirche! Wie noth thut's daran, und wie selten ist hier eine schöne Vereinigung, wie wir es jetzt unter diesem edlen Kreise finden, und wo schon so mancher gefallen ist, wird nicht Karl auch noch uns entrissen werden? Aber nein! ich habe guten Glauben.

Gestern war der gute Fritz bei mir, tief gebeugt! nur einmal in die Schlacht! rief er immer aus. Er ging getröstet von mir weg, das that mir wohl. Die letzte Predigt von Schleiermacher war wieder herrlich, gewiß in Bezug auf Mauderode und sich selbst gleichsam gesagt. Da erscheint dann seine christliche Demuth immer so schön. Er sprach von den verschiedenen Gaben der Menschen. Die wunderbare, hohe, alles Gefühl, alles Gute aufregende Zeit, sie kann wohl

---

[1]) Justus Gruner, der preußische Patriot, der jetzt aus der österreichischen Gefangenschaft erlöst und dann zum Generalgouverneur des Großherzogtums Berg ernannt wurde, hatte sich schon während der gemeinsamen Studienzeit in Göttingen mit Eichhorn sehr angefreundet; vgl. über ihn P. Wentzke, Justus Gruner, der Begründer der preußischen Herrschaft im Bergischen Lande (Heidelberg 1913).

[2]) Mauderode war am 26. Oktober bei einem kleinen Vorpostengefecht in der Nähe von Eisenach gefallen.

Digitized by Google

nicht flüchtig vor die Menschen vorübereilen. Die Bessern müssen immer reiner werden, und die Verblendeten sehend. Aber mich dünkt auch in der äußeren Gestalt des Lebens muß eine Verschiedenheit von sonst wahrgenommen werden. Mir ist es ein Lieblingsgedanke, jetzt und künftig, mit Dir vereint, einen neuen Lebensplan zu beginnen. Jede Alltäglichkeit, ein bloßes Schwatzen über die Zeit, und das thatenlose, sinnlose flüchtige Hinleben in dieser Zeit wie künftig ist mir zuwider. So bin ich am Frohsten jetzt allein, oft ganz allein am Glücklichsten. So denke ich mir künftig mein Leben auch recht einfach, heiter, ernst: das Andenken an die Edeln, die da bluteten, an die Edeln Alle, muß uns immer begleiten, wie auch Du sagst, es muß unsern befreiten Zustand durch ihr theures Leben heiligen, wir müssen zurückkehren in die alte schöne, einfache Sitte. Das kommt auch so natürlich, ohne allen Zwang. Es wird sich gewiß ein Kreis von solchen Menschen finden: wo die Frauen in zurückgezogener Häußlichkeit nur ihren Gatten und Kindern leben, mit dem Sinn im Herzen fürs Große, die Männer für die Welt arbeitend, Ruhe und Freude suchend bei den Ihren, bei auserwählten Freunden; das Band der Familie wird sich enger knüpfen, und das gesellige Zusammensein wird nur aus dem Herzen, aus der Neigung kommen, nicht aus Form und Ueppigkeit. So werden wir auch leben, nicht wahr mein Theurer? —

Philipp ist noch hier. Daß ich ihn zurückhalten sollte just von seinem Vorsatz, konntest Du nicht meinen, wie es scheint. Sollte er hier unthätig warten?, er war auch schon bei den schwarzen Husaren angenommen wie ich Dir schrieb. Freilich hätte er schon in Göttingen von der großen Schlacht gewußt, so wäre er näher zum Ziel gekommen, doch liegts nicht in seinem Charakter, daß ihn etwas reue, er meint auch, er möge nicht unter Baden dienen. Jetzt hat er und die andern beiden auch die Equipage Gelder bekommen, durch Simons Verwendung als Vorschuß jeder 150 Rth. Das reicht nun grade hin ohne das Pferd, wozu ich ihm von unserm Gelde gegeben habe als Darlehn. So hat der gute Vater wieder viel zu zahlen, und was wird aus dem Sohn werden? Er hat sich aber gut benommen, seine Ausdauer, ehe er zum Ziel kam, und das ernste Wollen bei der Sache gefällt mir ...

Welche Freude wirst Du haben, geliebter Mann, Gruner wieder zu sehen. Du bist so reich an deutschgesinnten Freunden, daß Du nie allein stehst, wenn von den Braven fallen, auch ist ja ein Jeder jetzt deutsch. Die Fesseln sind zerbrochen, und so springen auch die Schwachen, muthvoll ihr Haupt erhebend, freudig hervor. Ich wünsche Dich bald in den westphälischen Provinzen thätig, da stelle ich mir die Ernte noch besser vor als in Sachsen. Sollte es wirklich sein, Du kämest nach Frankfurt, so nahe Deinem Vaterlande, o! welches Gefühl für Dich! Da wirds mir sehr schwer werden Dir nicht zu folgen, doch vor der Hand gehts ja nicht. In einigen Monaten läßt sich, will's Gott! mehr darüber sprechen. Ich wußte Dich nun so hübsch mir nahe, die Sehnsucht hatte da etwas Beglückendes, aber nun so weit, wird sie wieder recht an mir zehren, denn ich werde nicht so oft Nachricht erhalten, benutze aber doch ja jede Gelegenheit ...

Digitized by Google

Hierbei kommt ein Brief aus Wien, den mir ein jüdischer Herr gebracht hat; er könnte wichtig sein, also schicke ich ihn Dir. Auch ein Brief von Baerensprung ...

Wo ist denn Arndt, was macht er? Wird er nicht bald öffentlich erscheinen? Jedermann sieht auf ihn und spricht, wird er denn immer nur schreiben?[1]) Auch Schleiermacher ist der Meinung. Lebe wohl, Innigstgeliebter, gedenke meiner, das heißt auch sorge für Deine Gesundheit. Alles grüßt Dich.

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Leipzig d. 9. Nov. 13.

Morgen reis' ich mit Stein über Weymar nach Frankfurth. Da wollen wir unser Reich aufschlagen. Welch ein Genuß, mein liebes Vaterland wieder in Freyheit zu sehen! Viel, viel Arbeit, aber Arbeit voll Genuß. Hätt' ich Dich doch bey mir! Aber noch geht es nicht, noch ist unser Leben zu tumultuarisch. In Frankfurth mag auch ein Zusammenkommen ohne Ende seyn.

Seit acht Tagen hab' ich keinen Brief von Dir, geliebte Amalie. Über Faulheit will ich Dich nicht schelten. Wenn Du schreibst, erhalte ich auch einen Brief voll interessanten Inhalts. Meine Zeit ist mir zu sparsam zugemessen, um auch lange Briefe zu schreiben. Gern möcht' ich einmal ruhig seyn, mich sammeln, und meine Liebesempfindung so frey und ungehemmt phantasiren und sich ergießen lassen, wie Deine Briefe mir Ergießung zutragen.

Gestern ist Niebuhr von hier abgereist, mit dem ich die zwei Tage über, als er hier gewesen ist, einige Mahl zusammen gekommen bin. Er wird Dir von mir erzählen können. Grüße die Eltern u. Geschwister, auch alle Freunde, küsse unsern Herrmann, sorge für Deine Gesundheit und Bequemlichkeit, und behalt' immer in Gedanken und im Herzen

Deinen Eichhorn.

Philipp kann in 14 Tagen die Waffen in seinem eigenen Vaterlande führen. Will er bey den Preußen bleiben? Grüß ihn herzlich.

Amalie an Eichhorn

Am 18ten November Abends.

Voll Andenkens, voll Sehnsucht des Herzens nur beschäftigt mit Dir in dieser Abendstunde, wo Du wohl seiest, was Du treibest u. s. w. u. s. w. Da schickt mir der Vater einen Brief von Karl aus Frankfurt am Main. Wie erhebt mich das wieder, erfreuet mich so innigst, ich bin außer mir darüber,

---

[1]) Dies Urteil Amaliens, daß Arndt etwas zu viel schreibe, wurde auch von andern geteilt; vgl. den Brief F. A. v. Stägemanns an den Kriegsrat J. G. Scheffner vom 26. Oktober 1813: „Es ist ein wackerer Kerl, doch schüttet er seine Gedichte aus dem Aermel" (F. Rühl, Aus der Franzosenzeit, S. 260; Leipzig 1904). In einem späteren Brief (vom 10. Juni 1814) schreibt Amalie noch einmal: „Wenn Du Arndt siehst, so frage ihn, warum er nicht Soldat geworden ist. Ich thue es einmal gewiß, denn in diesem lieben Mann muß mir nichts rätselhaft sein."

Digitized by Google

daß Ihr beide so theure Menschen nun vereint seiet. Viel frohes, dankbares, glückliches empfindet mein Herz darüber. Und Karl ist in Wertheim[1]) gewesen, in Wertheim! Das habe ich oftmals geahnet, daß es so kommen würde. Die lieben Menschen, Deine theuren Verwandten hat er dort kennen gelernt, hat das Haus betreten, wo Du Deine erste Jugend vollbrachtest. Grade in der Zeit, da ich Philipp bei mir hatte, war Karl bei den Seinen, o warum haben so nahe stehende Menschen keine Geistessprache, daß sie sich in solchen Momenten vernehmen. Wie ist's dem guten Karl zu gönnen, daß er nach allen unendlichen Mühseeligkeiten solche Wohlthaten, solche Erleichterungen genießt, und nun Euer Wiedersehen! Wie schwebt es vor meinem Geiste! Ach noch sehe ich Euch einander in den Armen liegen beim Abschied, und nun findet Ihr Euch wieder in der deutschesten südlichen Stadt, im südlichen Deutschland, im befreieten Vaterlande. Dieß wird Stärkung sein für das bittre Schmerzens Gefühl über die gefallenen Edlen. Ich glaube fast, durch Dich von mir erfährt Karl zuerst von Mauderode und Besser, o! Du wirst viel auf ihn wirken. Fritz bleibt immer mehr zu bedauern. Ich wünsche zu Zeiten, er wäre auch im Felde, aber er wird sich herauswinden aus allem Drückenden seiner Lage mit seinem heitren Sinn und mit seiner Männlichkeit, die er jetzt viel zeigt, ja, er hat sie hier nöthiger als in der Schlacht. —

Bist Du nun, Geliebter, glücklich in Frankfurt angelangt, ich habe Dich stets begleitet und böse Träume gehabt. In dieser Nacht nahm ich unaufhörlich von Dir Abschied, dann warst Du wieder fort, ohne mir Lebewohl zu sagen, dann warst Du da aber ganz verändert, dann weinte ich beständig, es schwebte mir eine ewige Trennung vor. Aber Weinen im Traum bedeutet Freude, der Brief von Karl war schon Eine, und morgen, oder nächstens bekomme ich einen eben Solchen von meinem Eichhorn. Die Sorgen der Liebe lassen nicht ab vom Herzen, ich schelte mich deswegen, doch die Sorge lässet mich nicht. Es herrschen so viel Krankheiten, besonders in Leipzig, und Du bist so reizbar und in steter Bewegung. Gott stärke und erhalte Dich mir! Gute Nacht für heute.

Sonntags am 21ten Nov. 18.

Ich komme eben aus der Kirche, werde zu Mittag bei den Eltern essen, setze ich mich hin, Dir noch Einiges zu schreiben. Hermann läßt sich neben mir auf der Fußbank herumkutschiren, worüber er seelensglücklich ist. Wie ein kleiner Bauernjunge sieht er dabei aus, in seinem Nachtröckchen und mit einer knappen Mütze, woraus die dünnen Härchen hervorgucken. Sehr oft erinnert mich sein Anblick an die Kupferstiche der niederländischen Schule, wo solche derbe, kräftige kindliche Kinder so treffend gezeichnet sind. Jetzt ist der Junge nicht mehr so quarrig, aber Lachen kommt ihn doch selten an, er ist mehr ernst, aber dumm und jut sieht er wahrlich meist aus, genug so wie er ist, ist er mein Kleinod, mein liebes Söhnlein. Nur müßte er Dir noch ähnlicher sehen,

[1]) Eichhorns Vaterstadt.

Digitized by Google

das ist es, was ich noch wünsche. Er hat bis jetzt mehr von der Mutter ... Da hast Du wieder Deinen Knaben. Küsse ihn tüchtig ab, und lasse ihn mir, bis ich ihn Dir ganz bringe, — seelige Zeit in der Ferne.

Ich habe keinen Brief ge[habt von Dir diese][1]) Woche, Du warst also auf der Reise, jetzt bist Du in dem merkwürdigen Frankfurt, bist, will's Gott! mit Karl zusammen. Ihr könnt ahnen, wieviel wir Eurer gedenken. Morgen denke ich, bekomme ich schon einen Brief von Dir aus Frankfurt, 70 Meilen bist Du nun von mir getrennt. In einsamen Abendstunden überfällt mich grausend oft dieser Gedanke, doch da Du beständig mir nahe bist im Geiste, immer und immer Dein Bild mir vorschwebt, so ist's im gewöhnlichen Leben mir nicht immer so fühlbar, daß Du jetzt leiblich noch entfernter bist. Freilich ich habe Dein Bild im Herzen, ganz, lebendig, klar, aber ich hätte es gern auch im sichtbaren Bilde. Frankfurt böte Dir wohl dazu Gelegenheit, doch Deine Zeit erlaubt es nicht.

Ich habe mich eines Auftrags zu entledigen von der Reimer. Von Dümler[2]) ist Nachricht aus seiner Gefangenschaft angelangt. Er ist nach Italien geschleppt und sein Brief war aus einem Orte bei Turin. Er will sich nicht selbst befreien aus Gewissenhaftigkeit. Nun wünschen Reimers etwas für ihn zu thun, und fragen Dich, ob Du nicht durch Gneisenau dazu beitragen könntest, daß er jetzt bei den Dresdener[3]) Gefangenen ausgewechselt werden könnte. Er diente bei den Schwarzen. Die Freunde Reimers scheinen jetzt darauf zu dringen, daß Reimer den Abschied nähme, die Frau war darüber ganz empört; ich sagte ihr aber freimüthig meine Ansicht darüber und sie schien es anders anzusehen und meinte, er könne vielleicht Urlaub nehmen, bis sein Bataillon vorwärts gienge. Die kindliche kleine Frau wünscht eben so heiß wie er, daß er in einer andern Lage wäre, wo sie doch in einer beständigen Besorgniß sein müßte.

Für heute, geliebter Eichhorn, will ich schließen, diesen Brief bringt Dir Karl, wie schön ist das! Du kannst ihn gewiß mit Familien bekannt machen, was ihm so wohlthuend ist. Jetzt hat Dir Gruner auch schon einen Brief und die warme Jakke von mir gebracht. Ich sehe Dich im Geiste des Abends so niedlich die Bänder an der Jakke zuschläußen, dabei siehst Du so unschuldig schelmisch und denkst an Deine Amalie.

Die Tante von Eckardt hat mich besucht und mir viel erzählt von seinem Tode. Sie ist überzeugt, daß etwas bei der Behandlung versehen worden ist.

Eichhorn an Amalie

Frankfurth den 21. November 1813.

Ich habe unsern Carl wiedergesehn. Du kannst Dir denken, geliebte Amalie, wie bey uns beyden die Freude des Wiedersehens war. Carl hab' ich über

---

[1]) Das Papier ist hier ausgerissen.

[2]) Ferdinand Dümmler, später bekannter Buchhändler und Schwager von Reimer, diente im Lützowschen Freikorps, war bei Kitzen gefangengenommen worden. Wurde 1814 durch das in Südfrankreich vordringende Korps unter Bubna befreit.

[3]) Am 11. November hatte St. Cyr in Dresden kapituliert.

Digitized by Google

meine Erwartung gesund und wohl aussehend angetroffen. Frische, durch vieles Seyn in freyer Luft abgehärtete Gesichtsfarbe, spiegelte äußerlich die innere Gesundheit ab. Seine Stimmung ist auch nicht so bös, als ich mir dachte. Je nun, es gibt viel und mancherlei, worüber man sich täglich zu ärgern hat, wo man es anders wünscht. Hält man aber die Ansicht des Ganzen so im Auge, ist man so fromm und voll Glauben wie Carl, so ist es unmoeglich, daß man sich verliert und der Schwermuth und trübem Gram sich hingiebt. Mauderodens Tod gieng Carl sehr nahe. Wer, der den edlen Mann gekannt hat, ist aber auch nicht tief bewegt worden? Ich kam während des lezten Theils des Feldzuges öfters mit ihm zusammen. Der arme Jüngling! Sehnsucht nach seinem Studium und nach einer theologischen Wirksamkeit, und die innigste Liebe zu seiner Braut erfüllten seine ganze Seele; er war wie verwaist und verbannt unter seinen Kameraden, wo seine Empfindung und sein Geist nicht eine antwortende Stimme fand; er duldete dennoch alles, wehmüthig freudig, weil es für das Vaterland galt, und in der Hoffnung süßer Rükkehr zur Braut und zur Wissenschaft. Die beiden Schmeling[1]) sind viel mit Carl. Ich habe sie unverändert, brav wie sonst, dem alten Ziele nachjagend gefunden.

Mein Leben nimmt immer zu an unruhiger Bewegung. Wenn der Abend kommt, wo ich Erholung und Genuß suchen koennte, fühl' ich mich so erschöpft, daß ich mich am liebsten in die tiefste Ruhe und Stille zurükziehe. Wenn dann die heilende und erregende Nähe meiner Amalie mir zu Statten käme! Nahe bist Du mir immer, im Geiste nahe; aber ich möchte so gerne Deine Hände, Deinen umschlingenden Arm, Deinen Busen fühlen, wo ich gewohnt war, aus dem Zustande der Ermüdung zu neuer Regung durch süßen Schlummer, freundliche Gespräche und all Deine liebende Pflege mich zu erheben. Fahre fort, immer so wohl zu seyn, wie Du mir schreibst; thue alles, damit Du es bleibst. Es sollen in Berlin ansteckende Krankheiten[2]) herrschen. Der Himmel behüthe Dich! ... Laß Philipp bei einem preußischen Regimente, da er es wünscht und auch sein Vater diesen Dienst vorzieht. Wenn man das hiesige Wesen betrachtet, so haben beyde auch Recht. Wir Preußen stehen jetzo überall voran. Die ganze Welt erkennt es und beweist uns Achtung und Liebe. Wir müssen uns nur in Acht nehmen, nicht wieder von der alten Eitelkeit angestekt zu werden. Gruner hat mir Deinen Brief und Dein schönes Geschenk gebracht. Das warme Gestrik umfängt mich so zauberhaft, als wenn ich Deine Finger und Arme fühlte. Danke der lieben Mine, die so überschwenglich viel an mir schon gethan, auch für den Antheil an dieser Wohlthat. Wenn ich nur Euch für alles Gute, was von Euch kommt, vergelten koennte! Gruner haben wir als provisorischen Generalgouverneur des Großherzogthum Berg nach Duesseldorf spedirt. Es

[1]) Zwei Berliner Offiziere, die sich im Frühjahr 1813 bei der Ausbildung der Landwehr sehr ausgezeichnet hatten.

[2]) Den ganzen Winter 1813/14 über war der Typhus oder, wie man damals sagte, das Lazarettfieber in Berlin stark verbreitet und hat viele Opfer gekostet. So ist z. B. auch Fichte daran gestorben.

Digitized by Google

war keine geringe Freude für mich, ihn nach soviel überstandenem Ungemach gesund wieder zu finden. Grüße Eltern u. Geschwister u. Freunde, besonders Simon. Meld' ihm, daß bis jetzt meine Mühe vergeblich gewesen, eine bestimmte Nachricht von seinem Bruder zu erhalten. Ich würde jedoch nicht nachlassen, bis ich sie bekäme. Dein

treuer Eichhorn.

Eichhorn an Amalie

Frankfurth den 23. Nov. 13.

Ich sende heute eine große Parthie Briefe nach Berlin. Ich kann sie nicht abgehen lassen, ohne Dir, theueres Weib, ein Paar Worte dabey zu schreiben. Ich bin wohl u. gesund. Um von der mancherley Arbeit mich zu zerstreuen, reit' ich alle Tage eine Stunde spazieren. Dieß ist aber auch bisher meine ganze Erhohlung. Denn Gesellschaften besuche ich bis jezt noch nicht. Sie würden mich zu sehr zerstreuen u. die mir sparsam zugemessene Muße auf eine Weise aufzehren, die nicht heilsam für mich wäre. Täglich seh' ich mich mit Carl, gewöhnlich aber nur ganz kurz. Auf morgen haben wir einen gemeinschaftlichen Spazierritt auf der Straße nach Mainz verabredet. Wenn wir zusammen sind, ist Berlin und die Familie der gewöhnliche Gegenstand der Unterhaltung. Jeder theilt dem andern seine Sehnsucht mit, die Lieben wieder zu sehen, dann aber erinnern wir uns des Rheins, der noch in den Händen der Franzosen ist, u. sagen uns, noch weiter vorwärts müßten wir mit unserm Befreyungskampfe dringen und es sei noch keine Zeit an Rükkehr zu denken.

Von meinen Verwandten in Wertheim hab' ich schon wiederholt Briefe erhalten. Mein Bruder müht sich in einem Russischen Lazarethe ab, u. man ist besorgt, er werde ein Opfer seiner Hingebung werden.[1]) Sonst ist dort alles wohl u. vergnügt, u. freut sich troz der unendlichen Aufopferung der wiedergewonnenen Freyheit. Was die Gegend hier leidet, davon machst Du Dir keinen Begriff. Zuerst kam die Masse der fliehenden Franzosen, hinter ihnen drein der Strom der Völkerscharen, die schnelle Bewegung, die Flucht der einen u. die Siegestrunkenheit der andern, war eben der Erhaltung der Disciplin nicht sehr günstig. Man duldet aber alles in der Hoffnung, daß nunmehr dem Uebel von Grund aus werde abgeholfen werden.

Was macht die gute Tante, von der Du mir lange nichts gemeldet? Ist der Vater noch nach alter Weise munter? An Baerensprung sage, ich würd' ihm ehestens umständlich schreiben. Er solle an der Hand bleiben. Täglich änderten sich die Dinge.

Es wimmelt hier von Großen und Fürsten, daß man sich kaum vor ihnen umdrehen kann. Die kleinen Köter glauben nun wieder aufducken zu können. Ihr Streben ist aber unnüz. Was sollt' auch aus Deutschland werden und wozu das vergossene Blut der Helden, wenn nur diese unheldenmäßigen Köter

[1]) In der Tat starb Eichhorns Bruder schon im nächsten Frühjahr.

Digitized by Google

aus ihnen erweckt würden? Die Zeit verlangt etwas Größeres und Herrlicheres. Das wird, wenn auch langsam, doch gewiß geboren werden.

Grüße Freunde und Verwandte und küsse meinen kleinen Herrmann.

Dein

Dich innig liebender

Eichhorn.

(Fortsetzung folgt)

Organisationstalent und Organisationskunst

Von

Bartholomäus v. Lányi,

k. und k. Wirkl. Geheimer Rat, k. ung. Justizminister a. D.

Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß in den großzügigen Aktionen des staatlichen, sozialen und wirtschaftlichen Lebens vereinzelte Kräfte wenig nützen und daß sich die individuellen Kraftfaktoren derart vereinigen müssen, daß ein jeder seinem Werte entsprechend dem angestrebten Zwecke einheitlich und harmonisch dienstbar gemacht werde. Diese Vereinigung geschieht jedoch nicht zufallsweise, sondern es muß ein im voraus entworfenes festes Gefüge bestehen welches jedem einzelnen seinen Platz anweist und seinen Wirkungs- und Pflichtkreis genau vorschreibt. Dies alles bewerkstelligt die Organisation.

Eine jede, wie immer geartete Lebensfunktion bedarf eines bestimmten Organs. Die Gesamtheit der die Lebensfunktion verrichtenden Organe, mit andern Worten der Organismus, bildet das lebende Wesen. Dies ist ein Naturgesetz, es gilt jedoch nicht bloß für das menschliche Einzelwesen, sondern auch für die Gemeinschaften der Menschen. Diese haben auch ihre Lebensaufgaben und infolgedessen ihre Lebensfunktionen und müssen daher auch organisiert sein und in diesem Sinne ihren speziellen Organismus haben. Dies bezieht sich auf alle Gebilde des menschlichen Zusammenlebens und auf sämtliche Zwecke desselben.

Die Organisation derart durchzuführen, daß zwischen dem einzelnen und dem ganzen eine lebende Wechselwirkung bestehe, ist eine der höchsten Aufgaben. Mit Recht wird gesagt, daß unter allen Arbeiten der Welt die Organisation die wichtigste sei. Unsre ganze heutige Kultur sei eigentlich nichts andres als ein Produkt der Organisation.

In solchen Fällen, in welchen der Staat bemüßigt ist behufs Wahrung seiner von außen her bedrohten Daseinsinteressen mit voller Kraftentwicklung aufzutreten, ist die zweckentsprechende Organisation eine unerläßliche Vorbedingung des Erfolges. Es müssen die einzelnen Organe genau bestimmt und die Art des Zusammenwirkens derselben streng normiert sein, und es muß diese Normierung auch prompt befolgt werden, und zwar derart, daß sich der einzelne

Digitized by Google

dem gemeinschaftlichen Zwecke nicht bloß mechanisch, sondern von der Idee des Ganzen durchdrungen unterordne.

In dem Riesenkampfe, der bereits das dritte Jahr die Entfaltung der sämtlichen Kraftmittel des Staates und der Gesellschaft in Anspruch nimmt, betätigt sich als eines der höchsten und wichtigsten erfolgsichernden Momente die feste Organisiertheit derjenigen Funktionen, welche in Kriegszeiten zur Geltung gelangen, und nachdem der Krieg, so wie er sich gegenwärtig in seinen nie geahnten gewaltigen Dimensionen vor unsern Augen abspielt, nicht nur ein Ringen der bewaffneten Mächte, sondern zugleich der ganzen Bevölkerung darstellt: die feste Organisiertheit des ganzen staatlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens. Deshalb gibt es nunmehr wohl niemand, der den hohen Wert der Organisation, des Organisationstalentes und der Organisationskunst in Abrede stellen würde.

Was auf dem Gebiete der Organisation die Deutschen geleistet haben, das löst überall ungeteilte Bewunderung aus. Bei uns in Ungarn war vor dem Kriege in dieser Hinsicht noch so manches zu wünschen übrig. Allerdings besaßen wir stets bedeutende intellektuelle und materielle Kräfte, das Zusammenwirken der einzelnen Kraftfaktoren behufs Förderung der Interessen der Gesamtheit wies jedoch sowohl hinsichtlich der Regelung als auch hinsichtlich der Befolgung der diesbezüglichen Rechtsnormen bedeutende Lücken auf. Der Standpunkt, die Selbständigkeit des Staates und die politische Freiheit der Staatsbürger auf das Entschiedenste zu wahren, ist ohne Zweifel der größten Anerkennung wert, jedoch die Methode gewisser Kreise, in jeder Organisierungsabsicht und in jedem Streben nach fester Disziplin ein staatsrechtliches oder ein sonstiges freiheitsrechtliches Gravamen zu erblicken, hat sich in ihren verschiedenen Betätigungsformen des öfteren als ein Hindernis so mancher äußerst notwendiger Reformen erwiesen.

Ein Beispiel hierfür bieten die bisherigen Wandlungen der sog. Verwaltungsreform. Die Aufgaben der staatlichen Verwaltung haben seit jeher autonome Selbstverwaltungsverbände, die sog. Komitatsmunizipien, versehen. Als im Jahre 1848 anstatt der Ständeverfassung das Prinzip der Volksvertretung und anstatt des bikasteriellen Regierungssystems der Grundsatz des verantwortlichen Ministeriums ins Leben gerufen wurde, gelangte man zu der Einsicht, daß die damalige Rechtsstellung der Komitate und die Versehung der staatlichen Verwaltungsgeschäfte durch gewählte Funktionäre mit der auf die obenbezeichnete Art verwirklichten Umgestaltung der Struktur des Staatswesens unvereinbar sei. Deshalb wurde die Regierung bereits im Gesetzartikel XVI vom Jahre 1848 angewiesen, einen Gesetzentwurf betreffend die Neuregelung der Komitate vorzulegen. Dieser Absicht konnte jedoch erst im Jahre 1870 und später im Jahre 1886 entsprochen werden; — die damals zustande gekommenen Gesetze haben aber die bezügliche Reform bloß teilweise durchgeführt, da es damals selbst in maßgebenden Kreisen noch sehr viele gab, die die Komitate als Bollwerke der Verfassung betrachteten, und eingedenk der Erfahrungen der jüngstvergangenen zwei Jahrzehnte, wonach die Verfassung des Landes den

Digitized by Google

Gefahren anfangs einer vollkommenen Vernichtung, später einer bedeutenden Beeinträchtigung ausgesetzt war, die Autonomie der Komitate aufrechtzuerhalten trachteten. Laut dem auch jetzt noch zu Recht bestehenden Gesetzartikel XXI vom Jahre 1886 erstreckt sich der Wirkungskreis der Komitate nicht bloß auf die lokale Selbstverwaltung, sondern auch auf die Vermittlung der staatlichen Verwaltung, welch letztere ebenfalls durch die Komitatsversammlungen gewählten Beamten anheimgestellt ist. Seitdem haben sich die Ansichten bedeutend geklärt. Nach und nach wurden einzelne Verwaltungsgeschäfte den Komitatsmunizipien entzogen und staatlich ernannten Organen überantwortet, bis dann im Jahre 1891 behufs Verstaatlichung der Verwaltung eine durchgreifende Reform angestrebt wurde. Die bezügliche Regierungsvorlage wurde jedoch seitens der parlamentarischen Oppositionskreise — unter dem Vorwande, daß die Verstaatlichung der Verwaltung die Omnipotenz der zentralen Regierung übermäßig steigere und die freiheitlichen Staatsbürgerrechte gänzlich unterbinde — derart bekämpft, daß man sich im Gesetzartikel XXXIII vom Jahre 1891 mit der allgemeinen Enunziierung des Prinzips begnügen, die Durchführungsmodalitäten aber einer späteren gesetzgeberischen Aktion vorbehalten mußte. Die späteren Wirren im ungarischen Reichstage verhinderten die Verwirklichung dieser Absicht, und als dann im Jahre 1905 und 1906 die damalige Majorität es für gut befand, einen Konflikt mit den verfassungsmäßigen königlichen Rechten heraufzubeschwören, wollte man die Munizipien dazu benutzen, daß sie durch Verweigerung der ihnen obliegenden staatlichen Verwaltungsaufgaben der durch den König gesetzlich ernannten Regierung Widerstand leisten. Die bezüglichen Anstrengungen haben zwar manche unerfreuliche Szene erzwungen, dem Wesen nach aber hatten sie kein erhebliches Resultat zur Folge; trotzdem stand es im Interesse der unmittelbar darauffolgenden Regierungsepoche, die Munizipien auch ferner als Schutzwerke der Verfassung hinzustellen und selbst das allgemeine Prinzip der Verstaatlichung der Verwaltung aus dem Gesetzbuche zu streichen (Gesetzartikel LVIII vom Jahre 1907).

Dieses sozusagen künstlich hervorgerufene Ergebnis vermochte jedoch die naturgemäße Entwicklung der Dinge nicht zu hemmen. Es gelangte immer mehr die richtige Auffassung zum Durchbruch, daß das bestehende Verwaltungssystem den immer mehr sich steigernden Anforderungen des kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens nicht entspricht und die Interessen sowohl des öffentlichen Dienstes als auch des Publikums zu befriedigen außerstande ist. Dementsprechend hat die Regierung Tisza im Jahre 1914 einen Gesetzentwurf eingebracht, welcher die staatliche Ernennung der Komitatsbeamten und eine umfassende Regelung des Verwaltungsdienstes auf der Grundlage der Verstaatlichung bezweckt. Diese Regierungsvorlage geht von dem Standpunkte aus, „daß die Lösung der hochwichtigen nationalen und sozialen Aufgaben der Verwaltung einen einheitlich angelegten, unter einheitlicher und fachmäßiger Leitung gleichförmig und präzis funktionierenden Mechanismus erheische." Wir haben es hier mit einem leitenden Gedanken zu tun, welcher

Digitized by Google

nicht bloß eine materielle Wahrheit in sich birgt, sondern in formaler Beziehung eine höhere organisatorische Idee bekundet; daß dagegen von oppositioneller Seite trotzdem abermals der Einwand erhoben wurde, daß die Verstaatlichung der Komitatsverwaltung die Widerstandsfähigkeit des Landes gegenüber etwaigen Verfassungsbeeinträchtigungsversuchen abschwächen würde, ist ohne Zweifel bloß dem scharfen Antagonismus zuzuschreiben, welcher vor Ausbruch des Krieges die politischen Parteien einander feindlich gegenüberstellte, mittlerweile aber zum Stillstand oder mindestens zur Mäßigung gelangte. Uebrigens wurde es im Laufe der im Jahre 1914 stattgehabten bezüglichen Parlamentsverhandlungen richtig betont, daß es nicht die Aufgabe der administrativen Verwaltungsorgane sein könne, die Verfassung gegen etwaige Verletzungsversuche zu schützen, und daß die Komitatsbehörden selbst in ihrer jetzigen Zusammenstellung und in ihrem jetzigen Wirkungskreise nicht einmal imstande seien, mit gehöriger Energie eingeleitete Anordnungen der Zentralregierung, mit Ausnahme der nicht votierten Steuern und der nicht bewilligten Rekrutenstellung, hinsichtlich welcher übrigens die Reform den jetzigen Zustand aufrecht erhält, zu vereiteln.

Wegen des unterdessen eingetretenen Kriegsausbruches konnte die hier besprochene Regierungsvorlage keine Gesetzeskraft erlangen, es ist jedoch zu hoffen, daß dies nach dem Kriege jedenfalls erfolgen und daß sogar, mit Eliminierung einiger das System störenden Vermittlungsmodalitäten, der leitende Gedanke der Reform mit noch strengerer Konsequenz durchgeführt werde. Staatsrechtliche Bedenken dürften wohl nicht mehr am Platze sein, denn, von allem andern abgesehen, die Integrität der Verfassung zu schützen, ist ausschließlich die Gesamtnation, bzw. das Vertretungsorgan derselben, das Parlament berufen; dem Partikularismus darf hierbei keine Rolle zugestanden werden. Was man vor allem wahren muß, das ist die Einheit und die Kraft des Staates und der Nation, und ebenso, wie durch die Erfahrungen während des Krieges die Grundthese des ungarischen Staatsrechtes auf das Glänzendste gerechtfertigt wurde, daß nämlich die Lehre von der heiligen ungarischen Krone und das kraftvolle Königtum eine der höchsten Garantien der einheitlichen Kraftentwicklung des Staates sei; — desgleichen hat uns der Krieg auch dessen belehrt, daß das Mittel dieser einheitlichen Kraftentfaltung in einer derartigen Ausgestaltung der Verwaltung bestehe, welche die materiellen und moralischen Interessen der Staatsbürger gleichmäßig fördert, und ohne die Selbstbetätigung auf dem Gebiete der lokalen Angelegenheiten zu hemmen, die wohltätigen Wirkungen der rechtssichernden und interessenausgleichenden Gewalt des Staates gegen jedermann unmittelbar fühlbar macht, so daß der Wille der zentralen Regierung, seinem wahren Wesen entsprechend, überall zur richtigen Zeit und auf die richtige Art verwirklicht werde.

Dies ist gewiß ein hochwichtiges Organisationsproblem der nächsten Zukunft.

Außerdem hatte auch auf wirtschaftlichem Gebiete die Organisation der Produktion und des Konsums manche Lücke aufzuweisen. Unter andern wurde

Digitized by Google

am 28. November 1915 in Budapest eine Teuerungsenquete abgehalten, woselbst konstatiert wurde, daß „für die Daheimgebliebenen, für die breiteren Schichten der Bevölkerung genügende Artikel des öffentlichen Gebrauches vorhanden wären, wenn man die vorhandenen Bestände durch eine entsprechende Organisation verteilen und wenn die behördliche Preisregelung mit entsprechender Energie und Weisheit funktionieren würde. Wir vermissen" — so hieß es weiter — „den entsprechenden Ausbau dieser Organisation, und sehen nicht, daß man die Fragen der Warenverteilung und Preisregelung mit genügend herzhafter Hand aufgegriffen hätte." — Ministerpräsident Graf Tisza hat wohl in seiner am 30. November desselben Jahres abgegebenen Antworterklärung die letztere Insinuation entkräftigt, jedoch er selbst mußte zugestehen, daß weder die wirtschaftlichen Faktoren noch unser behördlicher Organismus und die Auffassung der gesellschaftlichen Kreise die Stufe erreicht haben, welche Deutschland aufzuweisen vermag, und daß wir darin noch vieles lernen und mit ernster Arbeit nachholen müssen. Die durch die Enquete angeregte Idee einer Approvisionierungszentrale mag wohl die Aufgaben des Großhandels erledigen, eine Sanierung der Uebelstände im Kleinhandel und im Detailgeschäftsverkehr bliebe noch immer unerledigt.

Seitdem ist das Nahrungswesen zu der hohen Bedeutung einer Lebensfrage angewachsen. Nicht etwa darum, als wären überhaupt die Nahrungsquellen dem Versiegen nahe, sondern darum, daß die Befriedigungsart der Lebensbedürfnisse, namentlich die Beschaffung und Verteilung der Nahrungsgegenstände, zweckentsprechend geregelt werde. Diese Frage gelangte auch in der jüngsten Kriegssession des ungarischen Parlaments zur Verhandlung, und es konnte sich auch die Regierung nicht davor verschließen, daß eine gründliche Reform des Nahrungswesens — besonders hinsichtlich der Behandlungsform — wünschenswert, ja sogar unerläßlich sei. Ministerpräsident Graf Tisza hat damals auch schon die Hauptzüge des einschlägigen Organisationsplanes angedeutet, und kurz darauf ist ein Landesvolksernährungsamt tatsächlich ins Leben getreten. Nun wollen wir es hoffen, daß durch diese Maßnahme die Möglichkeit geschaffen wurde, das Nahrungswesen — mit Berücksichtigung der Bedürfnisse der verbündeten Staaten und des Heeres — einheitlich zu leiten und die diesbezüglichen Verordnungen wirksam durchzuführen.

Aus diesem allen ist es ersichtlich, daß der Organisationssinn auch in Ungarn festere Wurzeln zu fassen beginnt. Dies haben wir den Lehren des Krieges zu verdanken, welche wir uns gewiß auch nach dem Kriege zunutze machen werden. Nach dem Kriege harren unser eine Menge von Reformen, welche insgesamt nebst der Erkenntnis der wahren sachlichen Bedürfnisse eine besondere organisatorische Tätigkeit beanspruchen. Was aber von besonderer Wichtigkeit ist, auch die bezügliche Gesetzesvorbereitung, die kodifikatorische Tätigkeit muß zweckentsprechend organisiert werden, damit die einschlägigen konkreten Maßnahmen auf allen Gebieten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens in der richtigen

Digitized by Google

Nacheinanderfolge harmonisch erfolgen können.[1]) Nur auf diese Art kann ein Organismus entstehen, der den sämtlichen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Anforderungen nicht nur der Gegenwart, sondern der nächsten, hoffentlich in jeder Hinsicht frieden- und segenbringenden Zukunft entspricht.

Wir hören auf Schritt und Tritt von dem hohen Werte des Organisationstalentes und der Organisationskunst, sowie von ihrer entscheidenden Bedeutung bei einer jeden Aktion, insbesondere aber bei den gesamten Lebensfunktionen des Staates. Es ist dies nicht bloß eine Frage der Zusammenstellung eines automatisch wirkenden Mechanismus, sondern ein Problem der Erkenntnis der wahren Lebensbedürfnisse und der dieselben selbstbewußt fördernden planmäßigen Kräfteverteilung. Das Organisationstalent und die Organisationskunst sind daher entscheidende Faktoren beim Aufbau der Institutionen des öffentlichen Lebens, sie bringen die individuellen Kräfte zum Bewußtsein ihrer Bedeutung im Dienste der Allgemeinheit, ohne ihr ordnendes Mittun bliebe das tiefste Wissen und die beste Kraft des einzelnen wirkungs- und erfolglos, durch sie kann das, was der einzelne zu leisten vermag, zur höchsten Potenz gesteigert werden. Wir haben es demnach mit Daseinswerten ersten Ranges zu tun, und es wäre zu wünschen, daß das Organisationstalent und die Organisationskunst nicht nur allgemeine Anerkennung finden, sondern auch auf den verschiedenen Betätigungsgebieten zur praktischen Geltung gelangen mögen.

---

[1]) Siehe diesbezüglich die soeben erschienene Studie des Verfassers: „Organisation der kodifikatorischen Tätigkeit." Budapest 1916.

Literarische Berichte

Geld und Gold. Oekonomische Theorie des Geldes. Von Prof. Dr. R. Liefmann. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Die Frage nach der Zukunft der Goldwährung beginnt jetzt in Europa wie in Amerika in wachsendem Umfang erörtert zu werden. Die noch sehr verbreitete Ansicht, daß sie ein Ideal und unübertrefflich sei, kann jedenfalls nicht aufrechterhalten werden. Zweifelhaft kann nur sein, ob Deutschland mit der Abschaffung der Goldwährung beginnen kann. Sie würde ihm mehr als drei Milliarden Mark ersparen, die jetzt in Zahlungsmitteln festgelegt sind. Diese Frage einer „Entthronung des Goldes" kann aber nur auf Grund wissenschaftlicher theoretischer Untersuchungen klargestellt werden. Der Verfasser zeigt auf der Grundlage seiner allgemeinen Wirtschaftstheorie, daß eine Papierwährung, wenn nur das Papiergeld nicht beliebig vermehrt wird, ganz ebensogut funktionieren könne. Die von ihm entwickelte Geldtheorie kommt sowohl bezüglich alter Streitfragen über das Wesen des Geldes und die Gründe seiner Kaufkraft als auch bezüglich mancher andern Probleme zu vielen neuen Ergebnissen. Auf ihrer Grundlage werden im letzten Kapitel die Aufgaben der Geldpolitik im und nach dem Kriege und die Möglichkeiten einer nützlichen Verwertung unsers Goldbestandes von neuen Gesichtspunkten aus erörtert. So ist die Arbeit zwar eine rein theoretische, behandelt aber zugleich Zukunftsfragen von höchster praktischer und politischer Bedeutung.

Werner v. Siemens, der Begründer der modernen Elektrotechnik. Von Artur Fürst. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Am 13. Dezember 1816 wurde Werner Siemens geboren. Die hundertste Wieder-

Digitized by Google

kehr seines Geburtstages lenkte wieder einmal unsern Blick auf diesen großen Gelehrten, Erfinder und Organisator, der zu den deutschen Männern gehört, die ihrem Volk in wenigen Jahrzehnten eine führende Stellung auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Technik errungen haben. Was W. v. Siemens erfunden und geschaffen, ist großenteils ein gar nicht mehr wegzudenkender Bestandteil unsers täglichen Lebens geworden; seine Persönlichkeit tritt dahinter für das Bewußtsein der Allgemeinheit etwas zurück. Und doch ist er auch ein vorbildlicher Mensch gewesen in seiner gewaltigen Energie, in seinem immer weitere Wirkungskreise umfassenden Schaffensdrang und seinem großzügigen Gemeinsinn. Ein kurzgefaßtes, allgemeinverständliches Lebens- und Charakterbild des bedeutenden Mannes ist darum eine willkommene und nützliche Gabe; und eine solche bedeutet uns Artur Fürsts soeben erschienenes Buch. Fürst bewährt auch hier seine oft bewiesene Meisterschaft in allgemeinverständlicher Darstellung technischer Probleme und Schöpfungen, so daß die fachwissenschaftlichen Abschnitte auch für den Laien klar und gewinnreich zu lesen sind. Die eigenartige Begabung des Verfassers und der Reichtum seines Stoffes trafen zusammen, um ein Buch entstehen zu lassen, das in seiner ebenso anspruchslosen und frischen wie gut fundierten Art geeignet ist, die Persönlichkeit eines der bedeutendsten Männer deutscher Wissenschaft und Technik weiten Kreisen verehrungswürdig und verständlich zu machen; ein technisch-biographisches Volksbuch in gutem Sinn, wie etwa die Schriften von Max Eyth und die prächtige Biographie des alten Nathusius.

Richard Wagner und der heilige deutsche Krieg. Von Universitätsprofessor Dr. R. Sternfeld. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. M. 1.—.

Die Schrift gehört keineswegs zum Durchschnitt des Schrifttums über den Krieg; sie reiht das von Wagner Bekannte in feiner, fesselnder Form aneinander und bietet zugleich so viel des wenig Beachteten, daß die Anschaffung auch dem zu empfehlen ist, der sich in Wagner auszukennen glaubt. Die folgerichtige Entwicklung in Wagners politischem Denken wird klargelegt. Als Einzelheit tritt dabei die seherische Stelle eines Aufsatzes von 1848 heraus: „Nun wollen wir in Schiffen über das Meer fahren" usw. Köstlich sind die Proben der Urteile über England (1855), bedeutsam der Hinweis auf das Verdienst Wagners um die nationale Einigungspolitik Ludwigs II., 1870 (Sternfeld ist Professor der Geschichte). Weiterhin betont der Verfasser das Eigenrecht Wagners an der berühmten Bestimmung, was ein Volk sei: „Volk ist der Inbegriff aller derjenigen, die eine gemeinschaftliche Not empfinden"; ebenso die Urheberschaft Wagners am sprichwörtlichen: „Deutsch sein heißt die Sache, die man treibt, um ihrer selbst willen treiben", und an den Sätzen: „Daß das Schöne und Edle nicht um des Vorteils, ja selbst nicht um des Ruhmes und der Anerkennung willen in die Welt tritt" und „Dies ist das Wesen des deutschen Geistes, daß er von innen baut".

Freilich, ein Schmeichler und Lobredner der Deutschen war der Bayreuther Meister nicht. Die Gefahren der siebziger und achtziger Jahre entlockten ihm manch herbes und bittres Wort, und die Erfahrungen vor dem Krieg (Parsifal und Puppchen auf einen Nachmittag, S. 50) gaben ihm leider recht. Indessen lebt und wirkt in den Werken die sittliche Kraft, obzwar St. Saëns aus ihnen das Wimmern der Frauen und den Brand der Kathedralen heraushört. Die Behandlung der Dichtungen, besonders des Lohengrins, des Rings, der Meistersinger ist Sternfeld besonders anziehend geglückt. Das Ganze liest sich leicht und flüssig.

Dr. K. Grunsky.

Die Brücken zum Sieg. Kriegsgedichte von Rudolf Presber. Mit Zeichnungen von Lutz Ehrenberger. Geb. M. 4.50. Verlag von Dr. Eysler & Co., Berlin.

Wie in so vielen Gedichten, die Presber uns geschenkt hat, zeigt der Dichter wiederum, dessen Element die Lebensfreude ist, daß er auch tiefernste, warm zum Herzen dringende Töne anzuschlagen vermag. „Brücken zum Sieg" nennt der Dichter sein Buch, und er zeigt uns die Brücken, die geschlagen werden, um uns den Sieg zu bringen: Die Krieger ziehn hinaus und kämpfen mit Franzosen und Engländern, mit Russen, Serben und Italienern; die deutsche Mutter beklagt den Tod ihres Einzigen, die Braut ihren Bräutigam; zur Waffe greift das deutsche Handwerk; die Bozener Scheibenschützen ziehen ins Feld. Wenn der Dichter auch in Wehmut daran mahnt, daß so viele Opfer gebracht werden müssen, immer wieder tönt es durch: die Brücken mußten geschlagen werden, die uns zum Siege führen.

„Und ich will den schwarzen Schleier tragen
Der so schwer den weißen Scheitel drückt,
Bis in froh begrüßten, hellen Tagen
Hier der Friede alle Häuser schmückt.
Bis die Mädchen in die Körbe greifen,
Rosen raffend, hell sie auszustreun;
Bis vom Tor mit Trommeln und mit Pfeifen
Ziehn, bestaubt, die Sieger ein."

Das schöne Buch, das auf jeden Leser einen tiefen Eindruck machen wird, ist von Lutz Ehrenberger mit Bildern geschmückt, die sich in der Stimmung ganz den ernst-schönen Gedichten Presbers anschließen und auf hoher künstlerischer Stufe stehen. H.

Digitized by Google

Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen von Leopold v. Wiese. München und Leipzig, Duncker & Humblot.

Heute, im dritten Jahre des Kriegs, wird man naturgemäß nicht in allen Punkten den Anschauungen beipflichten können, die der Verfasser dieser Skizzen während der ersten Kriegsmonate niedergeschrieben hat. Dennoch lohnt es sich auch noch heute sehr, das kleine Werk in die Hand zu nehmen. Es steht turmhoch über dem Durchschnitt der Kriegsliteratur, von der wir zunächst überschwemmt wurden. Ein klarer und sehr intelligenter Beobachter, der viel in der Welt herumgekommen ist, teilt hier seine Erfahrungen mit, und die meisten seiner Urteile haben sich als dauernd zutreffend erwiesen. Vor allem zu den asiatischen Fragen liefert er gutes Material. Besonders hinweisen möchte ich auf die den Internationalismus, den Imperialismus und die Diplomatie behandelnden Teile der ausgezeichneten Schrift. W. W.

Aus Asklepios' Werkstatt. Plaudereien über Gesundheit und Krankheit. Von Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Der Verfasser der in diesem Band gesammelten Plaudereien gehört zu den wenigen mitten im praktischen Beruf stehenden Aerzten, denen es gegeben ist, über ihr Fach sich auch literarisch in einer Form zu äußern, die mit allgemeiner Verständlichkeit künstlerischen Wert verbindet. Als ausgezeichneter Chirurg, dem seine Wissenschaft nicht nur anregende und aufschlußreiche Theorien, sondern auch vortreffliche praktische Verfahren dankt, als origineller, philosophisch geschulter Denker und als Schriftsteller von fesselnder, oft dichterisch starker Eigenart ist C. L. Schleich eine der vielseitigsten und interessantesten Persönlichkeiten der modernen deutschen Medizin. In dieser glücklichen Vereinigung seiner Begabung tritt uns Schleich auch in diesem neuen Band wieder entgegen. Den wunderbaren Aufbau der aus Tausenden von Faktoren sich zusammenschließenden Einheit des menschlichen Organismus belauschen wir gleichsam in seinem Werden und seiner täglichen Arbeit, in gesunden Tagen wie im Kampf gegen äußere Feinde und innere Schädlinge. Wir bekommen eine klare Anschauung, wie die Medizin der Natur in ihrem Kampf gegen die Krankheit zu Hilfe zu kommen vermag und wo die Grenzen ihrer Macht gezogen sind. Unter den speziellen Themen, die durchaus nicht etwa bloß dem praktischen Spezialgebiet Schleichs, der Chirurgie, entnommen sind, finden wir so allgemein interessierende, wie Neurasthenie, Ernährung, Seekrankheit, die Probleme der Krebsforschung, Aufgaben und Erfolge der Kriegschirurgie u. a. Das Buch bietet aber nicht nur Belehrung und Aufklärung in anregender, oft künstlerisch anmutender Form; es ist auch besonders geeignet, Lebensmut und Willen zur Gesundheit zu fördern, das Vertrauen in die oft von Oberflächlichkeit und Scharlatanerie angefeindete und verdächtigte Wissenschaft und humane Mission des Arztes zu kräftigen. Es ist ein Lesebuch, mit dem der gebildete Laie sich gern und mit innerem Gewinn auseinandersetzen, zu dem er in wiederholter Lektüre öfters zurückkehren wird.

Zwei Jahre kriegschirurgischer Erfahrungen aus einem Berliner Lazarett. Von Prof. Dr. Carl Ludwig Schleich. Geh. M. 1.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Einen unsrer ausgezeichnetsten Chirurgen über seine beruflichen Erfahrungen während des Weltkriegs berichten zu hören, muß von allgemeinem Interesse sein, und es erhöht den Wert des Berichtes, wenn dem Arzt, der ihn erstattet, die Gabe allgemeinverständlicher, fesselnder Darstellung in so hohem Maße eigen ist, wie Carl Ludwig Schleich. Jedem wird die Lektüre dieses kleinen Buches neben mannigfacher Belehrung auch Freude und Trost bringen: Freude über das von einem Berufenen hier abgelegte Zeugnis von der körperlichen Widerstandsfähigkeit und der sittlichen Tüchtigkeit unsers Volkes in Waffen; Trost aus der Sicherheit, daß deutsche Wissenschaft und Gewissenhaftigkeit das Menschenmögliche geschaffen haben und täglich aufs neue leisten, um denen, die im Dienst des Vaterlandes ihre Gesundheit hingaben, Hilfe, Genesung und, wo es nötig und soweit es möglich ist, Ersatz für dauernde Einbuße zu bereiten. Es erscheint fast selbstverständlich, daß der Verfasser von den Problemen und Aufgaben, die der Krieg, diese Massenepidemie der Verwundungen, der Medizin und insbesondere der Chirurgie stellt, in anschaulichster, sachlichster Weise erzählt, so daß nach dem Lesen auch der Laie das Gefühl haben wird und haben darf, manches gelernt zu haben, was die Dinge und Menschen, die in dieser schwersten Bedrohung des Vaterlandes Schutz und Stärke ausmachen, seinem Herzen wie seinem Verständnis näher bringt.

England und Japan seit Schimonoseki. Von Justus Hashagen. Kriegshefte aus dem Industriebezirk Essen. Heft 6. G. D. Baedeker. 80 Pf.

In unsrer künftigen Weltpolitik wird zweifellos, wenn auch die Wiederaufnahme direkter ostasiatischer Kolonialpolitik kaum zu erhoffen ist, doch der Gestaltung, die unser Verhältnis zu Japan erfahren wird, eine ganz besondere Bedeutung zukommen. Es

Digitized by Google

ist deshalb nützlich, wenn unser Volk sich etwas gründlicher mit den ostasiatischen Problemen vertraut macht. Diesem Zweck dient die Schrift Hashagens, die einen zuverlässigen Führer darstellt. Allerdings wäre zu wünschen gewesen, daß die Bedingtheit der englischen Japanpolitik durch europäische Rücksichten noch deutlicher betont würde. Die Entwicklung der englisch-japanischen Beziehungen seit dem Erscheinen der Schrift gibt ja den Zweifeln, die Hashagen in die Festigkeit des Bündnisses setzt, erfreulicherweise durchaus recht. Dankenswert ist auch der Abdruck der wichtigsten in Betracht kommenden Urkunden. W. W.

Frontberichte eines Neutralen. Vom schweizerischen Major Tanner. Dritter Band: Ostwärts. Mit Bildern nach Aufnahmen des Verfassers. Verlag von Aug. Scherl G. m. b. H., Berlin. Preis geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Wir haben die beiden ersten Bände des Werkes bereits eingehend gewürdigt und dabei hervorgehoben, daß Tanners Berichte und Schilderungen dadurch einen erhöhten Wert beanspruchen können, daß sie durchaus objektiv gehalten sind, und daß der Verfasser sich stets als Schweizer, also als wirklicher Neutraler fühlt. Das ganze Werk ist, obschon es in erster Linie die persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen des Verfassers wiedergibt, auch eine zusammenfassende Schilderung der Stellungskämpfe im Winter 1914—1915 und diejenigen des Winters 1915/16, das Mittelstück dieses Zeitabschnittes bildet die große Maioffensive der Zentralmächte von Gorlice, die in wunderbarer Weise plastisch wiedergegeben sind. In glänzendem Kriegszuge geht es dann vom Dunajec zum Bug, nach Warschau, Nowo-Georgiewsk, Brest-Litowsk, Wolhynien und Podolien bis zum östlichsten Punkte, den die Verbündeten erreichten. Es sind packende wirkliche Kriegsbilder, wie sie nur ein militärisch geschulter Mann zeichnen kann. Sie werden auch für später Wert behalten, und Tanner wird Zeuge sein, um die wahnsinnige Zerstörungswut der geschlagenen russischen Armee an den Pranger zu stellen. Eine wertvolle Beigabe des Buches sind die trefflichen Bilder.

Vom Kriegsgrund zum Kriegsziel. Geh. 50 Pf. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Nicht Einzelvorschläge zum vielumstrittenen Thema der „Friedensziele" sind es, die der ungenannte Verfasser in seinen Ausführungen bringt, sondern Grundsätzliches, das im allgemeinen die Richtung unsrer Wünsche und Forderungen bestimmen soll. Wer die knapp und klar geschriebene Abhandlung aufmerksam gelesen hat, der wird sich klar darüber sein, daß mit einer maßlosen Annexionspolitik unsrer Sache so wenig gedient sein kann wie mit pazifistischem Verzicht auf allen und jeden Machtzuwachs. Die kleine Schrift lehrt uns, mit realpolitischer Sachlichkeit, mit gründlicher Erwägung des wirklich Gegebenen an die Erörterung des Kriegsziels heranzutreten und so die denkbar beste Vorbereitung und Einführung für die künftig freizugebende Erörterung dessen, was Deutschland aus dem Weltkrieg sich erringen kann, soll und muß.

Friedrich Silcher. Von A. Bopp. Stuttgart, W. Spemann.

Die schön ausgestattete Arbeit, längst als notwendig und erwünscht empfunden, faßt alles zusammen, was sich über Silcher (1789—1860) forschen und sagen ließ. Daß der Verfasser im praktischen Musikleben steht, merkt man seiner feinfühligen Würdigung der Silcherschen Tonsätze an, die übrigens einer Neuherausgabe harren. Uebersichtlich zusammengestellt sind die Verzeichnisse der 43 „Volksweisen" und der Bearbeitungen, sowie sämtlicher Werke Silchers. Nicht weniger gelungen wirken die musikgeschichtlichen und geschichtlichen Gesamtbilder. Dem Lehrerstande entsprossen, wie Schubert, findet Silcher an einem hochverdienten Vertreter des württembergischen Adels Schutz und gelangt, zwischen Zeichnen (auch Malen, Kupferstechen) und Musik schwankend, durch Prof. Bahnmaier in Tübingen 1817 in die neugeschaffene Stellung eines Universitäts-Musikdirektors. Musiktechnisch schließt er eine Entwicklung ab, die sich über Schubart bis zur Ostracher Liederhandschrift mit ihren Mozartisch anmutenden Schlüssen (um 1740) in Schwaben zurückverfolgen läßt. Den Zeitgenossen Pfarrer Glück, Schöpfer der Melodie: „In einem kühlen Grunde" und andrer Weisen, hätte die Darstellung vielleicht stärker hervorheben können. 1829 gelang Silcher, nach der schlimmen Polizeiherrschaft (vgl. die Eingriffe von 1819 und die Dragonaden Wilhelms I. von 1833), die Gründung der Akademischen Liedertafel, die seit 1839 auch gemischte Chöre einübte; erst 1847 folgte hierin die Hauptstadt des Landes. Klar tritt die Bedeutung des Tübinger Stifts für Württembergs geistiges Leben vor Augen. Aus der Teilnahme für Ernst Moritz Arndt schließt der Leser mit Recht auf den regen, wachen Sinn Silchers. Nachsichtig müssen wir gewisse Schranken seines Wesens beurteilen, z. B. die Versuche, klassischen Sonaten- und Sinfoniesätzen Worte zu unterlegen. Welche Spießerei sich in kleinen Städten aufstaute, zeigt 1856 Silchers Durchfall mit dem Matrosenchor aus Wagners Holländer; diesen Mißgriff ließen ihn die Ludwigsburger deutlich entgelten.

Dr. K. Grunsky.

Digitized by Google

Briefe aus dem Felde 1914—1915. Für das deutsche Volk im Auftrage der Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen im Märkischen Museum zu Berlin herausgegeben. Oldenburg, Verlag von Gerhard Stalling.

Es war ein glücklicher Gedanke, zur Sammlung von Feldpostbriefen anzuregen. Was in den Zeitungen über den Krieg veröffentlicht wird, kann sich ja nur im allgemeinen mit den großen Ereignissen befassen, während in den Feldpostbriefen Einzelheiten festgehalten und wahr geschildert werden. Deshalb sind die Feldpostbriefe in ihrer Wahrhaftigkeit auch von so großer Wirkung. Das ganze deutsche Gemüt entfaltet sich da mit seiner Geradheit, seinem Zartsinn, seinem Humor, mit seiner Kampflust, Zähigkeit und dem Willen zu siegen oder zu sterben; aber alles, ohne jede Spur von Ruhmredigkeit oder Ueberhebung. Heldentaten werden erzählt, als wenn es sich um natürliche Pflichterfüllung handelte, Wagnisse von verwegenem Mut, Schreckniſse von grausiger Furchtbarkeit werden mitgeteilt, als ob sich das alles von selbst verstände. Der vorliegende starke Band enthält eine Fülle solcher Feldpostbriefe vom westlichen, östlichen und italienischen Kriegsschauplatz, von der Marine und den Kolonien, und man kann gar nicht genug lesen, so wird man von den Briefen gefesselt. Wir machen unsre Leser auf das sehr wertvolle Buch ganz besonders aufmerksam. H.

David. Ein Schauspiel aus großer Zeit. Von Ludwig Jacobskötter. Leipzig und Hamburg, G. Schlößmann. M. 2.—.

Jacobskötter hat schon wiederholt in seinen „Tagebuchblättern eines Daheimgebliebenen" und in „Unser Kriegserlebnis" seine patriotische Gesinnung zum Ausdruck gebracht. In dem vorliegenden Schauspiel will er in der Geschichte und Gestalt des Königs David ein dramatisches Spiegelbild der inneren Entwicklungslinien unsers Volks innerhalb der letzten Jahrzehnte geben. Diese Absicht tritt besonders im letzten, fünften Akt, der in dieser Beziehung einen gewissen Höhepunkt bildet, zutage. Hier finden sich in der Tat gewisse Parallelen: wir sehen, wie sich damals, als David von Feinden umringt war, die einzelnen Stämme und Parteien seines Volks sich um ihn scharten, um gemeinsam den Feinden entgegenzuziehen. Die Anwendung auf unsre Zeit liegt nahe. Das Schauspiel schließt sich ziemlich eng an die Biblische Geschichte an, es ist dramatisch wirksam aufgebaut und in einfacher edler Sprache geschrieben. Im Bremer Stadttheater hat es die verdiente Uraufführung erlebt.

Dr. Ernst Müller.

Unsere Sache und die Tagespresse. Von Karl Bücher. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.—.

Der Leipziger Universitätsprofessor Karl Bücher hat in diesem außerordentlich gehaltvollen und fesselnden Schriftchen vier Aufsätze und Vorträge zusammengefaßt, die sich alle auf den Weltkrieg beziehen oder vielmehr auf den Krieg mit Druckerschwärze und Holzpapier, der neben dem Weltkrieg einhergeht. Der ausgezeichnete Kenner des deutschen und ausländischen Zeitungswesens gewährt uns hier in streng sachlicher, dabei aber temperamentvoller und kampfesfroher Weise wertvolle Einblicke in die Organisation des Nachrichtendienstes in der Presse, in das Treiben der Korrespondenzbureaus und der Telegraphischen Agenturen, in die Veränderungen, die seit Kriegsbeginn mit der Presse vor sich gegangen sind, in die Kriegsberichterstattung und ähnliche wichtige Gegenwartsfragen. In die Zukunft aber weisen die beiden letzten Teile der Schrift, die sich mit der Berufsvorbereitung des Nachwuchses für die Presse beschäftigen und ganz besonders beherzigt zu werden verdienen. H. Z.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Boy-Ed, Ida, Das Martyrium der Charlotte von Stein. Versuch ihrer Rechtfertigung. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Bram, Franciska, Der Ruf des Lebens. Roman. Köln, Verlag von J. P. Bachem. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Brandt, Dr., Wirtschaftsfragen im zweiten Kriegsjahre. Berlin, Verlag R. Oldenbourg. M. 1.60.

Byern, Gerhard v., Shamba, Mpori und Bahari. Ostafrikanische Momentbilder. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Digitized by Google

Bourget, Paul, Des Todes Sinn. Zürich, Verlag Art. Institut Orell Füßli. Geh. M. 3.50, in Pappband M. 4.—.

Der Jude. Eine Monatsschrift. 1. Jahrgang, Heft 7 und 8. Oktober 1916. Berlin, Verlag R. Löwit. à M. 1.—.

Erismann, Angewandte Psychologie. Sammlung Göschen, Nr. 774. Berlin, G. J. Göschensche Verlagshandlung G. m. b. H. Geb. M. 1.—.

Federer, Heinrich, Eine Nacht in den Abruzzen. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 1.—.

Federer, Heinrich, Patria! Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 1.—.

Frank, Emil, Die Steinbauern. Roman. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. 4.40, geb. M. 5.50.

Goethe-Kalender 1917. Begründet von Otto Julius Bierbaum. Mit 8 Tafeln. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. M. 2.—, Luxusausgabe M. 7.50.

Hauff, Dr. Albert, Ungenützte Steuerquellen. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. 80 Pf.

Hauffen, Universitätsprofessor Dr. Adolf, Die Kriegslyrik der Gegenwart, vornehmlich in Deutschböhmen. Verlag des Deutschen Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 40 Heller.

Heidmann, G. A. Karl, Walhalls Ende. Ein Märchenspiel in fünf Vorgängen. Weimar, Wolf von Komatzki Verlag. M. 2.50.

Henning v. Melsted, Belgien in deutscher Kriegsgefangenschaft. Uebertragung von Heinrich Gratel, mit Vorwort von Liesbet Dill. Berlin W 50, Morante & Scheffelt Verlag. Kart. M. 2.—.

Hoschke, Dr. Heinrich, Das Detaillisten-Kaufhaus. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.50.

Kapff, Prof. Dr. Sigmund v., Die Frühehe, ihre Voraussetzungen und Folgen. Stuttgart, W. Kohlhammer. M. 1.80.

Kerschensteiner, Georg, Deutsche Schulerziehung in Krieg und Frieden. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 2.80, geb. M. 3.40.

Kindermann, Hochschulprofessor Dr. Carl, Des deutschen Volkes Meisterjahre. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer. Geh. M. 3.—, in Pappe geb. M. 3.50.

Köhler, W., Martin Luther und die deutsche Reformation. Leipzig, B. G. Teubner. M. 1.50.

Krane, Anna Freiin v., Seine Vielgetreuen. Erzählungen. Köln, J. P. Bachem. Geh. M. 4.40, geb. M. 5.50.

Königl-Ehrenburg, Du heilig Meer! Leipzig, C. F. Amelangs Verlag.

Lindau, Paul, Nur Erinnerungen. 1. Band. Stuttgart, C. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 6.50, geb. M. 9.—.

Litzmann, Berthold, Ernst v. Wildenbruch, 2. Band. 1886—1909. G. Grotesche Verlagshandlung. Geh. M. 8.—, in Leinwand geb. M. 10.—.

Mammen, Dr. Franz v., Der Grund und Boden in der Volkswirtschaft. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Pastor, Willy, Der Kaiser. Berlin, Reichsverlag Hermann Kalkoff. M. 1.—.

Pastor, Willy, Albrecht Dürers Leben. Berlin, Reichsverlag Hermann Kalkoff. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Pauls, Eilhard Erich, Jan Jites Wanderbuch. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geh. M. 3.50, geb. M. 4.50.

Popert, Hermann, Buchkritik. Hamburg, Vortruppverlag Alfred Janssen. 20 Pf.

Rümelin, Prof. Dr. Max, Geistiges Leben in Württemberg unter der Regierung König Wilhelm II. Tübingen, J. C. B. Mohr. M. 1.—.

Schloesser, Dipl.-Merc. Robert, Konsumentenkammern (Denkschrift). Köln-Mülheim, Verlags- und Versicherungsgesellschaft des Reichsverbandes deutscher Konsumvereine G. m. b. H. 35 Pf.

Sphyris, Prof. Dr. K. D., Griechenland und Italien. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 2.—.

Unger, Prof. Dr. R., Von Nathan zu Faust. Antrittsverlesung. Basel, Helbing & Lichtenhahn. Kart. M. 1.80.

Wertheim, Arthur S., Das falsche System und die Jagd nach den Sündenböcken. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. Geh. M. 1.—.

Wieser, Sebastian, Selig sind die... Köln, J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 4.40, geb. M. 5.50.

Würtz, Hans, Der Wille siegt. Band 1: Der Kriegsinvalide. Berlin, Reichsverlag Hermann Kalkoff. Geh. M. 1.50.

Zboron, S., Die Welt. Heft 1. Berlin-Friedenau, Peter Vischerstr. 19, Selbstverkauf. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Weltkrieg und Weltfrieden

Einige politische Wahrheiten

Der Aufruf an das deutsche Volk und der Friedensbrief unsers Kaisers an den Reichskanzler haben begeisterte Zustimmung und einen sehr starken Widerhall über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus gefunden.

Es ist eine blutige und unnötige Tragödie, welche die grausamen und feindlichen Machthaber, die Feinde des Friedens, vor Europa und vor der Welt aufführen wollen.

Was sind ihnen ihre eignen Völker, was Europa, um nicht an den Pranger der Weltgeschichte zu gelangen?

Wir nehmen den Kampf auf, weil es ein heiliger Krieg ist, den wir für unser Vaterland und für einen dauernden künftigen Weltfrieden führen.

Aber die Völker Europas werden erwachen und sich von der Tyrannei einer elenden Geschäftspolitik Englands befreien.

Die großen Helden und Staatsmänner früherer Zeiten der uns feindlichen Völker würden euch sicher die Augen öffnen.

Franzosen, was würde euer großer Napoleon sagen, wenn er Calais und Aegypten von den Engländern besetzt sehen würde!

Italiener, würde Cavour nicht zurückschrecken, wenn er euch treulos in diesem Kampfe gegen eure früheren Verbündeten auf der Seite eurer wahren Feinde finden würde, welche euch zu Vasallen Englands im Mittelmeere machen wollen!

Russen, Zar Alexander II. und eure großen Männer wollten euch befreien, aber niemals Millionen eurer Brüder im Kampfe für und mit England opfern!

Ihr Briten, was würden Shakespeare, Newton, Wellington, Nelson euch jetzt zurufen, wenn sie eure grausamen Kriegshetzer wegen elender Geschäftspolitik Europa in ein Blutbad stürzen sehen würden! Ihr gönnt weder euren Verbündeten noch einem andern Volke die Freiheit der Weltmeere. Mit der Besetzung von Calais wollt ihr ein nordisches Gibraltar errichten und den Welthandel aller Völker unter eure Seetyrannei bringen.

Das ist die Staatsweisheit eurer jetzigen Machthaber.

Aber es gibt noch Männer in England, welche die grausame und egoistische Geschäftspolitik eurer Kabinette nicht mitmachen und bei Beginn des Krieges ihre reinen Hände nicht in das Blut des niedrigen Egoismus tauchen wollten.

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Ruft eure eignen und wahren Freunde wieder an das Ruder und sie werden euch andre Wege führen.

Glauben die Engländer, Franzosen, Italiener und Russen, daß ihre Minister mit ihren jetzigen Reden und Lügen, denen von neuem Niederlage auf Niederlage folgt, über eine halbe Million Quadratkilometer, welche wir von Sieg zu Sieg erkämpfen mußten, zurückerobern können?

Ihre Minister wollen mit der Quadratur des Zirkels beweisen, daß diese Siege und dieses von uns erkämpfte Land eine Niederlage waren.

Wir standen am Ende unseres Kriegsziels, aber wir nehmen den neuen, unnötig uns aufgedrungenen Kampf mit noch furchtbarerer Gewalt auf, bis sie rufen werden: Wir sind bezwungen, wir legen die Waffen nieder! Dann wird die Friedenssehnsucht eurer Völker zu einem wahren Staatenbunde des Weltfriedens, zur Freiheit und zum gleichen Rechte aller Völker auf den Weltmeeren und im Welthandel führen.

Wir folgen unserem Kaiser und unserem großen Feldherrn zu neuen Siegen!

Wenn ihr aber um Frieden bitten werdet, wollen wir ritterlich und nicht grausam sein und aus den Ruinen Europas, die ihr geschaffen habt, neues Leben erwecken!

In tyrannos belli!

Bismarck und Andrássy

Von

Baron Julius Wlassics,

Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes

Wenn wir in diesem großen Weltkriege an die Geschichte jener Epoche denken, welche sich an die Namen Bismarcks und Andrássys knüpft, so haben wir die Empfindung, als ob die Blätter dieser Zeitgeschichte nur von den lebhaft gefühlten Kämpfen und einschneidenden schweren Sorgen des Gestern oder des Heute redeten. Die panslawistischen Vereinigungsbestrebungen waren schon zu jener Zeit eine der Hauptgefahren, und sie sind es auch heute noch. Es ist dies die wichtige Epoche der gemeinsamen staatsmännischen Wirkung Bismarcks und Andrássys, als die Doppelmonarchie im Orient zur leitenden Rolle gelangte und das stets gehegte Bestreben der russischen Politik, wonach Rußland als direkter Betrauter Europas auf dem Balkan die Macht des Protektorats ausüben sollte, vereitelte. Wiederholte fürstliche Begegnungen, insbesondere die Entrevue von Reichsstadt, die geheime Konvention vom 15. Januar 1877, der Russisch-Türkische Krieg, der Frieden von San Stefano, der Berliner Kongreß, die Okkupation Bosniens und der Herzegowina, das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis sind die hervorragenden Momente der Epoche. Das Interessante dieser Zeit

Digitized by Google

wird nur noch gesteigert dadurch, daß im Hintergrunde der Ereignisse das Zusammenwirken zweier solch genialer Staatsmänner emporragt, wie es Bismarck und Andrássy waren. Diese großen Staatsmänner zu vergleichen und ihren Wert in vergleichender Weise abzuwägen, halte ich für geschmacklos. Das spezifische Gewicht zusammenwirkender großer Männer muß in ihrem Ganzen und durch ihre eignen Taten festgestellt werden. Dies schließt aber nicht aus, daß wir über die beiden großen Persönlichkeiten, die gemeinsam die Faktoren so bedeutender weltgeschichtlicher Ereignisse waren, nicht auch gemeinsam sprechen, zumindest über ihr persönliches Verhältnis und über jene persönlichen Eigenschaften, welche die ähnlichen charakteristischen Elemente der beiden großen Geister, der beiden großen Seelen bilden.

Beide schätzten sich gegenseitig hoch. Bismarck nannte im Deutschen Reichstage Andrássy seinen Freund, „der ihm stets die Wahrheit sagt und dem auch er immer wieder die Wahrheit sagt". Bismarck baute fest auf jedes Versprechen Andrássys. Auch Andrássy konnte voll auf Bismarck rechnen. Bismarck erwähnte öfters, daß er außer Fürst Schwarzenberg keinem sympathischeren Staatsmann begegnet sei. Bismarck war jene große Wirkung wohl bekannt, welche Andrássy bereits als ungarischer Ministerpräsident auf die Außenpolitik der Doppelmonarchie ausgeübt hatte. Er wußte, daß zum guten Teile Andrássy es war, der die Lieblingsidee Beusts, die Revanchepolitik, verhinderte und der bereits in der letzten Epoche Beusts die Außenpolitik der Monarchie auf Deutschland zu lenkte. Und die Wiener deutsche Botschaft hatte Bismarck schon häufig verständigt, wie sehr Andrássy wünsche, daß sich zwischen der Doppelmonarchie und dem Deutschen Reiche das beste Verhältnis entwickle. Bismarck und Andrássy kämpften niemals gegeneinander in den großen Richtlinien der Politik. Ja, die geschichtlich in die Wagschale fallenden großen Aufgaben hätte keiner ohne die Mitwirkung des andern so zu lösen vermocht, wie sie gelöst wurden. Es ist unmöglich, die vielen verwandten Züge im geistigen und sittlichen Charakter der beiden leitenden Staatsmänner nicht zu erblicken. Phantasien, unerreichbare Ideologien lagen beiden fern. Sie waren Realpolitiker mit der ganzen Kraft ihrer Seele wie ihres Verstandes. Sie erblickten die sich bewegende Welt der Politik nicht durch Bücher. Der eine wie der andre geißelte mit scharfem Spott den Doktrinarismus der Buchpolitik. Gesegnet mit den großen Eigenschaften von Individualitäten geschichtlichen Maßstabes, empfingen sie ihre Weisheit, ihren klaren Blick aus dem lehrreichsten Buch, aus der Sammelkammer der reichen Erfahrungen des Lebens. Bismarck nannte man einen wild aufgewachsenen Autodidakten, und geflügelte Worte ähnlichen Inhaltes flatterten in die Welt gegen Andrássy bereits daheim in Ungarn, aber insbesondere dann, als er auf dem Ballplatz, dem Sitz der Kaunitze, der Metterniche einzog. Doch wenige gab es, die die Macht der wahren Wissenschaft so durchfühlt und die großen Errungenschaften des geistigen Lebens auf eine so hohe Stufe gestellt hätten, als diese beiden Staatsmänner. Sie würdigten nur nicht die Wichtigtuerei der sog. Professorenpolitik, die Haarspalterei der Advokaten-

Digitized by Google

politik sowie die leeren Formalitäten und die wichtigtuenden Posen der zunftmäßigen Diplomatie.

Auch die Aufgaben der Diplomatie zogen sie breiter und beschränkten sich nicht auf das Auskundschaften der Stimmungen der Höfe und vornehmen Salons. Das Erkennen der Seele der Nationen, der Völker, erachteten sie als die allererste Aufgabe der modernen Diplomatie. Sowohl in der Außen- wie in der Innenpolitik fühlten sich beide auf dem Wege der großen Richtlinien sicher. Die Details überließen sie gerne andern. Das gesteckte und erreichbare Ziel sah jeder klar vor sich. Reifes, bis zur Skrupulosität sich steigerndes Erwägen ging bei beiden dem Entschlusse voran, aber an dem beschlossenen und gesteckten Ziele hielten sie fest mit einer Bestimmtheit, die sich bis zur Kühnheit steigerte. Die Endziele ihrer Politik eröffneten sie niemals vorzeitig. Auch nicht gegenüber ihren Fürsten. Auch hier, auch vor diesen übten sie die in höherem Sinne genommene „Etappenpolitik" aus. Wenn Bismarck oder Andrássy vor der ersten Etappe das Endziel des ersten Schritts aufgedeckt hätten, würden sie kaum das gewünschte und klargesteckte Ziel erreicht haben. Bismarck hätte das Deutsche Reich nicht gegründet. Auch die Kaiserkrone hätte er für seinen König nicht erringen können, hätte er vor seinem Fürsten bereits vor Schleswig-Holstein oder Königgrätz das bestimmt gesteckte Endziel aufgedeckt. Aber auch die nach der Niederlage von Sadowa in vornehmen Wiener Kreisen emporgeschossene Revanchepolitik wäre nicht verstummt, und an die Stelle des Dreikaiserbündnisses wäre nicht das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis getreten, welches sich später zum Dreibund erweiterte, hätte Andrássy schon zu Beginn der zum bestimmten Ziele führenden Stationen die Endziele aufgedeckt. Auch in ihrem parlamentarischen Wirken gibt es viele verwandte Züge. Keiner von beiden war im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein großer Redner. Bei beiden gingen dem Halten großer Reden große seelische Emotionen voran. Keiner von beiden sprach gerne. Sie sprachen auch nur dann, wenn sie etwas zu sagen hatten. Jeder von ihnen liebte die Situationen erhellende Gleichnisse. Der Geist beider sprühte Funken, und sie ließen einen dichten Schwarm geflügelter Worte in die Welt flattern. Und diese flatterten vom Palast bis zur Hütte und verbreiteten das Licht der Propaganda. In einem jedoch wichen sie entschieden voneinander ab. Bismarck haßte beinahe den Parlamentarismus und das System der ministeriellen politischen Verantwortlichkeit. Andrássy, wenn er auch die vielen Schattenseiten des Parlamentarismus sah, erblickte doch im Parlamentarismus die belebende Seele der oft aufgehobenen und vielmals von neuem erkämpften ungarischen Verfassung, die unentbehrliche organische Garantie des ungarischen Nationalstaates und wünschte ihn deshalb in voller Unberührtheit aufrechtzuerhalten.

Seine Gegner richteten häufig Angriffe gegen Andrássy, weil er einfach der Schleppenträger der deutschen Politik sei. Die geschichtlichen Tatsachen reden anders. Häufig war Andrássy andrer Ansicht als Bismarck. Ja, es ergab sich zwischen ihnen oft die Notwendigkeit energischerer Erklärungen. Ein Mißverständnis veranlaßte einmal Bismarck, Andrássy direkt zu befragen, ob er

Digitized by Google

auch den Glauben mehrerer vornehmer österreichischer Kreise teile, daß Preußen Annexionsgelüste auf die österreichischen Provinzen hege. Andrássy klärte Bismarck auf, daß er daran überhaupt nicht gedacht habe, ja, daß er die Ueberzeugung hege, die Erwerbung der österreichischen Erbländer würde das Deutsche Reich nicht nur nicht kräftigen, sondern direkt schwächen.

Sie waren auch nicht einer Meinung in der französischen Frage. Andrássy hielt die eventuelle Wiederherstellung des französischen Königtums für nicht so gefährlich für den Frieden als Bismarck. Bismarck zeigte sich oft das Gespenst des großen europäischen katholischen Bündnisses. Er glaubte, wenn die französischen Ultramontanen ein Königreich begründeten, worüber in der Zeit der zwischen den gemäßigten republikanischen Elementen und der Rechten der Nationalversammlung zustande gekommenen Fusion viel gesprochen wurde, würde es leichter sein, zwischen Frankreich, Italien und Oesterreich-Ungarn das große katholische Bündnis aufzurichten. Dieses Bündnis aber würde sich, das war Bismarcks Auffassung, die Erniedrigung Deutschlands zum Ziele stecken. Die Restauration des französischen Königtums wollte Bismarck deshalb um jeden Preis verhindern. „Mit allen Regierungen vermögen wir in Frieden zu leben, aber kann eine klerikale französische Regierung mit uns den Frieden aufrecht erhalten?" frug gelegentlich Bismarck.

Andrássy behauptete gegenüber der Meinung Bismarcks, daß ein Regierungssystem ultramontanen Charakters wegen Opposition der überwiegenden Mehrheit in Frankreich nicht lange am Ruder bleiben könnte. Andrássy sah eher durch Gambetta die Zukunft gefährdet. Er sagte Bismarck, daß derjenige, der Heere aus dem Boden gestampft, den Haß gegen Deutschland schüren und die Revanchepolitik zum Siege führen werde. Bismarck vermochte Andrássy nicht zur Annahme des Gedankens zu bewegen, daß in Frankreich die Restauration der Monarchie um jeden Preis verhindert werden müsse. Als Thiers den Präsidentenstuhl verließ, hegte Bismarck nicht wegen der Person des neuen Präsidenten, Mac Mahon, Bedenken, sondern er befürchtete, daß Frankreich den Weg betrete, der zur Monarchie führt. Die drei Kaiserhöfe waren viel durch die Frage beschäftigt, ob Frankreich Republik oder Monarchie sein solle. Zur Einigung gelangten sie in dieser Frage nicht, aber bezüglich der Frage, auf welche Weise der Präsidentenwechsel den Höfen notifiziert werden möge, gelangte hauptsächlich auf Andrássys Antrag die Form zur Annahme, daß Mac Mahon seine Präsidentenwürde selbst anzeige. Im Hintergrund dieser Form schwebte jener, von Andrássy stets betonte Gedanke, daß bei einer solchen etikettemäßigen Anzeige einem weniger entsprechenden Präsidenten, als Mac Mahon, die internationale rechtliche Anerkennung seitens der Großmächte verweigert werden könnte.

Die spanische Frage spielte eine hervorragende Rolle in der Annäherungspolitik Andrássys zu Deutschland. Andrássy durchblickte sofort, daß die spanische Frage den Wert des Dreikaiserbündnisses in eine kritische Lage bringe. Bismarck geriet in eine unerquickliche Situation, doch gelang es Andrássy, ihn aus dieser unangenehmen Lage zu retten. Karl VII. verzichtete auf den spanischen Thron.

Digitized by Google

Ein Teil der Spanier rief die Republik aus und wählte zu ihrem Präsidenten Emilio Castelar. Andrássy war der Ansicht, daß, solange die Republik seitens der Cortes nicht die gesetzliche Genehmigung erhalte, mit der Anerkennung zu warten sei. Diese Auffassung teilten auch das Berliner und das Petersburger Kabinett. Dieselbe Auffassung gelangte auch im Januar 1874 zur Geltung, als Marschall Serrano die revolutionären Cortes auseinander trieb und als Haupt der Exekutionsgewalt wirkte. Die Frage der Anerkennung blieb daher in beiden Fällen schwebend. Unvorhergesehene Ereignisse zwangen jedoch die deutsche Regierung, die spanischen Angelegenheiten anders zu beurteilen. Die gegen Serrano um die Wiederherstellung des legitimen Königtums kämpfenden Karlisten ließen den deutschen Offizier Schmidt auf Befehl des Don Carlos als Spion erschießen. In Berlin herrschte die Auffassung, daß die Hinrichtung Schmidts eine Demonstration gegen die deutsche Reichspolitik und gegen den Protestantismus sei. Hierzu kam noch, daß Kullmann in seinem katholischen Fanatismus am 13. Juni 1874 in Kissingen gegen Bismarck ein Attentat verübte. Bismarck stand zu jener Zeit im größten Kampf mit dem Ultramontanismus. Bismarck betrachtete sowohl die Hinrichtung Schmidts wie das Attentat Kullmanns als die Folgen der auf die Sprengung des Deutschen Reiches gerichteten ultramontanen Strömung, und er erfuhr, daß diese Strömung auch in Frankreich Stützen habe. Da wollte Bismarck Oesterreich-Ungarn und Rußland zu einem breit angelegten Zusammenwirken gegen den Ultramontanismus gewinnen. Bismarck glaubte, er könne die Ultramontanen mit einem starken Streich nur dann treffen, wenn er seinen alten Plan verwirkliche und die unter der Führung des Marschall Serrano stehende spanische Republik anerkenne. Ein Rundschreiben richtete Kaiser Wilhelm (6. August 1874) in diesem Sinne an die Höfe. Franz Joseph sympathisierte zwar nicht mit den Karlisten, sagte aber, er könne nicht begreifen, warum man in diesem Augenblick die spanische Regierung anerkennen müßte, nachdem sie im Winter noch jede Macht sozusagen bloß einer halboffiziellen Anerkennung für würdig erachtete. Orczy (Staatssekretär im Ministerium des Aeußern) telegraphierte an Andrássy: „Seine Majestät sieht derzeit keinen Grund, der Urgenz wegen der Anerkennung zu entsprechen.“ Andrássy wurde hierdurch in keine geringe Verlegenheit gebracht. Auch von Rußland ging die Kunde, es sei nicht bereit, dem Wunsche Bismarcks beizustimmen. Andrássy erwog, ob man Bismarck bei der ersten Kraftprobe des Zusammenwirkens des Dreikaiserbündnisses im Stiche lassen dürfe! England, Frankreich, Italien beeilten sich natürlich, im Sinne des deutschen Antrages die Regierung Serranos anzuerkennen. In Wien herrschten noch andre Besorgnisse. In vornehmen Kreisen hatte die Besorgnis Wurzel gefaßt, daß Bismarck das Hervorziehen der spanischen Frage mit weitverzweigten Plänen verknüpft habe. Die Noten des Berliner Botschafters Károlyi an Andrássy schürten nur diese Befürchtungen. Bismarck hielt mit vollem Eifer an seinem Standpunkte fest. Rußland wies den deutschen Antrag mit der Begründung zurück, daß seine Prinzipien die Anerkennung der republikanischen Staatsform verbieten.

Digitized by Google

Wenn hierin auch einige Wahrheit lag, die Hauptsache war doch, daß Gortschakow Bismarck um seine überflügelnde Größe beneidete.

Gortschakow hätte gerne Bismarck eine Niederlage bereitet, wenn auch nur aus dem Grunde, weil er es Bismarck zuschrieb, daß er auf dem internationalen Kongreß von Brüssel eine so fühlbare Schlappe erlitten hatte. Bismarck drängte Andrássy fortwährend. Andrássy sah die großen Schwierigkeiten, die sich in Wien auftürmten. Die Sache war nahe daran, daß Bismarck unterlag. Die Wiener Klerikalen unterstützten in Don Carlos ihren Schützling. In dieser Lage war Andrássy zur Zeit der Not der wahre Retter Bismarcks. Die rettende Idee war die, nicht die Republick selbst, sondern bloß die Regierung Serranos als exekutive Gewalt anzuerkennen. Er half mit dieser Idee Bismarck aus der größten Verlegenheit. Welche Folgen hätte es haben können, wenn Andrássy mit dem vermittelnden Vorschlag nicht aufgetreten wäre, wenn er Bismarck im Stiche gelassen hätte! Die österreichischen klerikalen Kreise verdächtigten natürlich wieder Andrássy bei der obersten Stelle, er sei der Schleppenträger der deutschen Politik. Das „Vaterland", ja sogar das „Fremdenblatt" trauerten darüber, daß Andrássy die Interessen Oesterreich-Ungarns opfere. Die objektive Kritik kommt heute schon unbedingt zu dem Ergebnis, daß Andrássy die Interessen der Monarchie nicht einen Augenblick aus dem Auge ließ, aber mit ehrlicher Treue Bismarck aus der sehr unangenehmen Situation heraushalf, gleichzeitig jedoch auch die Doppelmonarchie davor bewahrte, die Freundschaft des Deutschen Reiches zu verlieren. Das Vorgehen Rußlands hingegen schlug in das Dreikaiserbündnis eine derartige Bresche, daß das Bündnis fortan nur noch scheinbar bestand. Andrássy trieb also auch hier eine kluge Politik, klug auch in Beziehung auf die inneren Angelegenheiten Oesterreichs, denn es hätte gefährliche Folgen gehabt, wenn der erzürnte Bismarck die im Reichsrat zu jener Zeit herrschende deutschliberale Partei zu ungünstiger Stimmung ermuntert hätte. So ungerecht wurde Andrássy von seinen Gegnern wegen jener seiner Tat angegriffen, mit welcher er der Doppelmonarchie die größten Dienste erwies, denn die hier betätigte Einwirkung Andrássys gab dem Fortgang der außenpolitischen Gruppierung einen mächtigen Impuls.

Auch während der großen diplomatischen Krise von 1875, als die ganze Welt Bismarck verdächtigte, er wolle den Krieg mit Frankreich, und Gortschakow als der Retter des Friedens erscheinen wollte, löste Andrássy mit großer Virtuosität seine schwere Aufgabe. Andrássy trat nicht dem Vorschlage Lord Derbys bei, daß England in Gemeinschaft mit Rußland im Interesse Frankreichs demonstrieren wollte. Das gesamte Bestreben Andrássys zielte darauf, sich enger an Deutschland anzuschmiegen, nicht aber sich von ihm zu entfernen. Bismarck schien lange Zeit das russische Bündnis höher zu schätzen als jenes mit der Doppelmonarchie. Als aber der russische Kanzler sich zu rühmen begann, er hätte den Frieden und hierdurch Frankreich vor dem deutschen Angriff gerettet, und seine berühmte Zirkularnote mit den Anfangsworten: „Maintenant la paix est assurée" ausgab, da wurde die russisch-deutsche Freund-

Digitized by Google

schaft in den Grundfesten erschüttert. Andrássy hingegen nutzte während der Krisis vom Jahre 1875 die geschmacklosen Hinterlistigkeiten und Taktlosigkeiten Gortschakows im Interesse seines gesteckten Zieles, des engen Bündnisses mit Deutschland, gewaltig aus.

Den Ruhm der staatsmännischen Größe und der diplomatischen Geschicklichkeit Andrássys verkündet jene Arbeit, die er auf dem Berliner Kongreß geleistet. Er gewann Bismarck so sehr, daß dieser in der orientalischen Frage die Leitung beinahe ganz Andrássy überließ. Andrássy gelang es auch, Salisbury zu überreden, daß der Vorschlag wegen der Okkupation Bosniens und der Herzegowina durch ihn unterbreitet werde.

In dem Kampf unterlag Rußland. Bismarck war mit begreiflicher politischer Absicht in seiner berühmten Rede vom 6. Februar 1888 bestrebt, die russische Niederlage in günstigerem Licht zu zeigen. Bismarck sprach in dieser Rede aus, daß der Friedensschluß von San Stefano vom Gesichtspunkte der russenfeindlichen Mächte aus nicht viel schlechter gewesen sei als der Berliner Kongreß. Dadurch aber, daß Bulgarien vor kurzem Ostrumelien aus eigner Macht an sich angegliedert habe, sei der Vertrag von San Stefano von selbst geradezu wiederhergestellt. Diese letztere Wertmessung Bismarcks kann aber nicht die Bedeutung der Tatsache herabmindern, daß der Frieden von San Stefano, der den Hochmut des russischen Sieges verkündete, auf dem Berliner Kongreß einer gründlichen Revision unterzogen wurde. Der russische Zar wollte Bosnien und die Herzegowina Serbien und Montenegro zukommen lassen. Dies war für uns der schädlichste russische Plan. Nicht nur, daß dies dem Russen nicht gelang, sondern es begab sich, daß Oesterreich-Ungarn mit europäischer Ermächtigung um die Besetzung Bosniens und der Herzegowina gebeten wurde. Ein Drittel des Gebietes, das im Frieden von San Stefano für Bulgarien bestimmt war, mußte unter das türkische Regime zurückkehren. Auch die okkupierende russische Armee mußte abziehen. Dies bedeutet denn doch etwas anderes, als den Inhalt des Friedens von San Stefano.

Der Berliner Kongreß bleibt immer ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte der großen internationalen Politik. Jedenfalls verbleibt ihm das Verdienst, einen Weltkrieg verhindert zu haben. Auch das kann ihm als Verdienst angerechnet werden, daß kein großer slawischer Staat auf dem Balkan entstand.

Andrássy glaubte unerschütterlich an die Richtigkeit seiner Politik. Diese feste Ueberzeugung benötigte er auch, denn ein wahrer Sturm erhob sich sowohl in Oesterreich wie in Ungarn gegen die Okkupation.

Als sich die Sturmeswolken am finstersten über seinem Haupte türmten, sagte er: „Vor fünf Jahren war der populärste Mann in Ungarn ich, in fünf Jahren werde ich es wieder sein, in Ungarn und auch in Oesterreich."

Die große Unpopularität dauerte nicht lange. Die Prophezeiung erfüllte sich. Je heller sich der Einblick unsrer leitenden Politiker in das Gewebe der außenpolitischen Lage gestaltete, um so klarer wurde es ihnen, daß unter den

Digitized by Google

damaligen Verhältnissen Andrássy nur dann zu tadeln gewesen sein würde, wenn er eine entgegengesetzte Politik befolgt hätte.

Andrássy wurde nicht durch Eroberungsgelüste zur Okkupation geführt, sondern es war, wie es auch Bismarck bemerkte, nur ein defensiver Gesichtspunkt, welchen ihm die von Rußland in Serbien und Montenegro betriebenen panslawistischen Bestrebungen aufgezwungen hatten.

Durch die Okkupation sahen viele, auch unter den intimsten Anhängern Andrássys, die dualistische Grundlage des Staatenbundes gefährdet. Für den Dualismus — sagte Andrássy — wäre nur dann eine Gefahr entstanden, wenn er eine entgegengesetzte Politik befolgt hätte. Wenn die europäischen Interessen, sagte er, sowie die Sicherheit der Monarchie gebieterisch die Okkupation verlangen und diese nur aus Furcht für den weiteren Bestand des Dualismus unterbliebe, so würde hieraus mit vollkommener Klarheit nur das eine folgen, daß der Dualismus nicht jene Staatsform sei, welche den Interessen, der Existenz und der Großmachtstellung der Monarchie entspreche. Zum Glück bewiesen die Tatsachen das Gegenteil. Während zu jener Zeit, erklärte Andrássy mit voller Betonung, als man die Rechte Ungarns von mehreren Seiten bezweifelte, die Monarchie eine Provinz, zur Zeit des Zentralismus aber noch eine zweite verlor, gelang es dem dualistischen System unter den gegenwärtigen sehr schweren Verhältnissen, einen politischen und militärischen Sieg zu erringen.

Heute hat der große Weltkrieg von neuem bewiesen, daß das dualistische System die Großmachtstellung Oesterreich-Ungarns nur steigerte. Die innere Politik Deáks und Andrássys hat ihre volle Rechtfertigung erfahren. Und können wir vielleicht etwas andres von jener Außenpolitik sagen, welche Bismarck und Andrássy gemeinschaftlich begründeten und welche zu dem großen politischen und militärischen Bündnis der beiden Staaten führte? Als in Wien Prinz Reuß und Andrássy den Vertrag unterschrieben, begleitete Graf Andrássy die Unterschrift mit einem lebhaften Ausruf. Welche große Genugtuung verspüre er, sagte er, daß der letzte Federstrich, den er noch im Amte tue, jene Vereinbarung bekräftige, durch welche sich die freundschaftlichen Verbindungen zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn noch inniger gestalten. Hierauf bemerkte sein Nachfolger, Baron Haymerle, er könne Graf Andrássy nicht dankbar genug sein dafür, daß er ihm diese Hinterlassenschaft übergebe.

Als es unter schwierigen politischen Verhältnissen am 3. Februar 1888 notwendig wurde, den Vertrag zu veröffentlichen, und diese Veröffentlichung wahrscheinlich den Ausbruch des Krieges verhindert hat, wurde Andrássy nach der Veröffentlichung als der populärste Mann der Doppelmonarchie gefeiert. Hier sowie jenseits der Leitha änderten auch diejenigen ihre Meinungen, die ihn wegen der Okkupation stark bekämpft hatten. Graf Albert Apponyi ließ der Orientpolitik Andrássys auf einer seiner Wiener Vorlesungen über einzelne Daten aus dessen Leben mit der bei ihm gewohnten vornehmen Geste volle Genugtuung zuteil werden. Niemals wird auch der Schreiber dieser Zeilen

Digitized by Google

jene Szene vergessen, wie Graf Andrássy, am Tage der Veröffentlichung des Vertrages in Budapest zu einer Theateraufführung erscheinend, seitens des Publikums mit nicht enden wollenden begeisterten Huldigungen begrüßt wurde. Aus seinen sprechenden Augen war es herauszulesen, daß ihm dies Genugtuung sei für die vielen Angriffe, für den vielen ungerechten, beißenden Spott. Er erlebte, daß ihm schon die Zeitgenossen Genugtuung leisteten. Aber die Geschichte gab ihm noch glänzendere Genugtuung. Heute können wir dies bereits beurteilen. Als er die Leitung der äußeren Angelegenheiten übernahm, befand sich die Monarchie in einer fast vollkommenen Isolierung. Das, was man so befürchtete und was die Gegner des Dualismus mit so viel Absichtlichkeit verkündeten, daß die gesetzmäßige Selbständigkeit Ungarns die Großmachtstellung der Monarchie schwächen würde, wurde durch Andrássy glänzend widerlegt, denn in jener Zeit, als „man die Rechte der Selbständigkeit Ungarns bezweifelte, verlor die Monarchie eine Provinz und in der Zeit des Zentralismus eine andre" — das dualistische System hingegen verhalf der Doppelmonarchie zu einem politischen und militärischen Sieg. Er, rechnend mit dem innigen Verhältnis, in welchem die russische Dynastie zur preußischen Dynastie stand, sowie auch mit jener Auffassung Bismarcks, daß sich Deutschland Rußland anschmiegen solle, hinderte nicht das Zustandekommen des Dreikaiserbündnisses. Jedoch auch schon in dessen Rahmen war es das Ziel seiner Politik, daß die Monarchie in keine untergeordnete Stellung gelange, sondern im Dreibund den ihr zukommenden gleichwertigen Platz nicht nur formell, sondern auch tatsächlich einnehme. Sein klares Ziel war aber, das einigermaßen naturwidrige Dreikaiserbündnis in einen Zweibund umzugestalten.

Graf Andrássy charakterisierte einmal dieses Dreikaiserbündnis folgendermaßen: „In Indien zähmt man den wilden Elefanten auf die Weise, daß man neben ihn rechts und links je einen zahmen Elefanten stellt." Auch innerhalb des Rahmens des Dreikaiserbündnisses gestaltete er das freundschaftliche Verhältnis zu Deutschland von Stufe zu Stufe inniger. Die Umstände, die außenpolitischen Lagen wußte er so geschickt auszunützen, daß es schließlich für Deutschland vorteilhafter wurde, mit der Doppelmonarchie in ein engeres Bündnis zu treten. Er zweifelte nie daran, daß, wenn einmal Bismarck zwischen der Doppelmonarchie und Rußland zu wählen habe, die Wahl auf Oesterreich-Ungarn fallen werde. Dieses Bewußtsein machte jeden seiner Schritte sicherer. Und als die Situation zur Reife kam, so war es Bismarck und nicht er, der die ersten Schritte zur Initiative unternahm. Bismarck und Andrássy wußten es wohl, und auch heute weiß man es im Deutschen Reich, daß Ungarn das sicherste Element in der Doppelmonarchie für den Bestand des Bündnisses ist.

Die außenpolitischen Probleme der Epoche Bismarcks und Andrássys bilden auch die Fragen der heutigen Zeit.

In den Ideen Bismarcks und Andrássys ist die befruchtende Kraft für die Orientierung unsrer auswärtigen Politik zu suchen. In Ungarn wird das mit dem Deutschen Reiche geschlossene Bündnis fest und unerschütterlich gepflegt, und

Digitized by Google

ebenso unerschütterlich halten wir an der großen Ueberlieferung Bismarcks und Andrássys fest, um jeden Preis zu verhindern, daß die Balkanstaaten eine Beute des Panslawismus werden.

Das Problem des Weltfriedens[1])

Von

Philipp Zorn

I

Der 12. Dezember 1916 wird unter allen Umständen ein großer Tag der Weltgeschichte bleiben: mit edlem und berechtigtem Stolze werden künftige deutsche Geschlechter einst auf diesen 12. Dezember 1916 zurückblicken und in ihm einen der höchsten Ehrentage unsres Kaisers und auch — das müssen wir heute anerkennen, wie es auch die Geschichte tun wird — seines Kanzlers erblicken.

Das deutsche Friedensangebot hat zunächst seine Antwort in Ministerreden gefunden, erst in einer blindwütenden Rede des augenblicklichen russischen Ministers des Auswärtigen, die in einem fast nicht mehr begreiflichen Gegensatze zur Wirklichkeit der Dinge, gerade für Rußland, stand, dann in einer gewundenen Rede Sonninos, endlich in einer überreizten anmaßenden Rede Briands und einer alles staatsmännische Maß überschreitenden wildfanatischen Kriegsrede Lloyd Georges. Es ist vergebliche Liebesmühe, aus Verschiedenheiten dieser Reden im einzelnen und aus Verschiedenheiten des Tones in ihnen herausfinden zu wollen, daß der Weg für Verhandlungen nicht völlig verschlossen werden sollte; auch sind diese Tüfteleien unser unwürdig. Die sämtlichen Reden der führenden Staatsmänner unsrer Feinde, die dem Friedensangebot der Zentralmächte unmittelbar folgten, waren nach Ton und Inhalt wilde Kriegsreden und damit ein schroffes Nein zu unsrem Friedensangebot; auch wo die „Prüfung" deutscher Vorschläge offengehalten war, ergab sich aus dem übrigen Inhalt der Reden mit aller Klarheit, daß die Voraussetzungen solcher „Prüfung" derart sein würden, daß sie unsrerseits ein sofortiges und scharfes Nein erfahren mußten. Die amtliche Antwort auf das deutsche Friedensangebot, die inzwischen erfolgte, entspricht völlig dem Geist und dem Ton der Ministerreden. Wir müssen sehr ruhig und fest der Sachlage uns bewußt sein: die Feinde wollen keinen Frieden, die Feinde wollen heute noch keinen Frieden; sie sind auch heute noch nicht durch die Tatsachen belehrt und warten mit gläubiger Inbrunst und mit einer Gewißheit, die eben nur aus der Kriegspsychose erklärbar ist, des Wunders, das ihnen die Möglichkeit bringen soll, uns den Frieden „zu diktieren".

---

[1]) Der nachfolgende Aufsatz ist geschrieben vor Veröffentlichung der Note der Zentralmächte an die Neutralen und der des Vierverbandes an Wilson.

Digitized by Google

Dies ist der Standpunkt der leitenden Staatsmänner. Die Parlamente haben dem zugestimmt; aber weder das russische, noch das italienische, noch das französische Parlament stehen, das darf als zweifellos angenommen werden, in ihrer Gesamtheit auf dem Standpunkt der leitenden Staatsmänner. Und noch weniger ist dies der Fall bei den Völkern. Und selbst in England fehlt es nicht an ernsten und sehr gewichtigen Stimmen, die das „Kriegsziel" des jetzigen englischen Diktators für aussichtslos erklären. Das sind Ausblicke und Gedanken der Zukunft. Die Gegenwart aber liegt für England und die ganze Schar seiner Vasallen in den Händen Lloyd Georges, dessen Antwortrede auf das deutsche Friedensangebot als das Gesamtprogramm der gegen uns verbündeten Mächte betrachtet werden darf.

Während unser Kanzler am 12. Dezember zwar in ernsten und markigen Worten auf die für uns günstige Gesamtlage und insbesondere auf die trotz Somme und Verdun für uns glänzende militärische Lage hinweisen konnte und mußte, sich dabei aber jeder verletzenden Kränkung der Feinde enthielt, strotzen die Reden der feindlichen Staatsmänner — nur Sonnino sprach gemäßigt — von einer Fülle schwerster und unerhörtester Beleidigungen gegen uns. Im niedrigsten Tone der Northcliffe-Presse ergehen sich die Staatsmänner der feindlichen Staaten insbesondere über Deutschland. Wir haben uns ja im Verkaufe der furchtbaren Kriegszeit an diese uns anfangs völlig unverständlichen Gemeinheiten und sinnlosen Verleumdungen gewöhnen müssen und schütteln sie einfach ab wie widerliches Ungeziefer; daß aber gerade dem deutschen Friedensangebot gegenüber die Staatsmänner der Großmächte, die sich als die Träger der höchsten Kultur und des Friedenswillens der Menschheit aufspielen, in die niedrige Tonart der Beleidigung und Beschimpfung zu verfallen für richtig und für staatsmännisch erachten, ist ein kennzeichnendes Symptom ihrer Gesinnung und zwingt uns zu äußerster Zurückhaltung behufs Wahrung unsrer nationalen Würde und Ehre.

Von charakteristischem Interesse ist ferner, daß in den sämtlichen ministeriellen Hetzreden gegen das Friedensangebot des Vierverbandes alle Schärfe sich nur gegen Deutschland richtet. Ob dies bewußte Berechnung ist, mag dahingestellt bleiben, ist auch für uns gleichgültig; daß die deutschen Waffen ebenso wie für das Deutsche Reich so auch für das unversehrte Dasein der österreichisch-ungarischen Monarchie, für den nationalen Abschluß des jungen kraftvollen Staates Bulgarien und für den Bestand des Osmanischen Reiches mit der Hauptstadt Konstantinopel kämpfen, liegt so klar zutage und ist so unbedingtes gemeinsames Lebensinteresse der verbündeten Zentralmächte, daß jede Spekulation auf Zwietracht unter diesen Verbündeten von vorneherein zur Unmöglichkeit, ja fast zur Lächerlichkeit verurteilt ist.

Die Reden der feindlichen Staatsmänner, insbesondere diejenige Lloyd Georges, lassen sich inhaltlich in zwei Teile sondern, deren einer die Gründe des deutschen Friedensangebotes und im Zusammenhang damit die gesamte politische und militärische Gesamtlage der Welt behandelt, indes der andere das Kriegsziel unsrer Feinde zu bestimmen unternimmt. Wir finden in allen diesen

Digitized by Google

Erörterungen nicht viel Neues, und die amtliche Antwort auf unser Friedensangebot ist nichts als eine geistig sehr kümmerliche Wiederholung der alten Redensarten und unberechtigten Vorwürfe; das deutsche Friedensangebot hat zu keinerlei neuen Gesichtspunkten in der politischen und militärischen Beurteilung der Weltlage bei den verbündeten Mächten der uns gegenüberstehenden Allianz der großen Weltmächte, wenigstens bei ihren leitenden Staatsmännern, geführt. Man erklärt das Friedensangebot für einen „Bluff", für eine „Falle". Dafür können wir kaum ein Verständnis finden. Offener und ehrlicher kann man den Friedenswillen nicht zum Ausdruck bringen, als es unser Kanzler getan hat. Aber man lebt bei unsren Gegnern, dank insbesondere der die seelische und geistige Verfassung des größten Teiles der Menschheit, einschließlich der „Neutralen", vergiftenden Arbeit der wichtigsten und verbreitetsten großen Preßorgane, so sehr in einer Welt von Täuschungen, Verleumdungen, Betrug und Hinterlist, daß man offenbar die Fähigkeit, ein offenes, ehrliches Wort als solches zu nehmen und ihm den guten Willen des Verstehens entgegenzubringen, so gut wie ganz verloren hat.

Daß das Friedensangebot als Zeichen der Schwäche bezeichnet und als solches ausgebeutet werden würde, mußten wir erwarten. Die Zentralmächte sind am Ende ihrer Kraft, und bald werden sie auf den Knien um Frieden bitten müssen — so lautete der Jubelruf, insbesondere der französischen Zeitungen; seit der Marneschlacht ist ja dieser Ausspruch ein eiserner Bestandteil des verlogenen Preßkrieges gegen die Zentralmächte, und noch immer hat man nicht die ungeheure Lächerlichkeit erkannt, der man durch diesen immer wiederholten Ausspruch, den die Wirklichkeit der Dinge Lügen straft, verfällt. Die Neutralen allerdings, auch die uns feindlichen, sind sich dieser Lächerlichkeit allmählich bewußt geworden und sprechen dies auch, teilweise in sehr drastischer Weise, aus. Und wenn ein Staatsmann, wie der durch unaufhörliche Mißerfolge und durch parlamentarische Kämpfe überreizte und dadurch des ruhigen Urteils beraubte Briand in diese Preßtiraden einstimmt, so verfällt er damit eben auch der Lächerlichkeit.

Indes stehen unsre Fronten fest: im Westen nach der Sommeschlacht, trotz der Munition der ganzen Welt, die gegen uns zur Vernichtung zusammengeschleppt worden war und trotz riesiger Uebermacht der Gegner und der gewaltigsten Menschenopfer, die je bei einem Angriffe gebracht wurden; im Osten ebenso, trotz der japanischen Munition, der enormen Uebermacht und der wahnsinnigen Brussilowschen Menschenopfer; am Isonzo und an der Struma ebenso. Ueberall kleine militärische Vorteile, aber nicht die mindeste Veränderung der militärischen Gesamtlage. Und an der Donau stehen gewaltige deutsche Heere nach Vernichtung des Staates Rumänien an der Schwelle der reichsten Gebiete Rußlands. Wer bei solcher Lage der Dinge von „Schwäche" der Zentralmächte faseln kann, hat eben den normalen Menschenverstand verloren. Und wenn unser Kanzler in seiner welthistorischen Rede vom 12. Dezember mit ruhigem Ernst auf diese militärische Lage zur Begründung unsres Friedensangebotes hinweist, so ist dies

Digitized by Google

nicht, wie ihm Lloyd George vorwirft, großsprecherische Ruhmredigkeit, sondern einfache nüchterne Feststellung von Tatsachen.

Aber man verweist auf die „innere" Schwäche der Zentralmächte, die zum baldigen völligen Zusammenbruch führen müsse. Auf eine Spaltung des Volkes in Deutschland oder der Völker in Oesterreich-Ungarn allerdings scheint man nicht mehr zu rechnen: dies früher so vielbetonte und mit geradezu zärtlicher Vorliebe verwendete Argument ist aus den Reden der gegnerischen Staatsmänner verschwunden; man ist sich heute doch darüber klar geworden, daß die Sozialdemokratie im Deutschen Reiche, mit wenigen Ausnahmen, in erster Linie nicht international, sondern deutsch ist, und die österreichisch-ungarische Monarchie hat ihre innere Festigkeit in einer weltgeschichtlich nicht nur für die Feinde, sondern auch für uns so überraschend großartigen Weise erwiesen, daß kein verständiger Mensch mehr von der „Lebensunfähigkeit" dieses Völkerstaates sprechen kann, und daß überhaupt der Glaubenssatz von der Alleinberechtigung des Nationalitätsprinzips für den modernen Staat, wie ihn insbesondere die Italiener vertreten, aufgegeben werden muß. Daß übrigens diesem Prinzipe auch der Staat England und vor allem Rußland, ebenso Belgien, widersprechen, sei nur nebenbei bemerkt.

Die wirtschaftliche Schwäche der Zentralmächte aber sei, so meinen die Gegner, auf einen so hohen Grad angestiegen, daß der baldige Zusammenbruch unaufhaltsam und unzweifelhaft erfolgen müsse. Das war und ist die wie ein Glaubenssatz verkündete Zuversicht insbesondere der englischen Staatsmänner. Und was noch fehle, das müsse, so schmettert Lloyd George in die Welt, eine verschärfte „Blockade" und ein noch stärkerer Druck auf die Neutralen, insbesondere auf Norwegen und Holland, tun. Dann werde ganz gewiß bald der Tag des Endes der Zentralmächte da sein.

Mit großer Ruhe vernehmen wir auch diese großsprecherischen Fanfarenklänge; auch sie haben wir ja schon so oft gehört. Und sie waren immer leerer Schall und sie werden leerer Schall bleiben. Offen und ehrlich, wie es deutsche Wesensart ist, gestehen wir zu, daß der Krieg uns wirtschaftliche Schwierigkeiten gebracht hat und daß diese Schwierigkeiten nicht gering sind. Aber ruhige neutrale Beobachter haben längst und in sehr klarer Weise festgestellt, daß das deutsche Leben sich auf diese Schwierigkeiten vollständig eingestellt hat, sowohl was die Ernährung des Volkes, als was die übrigen Bedürfnisse betrifft; je länger der Krieg dauert, desto mehr kommt man in diesen Fragen über das Stadium unsicherer und gefährlicher Experimente hinweg zu einer, wenn auch eingeschränkten, so doch ausreichenden und gesicherten Lebenshaltung des ganzen Volkes. Und selbst wenn die Schwierigkeiten noch ganz erheblich größer werden würden, als sie es dermalen sind, sie werden uns ganz sicher nicht auf die Knie zwingen. Wir möchten am liebsten Herrn Lloyd George einladen, durch eine Rundreise in Deutschland von Nord nach Süd und von West nach Ost sich persönlich vom Stande des deutschen Lebens nach zwei-

Digitized by Google

einhalb Jahren des furchtbarsten Krieges und einer fast vollständigen Absperrung von der Welt zu überzeugen, insbesondere auch von dem unerschütterlichen Willen des ganzen deutschen Volkes, jung und alt, reich und arm, der Männer und unsrer tapferen Frauen, sich durch diese Schwierigkeiten nicht beugen zu lassen; nur Unmöglichkeiten des Lebens würden uns beugen können, aber zu Unmöglichkeiten werden die Schwierigkeiten nicht werden.

Von den Neutralen — von der amerikanischen „Neutralität" sehen wir dabei ganz ab — haben wir eine erhebliche Erleichterung unsrer Schwierigkeiten nicht erfahren, und hegen auch für die Zukunft keine bessere Hoffnung. Aber es wird von hohem Interesse für uns sein, welche Erfahrungen Herr Lloyd George mit der verschärften „Blockade" und mit dem verstärkten Druck auf die Neutralen machen wird. Fast sollte man doch annehmen, ein Staatsmann, der über seine normalen Verstandeskräfte verfügt, müßte an den griechischen Erfahrungen genug haben. Aber diese Erwägungen überlassen wir in aller Ruhe dem Diktator unsrer Gegner und beobachten mit lebhaftem Interesse, wie die französische Presse durch lügnerische Verleumdungen die Neutralität der Schweiz als durch Deutschland gefährdet schildert, indes die Koalition unsrer Feinde die Neutralität Griechenlands in grauenhafter Weise zertritt und die Neutralität von Schweden, Holland und Norwegen durch Gewalt und durch Hinterlist zu knebeln versucht.

Wir geben unsre Schwierigkeiten ruhig zu. Wir können dies um so ruhiger, als die Schwierigkeiten auf der Seite unsrer Gegner sich täglich steigern und wir, nicht nur aus unverbürgten Zeitungsnachrichten, sondern aus den eignen Worten der gegnerischen Staatsmänner mit voller Sicherheit den Schluß ziehen dürfen, daß in den Ländern der Feinde die Schwierigkeiten kaum geringer sind als bei uns, ja wohl bald die unsrigen übersteigen werden. Wir haben auch heute noch, wie Graf Schwerin-Löwitz in ausgezeichneter Weise festgestellt hat, die niedrigsten Getreidepreise von allen kriegführenden Ländern; wir haben auch nicht Tausende von ungeheizten Wohnungen wie Frankreich und Italien, und wir haben keine Hungerrevolten wie Rußland. Alle Maßregeln, die wir behufs Ueberwindung der Schwierigkeiten getroffen haben und die man als zweifellose Merkzeichen des Zusammenbruches mit giftigem Hohne übergossen hat, macht man uns nach: die Brotkarte und die staatliche Ordnung der Verteilung der wichtigsten Lebensmittel, die fleischlosen Tage und das Zivilhilfsdienstgesetz; der größte Teil der Antwortrede Lloyd Georges auf unser Friedensangebot besteht ja aus solchen Betrachtungen und gesetzgeberischen Ankündigungen bis zur vollkommenen Schiffahrtsverstaatlichung! Wenn wir eines Trostes bedürften, was Gott sei Dank durchaus nicht der Fall ist — dieser Teil der Lloyd Georgeschen Rede könnte uns wirklich ein großer Trost sein!

Aber der für uns schönste Satz in der Rede des Diktators der gegnerischen Allianz, der in allen Ländern und Völkern der Zentralmächte den tiefsten Widerhall gefunden hat, war doch der Satz, in dem Lloyd George die schwere Gefahr feststellte, mit der der deutsche U-Boot-Krieg die Ernährung des englischen Volkes bedrohe!

Digitized by Google

II

Der andre Teil der Reden, mit denen die Staatsmänner des Vierverbandes das Friedensangebot der Zentralmächte beantwortet haben, beschäftigt sich mit dem zu erkämpfenden Kriegsziel und sucht, von den Kriegsursachen ausgehend, dieses Kriegsziel einigermaßen fester als bisher zu umgrenzen. Als bemerkenswert heben wir hinsichtlich dieses Punktes hervor, daß die wilden Phantasien von Zertrümmerung und Vernichtung Deutschlands, von Aufteilung der österreichisch-ungarischen Monarchie und der Türkei, die in manchen früheren Reden der Staatsmänner anklangen, sich in den letzten Reden nicht mehr finden, wenigstens nicht unmittelbar ausgesprochen sind, ausgenommen nur das russische Kriegsziel Konstantinopel und die Meerengen in der russischen Antwortrede.[1])

Aber das Todesurteil, das man insbesondere über das Deutsche Reich gefällt hatte, hält man, wie es scheint, doch nicht mehr für vollstreckbar.

Sowohl die gegnerischen Ministerreden als die amtliche Antwortnote behandeln die Kriegsursachen. Darüber ist jede Aussprache derzeit nutzlos und vergebens. Die Gegner behaupten: die Zentralmächte haben den Krieg erklärt, das beweist, daß sie ihn gewollt haben; insbesondere Deutschland hat den Krieg seit vierzig Jahren planmäßig vorbereitet und das Wesen des heutigen deutschen Staates, des Reiches, ist überhaupt Kriegsbedrohung, Krieg und Eroberung. Wir behaupten: die mit Vorwissen, wahrscheinlich auf Anstiften Rußlands, seit langer Zeit fortgesetzten serbischen Verschwörungen gegen Oesterreich-Ungarn, die ihren Höhepunkt in dem furchtbaren Meuchelmorde gegen den österreichisch-ungarischen Thronfolger und seine Gemahlin fanden, waren ein unmittelbarer Angriff nicht nur auf die Ehre, sondern auf das Dasein des Staates Oesterreich-Ungarn; Deutschland mahnte in Wien mit energischen Worten zu unmittelbarer Verständigung mit Rußland; als aber diese Verhandlungen durch die russische Mobilisierung jäh zerrissen wurden, stand es und mußte es stehen an der Seite des Bundesgenossen; Rußland hat Serbien, das zur Erfüllung der österreichisch-ungarischen Genugtuungsforderung bereit war, an der Leistung dieser Genugtuung verhindert: dies und die Mobilisierung der gesamten russischen Armee war der Krieg; wie das dänische Blatt „Sozialdemokraten" am 2. August 1914 in lapidarer Kürze feststellte: „Rußland hat den Weltenbrand angezündet;" der von Rußland mit bewußter Absicht entfesselte Krieg war nach Lage der Dinge zugleich der Krieg mit Frankreich. Und gemäß der von langer Hand, nämlich seit der Thronbesteigung Eduards VII., erfolgten Vorbereitung trat auch England in diesen Krieg ein. Die Verletzung der Neutralität Belgiens war leerer Vorwand: Belgien hatte seit 1906

[1]) In der Note an Wilson ist nunmehr das feindliche Kriegsziel vollständig verkündet; darauf wird zurückzukommen sein.

Digitized by Google

durch feste Abmachungen sich in Verletzung seiner Neutralitätspflicht zum militärischen Vorposten der Westmächte gemacht.

Diese sich schroff gegenüberstehenden Anschauungen über den politischen Ausgangspunkt des Krieges lassen sich nicht vereinigen, erst spätere ruhige historische Forschung wird hier das entscheidende Wort zu sprechen in der Lage sein. Wir stehen unerschütterlich auf dem Boden des Bewußtseins, daß wir den Weltkrieg weder vorbereitet noch gewollt haben, daß er vielmehr seit mehr als einem Jahrzehnt, insbesondere durch das Dreigestirn Delcassé-Grey-Sasonow vorbereitet und zuletzt durch das russische Vorgehen uns aufgezwungen wurde. Diese Ueberzeugung aber teilt so gut wie einmütig das ganze deutsche Volk: der Weltkrieg ist für unser ganzes Volk ein Verteidigungskrieg heiligster Ueberzeugung um seine höchsten nationalen Güter, um Sein oder Nichtsein.

Jede Verhandlung über diese Kriegsursachen ist heute vergeblich. Hat man den ehrlichen Willen, zu einem Abschluß des furchtbaren Völkermordens zu gelangen, so muß man auf die Erörterung der Kriegsursachen verzichten. Nicht als ob wir dieser Erörterung aus dem Wege zu gehen Anlaß hätten: aber es ist klar ersichtlich, daß heute ein Ergebnis in diesem Punkte nicht gewonnen werden kann.

Anders steht es mit der Frage des Kriegszieles. Wenn überhaupt ein Abschluß der gegenwärtigen Weltkatastrophe gewonnen werden soll, muß über das Kriegsziel eine Einigung möglich sein und der Umstand, daß die Zentralmächte den Gegnern und der Welt ihr Friedensangebot unterbreitet haben, ist der Beweis dafür, daß man seitens der Zentralmächte eine Einigung über das Kriegsziel für möglich hält. Daß man die Friedensbedingungen im einzelnen seitens der Zentralmächte nur in gemeinsamer Verhandlung der Kriegführenden bekanntzugeben entschlossen war, war ein einfaches und selbstverständliches Gebot politischer Klugheit.

Lloyd George hat, in Uebereinstimmung mit früheren Erklärungen von Asquith, das Kriegsziel zusammengefaßt in den drei Gesichtspunkten: Wiederherstellung, Genugtuung, Bürgschaften der Zukunft. Der Rahmen, in den der englische Staatsmann diese Forderungen einstellt, ist allerdings: Vernichtung der „preußischen Militärkaste", und hier versteigt sich der heißblütige Advokat zu heftigen und höchst unstaatsmännischen Schmähungen gegen Deutschland; er spricht von „Säbelrasseln in allen Gassen" und von „fortwährender Bedrohung der friedlichen Arbeit Europas"; das müsse „aufhören". Nur mit einem kurzen Wort seien diese wilden Ausfälle zurückgewiesen: wir haben keine „preußische Militärkaste", sondern ein deutsches Volksheer, dem jeder wehrfähige deutsche Mann, ob hoch oder nieder, ob reich oder arm, angehört; in diesem Volksheere sind die kaiserlichen Prinzen die Kameraden des einfachsten landwirtschaftlichen und Fabrikarbeiters; das ist deutsche „Demokratie" und wir erachten dies als ein sittliches und wirtschaftliches Hauptstück deutschen Volkstumes. Daran wird keine Macht der Welt etwas zu ändern die Kraft haben.

Digitized by Google

Aber wir wissen nichts von einem „Säbelrasseln in allen Gassen", das „die friedliche Arbeit Europas fortdauernd bedrohe". Indes England, Frankreich und Rußland in den letzten Jahrzehnten in aller Welt nicht nur mit dem Säbel rasselten, sondern andauernd Kriege führten zur Ausbreitung ihrer Weltmacht, die wahrlich an sich schon groß genug war, haben wir vierzig Jahre Frieden gehalten, selbst bei ernster Bedrohung und trotz sehr günstigen Gelegenheiten. Und wir haben nicht die mindeste Lust, uns von dem Staat der Kitchenerschen Konzentrationslager und der vor die Mündung der Kanonen gebundenen Inder sittliche Vorhaltungen über Kriegführung machen zu lassen. Die hochtrabenden und hochtönenden Worte über den preußischen „Militarismus" weisen wir zurück als leere Phrasen, mit denen kein verständiger Mensch etwas anzufangen weiß. Unser „Militarismus" war und ist auch nichts andres, als was das französische und russische Militärsystem je und je war und bis auf den heutigen Tag ist; genau so liegt die Sache mit Italien, und daß England ein Militärsystem in diesem Sinne in Friedenszeiten nicht hatte, erklärt sich einfach aus geographischen Gründen; der Gedanke aber des festländischen „Militarismus" ist für England in viel höherem Grade ausgeprägt in dem englischen Flottensystem, durch das England die Welt beherrschen will und bis zum gegenwärtigen Weltkriege auch wirklich beherrscht hat; die Weltgeschichte beweist doch klar genug, daß das Wort von dem „Säbelrasseln in allen Gassen" von England in unendlich viel höherem Maße gilt als von Deutschland.

Mit diesen hohlen Phrasen weiß kein verständiger Mensch etwas anzufangen und man möge sich doch endlich einmal entschließen, auf solche leeren Redensarten, die gegenüber der Wirklichkeit der Dinge nur lächerlich wirken, zu verzichten.

Als wirkliche Kriegsziele, über die ernsthaft verhandelt werden kann, bezeichnen die englischen Staatsmänner: Wiederherstellung, Genugtuung, Bürgschaft. Sie sollen nunmehr einer ruhigen Prüfung unterzogen werden, deren Grundlage der feste gute Wille bildet, ein Einverständnis zu gewinnen, das das Ende des grausigen Mordens und die Sicherheit des künftigen Weltfriedens verbürgen würde. Allerdings sind ja die drei genannten Forderungen vieldeutig genug, um den verschiedensten Erklärungsversuchen Raum zu geben, und in wie hohem Grade dies tatsächlich der Fall ist, beweist die Presse der ganzen Welt. Wir halten uns einfach an die Worte und deren gewöhnliche Bedeutung.

Daß die Forderung der „Wiederherstellung" auf eine unveränderte Erneuerung des europäischen Staatensystemes, wie es vor dem Weltkriege bestand, gerichtet werden könnte, nimmt wohl kein denkender Mensch an, und dies erscheint auch einfach unmöglich; auch die Reden der gegnerischen Staatsmänner fordern ja Veränderungen, die weitgehendsten der russische Minister, zweifellos auch Italien. Und Hervé, der Vertrauensmann Briands, hat in seiner „Victoire" vom 23. Dezember sich über die Eroberungsziele der Verbandsmächte mit aller nur wünschenswerten Klarheit ausgesprochen (siehe „Kölnische Zeitung" vom

Digitized by Google

6. Januar Nr. 16). Andrerseits wird es aber auch nach dem bisherigen Ergebnis des Weltkrieges als zweifellos angesehen werden müssen, daß das Staatensystem der europäischen Großmächte und der am Weltkrieg nicht beteiligten neutralen Staaten, einschließlich Griechenlands, unverändert bleibt. Die Neuordnung der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel wird zu ernsten und schwierigen Verhandlungen führen, die aber bei gutem Willen des Erfolges nicht ermangeln werden. Der Anspruch Bulgariens auf sein mazedonisches Gebiet, der von den Westmächten bereits früher grundsätzliche Anerkennung gefunden hat, wird allerdings eine unbedingte Voraussetzung ersprießlicher Arbeit sein müssen; ebenso eine Ordnung der beiden serbischen Staaten, die für Oesterreich-Ungarn eine Sicherung gegen die Wiederkehr von Zuständen enthält, die für die Ruhe, ja für den Bestand der Donaumonarchie eine stete und schwere Gefahr bildeten. Ob eine Wiederherstellung Rumäniens in seinem früheren Bestande dem europäischen Gesamtinteresse entspricht oder ob in diesem Wetterwinkel eine sowohl für Rußland als für Oesterreich-Ungarn zweckmäßigere anderweite Gebietsgestaltung zu erfolgen hätte, wäre eine Frage ruhiger, in erster Linie von den beiden genannten Großmächten durchzuführender Verhandlung. Die Wiederherstellung von Belgien würde sich zu vollziehen haben unter Sicherung Deutschlands einerseits in rein wirtschaftlicher Beziehung, insbesondere für den Hafen von Antwerpen, dessen Lebensnerv schon vor dem Krieg der deutsche Ein- und Ausfuhrhandel war, andrerseits durch bestimmte Bürgschaften, daß Belgien niemals wieder in die Bahnen derjenigen Politik einlenken kann, die es seit 1906 verfolgt hat und die ihm zum tragischen Verhängnis wurde. Darin handelt es sich um deutsche Lebensfragen, die mit aller Vorsicht, aber zugleich mit aller Festigkeit behandelt werden müssen: die Sicherung des Erfolges dieser Verhandlungen wird darin zu erhoffen sein, daß diese deutschen Lebensfragen zugleich die Lebensfragen für Belgien selbst bilden. Für Polen wird es sich darum handeln, einen Einklang zu finden zwischen der auch von Rußland feierlich zugesicherten „Autonomie" und dem Prinzip des selbständigen Staates; bei dem zweifellosen Wohlwollen, das die Westmächte, Regierungen wie Völker, jederzeit dem Gedanken eines selbständigen Staates Polen entgegengebracht haben, darf wohl auch diese Schwierigkeit nicht als unüberwindlich betrachtet werden. Auch anderweitige Gebietsfragen des westlichen Rußland werden zwischen diesem Staate und den beiden Zentralmächten zur Erörterung kommen müssen und durch gegenseitiges Entgegenkommen und gegenseitige Ausgleichung ihre Erledigung zu finden haben. Die zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien streitigen Gebietsfragen werden unter Verwertung des auf der Balkanhalbinsel vorhandenen Kompensationsgebietes Albanien geregelt werden können unter der Voraussetzung, daß diese beiden Großmächte ihr gleichmäßiges und gleichberechtigtes Interesse am Adriatischen Meere anerkennen.

Schwer genug werden viele dieser Fragen sein und man wird zunächst allen Anlaß haben, bei ihrer Besprechung größte Zurückhaltung zu beobachten. Aber die eiserne Notwendigkeit, der Welt den Frieden wiederzugeben, wenn nicht

Digitized by Google

Europa zugrunde gehen soll, sowie der gute Wille, eine gesicherte europäische Staatsordnung unter der Aegide der Großmächte herzustellen, müssen den Weg finden lassen, um auch sehr große Schwierigkeiten zu überwinden. Deutscherseits wird es an diesem guten Willen sicherlich nicht fehlen, und hat man erst angefangen, gemeinsam zu arbeiten, so wird sich dieser gute Wille gewiß bald dahin stärken und steigern, daß er zum festen Entschlusse wird. In der Notwendigkeit gemeinsamen Verhandelns Auge in Auge und von Mund zu Mund kann ein sehr versöhnendes Moment liegen, falls nur die richtigen, zugleich festen und wohlwollenden Persönlichkeiten für solche Verhandlungen gefunden werden können.

Diese Gebietsfragen des europäischen Staatensystemes, zu denen noch asiatische, afrikanische und Südseefragen hinzutreten müssen, werden lange, vielleicht jahrelange Verhandlungen erfordern; für den Friedensschluß wird man sich begnügen müssen, die großen und besonders brennenden Hauptgesichtspunkte der künftigen Neuordnung festgestellt zu haben.

Soviel über den ersten Gesichtspunkt der Forderungen der Alliierten: die „Wiederherstellung". —

Der zweite Punkt der Forderungen lautet: „Genugtuung". Dieser Punkt ist seitens der Zentralmächte mit wenigen Worten zu erledigen und dem muß sofort hinzugefügt werden: jede weitere Verhandlung hierüber ist für die Zentralmächte unbedingt ausgeschlossen. Von einer seitens der Zentralmächte nach irgendeiner Richtung hin zu leistenden „Genugtuung" kann unter keinen Umständen die Rede sein. Die Zentralmächte haben den Krieg nicht gewollt noch gesucht; das Ergebnis des Krieges aber ist wahrlich nicht der Art, daß daraus die Forderung einer Genugtuung gegen die Zentralmächte sich ergeben könnte; die von den Zentralmächten besetzten ungeheuren Ländermassen der Gegner geben vielmehr lediglich eine Berechtigung für die Zentralmächte, Genugtuungsforderungen zu stellen. Die Frage der Kriegsentschädigung mag unerörtert bleiben; man wird sicherlich im Interesse des Gelingens des schweren Friedenswerkes gut tun, diese Frage zurückzustellen; hat man sich über andere Fragen verständigt, so wird dadurch, so hoffen wir, die Weltlage, um den Ausdruck zu brauchen: die ganze Weltatmosphäre, erheblich verbessert und damit der Boden auch für die Lösung der Entschädigungsfrage einigermaßen geebnet sein. Eine „Entschädigung" aber für Belgien oder Serbien müßte unter allen Umständen den großen Bundesgenossen dieser Staaten, die die Schuld an deren durch den Krieg herbeigeführten Untergang tragen, überlassen bleiben. Im übrigen sind die Zentralmächte mit der Forderung der „Sicherung" der kleinen Staaten selbstverständlich aufs lebhafteste einverstanden; sie entspricht durchaus der Gesamtpolitik dieser Staaten, die weder eine Vernichtung kleiner Staaten, wie der Burenrepubliken und Marokkos, noch eine Neutralitätspolitik wie diejenige der gegnerischen Mächte gegenüber Griechenland, Schweden, Holland, Norwegen im gegenwärtigen Kriege auf ihrer Rechnung stehen haben.

Digitized by Google

III

Anders dagegen liegen die Dinge bezüglich des dritten, von Lloyd George geforderten Punktes: den Bürgschaften für die Zukunft. In diesem Punkte haben seit der Rede des Deutschen Reichskanzlers vom 9. November die Verhältnisse bereits eine so weitgehende Klärung erfahren, daß man geradezu von einem grundsätzlichen Einverständnis der beiden großen Kampfparteien zu sprechen berechtigt ist. Das hat auch Wilson in seiner Friedensnote mit Recht betont. Und wenn auch diese schwierige Frage zu ihrer vollständigen Erledigung eine langandauernde Arbeit nötig machen wird, die selbstverständlich erst nach dem Friedensschluß durchgeführt werden kann, wie dies sowohl der amerikanische Präsident als die deutsche Antwortnote festgestellt haben, so ist es doch möglich und ist nach unsrer Ueberzeugung notwendig, schon im Friedensschlusse selbst, wenn auch nur in Kürze, die Grundgedanken dieser Bürgschaften der Zukunft als bindende vertragsmäßige Zusicherung an die Welt festzulegen.

Diese Grundgedanken wären die folgenden:

In seiner Rede an die Vertreter der neutralen Presse hat Lord Grey ausgesprochen: die Zukunft der Welt müsse durch bestimmte Bürgschaften gegen die Wiederkehr einer so furchtbaren Katastrophe wie die gegenwärtige gesichert werden. Und in seiner Rede vom 9. November im Haushaltsausschuß des Deutschen Reichstages hat der Deutsche Reichskanzler diesen Gedanken aufgenommen und in lebhaften, geradezu feierlichen Worten dazu seine Zustimmung erklärt, eine Erklärung von um so höherer Bedeutung, als in ihr zweifellos eine Neuorientierung der deutschen Politik gegenüber der früheren Stellungnahme Deutschlands in dieser Frage, insbesondere bei den Haager Verhandlungen von 1907, liegt.

Worin sollen diese Bürgschaften bestehen?

Für Beantwortung dieser Frage haben wir bereits eingehende und ausgezeichnete Vorarbeiten in den Haager Verhandlungen und Beschlüssen von 1899 und 1907, die lediglich der weiteren systematischen Ausgestaltung bedürfen, damit das sowohl vom englischen wie vom deutschen Staatsmann geforderte Ziel erreicht werde. Die Haager Friedenskonferenz von 1899 hat in langer und schwieriger Arbeit den ständigen Schiedsgerichtshof zur friedlichen Erledigung internationaler Streitfragen geschaffen. Dieser internationale Schiedsgerichtshof ist durch Staatsvertrag als oberste internationale Rechtsinstanz von allen zivilisierten Staaten der Welt angenommen; er hat sich ausgezeichnet bewährt und bereits in einer größeren Anzahl schwieriger und teilweise den Weltfrieden schwer gefährdender Fälle Recht gesprochen und damit der Welt den Frieden bewahrt. Die Weltkatastrophe von 1914 allerdings hat er nicht zu verhindern vermocht. Man mag an der Organisation des Haager Schiedsgerichtshofes Kritik üben und Verbesserungen fordern, wie dies insbesondere von seiten Amerikas auf der Konferenz von 1907 geschehen ist, indem Amerika einen ausgearbeiteten Entwurf für Herstellung eines „wirklich

Digitized by Google

ständigen" Schiedsgerichtshofs vorlegte; dieser Entwurf blieb ohne Ergebnis. Ueber diese und andre Verbesserungsvorschläge wird sich ohne Schwierigkeit weiter verhandeln lassen. Aber vorhanden, und zwar als vollkommen bewährt, ist bereits der oberste internationale Gerichtshof und damit der Grund- und Eckstein für das Gebäude der künftigen Friedensordnung der Welt.

Dieser Gerichtshof spricht Recht als Schiedsgerichtshof auf Anrufen der Parteien; seiner Entscheidung sich in gutem Glauben zu unterwerfen, sind die Parteien durch den Staatsvertrag verpflichtet, und es ist dies in allen bisher entschiedenen Fällen sofort und unweigerlich geschehen. Der Haager Schiedshof ist nicht ein ständiger Gerichtshof im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern nur eine Liste von Mitgliedern, die die Staaten zum Gerichtshofe ernennen; aus dieser Liste wird im einzelnen Streitfall das Schiedsgericht gebildet, und zwar, falls die Parteien nicht anders bestimmen, derart, daß jede Partei zwei Schiedsrichter ernennt und die so ernannten Schiedsrichter sich ihren Vorsitzenden wählen. Durch sehr eingehende Vorschriften ist das Verfahren vor dem Schiedshof sorgfältig geregelt.

Der oberste Gerichtshof der Welt ist also bereits vorhanden und praktisch bewährt. Daß dieser Gerichtshof nur ein Schiedsgerichtshof sein kann, ergibt sich mit zwingender logischer Notwendigkeit aus der Souveränität der Staaten. Eine Aenderung dieser grundsätzlichen Gesichtspunkte muß nach meiner Ueberzeugung, soweit heute Menschengedanken reichen, als ausgeschlossen erachtet werden. Der Vollzug der Urteile des Schiedshofes beruht auf „Treu und Glauben", also auf freiwilliger Unterwerfung der Parteien. In den bis jetzt entschiedenen Fällen ist diese Unterwerfung, wie bereits bemerkt, alsbald und unweigerlich erfolgt; die moralische Kraft der internationalen Rechtsordnung hat sich somit als sehr stark erwiesen, und ein Bedürfnis nach Zwangsorganen für den Vollzug der Urteile hat sich bis jetzt nicht gezeigt. Auch in diesem Punkte wird man sich bei dem dermaligen unvollkommenen Rechtszustande bescheiden müssen; die phantastischen Utopien eines internationalen Zwangsdienstes, einer Art internationaler Gendarmerie, können um so mehr auf sich beruhen bleiben, als die Annahme gerechtfertigt und durch die Praxis bewährt erscheint, daß kein Staat sich der Pflicht, sich dem Schiedsspruch zu unterwerfen, entziehen wird, es sei denn, daß geradezu Existenzfragen hierzu nötigen würden.

Die vorhandene Rechtsordnung darf also in diesen wichtigen grundsätzlichen Punkten als ausreichend betrachtet werden.

Nicht aber ist dies der Fall bezüglich des andern hochwichtigen grundsätzlichen Punktes: Welche Streitfälle hat der Schiedshof zu entscheiden? Das für die Beantwortung dieser Frage vorhandene Recht ist unzureichend und kann, ja muß wesentlich weiter ausgebaut werden. Eine energische Arbeit nach dieser Richtung wird baldmöglichst aufgenommen werden müssen, und es besteht durchaus begründete Hoffnung, daß diese Arbeit ohne sehr große Schwierigkeiten bald zu einem guten Abschluß gebracht werden

Digitized by Google

kann, dank insbesondere der Verhandlungen der zweiten Friedenskonferenz von 1907.

Die Welt fordert, daß auch für die Erledigung von Streitfällen, die Ehre und Lebensinteresse der Staaten berühren, eine irgendwie geartete Rechtspflicht der Staaten zur friedlichen Erledigung geschaffen werde. Und die Staaten werden sich der Lösung dieses Problems, so schwer es auch sein mag, nicht entziehen dürfen.

Auf dem Wege der Freiwilligkeit konnten auch bei der gegenwärtigen Rechtslage bereits solche Streitfälle zu schiedsrichterlichem Austrage gebracht werden, und dies ist wiederholt mit bestem Erfolg geschehen. Der Venezuela-Fall, auch der Casablanca-Fall — das Deutsche Reich war an beiden beteiligt — waren zweifellos Streitfälle, die unter die Ehrenklausel fielen: sie wurden ohne große Schwierigkeit durch den Haager Schiedshof zur friedlichen Erledigung gebracht. Daß nach dem Meer von Blut und Schmerzen, das die Katastrophe von 1914 über die Menschheit gebracht hat, die Neigung der Staaten, auch Streitfälle der Ehrenklausel freiwillig der Schiedssprechung zu unterwerfen, für lange Zeit hinaus eine wesentliche Stärkung erfahren wird, darf als sicher angenommen werden. Aber trotzdem wird man eine Rechtspflicht fordern, und diese Forderung wird erfüllt werden müssen.

Die Wege, die sich hierfür bieten, sind verschiedener Art, und es wird eine Aufgabe schwerster und ernstester Arbeit sein, den sichersten dieser Wege zu finden. Das muß der Zukunft vorbehalten bleiben; die amerikanischen Vorarbeiten hierfür seit 1907 werden dankbar bei dieser großen Arbeit verwendet werden können. An dieser Stelle mag nur in Kürze der folgende Gedanke zum Ausdruck kommen.

In die Schiedsgerichtskonvention von 1899 wurde auf amerikanischen Antrag — der Gedanke rührt von dem Amerikaner Holls — ein Artikel folgenden Inhaltes aufgenommen und ist auch in der Schiedsgerichtskonvention von 1907 beibehalten: Ergeben sich schwere Streitfälle zwischen zwei oder mehreren Staaten, so können die streitenden Teile die Vermittlung andrer unbeteiligter Staaten derart anrufen, daß der ganze Streitfall diesen Vermittlern übergeben wird, die die Pflicht haben, die Sache zu prüfen und, wenn irgend möglich, zu friedlichem Ausgleiche zu bringen. Der Artikel (8) hat folgenden Wortlaut:

„Die Vertragsmächte sind einverstanden, unter Umständen, die dies gestatten, die Anwendung einer besonderen Vermittlung in folgender Form zu empfehlen:

Bei ernsten, den Frieden gefährdenden Streitfragen wählt jeder der im Streite befindlichen Staaten eine Macht, die er mit der Aufgabe betraut, in unmittelbare Verbindung mit der von der andern Seite gewählten Macht zu treten, um den Bruch der friedlichen Beziehungen zu verhüten.

Während der Dauer dieses Auftrags, die, unbeschadet anderweitiger Abrede, eine Frist von dreißig Tagen nicht überschreiten darf, stellen die streitenden

Digitized by Google

Staaten jedes unmittelbare Benehmen über den Streit ein, welcher als ausschließlich den vermittelnden Mächten übertragen gilt. Diese sollen alle Bemühungen aufwenden, um die Streitfrage zu erledigen.

Kommt es zum wirklichen Bruche der friedlichen Beziehungen, so bleiben diese Mächte mit der gemeinsamen Aufgabe betraut, jede Gelegenheit zu benutzen, um den Frieden wiederherzustellen."

Man wird nicht zweifeln dürfen, daß dieses „Können" in eine Rechtspflicht umgewandelt werden könnte und damit wäre in jedem Falle eine erhebliche Wahrscheinlichkeit friedlicher Erledigung und folglich eine starke Garantie des Weltfriedens gewonnen. Die endgültige Entscheidung freilich, ob das Ergebnis der Vermittlertätigkeit angenommen werden kann, müßte immer der souveränen Entscheidung der beteiligten Staaten vorbehalten bleiben. Daß dieser Weg gangbar wäre, wird zugegeben werden müssen; daß sein Beschreiten ein ungeheurer Fortschritt zur Sicherung des Weltfriedens wäre, liegt klar zutage.

*

Das sind Gedanken und Hoffnungen der Zukunft. Die Feinde haben unser Friedensangebot abgelehnt, und zwar mit unverschämten, anmaßenden Worten. Die Gegenwart gehört also dem Schwert und den U-Booten; das ungeheure Morden geht weiter und man kann kaum die Hoffnung hegen, daß es möglich sein wird, den grausigsten Entscheidungskampf, den die Welt je gesehen hat, zu vermeiden. Wir stehen diesem furchtbaren Gedanken, wie dem ganzen Weltkriege, mit der Ruhe des guten Gewissens gegenüber: Wir haben den Krieg nicht gewollt und wir haben den Frieden angeboten. Die Verantwortung für die Fortdauer des wahnsinnigen Völkermordens, der sinnlosen Vernichtung ungeheurer wirtschaftlicher und kultureller Werte, der völligen Verwüstung und Vernichtung herrlicher Landschaften, der täglichen Versenkung gewaltiger Werte auf den Meeresgrund tragen ausschließlich vor der Weltgeschichte unsre Gegner. Zwar blenden und verblenden die Regierungen von England, Frankreich, Italien und Rußland durch ihre Staatsmänner und die in ihrem Sold und Dienst stehende Presse die eignen Völker und weithin die Welt der Neutralen durch die Behauptung: ihr Kampf gegen die Zentralmächte sei der Kampf um ein Kulturideal. Aber weder Rußland noch Italien noch Frankreich machen auch nur den geringsten Hehl daraus, daß der Krieg für sie ein Eroberungskrieg ist; in geradezu phantastischen Dimensionen bewegt sich die Eroberungsgier, selbst in den Reden verantwortlicher Staatsmänner. Gegen diese Eroberungsgier stehen die Zentralmächte im Verteidigungskampf um ihr Dasein. Und das „Kulturideal", das unsre Feinde der Welt vortäuschen, sind anmaßende Phrasen. Wir bedürfen keiner staatlichen Erziehung durch Engländer und Franzosen, geschweige denn durch Italiener, Russen und Serben. Es ist eine in der Weltgeschichte geradezu unerhörte Anmaßung, mit der unsre Feinde uns als Erzieher gegen-

Digitized by Google

überzutreten die Stirne haben. Bevor nicht unsre Waffen den Wahnsinn dieser frechen Anmaßung zertrümmert haben, scheint keine Aussicht gegeben auf eine Wiederherstellung der Friedensordnung der Welt. Trotz der klar vor aller Augen liegenden militärischen Entscheidung warten die Feinde noch in gläubiger Inbrunst auf das Wunder, das ihnen den Sieg bringen soll, und sie haben das Friedensangebot der Zentralmächte, das nach Lage der Dinge nur ein Akt höchster Mäßigung sein konnte, mit hochtrabenden Worten abgelehnt, weil der Friede auf Grund der gegenwärtigen Lage der Dinge weder ihrer Eroberungsgier noch ihrem anmaßenden Größenwahn, die Erzieher der Menschheit zu sein, hätte Befriedigung gewähren können.

So steht die Menschheit vor neuen furchtbaren Opfern. Fester als je ist in dieser welthistorischen Krisis des großen Völkerringens der Wille der Zentralmächte, auszuhalten im Kampfe trotz aller Opfer und ihn zu siegreichem Ende zu führen. Weder begehren die Zentralmächte Eroberungen noch hegen sie die Anmaßung des Größenwahnes, Erzieher andrer Staaten sein zu wollen. Aber das Kriegsziel der Sicherung ihrer eignen staatlichen und wirtschaftlichen Existenz, und zwar unter besseren Bürgschaften als vor dem Kriege steht für sie unbedingt und unverrückbar fest. Ist diese Sicherung erreicht, so werden die Zentralmächte gewiß mit aller Kraft mitarbeiten an der Schaffung fester Rechtseinrichtungen zur Herstellung einer dauernden Friedensordnung der Welt.

Vom Jenseits der Seele[1])

Von

Max Dessoir

Meine Damen und Herren! Als ich eingeladen wurde, in Ihrem Kreise zu sprechen, da war es dem Vorstande Ihrer Vereinigung bekannt, daß ich demnächst ein neues Buch herauszugeben beabsichtige unter dem Titel dieses Vortrags, und es wurde ausdrücklich gewünscht, daß ich aus dem Gedankenkreise des Buches Ihnen eine Mitteilung machen sollte. Hiermit war mir eine Aufgabe gestellt, deren Lösung eine schwer zu erfüllende Verpflichtung in sich schloß. Denn ist es schon an sich betrachtet nicht leicht, aus einem großen Gebiet einen Auszug in der kurzen Spanne einer Stunde herzustellen, so kommt in diesem Fall noch hinzu, daß es sich um höchst fragwürdige Probleme handelt. Immerhin schien es mir denkbar, Ihnen eine Vorstellung von dem zu eröffnen, was sich mir im Laufe der Jahre ergeben hat, und Ihnen einen Weg zu zeigen,

[1]) Vortrag, am 15. November 1916 zu Stuttgart gehalten im „Deutschen Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien, Landesverband Württemberg".

Digitized by Google

der möglicherweise zu einer Lösung des Rätsels führen kann. Um so eher glaubte ich den Versuch wagen zu dürfen, als es sich ja um Dinge handelt, mit denen Sie irgendwie doch alle in Berührung gekommen sind; es brauchen daher keine elementaren Kenntnisse übermittelt zu werden, sondern die Aufgabe ist, auf dem vorausgesetzten Grunde gemeinsamer Kenntnis zu einer gewissen Klarheit zu kommen. Dazu gehört aber vor allen Dingen, daß ich den etwas seltsamen Titel des Vortrags Ihnen erläutere.

Die meisten, jedenfalls die bekanntesten unsrer seelischen Tätigkeiten sind der Außenwelt zugekehrt. Das Wahrnehmen, Erinnern, Vorstellen, der ganze Reichtum des Denkens ist damit beschäftigt, sich nach außen zu wenden, die Wirklichkeit zu begreifen, und zwar die natürliche, die soziale, die geschichtliche Wirklichkeit. Das alles können wir das Diesseits der Seele nennen. Nun aber gibt es gleichsam als ein Gegenüber zu diesem Diesseits eine verborgene Innenwelt der Seele, eine Welt von Stimmungen und Ahnungen, von Voraussichten, von kaum beachteten und in die geläufigen Anschauungen schwer einzupassenden Erlebnissen. Diese Tiefenwelt der Seele kann man als ihr Jenseits bezeichnen.

Das merkwürdigste daran scheint mir, daß aus dieser Unterwelt Stimmen hervordringen, die von einer noch ferneren Welt zu kommen behaupten. Während das Diesseits unsrer Seele verbunden ist mit der uns umgebenden natürlichen Welt, *scheint* die innerste Sphäre der Seele mit einer andern Welt verknüpft zu sein, mit einer Welt, die — und nun gebrauche ich das Wort in einem neuen Sinn — auch ein Jenseits der Seele ist, nämlich etwas, was hinter dem Seelischen überhaupt sich befindet. Gewissermaßen steht die Seele dann zwischen zwei Welten, sie hat einen Januskopf und hat ihr Antlitz zugekehrt einmal der diesseitigen und dann einer vermuteten jenseitigen Welt. Um nun aber eine inhaltliche Bestimmung hinzuzufügen: es handelt sich in der Hauptsache um alle die Vorkommnisse, die in das Gebiet des Aberglaubens gehören und — noch etwas genauer gesprochen — nicht um solche Ereignisse, die in dem Volksaberglauben Wurzel geschlagen haben, sondern um Tatbestände, die in wissenschaftlicher Verarbeitung uns entgegentreten. Im Jenseits der Seele sind Probleme verborgen, die zu halbwissenschaftlichen Formen des Aberglaubens den Anlaß gegeben und eine ganze Disziplin in der Gegenwart aus sich hervorgebracht haben, nämlich die Gruppe der Geheimwissenschaften.

Allerdings sind die modernen Geheimwissenschaften im Grunde genommen uralt. Unsre heutige Astrologie beispielsweise geht zurück auf die älteste uns bekannte Weltanschauung, auf die babylonische. Wir dürfen mit einiger Sicherheit nach den Forschungen Winclers u. a. sagen, daß bereits dreitausend Jahre v. Chr. eine astrale Weltanschauung in Babylonien herrschte, in der die Gestirne als Götter galten. Wenn wir heute von einem jovialen alten Herrn sprechen oder von einem martialischen Charakter, dann treiben wir, ohne es zu wissen, babylonische Astrologie; denn wir reden dann von den seelischen Eigenschaften, die den Gestirnen Jupiter und Mars beigelegt wurden. Oder wenn die Franzosen die ersten drei Wochentage nennen: lundi, mardi, mercredi,

Digitized by Google

so bedeutet das, daß nach der alten astralen Auffassung der erste Wochentag dem Monde unterstand, der zweite dem Mars und der dritte dem Merkur. Doch wichtiger als solche (übrigens von Franz Cumont aufgedeckten) Erinnerungen ist die Tatsache, daß auch heute noch ernsthaft Astrologie getrieben wird. Der Hauptsitz der modernen Astrologen befindet sich in England. Aber jetzt, wo die Verbindung mit England unterbrochen ist, fehlt es auch in Deutschland nicht an Astrologen, die sich an englischen Vorbildern geschult haben. Noch in diesem Sommer ist es mir begegnet, daß mir eine sehr vornehme Dame ihr Horoskop vorlegte. Das geschah inmitten einer Gesellschaft von hervorragenden Männern und ebenso klugen wie liebenswürdigen Damen, und als ich in diesem Kreise über Horoskope sprechen hörte, da mußte ich unwillkürlich an die römische Kaiserzeit zurückdenken, wo die vornehme Gesellschaft keinen Plan ausführte, ohne vorher den Astrologen befragt zu haben; ist uns doch sogar überliefert, daß einmal, als ein Ehepaar die Geburt einer Tochter erwartete und wünschte, dem Astrologen die heikle Frage gestellt wurde, ob die ersehnte Tochter später auch galante Abenteuer haben würde! Immerhin kann man einwerfen, daß die moderne Sterndeuterei nicht sehr verbreitet ist und sich nicht ans Tageslicht wagt; ihre geheime Verbreitung möchte ich nicht gering einschätzen. Aehnlich verhält es sich auch mit andern Lehren, die sich auch das Ansehen einer wissenschaftlichen Erkenntnis geben. Sie alle, meine Damen und Herren, haben von der einst so berühmten Odlehre des Freiherrn v. Reichenbach gehört. Nun diese, wie man glaubte, längst totgeschlagene Lehre ist in unsern Tagen wieder lebendig geworden, und zwar dank der Entdeckung der X-Strahlen und der N-Strahlen.

Es ist weder nötig noch möglich, die Beispiele zu häufen. Dagegen muß ich auf eine andre Gruppe von Erscheinungen verweisen, die jetzt gleichfalls genauer untersucht werden als es früher üblich war, ich meine die Spukphänomene. Von Zeit zu Zeit taucht immer wieder ein Bericht auf von Spukereignissen oder Gespensterhäusern oder dergleichen mehr. In dem letzten Fall, der sich in der Nähe Stuttgarts, in Großerlach, abgespielt hat, ist man auf der einen Seite mit heftiger Begeisterung für die Realität der Spukereignisse eingetreten; doch hat sich dann, bei einer Untersuchung durch Angehörige der Tübinger Universität und durch einen Heilbronner Stadtrat, klar herausgestellt, daß die vermeintlich am meisten betroffene Frau die Urheberin des ganzen Spukes war. Für gewöhnlich haben junge Menschen in den Entwicklungsjahren ihre Hände im Spiel; es kann kein Zufall sein, daß fast alle Berichte von Knaben oder Mädchen im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren sprechen, die bei den Ereignissen anwesend sind. Mit solchen Vorkommnissen haben nun die größte Aehnlichkeit die sog. physikalischen Manifestationen des Spiritismus. Hierüber sollte gegenwärtig die Wissenschaft Rede und Antwort stehen, da Berichte aus neuerer und neuester Zeit vorliegen, die nicht einfach mit der flachen Hand weggeschoben werden können. So haben wir ein ernsthaftes und methodologisch auch beträchtliches Buch aus der Feder des Albert Freiherrn v. Schrenck-Notzing über Materialisationsphänomene erhalten, ein Buch, gegen dessen inhaltliche Feststellungen aller-

Digitized by Google

dings die größte Zurückhaltung geboten erscheint. Und wir haben vor allem die über Jahrzehnte hin ausgedehnten Untersuchungen eines italienischen Mediums, der Eusapia Palladino.

Wenn ich eignen Eindrücken Worte leihen darf, so muß ich sagen: Zunächst sind die Leistungen Eusapias erstaunlich genug. Es sind die allbekannten Erscheinungen: Gegenstände werden lebendig, ohne Berührung gehen Stühle im Zimmer einher, bewegen sich Tische, fliegen Musikinstrumente, in der Dunkelheit werden die Sitzungsteilnehmer berührt, auch treten manchmal, was ich selbst aber niemals miterlebt habe, Materialisationen auf. Der Fall ist deswegen so wichtig, weil die Palladino von hervorragenden Männern der Wissenschaft beobachtet worden ist, leider nur von wenigen Deutschen. Zweitens deshalb — und das ist sehr lehrreich für die Entwicklung dieses ganzen Gebiets —, weil hier das Spiritistische ganz in den Hintergrund tritt. Die Palladino redet kaum noch von Geistern, sondern sie bietet die Erscheinungen so dar, wie wenn sie eben von irgendeiner unbekannten, aber gleichgültigen Kraft hervorgerufen würden. Wie steht es nun damit? Zunächst ist sicher, daß die Palladino betrügt, und zwar betrügt sie nicht bloß aus Not zufällig einmal, sondern sie betrügt systematisch mit einer geschulten Fachkenntnis. Aber anderseits sind einige wenige Erscheinungen, insbesondere Ortsveränderungen von Gegenständen und andre Kraftwirkungen bei ihr beobachtet worden, für die wir bisher keine Erklärung wissen. Zu diesen Kraftwirkungen gehört etwas ganz besonders Merkwürdiges, nämlich ein Aufbauschen, Aufschwellen von Stoffen; ein Vorhang etwa wird plötzlich von hinten wie von einer unsichtbaren Macht aufgetrieben, oder der Rock der Frau Palladino bläht sich mit einmal auf, und es ist nicht zu entdecken, woher diese „Kraft" kommen soll. Aber die Frage lautet auch meines Erachtens gar nicht so, daß wir nun die Verpflichtung hätten, die geheimnisvolle Ursache oder die betrügerischen Hilfsmittel des Mediums nachzuweisen. Denn dazu sind wir überhaupt nicht imstande. Gegenüber jedem guten Taschenspieler versagt ja die Fähigkeit, seinen Trick zu erkennen. Selbst wer taschenspielerisch geschult ist, wird immer wieder durch neue, gut ersonnene und glänzend ausgeführte Kunststückchen überrascht werden und ihnen wie einem Rätsel gegenüberstehen. Das kann niemals dem Forscher angesonnen werden, daß er den modus procedendi im einzelnen nachweist, sondern es muß hier ein indirektes Beweisverfahren einsetzen: man muß die Bedingungen so stellen, daß Betrug unmöglich wird. Kann man positiv den Mechanismus des Betrugs im einzelnen nicht nachweisen, so kann man doch Einrichtungen treffen, die eine mechanische Erzeugung derselben Erscheinungen unmöglich machen. So habe ich beispielsweise in dem Fall der Frau Palladino, wo Kräfte unsichtbarer Art Objekte zu bewegen scheinen, einen dunklen Gazeschirm vor den zu bewegenden Gegenstand gestellt. Jede mechanische Kraft, die den Gegenstand von vorn angreift, muß den Gazeschirm durchstoßen; eine nicht mechanische Kraft wird durch eine dunkle Gaze nicht gehindert werden können. Aber siehe, sobald der Gazeschirm davorstand, rührte sich nichts. Ich kann nicht sagen, wie Frau Palladino es machte,

Digitized by Google

wenn ohne einen solchen Schutz ein scheinbar entfernter und nicht zu erreichender Gegenstand in Bewegung geriet. Ich kann aber sagen, daß, sobald zwingende Bedingungen vorlagen, die Phänomene aufhörten. Daraus darf man im allgemeinen schließen, daß irgendein uns nicht durchsichtiges, aber sehr sinnreiches mechanisches Verfahren zur Erzeugung der Erscheinungen besteht, freilich mit dem Vorbehalt, daß ein paar Tatsachen bisher ganz unbegreiflich bleiben.

Eine zweite Bedingung wissenschaftlich zureichender Feststellungen wäre die, daß die Erscheinungen nicht mehr in Abhängigkeit belassen werden von der Qualität des Beobachters. Da liegt der Krebsschaden der ganzen spiritistischen und antispiritistischen Literatur. Wir sind immer darauf angewiesen, den Berichterstattern zu glauben, daß sie nichts übersehen haben, daß sie ganz zuverlässig beobachten konnten. Ehe ich mich aber entschließe zu glauben, daß in einer endlosen Schnur ein Knoten geschürzt werden kann, glaube ich eher, daß Zöllner, der das behauptet, ein schlechter Beobachter war, daß sein Bericht unvollständig und irreführend ist. Wir werden nicht eher zur Klarheit in dieser Beziehung gelangen, als bis wir die Feststellungen unabhängig von der Zuverlässigkeit des Beobachters gemacht haben. Ich habe schon vor Jahrzehnten dem berühmten Medium Zöllners, Henry Slade, einen dahin zielenden Vorschlag unterbreitet. Ich wollte zwei Glasröhrchen mit Flüssigkeiten füllen lassen, deren Vermischung eine deutliche Farbenreaktion ergibt, und sie dann zuschmelzen. Diese beiden Röhrchen sollten in eine größere, gleichfalls zugeschmolzene Röhre getan werden. Nun hatte Slade freie Hand. Wenn er wirklich eine Durchdringung der Materie herstellen konnte, dann brauchte er bloß ein Partikelchen der einen Flüssigkeit von der einen Röhre in die andre zu bringen, und wir hätten es feststellen können. Denn vorher wäre alles untersucht, gemessen und gewogen worden, und nachher konnte dasselbe geschehen. — Unnötig zu sagen, daß Slade den Versuch überhaupt ablehnte.

Wir kommen nun zu andern, auch vom Spiritismus mit Beschlag belegten Erscheinungen. Sie führen uns tiefer in die Sache und mehr ins Psychologische hinein. Es handelt sich um die sog. Sprech- und Schreibmedien, durch deren Mund oder Hand sich angeblich die Persönlichkeiten Verstorbener offenbaren. Hier ist die erste, die grundlegende Einsicht die, daß diese dramatisch auftretenden Erscheinungen nur eine Fortführung, eine Steigerung von Erscheinungen sind, die wir alle aus eigner Erfahrung kennen. Der Traum bietet die schönsten Beispiele für die Fähigkeit der Seele, zu personifizieren; denn im Traum sind wir nicht bloß selbst vorhanden als Erlebende — jeder Traum ist ein Ich-Erlebnis —, sondern im Traum sehen wir eine zweite, eine dritte Figur uns gegenüber und statten sie aus mit ganz persönlichen Zügen; diese Personen leben, sprechen mit uns, wir verstehen uns oder wir mißverstehen uns, und doch sind sie nur Schöpfungen unsrer Traumphantasie. Denken Sie, meine Damen und Herren, ferner daran, daß wichtige Ueberlegungen im Hin- und Hergehen der Gedanken leicht die Form annehmen, daß wir uns in einen Redner und in einen Gegenredner zerspalten. Wir halten innerlich Dialoge bei sittlichen

Digitized by Google

Kämpfen; wenn ein Entschluß geboren werden soll, dann können die widerstreitenden Kräfte der Seele wie zwei Feinde aufeinander prallen; im Dichter entstehen aus der gleichen Erfahrung die Gestalten des Dramas oder des Romans.

Unser ganzes seelisches Leben ist durchsetzt von der Neigung, Persönlichkeiten zu schaffen. Solche Unterpersönlichkeiten sind es nun, die bei den Besessenen, bei den Inspirierten, bei den Schreib- und Sprechmedien unter der Maske von Verstorbenen oder von Dämonen auftreten. Diese Geister, die sich durch das Wort oder durch die automatische Schrift des Mediums scheinbar mitteilen, sind nachweislich aus dem personifizierenden Drang der Seele heraus entstanden. Daher brauchten wir uns um sie nicht weiter zu kümmern, wenn nicht durch die Scheinpersönlichkeiten manches mitgeteilt würde, wovon wir nicht begreifen, wie es in das Bewußtsein des Mediums gekommen sein mag. Auch hier beziehe ich mich wieder auf einen einzigen Fall, auf den Fall einer Amerikanerin namens Piper, die ganz ebenso wie die Palladino Jahrzehnte hindurch von Gelehrten ersten Ranges untersucht worden ist und bei der (wiederum wie bei der Palladino) ein bisher noch nicht erklärbarer Rest von Phänomenen als Rückstand zurückbleibt. Diese Frau Piper schreibt „automatisch", wie wir sagen, oder spricht im sog. Trance zu jemand, der sie besucht, als leihe sie verstorbenen Familienangehörigen ihren Mund. Und nun erzählen die scheinbaren Geister manches, was den Hörenden aufs äußerste beunruhigt; denn es sind Ereignisse, von denen er meint, nur er wisse sie; es werden Namen genannt, die ganz wenige Menschen kennen, von denen sicher — so glaubt der Besucher — Frau Piper keine Ahnung haben kann. Tausende von Seiten genauester stenographischer Berichte sind über die merkwürdige Frau erschienen. Woher hat sie ihre Kenntnisse? Gewiß nicht durch Betrug! Betrug ist in der Hauptsache hier auszuschließen aus Gründen, die ich nicht näher entwickeln kann. Gewiß nicht durch Zufall! Sie brauchen bloß den Versuch zu machen, einmal selbst durch Raten solche Mitteilungen herzustellen, und Sie werden sehen, daß man wohl einmal das Richtige trifft, wenn man von einer verstorbenen Tante Berta spricht, aber neunmal ist eben keine Tante Berta in der Familie gewesen. Der bloße Zufall kann nicht so viele richtige Ergebnisse zutage fördern, wie sie, neben manchen falschen, zweifellos bei der Frau Piper beobachtet worden sind. Anderseits ist aber sehr zu beachten, daß diese Amerikanerin es glänzend versteht, aus den Sitzungsteilnehmern Informationen herauszulocken. Sie ist Meisterin im „Fischen", wie der Engländer sagt. Sowie sie etwas stammelt oder undeutlich schreibt, was eine Mißbilligung hervorruft, bricht sie sofort ab oder lenkt um. Hierin ist sie außerordentlich feinfühlig. Aber selbst wenn man dieser Fähigkeit ein sehr weites Ausmaß zugestehen will, so bleibt noch genug übrig, was so nicht zu erklären ist. Wir müssen wohl zugeben, daß in diesem Falle und in einigen wenigen verwandten Fällen spurenweise ein bisher noch unerklärliches Wissen zutage tritt; seltener, als geglaubt wird, sehr selten, aber immerhin mit solcher Eindrücklichkeit, daß man als ehrlicher Forscher es anerkennen muß. Vielleicht daß die Zukunft uns die Aufklärung verschafft, die wir

Digitized by Google

bisher nicht besitzen. Nur das eine können wir mit aller Bestimmtheit sagen: es stehen nicht Geister dahinter, die solche Mitteilungen machen. Denn diese geistigen Persönlichkeiten sind, wie man deutlich zeigen kann, auch bei der Frau Piper bloße Phantasiegestalten, nicht mehr. Man hat eher den Eindruck, als ob diese Frau gleichsam umherschwirrende geistige Tatbestände irgendwie undeutlich sehen könnte. Aber das alles ist natürlich ganz nebelhaft und unwissenschaftlich ausgedrückt, weil wir weiter und klarer bisher nicht zu sehen vermögen.

Aehnliche Erscheinungen finden sich bei allen Inspirierten und bei allen Besessenen. Auch hier muß die Linie verfolgt werden, die von alltäglichen Erscheinungen ausgeht und bei den Hochphänomenen endet. Der einfachste Fall einer Erleuchtung ist der, daß einem Lernenden der Sinn irgendeines Satzes plötzlich aufgeht. Wie oft hört man nicht eine Theorie oder liest man ein Gedicht, ohne viel mehr als eine unbestimmte Vorstellung von der eigentlichen Meinung zu haben. Und dann, ganz unversehens, geht einem ein „Licht" auf. Dies Wort ist so kennzeichnend; denn die Mystiker aller Zeiten sprechen immer von dem inneren Licht. Sie bezeichnen damit manchmal eine wirkliche optische Anschauung, die sie zu haben glauben, aber ebenso oft meinen sie es auch bloß bildlich. So wie wir plötzlich etwas Bekanntes ganz neu begreifen, Hintergründe sehen, die wir niemals vorher bemerkt hatten, so ist es bei den Ekstatikern, aber in einer viel höheren Lage: ihnen wird eine innere „Erleuchtung" zuteil. Aber was sie von dieser Erleuchtung mitteilen können, das ist oft nur ein schwacher Abglanz dessen, was sie erlebt haben.

Solche intuitiven Erlebnisse zu einer Systematik zusammengefaßt und mit andern Theorien verbunden zu haben, ist das Verdienst der Theosophie. Es gibt verschiedene, sich heftig bekämpfende Richtungen, und es gibt Anhänger verschiedenen Wertes; bei einigen, die mir begegnet sind, habe ich an ein Wort Goethes zu Eckermann denken müssen: „Ich fand dumme Weiber, die stolz waren, weil sie mit Tiedge an Unsterblichkeit glaubten, und ich mußte es leiden, daß manche mich über diesen Punkt auf sehr dünkelhafte Weise examinierten." Wir sprechen nur von beachtenswerten Vertretern und von der Theosophie in neuester Gestalt. Sie ist gegründet auf die Lehre von der Intuition. Die Theosophen behaupten, daß die Seele geistige Organe in sich entwickeln kann, mit denen sie eine unsichtbare Welt ebenso zu ergreifen vermag, wie die äußeren Sinnesorgane die uns umgebende Welt der Erscheinungen zu fassen vermögen. Es bedarf einer langen und eigentümlichen Schulung, damit eine solche Hellsichtigkeit im Menschen sich entwickelt. Aber nur, wer durch diese Uebungen hindurchgegangen ist — so sagen die Theosophen —, vermag über die Wahrheit des Erschauten zu urteilen. Was durch die Intuition hellsichtig erschaut werden kann, das ist eine Welt, in der es geistige Wesenheiten gibt, Wesenheiten, die in Beziehungen zueinander stehen, die gegeneinander abgestuft sind, die aber auch ein Verhältnis zu den Menschen haben. Noch mehr kann die Intuition dem Eingeweihten zeigen: die Vergangenheit dieser Welt, die Urvergangenheit der Menschen, die planetarische Vorgeschichte der Erde. Eine ganz unbekannte, unsichtbare, sonst undurch-

Digitized by Google

dringliche Welt enthüllt sich dem hellsichtigen Auge. Jeder, der die Hellsichtigkeit sich erworben hat, weiß daß er damit im Besitz der Wahrheit ist; mit seinen Erfahrungen ist eine solche Ueberzeugung verbunden, daß kein Einspruch irgendeines Fremden dagegen etwas ausrichten kann. — Das wäre der eine Kerngedanke der Theosophie, wenn man ihn so in wenigen dürren Worten wiederzugeben wagen darf.

Hierauf würde ich nun erwidern: Ich zweifle nicht an der Ueberzeugtheit derer, die sich selbst Eingeweihte nennen, wohl aber bestreite ich, daß ein solches Evidenzbewußtsein irgendwelche Beweiskraft habe. Denn auch diejenigen, die von Dämonen besessen zu sein glauben, sind bis ins Innerste davon durchdrungen, daß nicht sie selber sich eine Pseudopersönlichkeit geformt haben, sondern daß ein fremder Geist sich ihres Organismus bemächtigt habe, ein Geist, gegen den sie mit allen Kräften ankämpfen. Dennoch läßt sich zur schönsten Evidenz zeigen, daß in der Tat nichts andres vorliegt als hypertrophische Bildung der eignen Phantasie. Wahrheitsbewußtsein haben auch die Geisteskranken, diejenigen, die Stimmen hören, die Geister sehen usw. Dies Ueberzeugtsein beweist nichts. Vielmehr kann man mit einiger Bestimmtheit sagen, daß jemand, der da glaubt, geistige Dinge ähnlich so wie Farben und Töne wahrzunehmen, eine verkehrte Vorstellung vom Wesen des Geistigen überhaupt hat. Geistiges kann nicht einmal in entfernter Analogie so geschaut werden, wie wir mit unsern Augen Körperliches schauen.

Ein zweiter Gedankenkreis der Theosophie bezieht sich auf den Einfluß, der von der unsichtbaren geistigen Welt überströmen soll auf unsre arme, irdische Welt. Die geistige Welt ist angefüllt von persönlichen Wesenheiten. Diese Wesenheiten greifen in das Leben der Menschen ein, es sind solche geistigen Einflüsse gewesen — nun zitiere ich beinahe wörtlich —, die den Galilei vor die schwingende Kirchenlampe gesetzt haben. Nicht Galilei selbst hat seine Entdeckungen gemacht, sondern er ist geführt worden. Alles Wesentliche, was in einem Leben sich abspielt, ist auf solche geistige Führung zurückzuführen. Gegen ein derartiges Untergraben der gegebenen Wirklichkeit habe ich starke Bedenken. Denn das bedeutet nicht bloß eine Verarmung unsers eignen Lebens, sondern es bedeutet auch eine personifizierende Verflachung der geistigen Welt. Die geistige Welt ist eine Welt der Gesetze und Werte, nicht ein zweiter Umkreis von Tatsachen. Die Welt der Tatsachen ist die, in der wir stehen. Aber das Reich, das über dieser Erde sich wölbt, ist nicht mit ihr vergleichbar, ist kein Reich, in dem es Wesenheiten gibt, mit einer irgendwie räumlichen oder zeitlichen oder kausalen Beschaffenheit, sondern ein Reich des reinen Geistes, das wir weder materialistisch vergröbern noch personifizierend verdünnen dürfen, sondern dessen Eigenart wir erkennen sollten.

Das muß mit dem größten Nachdruck gegenüber der Theosophie gesagt werden, weil sie einen verhältnismäßig großen Einfluß besitzt und, wie es scheint, diesen Einfluß von Tag zu Tag ausdehnt. In unsrer Zeit, wo vieles sich neu formen will, strebt jede Gruppe, jedes Grüppchen danach, tätig hervorzutreten.

Digitized by Google

Lebenskreise, die sich sonst zurückhielten, wollen eingreifen, sei es auch nur in die Entwicklung unsrer Weltanschauung. Offenbar nun verdankt die Theosophie ihre Verbreitungsfähigkeit und Anziehungskraft vornehmlich dem Umstande, daß hinter ihr eine urtümliche und von Instinkten gestützte Art des Philosophierens steht. Sie ist in der Tat nichts andres als eine Wiederbelebung der ältesten und uns allen noch im Blut liegenden Weltanschauung: ich brauche bloß den großen Namen Buddhas zu nennen, um auf den Geist hinzuweisen, der diese Gedankenrichtung am meisten befruchtet hat. Ist es ratsam, daß wir zur indischen Weisheit zurückkehren? Vermutlich werden wir uns über kurz oder lang mit dem Geist Ostasiens auseinandersetzen müssen. Diese Auseinandersetzung wird nicht leicht werden. Glauben wir doch nicht etwa, daß wir mit unsrer Zivilisation und unsrer Technik auch unsre Art zu fühlen und zu sehen nach Asien gebracht haben, nein, dort lebt noch uneingeschränkt jene Vorstellungsweise, die auch, wenngleich in andrer Form, in der Theosophie enthalten ist. Es sind in dieser Vorform des Idealismus ursprüngliche Kräfte der Menschennatur am Werk. Wir sollen sie nicht mißachten. Ja, ich getraue mich zu sagen, daß selbst ein verstiegener Mystiker ein wertvollerer Mensch sein kann als jemand, der nichts andres kennt als das Evangelium plattester Aufklärung. Mir persönlich wenigstens sind die Durchschnittsmenschen, die mit allem fertig sind, widerwärtiger als die das Geistige ahnenden Mystiker.

Aber gewiß ist es doch nun unsre Aufgabe, aus solchen ganz unzulänglichen Ahnungen des großen Weltgeheimnisses zu einer geläuterten und gereinigten Weltanschauung zu kommen. Da das Weltbild des Materialismus für uns nicht mehr möglich ist, da wir den Idealismus so nötig brauchen wie die tägliche Nahrung, so müssen wir dafür sorgen, daß wir nicht zurückfallen in jenen asiatischen, magischen Idealismus. Unsre Weltanschauung knüpft an Kant und Fichte an. Wir wissen, daß diese Welt allerdings nicht zu Ende ist mit dem, was wir an ihr abtasten können, daß aber dahinter nicht steht eine ähnliche Welt, eine Welt von andern Tatsachen, von Dämonen, Spirits und dhyanischen Wesenheiten, sondern daß dahinter eine Welt ist, die unvergleichlich viel schwerer beschrieben werden kann, weil wir eben keine Analogie aus der Erfahrung dafür haben; die unvergleichlich viel schwerer geschaut werden kann, weil wir bloß mit unbestimmten Worten andeuten können, was sie ist; die aber am ehesten noch bezeichnet werden kann, so wie es Kant getan hat: als die Welt des Sittlichen, die Welt der Freiheit, die Welt der Werte. Jeder von uns, meine Damen und Herren, den irgendwelche Erfahrungen oder Betrachtungen ins Jenseits der Seele locken, sollte dahin streben, daß er sich den trüben und in die Vergangenheit zurückziehenden Vorstellungsweisen entwinde, ohne doch preiszugeben, was Schönes und Tiefes in ihrem Grunde enthalten ist. Sind Sie darin mit mir einig, so darf ich auch auf Ihre Zustimmung hoffen, wenn ich mit der Bemerkung schließe, daß nach dem Zeugnis der Menschheitsgeschichte diese Aufgabe von keinem andern Volk so innerlich erfaßt und so nachhaltig gelöst werden kann wie von dem deutschen Volke. Seien Sie dessen gewiß,

Digitized by Google

meine Damen und Herren: wer einen geläuterten und läuternden Idealismus vertritt, der verteidigt das Deutschtum, weil das Deutschtum gleich dem Griechentum ein geistiges Wesen hat, das nicht zerstört werden kann.

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

V

Die Veröffentlichung aus dem Nachlaß Kardorffs hatte im Januarheft der „Deutschen Revue" bis zum Abschluß der Handelsverträge im Dezember 1891 geführt werden sollen. Indessen nötigte Raummangel, den Abdruck der Briefe schon mit der Vertagung des Reichstags anfangs Juli 1890, wo in der Korrespondenz Kardorffs ohnehin eine halbjährige Pause einsetzt, zu unterbrechen. Für die nunmehr in diesem Hefte zum Abdruck gelangenden Briefe aus dem Jahr 1891, die vor allem die gleiche Stellungnahme Bismarcks und Kardorffs zu der Landgemeindeordnung und zu den Handelsverträgen mit Oesterreich, Italien, Belgien und der Schweiz beleuchten, muß also auf die Einleitung zu den Mitteilungen des Januarhefts verwiesen werden. Zu den Korrespondenzen des Jahres 1891, unter denen wieder mehrere unbekannte Briefe des Fürsten Bismarck sind, mögen in diesem Hefte nun noch Kardorffs Briefe an seine Gemahlin aus den Monaten Januar bis April 1892 treten, die uns hochinteressante neue Aufschlüsse zur Geschichte des Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurfs von 1892 geben.

Bekanntlich hatte die Regierung im November 1890 in dem preußischen Landtage einen ganzen Komplex großer Reformvorlagen, bestehend aus den Miquelschen Steuervorlagen, der Herrfurthschen Landgemeindeordnung und dem Goßlerschen Volksschulgesetzentwurf, eingebracht. Dem großzügigen und kühnen Reformplan lag offenbar der Gedanke zugrunde, auf dem Wege einer fruchtbaren und befriedigenden Gemeinschaftsarbeit, einem Wege, den ein späterer Reichskanzler als den „Zwang zum Schaffen" bezeichnet hat, die Parteien bis weit in die Reihen der bisherigen Oppositionsparteien hinein der Regierung näher zu führen. Der Reichskanzler v. Caprivi schlug in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 14. November, in der die Vorlagen eingebracht wurden, Töne an, die ganz merkwürdig an den heutigen Tag erinnern. „Wir haben," sagte er, „große Kriege erlebt, und zu den erfreulichsten und schönsten Seiten dieser Kriege hat gehört, daß während ihrer Dauer alle Parteien den innneren Hader vergaßen und alle nur das eine Ziel hatten, das Vaterland. Jetzt stehen wir auch

Digitized by Google

in einem Kriege" — Caprivi hat den Kampf im Auge, der von den revolutionslüsternen Elementen gegen das Dasein des Staates und der Kultur geführt werde —, „der in seinen Folgen nicht weniger bedenklich, nicht weniger gefährlich ist. Warum sollte es da nicht auch möglich sein, zu sagen: Hier das Vaterland, bei dem wollen wir stehen, für das wollen wir arbeiten, für das wollen wir alle inneren kleinen Streitigkeiten vergessen."

Aber diese Idee einer fruchtbaren Gemeinschaftsarbeit aller staatserhaltenden Elemente, die freilich nicht auf dem eigenen Boden des „Mannes ohne Ar und Halm" gewachsen war, deren geistigen Urheber wir vielmehr in dem Finanzminister Miquel, dem genialsten Staatsmann der nachbismarckschen Zeit zu suchen haben, diese Idee, die heute unter den ungeheuren Erlebnissen und Erfahrungen des Weltkrieges sich tief in das Herz des deutschen Volkes eingräbt, sie war damals noch verfrüht. Mindestens war es in einem Moment, wo auf der einen Seite in dem Zentrum seit den Tagen des Kulturkampfes noch ein tiefes Mißtrauen gegen den Staat lebte, auf der andern Seite aber das Bismarcksche Urteil, der in dem Zentrum immer den Todfeind Preußens und des Reiches hatte sehen wollen, in einem großen Teil der Bevölkerung Wurzel geschlagen hatte, gewagt und mehr wie gewagt, das an sich so schwierige und zarte Gebiet der konfessionellen Fragen in Angriff zu nehmen. Den feinen und geschmeidigen Händen Miquels hätte vielleicht die schwierige Aufgabe gelingen können, das Zentrum gerade auf dem Wege eines Schulgesetzes zu gewinnen, ohne doch die Mittelparteien vor den Kopf zu stoßen; aber der, wie sich bald zeigen sollte, plumpen und ungeschickten Faust Caprivis mußte solches Unterfangen rettungslos mißlingen. Schon bei der Ausarbeitung des Schulgesetzentwurfs, in dem der stark ausgeprägten Konfessionalität des Volksschulwesens gleichsam als Gegengewicht die scharf betonte Vorherrschaft des Staates über die Schule gegenübergestellt war, war manches versehen, ebenso bei der schon im Frühjahr eingebrachten, gleichfalls auf die Gewinnung des Zentrums berechneten Sperrgeldervorlage, nach der der katholischen Kirche die während des Kulturkampfes gesperrten Staatsgelder nun in der Form einer Rente ausgeantwortet werden sollten. Kardorff, den wir hier gewiß als einen kompetenten Unparteiischen ansehen dürfen, hat es nachgehends bezeugt, daß der Goßlersche Volksschulgesetzentwurf das Zentrum habe verletzen müssen. Taktisch ungeschickt war es auch, daß Caprivi, wie vor ihm schon Goßler, bei der Einbringung der Vorlagen, indem sie das Entgegenkommen des Staates gegenüber der katholischen Kirche priesen, gleichzeitig mit unnötiger Schärfe versicherten, daß der Staat damit bereits bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit gegangen sei. Natürlich verhielt sich das Zentrum angesichts solchen Vorgehens spröde: hinsichtlich der Sperrgeldervorlage bestand es auf der Rückgabe des Kapitals; zu dem Schulgesetzentwurf aber erklärte Windthorst, daß das Zentrum in ihm nichts andres erblicken könne als den Versuch, die katholische Kirche in ihrem Wesen und ihrer Grundlage zu erschüttern!

Der Regierung blieb unter diesen Umständen kaum etwas andres übrig, als die Grenzen des Entgegenkommens gegen das Zentrum noch über die be-

Digitized by Google

hauptete äußerste Möglichkeit hinauszurücken. Schon im Januar 1891 brachte sie einen neuen Entwurf zu dem Sperrgeldergesetz ein, der nun die Rückgabe der Kapitalien selbst vorsah und in dieser Gestalt im Landtage durchging; auch Kardorff hat ihm im Interesse des kirchlichen Friedens trotz mancher Bedenken zugestimmt. Im Mai 1891 zog die Regierung dann, nachdem der Kultusminister v. Goßler inzwischen dem Grafen von Zedlitz-Trützschler Platz gemacht hatte, den Volksschulgesetzentwurf zurück. Am 15. Januar 1892 legte Graf Zedlitz im Abgeordnetenhause den Entwurf eines neuen Schulgesetzes vor, der den bei dem Goßlerschen Entwurf zur Sprache gekommenen Wünschen des Zentrums in weitgehender Weise Rechnung trug. Der Kirche wurde nunmehr vor allem durch die Bestimmung, daß mit der Erteilung des Religionsunterrichts nur solche Lehrer beauftragt werden dürften, welche sich im Besitz eines die Befähigung zur Erteilung dieses Unterrichts aussprechenden Lehramtszeugnisses befänden, und durch die weitere Bestimmung, daß die kirchliche Oberbehörde im Einverständnis mit dem Regierungspräsidenten den Ortsgeistlichen ganz oder teilweise mit der Erteilung des Religionsunterrichts beauftragen, d. h. ihn dem Volksschullehrer aus der Hand nehmen könne, ein dominierender Einfluß auf das Volksschulwesen und, was dem bisherigen Zustande gegenüber ein Novum war, auch auf das Lehrerausbildungswesen eingeräumt.

Es hätte der Regierung von vornherein klar sein müssen, daß sie mit einem solchen Entwurf aus der Szylla in die Carybdis fiel, und wie vorher bei dem Zentrum, nun bei den Mittelparteien heftigen Anstoß erregen mußte. Erst vor wenigen Jahren hatte die nationalliberale Partei in ihrem Wahlaufruf vom 15. September 1888 sich gegen „alle direkten und indirekten Versuche, der preußischen Volksschule ihren Charakter als staatliche Veranstaltung zu nehmen", mit scharfen Worten gewandt. Auch die freikonservative Partei hatte es in ihrem gleichzeitigen Wahlaufruf als ihren Grundsatz ausgesprochen, daß die in der Regel konfessionell einzurichtende Volksschule in ihrem Charakter als Veranstaltung des Staats zu erhalten sei. Konnte es aber geraten sein, um eine Partei, die bisher abseits gestanden hatte, zu gewinnen, andre, die bisher die treueste Stütze der Regierung gewesen waren, in eine heftige Opposition zu treiben?

An Bedenken gegen den Zedlitzschen Volksschulgesetzentwurf hat es denn auch von vornherein nicht gefehlt. Kein Geringerer als der Kaiser selbst, der sehr mit Unrecht nachher von den Konservativen der Unbeständigkeit geziehen worden ist, hat von Anfang an sich gegen den neuen Entwurf gesträubt;[1]) seine Bedenken konnten, wie wir jetzt durch Kardorff erfahren, nur durch die fortdauernden Vorstellungen der Minister, daß die Regierung ohne das Zentrum keine Majorität im Reichstage habe, für eine Weile beschwichtigt, nicht gehoben werden. Auch von hochgestellter katholischer Seite sind Warnungen ergangen; wie uns wieder Kardorff berichtet, hat selbst Fürstbischof Kopp dringend die Einbringung des Zedlitzschen Entwurfs widerraten. Die interessante Mitteilung Kardorffs

[1]) Vgl. Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst II, 486.

Digitized by Google

wird mir durch eine dem verewigten Kardinal nahestehende Seite dahin bestätigt, daß dieser natürlich nicht ein Gegner des Zedlitzschen Entwurfs an sich, wohl aber seiner Einbringung war. „Graf Zedlitz kam," so lautet die Mitteilung meines Gewährsmanns, „im Sommer, ich glaube im August 1891, mit dem Entwurf des Gesetzes nach Johannesberg; der Kardinal lehnte aber dessen Einsicht ab, um nicht hierdurch und durch seine etwaige Billigung das Schicksal des Gesetzes noch mehr zu gefährden. Er fragte den Grafen Zedlitz, wohl da und auch später, ob er denn der Zustimmung und des Rückhaltes aller Beteiligten, des gesamten Staatsministeriums, insbesondere Miquels, sicher sei; sonst werde der Endeffekt lediglich der sein, daß Graf Zedlitz das Genick breche, und das wünsche er nicht. Der Kardinal hat mir wiederholt gesagt: es sei so gekommen, wie er dem Grafen vorausgesagt habe."

Immerhin hätte es bei einer wirklich staatsklugen Leitung der parlamentarischen Beratung des Gesetzentwurfs zu einem solchen Ausgang nicht zu kommen brauchen. Es wäre sehr wohl möglich gewesen, zu einem Kompromiß zu gelangen, wenn die Regierung, wie es zweifellos in Miquels Absicht lag, die Verhandlungen dahin geführt hätte, daß den hauptsächlichen Bedenken der Mittelparteien gegen die kirchliche Beeinflussung des Lehrerausbildungswesens und gegen die Freiheit der Privatschulen Rechnung getragen wäre. Aber indem Caprivi bei der Beratung die unglückselige Behauptung aufstellte, es handle sich bei den Differenzen um das Volksschulgesetz in letzter Instanz um Christentum und Atheismus, eine Behauptung, durch die namentlich auch die durchaus auf dem Boden kirchlichen Christentums stehenden Freikonservativen schwer verletzt wurden, indem er gegen die befürchtete Bildung einer großen liberalen Einheitspartei — die bis auf den heutigen Tag nicht zustande gekommen ist — in der Weise eines Don Quichotte Sturm lief, indem auch Graf Zedlitz aufs schroffste gegen die Vertreter der liberalen Auffassung, insbesondere den Abgeordneten v. Eynern, polemisierte, haben sie selbst die Chancen der Vorlage begraben und es Miquel unmöglich gemacht, bis zum Schluß für den Entwurf einzutreten. Die Haltung von Caprivi und Zedlitz konnte die Konservativen und das Zentrum, die die Majorität im Abgeordnetenhause hatten, nur ermutigen, die Vorlage, statt sie für die Mittelparteien annehmbarer zu gestalten, noch in „klerikal-konservativem" Sinne zu verschärfen. Niemand hat mehr davor gewarnt als Kardorff, der in einer sehr bemerkenswerten Rede vom 26. Januar 1892 die Konservativen auf das dringendste ermahnte, sich nicht einer Verständigung mit denjenigen Parteien zu entziehen, auf denen die ganze Entwicklung seit dem Jahre 1866 beruht habe, nämlich der gemäßigt liberalen und der gemäßigt konservativen Partei. Es war keineswegs Kardorffs Absicht, das Zentrum von dieser Verständigung auszuschließen; im Gegenteil, er wünschte dieses einbezogen zu sehen. So schwer es auch sei, zu einem Schulgesetz zu kommen, welches den Ansprüchen des Staates und der Kirche gleichmäßig genügen könne, es lohne doch den Versuch, ihn zu machen. Aber Kardorff predigte, wie so oft in seinem Leben, tauben Ohren auf konservativer Seite. Er hat es nachher in einer Rede vom 28. April aus-

Digitized by Google

drücklich bestätigt, daß die Konservativen nicht den leisesten Versuch gemacht hätten, sich auch nur mit den Freikonservativen zu verständigen. So trifft gerade die Konservativen ein gut Teil der Schuld, daß der Widerstand gegen das Volksschulgesetz, dessen guter Kern sich sehr wohl hätte retten lassen, immer höher und höher anschwoll, bis die bekannte Kronratssitzung um die Mitte März zur Verabschiedung des Grafen Zedlitz, zur Kanzlerkrise und zum Fallenlassen des Gesetzentwurfs führte.

Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Bismarck und Kardorff auch in der Frage des Volksschulgesetzes fast völlig gleicher Meinung waren. Wie Kardorff, so hielt Bismarck die Einbringung der Vorlage für durchaus unpolitisch, die Art und Weise, wie die Regierung in der parlamentarischen Beratung verfuhr, für verfehlt. Mit aller Deutlichkeit hat er sich darüber in den „Hamburger Nachrichten" ausgelassen. So am 2. Februar: „Wir können es nicht für nützlich halten, daß das vergrabene Kriegsbeil des Kulturkampfes durch Regierungsvorlagen wieder ausgegraben, daß der Kampf mit umgekehrter Front, in Gestalt eines gouvernementalen Vorgehens gegen diejenigen staatlichen Elemente, in deren Interesse der Kulturkampf defensiv geführt wurde, erneuert und damit zugleich in Gestalt der Vorlage ein Erisapfel zwischen die Parteien des Parlaments geworfen werde." So am 28. Februar: „In bezug auf das Volksschulgesetz und die Aufregung, die es hervorgerufen hat, müssen wir daran festhalten, daß es politisch nicht geschickt war, ohne Not mit der Vorlage einen Zankapfel zwischen die Parteien zu werfen, den modus vivendi, der mit der katholischen Kirche hergestellt war, zu stören und die erloschenen Kohlen des Kulturkampfes durch Anblasen aufs neue in Brand zu setzen." Wie Kardorff suchte Bismarck die Verantwortung für das Scheitern der ganzen Aktion nächst der Regierung auf konservativer Seite, weil diese anstatt der Verständigung mit den gemäßigten Elementen, der Bismarck zeitlebens das Wort geredet hat, das Gesetz mittels einer „konservativ-klerikalen" Majorität durchzuzwingen suchte. Wie Kardorff sah Bismarck in einer „konservativ-klerikalen" Majorität die schlimmste und verhängnisvollste parteipolitische Konstellation; er hat es wohl einmal ausgesprochen, daß ein festes Bündnis zwischen Konservativen und Zentrum leicht zu Ergebnissen führen könnte, die den Rechtsboden der preußischen und noch mehr den der Reichsverfassung auf harte Proben seiner Haltbarkeit stellen würden.[1]) Nur in dem einen wichen Bismarck und Kardorff voneinander ab, daß ersterer das Zentrum möglichst überhaupt aus dem Rahmen der Regierungsparteien ausgeschlossen sehen wollte, während Kardorff nicht zuletzt durch die Erfahrungen bei dem Zedlitzschen Volksschulgesetz mehr und mehr zu der Möglichkeit und Notwendigkeit eines Zusammengehens zwischen den Mittelparteien und dem Zentrum geführt wurde. Heute, wo das Zentrum die überzeugendsten Beweise von der freudigen Bejahung unserer nationalen Kultur gegeben hat, würde sicherlich auch Bismarck sich der Kardorffschen Auffassung nicht verschließen. Und heute gerade, wo auf der einen Seite

[1]) Vgl. Hofmann, Fürst Bismarck, III, 163.

Digitized by Google

die Ultrakonservativen die Fragen der Schule und der Konfession wieder benutzen möchten, um das Zentrum ganz zu sich herüberzuziehen, wo auf der andern Seite mehr und mehr klar wird, daß die Probleme der Neuorientierung, der preußischen Wahlreform befriedigend nur durch ein Zusammenwirken zwischen den Mittelparteien und dem Zentrum, möglichst unter Anschluß der einsichtigen konservativen Elemente zu lösen sind, gewinnen diese Fragen, die durch jenes erste Beispiel einer „klerikal-konservativen" Majorität und ihr Schicksal eine scharfe Beleuchtung erfahren, erhöhte Bedeutung. So darf Kardorffs Berichterstattung über das Volksschulgesetz von 1892, von höchstem und spannendem Interesse, wie sie ist, in unsern Tagen auf besonders nachdenkliche und ernste Beachtung rechnen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 8. Januar 1891.

Ein Kollege, Herr v. Bülow aus Wandsbek (Landrat),[1]) kam von Bismarck. Er vertraute mir nach der Fraktionssitzung an, Bismarck habe ihm gegenüber über die Reform der Landgemeindeordnung ungefähr dasselbe ausgeführt,[2]) was ich in der Fraktion gesagt hatte; er bat mich aber auf Bismarcks dringenden Wunsch hin um die äußerste Diskretion hierüber. In der Fraktion steht es gut. Ich hoffe sie ... hinter mich zu bekommen ... Ich habe eine Einladung zum Kaiserdiner bei Miquel am 14. erhalten. Ich gehe wieder in Johanniteruniform mit schwarzen Hosen, da ich mir sonst eine neue Landratsuniform machen lassen müßte ... Den Kaiser interessiert von allen Reformen am meisten die Gymnasialreform.[3]) Ich werde in den andern Dingen kein Blatt vor den Mund nehmen, und wenn es irgend geht, über Landgemeindeordnung, Einkommensteuer[4]) usw. gehörig meine Meinung äußern.

*

9. Januar 1891.

Ich bin zur richtigen Stunde hierher gekommen, wegen der Landgemeindeordnung und alles möglichen sonstigen.

Gestern begleitete Miquel mich aus einer Sitzung der Einkommensteuerkommission in unsre Kneipe; ich habe aus meinem Herzen keine Mördergrube gemacht, sondern über alles gründlich gesprochen. Er schien mir Herrfurth ziemlich preiszugeben, war sonst sehr liebenswürdig und erzählte nett vom Kaiser ... Er verteidigte ihn sehr hübsch und sagte u. a.: der Kaiser sei von dem hohenzollerischen Gefühl erfüllt, daß es gar nicht auf seine Person, sondern

---

[1]) Abgeordneter für den sechzehnten schleswig-holsteinschen Wahlkreis.

[2]) Ueber Bismarcks Stellung zu dem Entwurf einer Landgemeindeordnung für die östlichen Provinzen siehe Hofmann, Fürst Bismarck, I, 67 ff.

[3]) Am 4. Dezember 1890 war im Abgeordnetenhause die große Konferenz zur Beratung von Fragen, betreffend das höhere Schulwesen, zusammengetreten, in der der Kaiser seine bekannten Ansichten aussprach.

[4]) Am 14. November 1890 war im Landtage der Entwurf eines Einkommensteuergesetzes, die erste der großen Miquelschen Steuerreformen, eingebracht.

Digitized by Google

nur auf den Staat und das Reich ankomme. Er werde zusehends ernster und vertrage die freieste Meinungsäußerung sehr gut. In der Gymnasialfrage steht Miquel ganz auf dem Standpunkte des Kaisers, und verständigten wir uns hierüber vortrefflich.

*

10. Januar 1891.

Gestern und heute habe ich sehr viel Not mit dem Chefredakteur der „Post", Dr. Kayßler, gehabt, der einen ganz blödsinnigen Artikel über den österreichischen Handelsvertrag gebracht hatte, der ihm wahrscheinlich offiziös zugeschickt war. Ich habe einen Gegenartikel geschrieben, der heute erscheinen soll.[1])

In der Landgemeindeordnung ist ein Arrangement wahrscheinlich, wonach Inkommunalisierungen verschiedener Gemeinden resp. Gutsbezirke, zu welchen die Vorlage dem Minister des Innern, die Konservativen nur dem Kreisausschuß das Recht geben wollten, künftig erst an die Instanzen des Kreis- und Bezirksausschusses gehen sollen, und gegen den Willen dieser nur auf Beschluß des gesamten Staatsministerii eine solche Veränderung erfolgen darf.

Dies ist der einzige ganz wichtige Punkt in der Vorlage, der mit einer großen Niederlage Herrfurths endete. Ehe das gesamte Staatsministerium nach dem schweren Geschäftsgange desselben zu einem solchen Beschlusse kommen kann, darüber vergehen ... Jahre, während eine ministerielle Verfügung vom Minister des Innern in vier Wochen die tiefgreifendsten Veränderungen hätte vornehmen können.

*

13. Januar 1891.

Meine „Post"-Erklärung hat großes Aufsehen gemacht. Alle Zeitungen besprechen sie weitläufig. Die „Vossische Zeitung" meint, sie wäre überflüssig,

---

[1]) Seit dem Herbst 1890 fanden zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn Verhandlungen über einen neuen Handelsvertrag auf der Basis u. a. der Herabsetzung der landwirtschaftlichen Zölle zugunsten Oesterreichs statt. Alsbald setzten auch in der Presse erregte Erörterungen für und wider einen solchen Handelsvertrag ein. In der „Post" vom 8. Januar 1891 erschien ein von dem Chefredakteur Dr. Kayßler ohne Autorisation der Parteileitung eingerückter Leitartikel, der eifrig für den Handelsvertrag eintrat. Dagegen wandte sich ein Artikel Kardorffs vom 10. Januar. In diesem erklärte Kardorff, daß die Reichs- und Freikonservative Partei ihren wesentlich schutzzöllnerisch orientierten Standpunkt in wirtschaftlichen Fragen, den sie seit 1879 vertreten habe, weder verlassen oder verändert habe, noch mutmaßlich in der nächsten Zeit verändern werde. Einer handelspolitischen Annäherung an Oesterreich stehe seine Partei gewiß sympathisch gegenüber, aber nicht um den Preis einer Herabsetzung der Getreidezölle — solange nicht auf andern Gebieten, z. B. auf dem Gebiete der Währungsfrage, ein Ersatz für den fortfallenden oder verminderten Zollschutz gefunden werden könne. Von dem Abgeordneten Eugen Richter wegen dieses Aufsatzes im Reichstag angegriffen, wiederholte Kardorff hier am 15. Januar mit allem Nachdruck: ohne daß der deutschen Landwirtschaft irgendein ausreichendes Aequivalent geboten werde, könne ein großer Teil derjenigen Vertreter im Reichstage, welche bisher der protektionistischen Politik das Wort geredet hätten, nicht für Ermäßigung der Getreidezölle stimmen.

Digitized by Google

denn Bismarck hätte schon ähnliches gesagt.[1]) Ich finde, daß sie dadurch erst recht wertvoll wird. Der österreichische Handelsvertrag ist nämlich Allerhöchste Inspiration, und ich glaube, es war die höchste Zeit, daß einmal ein Wort gesprochen wurde.

Heute wird Miquel im Abgeordnetenhause seine große Budgetrede halten, auf die ich sehr neugierig bin. Er ist doch ein so genialer Kopf, daß selbst Hammerstein[2]) mir gestern sagte: „Nachdem ich die Entwicklung seiner Ideen einmal angehört habe, bin ich überzeugt, daß wir noch nie einen Finanzminister gehabt haben, der ein so großartiges Verständnis für die Anforderungen und Bedürfnisse der Gegenwart besessen, und dem die Konservativen in gleichem Maße das Vertrauen schenken könnten, daß er ihre Anschauungen als vollberechtigte mit anerkenne."

Meine Ausführungen in der „Post" druckt auffallenderweise auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" mit der Bemerkung ab, sie sei von vornherein der Meinung gewesen, die Freihandelssprünge der „Post" seien nur redaktionelle und nicht Parteikundgebungen gewesen. Ich bin sehr neugierig auf übermorgen und hoffe, daß mich der Kaiser auf die Währungsfrage anzapft. Ich werde ihm die Antwort nicht schuldig bleiben.

*

15. Januar 1891.

Der Kaiser war gestern[3]) sehr liebenswürdig und nett; er attackierte mich nach Tisch auf Doppelwährung.[4]) Ich nahm kein Blatt vor den Mund, sagte rücksichtslos meine Meinung und sprach die Hoffnung aus, daß so, wie Bismarck sich einst zu meinen schutzzöllnerischen Ideen bekannt hätte, obschon er früher

---

[1]) Kardorff hatte in dem gedachten Aufsatz u. a. ausgeführt, daß ein handelspolitisches Bündnis mit Oesterreich der allervorsichtigsten Abwägung bedürfe, um nicht statt zu einer Befestigung zu einer Lockerung des politischen Bündnisses mit Oesterreich beizutragen. In demselben Sinn hat sich Bismarck schon in früheren Reden, dann seit Ende 1890 in zahlreichen inspirierten Artikeln der „Hamburger Nachrichten" geäußert. „Durch Fesselung ihrer wirtschaftlichen Freiheit gegeneinander werden politisch befreundete Nationen auseinandergebracht." Vgl. Hofmann, Fürst Bismarck, I, 73, 306 und a. a. O.

[2]) Der bekannte konservative Abgeordnete und Chefredakteur der „Kreuzzeitung".

[3]) Auf dem Diner beim Finanzminister Miquel.

[4]) Hierdurch wird widerlegt, was die „Kölnische Zeitung" über das Kaiserdiner berichtete: „Besonders beachtet wurde, daß, als Herr v. Kardorff die Sprache auf die Doppelwährung brachte, der Kaiser sehr entschieden ein Eingehen auf diese Frage ablehnte, weil er sie im Sinne der Goldwährung für erledigt erachtet." Interessant ist, daß die „Kreuzzeitung" bei der Wiedergabe der Mitteilung aus der „Kölnischen Zeitung" am 17. Januar bemerkte: „Beruht diese Mitteilung auf Wahrheit, dann ist die Aussicht auf eine Ausgleichung der Valutadifferenz zwischen Deutschland und Oesterreich ad calendas hinausgeschoben und damit für die die Interessen der deutschen Landwirtschaft vertretenden Parteien die Möglichkeit, einer Herabminderung der landwirtschaftlichen Zölle innerhalb des Rahmens eines deutsch-österreichischen Handelsvertrages zuzustimmen, unsers Erachtens völlig ausgeschlossen." Man spürt in diesen Worten die frondierende Haltung der Kreuzzeitungs-Konservativen gegen den Kaiser.

Digitized by Google

Freihändler gewesen, ich heute die Hoffnung nicht aufgäbe, Seine Majestät zur Doppelwährung bekehrt zu sehen.

Das ganze Diner war harmlos und nett; es waren wenig Menschen da, deren Namen Du in der Zeitung lesen wirst. Nach Tisch war der Kaiser behaglich und freundlich. Ich ließ mir die Butter nicht vom Brote nehmen, sondern stellte meinen Mann. Gesprochen wurde über die Gymnasialreform, Dombau, Reichstagsbau, Kunst im allgemeinen, Nibelungenlied, Rußland, Frankreich, die Währungsfrage und allerhand andres. Ueber die Landgemeindeordnung und den österreichischen Handelsvertrag sprach der Kaiser sich nicht aus, und wir konnten natürlich alle nicht davon anfangen.

Das Diner war vorzüglich, die Weine non plus ultra an Vollkommenheit, desgleichen die Zigarren. Die Unterhaltung mit Seiner Majestät führten Miquel, Hammacher[1]) und ich. Ich fürchte, ich habe am meisten geredet ... Ich war ganz offen und verschwieg nichts, was ich auf dem Herzen hatte.

Heute sprach ich sehr glücklich in Ausfällen und unmittelbaren Repliken gegen den Fortschritt. Gegen den österreichischen Handelsvertrag habe ich eine feste Position eingenommen.[2]) Der landwirtschaftliche Minister Heyden[3]) kam nach der Rede zu mir und beglückwünschte mich, ein gutes Zeichen, daß er korrekt denkt. Eugen Richter habe ich wegen seiner Ausfälle gegen Bismarck etwas stark angelassen;[4]) er wird sich wohl morgen rächen, aber Mirbach spricht hinter ihm und wird mich wohl herauspauken.

*

4. März 1891.

Der Kaiser war bis 11½ Uhr unter uns gesessen,[5]) zwischen Miquel und Frau v. B[oetticher], neben dieser Windthorst, dann Levetzow,[6]) ich, Gneist,

---

[1]) Bekannter nationalliberaler Abgeordneter.

[2]) Kardorffs Reichstagsrede vom 15. Januar, die sich vielfach gegen die Fortschrittspartei richtete, gipfelte, wie gesagt, in dem Satze: ohne daß der deutschen Landwirtschaft ein ausreichendes Aequivalent geboten werde, könne ein großer Teil der schutzzöllnerischen Reichstagsabgeordneten nicht für Ermäßigung der Getreidezölle stimmen, auch wenn sie unter der Form des österreichischen Handelsvertrags vorgelegt werde. Sten. Ber. II, 981.

[3]) Er war am 17. November 1890 an die Stelle des Ministers v. Lucius getreten.

[4]) Kardorff sagte u. a.: „Wenn Fürst Bismarck seine Natur nicht ganz verändert hat, so kann der Abgeordnete Richter wirklich seine Angriffe turmhoch aufbauen, er wird nie dasjenige Maß souveräner Verachtung erreichen, welches der Fürst Bismarck demselben zuteil werden läßt." Sten. Ber., II, 980. Die Schärfe dieser Ausdrucksweise erklärt sich aus der Art der Richterschen Angriffe, der in seiner Rede vom 13. Januar u. a. gesagt hatte, er verstehe nicht, wie Fürst Bismarck aus dem Dickicht, aus dem Busch in Friedrichsruh, gewissermaßen hinter dem Bretterzaun der „Hamburger Nachrichten" Steine werfen könne auf seinen Nachfolger, um die Vertragspolitik und die Verhandlungen desselben mit dem Auslande zu stören.

[5]) Am 3. März hatte in Anwesenheit des Kaisers ein parlamentarisches Diner bei dem Staatssekretär v. Boetticher stattgefunden, bei dem der Kaiser nach den Mitteilungen der Blätter auch Kardorff ansprach.

[6]) Reichstagspräsident v. Levetzow.

Digitized by Google

Huene und Bennigsen. Hinter uns große Corona, die nicht mitsprach. Sehr interessante Unterhaltung über belgische Zustände, Industrie, Bauernstand, allgemeines direktes Wahlrecht, Preßgesetzgebung, deutsche Zivilrechtsgesetzgebung usw.

Douglas,[1]) der hinter mir stand, beglückwünschte mich beim Herausgehen über meine glückliche Methode. Ich erwiderte nämlich nie dem Kaiser direkt, sondern immer Huene, Windthorst, Miquel, aber sehr unverfroren, und sah den Kaiser dabei gar nicht an, so daß ich auch kaum bemerkte, was Douglas mir sagte, daß der Kaiser bei allen meinen Ausführungen durch Kopfnicken, durch Aufschlagen der Hand auf den Tisch, durch Anstoßen Miquels, um ihm verständnisvoll zuzunicken, seinen Beifall zu erkennen gegeben habe ... Es gelang mir, zwei- oder dreimal Huene und Windthorst ganz gehörig über den Mund zu fahren.

*

10. März 1891.

Bismarcks Kandidatur[2]) wirbelt viel Staub auf; die Regierung hat lächerliche Angst vor ihm und scheint ihm die größtmöglichen Schwierigkeiten bereiten zu wollen. Ich hoffe, er kommt durch.

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 9. April 1891.

In den Zeitungen finde ich die Nachricht, daß ich im Falle einer von uns nicht erwarteten Niederlage in Geestemünde meinen Wahlkreis Eurer Durchlaucht brieflich angeboten hätte. Diese Nachricht ist zwar verfrüht, aber in der Sache nicht unrichtig. Ich glaube, daß mein Wahlkreis ziemlich sicher sein würde, und ich denke ernsthaft daran, mich zurückzuziehen, wenn die Dinge so weitergehen, wie sie gehen.

Fürst Bismarck an Kardorff

Friedrichsruh, den 10. April 1891.

Geehrter Freund!

Mit verbindlichstem Dank erhalte ich Ihr freundliches Anerbieten vom gestrigen Tage, wenn ich auch darauf nicht eingehe. Einmal wünsche ich dringend Ihre Kraft und Erfahrung und vor allen Dingen Ihren moralischen Mut dem Parlament erhalten zu sehen, dann aber liegt es nicht in meiner

---

[1]) Der freikonservative Abgeordnete Graf Douglas, der bekanntlich zu den Vertrauten des Kaisers zählte.

[2]) Anfangs März war Fürst Bismarck von den Vertrauensmännern der nationalliberalen Partei des neunzehnten hannoverschen Wahlkreises Neuhaus-Kehdingen-Geestemünde, jedoch ohne Autorisation des nationalliberalen Zentralkomitees, als Reichstagskandidat aufgestellt worden. Vgl. J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, II, 56 f.

Digitized by Google

Auffassung, nach einem Mandate zu streben. Wenn ich in Kehdingen gewählt werde und die Wahl annehme, so würde diese meine Annahme doch weniger einem Verlangen oder gar Bedürfnis, im Reichstag zu sein, entspringen, als einem Pflichtgefühl dem Lande gegenüber.

Ich würde in einem ungesuchten Mandate eine Aufforderung des Schicksals sehen, gegen schädliche Zumutungen wenigstens Zeugnis abzulegen, wenn ich sie auch nicht abzuwehren vermöchte. Ich würde ein unbefriedigtes Gefühl im Gewissen haben, wenn ich mich durch die Unbequemlichkeiten, die mein Erscheinen im Reichstage für mich hat, abschrecken ließe. — Aber diese Erlebnisse geflissentlich aufzusuchen, halte ich mich nicht verpflichtet. Ich bin in diesen Dingen einigermaßen Fatalist, indem ich mich einer Aufgabe, die mir ungesucht in den Weg tritt, nicht entziehen mag, sie aber in meinem Alter auch nicht eigenmächtig stelle.

Mit nochmaligem Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche und Anerbieten bin ich der Ihrige v. Bismarck.

Kardorff an seine Gemahlin

21. April 1891.

Die Verhandlungen über die Landgemeindeordnung waren gestern ganz interessant, namentlich weil ein Kompromiß der Kartellparteien gegen Freisinn und großenteils auch gegen Zentrum durchgesetzt wurde. Der Konservative v. Kröcher[1]) sprach von seinem Standpunkte aus vortrefflich und sehr amüsant.

Vor Bismarcks Wahl haben hier alle Minister eine große Angst. Ich hoffe, daß er nicht durchfällt.

*

25. April 1891.

Eben kommt die Nachricht, daß der alte Moltke gestern friedlich in seiner Schreibstube entschlafen sei; ein beneidenswerter Tod.[2]) Ich bin neugierig auf die Haltung des Kaisers.

---

[1]) Der spätere langjährige Präsident des Abgeordnetenhauses.

[2]) Kardorff hat später in der „Deutschen Monatsschrift" (Oktober 1902) „Persönliche Erinnerungen an den Feldmarschall Grafen v. Moltke" veröffentlicht. Von Interesse ist, daß auch Moltke, genau wie Bismarck, in der Währungsfrage den Ansichten Kardorffs zuneigte. „Ich kann," so äußerte sich Moltke einmal zu K., „ein wirkliches Sachverständigenurteil für mich nicht in Anspruch nehmen, wie Herren, welche sich mit dieser Geldfrage jahrelang wissenschaftlich beschäftigt haben; aber mir leuchtet ein, daß der gesamte Verkehr des Erdballs einer edelmetallischen Basis bedarf, und sich um so solider gestalten muß, je breiter diese Basis ist, welche man durch die Aechtung des Silbers erheblich verkleinern wird; — daß die nun unausbleibliche Ausdehnung der Kreditverhältnisse nur der geldgebenden Großfinanz zugute kommen wird und daß die Landwirtschaft, welche mit Silberländern zu konkurrieren hat, unter der Verallgemeinerung der Goldwährung schwerer zu leiden haben wird als die nur mit Goldländern konkurrierende Industrie."

Digitized by Google

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 25. April 1891.

Hiesige Freunde haben den großen Wunsch, daß Eure Durchlaucht zur Leichenfeier des Feldmarschalls Moltke in Berlin erscheinen, und halten die Frage für eine wichtige und möglicherweise folgenschwere.

Fürst Bismarck an Kardorff

Friedrichsruh, den 28. April 1891.

Verehrter Freund!

Ihr Schreiben vom 25. d. M. habe ich mit aufrichtigem Dank erhalten, der freundschaftlichen Anregung aber leider nicht folgen können. Nach Ihrer Kenntnis von Hof und Militär werden Sie mir recht geben müssen, wenn ich sage, daß für mich bei der heutigen Feierlichkeit kein Platz war, wenn ich nicht auf Befehl oder Einladung des Kaisers dabei erschien,[1] v. Bismarck.

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 28. April 1891.

Eure Durchlaucht werden gewiß annehmen, daß wir die Voraussetzung des Mangels der Allerhöchsten Ansage allerdings nicht für eine mögliche Eventualität gehalten haben. Ich bitte daher um gütige Nachsicht für meinen dreisten Brief.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 2. Juni 1891.

Gestern habe ich zu der Sperrvorlage ganz nach Wunsch geredet.[2]

Ich sprach gestern den Grafen Lehndorff,[3] der eben aus Friedrichsruh kam und erzählte, daß er Bismarck selten fröhlich und frisch angetroffen.

Die Konservativen haben sehr törichterweise noch zuletzt gegen die von dem Herrenhaus in konservativem Sinn verbesserte und vom ganzen andern Hause angenommene Landgemeindeordnung gestimmt, um Herrfurth ein Mißtrauensvotum zu geben,[4] das eher wohl das Gegenteil wirken wird.

*

[1] Vgl. dazu J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, II, 110 f.

[2] Nachdem im Jahre 1890 der Entwurf eines Sperrgeldergesetzes, durch das der katholischen Kirche die in Verfolg des Kulturkampfes gesperrten Zuwendungen aus Staatsmitteln in Form einer Rente überwiesen werden sollten, an dem Widerspruch des Zentrums gescheitert war, hatte die Regierung im Januar 1891 einen neuen Entwurf vorgelegt, nach dem das ganze aufgelaufene Kapital der katholischen Kirche zugestellt werden sollte. Die Mittelparteien einschließlich des größeren Teils der Freikonservativen sprachen sich gegen die Vorlage aus, während Kardorff im Interesse der Herstellung des religiösen Friedens dafür eintrat. Siehe seine Rede, Sten. Ber. V, 2489.

[3] Graf Heinrich Lehndorff, der bekannte Generaladjutant Kaiser Wilhelms I.

[4] Bei der Abstimmung am 2. Juni stimmten die Konservativen geschlossen gegen das Gesetz, obwohl ihr Sprecher, der Abgeordnete v. Rauchhaupt, zugeben mußte, daß sie die Ziele des Gesetzes durchaus billigten. Als Grund für die Ablehnung wurde von Rauchhaupt ganz offen das Verhalten des Ministers Herrfurth angeführt.

Digitized by Google

10. Dezember 1891.

Ich fand hier einen eingeschriebenen Brief des Fürsten Bismarck vor mit einer an ihn adressierten Reichstagspetition gegen die Handelsverträge und einem Schreiben, aus dem hervorgeht, daß er noch immer zweifelhaft ist, ob er kommen soll oder nicht. Ein Extrazug steht geheizt für ihn da, so daß er des Morgens herfahren und abends wieder fortfahren kann. Aber ich fürchte, die Fürstin läßt ihn nicht fahren.

Abends ging ich in die Fraktionssitzung und fand dort die Stimmung gegen den Handelsvertrag sehr erregt, was mich darauf schließen läßt, daß doch ein Teil der Fraktion mit mir gegen denselben stimmen wird. Sodann konferierte ich mit Mirbach. Das Zentrum und der Freisinn, also die Majorität, wollen die Handelsverträge nicht in eine Kommission verweisen, sondern im Plenum beraten, und zwar auf Wunsch der Regierung, die sich damit meines Erachtens eine Blöße gibt.

Der Reichstag scheint jetzt sehr vollzählig zu sein; heute soll Caprivi reden,[1]) dann werden wir bis auf morgen vertagen. Ich soll für die Fraktion reden. Hoffentlich gibt mir Caprivi Stoff außer den Handelsverträgen, deren Begründung himmlisch ist.

*

11. Dezember 1891.

Glaube zur Zufriedenheit der Fraktion gesprochen zu haben. Caprivi, trotzdem ich höflich war, sehr gereizt.[2]) Ich werde jetzt jeden Tag reden. Habe Lust, Sonntag nach Friedrichsruh zu fahren.[3]) Die Konservativen stimmen zu Dreiviertel gegen den Handelsvertrag, unsre Fraktion geteilt. Wir setzen hoffentlich noch Kommissionsberatung durch,[4]) obschon ich fühle, daß das Zentrum, die Sozialdemokratie und der Freisinn die Majorität haben. Dann reden wir im Plenum against time.

*

[1]) Am 10. Dezember 1890 wurde im Reichstage die erste Beratung der neuen Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien und Belgien, zu denen dann noch ein vierter mit der Schweiz trat, mit einer großen Rede Caprivis eröffnet.

[2]) Siehe Kardorffs Rede, Sten. Ber. V, 3330 ff.; Caprivis Erwiderung, das. 3335 ff. Kardorff schloß seine in der Form durchaus gemäßigte Kritik mit der Erklärung, daß er, so wie die Vorlage jetzt liege, und so wie die Verhältnisse der Landwirtschaft jetzt lägen, eine Herabsetzung der landwirtschaftlichen Zölle auf zwölf Jahre nicht bewilligen könne, wenn nicht eine Kompensation in der Währungsfrage geboten werde. Caprivis gereizte Erwiderung stellte nach dieser Richtung ein Entgegenkommen nicht in Aussicht.

[3]) Zur Ausführung scheint Kardorffs Absicht nicht gekommen zu sein. An demselben 11. Dezember veröffentlichte Kardorff folgendes Dementi in der „Post“: Die „Freisinnige Zeitung“ schreibt: „Fürst Bismarck ist seitens des Herrn Abgeordneten v. Kardorff dringend ersucht worden, doch an den Handelsvertragsverhandlungen im Reichstage teilzunehmen; Fürst Bismarck hat aber mit einem kategorischen Nein geantwortet.“ Diese Meldung ist von Anfang bis zu Ende unwahr.“ v. Kardorff.

[4]) Ein Antrag der Konservativen auf Kommissionsberatung wurde am 11. abgelehnt.

Digitized by Google

12. Dezember 1891.

Ich habe nach der Meinung meiner Freunde und auch der Gegner ganz gut gesprochen,[1]) und daß es auch gesessen, zeigte die Erregung von Caprivi, der ziemlich ungezogen war, wozu ich ihm gar keine Veranlassung gegeben hatte, und der es sich nun zuziehen wird, daß ich bei meiner Replik am Montag auch eine etwas schärfere Tonart anschlagen werde. Er scheint sich einzubilden, daß ich auf Instigation von Friedrichsruh her meine Position einnehme, und daß ich meine ganzen Informationen von dort erhalten habe. Sie haben alle eine Todesangst, daß Bismarck herkommen könnte, und es ist höchst spaßhaft, wie alle Augenblicke irgendein Minister mich fragt, ob ich irgendeine sichere Nachricht darüber besitze.

*

14. Dezember 1891.

Wir sind der Meinung, Bismarck sollte zur dritten Lesung herkommen, ganz kurz eine Erklärung abgeben und dann wieder den Saal verlassen und nach Friedrichsruh zurückfahren. Herbert will das nicht, aber ich weiß eigentlich nicht, warum nicht. Die Fürstin und er werden es also wohl hintertreiben.[2])

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 15. Dezember 1891.

Eurer Durchlaucht mir durch Dr. Chrysander übermittelten Auftrag habe ich erst heute erfüllen können und die badische Petition dem Bureau des Reichstages übergeben, da ich erst eben hier eintraf.

Bezüglich der Anfrage über einen Antrag auf Urlaubserteilung möchte ich mich dahin aussprechen, daß es meiner Auffassung nach für die gesamte Situation am nützlichsten ist, wenn Eurer Durchlaucht persönliches Erscheinen in suspenso und ungewiß bleibt. Ich würde daher bitten, von der Einreichung eines Urlaubsgesuchs absehen zu wollen.

Wir werden uns Mühe geben, gegen die Zollermäßigung auf Getreide, nachdem die Majorität des Hauses entschlossen ist, von einer Kommissions-

[1]) Kardorff hat noch seine Rede vom 11. im Auge.

[2]) Die bismarck-offiziöse „Münchener Allgemeine Zeitung" hatte am 4. Dezember die Notiz gebracht: „Die Ankunft des Fürsten Bismarck für einen einzigen Tag zu den Verhandlungen über die Handelsverträge gilt in Reichstagskreisen für möglich und wird lebhaft erörtert." Bismarck hatte in der Tat die Absicht gehabt, zu kommen, war aber durch einen Machtspruch des Arztes gehindert worden. In der sich scharf gegen den österreichischen Handelsvertrag wendenden Ansprache, die er am 12. Dezember beim Empfang einer Siegener Deputation (siehe Penzler a. a. O., III, 15 ff.) hielt, sagte er zum Schluß: „Mein Arzt ist, wie Sie sehen, wieder hergekommen, um mich bei den Rockschößen festzuhalten. Er hörte von meiner Frau, daß ich nach Berlin wollte, und beeilt sich, den Flüchtling wieder einzufangen. Ich schiebe meine Teilnahme an den Verhandlungen noch auf, so schwer auch die Sorge auf mir lastet, daß wir für zwölf Jahre an Zustände gebunden werden sollen, deren Wirkung heute niemand übersieht, auch ihr Urheber nicht."

Digitized by Google

beratung abzusehen, die Debatten so zu führen, daß die dritte Lesung erst nach Weihnachten stattfinden kann, und ich nehme an, daß uns dies gelingen wird.[1]) Bis dahin können also Eure Durchlaucht sich alles weitere vorbehalten.

Wenn gleich die Annahme der Handelsverträge durch die Majorität: Zentrum, Freisinn und Polen eine absolut gesicherte ist, so wird die Minorität doch, wie es scheint, eine stärkere sein, als man in Regierungskreisen bisher vorausgesetzt hat.

In Süddeutschland wirkt die Weinzollermäßigung sehr verstimmend, und in den industriellen Kreisen ist die Enttäuschung eine gewaltige.

Von den Agrariern werden ja manche nicht das Herz haben, für ihre Ueberzeugung zu stimmen, um es mit der Regierung nicht zu verderben — aber in der deutsch-konservativen Fraktion haben doch gestern 24 gegen 13 erklärt, unter keinen Umständen ja sagen zu können, und bei meiner Fraktion liegt das Stimmverhältnis ähnlich.[2])

Freunde erwirbt sich die Regierung durch den Handelsvertrag nicht; die Freihändler wollen bedeutend mehr haben, die Schutzzöllner und Agrarier sind verstimmt über das, was ihnen entzogen wird, und diese Mißstimmung wird bei Neuwahlen dem Freisinn und den Sozialdemokraten zugute kommen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 15. Dezember 1891.

Ich habe heute wieder im Reichstag ... geredet,[3]) und ich hatte die Genugtuung, mit einem recht guten Beifall abzuschließen, während auf Caprivis sehr schwache Erwiderung eine eisige Stille im Hause herrschte. Ich war heute etwas deutlicher.

*

Ohne Datum; 18. Dezember 1891.

Ich habe heute besser gesprochen wie je. Caprivi wurde darauf persönlich grob; ich erwiderte ganz gelassen von oben herunter; schallendes Bravo der Rechten, deren Mitglieder mir nachher sagten, so vornehm, wie ich geantwortet, habe niemand das zuwege bringen können. Caprivi wurde dunkelrot, sagte aber nichts weiter.[4])

---

[1]) Kardorff irrte in dieser Annahme. Vom 14. bis 17. Dezember fand die zweite, und schon am 18. Dezember die dritte Lesung der Handelsverträge mit der Schlußabstimmung statt. Die Ueberstürzung der Ereignisse hinderte Fürst Bismarck, zu den Verhandlungen noch zu erscheinen.

[2]) Das tatsächliche Ergebnis der Abstimmung am 18. war, daß 243 Abgeordnete mit Ja, 48 mit Nein stimmten. Von den Konservativen stimmten 36 gegen, 18 für, von den Freikonservativen nur 2, darunter Kardorff, gegen die Verträge.

[3]) Siehe Kardorffs Rede zur zweiten Lesung der Handelsverträge. Sten. Ber. V, 3438 ff., Caprivis Erwiderung, das. S. 3440 f.

[4]) Siehe Kardorffs große Rede zur dritten Lesung der Handelsverträge. Sten. Ber. V, 3533 ff., Caprivis Antwort das. S. 3537, Kardorffs Replik S. 3560 f. Caprivis Polemik wird durch den Schlußsatz seiner Rede gekennzeichnet: „Wenn der Herr Abgeordnete

Digitized by Google

18. Januar 1892.

Ich hatte eine angenehme Fahrt hierher: zuerst mit Hohenlohe-Koschentin;[1]) er war eben auf der Reise nach Dresden, zur Beisetzung seines Bruders Kraft, der nach jahrelangen furchtbaren Qualen am Magenkrebs gestorben ist. Er erzählte auch allerhand interessante Dinge über Caprivi, Miquel usw., aus denen ich schließe, daß die „Post" mit ihrem Artikel recht hat . . .[2])

Hohenlohe hatte sehr geringe Meinung von Kultusminister Zedlitz, und er kann ihn einigermaßen kennen, weil derselbe jahrelang sein Adjutant bei der Gardedukorps gewesen ist. Er sagte: „Unendlich liebenswürdig, gewandt, geschickt, Meister der Formen — aber ohne Festigkeit und brennend eitel." Ich hoffe, die Charakteristik ist etwas zu schwarz gefärbt.[3])

*

19. Januar 1892.

Das Schulgesetz[4]) macht viel Kopfschmerzen; ich werde mich an den Kommissionsverhandlungen nicht beteiligen, ob ich im Plenum rede, weiß ich noch

v. Kardorff in der Mac-Kinley-Bill keine politische Aktion erkennt, so erkennt er auch in dem Panamerikanismus keine politische Aktion; und wenn das der Fall ist, werde ich so lange, bis dem Herrn Abgeordneten diese Erkenntnis gekommen sein wird, darauf verzichten, mich über äußere Politik von dieser Stelle mit ihm zu unterhalten." Kardorff erwiderte u. a.: „Der Herr Reichskanzler hat es für gut befunden, mir auf eine Rede mit sachlichen Ausführungen lediglich zu antworten mit persönlichen Spitzen und hat mir dabei eine große persönliche Geringschätzung zu erkennen gegeben . . . Ich verzichte darauf, in eine solche Tonart zu verfallen und irgend etwas auf diese seine Art der Entgegnung zu erwidern, damit nicht bloß der Herr Reichskanzler, sondern auch das Haus weiß, daß ich die Dinge und Personen nicht aus persönlicher Gereiztheit beurteile, sondern sachlich."

[1]) Prinz Friedrich Wilhelm zu Hohenlohe-Ingelfingen, General der Kavallerie und Generaladjutant Kaiser Wilhelms I., gest. 1895, der ältere Bruder des durch seine Memoiren bekannten Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, gest. 16. Januar 1892.

[2]) Gemeint ist der Artikel der „Post" vom 17. Januar über die in einer Berliner Korrespondenz der „Hamburger Nachrichten" behaupteten Friktionen zwischen den Ministern, namentlich zwischen Miquel und Caprivi. Es hatte in den „Hamburger Nachrichten" u. a. geheißen: „War der neue Finanzminister lange Zeit hindurch der begeisterungsvollste Lobredner des neuen Reichskanzlers und Ministerpräsidenten gewesen, so ist er heute mehr das geworden, was man einen stillen Verehrer nennt. Auch er fand bald, was Fürst Bismarck so oft beklagt hatte, daß die Kollegialität die lähmendste Fessel für schöpferische Geister sei. Je weniger nun das einzelne noch so bedeutende Mitglied eines Kollegiums gegen die plumpe kollegialische Mehrheitsmeinung ausrichten konnte, um so mehr mußte es, eben wegen seiner Bedeutsamkeit, erwarten, dort eine Stütze zu finden, wo allein ein wirksames Gegengewicht gegen die maschinelle kollegialische Mehrheit geschaffen werden konnte: beim Präsidium. Ob nun letzteres die Wünsche des Finanzministers nicht in ihrem vollen Umfang und Ziel erfüllen konnte oder nicht erfüllen mochte, steht dahin genug: Herr Miquel sieht sich in seinen weitreichenden Reformplänen seit längerer Zeit gehemmt."

[3]) „Brennend eitel" war Graf Zedlitz, der trotz der bei der Vertretung des Schulgesetzes gemachten Fehler nicht nur einer der gewinnendsten, sondern der ehrlichsten und überzeugungstreuesten Staatsmänner war, gewiß nicht.

[4]) Am 15. Januar 1892 hatte Kultusminister Graf Zedlitz im Abgeordnetenhause den Entwurf eines Volksschulgesetzes vorgelegt.

Digitized by Google

nicht; Boetticher ist krank; der Kaiser soll am 22. bei Caprivi die Konservativen sich langen wollen. Ich bin sehr froh, daß ich nicht da bin. Wahrscheinlich stürzt Herrfurth; das wird der Preis sein, um welchen die Konservativen das Schulgesetz bewilligen werden.

*

21. Januar 1892.

Das Schulgesetz wird in der Kommission erheblich verändert werden. So wie es ist, bekommt es keine Majorität, da von den Deutschkonservativen ungefähr die Hälfte auf dem Standpunkte meiner Fraktion steht, und das Zentrum 110 Stimmen Zuwachs braucht, um die Majorität zu erhalten.

*

22. Januar 1892.

Die Etatsdebatte im Landtage,[1] der ich leider nicht beiwohnen konnte, soll sehr interessant gewesen sein, und der Minister Zedlitz sowie Caprivi sollen nicht gerade geglänzt haben, obschon der erstere von der Partei Hammerstein ein lebhaftes Bravo erhalten hat. Das Zentrum hat gestern der Rechten gleich vorweg seinen Dank abgestattet, indem es im Reichstage die Gültigkeit der Saldernschen Wahl durchsetzte, die es vorher (die Sache war sehr zweifelhaft) für ungültig erklären wollte. Ich hoffe gleichwohl, daß im Schulgesetze in der Kommission noch die gefährlichsten Dinge beseitigt werden, und ich baue darauf, daß Graf Limburg-Stirum[2] eine Anzahl von mindestens fünfzig Leuten hinter sich hat. Daß Herrfurth fällt, scheint mir zweifellos. Wahrscheinlich wird v. Köller sein Nachfolger, der jetzt Unterstaatssekretär in Straßburg ist und früher im Reichstage war, ein sehr gesunder Junge mit Kenntnis der östlichen Provinzen und gutem praktischen Verstande.

Hier zerbrechen sich die Leute die Köpfe, wie Miquel im Ministerkonseil gestimmt hat.[3] Mir ist es zweifellos, daß er für das Schulgesetz gestimmt hat, wenn er auch heute seinen Fraktionsgenossen rät, dasselbe nicht anzunehmen. Er wird sich allmählich auf die Rechte hinüberschlängeln.

*

[1] Die erste Lesung des Etats im Abgeordnetenhause am 21. und 22. Januar hatte sich zu einer Generaldebatte über das Volksschulgesetz ausgewachsen. Die erste Lesung des Volksschulgesetzes begann erst am 25. Januar; die Wahl des Grafen v. Saldern im Wahlkreis Ruppin-Templin war am 21. Januar mit Hilfe des Zentrums für gültig erklärt worden.

[2] Bekannter Führer der Konservativen gemäßigter Richtung. In einer Rede vom 28. Januar versuchte er, die Freikonservativen für das in ihrem Sinn auszugestaltende Gesetz zu gewinnen. Tatsächlich erfolgte die Ausgestaltung des Gesetzes in der Kommission ganz in konservativ-klerikalem Sinne.

[3] Ueber Miquels Haltung in der Frage des Schulgesetzes siehe meine Lebensskizze Miquels in „Johannes v. Miquels Reden", I, Einleitung S. XXIV, ferner Oncken, Rudolf v. Bennigsen, II, 557 ff. Ich behalte mir neue Mitteilungen über Miquels Haltung in anderm Zusammenhange vor.

Digitized by Google

23. Januar 1892.

Im Vordergrund alles Interesses steht das Schulgesetz, und es scheint, daß es zu einer Verständigung innerhalb der Kommission kommen wird.[1])

*

25. Januar 1892.

Ich werde vielleicht zum Schulgesetze noch sprechen, obschon es mich nicht sehr drängt.

*

27. Januar 1892.

Gestern war die große Schuldebatte, in der ich deutlich, aber nicht offensiv gesprochen habe. Es war ein angreifender Tag, weil ich von 11 bis $3^1/_2$ Uhr zuhören mußte, ohne mich von meinem Platze rühren zu können. Eugen Richter sprach allein fast zweiundeinehalbe Stunde, teilweise sehr gut, meines Erachtens verdarb er aber etwas durch Uebertreibung und durch zu viel persönliche Angriffe gegen Zedlitz, der sich gut genug wehrte. Dann kam Stoecker, der ziemlich matt sprach und auch nur offensiv gegen Richter. Ich konnte ihm nachweisen, daß er das Gegenteil seiner heutigen Meinung vor zwei Jahren vorgetragen hatte,[2]) und es gelang mir der Schluß meiner Rede ganz gut.[3]) Derselbe hat auch Eindruck auf die Deutschkonservativen gemacht. Die politische Situation ist sehr konfus; immer mehr Menschen kommen dahinter, wie wenig Caprivi für seinen heutigen Posten ausreicht.

*

3. Februar 1892.

Das Schulgesetz ist dadurch in ein neues Stadium getreten, daß Rauchhaupt erklärt hat, ohne große Modifikation sei es für ihn nicht annehmbar. Das bedeutet Kampf gegen Hammerstein.

*

11. Februar 1892.

Stumm hat neulich dem Kaiser, wie es scheint, sehr deutlich und offen seine Meinung über das Volksschulgesetz gesagt, und der Kaiser ist nachdenklich fortgegangen.

*

---

[1]) Kardorff schloß das wohl daraus, daß die Konservativen in der Kommission dem Antrag Rickert zustimmten, durch den die Schule für eine Veranstaltung des Staates erklärt wurde. Aber das war, wie kein Geringerer als Stoecker erklärte, nur ein Portal, mehr dekorativ; im übrigen gab das Gesetz, wie es in der Kommission gestaltet wurde, die Schulhoheit gutenteils zugunsten der Kirche aus der Hand.

[2]) Der Entwurf des Schulgesetzes sprach in § 18 den kirchlichen Oberbehörden das Recht zu, die Removierung des Lehrers vom Religionsunterricht zu verlangen. Kardorff konnte dem Abgeordneten Stoecker, der sich mit großer Wärme für die Vorlage einsetzte, nachweisen, daß er 1889 sich dagegen ausgesprochen hatte, daß die Kirche dem Lehrer in jedem beliebigen Augenblick den religiösen Unterricht aus der Hand nehmen könne.

[3]) Kardorff richtete am Schluß seiner Rede einen eindringlichen Appell an Konservative und Zentrum, nicht die übrigen Parteien zu majorisieren, sondern den Versuch zu machen, eine Verständigung mit denjenigen Parteien herbeizuführen, auf denen die ganze Entwicklung Deutschlands seit dem Jahre 1866 beruht habe — d. h. mit der gemäßigt liberalen und der gemäßigt konservativen Partei. Sten. Ber. I, 146 ff.

Digitized by Google

12. Februar 1892.

Gestern war ich im Abgeordnetenhause eine Zeitlang in der Kommission,[1]) wo Minister Zedlitz sehr gut und verständig gegen die Polen für die Bestimmungen der ersten Paragraphen plädierte. Oben weht der Wind augenblicklich zu unsern Gunsten; man hätte das Gesetz nicht so genau gekannt, und wenn das ganze Staatsministerium, das doch in Miquel, Herrfurth, Boetticher u. a. gemäßigt liberale Elemente enthielte, das Gesetz angenommen und zu seiner Einbringung geraten hätte, wäre nicht vorauszusehen gewesen, daß es ein solches Maß von Anfechtungen hervorrufen würde. Offenbar hat man Besorgnis vor der Unpopularität — denn ohne die Nationalliberalen dürfe das Gesetz nicht gemacht werden, so lautet jetzt die Parole, über die Zedlitz einigermaßen betrübt sein soll. Da das Gesetz zweihundert Paragraphen hat, und man in drei Kommissionssitzungen erst bis zum § 5 gekommen ist, während die Hauptschwierigkeiten erst alle noch ausstehen, so ist, glaube ich, gute Chance, daß die Sache in dieser Saison nicht fertig wird, und daß schließlich nur die Bausachen und die Lehrergehaltsaufbringung zur Regelung kommt, und daß die ganzen meines Erachtens unlösbaren Fragen über die Abgrenzung des Aufsichtsrechts und das Verhältnis des Staats zur katholischen Kirche auf sich beruhen bleiben, und von Fall zu Fall durch die Verwaltungspraxis entschieden werden.

*

14. Februar 1892.

Bezüglich des Schulgesetzes sagt man, daß Kopp[2]) dringend Zedlitz von der Einbringung abgeraten hat, und daß dieser hauptsächlich der Einwirkung eines Superintendenten Hesekiel[3]) in Posen gefolgt ist, der ein sehr gescheiter Herr und mit Zedlitz befreundet ist. Der gute Kalauer, den man auf Zedlitz gemacht hat: „Sein Korpus ist hier, aber der Kopp ist in Breslau", paßt also nicht . . .

Der Kaiser hat sich wiederholt jetzt dahin ausgesprochen, er wolle das Gesetz nicht ohne die Zustimmung der Nationalliberalen haben. Er merkt aus dem großen Sturm im Lande, daß es nicht so geht, wie Caprivi und Zedlitz es sich dachten.

---

[1]) Es handelt sich um die Volksschulgesetzkommission.

[2]) Der bekannte Fürstbischof von Breslau. Von großem Interesse ist ein Brief Kardorffs an den Finanzminister Miquel, d. d. Oels, 26. Februar 1892, in dem es u. a. heißt: „Die Zeitungen melden die Ankunft des Fürstbischofs Kopp in Berlin. Ich nehme an, daß Ihnen bekannt ist, daß dieser dringend von Einbringung des Schulgesetzes abgeraten hat: er wird an Allerhöchster Stelle am wirksamsten für die Abwendung desselben plädieren können."

[3]) Jetzt Generalsuperintendent a. D. und Mitglied des Herrenhauses. Die Angabe Kardorffs ist insofern zutreffend, als Graf Zedlitz eingehend über den Entwurf mit dem ihm nahestehenden Geistlichen konferiert hat; doch ist auch dieser nicht frei von Bedenken gewesen.

Digitized by Google

In der Kommission geht die Sache sehr langsam voran. Ich halte noch immer auch der Zeit nach das Fertigstellen des Gesetzes für nicht wahrscheinlich.

*

15. Februar 1892.

Das Schulgesetz schleicht langsam vorwärts, und ich gebe die Hoffnung nicht auf, es scheitern zu sehen.

*

16. Februar 1892.

Ich bin heute noch nicht zu Worte gekommen. Ich werde nun morgen eine längere Rede gegen die Anträge Buhl-Richter[1]) halten, dabei aber sehr deutlich über die Soldatenmißhandlungen werden.

Es ist ein Unglück, daß das Schulgesetz seine Schatten in den Reichstag wirft; sonst würde derselbe sich wahrscheinlich zu einem einstimmigen Antrag vereinigt haben, der viel wirksamer gewesen wäre als einer der beiden jetzt sich gegenüberstehenden, aber an sich sehr nahe verwandten Anträge. Die Reichstagsdiskussion wird jedenfalls das Gute haben, daß sie die Staatsregierung davon überzeugt, daß alle Parteien eine Aenderung der Militärstrafprozeßordnung im Sinne größerer Oeffentlichkeit und größerer Erleichterung der Beschwerde der Mannschaften wollen. Der Antrag Buhl-Richter hat nur das Bedenken, daß er uns mit dem bayerischen Gesetz begaben will, das von kompetenten Seiten als sehr unzureichend bezeichnet wird und die Anzeigepflicht des Verletzten enthält, die meines Erachtens ein juridischer Nonsens ist. Der konservativ-klerikale Antrag will Erleichterung der Beschwerden und größere Oeffentlichkeit des Verfahrens und unter Nr. 3 religiöse Erziehung in den Kasernen, wogegen Caprivi sich mit Recht erklärt hat.

In der Schulfrage haben die Konservativen heute in der Kommission einen antiklerikalen Antrag eingebracht, dem wir zustimmen können (Ermöglichung auch künftiger Errichtung von Simultanschulen).

*

18. Februar 1892.

Gestern waren die Abstimmungen im Reichstage sehr bedeutsam. Das Zentrum hatte sich damit gebrüstet, über eine unbedingte Majorität auch ohne uns zu verfügen, und wir haben ihm gezeigt, daß es sich verrechnet hat, indem durch unsre Stimmen der Antrag des Freiherrn v. Gagern, der für Bayern

[1]) Am 15. Februar hatte die Budgetkommission des Reichstags beantragt, die verbündeten Regierungen zu ersuchen 1. die Militärstrafprozeßordnung möglichst bald einer Reform und ebenso 2. die Bestimmungen über das Beschwerderecht der Militärpersonen einer Revision zu unterziehen; 3. auf die Pflege religiösen Sinns unter den Angehörigen des Heeres hinzuwirken. Ein Antrag Buhl-Richter wollte die mißhandelten Soldaten zur Erhebung der Beschwerde verpflichten, im übrigen die Grundsätze der bayerischen Strafprozeßordnung bei der geplanten Reform zugrunde gelegt sehen; ein Antrag des Abgeordneten v. Gagern (Zentrum) wollte dagegen die Sonderexistenz der bayerischen Strafprozeßordnung erhalten sehen.

Digitized by Google

ein neues Reservatrecht (eigne Militärprozeßordnung kontra Reichsverfassung) verbürgen wollte, durch uns fiel. Mit uns stimmten einzelne Deutschkonservative, andre enthielten sich der Abstimmung; dadurch war dem Zentrum das Konzept verdorben; denn nun stimmten alle bayerischen Zentrumsleute für den Antrag Buhl-Richter (Einführung des bayerischen öffentlichen Strafverfahrens bei uns).

Anderseits war es mir gelungen, durch meine Ausführungen die Unmöglichkeit der im Antrag Buhl-Richter beantragten Verpflichtung zur Anzeige von Mißhandlungen doch so vielen Leuten klarzumachen, daß dieser Teil des Antrages in der Minorität blieb und statt dessen der Kommissionsantrag (Erleichterung des Beschwerdeweges) angenommen wurde.

Endlich wurde durch unsre Stimmen der Antrag 3 der Kommission (religiöse Uebungen in den Kasernen), gegen den sich Caprivi scharf ausgesprochen hatte ... beseitigt.[1])

All diese Dinge sind insoweit von Tragweite, weil das konservativ-klerikale Bündnis auf der Voraussetzung beruht, daß das Zentrum im Reichstage mit den Konservativen die Majorität machen könne. Wir haben bewiesen, daß es das nicht kann.

Der Kaiser wird für das Schulgesetz immer dadurch eingefangen, daß man ihm sagt, es sei das einzige Mittel, im Reichstage Majoritäten für die Regierung zu gewinnen, während diese tatsächlich ohne die Nationalliberalen nicht zu haben sind. Man wird also allmählich wohl einsehen, daß es doch seine Bedenken hat, diese an die Wand zu drücken und dem Freisinn zuzutreiben ...

Bismarck hat wiederholt erklärt, er werde zum Schulgesetzentwurf ins Herrenhaus kommen, wenn derselbe in konservativ-klerikaler Fassung aus dem Abgeordnetenhause hervorgehe.[2])

*

21. Februar 1892.

Ich habe gestern eine lange politische Unterredung mit Miquel gehabt, dem offenbar sehr viel daran gelegen ist, sich bei Agrariern den Kredit zu erhalten. Ich habe ihn natürlich immer wieder auf die Währung hingeführt und zu meiner Genugtuung gesehen, daß er inzwischen doch gelernt hat. Er macht merkwürdige Zugeständnisse. Augenblicklich ist der Kampf zwischen ihm und Caprivi ein heftiger, und ich hoffe, daß wir als Resultat die Doppelwährung, d. h. die Initiative Deutschlands für internationale Verhandlungen einheimsen werden.

Das Schicksal des Schulgesetzes ist unabsehbar. Rauchhaupt soll in scharfer Opposition gegen dasselbe stehen, will aber erst nach Ostern eintreten. Ich werde dann mit ihm in Verbindung zu treten suchen; anderseits rüstet sich

[1]) Ueber die Abstimmung siehe Schultheß' Europäischer Geschichtskalender, Jahrgang 1892, S. 71.

[2]) Das ist wohl nicht richtig. Am 26. Februar schrieben die „Hamburger Nachrichten": „Es hat nie in der Absicht des Fürsten gelegen, an den Beratungen des Herrenhauses über das Volksschulgesetz teilzunehmen." Vgl. J. Penzler, a. a. O., III, 94 f.

Digitized by Google

Bismarck, in das Herrenhaus zu kommen ... Die Demonstrationen gegen das Schulgesetz nehmen immer größeren Umfang an — Universitäten usw.

*

22. März 1892.

Unser Fest war sehr hübsch.[1]) Du wirst Beschreibung und meine Rede in der „Post" lesen; alle waren sehr zufrieden mit derselben. Von Bismarck traf abends noch Antwort ein, die mit frenetischem Beifall aufgenommen worden ist ...

Die Krisis dauert fort;[2]) man spricht als Kultusminister von Studt (dem Oberpräsidenten von Westfalen) ... oder Bosse, dem Chef des Reichsjustizamtes, der recht gut sein soll, aber wenig bekannt ist. Von Caprivi nimmt man an, daß er höchstens noch zwei bis drei Monate bleibt. Ich hatte durch meine Quellen Manteuffel[3]) vorgeschlagen, vielleicht zu spät, nachdem die Entscheidung schon getroffen. Manteuffel würde dem Zentrum genehm gewesen sein und dem Posten gewachsen, und ich will dem Zentrum lieber darin gefällig sein, daß ich ihm einen nicht bureaukratischen, wohlwollenden Kultusminister konzedierte, als mit andern Konzessionen es erkaufen.

Die Konservativen, von denen ich Unmengen Sekt gewonnen habe, weil ich diese Katastrophe immer voraussah, gehen mit sehr törichten Gesichtern herum ...

Minister Graf Zedlitz ist schon fort oder geht morgen. Die Szene im Kronrate soll doch sehr merkwürdig gewesen sein. Der Kaiser hat vom Schulgesetz angefangen und gesagt, er höre, daß das Gesetz ganz den Instruktionen zuwider, die er Caprivi und später Zedlitz von vornherein gegeben, nur für Zentrum und Deutschkonservative annehmbar gestaltet werde. Zedlitz hat nichts erwidert, sondern einfach seinen Abschied eingereicht; Caprivi, der noch Tags zuvor der offiziellen Presse hatte mitteilen lassen, das Gesetz solle nach des Kaisers Willen mit dem Zentrum und den Deutschkonservativen unverändert durchgebracht werden, ist mit seinem Abschiedsgesuch gefolgt; er hat, was bei seiner Beschränktheit[4]) sehr wahrscheinlich ist, die Instruktion des Kaisers nicht verstanden oder total mißverstanden ...

*

[1]) Am 21. März 1892 hatte die Reichs- und Freikonservative Partei das Fest ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens gefeiert. Dabei hatte Kardorff einen zündenden Toast auf Bismarck ausgebracht. Siehe denselben bei Penzler, a. a. O., III, 126 ff.

[2]) Bekanntlich reichten, nachdem der Kaiser sich Mitte März in einer Kronratssitzung entschieden dahin ausgesprochen hatte, daß das Schulgesetz nicht ohne die Mittelparteien gemacht werden dürfe, der Kultusminister Graf Zedlitz und der Reichskanzler v. Caprivi ihre Entlassung ein; am 24. März wurde die Kanzlerkrise in der Weise gelöst, daß Caprivi von dem Amt als Ministerpräsident, unter Belassung in der Stellung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, entbunden, und der Oberpräsident von Hessen-Nassau, Staatsminister Graf Botho zu Eulenburg, zum Präsidenten des Staatsministeriums ernannt wurde, während an Zedlitz' Stelle der bisherige Staatssekretär des Reichsjustizamts, Bosse, trat.

[3]) Reichstagsabgeordneter Landrat Otto Freiherr v. Manteuffel, der spätere Landesdirektor der Provinz Brandenburg und Präsident des Herrenhauses.

[4]) Im Text ein drastischerer Ausdruck.

Digitized by Google

27. März 1892.

Du wirst meine Reden in der „Post" gelesen haben. Caprivi ganz tot, redete gestern Unsinn.[1]) Ich spreche nun noch im Abgeordnetenhause gegen Stoecker bei Gelegenheit des Nachtragsetats[2]) und gegen Caprivis Auffassung über die Möglichkeit der Teilung des Ministerpräsidenten- und des Reichskanzlerpostens. Man nimmt allgemein an, daß Eulenburg eigentlich schon Reichskanzler ist, d. h. daß Caprivi nur mühsam bewogen ist, noch auf kurze Zeit des Auslands und der deutschen Fürsten wegen auf seinem Posten zu verbleiben. Er macht den Eindruck, als ob er selber einsähe, daß er abgewirtschaftet hat.

Ich fand gestern eine Karte von Herbert Bismarck vor, der mir mutmaßlich Dank sagen wollte für meinen Toast auf den alten Bismarck.

*

30. März 1892.

Der Reichstag wird morgen geschlossen, aber des Landtags wegen muß ich noch einige Tage hierbleiben, weil daselbst bei der Einbringung des Etats für Eulenburgs Gehalt noch eine große politische Debatte sein wird, an der ich teilnehmen und reden will.

Daß Eulenburg im Landtage vom Zentrum und den Konservativen ausgezischt wurde,[3]) hast Du wohl gelesen? Die Situation wird dadurch noch mehr

[1]) Der Abgeordnete Eugen Richter brachte in der Reichstagssitzung vom 26. März die Trennung der Stellung des Ministerpräsidenten von dem Reichskanzler zur Sprache, die er für eine durchaus unzweckmäßige erklärte. Caprivi wollte in seiner Antwort die Trennung der beiden Aemter so wenig als schädlich ansehen, daß er vielmehr daraus insofern einen Vorteil für das Reich ableiten zu können glaubte, als der Reichskanzler künftig nicht mehr in jede preußische Krise verwickelt zu werden brauchte. In die Debatte griff auch Kardorff ein, der sich ganz auf den Bismarckschen Standpunkt stellte, daß beide Aemter auf die Dauer nicht getrennt werden könnten. Auf Caprivis Hinweis, daß der preußische Ministerpräsident gesetzlich gar keinen Einfluß habe, betonte Kardorff nachdrücklich, daß unter Fürst Bismarck doch die preußischen Minister in der Hauptsache von dem Ministerpräsidenten abhängig gewesen seien. „Das war ein Zustand, der bei der großartigen Natur des Fürsten Bismarck für das Deutsche Reich gewiß der zweckmäßigste war. Ich gebe zu, daß eine so große Persönlichkeit sich auch umfassendere Rechte durch die Gewalt der Persönlichkeit aneignet; ich glaube aber in der Tat, daß das System der Kollegialität in Preußen, wie es sich jetzt im preußischen Ministerkonseil entwickelt hat, auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden kann; es muß der preußische Ministerpräsident eine größere Verantwortlichkeit und eine größere Autorität für das Gesamtministerium mit der Zeit erlangen, als ihm zurzeit gesetzlich zusteht, und dann muß er gleichzeitig Reichskanzler sein, und wenn es die richtige Persönlichkeit ist, dann wird Preußen und das Reich richtige Bahnen gehen" (Sten. Ber. VII, 5017 f). Diese Ausführungen Kardorffs verdienen auch heute noch die vollste Beachtung.

[2]) Stoecker hatte in der Debatte vom 26. März der „liberalen Mehrheit" den Vorwurf gemacht, daß sie durch ihren Widerstand gegen das Volksschulgesetz die Kanzlerkrise herbeigeführt habe. Kardorff erklärte, sich darüber mit Stoecker im Landtage auseinandersetzen zu wollen, wies aber jetzt schon darauf hin, daß auch seine Partei einstimmig zu den Gegnern des Gesetzes gehört habe.

[3]) Es geschah am 28. März bei der ministeriellen Erklärung, daß die Staatsregierung auf die Fortsetzung der Beratung des Volksschulgesetzes verzichte.

Digitized by Google

verschärft, daß der Wortlaut seiner Erklärung im Staatsministerium festgestellt war. Der Kampf wird im Ministerium jetzt erst angehen.

Caprivi hat sich im Reichstage gestern und vorgestern nicht mehr sehen lassen; er will durchaus gehen und nur noch die Firma einige Zeit wegen des Auslandes weiterführen ...

Hatzfeldt hat nach aller Meinung im Herrenhause sehr gut gesprochen;[1]) ich hoffe im Abgeordnetenhause auch gut zu sprechen.[2]) Noch jetzt beherrscht die Aufregung über das Schulgesetz die ganze Situation.[3]) Am ruhigsten ist das Zentrum, das im Innern seines Herzens ganz zufrieden ist, daß der Schulgesetzentwurf, der einen neuen Kulturkampf hervorgerufen haben würde, beseitigt ist. Es bedauert nur, daß Zedlitz darüber gefallen ist.

Die Bismarckfeier am 1. April wird überall in Deutschland großartig werden. Ich will, ehe der Landtag geschlossen wird, noch nach Friedrichsruh gehen.

Mit Bosse stehe ich persönlich vortrefflich. Mit Eulenburg habe ich immer auf nettem Fuße gestanden und will gelegentlich mit ihm und Miquel noch über die parlamentarische Situation der Zukunft verhandeln. Boetticher, der ja bei der Besetzung des Ministerpräsidii übergangen war, hat seinen Abschied eingereicht, bleibt aber auf Grund einer sehr gnädigen Kabinettsorder. Dagegen soll Heyden durchaus fort wollen.

*

3. April 1892.

Heute abend kommt Guido Henckel aus Friedrichsruh; ich bin sehr neugierig auf seine Berichte. Hier kocht noch alles sehr kraus und bunt. Eulenburg ist dem Aussehen nach sehr gealtert, hoffentlich geistig noch potent. Caprivi soll ganz alle und sehr verstimmt sein. Der Kaiser tut, als ob gar nichts passiert wäre.

[1]) Fürst Hatzfeldt-Trachenberg äußerte sich in der Herrenhaussitzung vom 28. März 1892 über die Zurückziehung des Volksschulgesetzes u. a. dahin: „Wir haben von Anfang an den Tag, an welchem der Entwurf eingebracht wurde, als einen dies nefastus angesehen, die Ereignisse haben uns seitdem recht gegeben."

[2]) Es kam zu der von Kardorff vorausgesehenen Debatte erst am 28. April. Namens der Konservativen Partei verlas der Abgeordnete v. Rauchhaupt eine Erklärung, nach der die Konservativen sich der Verpflichtung nicht entziehen zu können glaubten, das Gehalt für den Ministerpräsidenten Grafen Eulenburg zu bewilligen, aber ihr Bedauern ausdrückten, daß ihnen bei Beratung des Volksschulgesetzes nicht die Zeit gelassen sei, diejenigen Gegensätze, welche sich gegenüberstanden, zu überwinden und eine Verständigung herbeizuführen, welche ein befriedigendes Resultat hätte erwarten lassen. Demgegenüber betonte Kardorff nachdrücklich (Sten. Ber. II, 1390) in einer bedeutungsvollen Rede, die in einer großen historischen Auseinandersetzung mit der Konservativen Partei gipfelte, daß die Konservativen auch nicht die leiseste Anstalt gemacht hätten, mit den Freikonservativen eine Verständigung herbeizuführen, vielmehr eine solche Verständigung ausschließlich mit dem Zentrum gesucht hätten.

[3]) Ende März erklärte die „Kreuzzeitung" sogar, die Konservativen würden von nun ab die Freikonservativen nicht mehr bei den Wahlen unterstützen.

Digitized by Google

Neueste Spektroskopie

Von

Dr. M. v. Laue

Jedem Gebildeten bekannt ist die Spektroskopie, die Erkennung der chemischen Elemente an ihren Spektrallinien. Daß im Spektrum des Natriums eine sehr helle gelbe Doppellinie, in dem des Heliums eine gelbe, beim Lithium eine rote, beim Thallium eine grüne Linie vorherrscht, ist wohl den meisten geläufig. Auch daß diese kennzeichnenden Spektrallinien nicht auf das sichtbare Gebiet des Spektrums beschränkt sind, sondern sich ebenso in dessen Fortsetzungen nach der ultraroten und ultravioletten Seite hin zeigen, wird kaum jemand etwas Neues sein. Vielleicht dürfen wir aber auf etwas Interesse hoffen für die neueste Spektroskopie, die im Gebiete der Röntgenstrahlen. Zwar sind ja die Röntgenstrahlen nichts wesentlich andres als das Licht und die anschließende ultrarote und ultraviolette Strahlung, nämlich elektrische Wellen; sie stellen nur einen Teil des Spektrums dar, der sehr weit jenseits des violetten Endes des Spektrums liegt. Aber nach der Forschungsmethode weicht die Röntgenstrahlspektroskopie nicht unerheblich von der älteren ab, und ihre Ergebnisse sind in ihrer Beziehung zu der natürlichen Reihenfolge der Elemente von einer Einfachheit, welche man in den teilweise recht komplizierten optischen Spektren nicht findet.

Beginnen wir mit der Methode. Um Licht oder die anschließenden Strahlungsarten spektral zu zerlegen, benutzt man seit Newtons Zeiten Prismen aus irgendeiner durchsichtigen Substanz, wie Glas, Steinsalz oder Flußspat. Will man eng benachbarte Linien trennen oder gar eine einzelne Linie in ihren Hauptbestandteil und die Trabanten auflösen, so kommt man hiermit nicht aus, sondern muß zu Beugungsgittern, Stufengittern oder planparallelen Platten greifen. Wie diese Apparate spektral zerlegen, können wir hier nicht weiter erörtern. Wir wollen nur erwähnen, daß sie alle technisch hergestellt werden und dabei um so mehr Scharfsinn, Sorgfalt und vor allem Geduld erfordern, je größer das Auflösungsvermögen werden soll.

Im Gegensatz zu der Vielheit optischer Spektralapparate haben wir bei den Röntgenstrahlen bisher nur ein einziges Mittel zur spektralen Untersuchung. Es ist ein Gitter, welches dem optischen Beugungsgitter einigermaßen nahesteht, aber es ist nicht so einfach wie dies, sondern ein Raumgitter, wie man es z. B. erhält, wenn man den ganzen Raum in gleichgroße Parallelepipede lückenlos einteilt und jeden Eckpunkt mit einem Gitterbaustein besetzt (Fig. 1). Seine wesentlichste Eigentümlichkeit liegt darin, daß die Bausteine, welche in ihrer periodischen Wiederholung das Raumgitter bilden, die chemischen Atome selbst sind; dementsprechend sind ihre Abstände von der Größenordnung der auch sonst bekannten Atomabstände, sie liegen um 0,000 000 5 Millimeter herum. Schon in der Kleinheit dieser Abmessungen liegt ein Grund, aus dem wir solche Gitter

Digitized by Google

niemals technisch herstellen können; wir haben das aber auch nicht nötig, denn in jedem Kristall liefert uns ohne unser Zutun die Natur ein solches Gitter. Fig. 2 zeigt z. B. einen Ausschnitt aus dem Gitter des Steinsalzes; die dunklen Punkte bedeuten darin je ein Natrium-, die hellen je ein Chloratom, und die Kantenlänge des dargestellten Würfels ist 0,000 000 56 Millimeter.

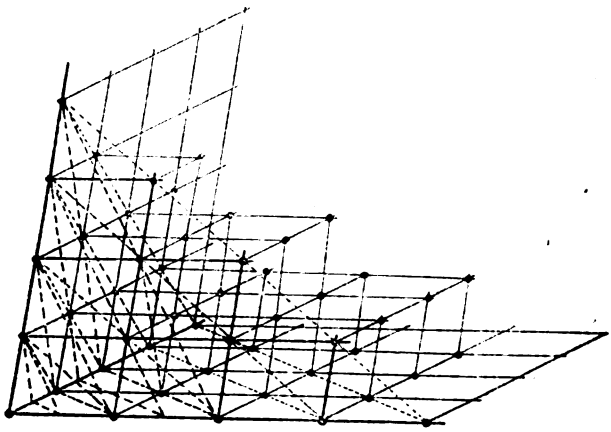


Fig. 1

Die Wirkung solcher Raumgitter auf die Röntgenstrahlen läßt sich am einfachsten durch den von den Herren W. H. und W. L. Bragg gefundenen Satz beschreiben, daß die Röntgenstrahlen an jeder Netzebene eines Raumgitters nach den gewöhnlichen Gesetzen der geometrischen Optik gespiegelt werden. Unter einer Netzebene versteht man dabei jede Ebene im Gitter, welche ein regelmäßiges Netzwerk von Gitterpunkten enthält; in Fig. 1 sind die untere, die vordere, sowie die seitliche linke Begrenzung des dargestellten Gitterausschnittes solche Ebenen, außerdem ist eine Schar paralleler Netzebenen von andrer Richtung eingezeichnet. Dreht man das Raumgitter und damit die Netzebene, so wandert der gespiegelte Strahl, genau wie man das am gewöhnlichen Spiegel beobachten kann. Freilich unterscheiden sich beide Spiegelungsarten in mehr als einem Punkt; die optische Spiegelung erfolgt z. B. nur an Grenzflächen von Körpern, während es für die Röntgenstrahlspiegelung gleichgültig ist, ob die betreffende Netzebene als Begrenzung des Kristalles auftritt oder nicht. Beide Vorgänge sind eben durchaus verschiedener Art, trotz der Uebereinstimmung in den geometrischen Gesetzen.

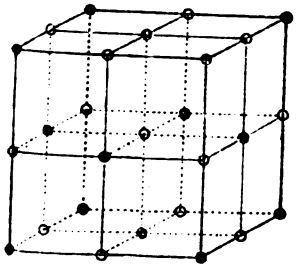


Fig. 2

Ihr Unterschied zeigt sich nun auch darin, daß an einer bestimmten Netzebene überhaupt nicht jeder Röntgenstrahl gespiegelt wird. Vielmehr muß dazu seine Wellenlänge in ganz bestimmter Beziehung zum Abstand benachbarter Netzebenen gleicher Richtung im Raumgitter und zum Einfallswinkel stehen. Drehen wir also den Kristall, so ist die erwähnte Wanderung des gespiegelten Strahles nicht die einzige Folge, sondern wegen des steten Wechsels des Einfallswinkels ändert sich auch stetig seine Wellenlänge. Fehlt aber im einfallenden Strahl jede passende Wellenlänge, so findet überhaupt keine Spiegelung statt.

Digitized by Google

Darauf beruht nun das spektroskopische Verfahren, wenigstens das am häufigsten angewandte. Man dreht den Kristall; der doppelt so rasch wandernde gespiegelte Strahl hat dann je nach seiner Richtung eine andre Wellenlänge und entwirft so auf einer feststehenden photographischen Platte im Laufe der Zeit — nicht wie bei den optischen Spektralapparaten gleichzeitig — ein vollständiges Spektrum der einfallenden Strahlung. So sind z. B. die in Fig. 4 und 5 dargestellten Spektralaufnahmen entstanden. Die dunkle Linie am Rande links, welche bei allen Aufnahmen an der gleichen Stelle liegt, rührt von dem nicht gespiegelten, sondern den Kristall gradlinig durchdringenden Strahl her. Nur die andern Linien sind Spektra; ihr Abstand von der ersteren Linie ist um so größer, je größer ihre Wellenlänge ist.

Nun zu den Ergebnissen. Entnimmt man den einfallenden Strahl der üblichen technischen Röntgenröhre, so findet man in seinem Spektrum zunächst einen ziemlich breiten kontinuierlichen Teil, vergleichbar dem weißen Licht, das von glühenden Körpern im festen oder flüssigen Zustand ausgesandt wird. Seine Wellenlängen liegen meist zwischen 00,000 000 2 und 00,000 0010 Millimeter und werden um so kürzer, je „härter" die Röntgenröhre ist. Die kürzeste Wellenlänge in ihm ist unabhängig vom Material der Antikathode und umgekehrt proportional zu der elektrischen Spannung an der Röhre, und der Proportionalitätsfaktor setzt sich zusammen aus der Lichtgeschwindigkeit, der elektrischen Ladung eines Elektrons und dem 1900 von Planck entdeckten elementaren Wirkungsquantum, einer für alle molekularen Vorgänge wichtigen Naturkonstanten.[1])

Daneben aber finden sich stets scharfe Spektrallinien, deren Wellenlänge von der Härte der Röhre unabhängig und lediglich durch das Material der Antikathode bestimmt ist. Sie kennzeichnen das chemische Element, aus dem die Antikathode besteht; enthält diese mehrere Elemente, so findet man die Spektrallinien aller dieser, gleichgültig, ob es sich um chemische Verbindungen oder um Gemische handelt. Die optischen Spektrallinien treten im Gegensatz dazu nur dann auf, wenn das Atom, für welches sie kennzeichnend sind, frei ist, außerhalb jeder Bindung an andre Atome derselben oder andrer Art. Diese Bedingung ist aber lediglich in verdünnten Gasen erfüllt, und auch dort nur, wenn keine chemische Verbindung mit andern Atomen vorliegt. Im Röntgengebiet aber sind die Linien unveräußerliche Eigenschaften des Atoms, die es auch in der Bindung an andre nicht verliert. Das gleiche gilt übrigens auch für die Absorption der Röntgenstrahlen; die Absorptionen der einzelnen Atome summieren sich ohne Rücksicht auf deren etwaige Bindungen aneinander.

Die Uebersicht über diese Linien wird nun außerordentlich erleichtert durch das periodische System der Elemente, welches diese in der Hauptsache nach steigendem Atomgewicht anordnet. Die Ordnungszahl eines Elements in dieser natürlichen Reihenfolge bezeichnet man als seine Atomzahl Z. Es beginnt mit

[1]) In den Figuren 4 und 5 ist das kontinuierliche Spektrum durch geeignete Wahl der Expositionszeit unterdrückt.

Digitized by Google

Wasserstoff (Atomzahl Z = 1, Atomgewicht M = 1), es folgen Helium (Z = 2, M = 4), Lithium (Z = 3, M = 7), Beryllium (Z = 4, M = 9), Bor (Z = 5, M = 11), Kohlenstoff (Z = 6, M = 12), Stickstoff (Z = 7, M = 14), Sauerstoff (Z = 8, M = 16), Fluor (Z = 9, M = 19), Neon (Z = 10, M = 20) und Natrium (Z = 11, M = 23). Es endigt, wenn wir von den kurzlebigen radioaktiven Elementen absehen, mit Radium (Z = 90, M = 226), Thorium (Z = 91, M = 232) und Uran (Z = 92, M = 238). Ausnahmen von der Regel des steigenden Atomgewichtes finden sich in den Folgen: Argon (Z = 18, M = 39,9), Kalium (Z = 19, M = 39,1), Kalcium (Z = 20, M = 40,1), ferner: Kobalt (Z = 27, M = 59,0), Nickel (Z = 28, M = 58,7), Kupfer (Z = 29, M = 63,6) und schließlich Tellur (Z = 52, M = 127,5), Jod (Z = 53, M = 127,0), Xenon (Z = 54, M = 130). Trotz dieser vielleicht auffälligen Ausnahme kann schon aus chemischen Gründen kein Zweifel bestehen, daß die angegebene Reihenfolge die richtige ist. Ihren Namen als periodisches System trägt diese Anordnung wegen der periodischen Wiederholungen mancher chemischen und physikalischen Eigenschaften, die wir in ihm finden; so ähneln sich z. B. die Edelgase Helium und Neon, die auf die genannten Elemente folgenden Alkalimetalle Lithium und Natrium usw. In den Röntgenstrahlspektren liegt allerdings kein Hinweis auf Periodizität; hier kommt es nur auf die Aufeinanderfolge der Elemente an.

Die Spektrallinien jedes Elementes teilen sich nun in Serien ein; die „härteste", d. h. kurzwelligste, ist die K-Serie, die nächst weichere die L-Serie, darauf folgt auch eine M-Serie. Wie sie zueinander liegen, zeigt Fig. 3, welche quantitativ die Sachlage bei Wolfram (Z = 74), einem viel gebrauchten Antikathodenmaterial, darstellt, qualitativ aber auch für die andern Elemente gilt. Dort sind die Linien unmittelbar in die Skala der Wellenlängen eingetragen.[1]) Alle diese Serien wandern um so mehr zu den kurzen Wellen, je größer die Atomzahl wird. Die stärkste Linie der K-Serie, z. B. $K\alpha$, hat beim Natrium (Z = 11) die Wellenlänge 0,000 00 12 Millimeter, bei Barium (Z = 56) aber bei 00,000 000 39 Millimeter und beim Wolfram (Z = 74) gar 00,000 000 20 Millimeter. Fig. 4 zeigt diese Wanderung der K-Linien beim Uebergang vom Arsen (Z = 33) zu Selen (Z = 34), Brom (Z = 35), Rubidium (Z = 37), Strontium (Z = 38), Niobium (Z = 41) und zum Rhodium (Z = 45); der Abstand einer Linie von der starken Linie links am Rande ist nämlich, wie erwähnt, ein annäherndes Maß für die Wellenlänge. Dieselbe Figur zeigt auch, daß die K-Serie außer der Linie $K\alpha$ noch zwei kurzwelligere, $K\beta_1$ und $K\beta_2$ enthält, während eine etwas langwelligere, $K\alpha_2$, in der Reproduktion nicht zu sehen ist. Deutlich zeigt sich an den erwähnten

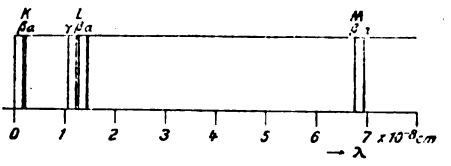
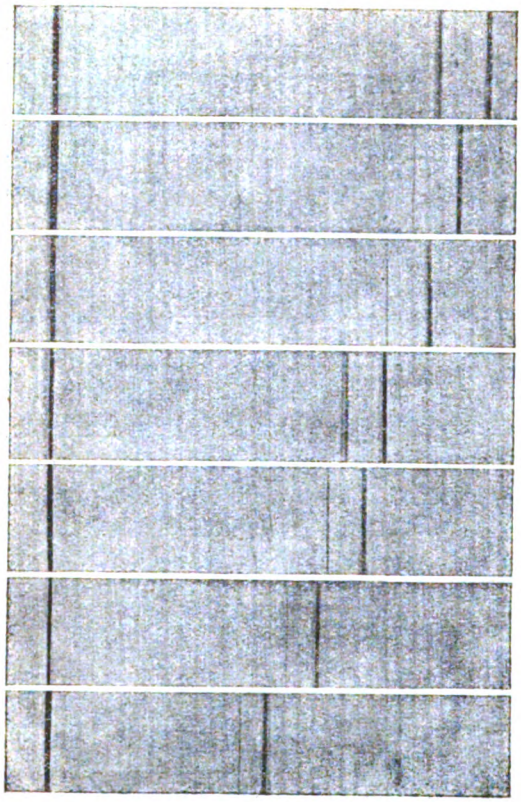


Fig. 3

[1]) $1{,}10^{-8}$ Zentimeter und 0,000 000 1 Millimeter.

Digitized by Google



Die K-Reihe einiger Elemente. (Die α_1-α_2-Linien sind bei der Reproduktion ineinander verschmolzen)

Fig. 4

Ausnahmestellen des periodischen Systems, daß die Lage der Linien nicht durch das Atomgewicht, sondern durch die Atomzahl bestimmt ist; denn entsprechende Linien sind beim Kobalt langwelliger als beim Nickel, beim Tellur langwelliger als beim Jod. An der dritten Stelle gelingt diese Probe deshalb nicht, weil man am Argon bisher keine Spektrallinien hat hervorrufen können.

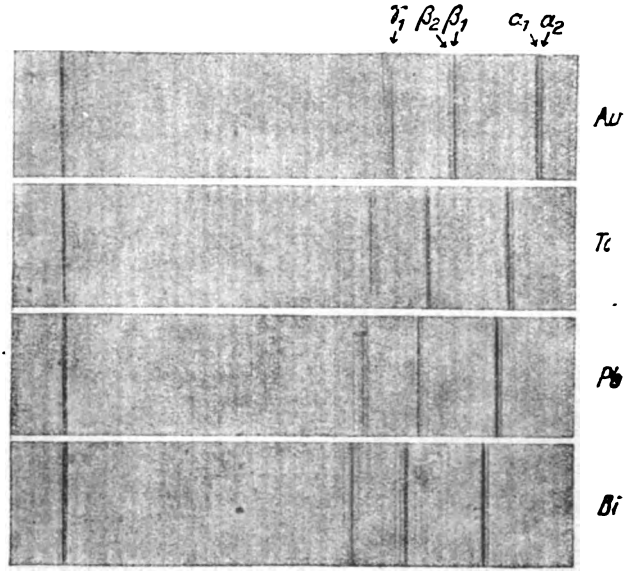
Linienreicher noch ist die L-Serie, in welcher man bis zu 14 Linien gemessen hat. Sie ist die bestbekannte Serie, insofern man sie bei allen Elementen festgestellt hat, deren Atomzahl größer als 30 (Zink) ist; bei der K-Serie ist hingegen die Beobachtung für die Elemente, deren Atomzahl 74 (Wolfram) übersteigt, bisher nicht gelungen. Die Struktur der L-Serie und ihre Verschiebung zu den kurzen Wellen mit wachsender Atomzahl zeigt Fig. 5, welche in ähnlicher Darstellung wie in Fig. 4 diese Serie für Gold (Z = 79), Thallium (Z = 81), Blei (Z = 82), Wismut (Z = 83) darstellt. Die beiden langwelligsten Linien in ihr bezeichnet man mit $L\alpha_1$ und $L\alpha_2$.

Weniger bekannt ist noch die M-Serie. Auch ihre Wellenlängen nehmen mit wachsender Atomzahl ab. Es bedarf der Erwähnung, daß bei allen drei Serien die Beziehung zwischen Wellenlängen und der Atomzahl nicht nur allgemein qualitativ bekannt ist, sondern sich in gewissen einfachen und sehr genau stimmenden Formeln mathematisch ausdrücken läßt.

Ein besonderes Interesse beanspruchen noch die radioaktiven Elemente, welche γ-Strahlen aussenden. γ-Strahlen sind den Röntgenstrahlen wesensgleich und daher ebenfalls der Analyse durch Kristalle zugänglich. Man findet bei ihnen nur Spektrallinien. Deren Lage im Spektrum enthält wieder eine scharfe Prüfung des Satzes, daß es dafür lediglich auf die Atomzahl ankommt. Die

Digitized by Google

höchsten Stellen des periodischen Systems, an denen sich die radioaktiven Elemente finden, sind nämlich fast durchweg mit mehreren verschiedenen Elementen besetzt; da sich solche Elemente im System am gleichen Orte befinden, bezeichnet man sie als isotope Elemente. Trotz ihrer gleichen Atomzahl haben sie verschiedenes Atomgewicht und unterscheiden sich ganz wesentlich in ihren radioaktiven Eigenschaften. Z. B. sind Radium B und Blei (Z = 82), Radium C und Wismut (Z = 83) isotop. Der Satz, daß nur die Atomzahl die Wellenlänge bestimmt, verlangt offenbar, daß man beim Radium B und Blei, beim Radium C und Wismut die gleichen Spektrallinien findet. In der Tat stimmen mehrere γ-Strahllinien beim Radium B überein mit solchen aus der L-Serie des Bleis, und entsprechendes gilt für Radium C und Wismut. Daneben freilich gibt es bei den radioaktiven Stoffen Linien, die sich in die Serien nicht haben einordnen lassen. Die kürzeste bisher gemessene Wellenlänge von 0,000 00000 72 Millimeter gehört zu den Strahlen von Radium B oder C, während die längste gemessene Röntgenstrahlwellenlänge 0,000 00123 Millimeter beträgt und als Linie $L\alpha_1$ bei Zink auftritt.



Die L-Reihe einiger Elemente
Fig. 5

Zum Schluß wollen wir noch kurz erwähnen, daß die Theorie durch die Arbeiten von Bohr (1912) und Sommerfeld (1916) auf den besten Weg zum Verständnis dieser Verhältnisse gebracht ist. Näher darauf einzugehen, verbietet hier freilich der Raum. Erwähnt mag aber werden, wie einfach sich danach die Unabhängigkeit erklärt, welche die Röntgenstrahllinien im Gegensatz zu den optischen Spektrallinien gegenüber Bindungen des Atoms zeigen. Das Atom hat nämlich einen äußerst kleinen, positiv elektrisch geladenen Kern, den unter dem Einfluß der elektrischen Kräfte Elektronen umkreisen. Mit deren Bewegungen hängen die Spektrallinien zusammen. Diejenigen Elektronen nun, auf denen die Röntgenstrahllinien beruhen, liegen dem Kern viel näher als die andern; so wird es verständlich, warum die ersteren bei Annäherung eines zweiten Atoms in ganz andre Bahnen gedrängt werden, während die Bewegung der ersteren ungestört bleibt. Die Unabhängigkeit der Absorption des Atoms für Röntgenstrahlen erklärt sich aus dem gleichen Grunde.

Digitized by Google

Zur Friedensfrage

Von einem früheren österreichischen Minister

Wir befinden uns im ausgebreitetsten, verheerendsten Kriege, den die Erde je erlebt hat.

Wie ist er gekommen?

Was hat er gebracht?

Wie ist er zu beenden und ein gedeihlicher dauernder Friede zu sichern?

I. Gekommen ist dieser Krieg, weil er nach der Entwicklung der Dinge im staatlichen Völkerleben so kommen mußte.

Die kulturellen Fortschritte, die Erleichterung und Steigerung des materiellen und geistigen Verkehrs, die Verbreitung der Bildung und Teilnahme an den Fragen des öffentlichen Lebens haben die Menschen einander näher gebracht, der Sprache in Wort und Schrift erhöhte Bedeutung verliehen und die Elemente von gleicher Ausdrucksweise und Naturanlage zu ausgebildeterem Nationalgefühl, zum Zusammenstreben, zum Widerstreben gegen fremde Beeinträchtigung, zur Festigung und Neubildung von Nationalstaaten geführt.

Indes weisen die Völker nicht nur innerhalb der Haupteigenschaften, welche sie als Nationalitäten charakterisieren, gruppenweise Unterschiedlichkeiten auf, die ihrer völligen Ausgleichung und Vereinigung Widerstand leisten, sondern sie erscheinen auch vielseits räumlich mit andern Nationalitätengruppen untereinandergewürfelt und namentlich in den Grenzgebieten selten scharf abgesondert. So ergibt sich gegenüber dem Zusammenstreben einerseits Widerstreben, Auseinander- und Gegeneinanderstreben anderseits, welches zu Kämpfen führt, die mit dem wachsenden Nationalitätsgefühl an Intensität, mit der wachsenden Größe der nationalen Gruppierungen an Ausdehnung zunehmen.

Die Intensität des Nationalgefühls ist bei den einzelnen Bevölkerungsschichten eine verschiedene. In den breiten sog. unteren, wesentlich mit der Sorge für die einfachsten Lebensbedürfnisse befaßten Volksschichten geht sie von Hause aus über den Gebrauch der Muttersprache, ihrer ererbten Sitten und Eigentümlichkeiten nicht hinaus; allerdings aber werden diese Schichten mit der Verbreitung der Schulbildung und öffentlichen Versammlungen, die jeden Arbeiter, jeden Bauer seine Zeitung lesen, Politik hören läßt, infolge ihrer auf minimale Lebenskreise beschränkten Kenntnisse für Agitationen empfänglich, welche die Einzelnen nach der einen Richtung zusammen-, nach der andern gegeneinander führen, und in letzterer Beziehung sind gerade die einfachsten Menschen gegen die Verschiedenheit in Sprache und Natureigenschaften am leichtesten reizbar. Die derart entwickelte nationale Leidenschaftlichkeit geht aber eben nicht von den unteren Volksschichten aus, sondern wird in dieselben hineingetragen.

Jene Bevölkerungskreise, welche vom Gebrauche der Sprache in Wort und Schrift, durch geistige Betätigung leben und streben, sind es, wo der Nationa-

Digitized by Google

lismus den stärksten Antrieb findet, in sprachlich geistiger Ausbildung, Ausgleichung kleinlicher Verschiedenheiten und Gegensätze, in Gemeinsinn und Selbstbewußtsein gerechte Förderung erfährt, aber auch darüber hinausgehend als Mittel zur Förderung selbstsüchtiger Zwecke, zur Erlangung von Macht und Vorteilen mißbraucht wird.

In gemischtsprachigen Ländern und Staaten mit verschiedenen Nationalitätengruppen entwickelt sich in letzteren ein Vor- und Zurückdrängen um Stellungen und Vorteile verschiedener Art, um Machtgebiete im öffentlichen Leben; in mehr oder minder national geeinigten Staaten geht aus den Kämpfen und Bestrebungen, welche schon zu solcher Einigung geführt haben, ein immer weitergreifendes Streben, Expansions- und Agglomerationssucht verwandter Stämme — in allen Staaten schließlich das Streben nach Bildung größter Gruppen von Verbündeten — oft sehr verschiedener Natur und Interessen — hervor, welche die Erde in entgegengesetzte Lager teilt. Mit ungeheuren Opfern, bis an die Zähne bewaffnet und gerüstet, jeden Augenblick kampfbereit, sind sie einander gegenübergestanden, bis der nächste Funke die offenen Pulverfässer zum Auffliegen brachte.

Für all dieses mußten die Massen durch systematische Agitation gewonnen werden, und solchen Erfolg, solche Macht hat dieselbe errungen, daß alles, alles, bis zum täglichen Brot, nationale Färbung bekam, krassester Egoismus, wildeste Leidenschaft alle Lehren der Vernunft, Gerechtigkeit, Religion erstickt, und selbst die internationalsten Institutionen: des Sozialismus, der Kirchen und sogar des Kapitalismus behufs Erhaltung und Gewinnung von Macht und Einfluß dem Nationalismus in entgegengesetzten Lagern dienstbar wurden. Von solchem Drange wurden auch die obersten staatlichen Machthaber — ob sie innerlich mochten oder nicht, ob sie eigne Ambitionen hegten oder gegen fremde sich zu wehren bekamen — getrieben, schon im Interesse der Selbsterhaltung führend vorzugehen.

Zum Kampfe wurden in steigendem Maße bis zum Aeußersten alle menschlichen und materiellen Kräfte aufgeboten und der kommende Krieg nicht mehr nach früheren Begriffen militärisch beschränkt, sondern zu einem solchen Aller gegen Alle — zum Völkerringen im ausgedehntesten Sinne gestaltet, die absolute staatliche Verfügung für Kriegszwecke auf alle Menschen, deren Denken, Reden, Schreiben, Handeln und Besitzverhältnisse erstreckt.

Während das Rüstungsfieber seuchenartig alle Staaten Europas gemeinsam ergriff, waren die Beweggründe für die Vorbereitungen zum Kriege wesentlich verschieden: bei den Großmächten, welche den jetzigen sog. Zentralverband bilden, lediglich defensiver Natur; Deutschland war durch die vorangegangenen Errungenschaften auf absehbare Zeit saturiert, Oesterreich-Ungarn in einer Verfassung, welche irgendeinen weiteren Ländererwerb eher als Verlegenheit denn als Vorteil erscheinen ließ; die Türkei, längst nicht mehr expansiv, auf tunlichste Erhaltung ihres Besitzlandes angewiesen; wogegen die regierenden Kreise Rußlands im panslawistischen Fahrwasser zur Ausdehnung der Herrschaft über ganz Südosteuropa, jene Frankreichs zur Rache und Vergeltung von Deutschland erlittener

Digitized by Google

Niederlagen und Verluste, jene Englands aus Eifersucht zum Angriff auf die kommerzielle und koloniale Entwicklung Deutschlands, jene Italiens zu habgierig räuberischer Ausnützung der anderweitigen Inanspruchnahme Oesterreichs trieben oder sich treiben ließen.

Von der „Entente" Rußlands, Frankreichs und Englands ist anläßlich der serbischen Mordgeschichte der Weltkrieg entfesselt worden. So ist er gekommen; was hat er gebracht?

II. Der Krieg brachte für seine Kampf- und Arbeitszwecke die Inanspruchnahme der brauchbaren männlichen Gesamtbevölkerung, vom Alter der beginnenden Leistungsfähigkeit bis zu jenem der fortgeschrittenen Kräfteabnahme, die Heranziehung weiblicher Kräfte für Hilfsarbeiten, Kranken- und Verwundetenpflege, die Inanspruchnahme aller Verkehrsmittel, aller brauchbaren Mittel der Industrie für Herstellung von Kriegsmaterial aller Art, die Beschlagnahme aller erforderlichen Rohstoffe und Nahrungsmittel — eine ungeheuerliche, nicht begleichbare finanzielle Verschuldung aller kriegführenden Staaten, deren Verzinsung allein eine unerträgliche Belastung aller Steuerkräfte zur Folge haben muß, und welche Verschuldung weiters nun zum Bankrott führen kann. Als Erfordernis für die Kriegführung wurde die absolute Regierungsgewalt auf das ganze Völkerleben, Sein und Haben erstreckt, jedes freie Wort, jeder freie Gedanke erstickt, wurden von jenen, die den Krieg entfesselt haben, ihre Völker mit hohlen Phrasen, Lug und Trug, Aufreizung zu den bösesten Leidenschaften als Sklaven in den Kampf getrieben, für welchen eine unbefangene sachliche Prüfung vergebens eine Notwendigkeit und schon gar nicht einen, die ungeheuren Opfer aufwiegenden Endzweck suchen würde. Und was für Opfer hat der Krieg bereits mit sich gebracht: Millionen vernichteter, Millionen und Millionen erwerbsunfähig oder wenigstens stark beschädigter, leidender menschlicher Existenzen, tiefen Kummer, schwere Sorge in den Schoß der Familien, Zerstörung aller Lebensbedingnisse und Kultur vieler weiter Ländergebiete, Vertreibung, Mißhandlung, in Elend- und-Tod-Treiben ungezählter Millionen der Bevölkerung, Mangel an Produktion aller Lebensbedürfnisse, Verwilderung menschlichen Denkens und Fühlens, Verschwinden von Treu und Glauben, jedweden Rechtszustandes im internationalen Verkehr — mit einem Wort: Verderbnis, wohin man blickt.

Allerdings hat der Krieg auch hervorragende edle Züge von Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit, Hingebung, Standhaftigkeit, Tapferkeit, Begeisterung bei den Bevölkerungen und deren Streitkräften gezeitigt. Bei den Mächten des Zentralverbandes entwickelten sich diese Erscheinungen naturgemäß aus dem Gefühl, daß es sich für die betreffenden Staatsgebiete und ihre Angehörigen um die Wahrung ihrer gesamten Lebensinteressen — um Sein oder Nichtsein handle. Anderseits wurden von den Gegnern aggressive Ziele weitestgehender Natur: der Auflösung, Vernichtung der jenseitigen staatlichen Bestände, der Beraubung deren Besitzstände, Vergewaltigung von Nationalitäten aufgestellt, wurden die Völker durch von langer Hand systematisch geschürten Haß und überschwengliche Versprechungen in den verheerenden Kampf gehetzt.

Digitized by Google

Was die Kampfeswut gebracht hat, erscheint oben dargelegt — was aus den Versprechungen geworden ist, möge finden wer kann.

III. Wenn die Enttäuschung noch nicht zur Geltung gelangt ist, so erklärt sich dieses, indem die Machthaber, welche die Verantwortung für die Entfesselung des Krieges übernommen haben, um ihrer Selbsterhaltung willen, durch alle Mittel der Lüge, Knebelung der Presse und freien Meinungsäußerung, durch absoluteste Beherrschung des ganzen Völkerlebens, die es je gegeben hat, die Täuschung, das Vertrauen auf endlichen Sieg, leidenschaftliche Verbissenheit aufrechtzuerhalten — die Erkenntnis der Wahrheit, nüchterne Beurteilung der Sachlage hintanzuhalten suchen.

Die schrankenlose Machtfülle, welche die Regierenden unter dem Titel der eisernen Gebote der Kriegführung in die Hand genommen haben, sowie die unbegrenzten Ressourcen aller Art, welche die Mächte der „Entente" durch die Seeherrschaft, durch Kolonialbesitz und Einfluß auf der ganzen Erde sich dienstbar zu machen in der Lage sind, gestattet, ihr Gebaren lange wirksam fortzusetzen; allein bei gleichfalls fortgesetzten kriegerischen Mißerfolgen müssen die hierfür von ihren Völkern immer schwerer empfundenen Opfer und Drangsale Mißmut erzeugen, welcher sich vorerst in herber Kritik der Fehler der Kriegführung, in mangelnder Uebereinstimmung der verschiedenen verbündeten Mächte äußert.

Die Verschiedenheit, ja vielfältige Gegensätzlichkeit der natürlichen Interessen sowie Nationalitätsverhältnisse der nur zu räuberischen Zwecken verbundenen Ententemächte bietet reichlichen Anlaß und Stoff zur Disharmonie und Unzufriedenheit.

Im Bewußtsein dieser Schwäche der „Entente" haben sich die leitenden Persönlichkeiten derselben zum Vertrage zusammengefunden: nur gemeinsam Frieden zu schließen, was eine Art gegenseitiger Lebensversicherung für die zusammenverschworenen Persönlichkeiten bildet, für andre indes nicht mehr bedeuten kann als alle Verträge, alle Begriffe von Recht, Treu und Glauben, welche in diesem Kriege bereits mit Füßen getreten worden sind.

Solange jene Persönlichkeiten und Konsorten allseits am Ruder bleiben, wird über einen gerechten gemeinsamen Frieden schwer zu reden sein. Von Wesenheit wäre die, wenn nicht gleich allseitige, wenigstens in einzelnen Staaten zu erzielende Beseitigung der für den Krieg die Verantwortung Tragenden.

Unzufriedenheit und Uneinigkeit auch in den Regierungskreisen haben schon zum Wechsel einzelner Persönlichkeiten geführt, aber einstweilen nur zu einem solchen, welcher das Bessermachen in Fortsetzun gdes Krieges bezweckte und das Vertrauen darauf in der Oeffentlichkeit wecken sollte. Auch solches Vertrauen wird nach der Enttäuschung der Frage Platz machen müssen, ob denn all dieses Treiben, all die maßlosen Opfer an Gut und Blut endlos gesteigert werden sollen und können, und ob es sich bestenfalls zu lohnen vermöchte, den prophezeiten schließlichen Zusammenbruch der Gegner mit dem eigenen Verderbnisse und Elend zu erkaufen.

Digitized by Google

Aber wird es bis zur richtigen Erkenntnis bei fortgesetzt gegenteiliger Bearbeitung der Völker nicht spät — allzu spät werden? Läßt sich da nicht etwas zur Förderung beitragen?

Im „Stimmungmachen" bei den Völkern haben die Ententemächte durch ihren Reichtum an Ressourcen, langjährige systematische Vorarbeit und jetzige absolute Beherrschung des internationalen Verkehrs eine große, nach innen und außen wirksam ausgenützte Ueberlegenheit, und wird eine dem Despotismus der Herrschenden entgegenwirkende Einflußnahme durch allseitige Absperrung des Verkehrs äußerst erschwert.

Wie bereits erwähnt, hat die nationalistische Agitation selbst die internationalsten Institutionen des Sozialismus, der Religion, des Kapitalismus in sich zu trennen, in einander bekämpfende Lager zu versetzen vermocht. Dennoch sind es diese Institutionen, welche in ihrer innersten Natur international bleiben, ihre allgemeinen Interessen durch den Krieg, durch seine Ausdehnung und Verlängerung beeinträchtigt und gefährdet erkennen müssen.

Den Anarchisten mögen die Verheerungen des Weltbrandes willkommen erscheinen, welcher, wenn er so fortfährt, die Völker zur Verzweiflung, zur Wut und Zerstörung aller bestehenden Einrichtungen treiben kann. Der Sozialismus wird vielseits als der nächste Verwandte des Anarchismus betrachtet, während letzterer der gefährlichste Feind eines praktischen, vernünftig Mögliches für die breiten Schichten der Bevölkerung erstrebenden Sozialismus ist. Diese Schichten sind es, welche durch die Opfer und Verheerungen des Krieges am meisten zu leiden bekommen — nicht durch Zerstörung, sondern durch entsprechende Betätigung, durch Arbeit in Friedenszeit ihre Interessen zu fördern vermögen, und eine internationale Verständigung hierüber, als Bedingung des Erfolges, wünschen müssen.

Die Institutionen der Religion haben zwar in vergangenen Zeiten grausam verheerende Kriege gegeneinander geführt; die Gewalttätigkeit der Glaubensunterschiede ist indes durch die Macht fortschreitender Zivilisation wesentlich überwunden worden und das Interesse namentlich der in der Zivilisation herrschenden christlichen Religion kann — selbst wenn sich ihre dienenden Organe zum Mittun bei der Animierung der Völker im Kampfe gegeneinander gezwungen sehen — in der allgemeinen Verwilderung, Leidenschaftlichkeit, dem Vergessen der Grundlehren des Christentums, dem drohenden Umsturze alles Bestehenden, die damit verbundene Schädigung der eigenen gemeinsamen Sache nicht verkennen lassen.

Daß das Geldwesen, der Kapitalismus, welcher ein zusammenhängendes Netz über die ganze Erde gebreitet hat, naturgemäß die farbloseste aller internationalen Institutionen ist, bedarf keiner langen Auseinandersetzung. Wenn auch die Finanzmänner in den verschiedenen Staaten zur Unterstützung letzterer im Kampfe gegeneinander, zum Abbruch direkten Verkehrs zwischen den gegnerischen Gruppen sich genötigt finden — dabei wohl auch, je für sich, momentan gute Geschäfte machen —, so bleibt es doch unmöglich, daß nicht die weitgehenden nationalökonomischen Schäden, das vielseitige Stocken von Produktion

Digitized by Google

und Handel, die den Geldwert alterierenden Berge gedruckter ungedeckter Wertzeichen, die Sorge, was aus den unbezahlbaren Schulden werden soll, die Gefahr ganz unberechenbarer Krisen und schließlichen allgemeinen Verderbens — die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, dem Kriege so bald wie möglich ein Ende zu bereiten, wachrufen sollte.

So grundverschieden die erwähnten Kreise, welche die Bevölkerungsschichten zum großen Teile umfassen, in ihrer Natur und ihren Tendenzen sind, bieten indes alle für den einen Zweck: der Vorarbeit zum Frieden geeignete Böden.

In diesen Kreisen und durch diese Kreise wäre durch zielbewußte, geschickte Arbeit das Werk gesteigerten Unmutes in der Bevölkerung der Ententestaaten fortzusetzen. Gelänge es nun in einem der Großstaaten, eine Regierung zu erleben, welche die Lage im Lande, die Verderblichkeit der Fortsetzung des Krieges zu berücksichtigen und über einen billigen Frieden zu reden bereit wäre, so würde der größte Schritt zum Zustandekommen getan sein. Solange die Macher des Krieges allseits zusammenhalten, können und werden sie für einen billigen Frieden nicht zu haben sein, schon weil die Verschiedenheit ihrer Interessen nur in extremen Erfolgen eine zeitweilige Vereinbarung denkbar erscheinen läßt. Wäre aber einmal im Bündnisse gegen einen billigen Frieden ein Loch geschlagen, so würde sich die Lage infolge der Verschiebung der Machtverhältnisse, der erhöhten Aussichtslosigkeit, zum gesetzten Ziele zu gelangen, auch dahin ändern, daß die Verschiedenheit der Interessen Oberhand gewinnen, Eifersucht und Mißtrauen die Bande lockern und der moralische Eindruck bei den Bevölkerungen aller Staaten die Fortsetzung des Krieges gefährlich, wenn nicht unmöglich machen würde.

Dieses wäre der sicherste Weg, zum Frieden zu gelangen. Bliebe er noch verschlossen, so wird die Zeit den Weg der Erkenntnis öffnen müssen.

Von allen Seiten wird betont, daß die Friedensbedingungen die Gewähr gegen die Wiederkehr des Krieges werden bieten müssen. Nichts wäre irriger, als solche Gewähr in der gänzlichen Niederwerfung und Zerstörung der Gegner und der Pflege von Gewaltmitteln zu suchen. Wenn es den für solche Zwecke verbündeten heterogenen Mächten gelänge, ihre Ziele zu erreichen, würde schon die Teilung der Beute zu Zwistigkeiten, und die zum Siege gelangte Unmoral, Gewalttätigkeit, Raub- und Herrschsucht die Sieger bald zum Streite untereinander und zu neuen kriegerischen Kombinationen führen.

Nicht durch Zerstörungen und Unterdrückungen, nicht durch neue Rüstungen wird ein dauernder gedeihlicher Frieden gesichert werden können, sondern nur durch die Erkenntnis und den Willen der Völker — durch eine Umkehr von den Auswüchsen, welche zum größten, verheerendsten aller Kriege geführt haben.

Wie es zu diesem gekommen, wurde eingehend erörtert; nur durch Beseitigung der Ursachen kann ein Krankheitsprozeß geheilt und Gewähr gegen Wiederkehr erlangt werden.

Digitized by Google

Die zum Kriege und im Kriege verhetzten, betrogenen, belogenen, tyrannisierten Völker werden schließlich erkennen lernen müssen, daß sie von ihren Führern und Gehilfen grundfalsch geleitet wurden, indem sie zu nationalistischem Dünkel und Haß, zu Raub- und Mordsucht getrieben waren, entgegen den Lehren der Zivilisation, der fortschreitenden Wissenschaft, den Forderungen der verkehrsreichen Zeit, welche die Annäherung, das Zusammenleben und Zusammenwirken der Nationen zu gemeinsamen Fortschritten erheischen — entgegen den Geboten des die ewige Moral enthaltenden Christentums, dessen Grundlehre sagt: „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst." Die Völker müssen erkennen lernen, daß der ohne irgend zwingende Notwendigkeit entfesselte unerhörte Weltkrieg ihnen tatsächlich nur ungeheure Opfer an Gut und Blut gebracht hat, welche, selbst im Falle kriegerischer Erfolge, durch Generationen kaum zu ersetzen sein werden und bei Fortsetzung oder Erneuerung des Krieges nur zu völligem Verderben führen können. Sie müssen erkennen lernen, daß der wahre Erfolg für die Menschheit bei dem ihnen innewohnenden Wettbewerbe nicht im Zerstören, sondern im Schaffen, im Bessermachen liegt, daß eine Nation, welche eine andere aus Neid bekämpft, sich als minderwertig erweist.

Wenn die verhetzten Völker, von ihren Führern durch alle Mittel im Wahnwitze weitergetrieben, von der Erkenntnis der Wahrheit abgehalten werden, die Wahrheit kommt schließlich immer zur Geltung, nur wird, je länger, je ärger sie unterdrückt wird, ihre Erkenntnis um so gefährlicher für alles Bestehende, und es kann die entfesselte Volkswut noch mehr zerstören, als es der Krieg getan hat, bevor der außer Rand und Band geratene Teil der Menschheit allzu spät wieder zur Besinnung kommt.

Betrachtungen über die Entwicklung in der Kriegführung seit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josephs I. 1848

Von

General der Infanterie Freiherrn v. Woinovich

Zur Zeit des Regierungsantritts Kaiser Franz Josephs I. im Jahre 1848 war kaum ein Menschenalter verstrichen, seit Napoleon seine phänomenale Laufbahn vollendet hatte. Die Entwicklung, welche die Kriegskunst durch ihn erfahren, wirkte damals noch ungeschwächt nach; Krieg und Kriegführung standen noch immer unter seinem Zeichen.

Es waren also im wesentlichen die Ansichten der napoleonischen Schule, über Wesen, Zweck, Mittel und Führung des Krieges, mit denen Kaiser Franz Joseph in seinem militärischen Wirkungskreise zuerst bekannt wurde. Sie wurden

Digitized by Google

auch in der unmittelbaren Folge keineswegs durch besondere Fortschritte auf irgendeinem, sei es auch nur auf waffentechnischem Gebiete einschneidend verändert. Noch immer war beispielsweise die beste Schußdistanz des Infanteriegewehrs zweihundert, jene des Feldgeschützes nicht viel über tausend Schritt, was wesentlich dazu beitrug, der Taktik und Heerführung ihr altes Gepräge zu wahren. Wohl führte Preußen schon in den vierziger Jahren das Zündnadelhinterladegewehr in seiner Armee ein, fand aber bei den andern Militärmächten keine Nachahmung, so daß es noch zu keiner radikalen Umbewaffnung und somit auch nicht zu einschneidenden Veränderungen in der Kampfform kam. Das gleiche galt von der allgemeinen Wehrpflicht, die Preußen bekanntlich schon in den Befreiungskriegen eingeführt hatte, die man aber in den andern Staaten lediglich als Auskunftsmittel betrachtete, damit Preußen trotz der weitaus geringeren Bevölkerungszahl überhaupt mit den übrigen Großmächten konkurrieren könne. Die beiden seit Napoleons Niederwerfung bis zum Jahre 1848 in Europa stattgefundenen Kriege, jener in der Türkei 1828 und jener in Russisch-Polen 1831, hatten auch in keiner Beziehung vermocht, einen nachhaltigen Einfluß auf die bisherigen Ansichten über die Kriegführung auszuüben.

Das Kriegssystem zur Zeit der Thronbesteigung Kaiser Franz Josephs beruhte noch auf den nach der Konskription aufgebrachten Berufsheeren mäßiger Stärke mit längerer Dienstpflicht. Der Kriegsstand sollte den Friedensstand nicht bedeutend übersteigen, da man großes Gewicht darauf legte, länger dienende Soldaten unter den Fahnen zu haben. Armeen von zwei- bis dreimalhunderttausend Mann waren das Maximum der Streitkräfte, die für den Kriegsfall angestrebt wurden. Nur Preußen machte hiervon eine Ausnahme, weil dort infolge der allgemeinen Wehrpflicht ein größerer Prozentsatz der Bevölkerung aufgeboten werden mußte, um sich auf der ziffermäßigen Höhe der Heere der andern Großmächte halten zu können. Die kürzere Dienstzeit trachtete man dort durch intensiveren Drill zu ersetzen.

Der Uebergang der Berufsheere vom Friedens- auf den Kriegsfuß erforderte im Verhältnis kurze Zeit, die Dauer der Versammlung derselben im Aufmarschraum hing von der Lage desselben und von den geographischen Dimensionen des eignen Landes ab. Rußland z. B. benötigte hierzu viele Monate, da die Konzentrierung bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ausschließlich nur durch Fußmärsche möglich war. Aus eben dieser Ursache gestaltete sich die Frage der Verpflegung der Heere zu einer kaum zu lösenden Schwierigkeit. Für ein Heer, dessen Verpflegsstand immerhin eine halbe Million erreichen konnte, mußte der gesamte Verpflegsbedarf für mehrere Monate, wenn nicht für die ganze Dauer des Krieges im Aufmarschraum sichergestellt, also zum größten Teil per Achse dahin geschoben werden, weshalb man bestrebt war, die Operationen sobald als möglich auf feindliches Gebiet zu übertragen, um wenigstens teilweise vom Lande leben zu können, wie dies die französischen Kriege gelehrt hatten.

Zur Sicherung dieser Kriegsvorräte war die fortifikatorische Herrichtung des Raumes, in welchem das Heer aufmarschierte — des Basisraumes —, nötig,

Digitized by Google

desgleichen zur Sicherung des Aufmarsches des Heeres selbst. Einige große Lagerfestungen, Manövrierplätze, die an Knotenpunkten des Verkehrs lagen, Sperr- oder Uebergangspunkte an Flüssen und im Gebirge sollten das geographische Verteidigungssystem auf dem Kriegsschauplatze vervollständigen, das im berühmten Festungsviereck Verona-Peschiera-Mantua-Legnago sein glänzendstes Vorbild fand, welches auch tatsächlich das Manövrieren großer Streitkräfte erleichterte, wie dies die nächsten Kriege erweisen sollten.

Die taktische Verwendung der Truppen im Gefecht reflektierte zu jener Zeit noch immer nur wenig auf Deckung. Unter dem Schutze einer leichten Plänklerkette ging die Infanterie in mehr oder weniger gegliederten, tiefen Kolonnen vor und trachtete die feindliche Gefechtslinie zu durchstoßen. An Ortschaften, Waldstücken oder sonstigen Objekten staute sich häufig der Kampf, und es kam daselbst zu erbitterten, oft stundenlang währenden Lokalgefechten. Während Napoleon jedoch noch die Gepflogenheit hatte, zur Ueberwindung solcher Stockungen Artillerie zu massieren, geriet dies in den nächsten Kriegen anscheinend in Vergessenheit; das Einsetzen von großen Kavalleriekörpern zur Herbeiführung der Entscheidung blieb jedoch nach wie vor ein beliebtes Verfahren.

Die große Krieg- resp. Heeresführung bewegte sich demgemäß noch längere Zeit in den Bahnen, welche ihr Napoleon gewiesen hatte. Sie strebte rasche Entscheidungen, also starke Schläge und schnelle Beendigung des Krieges an und suchte dies durch Manöver entsprechend vorzubereiten und durch Massieren der Streitkräfte *vor* dem Zusammenstoße zu sichern. Bei den beständig wachsenden Heeresstärken konnte es jedoch nicht ausbleiben, daß die Durchführung auf immer steigende Schwierigkeiten stieß. 1848 und 1849 in Italien machte sich das noch wenig fühlbar, weil die Stärkeverhältnisse der beiden Gegner sich nicht viel von jenen der Napoleonischen Kriege unterschieden. Diese Kriege differierten daher auch in dieser Hinsicht nur wenig von jenen und ergaben auch glänzende, echt napoleonische Resultate, welche ihrerseits nicht verfehlten, das Vertrauen in die überkommene Art der Kriegführung zu wahren, wobei allerdings übersehen wurde, daß sie einer sinngemäßen Fortentwicklung bedürftig war. Dies sollte erst der Krieg des Jahres 1859, insbesondere aber jener des Jahres 1866 zur vollsten Klarheit erweisen, denn der Krimkrieg bot hierzu keine Gelegenheit, wenn er auch einen Umschwung in der Waffentechnik anbahnte, der sich allerdings erst später wirksam geltend machen sollte. Wohl bot letzterer jedoch manche Anregungen auf dem Gebiete des Kriegswesens zur See und leuchtete auch manchen Erscheinungen künftiger Koalitionskriege voran.

Der österreichisch-französisch-sardinische Krieg des Jahres 1859 in Italien war der letzte Krieg, der von beiden Seiten noch unter Anlehnung an die bisherigen Grundsätze der Kriegführung vor sich ging. Er wies jedoch immerhin schon bedeutende Abweichungen von denselben auf. Die auf Grund der früheren Erfahrungen und Ansichten eingeleiteten Operationen hatten nicht immer den erhofften Erfolg, speziell Manöver versagten aus dem Grunde, weil die Heeresstärken für den zur Verfügung stehenden Raum zu groß waren. Auch auf die

Digitized by Google

Tätigkeit im Kampfe — Taktik — machte sich die Einführung gezogener Geschütze und Gewehre geltend, da sie die Tragweiten beider beträchtlich hinausschoben und ihnen durch technische Vervollkommnung erhöhte Wirksamkeit verliehen. Die Schlachtfelder erweiterten sich, der Aufmarsch zur Schlacht geschah in größerer Entfernung vor dem Feinde, die großen, ungelenken Kolonnen und Massen mußten daher früher zerlegt, entsprechend gestaffelt und mit Rücksicht auf die Wirkung der feindlichen Artillerie unter entsprechender Ausnutzung des Geländes vorgeführt werden; der Kampf begann sich zu individualisieren. Dies alles hatte naturgemäß seine Rückwirkung auf die Bewegungen der Armee und ihrer großen Einheiten, in weiterer Folge auf deren Leitung, also auf die Kriegführung im großen. Sie erforderten vorausschichtige Leitung, die persönliche Einflußnahme der höheren Kommandanten verringerte sich, was besonders im Kampfe zum Ausdruck gelangte. Beherrschung aller einschlägigen militärischen Verhältnisse, der Geschicklichkeiten und Kenntnisse, insbesondere aber der Marschtechnik, wurde eine Grundbedingung des Erfolges.

Gleichsam als Korollar zu diesem Feldzuge dienten die Erscheinungen und Erfahrungen, die der nordamerikanische Krieg ergab. Obwohl unter Verhältnissen geführt, die von jenen in Europa wesentlich abwichen, wies er doch manche Fingerzeige für die Zukunft. Die Waffentechnik schritt weiter fort, die Taktik der nur kurze Zeit unter den Fahnen bleibenden Truppen wurde dadurch beeinflußt, daß man hauptsächlich auf das Schützengefecht Wert legte und den feldmäßigen Verstärkungen mehr Aufmerksamkeit zuwandte, endlich gelangten Eisenbahn und Telegraph zu größerer Bedeutung.

Im Deutsch-Dänischen Kriege bereitete die Wirkung der leistungsfähigeren Feuerwaffen, besonders des Dreysegewehres, der gezogenen Geschütze, die Rolle, welche provisorische, mit schweren Geschützen armierte Befestigungen im Feldkrieg zu spielen begannen, schon auf größere Umwälzungen vor.

Dem Kriege des Jahres 1866 war es jedoch erst beschieden, durchgreifenden Aenderungen in den Ansichten über den Krieg und dessen Führung die Wege zu ebnen. Wohl verlief der Feldzug in Oberitalien noch gänzlich im hergebrachten Geleise, und dank der genialen Führung gestalteten sich die Operationen, die zur Schlacht von Custoza führten, zu einer der schönsten Waffentaten des alten Kriegssystems. Bei den Heeren, die sich in der Poebene bekämpften, waren eben noch nicht jene Veränderungen durchgedrungen, die der Krieg im Begriffe war zu erfahren. Die Fortschritte in der Waffentechnik vermochten sich noch nicht in allen ihren Folgen geltend zu machen. Den kleineren Heeren, die daselbst auftraten, war es noch möglich, kurze, überraschende Schläge zu führen, da die Schlachtenentscheidung noch binnen wenigen Stunden herbeigeführt zu werden vermochte.

Ganz anders jedoch in Böhmen.

Hier traten immerhin schon beträchtlichere Armeen in der Stärke von über 200000 Mann auf jeder Seite auf. Oesterreichischerseits wurde sie nach den Gepflogenheiten der bisherigen Kriegführung verwendet. So wurde sie beispiels-

Digitized by Google

weise in einer geschlossenen Masse aus ihrer lockeren Versammlung um Olmütz nach Böhmen geführt, um jeden Moment schlachtbereit zu sein, nach Nordwest oder Nordost Front machen zu können. Die preußische Armee hingegen ging anders vor. Moltke hatte, zum Teil allerdings durch geographische Umstände gezwungen, seine Streitkräfte auf drei voneinander durch Gebirge weit getrennten Operationslinien in Böhmen einrücken lassen und ihre Vereinigung bei Jicin in Aussicht genommen, das sich damals noch im Besitze des Gegners befand. Der Unterschied in der beiderseitigen Kriegführung prägte sich auch in dem weiteren Verlauf des Feldzuges aus; während nämlich die Oesterreicher bei der Annäherung an die obere Elbe bestrebt waren, ihre tiefen Kolonnen aufschließen zu lassen, um schon vor dem Schlage kampfbereit zu sein, wodurch Zeit verloren wurde, verzichtete der Gegner bewußt auf die beständige Kampfbereitschaft und trachtete diese durch das Zusammenwirken seiner getrennten Armeen auf dem Schlachtfelde zu ersetzen. Diese Neuerung in der Kriegführung erreichte dann allerdings bei Königgrätz hauptsächlich deshalb einen so großen Erfolg, weil die Infanteriebewaffnung der Preußen weitaus jener der Oesterreicher überlegen war und eine Gefechtsführung im Gefolge hatte, der die Oesterreicher fast machtlos gegenüberstanden und die ihnen überdies große Verluste verursachte. Hingegen bot die Massenverwendung der österreichischen Feldartillerie auch dem Gegner für die Zukunft einen Fingerzeig für den richtigen Gebrauch dieser Waffe in der Schlacht.

Nicht allein die Erfahrungen auf taktisch-strategischem Gebiete jedoch waren es, welche diesen Feldzug zu einem epochemachenden stempelten, sondern auch jene auf organisatorischem Gebiete. Während die Heeresorganisation Preußens vorgesorgt hatte, daß dieses nach der Schlacht bei Königgrätz noch über ein Reservoir ausgebildeter Mannschaft zum Zwecke des Ersatzes verfügte, ward Oesterreich hauptsächlich aus dem Grunde zum Frieden genötigt, weil es für die erlittenen beträchtlichen Verluste fast gar keinen Ersatz vorbereitet hatte. Damit war gewissermaßen eine Mahnung auch von politischer Bedeutung für die Zukunft gegeben, weil durch entsprechende organisatorische Vorsorgen die Möglichkeit geboten wurde, den Ausgang des Krieges nicht von den ersten Zusammenstößen abhängig zu machen, sondern ihn, selbst nach anfänglichem Mißgeschick, mit Aussicht auf endgültigen Erfolg fortzusetzen.

Auch der zweimalige, in kürzester Frist bewirkte Eisenbahnmassentransport der Südarmee von Italien an die Donau und später von dieser an der Isonzo zurück war eine neue Errungenschaft, von der zu erwarten war, daß ihr Beispiel in den nächsten Kriegen Nachahmung finden werde.

Schon während dieses Krieges trat auf seiten Preußens eine höhere Energie und Intensität in der Durchführung zutage, als speziell in den Kriegen der letzten Jahrzehnte. Dasselbe war auch hinsichtlich der Rücksichtslosigkeit im Gebrauch aller Mittel, die zur Erreichung des weitgesteckten Kriegszieles geeignet erschienen, der Fall, so daß man für die Zukunft mit großer Wahrscheinlichkeit eine Verschärfung des Krieges in dem Sinne vorauszusehen vermochte, daß sich der

Digitized by Google

Kampf wahrscheinlich nicht mehr auf die Feindseligkeiten der Armeen gegeneinander beschränken, sondern auch auf das Volk übergreifen werde.

Die Erfahrungen dieses Krieges in organisatorischer und taktisch-strategischer Hinsicht wurden nach Ablauf desselben entsprechend gewürdigt und nach Maßgabe der Verhältnisse verwertet, die allgemeine Wehrpflicht, die Umwandlung der Infanteriebewaffnung überall durchgeführt. Für Frankreich war jedoch der Zeitraum bis zum Ausbruch des Krieges mit Preußen-Deutschland verhältnismäßig zu kurz, um jene Stufe der Kriegsbereitschaft erreichen zu können, die erforderlich gewesen wäre, um dieser Macht mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. So kam es, daß im Jahre 1870 ein wohlvorbereitetes Deutschland auf ein militärisch noch unfertiges Frankreich stieß.

Der Kampf gegen die kaiserliche Armee wurde von seiten Preußen-Deutschlands im allgemeinen im Sinne der napoleonischen Kriegführung, wie sie sich unter preußischer Führung ausgestaltet hatte, geführt. Die Franzosen hingegen hatten das militärische Vermächtnis des großen Schlachtenlenkers ihren Händen entgleiten lassen, indem sie es nur rein formell und schematisch nachahmten, ohne es jedoch im Sinne der vielfach geänderten Verhältnisse und neueren Bedingungen des Krieges folgerichtig weiter zu entwickeln, während die Deutschen die in ihren Grundzügen ewig richtigen Doktrinen zeitgemäß auszugestalten verstanden hatten.

Dieser Krieg war auch deshalb von noch größerem Einfluß auf die Wandlung in der Kriegführung als der preußisch-österreichische, weil er zwischen zwei Gegnern mit annähernd gleicher Bewaffnung geführt wurde, was 1866 bekanntlich nicht der Fall war, weshalb auch die Taktik, d. h. die Kampfhandlung der Truppen selbst, einschneidend berührt wurde. Auch bot er zum erstenmal in neuerer Zeit Gelegenheit, über den Wert permanenter Befestigungen im Dienste der Staatenverteidigung unter den geänderten waffentechnischen Verhältnissen Anhaltspunkte zu gewinnen. Das Ergebnis in letzterer Hinsicht war ungleich. Während große, exzentrisch gelegene Waffenplätze, wie die Lagerfestung Metz, den in sie gesetzten Erwartungen nicht entsprochen hatten, indem sie im Gegenteil den Kräften, die sich auf sie zu stützen glaubten, zum Verderben wurden, gab die Befestigung der Hauptstadt Paris, ein damals einzig dastehendes Experiment, dem Kriege eine neue Wendung, die nicht verfehlte, auch später noch die Aufmerksamkeit militärischer Kreise zu fesseln und auf die Grundzüge der Staatenbefestigung für die Zukunft Einfluß zu nehmen. Dasselbe war der Fall bezüglich der Wechselwirkungen, die man zwischen den Befestigungen und lebendigen Streitkräften während der Operationen in der Theorie aufgestellt hatte.

Bei Ausbruch des 1870er Krieges war man allgemein darauf gefaßt gewesen, daß nach Besiegung einer der beiden Armeen der Waffengang sehr rasch beendigt sein würde; der Verlauf des Krieges zeigte aber, daß nach Vernichtung der kaiserlich französischen Armee die große Festung Paris dem Lande einige Monate Zeit verschafft hatte, um seine Widerstandskraft neu zu stärken, neue zahlreiche Armeen aufzustellen, und derart die Deutschen zwang, einen neuen

Digitized by Google

Feldzug gegen diese Kräfte zu führen. Dank seiner voraussichtigen Organisation fand jedoch Deutschland die Kraft, auch diesen siegreich zu bestehen.

Die Erscheinungen des 1870er Feldzuges auf allen militärischen Gebieten erschütterten die Grundfesten des ganzen bisherigen kriegstheoretischen Gebäudes. In höherem Maße als in der Vergangenheit beschäftigte man sich demnach nach dem Kriege mit der Läuterung und Sichtung der gewonnenen Erfahrungen. Der ungewöhnliche Nachdruck, mit dem der Krieg geführt worden war, und die Erbitterung, die er auch bei den beteiligten Völkern auslöste, hatte den Eindruck, den schon der Krieg 1866 hervorrief, bestätigt, daß Kriege in Zukunft Sache der Völker werden und nebst äußerster militärischer Kraftanstrengung alle Kräfte des Staates und Volkes absorbieren, demnach auch bis zur vollständigen Niederwerfung eines Teiles durchgeführt werden dürften. Der Moltkesche Ausspruch, daß Deutschland noch fünfzig Jahre Gewehr im Arm stehen müsse, um die Früchte von 1870 zu verteidigen, besonders aber jener Bismarcks, daß im nächsten Kriege zwischen Frankreich und Deutschland der Unterliegende dem Schicksal des saigner à blanc unterliegen dürfte, waren von prophetischem Geiste erfüllt.

Die Lehren, die 1866 und 1870 in militärischer Hinsicht geboten, wurden durch die Erfahrungen des Russisch-Türkischen Krieges 1877/78 noch in manchem Belange erweitert. Nicht, was die Führung dieses Krieges im großen betraf, die keinerlei Neues oder Nachahmenswertes bot, sondern hauptsächlich durch die neue Rolle, die die Feldbefestigungen in diesem Kriege zu spielen begannen. Plewna war eine Ueberraschung sowohl für die Russen als auch für die übrige, mit gespanntem Interesse den Kampf auf dem Balkan beobachtende militärische Welt. Es zeigte sich nämlich, daß feldmäßige und selbst auch nur flüchtig befestigte Gefechtsfelder mit den damaligen Mitteln der Feldartillerie nicht niederzuringen waren, und daß daher auch schwere Artillerie für die Ausrüstung der Feldarmee unentbehrlich geworden sei, was in weiterer Folge auf eine Stärkung der Defensive hinwies, die von der Offensive nur durch entsprechende Erhöhung ihrer Kraft wettgemacht zu werden vermochte, welcher Forderung jedoch nicht in allen Staaten in entsprechendem Umfange nachgekommen werden konnte, weil sie eine umfassende, daher sehr kostspielige Vermehrung der Feld- und schweren Artillerie bedingte.

Der Burenkrieg und der spanisch-amerikanische Waffengang konnten als Kolonialkriege wohl keinen nachhaltigeren Einfluß auf die weitere Entwicklung der Kriegführung ausüben, gaben jedoch so manchen Wink für notwendige technische Ausgestaltungen, speziell im Waffen- und im Transportwesen zur See.

Die ungeahnte kolossale Entwicklung, welche um die Jahrhundertwende die Technik auf allen Gebieten erfuhr, schuf einige Momente, welche, wenn auch im Augenblicke nicht entscheidend, doch immerhin tief eingreifend und richtunggebend für die mit raschen Schritten fortschreitende Wandlung in der weiteren Entwicklung militärischer Dinge waren. Es waren dies hauptsächlich die modernen Errungenschaften der Eisenbahn, des Telegraphen und Telephons, dann die Inanspruchnahme des Ballons und des Kraftwagens zu Zwecken des Krieges,

Digitized by Google

insbesondere aber das überraschende Auftreten von Fliegern und Zeppelinen, sowie deren verhältnismäßig rasche Vervollkommnung.

Der Russisch-Japanische Krieg, obgleich unter wesentlich andern Verhältnissen als der europäische geführt, bildete dennoch, eben infolge der angedeuteten Fortschritte auf allen, besonders aber auf den Gebieten des Waffenwesens und der Militärtechnik, durch die zutage getretenen Erscheinungen einen Wendepunkt namentlich in der Art der Leitung von großen Armeen unter den geänderten modernen Bedingungen. Er bot aber auch Fingerzeige für den voraussichtlichen Verlauf künftiger Kriege, indem er für die wachsende Stärke der Defensive als Kampfform Zeugnis gab, wenngleich man diese noch zum Teil auf die Eigenart des dortigen Kriegsschauplatzes zurückzuführen bemüht war, und er erwies auch die erhöhten Schwierigkeiten einer fließenden Offensive alten Stils, die durch die Stärke der Verteidigung erschwert und fast unmöglich gemacht worden war. Die Schlachten währten Tage, ja Wochen hindurch, indem sich die großen Offensiven in langdauernde Einzelkämpfe auflösten, deren endliche Entscheidung durch einen verhältnismäßig geringfügigen Erfolg an irgendeinem Punkte der oft viele Tagmärsche ausgedehnten Front herbeigeführt wurde. Das alles verlieh dem Kriege einen schleppenden Gang, der an die Positionskämpfe früherer Zeiten mahnte. Die Notwendigkeit einer bedeutenden Vermehrung der Feldartillerie und ausreichenden Beigabe schwerer Kanonen und Mörser erwies sich nunmehr als unvermeidlich zur Bezwingung der in hohem Grade gewachsenen Widerstandskraft der meist feldmäßig, erst während des Kampfes entstandenen Verstärkungen der Gefechtsfelder. Endlich hatte die Leitung der Armeen während der Operationen und jene größerer Körper im Kampfe durch die Entwicklung des Feldtelegraphen und Feldtelephons große Veränderungen zur Folge gehabt. Hingegen schien die Verwendung der Kavallerie manche Schranken gefunden zu haben; keinesfalls war weiterhin an eine entscheidende Mitwirkung derselben in der Schlacht wie früher zu denken, und auch auf ihre Betätigung im Nachrichtendienste war weniger zu rechnen, was schon damals auf die Wichtigkeit der noch in den Kinderschuhen befindlichen Fliegerwaffe hinwies.

Bei Ausbruch des Weltkrieges war man daher auf Grund der bisherigen Erfahrungen in der Lage, zu erwarten, daß die Feindseligkeiten mit den im Frieden bis auf das äußerste angespannten und bereitgestellten Streitkräften mit äußerster Intensität und Raschheit beginnen und nach gewaltigen Kämpfen in verhältnismäßig kurzer Zeit die Entscheidung bringen würden. Den Gang der Operationen stellte man sich — ungeachtet der Lehren des Russisch-Japanischen Krieges — noch immer im großen beiläufig in jener Art vor, wie es 1870 in Frankreich vor sich ging. Um die erwarteten Stockungen in den großen, permanent hergerichteten Grenzräumen, auf die man vorbereitet war, rasch zu überwinden, hatte man durch Schaffung übermächtigen artilleristischen Materials vorgesorgt, dessenungeachtet sollte der Verlauf des Krieges gar manche Ueberraschungen bringen, wie aus folgendem flüchtigen Bilde des gegenwärtigen Krieges entnommen werden möge.

Digitized by Google

In weniger als drei Wochen nach der Kriegserklärung stürzten sich die Millionenheere Deutschlands, Rußlands und Oesterreichs mit höchster Wucht auf ihre Gegner. Die Festungsbarrieren Belgiens und Frankreichs wurden zertrümmert — schon schien der Weg nach Paris offen. Da erfolgte an der Marne ein Rückschlag, hervorgerufen durch die äußerste Anspannung der Kräfte Frankreichs. Die russische Armee, die mit übermächtigen Massen ihren Gegner aus Ostgalizien verdrängt hatte, sah sich gleichfalls bald außerstande, ihr Vordringen fortzusetzen. Die gigantischen Kämpfe erstarrten nun in Frankreich und in Galizien an langen, erst während der Operationen entstandenen feldmäßig befestigten Linien, die einerseits vom Kanal La Manche bis zur Schweizergrenze, anderseits von der Ostsee bis zu den Karpathen reichten und in denen sich die Streitkräfte ganz wie in den Positionskriegen früherer Epochen monatelang gegenseitig die Wage hielten. Aehnliches war auch in Serbien der Fall, wo die Kämpfe an der Drina und an der Save ebenso lange stagnierten. Monatelang hindurch währte auf allen Kriegsschauplätzen dieser Zustand. Endlich bahnte sich aber doch der Bewegungskrieg durch furchtbare Schläge neuerlich seinen Weg. Der Einbruch unsrer Truppen im November 1914 bei Rawne in Serbien, hauptsächlich aber der gewaltige Durchbruch der russischen Stellung bei Gorlice und die folgende große Offensive ließ diesen wieder in sein volles Recht gelangen.

Italiens Traum von einer großen napoleonischen Offensive in das Innere Oesterreichs scheiterte jedoch von Haus aus an der Stärke der durch die Alpen und den Karst gebildeten österreichischen Verteidigungslinien. Durch länger als anderthalb Jahre ist es den Italienern nicht gelungen, diese entscheidend zu durchbrechen, trotz acht gewaltigen Angriffen, was aber keineswegs die Aussichtslosigkeit jeglicher Offensive erweist, denn unter ähnlichen schwierigen Verhältnissen ist es im Herbst 1915 den Mittelmächten dennoch geglückt, die Donaubarriere zu durchstoßen, Serbien und Montenegro in fließender Offensive zu erobern, und im Mai 1916 durchbrach die österreichische Offensive gegen Italien sogar den Gebirgswall, der Oesterreich von Italien trennt und der mit allen Mitteln der beständigen Befestigungskunst verstärkt worden war. Alle diese gelungenen Offensiven, selbst jene der Russen im Sommer 1916, boten den Beleg dafür, daß der Bewegungskrieg auch in Zukunft keineswegs ausgeschlossen ist, daß im Gegenteil nur durch ihn im Kriege wesentliche Erfolge zu erzielen sein werden. Allerdings unterliegt die Offensive gegenwärtig wesentlich andern Bedingungen wie früher, sowohl was die hierzu zu verwendenden Kräfte, die aufzubietenden artilleristischen Mittel als auch die Art der Ausführung anbelangt. Der Krieg gegen Rumänien hat das im Herbste 1916 neuerlich schlagend erwiesen. In Zukunft dürfte es demnach vor allem darauf ankommen, den Bewegungskrieg in keinem Falle zu einem Positionskriege erstarren zu lassen, um zu vermeiden, daß er an langen, verstärkten Linien schwer überwindlichen Widerstand finde. Größte Oekonomie der Kraft an den defensiven Teilen der Front, stärkste Massierung an der Angriffsstelle, stets schlagbereite Reserven, resp. frische Armeen, um die Offensivstöße zu wiederholen, sind die am unerläßlichsten scheinenden Bedingungen hierfür.

Digitized by Google

Wenn man sich dieses Bild des gegenwärtigen Krieges vor Augen hält und mit jenem vergleicht, welches der Krieg 1848, als Kaiser Franz Joseph den Thron bestieg, bot, so erhellt hiermit am besten die ganze Größe und Bedeutung der Wandlungen, die er in diesem Zeitraum erfahren hat. Sie dürften kaum geringer sein als jene, welche zwischen den Napoleonischen und dem Dreißigjährigen Kriege obwalten.

Lloyd Georges Verantwortung und Kriegsfieber

In dem edlen Bestreben, „die kleinen Staaten zu schützen", hat England in zwei und einem halben Jahr die achtungswerte Leistung vollbracht, vier Königreiche zugrunde zu richten, während es mit einem fünften (Griechenland) in dieser Richtung und auf andrem Wege erfolgreich noch beschäftigt ist. Inwieweit in bezug auf die drei nordischen Königreiche und Holland das gleiche Ziel verfolgt wird, muß sich bald zeigen. Englands große Verbündete haben zum Teil sehr erhebliche Opfer an Gut, Blut und Land gebracht. England selbst empfindet die Tatsache zwar auch, daß doch ein gewisser Unterschied zwischen Neutralität und Kriegsbeteiligung besteht (Fürst Lichnowsky-Grey), aber es leidet erheblich weniger als die Bundesgenossen. Nur Japan dürfte im Zehnverbande noch weniger als England auszustehen haben.

Daß England und alle Engländer, voran Lloyd George, der neue „starke Mann", den Friedensvorschlag der vier Mittelmächte abgelehnt haben, findet in dem angeführten geringeren Druck seine Erklärung. Der Ausspruch des Premierministers im englischen Unterhause, „er erscheine vor dem Hause, mit der furchtbarsten Verantwortung beladen, die auf die Schultern eines Lebenden fallen könne", ist sehr begreiflich und nachzufühlen. Freilich zieht der Redner nicht die Folgerungen aus dem Verantwortlichkeitsbewußtsein. Er übersieht vielmehr mit wunderbarer Harmlosigkeit die tatsächliche Lage der Kriegführenden und stellt Bedingungen (vollständige Wiederherstellung, volle Genugtuung, wirksame Bürgschaft) für Eintritt in Verhandlungen, nicht etwa zu Friedensbedingungen, für deren Berechtigung auch nicht die geringste Vorbedingung erkämpft ist. Solche Bedingungen könnte der Zehnverband aufstellen, wenn er an Elbe und Oder, in Wien, Sofia, Konstantinopel stünde, sie sind aber unsinnig, solange die Mittelmächte achtzig Kilometer vor Paris, an der Düna, der unteren Donau und am Sereth stehen. Wer so unlogisch und mit solch bewußter Unehrlichkeit von höchster Stelle aus redet, nimmt freilich „furchtbarste Verantwortung" vor Gott, vor der Weltgeschichte und vor allen denjenigen auf sich, die er kraft seiner besonderen Stellung irreführt. Inwiefern und wohin? Er entwickelt in seiner Rede unsinnige Vorstellungen von den Ursachen des Weltkrieges, vergleicht Deutschlands Verhalten 1914 mit demjenigen Frank-

Digitized by Google

reichs unter Napoleon I. im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts und stellt als Grundlage für Friedensverhandlungen Bedingungen auf, denen sich nur ein zerschmettertes Deutschland fügen könnte. „Vernichtung der preußischen Militärkaste" heißt in Lloyds Georges Sinne Wehrlosmachung Deutschlands. Und das alles unter den tatsächlichen Verhältnissen! Wahrlich, eine entsetzliche Verantwortung, welche mit solcher Abkehr von der Wahrheit der Premierminister vor der Menschheit und keineswegs nur vor der englischen, sondern auch vor der übrigen, bis zum Senegalneger und Indier, auf sich nimmt, indem er die grausame Menschenschlächterei unnötig fortführt. „Kriegsfieberkrank" ist der Herr! Er ist sich wohl darüber klar, daß ein Zehnstaatenbund gegen den Vierbund künftig sich schwer wieder zusammenbringen lassen wird, und will daher jenen in der Gegenwart ausnützen. Wie England seit König Eduards VII. Zeiten bestrebt war, den lästigen Mitbewerber Deutschland zu vereinzeln (isolieren), so sucht Herr Lloyd George die augenblickliche Lage (Konjunktur) als gewiegter Kaufmann zu verwenden, um die anderen für Englands Interesse kämpfen und bluten zu lassen. Sollten das die Ententebrüder wirklich nicht merken? Sollten sie aus dem traurigen Beispiel der vier am Boden liegenden Verbündeten nichts gelernt haben? Sollte die eigene Zermürbung und Ohnmacht bei den meisten Genossen des Zehnverbandes nicht diesen selbst und den Neutralen, für deren Gewinnung die Rede doch auch gehalten ist, klar werden? Lloyd George mag seinen Landsleuten mit seinem auf Deutschland angewendeten „Carthaginem esse delendam" als moderner Cato erscheinen. Vergessen sollten sie aber nicht, daß zwischen Rom und Karthago schließlich die große Landmacht siegte. Herrn Lloyd George aber möchte man zurufen, er solle bedenken: „Quos Deus perdere vult, dementat." Wir Deutschen und unsre Verbündeten mögen mit aller Ruhe und mit vollster Sicherheit, wenn auch mit tiefem Bedauern für die unnötigen Menschenopfer, dem weiteren Kampfe und endgültigen Sieg entgegensehen.

„Der Krieg nimmt seinen Fortgang ... Unsre Feinde haben die von Mir angebotene Verständigung nicht gewollt. Mit Gottes Hilfe werden unsre Waffen sie dazu zwingen." (Armeebefehl des Deutschen Kaisers vom 5. Januar 1917.)

Digitized by Google

Der große englische Demagoge

Eine Erinnerung an Lloyd George

Von

Sigmund Münz (Wien)

Mr. David Lloyd George, der Premier Englands, hat derzeit den Beruf, nicht nur das Land, dessen erster Minister er ist, sondern auch die ganze Entente in guter Stimmung zu erhalten. Emporkömmling im guten und im bösen Sinne, hat sich der Waliser Schullehrerssohn aus eigner Kraft aus den ärmlichsten Verhältnissen heraus zu den höchsten Staatswürden emporgeschwungen. Stets seiner Anfänge eingedenk, hatte er gern für die Armen, die Niedrigen, die Entrechteten gearbeitet, bis ihm die Macht derart zu Kopfe stieg, daß er heute nicht nur England und nicht nur Englands Verbündeten und Opfern, sondern Europa und der Menschheit seine Gesetze diktieren zu wollen scheint — im Interesse der angeblich armen, niedrigen, entrechteten Völker.

In seinen blutrünstigen Reden und Noten erinnert er an den Langobardenherrscher Alboin, der, wie die Sage berichtet, seine Gemahlin Rosamunde bei einem Gastmahle zwang, aus dem Becher zu trinken, den er aus dem Schädel ihres Vaters hatte herrichten lassen. So zwingt Lloyd George die Bundesgenossen Englands, aus den Bechern zu trinken, die aus den Schädeln ihrer auf den Schlachtfeldern gefallenen Söhne hergestellt sind. Das war die Bedeutung des letzten römischen Ententegastmahls.

Lloyd George ist seinem Berufe nach Advokat. Vor einigen Jahren machte ein in Frankreich erschienenes Buch Edmond Desmolins von sich sprechen: „A quoi tient la supériorité des Anglo-Saxons?“ Der Verfasser, ein Bewunderer Englands, führt die Inferiorität seiner französischen Landsleute im Vergleiche zu den Engländern darauf zurück, daß in Frankreich das öffentliche Leben von Advokaten beherrscht werde. Auch in England scheint es jetzt nicht anders zu sein. In Lloyd George ist der Advokat am Ruder, der wie der attische Sophist niemals in Verlegenheit ist, wenn es gilt, zu beweisen, was man beweisen will. Lloyd George fand in früheren Jahren ebenso leicht Argumente für seine pazifistische Richtung, wie er jetzt — Herr über Munition, über Krieg, über England, über Entente — fast die Nachfolge des alten Heraklit angetreten hat, der da sagte: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge, aller Dinge König.“ Der große Demagoge, bei dessen Nennung sich noch vor wenigen Jahren ganz England bekreuzte, ist heute Herr über Leben und Tod.

Jeder Zoll Advokat! Was er gestern verbrannte, betet er heute an, was er gestern anbetete, verbrennt er heute, und der Waliser Tausendkünstler mit der nie nachlassenden Zungenfertigkeit und dem unerschöpften Kehlkopf macht im Nu aus Schwarz Weiß und aus Weiß Schwarz.

Digitized by Google

Seine Metamorphosen vollziehen sich im schnellsten Tempo, wie die des Verwandlungskünstlers Fregoli.

In der Zeit, als Lord Roberts im tiefsten Frieden der fixen Idee nachjagte, daß Deutschland auf eine Invasion an Englands Küsten sinne, machte sich Lloyd George über den alten Haudegen lustig, der sich seine Sporen in Indien verdient hatte. Er verhöhnte die Dreadnoughts und verherrlichte die Schiedsgerichte. Er verurteilte den Burenkrieg, klagte über Menschenmord und Geldverschwendung. Den Kleinengländer nannten damals seine Feinde ihn, der heute schon mehr ist als Imperialist, schon eine Art von die Welt umspannendem Katholikos. Er verherrlichte früher Deutschland als das erste Land der sozialen Gesetzgebung und heute sieht er dort nur noch preußischen Militarismus und predigt: Ceterum censeo, Borussiam esse delendam.

... Noch mehr aber als Preußen scheint Oesterreich-Ungarn es ihm angetan zu haben. In der Ententenote, die an Amerika gerichtet ward, gibt er sich als großer Kenner der Nationen. Er will die Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowaken von der Fremdherrschaft befreien. Was versteht er unter Befreiung der Slawen? Will er sie befreien von dem Hause Romanow, dem Hause Karageorgevich, dem Hause Njegus? ... Wir haben nichts dagegen ... Er will die Räumung Rumäniens mit gerechter „Wiedergutmachung" ... Eine zweifellos nicht unberechtigte Forderung, denn die Mittelmächte waren es der Zivilisation schuldig, daß das große Rumänien sie überrannte und nicht sie Rumänien.

Lloyd George ist heute auf dem Gipfel der Ehren ... morgen sehen wir ihn vielleicht auf einem andern Gipfel ... ihn und seinen Bruder in Apoll — Lord Northcliffe.

Der Weg führte mich vor acht Jahren mit Lloyd George zusammen, und es mag, um zu verdeutlichen, wie sich dieser Friedenssaulus durch Kriegspsychose in einen Kriegspaulus verwandelt hat, nicht uninteressant sein, einiger Aussprüche zu gedenken, die er damals zu mir in Karlsbad tat und die geeignet sein möchten, den Leser zu der Frage zu veranlassen: Wie kommt Saul unter die Propheten — des Krieges?

Er war damals Schatzkanzler, und in Gegenwart seiner zwei Freunde, des M. P. Mr. Charles S. Henry und des Publizisten Mr. Harold Spender, unterhielt ich mich mit ihm an einem kühlen Augusttage in einem Gartenhause der im englischen Quartier von Karlsbad — jetzt wird man es geschmackvollerweise bereits in „hessisches Quartier" umgetauft haben — gelegenen Villa Hohenburg. Der schlanke, schmächtige, lebhafte Schatzkanzler mit den verschmitzt blinzelnden Augen sprach wohl damals mehr aus seiner Ueberzeugung heraus als jetzt der mächtige Premier, denn es ist logisch, daß man im Reiseanzug in einem Gartenhause ehrlicher und unbefangener sich äußert als in der offiziellen Tracht in der Guildhall ...

In Friedrichshof sollte eben die Begegnung Eduards VII. mit Wilhelm II., in Ischl mit Franz Joseph stattfinden.

Digitized by Google

Da warf ich die Frage auf, ob es denn nicht denkbar wäre, daß Deutschland und England sich die Hand zum Einvernehmen reichten.

Lloyd George meinte: „Es ist meine Ueberzeugung, daß es der einzige Weg ist, um der allgemeinen Spannung, die noch immer über Europa lagert, ein Ende zu machen, insbesondere aber der gegenseitigen Furcht, von der man in England und Deutschland zugleich erfüllt ist, Einhalt zu tun. Ich habe mich neulich in England gegen das Treiben gewisser gegen Deutschland hetzender Zeitungen ausgesprochen — hier außerhalb Englands darf ich aber konstatieren, daß auch die Sprache gewisser deutscher Zeitungen noch in letzter Zeit nicht die angemessenste war. Es besteht in der Tat in England in weiten Kreisen, sogar in Arbeiterkreisen, die Vorstellung, Deutschland bereite eine Invasion vor, und man begründet diese Besorgnis damit, daß Deutschland so große Opfer für seine Flotte bringe. Es soll mir nicht einfallen, Deutschland allein anzuklagen — meine Klage richtet sich in gleicher Weise gegen England und Deutschland. Dieser gegenseitigen Furcht muß ein Ende gemacht werden, und dies im Interesse des Weltfriedens im allgemeinen und des guten Einvernehmens zwischen England und Deutschland im besondern. Ich glaube, wir müssen, um uns ganz den Werken des Friedens, des Fortschritts und der sozialen Wohlfahrt hingeben zu können, den Abschluß einer Entente zwischen England und Deutschland betreiben. Warum sollte es nicht zu einer solchen mit Deutschland kommen, wenn England Ententen mit Frankreich, Rußland und den Vereinigten Staaten abgeschlossen hat? ... Es ist ja wahr: Es gibt eigentlich keine Streitobjekte zwischen England und Deutschland, wie es etwa solche zwischen England und Frankreich noch vor wenigen Jahren gegeben hat, als wir einmal wegen Faschodas und ein andermal wegen Siams am Vorabend eines Krieges zu stehen schienen ... Nicht einmal in Südafrika gibt es eine Kontroverse zwischen uns und Deutschland, denn zwischen unsern Gebieten liegt eine große Wüste ... Also in welcher Richtung soll sich unsre Entente mit Deutschland bewegen? Nur in der Richtung der Beschränkung des Baues von neuen Schiffen für die Zukunft. Die beiden Staaten müssen ein Abkommen treffen, daß sie einander nicht durch Schiffsbauten überbieten. Es muß eine Relation für die zukünftigen Schiffsbauten der beiden Staaten festgesetzt werden ... Unsre Armee mit ihren 300 000 Mann ist doch sehr klein im Vergleiche mit der deutschen. Wie leicht wäre es der deutschen Armee, uns zu überwältigen, wenn wir nicht wenigstens eine große Flotte hätten! Mit unsrer Flotte werden wir doch nicht nach Berlin gehen und auch nicht nach Hamburg. Aber unsre Flotte, stark genug, uns zu verteidigen, soll doch nicht ins Ungemessene wachsen. 60 Millionen Pfund opfern wir jährlich für Kriegszwecke — nur den neunten Teil dieser Riesensumme konnten wir letzthin für Alterspensionen einsetzen. Auch Deutschland gibt alljährlich so viel für Kriegszwecke aus. Die sog. christlichen Völker opfern im ganzen jährlich 400 Millionen Pfund für Kriegszwecke. Wie schön wäre es, könnte ein großer Teil dieses Etats Wohlfahrtseinrichtungen zugute kommen. Das würde in der Tat christlicher Völker würdiger sein."

Digitized by Google

Ueber die Türkei, deren Untergang er jetzt will, sagte er: „Nichts kann uns lieber sein, als daß sich die Türkei von innen heraus reformiere. Wird die Verfassung ehrlich durchgeführt, so hört von selbst die Intervention der Mächte auf, die erst dann wieder zur Durchführung ihrer zivilisatorischen Aufgaben einzuschreiten hätten, wenn es mit der türkischen Verfassung nicht ernst werden sollte. Aber warum sollen wir nicht Gutes hoffen?"

Er betonte, daß es König Eduards höchster Ehrgeiz sei, ein Peacemaker, ein Friedensmacher zu sein, und dieser seiner hohen Mission, auf der ihn der Beifall der öffentlichen Meinung Englands begleite, könne es nur frommen, wenn denjenigen, die zwischen England und Deutschland hetzen, der Boden abgegraben würde. „Das arge Spiel muß aufhören, daß England und Deutschland wie zwei Hunde aufeinander losgelassen werden."

Daß es hell werden müßte zwischen England und Deutschland, daß der wahre Weltfriede ausgezeichnete Beziehungen zu Deutschland zur Voraussetzung hätte, war der Refrain der Darlegungen des englischen Staatsmannes. „Denken Sie," sagte er, „an jene Zeit, als man bei uns in England den Ausbruch eines Krieges mit Frankreich befürchtete. Wir suchten unsre Häfen schnell in Verteidigungszustand zu setzen, jeden Augenblick eines Einbruchs von Frankreich her gewärtig. Und all das ist vorübergegangen. Auch zwischen England und Deutschland muß inniges Einvernehmen werden, denn ohne Frieden kein Fortschritt."

So damals vor acht Jahren. Lloyd George scheint sich seither gründlich bekehrt zu haben.

Er ist nach der letzten unversöhnlichen, unerhörten Sprache nicht mehr der Mann, zwischen Deutschland und England die Brücke zu bauen. Der Abfall von sich selbst hatte sich übrigens schon seit Jahren vorbereitet. Im Sommer 1911 schlug er bereits einen andern Ton an als im Sommer 1908. Agadir hatte ihn damals aus dem Häuschen gebracht. Seine imperialistisch aggressive Stimmung steigerte sich zusehends, bis er Kriegshetzer wurde. Dank seiner Demagogennatur steht die Welt noch immer in Flammen. Doch auch ihn könnte das Schicksal ereilen, und die Engländer könnten sich erinnern, daß England und Europa nicht zugrunde gehen müssen, nur damit der größte ihrer Demagogen recht behalte.

Digitized by Google

Der Wandel der Friedensbewegung

Von

Professor Lammasch,

Mitglied der früheren Haager Konferenzen

Hat wohl jemand in England in dem eben abgelaufenen Jahre des 11. Juni gedacht, an dem dort vor einem Jahrhundert die erste Friedensgesellschaft auf europäischem Boden gegründet wurde? Bei der Unterbrechung des internationalen Verkehres wissen wir es nicht. Aber auch wenn man drüben, jenseits des schmalen Wasserstreifens, jenes Tages vergessen haben sollte, wollen wir seiner gedenken und wünschen, daß der Geist der kleinen Quäkergemeinde, aus der die Society for promoting universal peace erwuchs, im britischen Reiche wieder zu voller Macht gelangen möge. Durch die Tätigkeit ihres späteren Sekretärs Henry Richard und durch die des amerikanischen Grobschmiedes Elihu Burrit, eines Mannes, der aus eigner Kraft sich zu hoher Bildung emporgeschwungen hatte, erlangte die angloamerikanische Friedensbewegung auch auf dem europäischen Kontinent großen Einfluß. In wenigen Jahrzehnten gelang es ihr, die Idee der Schlichtung internationaler Konflikte auf dem Wege des Rechtes und der friedlichen Verständigung auch hier zu popularisieren.

Längst schon hatten einzelne philosophisch gerichtete Geister dieses Ideal in ihrer Seele gehegt und in ihren Schriften gelehrt, so, um nur einige der bekanntesten zu nennen, der Abbé de Saint Pierre und, im Gegensatze zu Voltaires Spott, ihm wenigstens teilweise folgend, Rousseau, sowie unser Kant in der berühmten Abhandlung zum ewigen Frieden, die keineswegs, wie man neuestens in frivoler Weise versucht hat, als Produkt grämlichen Greisenalters hingestellt werden darf, da doch Schiller gegenüber einer zwei Jahre späteren Schrift Kant bewundert hat, „wie in diesem alten Herrn etwas so wahrhaft Jugendliches sei" (Brief an Goethe vom 22. September 1797).

In weitere Kreise aber sind trotz allem Humanismus des achtzehnten Jahrhunderts pazifistische Ideen damals noch nicht gedrungen. Jene philosophischen Schriften blieben ebenso ohne nachhaltige Wirkung auf die Mitwelt wie die von politischen Zielen beeinflußten Weltstaats- und Weltbundesideen Heinrichs IV. und Sullys oder Georg von Podiebrads, des hussitischen Königs von Böhmen und seines Beraters Marini, oder gar die erst in unsrer Zeit aus der Verschollenheit der Archive und Bibliotheken ausgegrabenen Pläne des Peter Dubois, eines Schülers des heiligen Thomas von Aquin (1306) oder des in so vielem seiner Zeit voraneilenden Emmerich Crucé (1623).

Es bedurfte der Napoleonischen Kriege, um die Sehnsucht der Völker nach einem dauernden, gesicherten Friedenszustande so sehr zu steigern, daß die Ideen des Pazifismus aus der Stube des Gelehrten in die Welt hinausdrangen. Hier nahmen nun diese Ideen, wie alles, das sich in der Oeffentlichkeit bewegt, Farbe

Digitized by Google

und Gestalt von ihrer Umgebung an. Daher kommt es, daß der Begriff des Pazifismus wie jeder andre Ismus ein Proteus ist, der seine Form wiederholt verändert hat, und daß er verschieden aufgefaßt wird, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite ansieht. Manche auch haben die Friedensidee als Mittel zur Verwirklichung ihrer andersgerichteten Ziele benützt. Viele wiederum haben über den Mitteln, die sie für die allein zweckdienlichen hielten, das Ziel vergessen. Dadurch sind nicht selten Gefolgschaft wie Gegnerschaft bestimmt worden.

Ihren Ausgang nahm die Propaganda der Friedensidee, wie gesagt, von den Quäkern und Kongregationalisten. Damit knüpft sie an jene urchristlichen Vorstellungen an, die in bedingungsloser und uneingeschränkter Anwendung der Ethik der Bergpredigt auf das Verhältnis zwischen den Staaten den Krieg absolut verwarfen: an Tertullian, Origenes und Lactantius. Diese Auffassung festzuhalten, war aber, abgesehen von inneren Gründen, schon aus taktischen Erwägungen nicht möglich. Sollte die Propaganda zum Ziele führen, so mußten die konfessionellen Schranken fallen, die nicht nur die Bekenner andern Glaubens, sondern auch alle jene abgehalten hätten, die in Anbetracht der tatsächlichen Weltzustände den Krieg als Gegenwehr nicht ablehnen konnten. Seit dem heiligen Augustinus hat denn auch die katholische Kirche zwar den Krieg, wenn er ob justam causam und in der Intention, das Gute zu fördern oder das Böse abzuwehren, geführt wird, für zulässig erachtet, aber, wie dies die schiedsgerichtsfördernde Tätigkeit zahlreicher Päpste des Mittelalters, insbesondere aber in den letzten Jahrzehnten wiederholte Enunziationen Leos XIII., Pius' X. und des jetzt leidvoll und ruhmvoll regierenden Papstes bezeugen, auf die Notwendigkeit hingewiesen, zunächst die friedliche Schlichtung aller internationalen Konflikte zu suchen, bevor zu den Waffen gegriffen werden dürfte.

Auf dem europäischen Kontinente sind allerdings religiöse Erwägungen sowohl dieser als jener Art bei den meisten Vertretern des Pazifismus durch humanitäre, kulturelle und wirtschaftliche Argumente zurückgedrängt worden. Diese zweifellos ebenfalls höchst bedeutsamen Erwägungen sind ebenso wie die ihnen entgegengestellten Argumentationen der Apologeten des Krieges so oft und so breit erörtert worden, daß es unangebracht und überflüssig wäre, in dieser Darstellung der Wandlungen, die der Friedensgedanke und seine Begründung durchgemacht haben, sie zu wiederholen. Insbesondere seit Cobden und Bright hat die wirtschaftliche Betrachtung dazu geführt, den Freihandel als ein Hauptmittel zur Erhaltung des Friedens zu präkonisieren. Die Erinnerung an die Kriege aus der Zeit des Colbertismus, ebenso wie der Blick auf die Gegenwart scheinen geeignet, diese Auffassung zu unterstützen. Durch allzu unbedingte und überstürzte Forderungen nach dieser Richtung hin hat sich die Friedenspartei aber die mächtige Gegnerschaft der nach wirtschaftlicher Protektion verlangenden Gesellschaftsschichten zugezogen, die, wie der aristokratische Großgrundbesitz und der Bauernstand, ohnedies schon aus andern, untereinander allerdings sehr verschiedenen psychologischen Gründen eher für einen Krieg zu gewinnen sind als

Digitized by Google

die städtische Bevölkerung. Auf der andern Seite aber wurden gerade durch diese Verbindung der Friedensidee mit jener des Freihandels die demokratischen Parteien und insbesondere die Sozialdemokratie für jene gewonnen. Sahen sie doch im Freihandel eine Erleichterung ihrer Versorgung mit Lebensmitteln. Dazu kam noch, daß die amerikanischen Anwälte der Friedensbewegung in einseitiger Ueberschätzung der öffentlichen Verhältnisse ihres Vaterlandes geneigt waren, auch für Europa das Heil in einer Verfassung zu erblicken, ähnlich der ihrigen: in einer republikanischen Föderation. So wurde der Supreme Court in Washington zum Vorbilde des Welttribunals und entstand die Idee „der vereinigten Staaten von Europa", die naturgemäß alle diejenigen abstieß, die an dem in vielhundertjähriger Geschichte gewordenen Staatensystem der alten Welt nicht wollten rütteln lassen. Desto mehr wurden auf der andern Seite die republikanischen und freimaurerischen Elemente angelockt. So sahen wir Garibaldi und General Türr als Präsidenten und Sprecher der Friedenskongresse, was wieder die konservativen Geister verletzen mußte. Auch der Ungestüm, mit dem unvermittelt die allgemeine Abrüstung verlangt wurde, die allerdings schon bald nach dem Siebenjährigen Kriege der österreichische Staatskanzler Kaunitz Friedrich II. vorgeschlagen hatte, konnte der Friedensbewegung nur schaden. Offenbar können die Staaten nicht darauf verzichten, die Mittel der Abwehr überraschender Angriffe stets in Bereitschaft zu halten, solange sie jener Gefahr ausgesetzt sind.

Seit ungefähr drei Jahrzehnten hat die Friedensidee allmählich einen wesentlichen Umschwung durchgemacht. Unter dessen Einflusse wurde die Abrüstungsfrage, die noch bei der russischen Einladung zur ersten Haager Konferenz im Vordergrund gestanden hatte, durch die Schiedsgerichtsidee zurückgedrängt. Die Zuwendung zu praktischeren Zielen zeigt sich deutlich auch in der Entwicklung, die die interparlamentarische Union für Schiedsgerichte durchgemacht hat. Während noch auf deren Konferenz zu Rom 1891 Imbriani durch irredentistische Reden die sachliche Beratung erheblich beeinträchtigt hatte, hat diese Vereinigung einer großen Zahl von Parlamentariern aller europäischen und einiger transatlantischer Staaten seither durchaus verständige und ausführbare Ziele verfolgt. Wiederholt hat sie darum die volle Anerkennung der leitenden Staatsmänner jener Länder gefunden, in denen sie tagte. So hat Reichskanzler Fürst Bülow bei Begrüßung der Berliner Versammlung von 1908 die Union ganz ausdrücklich gegen Vorwürfe in Schutz genommen, die ihr von manchen Seiten gemacht worden waren. „Man hat Ihnen, meine Herren, Absichten zuschreiben wollen, die Sie nicht hegen. Friedensliebe bedeutet nicht Mangel an Vaterlandsliebe. Es sind Patrioten, die sich bemühen, Konflikten vorzubeugen durch Bekämpfung der immer schädlichen Unwissenheit, ungesunder Ranklinen, des oft blinden Hasses, der nicht selten trügerischen Ambitionen. Wer so handelt, gibt einen Beweis von Patriotismus, eines Patriotismus, der den Weg freimacht, der Hindernisse beseitigt und so den Aufstieg der Menschheit zu dem allen Zeiten und allen Völkern gemeinsamen Ideal erleichtert."

Digitized by Google

Die interparlamentarische Union war es auch, die auf ihrer Versammlung zu London 1906 nach dem Antrage des Freiherrn v. Plener jenen Entwurf eines allgemeinen Schiedsgerichtsvertrages ausgearbeitet hatte, der im folgenden Jahre im Haag zum Mittelpunkt der Diskussion wurde, aber trotz seinem gewiß nicht utopischen Charakter nicht die Zustimmung aller Mächte zu gewinnen vermochte. Eben diese Vereinigung von Parlamentariern hat aber schon damals darauf hingewiesen, daß auch für jene Konflikte, die nicht schiedsgerichtlich ausgetragen werden können, ein Weg gefunden werden müsse, auf dem ihre friedliche Beilegung soviel als möglich gesichert werde. Sie beantragte daher, in jeden Schiedsgerichtsvertrag, der die Lebensinteressen der Staaten ausnähme, eine Klausel einzuschalten, in Kraft deren sich die Parteien verpflichten, in allen Fällen solcher nicht arbitrabler Konflikte zu Feindseligkeiten gegeneinander nicht zu schreiten, wenn sie nicht vorher den Streit entweder einer internationalen Untersuchungskommission oder der Mediation befreundeter Mächte unterbreitet hätten. Zweifellos ist ja das schiedsgerichtliche Verfahren nicht jenes völkerrechtliche Allheilmittel, das eine vorzeitig triumphierende Richtung der Friedensbewegung in ihm gefunden zu haben glaubte. Gerade für die allerschwersten Interessenkonflikte zwischen den Staaten bedarf es einer Ergänzung durch eine Instanz friedensrichterlichen Charakters, durch ein Organ der Ausgleichung, Vermittlung und Entschädigung. Nach dieser Richtung tendieren mancherlei Pläne, die der Hauptsache nach auf die Anregung des amerikanischen Staatssekretärs Bryan zurückgehen und von diesem auch schon wenigstens teilweise in den von der amerikanischen Union 1913 mit einer großen Anzahl europäischer und amerikanischer Mächte abgeschlossenen Verträgen durchgeführt wurden.

Die gegenwärtige Weltlage hat eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Zustande des Deutschen Reiches vor sieben Jahrhunderten. Um so viel ist das spätgeborene Völkerrecht hinter dem staatlichen Rechte zurück! Der erste Schritt zur Aufrichtung einer dauernden Rechtsordnung und „ewigen" Friedens innerhalb des Reiches war es, daß das Landfriedensgesetz Friedrichs II. von 1235 jedermann verbot, Fehde zu beginnen, also einen Privatkrieg gegen einen andern Reichsgenossen zu führen, ehe er die Hilfe des Gerichts angerufen hätte, und ihm nur dann die Fehde erlaubte, wenn das Gericht ihm Hilfe versagt hatte. Freilich stand auch nach dieser Reform noch jedem selbst das Urteil, das gewiß nicht unbefangene Urteil darüber zu, ob das Gericht seinem Anspruche gerecht geworden sei, so daß er, wenn er sich nicht für befriedigt hielt, noch zur Fehde schreiten durfte. Der Privatkrieg war also damit nicht beseitigt, aber doch in eine subsidiäre Stellung gedrängt. Das ist es, was die neuere, an Bryan anknüpfende Richtung der Friedensbewgung zunächst auch in betreff des Krieges zwischen den Staaten anstrebt. Bevor es zu einem Kriege kommen kann, den die Unbeteiligten zu respektieren brauchen, sollen die Parteien eine Vermittlungsinstanz anrufen müssen, deren Ausspruch für sie jedoch nicht bindend wäre. Immerhin aber würde das Verfahren vor einer solchen Instanz Gelegenheit zu

Digitized by Google

einem Ausgleiche oder zu einer Verständigung geben; insbesondere würde es Zeit und Raum schaffen zur Aufklärung von Mißverständnissen und Mißdeutungen, zur Abkühlung der erhitzten Gemüter, zur Beruhigung der erregten Leidenschaften, und würde es jene Irreführung und Mißleitung der ganzen Welt unmöglich machen, von der wir ein Beispiel vor uns sehen.

Von dem phantastischen Wahne, den Krieg „abschaffen" und in einer Welt, in der nichts ewig ist als ihre Vergänglichkeit, den „ewigen" Frieden dekretieren zu wollen, ist die Friedensbewegung ebenso längst geheilt wie von der Sehnsucht nach dem alle Nationen in ein charakterloses Einheitsvolk verschmelzenden Weltstaate. Damit hat die Friedensbewegung jene antinationale, antipatriotische Tendenz, die ihr in der Zeit ihrer Entstehung nicht ganz fremd war, ebenso überwunden, wie die antimilitaristische Tendenz des Verlangens sofortiger allgemeiner Abrüstung.

Diese neuere Richtung, die die Friedensbewegung seit Ueberwindung ihrer Kinderkrankheiten eingeschlagen hat, war schon Jahre vor dem Ausbruche der großen Krise fern von der ihr oft unterschobenen Meinung, daß der Krieg in unsrer Zeit, „in der wir es so herrlich weit gebracht", ein Ding der Unmöglichkeit sei. Ganz im Gegenteil; sie hielt den Krieg für unvermeidlich, wenn nicht die zwischenstaatliche Anarchie behoben und eine Instanz geschaffen würde zur friedlichen Ausgleichung der Welthändel, an die sich alle Staaten in ihrem eignen und im gemeinsamen Interesse vertrauensvoll wenden können. In deutschen Landen sind es Professor Schücking und insbesondere Dr. Fried, die unermüdlich diesen evolutionären, organisatorischen Pazifismus vertreten und auf die Notwendigkeit eines Ausbaues der Haager Institutionen hinweisen. Dieser Pazifismus hat auch im Kriege nicht Schiffbruch gelitten; im Gegenteil, der Krieg hat seine volle Berechtigung gezeigt. Die Aufrichtung der Ordnung zwischen den Staaten, wie sie diese Friedensbewegung anstrebt, ist auch an kein Bekenntnis, an keine Staats- oder Gesellschaftsform geknüpft; ihr können Monarchisten und Republikaner, Katholiken und Protestanten, Schutzzöllner und Freihändler, Konservative und Demokraten ihre Sympathien und ihre Kräfte widmen. Aus den Flammen des Krieges wird in allen Landen, in denen er gewütet, der Friedensgedanke gereinigt von den Schlacken, die ihm bisher angehaftet haben, wieder erstehen.

Digitized by Google

Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege

Von

E. E. Lehmann

II.[1])

Die deutsche Diplomatie als Sekundant der österreichischen während der Vorbereitungen zum Weltkriege

Seit dem Berliner Kongreß im Jahre 1878 hatte sich die Weltlage besonders durch die Abkehr Rußlands vom nahen Osten bedeutend geändert. Durch die Folgen des Berliner Kongresses, für die Rußland, wie wir aus Reden Fürst Bismarcks wissen, Deutschland und die Leitung der deutschen Politik verantwortlich gemacht hatte, sah sich das Zarenreich gezwungen, die Ausgänge nach großen schiffbaren Meergewässern, welche es durch die ihm verwehrte Einnahme Konstantinopels erstrebt hatte, nach einer andern Richtung zu suchen. Denn, nicht um Landerwerb, wie schon Zar Nikolaus I. in einer berühmt gewordenen Unterredung zu Lord Seymour gesagt, konnte es sich bei dem an Ländern unermeßlichen Rußland handeln, sondern um Meeresküsten und freie Gewässer.[2]) Davon war und ist in letzter Instanz die volkswirtschaftliche Entfaltung und Zukunft des Zarenreiches, ja mehr oder weniger der Fortbestand desselben in seinem gegenwärtigen Umfange abhängig. Deshalb war auch die notwendige Folge des bloßen Teilerfolges im letzten Türkisch-Russischen Kriege eine Verlegung der russischen Bestrebungen nach Asien und dem Großen Ozean zu, zumal die Ostsee besonders seit Eröffnung des Nordostseekanals und der damit verbundenen Stärkung deutschen Seehandels sowie der deutschen Flotte für das russische Reich und dessen volkswirtschaftliche Entwicklung nur wenig in Betracht kommen konnte. Hier am Großen Ozean nun stieß Rußland auf einen neuen bis dahin von allen Großmächten weit unterschätzten Gegner: auf Japan.

Man hat der deutschen Reichsleitung, und besonders dem Fürsten Bülow als Reichskanzler, den Vorwurf gemacht, daß er bis zum letzten Augenblicke an die Möglichkeit eines japanisch-russischen Krieges nicht geglaubt; Fürst Bülow hat darauf im Reichstage auf die für spätere Zeit zu veröffentlichenden Akten verwiesen, welche den vollen Beweis für seine Voraussicht des Japanisch-Russi-

---

[1]) I. siehe Oktober 1916.

[2]) Die hier vertretene Auffassung ist ganz vor kurzem vom russischen Ministerpräsidenten Trepow voll bestätigt worden. Trepow hat in der Dumasitzung vom 2. Dezember 1916 erklärt, daß der Bündnisvertrag mit England und Frankreich für den gegenwärtigen Krieg Rußland den Besitz Konstantinopels garantiere. Meine obigen Ausführungen waren schon anfangs November v. J. im Druck. D. V.

Digitized by Google

schen Krieges liefern würden. Wohl mit vollem Recht. Dagegen wurde wohl in den Kreisen der Reichsregierung ebensosehr wie an den meisten entscheidenden politischen Stellen Europas Japans Macht zur See und zu Land falsch eingeschätzt. Die japanischen Siege über die russischen Heere und Flotten kamen vollkommen überraschend. Sie hatten zur notwendigen Folge das Aufgeben aller der politischen und volkswirtschaftlichen Ziele im Bereiche des Großen Ozeans, derentwegen Rußland den Krieg gegen Japan geführt hatte. Das Zarenreich mußte sich deshalb besonders, da es sich von dem täglich wachsenden Panslawismus im eignen Innern gehoben und zugleich bedroht sah, notgedrungen wieder dem nahen Osten zuwenden.

Es ist hier nicht der Ort, auf die inneren politischen und revolutionären Bewegungen in Rußland während des letzten Jahrzehnts einzugehen, dennoch sei hier ein für die russischen Verhältnisse allgemein ausschlaggebender Gesichtspunkt kurz erwähnt: Der Panslawismus trat immer innerhalb des russischen Reiches und über dessen Grenzen hinaus auf in Verbindung mit den weitgehenden Ansprüchen und Bestrebungen der griechisch-katholischen (russischen National-) Kirche. Hat doch vor nicht allzu langer Zeit Frau Olga Novikow, die einflußreiche politische Freundin des Zaren, in einem viel bemerkten, von der „Fortnightly Review" veröffentlichten Artikel ausgeführt, daß der Kaiser von Rußland im Grunde genommen nichts andres sei als der Mandatar der russischen Nationalkirche. Die russische Politik hat sich dieser beiden Elemente, des Panslawismus und der mächtigen orthodoxen Kirche, mit großem Geschicke zu bemächtigen gewußt; ja, man kann sagen, daß beide, vielleicht halb und halb gegen den Willen des St. Petersburger Kabinetts, die Träger aller russischen Politik geworden sind. Als Operationsfeld für diese panslawistisch-russischen Bestrebungen bot sich von selbst der Balkan dar. Rußland kehrte, indem es seine Stellung auf dem Balkan wesentlich mit allen Mitteln zu stärken suchte, nur zu seiner alten Liebe zurück. Es hatte ohnedies niemals aufgehört, durch allerlei Intrigen und Wühlereien die Völkerschaften des Balkans in steter Unruhe zu erhalten. Ganz von selbst stieß es dabei auf Oesterreich-Ungarn, für dessen Fortbestand und Zukunft die Vorherrschaft auf dem Balkan von allergrößter Wichtigkeit war. Oesterreich-Ungarn hatte Bosnien und die Herzegowina sich einverleibt, und das mit voller Zustimmung des St. Petersburger Kabinetts im Anschluß an Vorbesprechungen, die bis zu den Tagen des Berliner Kongresses zurückreichten. Das hatte die denkbar größte Erbitterung in Serbien hervorgerufen, besonders da sich Serbien durch diese Annexion vom Meere abgeschnitten fand. Tatsächlich war dieses serbische Begehren zugleich ein russisches Begehren. Serbien handelte in diesem Falle nicht nur im eignen Interesse, sondern zugleich als politischer Vortrab des Zarenreiches. In Petersburg hatte man zwar, nachdem der österreichische Minister des Auswärtigen, Graf Aehrenthal, gedroht hatte, durch Veröffentlichung der Protokolle über die Verhandlungen, die zwischen ihm und dem russischen Minister Iswolski zu Buchlau über die Annexion von Bosnien und der Herzegowina stattgefunden, den Beweis für Rußlands Zu-

Digitized by Google

stimmung zu führen, für den Augenblick klein beigegeben; ja, man hatte sogar die serbische Regierung überredet, vorläufig auf jeden tatsächlichen Protest zu verzichten; allein man hatte letzteres doch nur deshalb getan, weil man sich russischerseits zu einem Kriege noch nicht voll gerüstet glaubte. Wie wenig aufrichtig schon damals die Friedensliebe Rußlands war, zeigt am besten der zwischen der serbischen Regierung unter dem Ministerpräsidenten Pasitsch und dem St. Petersburger Kabinett geschlossene Geheimvertrag, demzufolge Rußland zur militärischen Hilfeleistung an Serbien gegen jede dritte Macht sich verpflichtete. Dieser Geheimvertrag ist zwar bis auf den heutigen Tag seinem Wortlaute nach nie veröffentlicht worden. Sein Bestehen seit dem Jahre 1911 oder spätestens 1912 steht jedoch fest. Auf diesen Vertrag gestützt, begannen die ungeheuerlichen Umtriebe und Angriffe Serbiens gegen die österreichisch-ungarische Monarchie, welche in dem Morde von Serajewo in einer die ganze zivilisierte Welt erschütternden Tat zur Erscheinung kamen.

Die deutsche Reichsregierung hatte schon bei der Verkündigung der Einverleibung von Bosnien und der Herzegowina in die österreichisch-ungarische Monarchie nicht nur in Wien, sondern auch in St. Petersburg erklären lassen, daß jeder Angriff Rußlands auf Oesterreich-Ungarn das Deutsche Reich als Waffengenossen an der Seite der Doppelmonarchie gegen das Zarenreich finden würde. Deutschland konnte, besonders nachdem es weitgehende Handelsinteressen in Kleinasien hatte, nicht ruhig zusehen, daß das russische Reich mit der elementaren Gewalt eines Gletschers vom Balkan und den Gestaden des Mittelländischen wie des Adriatischen Meeres Besitz nahm. Trotzdem versuchte Oesterreich-Ungarn auch noch nach der Mordtat in Serajewo einen Zusammenstoß mit dem russischen Reiche abzuwenden. Konnte man sich doch in Wien keiner Täuschung darüber hingeben, wie schnell bei der obwaltenden europäischen Mächtegruppierung aus dem deutsch-österreichisch-russischen Kriege ein allgemeiner Weltkrieg sich entwickeln konnte. Allein gerade die Nachgiebigkeit Oesterreichs und seine Beschränkung auf die Bestrafung Serbiens für die unter Mitwirkung des Belgrader Kabinetts verschuldete Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers und seiner Gemahlin hatte bei dem serbischen Volke die Anschauung hervorgerufen, daß Oesterreich-Ungarn, ohnmächtig und innerlich zerfallen, nicht zu einem Kriege gegen Serbien und noch weniger zu einem Kriege gegen das allmächtige Rußland fähig sei. In einem Bericht des österreichischen Gesandten Freiherrn v. Giesl an den Grafen Berchtold vom 21. Juli 1914 heißt es wörtlich: „Das so verhaßte Oesterreich-Ungarn erscheint den Serben nunmehr ohnmächtig und kaum mehr würdig, einen Krieg mit ihm zu führen — zum Hasse gesellt sich die Verachtung —; es fällt ohne Mühe als zermürbter Körper in den Schoß des in naher Zukunft zu verwirklichenden großserbischen Reiches. Blätter, welche nicht zu den allerextremsten gehören, besprechen in täglichen Artikeln die Ohnmacht und den Zerfall der Nachbarmonarchie und beschimpfen ohne Scheu und Furcht vor Ahndung deren Organe. Sie machen selbst vor der erhabenen Person unsres Herrschers nicht Halt ... Die Furcht vor Ver-

Digitized by Google

antwortung besteht nicht mehr. Das serbische Volk wird seit Jahrzehnten durch die Presse erzogen und die jeweilige Politik hängt von der Parteipresse ab. Eine Frucht dieser Erziehung ist die großserbische Propaganda und ihre abscheuliche Ausgeburt: das Attentat vom 28. Juni . . .

Als dritter Faktor vereinigte die Wahlkampagne alle Parteien auf der Plattform der Feindseligkeiten gegen Oesterreich-Ungarn. Keine der auf die Regierungsgewalt aspirierenden Parteien will in den Verdacht kommen, eines schwächlichen Nachgebens gegenüber der Monarchie für fähig gehalten zu werden. So wird die Wahlkampagne unter dem Schlagworte der Bekämpfung Oesterreich-Ungarns geführt . . .

Versäumen wir es, Klarheit in unser Verhältnis zu Serbien zu bringen, so werden wir mitschuldig an den Schwierigkeiten und der Ungunst der Verhältnisse bei dem künftigen Kampfe, der doch früher oder später ausgetragen werden muß."

Auf diese Note des österreichischen Gesandten in Belgrad antwortete Graf Berchtold schon am folgenden Tage:

„Ew. Hochwohlgeboren wollen die nachfolgende Note am Donnerstag den 23. Juli nachmittags der Königlich (serbischen) Regierung überreichen:

„Am 31. März 1909 hat der Königlich serbische Gesandte am Wiener Hofe im Auftrage seiner Regierung der k. k. Regierung folgende Erklärung abgegeben:

„Serbien anerkennt, daß es durch die in Bosnien geschaffene Tatsache in seinen Rechten nicht berührt wurde und daß es sich demgemäß den Entschließungen anpassen wird, welche die Mächte in bezug auf den Artikel 25 des Berliner Vertrages treffen werden. Indem Serbien den Ratschlägen der Großmächte Folge leistet, verpflichtet es sich, die Haltung des Protestes und des Widerstandes, die es hinsichtlich der Annexion seit dem vergangenen Oktober eingenommen hat, aufzugeben, und es verpflichtet sich ferner, die Richtung seiner gegenwärtigen Politik gegenüber Oesterreich-Ungarn zu ändern und künftig mit diesem letzteren auf dem Fuße freundschaftlicher Beziehungen zu leben."

Die Geschichte der letzten Jahre nun und insbesondere die schmerzlichen Ereignisse des 28. Juni haben das Vorhandensein einer subversiven Bewegung in Serbien erwiesen, deren Ziel es ist, von der österreichisch-ungarischen Monarchie gewisse Teile ihres Gebietes loszutrennen. Diese Bewegung, die unter den Augen der serbischen Regierung entstand, hat in der Folge jenseits des Gebietes des Königreiches durch Akte des Terrorismus, durch eine Reihe von Attentaten und durch Morde Nachdruck gefunden.

Weit entfernt, die in der Erklärung vom 31. März 1909 enthaltenen formellen Verpflichtungen zu erfüllen, hat die Königlich serbische Regierung nichts getan, um diese Bewegung zu unterdrücken. Sie duldete das verbrecherische Treiben der verschiedenen gegen die Monarchie gerichteten Vereine und Vereinigungen, die zügellose Sprache der Presse, die Verherrlichung der Urheber von Attentaten, die Teilnahme von Offizieren und Beamten an subversiven Umtrieben. Sie duldete eine ungesunde Propaganda im öffentlichen Unterricht

Digitized by Google

und duldete schließlich alle Manifestationen, welche die serbische Bevölkerung zum Hasse gegen die Monarchie und zur Verachtung ihrer Einrichtungen verleiten soll.

Diese Duldung, deren sich die Königlich serbische Regierung schuldig machte, hat noch in jenem Moment angedauert, in dem die Ereignisse des 28. Juni der ganzen Welt die grauenhaften Folgen solcher Duldung zeigten." ...

Nachdem dann Graf Berchtold noch eine Reihe von Forderungen gestellt, welche die von ihm festgestellten serbischen Wühlereien soweit wie erreichbar unmöglich machen sollten, gibt er dem österreichischen Gesandten in Belgrad folgende Order: „Gelegentlich der Uebergabe der vorstehenden Note wollen Ew. Hochwohlgeboren möglich hinzufügen, daß Sie beauftragt seien — falls Ihnen nicht inzwischen eine vorbehaltlos zustimmende Antwort der Königlichen (serbischen) Regierung zugekommen sein sollte — nach Ablauf der in der Note vorgesehenen, vom Tage und von der Stunde Ihrer Mitteilung an zu rechnenden 48stündigen Frist, mit dem Personale der k. k. Gesandtschaft Belgrad zu verlassen."

Die gleichen Gesichtspunkte finden sich in einer Zirkularnote des Grafen Berchtold an die Botschafter in Berlin, Rom, Paris, London, St. Petersburg und Konstantinopel. Schon bei Uebergabe der Note von seiten des Grafen Mensdorff, des österreichischen Botschafters in London, an Sir Edward Grey, den englischen Staatssekretär des Aeußeren, mußte die zweifelhafte Haltung der großbritannischen Regierung auffallen. Grey bedauerte die kurze Befristung, weil dadurch die Möglichkeit genommen würde, die erste Erregung zu beruhigen und auf Belgrad einzuwirken im Sinne einer befriedigenden Antwort. Er würde ganz bereit sein, dem österreichischen Wunsche entsprechend, die Angelegenheit als eine solche zu betrachten, die nur Oesterreich-Ungarn und Serbien berühre. Er ist aber sehr „apprehensiv", daß mehrere Großmächte in einen Krieg verwickelt werden könnten. Von Rußland, Deutschland, Fankreich sprechend, bemerkte er, die Bestimmungen des französisch-russischen Bündnisses dürften ungefähr so lauten wie die des Dreibundes.

Besser und für Oesterreich günstiger schien nach dem Berichte des Grafen Szécsen, des österreichisch-ungarischen Botschafters in Paris, die Stimmung Frankreichs für die Doppelmonarchie, zumal Graf Szécsen unter dem 24. Juli 1914 in einem besonderen Telegramm dem Grafen Berchtold mitteilen konnte, daß der deutsche Botschafter in Paris, Baron Schön, voll und ganz die Zustimmung seiner Regierung zu dem von Oesterreich-Ungarn eingenommenen Standpunkte versichert und der Pariser Regierung zu verstehen gegeben habe, daß, falls dritte Staaten sich einmischen sollten, Deutschland, getreu seinen Allianzverpflichtungen, auf österreichischer Seite stehen würde. Merklich verschieden lautete der Bericht des österreichisch-ungarischen Botschafters in St. Petersburg, des Grafen Szápáry, an seinen Minister des Auswärtigen. Graf Szápáry teilt unter dem 24. Juli 1914 in einem längeren Telegramm folgendes mit: „Der (russische) Herr Minister des Aeußern empfing mich, indem er mir sagte, er wisse, was mich zu ihm führe, und er erkläre mir gleich, daß er zu unsrer

Digitized by Google

Demarche keine Stellung nehmen würde. Ich begann mit der Verlesung meines Auftrags. Der Minister unterbrach mich das erstemal bei der Erwähnung der Serie von Attentaten und fragte auf meine Aufklärungen, ob denn erwiesen sei, daß diese alle in Belgrad ihren Ursprung hätten? Ich betonte, daß sie Ausfluß der serbischen Aufwiegelung seien. Im weiteren Verlauf der Verlesung äußerte er, er wisse, um was es sich handle: „Wir wollten Serbien den Krieg machen und dies solle der Vorwand sein." Ich replizierte, daß unsre Haltung in den letzten Jahren ein hinreichender Beweis sei, daß wir Serbien gegenüber weder Vorwände suchen noch brauchen. Die geforderten solennen Enunziationen riefen nicht den Widerspruch des Herrn Ministers hervor: er versuchte nur immer wieder zu behaupten, daß Pasitsch sich bereits in dem Sinne ausgesprochen habe, was ich richtigstellte. „Il dira cela 25 fois, si vous voulez," sagte er. Ich sagte ihm, niemand wende sich bei uns gegen Serbiens Integrität oder Dynastie. Am lebhaftesten erklärte sich Herr Sasonow gegen die Auflösung der „Narodna Odbrana", die Serbien niemals vornehmen werde. Weiteren Widerspruch von seiten des Herrn Ministers löste die Beteiligung von k. k. Funktionären an der Unterdrückung der subversiven Bewegung aus. Serbien werde also daheim nicht mehr Herr sein! „Sie werden dann immer wieder intervenieren wollen, und welches Leben werden Sie dann Europa bereiten!" ...

Den an die Mitteilung der Note angefügten Kommentar hörte der Herr Minister ziemlich ruhig an; bei dem Passus, daß wir uns in unsern Gefühlen mit jenem aller zivilisierten Nationen eins wissen, meinte er, dies sei ein Irrtum. Mit allem mir zu Gebote stehenden Nachdruck verwies ich darauf, wie traurig es wäre, wenn wir in dieser Frage, bei der alles auf dem Spiele sei, was wir Heiligstes hätten und, was immer der Herr Minister sagen wolle, auch in Rußland heilig sei, kein Verständnis in Rußland fänden. Der Herr Minister suchte die monarchische Seite der Angelegenheit zu verkleinern. Das zur Verfügung der Regierungen gehaltene Dossier betreffend, meinte Herr Sasonow, wozu wir uns diese Mühe gegeben hätten, da wir doch bereits ein Ultimatum gestellt hätten. Dies beweise am besten, daß wir eine unparteiische Prüfung des Falles gar nicht anstrebten. Ich sagte ihm, daß für unser Vorgehen in dieser zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien spielenden Angelegenheit, die durch unsre eigne Untersuchung erzielten Resultate genügten und wir nur deshalb bereit seien, den Mächten weitere Aufschlüsse, falls solche sie interessieren, zu geben, weil wir nichts zu verheimlichen hätten. Herr Sasonow meinte, jetzt, nach dem Ultimatum, sei er eigentlich gar nicht neugierig. Er stellte die Sache so dar, als ob es uns darauf ankomme, unbedingt mit Serbien Krieg zu führen ...

Trotz der relativen Ruhe des Herrn Ministers war seine Stellungnahme eine durchaus ablehnende und gegnerische. Noch am selben Tage brachte das amtliche Organ der St. Petersburger Regierung, die St. Petersburger Telegraphenagentur, folgendes Communiqué: „Die Kaiserliche Regierung, lebhaft besorgt durch die überraschenden Ereignisse und durch das an Serbien von

Digitized by Google

Oesterreich-Ungarn gerichtete Ultimatum, verfolgt mit Aufmerksamkeit die Entwicklung des österreichisch-ungarischen Konfliktes, in welchem Rußland nicht indifferent bleiben kann." Noch am selben Tage fand in Petersburg ein fünfstündiger Ministerrat statt. Gleich nach diesem Ministerrat empfing Herr Sasonow den deutschen Botschafter Grafen Pourtalès zu einer langen Unterredung. Der Herr Minister vertrat dem deutschen Botschafter gegenüber die wahrscheinlich als Resultat des Ministerrats zu betrachtende Ansicht, der österreichisch-ungarisch-serbische Streit sei keine auf diese Staaten beschränkte Angelegenheit, sondern eine europäische, da der im Jahre 1909 durch eine serbische Deklaration erfolgte Ausgleich (gelegentlich der Annexion Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn) unter den Auspizien ganz Europas vollzogen worden sei.

Der Herr Minister hob hervor, daß ihn besonders der Umstand unangenehm berührt habe, daß Oesterreich-Ungarn die Prüfung eines Dossiers angeboten habe, während bereits ein Ultimatum ergangen sei. Rußland würde eine internationale Prüfung des von uns zur Verfügung gestellten Dossiers verlangen. Mein deutscher Kollege machte den Herrn Sasonow sofort darauf aufmerksam, daß Oesterreich-Ungarn eine Einmischung in seine Differenz mit Serbien nicht akzeptieren würde, und daß auch Deutschland seinerseits eine Zumutung nicht annehmen könne, welche der Würde des Bundesgenossen als Großmacht zuwiderlaufe.

Im weiteren Verlaufe des Gespräches erklärte der Herr Minister, daß dasjenige, was Rußland nicht gleichgültig hinnehmen könne, die eventuelle Absicht Oesterreich-Ungarns wäre, „de dévorer la Serbie". Graf Pourtalès erwiderte, daß er eine solche Intention bei Oesterreich-Ungarn nicht annehme, da dies dem eigensten Interesse der Monarchie zuwiderlaufen würde. Oesterreich-Ungarn sei wohl nur daran gelegen, „d'infliger à la Serbie le châtiment justement mérité." Herr Sasonow habe seine Zweifel daran ausgedrückt, ob Oesterreich-Ungarn, selbst wenn hierüber Erklärungen vorliegen würden, sich hieran genügen lassen würde. Die Unterredung schloß mit einem Appell Herrn Sasanows, Deutschland möge mit Rußland an der Erhaltung des Friedens zusammen arbeiten. Der deutsche Botschafter erwiderte dem russischen Minister, daß Deutschland gewiß nicht den Wunsch habe, einen Krieg zu entfesseln, daß es aber selbstverständlich die Interessen seines Bundesgenossen voll vertrete."

Diese Erklärung mag den Grafen Berchthold vielleicht zu dem Auftrage an den österreichisch-ungarischen Botschafter in London veranlaßt haben, demzufolge Graf Mensdorff dem Staatssekretär Sir E. Grey sofort erklären sollte, die Demarche Oesterreich-Ungarns in Belgrad sei nicht als formelles Ultimatum zu betrachten, sondern es handle sich dabei um eine befristete Demarche, die, wie Graf Mensdorff dem britischen Staatssekretär des Aeußern streng vertraulich mitteilen solle, einstweilen, im Falle die Frist fruchtlos ablaufe, nur von dem Abbruche der diplomatischen Beziehungen und von dem Beginne notwendiger militärischer Vorbereitungen gefolgt sein werde, da Oesterreich-Ungarn unbedingt entschlossen sei, seine berechtigten Forderungen durchzusetzen. Man darf wohl

Digitized by Google

annehmen, daß der österreichische Minister bei diesem Auftrage an seinen Botschafter in London von der Voraussetzung ausging, daß trotz der betonten Vertraulichkeit dieser Mitteilung dieselbe ihren Weg von London nach Petersburg finden würde. Fast möchte man annehmen, daß sie auch weiter ihren Weg nach Belgrad gefunden hat, wenn man die Antwortnote der serbischen Regierung vom 12./25. Juli 1914 an die österreichisch-ungarische Regierung liest. In dieser Note heißt es: „Die Königliche (serbische) Regierung kann nicht für Aeußerungen privaten Charakters verantwortlich gemacht werden, wie es Zeitungsartikel und die friedliche Arbeit von Gesellschaften sind, Aeußerungen, die fast in allen Ländern ganz gewöhnliche Erscheinungen sind und sich im allgemeinen der staatlichen Kontrolle entziehen. Dies um so weniger, als die Königliche Regierung bei der Lösung einer ganzen Reihe von Fragen, die zwischen Serbien und Oesterreich-Ungarn aufgetaucht waren, großes Entgegenkommen bewiesen hat; dadurch ist es ihr gelungen, deren größeren Teil zugunsten des Fortschrittes der beiden Nachbarländer zu lösen. Die Königliche Regierung war deshalb durch die Behauptung, daß Angehörige Serbiens an der Vorbereitung des in Sarajewo verübten Attentats teilgenommen, schmerzlich überrascht. Sie hatte erwartet, zur Mitwirkung bei den Nachforschungen über dieses Verbrechen eingeladen zu werden, und war bereit, um ihre volle Korrektheit durch Taten zu beweisen, gegen alle Personen vorzugehen, hinsichtlich welcher ihr Mitteilungen zugekommen wären. Den Wünschen der k. k. Regierung entsprechend, ist die Königliche Regierung somit bereit, dem Gerichte ohne Rücksicht auf Stellung und Rang jeden serbischen Staatsangehörigen zu übergeben, für dessen Teilnahme an dem Sarajewoer Verbrechen ihr Beweise geliefert werden sollten; sie verpflichtet sich insbesondere, auf der 1. Seite des Amtsblattes vom 13./26. Juli folgende Erklärung zu veröffentlichen: „Die Königlich Serbische Regierung verurteilt jede Propaganda, die gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet sein sollte, d. h. die Gesamtheit der Bestrebungen, welche in letzter Linie auf die Losreißung einzelner Gebiete von der österreichisch-ungarischen Monarchie abzielen — und sie bedauert aufrichtig die bedauerlichen Folgen dieser verbrecherischen Machenschaft . . .

Die Königliche Regierung verpflichtet sich weiter: 1. anläßlich des nächsten ordnungsmäßigen Zusammentretens der Skupschtina in das Preßgesetz eine Bestimmung einzuschreiben, derzufolge die Aufreizung zum Hasse und zur Verachtung gegen die Doppelmonarchie, sowie jede Publikation strengstens bestraft werden soll, deren allgemeine Tendenz gegen die territoriale Integrität Oesterreich-Ungarns gerichtet ist . . ."

Dagegen lehnte die serbische Regierung die Auflösung des Vereins „Narodna Odbrana" mit folgenden Worten ab: „Die Regierung besitzt keinerlei Beweise dafür, und auch die Note der k. k. Regierung liefert keine solchen, daß der Verein „Narodna Odbrana" und andere ähnliche Gesellschaften bis zum heutigen Tage durch eines ihrer Mitglieder irgendwelche verbrecherische Handlungen dieser Art begangen hätten . . .

Digitized by Google

Die Königliche Regierung hält es selbstverständlich für ihre Pflicht, gegen alle jene Personen eine Untersuchung einzuleiten, die an dem Komplotte vom 15./28. Juli beteiligt waren oder beteiligt gewesen sein sollen und die sich auf ihrem Gebiete befinden. Was die Mitwirkung von hierzu speziell dirigierten Organen der k. und k. Regierung an dieser Untersuchung anlangt, so kann sie eine solche nicht annehmen, da dies eine Verletzung der Verfassung und des Strafprozeßgesetzes wäre. Doch können den österreichisch-ungarischen Organen in einzelnen Fällen Mitteilung von dem Ergebnisse der Untersuchung gemacht werden." Das will sagen, dieselbe Regierung, welche ihr Erstaunen darüber ausdrückt, daß sie zur Mitwirkung bei den Nachforschungen über das Verbrechen von Sarajewo innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht zugezogen wurde, verweigert der österreichischen Doppelmonarchie eine gleiche Mitwirkung innerhalb Serbiens. Wie im weiteren die serbische Regierung die ganze politische Lage betrachtete und wie wenig sie tatsächlich gewillt war, zu einem ehrlichen Ausgleiche mit Oesterreich-Ungarn zu gelangen, geht aus einem Telegramme des österreichischen Gesandten in Belgrad an den Grafen Berchtold vom gleichen Tage hervor. Diesem Telegramme zufolge wurden zugleich mit der Einhändigung der eben besprochenen Note des Belgrader Kabinetts das Geld der serbischen Nationalbank und der Eisenbahn sowie die Akten des Ministeriums des Aeußeren in das Innere des Landes gebracht. Ebenso wurde besonders auf der russischen Gesandtschaft in Belgrad auch die allgemeine Mobilisierung der Armee sofort in Serbien angeordnet. Die Folge aller dieser Tatsachen war der Abbruch der österreichisch-ungarischen diplomatischen Beziehungen mit Serbien und die sofortige Abreise des Gesandten der Doppelmonarchie aus Belgrad. Graf Berchtold war bestrebt, über diesen Entschluß der österreichischen Regierung dem St. Petersburger Kabinett die nötige Aufklärung zu geben, immer noch von dem Verlangen geleitet, die schwebende Frage in den engen Grenzen eines nur österreichisch-serbischen Konflikts zu halten. Er richtete deshalb noch am 25. Juli an den österreichischen Botschafter Grafen Szápáry in St. Petersburg eine längere Note, aus der hier folgendes mitgeteilt werden mag: „In dem Augenblicke, da wir uns zu einem ernsten Vorgehen gegen Serbien entschlossen haben, sind wir uns natürlich auch der Möglichkeit eines sich aus der serbischen Differenz entwickelnden Zusammenstoßes mit Rußland bewußt gewesen . . .

Für den Fall, daß Rußland den Moment für die große Abrechnung mit den europäischen Zentralmächten bereits als gekommen erachten sollte und daher von vornherein zum Krieg entschlossen wäre, erscheint allerdings nachstehende Instruierung Eurer Exzellenz überflüssig . . .

Ich setze im allgemeinen voraus, daß Euer Exzellenz unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein enges Einvernehmen mit Ihrem deutschen Kollegen hergestellt haben, der seitens seiner Regierung gewiß beauftragt worden sein dürfte, der russischen Regierung keinen Zweifel darüber zu lassen, daß Oesterreich-Ungarn im Falle eines Konflikts mit Rußland nicht allein stehen würde.

Digitized by Google

Darüber gebe ich mich keiner Illusion hin, daß es nicht leicht werden wird, für die unvermeidlich gewordenen Schritte in Belgrad bei Herrn Sasonow Verständnis zu finden . . .

Wir wollen keine Politik gegen das Aufstreben der christlichen Balkanstaaten machen und haben daher, trotzdem uns der geringe Wert serbischer Versprechungen bekannt war, nach der Annexionskrise vom Jahre 1908 zugelassen, daß sich Serbien beinahe um das Doppelte vergrößerte . . .

Wir würden eine Störung des europäischen Friedens schon deshalb auf das lebhafteste bedauern, weil wir stets der Ansicht waren, daß das Erstarken der Balkanstaaten zur staatlichen und politischen Selbständigkeit unseren Beziehungen zu Rußland zum Vorteil gereichen, auch alle Möglichkeit eines Gegensatzes zwischen uns und Rußland beseitigen würde, und weil wir immer bereit waren, die großen politischen Interessen Rußlands bei unserer eigenen politischen Orientierung zu berücksichtigen."

Schon am Tage darauf meldet Graf Szápáry seinem Minister des Aeußeren in Wien: „Auf Anlaß von Gerüchten über russische Mobilisierungsmaßnahmen hat Graf Pourtalès den russischen Minister in der ernsthaftesten Weise darauf aufmerksam gemacht, daß heutzutage Mobilisierungsmaßnahmen als diplomatische Drucknittel höchst gefährlich seien. Denn in diesem Falle gelange die rein militärische Erwägung der Generalstäbe zum Wort, und wenn in Deutschland einmal auf den Knopf gedrückt werde, sei die Sache unaufhaltsam. Herr Sasonow versicherte dem deutschen Botschafter unter Ehrenwort, daß die bezüglichen Gerüchte unrichtig seien . . .

Unmittelbar nachher erhielt der Kaiserlich Deutsche Militärattaché durch Kurier spät abends eine Einladung zum Kriegsminister Suchomlinow, welcher sich darauf berief, daß Graf Pourtalès mit dem Minister des Aeußern über die russischen Rüstungen gesprochen habe, und da der Botschafter einzelne militärische Details mißverstanden haben könnte, nehme er Gelegenheit, ihn ausführlicher zu informieren. In folgendem mir zur Verfügung gestellten Telegramm des Grafen Pourtalès nach Berlin sind die diesfälligen Mitteilungen des Majors v. Eggeling zusammengefaßt: Militärattaché meldet über Gespräch mit russischem Kriegsminister: Herr Sasonow hat ihn gebeten, mich über militärische Lage aufzuklären. Der Herr Kriegsminister gab mir sein Ehrenwort, daß noch keinerlei Mobilmachungsorder ergangen sei. Vorläufig würden lediglich vorbereitende Maßnahmen getroffen, kein Pferd ausgehoben, kein Reservist eingezogen. Wenn Oesterreich serbische Grenze überschreite, werden auf Oesterreich gerichtete Militärbezirke Kiew, Odessa, Moskau, Kasan mobilisiert. Unter keinen Umständen an deutscher Front, Warschau, Wilna, St. Petersburg. Man wünscht dringend Frieden mit Deutschland. Auf meine Frage, zu welchem Zweck die Mobilisierung gegen Oesterreich, Achselzucken und Hinweis auf die Diplomaten. Sprach dem Herrn Minister aus, daß man bei uns Würdigung für freundschaftliche Absicht zeigen, aber auch Mobilmachung gegen Oesterreich allein als sehr bedrohlich ansehen werde. Herr Minister

Digitized by Google

betonte nachdrücklich und wiederholt dringendes Bedürfnis und Wunsch für Frieden."

Wie wenig mit diesem Wunsche Sasonow der Wahrheit die Ehre gab, geht am besten aus folgendem Telegramm des Grafen Berchtold an Graf Mensdorff in London vom selben Tage hervor: „Herr v. Tschirschky teilte mir auftragsgemäß heute mit, laut eines in London am 25. d. M., 3 Uhr nachmittags, aufgegebenen Telegrammes des Fürsten Lichnowsky habe Sir E. Grey diesem die Skizze einer Antwortnote Serbiens übersendet und in dem begleitenden Privatschreiben bemerkt, daß er hoffe, das Berliner Kabinett würde sich angesichts des versöhnlichen Tenors dieser Antwort in Wien für deren Annahme verwenden.

Ich halte es für angezeigt, daß Euer Exzellenz dem Herrn Staatssekretär gegenüber auf die Sache zurückkommen und ihn darauf aufmerksam machen, daß fast zur selben Zeit, als er dieses Schreiben an Fürst Lichnowsky richtete, nämlich gestern um 3 Uhr nachmittags (25. Juli), Serbien bereits die allgemeine Mobilisierung seiner Armee angeordnet hat, was beweist, daß in Belgrad zu einer friedlichen Austragung der Sache keine Neigung bestand. Die Ueberreichung der, wie es scheint, vorher schon nach London telegraphierten Antwort an den k. und k. Gesandten in Belgrad fand mit einem unseren Forderungen nicht entsprechenden Inhalt erst um 6 Uhr nach erfolgter Ausschreibung der Mobilisierung statt."

Graf Berchtold machte denn auch kurzen Prozeß. Er erklärte zwei Tage später, am 28. Juli, an Serbien den Krieg. Unter demselben Datum lehnte Deutschland es ab, einen von England gemachten Vermittlungsvorschlag, es sollten Deutschland, Italien, England und Frankreich zu einer Konferenz zusammentreten, seinem Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn für seine Auseinandersetzung mit Serbien zu empfehlen; es sei für Deutschland unmöglich, seinen Bundesgenossen in seiner Auseinandersetzung mit Serbien vor ein europäisches Gericht zu ziehen. Grey zeigte sich darüber außerordentlich enttäuscht und erklärte zugleich, England hätte bis jetzt keine Reserven einberufen, aber da die große englische Flotte infolge der Manöver zu Portsmouth einmal konzentriert sei, könne man sie unter den bestehenden Verhältnissen nicht nach Hause schicken. Zu gleicher Zeit häuften sich die Nachrichten über die fortwährend vermehrte Mobilisierung des russischen Heeres. Der österreichische Minister des Auswärtigen telegraphierte mit Rücksicht darauf an seinen Botschafter Graf Szögyény in Berlin: (28. Juli). „Ich ersuche Euer Exzellenz, sich sofort zum Herrn Reichskanzler oder Staatssekretär zu begeben und ihm folgendes in meinem Namen mitzuteilen: Nach übereinstimmenden Nachrichten aus St. Petersburg, Kiew, Warschau, Moskau und Odessa trifft Rußland umfangreiche militärische Vorbereitungen. Herr Sasonow hat zwar ebenso wie der russische Kriegsminister unter Ehrenwort versichert, daß eine Mobilisierung bisher nicht angeordnet wurde, letzterer hat jedoch dem deutschen Militärattaché mitgeteilt, daß die gegen Oesterreich-Ungarn gelegenen Militärbezirke Kiew, Odessa,

Digitized by Google

Moskau und Kasan mobilisiert werden würden, wenn unsere Truppen die serbische Grenze überschritten.

Unter diesen Umständen möchte ich das Berliner Kabinett dringend ersuchen, der Erwägung näher zu treten, ob nicht Rußland in freundschaftlicher Weise darauf aufmerksam gemacht werden sollte, daß die Mobilisierung obiger Bezirke einer Bedrohung Oesterreich-Ungarns gleichkäme und daher, falls sie tatsächlich erfolgt, sowohl von der Monarchie als vom verbündeten Deutschen Reiche mit den weitestgehenden militärischen Gegenmaßregeln beantwortet werden müßte.

Um Rußland ein eventuelles Einlenken zu erleichtern, schien es uns angezeigt, daß ein solcher Schritt vorerst von Deutschland allein unternommen werden sollte; doch wären wir natürlich bereit, den Schritt auch zu zweien zu machen."

Fast zu gleicher Zeit mit der Absendung dieser Note des Wiener Kabinetts teilte der Kaiserlich Deutsche Botschafter in Wien dem Grafen Berchtold mit, daß Sir E. Grey sich mit der Bitte an die deutsche Regierung gewendet habe, sie möge ihren Einfluß bei der k. und k. Regierung geltend machen, daß diese die Antwort aus Belgrad entweder als genügend betrachte oder als Grundlage für Besprechungen unter den Kabinetten akzeptiere.

Selbstverständlich lehnte Oesterreich-Ungarn ein solches Ansinnen ab, und zwar, wie bereits erwähnt, in voller Uebereinstimmung mit seinem deutschen Bundesgenossen.

In Petersburg war man über diese feste Haltung des Wiener Kabinetts außerordentlich aufgebracht, sah man sich doch dadurch der Möglichkeit beraubt, Oesterreich-Ungarn und mittelbar dem Deutschen Reiche eine schwere diplomatische Niederlage zu bereiten. Herr Sasonow erklärte dem Grafen Szápáry, Oesterreichs Verhalten verstoße gegen das Gleichgewicht am Balkan, dieses jedoch sei das vorzügliche in Frage kommende russische Interesse. Dann kam der russische Minister wieder auf die Diskussion über die Note, die Aktion Sir E. Greys usw. zurück und wollte neuerlich nahelegen, daß man unser legitimes Interesse zwar anerkenne und voll befriedigen wolle, daß dies aber in eine für Serbien annehmbare Form gekleidet werden sollte. Ich meinte, dies sei kein russisches, sondern ein serbisches Interesse, worauf Herr Sasonow geltend machte, russische Interessen seien in diesem Falle eben serbische Interessen . . ."

Damit war eigentlich, wie man zu sagen pflegt, die Katze aus dem Sack; denn Rußland erklärte mit diesen Worten seines auswärtigen Ministers seine Interessen mit denen Serbiens Oesterreich gegenüber für identisch. Trotzdem glaubte das St. Petersburger Kabinett, seine Scheinverhandlungen für ein friedliches Uebereinkommen mit Oesterreich-Ungarn über London weiter fortsetzen zu sollen. Der deutsche Botschafter in Wien konnte am 31. Juli Mitteilung über eine Unterredung zwischen Sir E. Grey und dem deutschen Botschafter in London, Fürst Lichnowsky, machen; der englische Staatssekretär erklärte darin dem deutschen Botschafter das nachfolgende: Sasonow habe die englische Regierung wissen lassen, daß er nach der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns an Serbien nicht

Digitized by Google

mehr in der Lage sei, mit Oesterreich-Ungarn direkt zu verhandeln, und daher die Bitte ausspreche, England möge seine Vermittlung wieder aufnehmen. Als Voraussetzung betrachtet die russische Regierung die vorläufige Einstellung der Feindseligkeiten.

Recht bezeichnend bemerkte zu dieser russischen Eröffnung Sir E. Grey dem Fürsten Lichnowsky, England denke an eine Vermittlung à quatre und halte dieselbe für dringend geboten, wenn nicht ein Weltkrieg entstehen solle. Wie wenig ernstlich eine solche Vermittlung in St. Petersburg gewünscht wurde, geht am besten daraus hervor, daß unter dem gleichen Datum (31. Juli 1914) früh morgens die Order zur allgemeinen Mobilisierung der gesamten russischen Armee und Flotte erfolgte. In Berlin hatte man sich schon während der ganzen letzten Tage durch die diplomatischen Spiegelfechtereien des St. Petersburger Kabinetts nicht länger täuschen lassen. Der deutsche Botschafter in Paris, Baron v. Schön, erklärte im Auftrage seiner Regierung, daß, wenn die angeordnete russische allgemeine Mobilisierung nicht binnen zwölf Stunden eingestellt würde, Deutschland gleichfalls mobilisieren würde. Gleichzeitig fragte Baron Schön, ob Frankreich im Falle eines deutsch-russischen Krieges neutral bliebe. Diesbetreffende Antwort erbat er von der französischen Regierung binnen achtzehn Stunden. Daß dieselbe entsprechend den Abmachungen zwischen Frankreich und Rußland einerseits und zwischen Frankreich und England anderseits in deutschfeindlichem Sinne ausfiel, war mit Sicherheit vorauszusehen.

Was sich weiter bis zum Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Oesterreich einerseits und Rußland anderseits daran knüpfte, ist hinlänglich bekannt. Die hier aktenmäßig gegebene Darstellung der politischen Entwicklung bis zum Ausbruche des Krieges mit Rußland soll vor allem der Wahrheit gemäß zeigen, daß nicht, wie beispielsweise Baron Beyens, der letzte belgische Gesandte zu Berlin, in seinem „L'Allemagne avant la guerre" betitelten Buche behauptet, Deutschland und vor allem der Deutsche Kaiser persönlich mit Gewalt den gegenwärtigen Weltkrieg heraufbeschworen hat, sondern daß gerade die Entente und allen voran Rußland es war, welches unter der Maske friedlicher Versicherung zum Kriege trieb, gedeckt durch die Politik des englischen Kabinetts, die ihrerseits wieder, wie ich an andrer Stelle[1]) auseinandergesetzt, in der mächtigsten englischen Finanzklicke einen nicht genug zu schätzenden Rückhalt fand. Ob nicht trotzdem England, wie auch Fürst Bülow bis zuletzt glaubte, von einer aktiven Teilnahme an dem Kriege gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn fernzuhalten gewesen wäre, soll im gegenwärtigen Augenblick nicht näher erörtert werden. Der Verfasser ist auf Grund seines beinahe zwanzigjährigen politischen Wirkens in London und seiner dortigen Beziehungen davon überzeugt, im Gegensatze zu dem Grafen Ernst v. Reventlow. Graf Reventlow macht in seinem bekannten Buche[2])

[1]) Antwort an Lord Cromer, Unterhaltungsbeilage der „Täglichen Rundschau" (13. Juni 1916).

[2]) Deutschlands auswärtige Politik 1888–1914. E. S. Mittler & Sohn, Hofbuchhandlung, Berlin 1916. 4. Auflage.

Digitized by Google

über die auswärtige Politik Großbritannien und die Einkreisungspolitik Eduards VII. für alle kriegerischen Verwicklungen verantwortlich. Wie ich glaube, mit Unrecht. Der volkswirtschaftliche Gegensatz zwischen Deutschland und Großbritannien war zweifellos besonders infolge britischer Indolenz schon seit gut dreißig Jahren vorhanden; ein Krieg mit den Waffen gegen Deutschland war jedoch in den breitesten Schichten des englischen Volkes ganz und gar unpopulär. Das hat auch der frühere Minister im Kabinett Asquith, Trevelyan, zu wiederholten Malen ausgesprochen. Ebenso der frühere Minister John Burns und die vielleicht größte staatsmännische Kapazität in dem früheren rein liberalen Ministerium Asquith, Lord Morley. Nachdem jedoch Großbritannien einmal in den Krieg eingetreten, war es bei dem Nationalstolz der Engländer selbstverständlich, daß man die politischen Führer des Landes nicht im Stiche ließ. Die englische Regierung ihrerseits stellte denn auch den ganzen ungeheuren politischen und volkswirtschaftlichen Einfluß, über den das britische Weltreich verfügt, in den Dienst des Krieges. Sie scheute dabei, wie jedermann weiß, keinerlei Uebergriffe, zumal im Laufe des Krieges immer klarer und deutlicher die Frage nach der zukünftigen Beherrschung der Meere als eine für England hochwichtige hervortrat. Die Beantwortung dieser Frage durch die kriegerischen Ereignisse und die damit verbundenen Folgen bestimmten vor allem Großbritanniens Haltung den Neutralen gegenüber. Großbritannien vom Westen und Rußland vom Osten her taten, zumal ihnen das Kriegsglück bis jetzt keineswegs günstig, und der deutschen Diplomatie, wie früher an dieser Stelle auseinandergesetzt wurde, die aktiv kriegerische Bundesgenossenschaft des Osmanischen Reiches zu erlangen geglückt war, alles mögliche, um bis dahin neutrale Staaten zu einem tatsächlichen Anteil am Kriege als Bundesgenossen der Entente zu gewinnen. Es gelang ihnen dies auch sehr schnell ohne jede Schwierigkeiten mit Portugal. Nach einer Reihe mühseliger Verhandlungen ebenso mit Italien und mit Rumänien. In diesen beiden Ländern mußte sich die Aufgabe der deutschen Diplomatie darauf beschränken, die Wendung in einem Deutschland und Oesterreich-Ungarn feindlichen Sinne so lange hintanzuhalten, bis der Eintritt dieser beiden zuletzt genannten Staaten in den Krieg an seiten der Feinde der Zentralmächte wenigstens verhältnismäßig ungefährlich war.

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Du mußt schon wieder einige Briefe von mir bestellen, liebe Amalie. Dafür schicke ich Dir einen herzlichen Kuß mit. Auch füge ich einige Gelegenheitsgedichte bey für Fritz, um ihm zu zeigen, daß es berühmte Nahmen giebt, deren Poesie jedoch weniger auf Ruhm Anspruch machen kann wie seine. Grüße ihn angelegentlich von mir. Carl hab' ich eben mit Schmeling wiedergesehen. In den nächsten Tagen wird er hier wohl auf Wache ziehen, zum erstenmahl in einer Stadt. Der Koenig ist mit den beyden Großfürstinen[1]) nach Darmstadt zum Besuch gegangen, der Kaiser Alexander nach Carlsruhe. Morgen erwarten wir den ersteren und in 4 Tagen den andern zurück. Napoleon hat große Anerbiethungen gemacht. Er will alle Festungen an der Weichsel, Oder und Elbe, sogar Magdeburg, räumen, auch alle Waffen und Canonen zurücklassen, wenn wir ihm nur die Leuthe frey ziehen lassen. Sein Gesuch ist, wie billig, abgeschlagen worden.[2]) Bin ich nicht ein fleißiger Schreiber? Du hast Noth alle Briefe, die ich Dir zusende, zu lesen.

Lebe wohl und grüße alle Freunde und Verwandten.

Dein Eichhorn.

Frankfurth d. 26. Nov. 13.

Amalie an Eichhorn

Am 28ten Nov. 1813. Vormittags.

Geliebter Eichhorn, seit dem 9ten keine Zeile von Dir! Wo bist Du, wo irrst Du umher, hast Du Dein Weib und Kind vergessen? Böser, böser Mann, möchte ich sagen, wenn mir die Worte nicht auf den Lippen erstürben. Nun ich glaube, und hoffe. Bald, recht bald erfreuet mich einmal wieder ein langer Brief, ein beredtes Lebens Zeichen von meinem Theuersten. Wenn Du nur nicht krank geworden bist. Wahrscheinlicher ist mir indessen, daß entweder ein Brief verloren gegangen ist, oder Du in Wertheim warst, und von da aus gehen die Briefe sehr langsam, unregelmäßig. . . .

Wir sind alle wohl, Geliebter, was bei dieser gräßlichen Krankheits Epidemie viel sagen will. Dein lieber Junge ist köstlich. O wie würdest Du Dich

---

[1]) Den Töchtern Alexanders I.

[2]) Napoleon hatte am 23. November durch einen Parlamentär dies Angebot überreichen lassen. In seiner gleichzeitigen Antwort auf die ihm durch St. Aignan übermittelten Friedensbedingungen Metternichs vermied er jedes sachliche Eingehen auf dessen Vorschläge.

Digitized by Google

über seine Derbheit und Bravheit freuen, Er übertrifft darin alle Jungens seines Alters. Darauf thue ich mir viel zu Gute. Aufessen ganz und gar möchte ich den Schelm, zerknautschen, zerreißen vor Liebe, und er läßt sich so tüchtig packen und küssen. Ich denke oft daran, wie Du aus Liebe mich immer am liebsten aufessen mogtest, so ist's mir auch mit dem Kinde, und wie unbändig würdest Du erst sein. O Wonne des Wiedersehens! Viel haben wir nun auch verloren! welch ein Verlust! Die arme Familie! Wie bang ist einem oft in der Welt, wo dicht neben einem, in der Ferne und näher alles fällt, als sollte sie untergehn, giebts ein einziges Besitzthum? eine einzige Sicherheit? Was wird Karl nach seinem seeligen Zustande in Wertheim zu leiden haben über die bittren Verluste, die ihn besonders treffen. —

Ich habe einige Tage geschwärmt, bei Belitzens, Simons, bei Fritz. Ich bin glücklicher zu Hause. In Gesellschaft finde ich mich vielmehr verödet, denn da hatte ich Dich immer, und meine ganze Aufmerksamkeit, mein ganzes Sinnen war nur auf Dich gerichtet. Mir ist immer und war von jeher wie einer Braut zu Muthe, die für keinen Sterblichen weiter Auge noch Ohr hat als für den Geliebten ...

Amalie an Eichhorn

Sonntags Nachmittags am 28ten Nov. 1813.

Ists möglich, schlechter Mann, hast Du wirklich nicht eher geschrieben als am 21ten, da Du am 12ten schon angekommen bist, nein es kann fast nicht sein. Und sagst nichts von Frankfurt Näheres, wie Du gereist bist u. s. w. u. s. w. Mine sagte auch, Du könntest Manches gut, aber Briefe könntest Du nicht schreiben, da müßtest Du von uns lernen, und sie würde Dir bald einen solchen zukommen lassen als Probe, woran Du 2 Tage zu lesen haben solltest. Das ist ein zänkisches Weib, wirst Du ausrufen, bald gehts über den Sohn her, bald über den Mann. Na, sei nur wieder gut, Herzens Mann! Ich bin froh, seelenfroh, daß ich einen Brief habe, mag er doch alt, jung, lang, kurz sein, es steht doch was drin von Liebe; das geht die andern nichts an, daran haben die andern nichts. Das behalte ich für mich, das ist mein, und so ist Dir alles vergeben.

Deine Sammelste schreibt Dir wieder hier bei den Eltern, vielleicht schreibst Du auch, so war es grade vor 8 Tagen; das Kindchen schläft neben mir, und ich bin schön geputzt. Ein neues Kleid, carmoisin roth wollen wie die Balan hat, mit dergleichen Sammet geziert, ziert wieder Dein Weib, was Dich so gern umschlänge, Dich so gern fragte, gefall ich Dir? Was plappere ich alles durcheinander. Arbeite nur nicht zu gräßlich, Theurer! Bist also immer so abgespannt. O, wenn doch Karl länger in Frankfurt bliebe, damit ich wüßte, Du habest Pflege, wenn Dir etwas zustößt. Bist Du denn in Wertheim gewesen oder nicht? Den Brief worin Einer an Karl wirst Du nun auch empfangen haben. Dann habe ich noch einmal geschrieben nach Frankfurt mit der Post noch vor Gruners Brief, einen recht langen. Dann muß noch Einer in Leipzig

Digitized by Google

sein mit Wäsche? Wo ist der? Es ist immer unangenehm, die Briefe an den Geliebten in fremden Händen zu wissen. Karl schreibt recht trefflich über Mauderode, recht erhaben fromm und gefaßt. Wie glücklich ist er Dich dort zu haben, und er sagt, Du sähest blühend aus, das kann ich mir nicht denken. Hier heißt es, die Jägerdetachements würden aufgehoben,[1]) dann wünsche ich Karl eine Feldprediger Stelle. Grüße den Lieben herzlich von mir, schreibt er mir einmal, werde ich mich höchlich freuen.

Daß wir Preußen nur nicht wieder in die alte Eitelkeit verfallen, ist der fromme Wunsch so mancher Guten. Ja, daß dieser Nebel wie manches Andre nur nicht wieder hervorkomme, sprechen Manche schon zu stark als Befürchtung aus, auch Simon. —

Lieber Eichhorn, was machst Du mit all meinen Briefen? Wenn Du sie nicht verbrennst, was auch gut wäre, so wünschte ich, Du könntest sie mir einmal durch eine sichre Gelegenheit wieder zuschicken, etwa mit Karls Tagebuch. Da Du kein Geld von mir verlangst, so vermuthe ich, daß Du Diäten erhältst, ist das der Fall? Du wirst über mich lachen. Von diesem Monath habe ich noch kein Gehalt vom Kammergericht, noch von der Universität erhalten und das ist erspart. Wirst Du diesen schlecht geschriebenen Brief lesen können? Kannst Du mir nicht meine Briefe nach dem Datum nennen, die Du erhalten hast?

Diese Woche hat Hermann den schönsten Zettel. Alles grüßt Dich.

Amalie.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 3ten Dc. 1813.

Unsre Correspondence geht jetzt herrlich, der Himmel gebe uns immer so gute Nachrichten Eins von dem Andern. Daß ich Deine lieben Briefe nicht alle lesen könnte, dafür ist keine Noth, selbst wenn Alles was Du mit ihnen schicktest auch für mich wäre, wäre es doch nicht zu viel. Die Post steht sich dabei auch nicht übel. Die mitgeschickten Schriften, mein guter Eichhorn, haben uns herzlich amüsirt, ihrer Seichtigkeit wegen, aber künftig schicke uns bessre, wenn sie zu haben sind: denn sie kommen mir etwas zu theuer zu stehen. Daran wirst Du wieder Deine öconomische Amalie erkennen, über die Du so oft schiltst, und sie wird doch nicht anders, obgleich sie Dir so gern zu Gefallen lebt, ist das wohl recht? —

Es wird Dir und Karl sehr lieb sein viel und oft von uns zu hören, da hier so arge Krankheiten herrschen, was immer in der Ferne noch übertrieben wird. Wir sind Alle sehr wohl: Hermann vorzüglich, er ist hübsch wie ein Engel, gut wie sein Vater, dumm oder klug wie seine Mutter ...

Doch im Sommer hoffe ich nicht ohne Dich zu leben. Laß mich in diesem Glück, Theurer! fantasiren, o! stimme Du mit darin ein. Im Frühjahr müssen

---

[1]) Daß die Jägerformationen zum mindesten reorganisiert werden sollten, beweist das aus diesen Tagen stammende Gutachten des Staatsrats Hippel (v. Pflugk-Harttung, a. a. O., S. 445 f.).

Digitized by Google

wir uns wieder sehen, nicht wahr? Weiber machen gern Pläne, laß uns das! und Sammelsie ist nicht unmäßig, sie weiß sich zu mäßigen, sie weiß sich zu bescheiden, wenns nicht sein darf, nicht kann. Aber wenns dann sein darf, wenn etwa irgendwo Dein Aufenthalt fixirter ist, von Kriegsauftritten entfernt, warum uns das Glück versagen mit einander zu leben, Dir die Freude an Deinem Kinde länger zu entziehen und mir auch, wenn's nur das willkommene Sein mit Dir ist! Gieb mir dazu Hoffnung, Geliebter! Dann lacht mir die Zukunft so freundlich entgegen. O ich bin auch jetzt recht glücklich und heiter! Hermann, Hermann thut das Alles, oder vielmehr der liebe Gott durch ihn. Oftmals, mein himmlischer Eichhorn, wenn ich ihn so göttlich schlummernd in seinem Bettchen in seiner blühenden Gesundheit anschaue, falle ich Dir um den Hals und rufe aus: wie reich, wie reich sind wir, dieses Kind und unsre Liebe! — Dann höre ich Dich, wie Du einst sagtest: Laß uns Amalie unser Herz nicht zu fest an dieses Kind hängen, wie bald kann es uns entnommen werden. So oft ich mir das auch sage, so stört mich dieß doch nicht einen Augenblick in meiner Freude, ich weiß nicht, woher es kommt, ich mag wohl eigentlich glauben, daß Gott es uns läßt ...

Es ist sehr schön, mein bester Eichhorn, daß Du oftmals ausreitest, ich bin überzeugt das muß Dir gut tun, wir alle möchten Dich gern einmal reiten sehen. Hast Du noch ein eigenes Reitpferd? auch doch einen eigenen Bedienten? trägst Du noch Uniform? ißt Du immer noch bei Stein? Beantworte mir doch auch Fragen. Wie gern fügte ich noch Tausende hinzu, wie Dein Verhältniß mit Stein eigentlich ist, wie es war mit Gneisenau und d. gl. m. Wie Deine Ansichten sind, das weiß ich, ohne daß Du sie mir aussprichst. Unmitgetheilt haben wir dieselben. Diejenigen, die jetzt Alles schon beendigt sehen wollen, Alles schon als abgemacht ansehen, das große Werk schon geschehen glauben, das sind dieselben, die früher gegen alle starken Maßregeln waren, entweder aus Feigheit oder aus Schwäche. Sonderbar ist es mir, daß Schleiermacher kein so lebhaftes Interesse mehr zu nehmen *scheint* an der großen Sache, er ist sehr kränklich. Savigny ist ganz mit Dir einverstanden. Baerensprung war bei mir, ich aber nicht zu Hause, Du wirst einen Brief von ihm haben, er ließ mir sagen, daß er in 14 Tagen abreisen würde. Deine Bestellung habe ich ihm gemacht.

Am 4ten Dec. 1813.

... Es giebt Leute, bester Eichhorn, die zerbrechen sich darüber den Kopf, daß Du eigentlich nicht mehr in preußischen Diensten seiest. Ich kümmere mich darum wenig. Du willst nur nützlich sein, und darin eben bist Du mir so werth, darin so ausgezeichnet, daß Du *dieß* nur sein willst, alle andern Zwecke des Lebens, die **Andre**, ja die Meisten zu Hauptzwecken machen, stellen sich dann auch von selbst erfüllt da, ungewollt, als natürliche Folge des Rechtthuns. Es giebt auch mißtrauische Menschen, solche die überall sich sicher stellen wollen, die meinen mit St.[ein] sei es bald zu Ende, seine Wirksamkeit nicht von Dauer. Dieselben

Digitized by Google

Leute[1]) geben ihre Reise wie es scheint auf, und haben daher die Aufforderungen von hier nicht völlig abgelehnt. — Auch das kümmert mich nicht, wenn es nur meinen Eichhorn nicht veranlaßt wieder in Militairdienste zu gehen, das wäre nicht recht. Wie wirds mit all den Fürsten und Grafen, die sich in F. zusammenhäufen, gewiß wird vor der Hand das alte Gebäude wieder zusammengeflickt. —

Gegen unsren hiesigen Civil Gouverneur[2]) ist großes Geschrei, man thut ihm gewiß zu viel. Über den neuen Finanz Minister[3]) ist allgemeine Zufriedenheit. Wie lange wirds dauern, so erhebt sich der Neid der Justiz. Schmucker[4]) wird nicht unglücklich sein. Die G. St. R. Sack ließ mich neulich einladen, ich konnte es aber nicht annehmen, da ich etwas unwohl war, das schon vorüber ist. — Dein Freund Reimer steht jetzt bei den Vorposten vor Magdeburg, das wird dem Guten lieb sein, seine tiefe Traurigkeit über seinen Hinz dauert aber immer noch fort, die Frau hat sich viel eher gefunden. Diese Gute müht sich unendlich ab mit den Lazarethen, woran sie wirklich ihrer Lage nach zu viel thut, ich kann nur Geld geben. Jetzt ist die Stülpnagel sehr besorgt um ihren Mann, wenns nur gut dort geht, es wird ja wohl. Lange[5]) ist wieder hier und hat die alte Mamsell Schleiermacher[6]) mitgebracht.

Grüße meinen lieben guten Karl und gedenke Deiner Amalie.

Noch keine einzige Nachricht von Philipp habe ich, wo mag denn das schwarze Husaren Regiment stecken?

Eichhorn an Amalie

Frankfurth d. 4. Dezbr. 13.

Warum schiltst Du mich so arg aus? Hab ich das Gedächtniß verloren, oder hast Du nicht alle 4 bis 5 Tage einen Brief von mir erhalten? Oder waren es nur lebendige Vorsätze, täuschende Selbstgespräche und Gespräche mit Dir, die ich für niedergeschriebene Briefe halte? Ich schelte nicht mit Dir, sondern freue mich Deiner Liebe, der Stetigkeit Deines Andenkens u. alles Herrlichen, was Du mir über unsern Herrmann sagst. Deinen Brief trag' ich heute noch Carl zu, den ich heute mit Michaelis u. den beiden Schmeling zu einem Souper fin eingeladen habe. Ich wollte, ich hätte auch meinen Philipp,

[1]) Gemeint ist offenbar Baerensprung, wie die andern Briefe Amalies zeigen.

[2]) Geh. Staatsrat Sack, der bald darauf Generalgouverneur vom Niederrhein wurde.

[3]) v. Bülow, vorher westfälischer Finanzminister.

[4]) Geh. Justizrat, Generalanwalt des Finanzministeriums, Notar am Kammergericht.

[5]) Oberlehrer Friedrich Lange, der Herodotübersetzer, ein Freund Jahns und Leidensgenosse Justus Gruners in Prag. Später übernahm er die Herausgabe des „Preußischen Correspondenten" und dann mit Arndt zusammen die von dessen Fortsetzung „Tagesblatt der Geschichte".

[6]) Schleiermachers Schwester Charlotte; „die interessante Herrnhutherin" nennt sie Amalie ein andermal.

Digitized by Google

der mich heute als stattlicher Husar überrascht hat, zurükbehalten koennen. Ich mußte ihn aber schon zu seinem Regiment nach Wiesbaden gehen lassen ...

Nachgrade lebt und hebt sich alles hier am Rhein. Der Landsturm, gegen den man in Berlin feindlich zu Werk gieng, wird hier eine neue Epoche erleben. Von Holland bis nach Straßburg Landwehr und Landsturm. Stolzer wälzt sich schon der Rheinstrom. Er erkennt die alten Germanen, u. das alte Geschlecht ist noch nicht todt. Ueberall die größte Zuversicht. Kein Glaube mehr für die Franzosen u. ihr Glük. Wie leben in herrlichen Momenten, liebes Weib. Der Himmel bewahre es, daß wir nicht zu früh unterliegen und das schoene Leben, recht innig mitlebend u. theilnehmend, sich mehr u. mehr entwickeln sehen können.

Grüße Vater, Mutter u. Geschwister. Ich halte Mine beym Wort. Es soll nicht als ein Bonmot gesagt seyn. Also bald einen Brief, woran ich 2 Tage lesen kann! Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 12ten Dec. 13.

Das kann man Sympathie nennen! gerade am 4ten Dec. wo ich Dir schrieb, schriebst Du mir, gerade an dem Tage hatte ich eine kleine Gesellschaft, Du auch, der ältere Michaelis war bei mir und Fritz, Du hattest den jüngeren und Karl bei Dir, in demselben Augenblick da wir Deine Gesundheit tranken, tranket Ihr die Meine, so glaube ich mit Zuversicht, vermuthlich in köstlichem Wein, wie es der Gesundheit Deines Weibes gebührt. Habe ich Dich so arg ausgescholten, lieber Mann? o vergieb und strafe mich ja nicht damit, daß Du mir weniger schreibst. Ich schalt ja auch nur darüber, daß Du am 13ten in Frankfurt angekommen bist und erst am 21ten geschrieben hast, das bleibt immer strafbar. Ich bin recht hartnäckig von so alten Dingen zu schwatzen in dieser reichlich sich neugestaltenden Zeit. —

Also Landsturm, Landwehr ist jetzt wieder Dein Treiben und Leben, ganz kann ich mir den Wust von Arbeit, das Meer von Gedanken und Geschäften denken, so wie es hier war, ja fast immer war. Da habt Ihr Männer es dann gut, die Sehnsucht kann Euch nichts anhaben, sie kann nicht heran. Ich weiß es ja von hier, wo Dich das Häußliche doch noch umgab, und doch hattest Du nichts davon, konntest mir nichts davon geben. Kommt wohl, Geliebter, o sage es mir, bei allem Deinem schönen Treiben, so seegensreich für die Welt und Dich selbst, kommt aber auch wohl ein inniges Verlangen nach auch schönen Gütern, nach auch seegensreichen Wirksamkeiten recht lebendig in Deine Seele? Kaum, kaum wird's möglich sein! Und vielleicht immer tiefer und tiefer werden alle Deine Kräfte auf Eins nur gerichtet sein können. Gestern da die Trennung in der einsamen langen Abendstunde wieder schwer auf meinem Herzen lastete, las ich alle Deine Briefe wieder seit Deiner Trennung. Früher, da Du mitten im Kriege warst und vielleicht selbst weniger beschäftiget, spricht sich dieses Verlangen vielfach aus, aber jetzt sehe ich, wie Du wieder ganz lebst in der thaten-

Digitized by Google

reichen äußern Welt Wirksamkeit. Nenne dieß nicht schelten, Geliebter, nimm es nur als Betrachtungen Deiner Amalie, die so gern Dir alles was in ihrer Seele vorgeht mittheilt, wonach sie oft ein so heißes Verlangen hat. Die trüben Winter Tage veranlassen wohl, daß wir auf die Schattenseite unsres Schicksals mehr hinblicken, sobald die Sonne hervorbricht, leuchtet uns auch wieder ein hellerer Tag im Innern. —

Wie herrlich ist's, daß Du so froh bist und so frisch über den Gang der Dinge. Ganz kann ich mit Dir Deine hohe Freude fühlen. Viele Edle theilen sie mit Dir, doch unter diesen doch nur Einige in diesem selben Sinn. Glaube mir, wir, die wir in der Entfernung (besonders wir Frauen) den Weltbegebenheiten sinnend zuschauen und vorzüglich dem Wesen des menschlichen Geistes, wir lernen viel, wir durchschauen auch viel, uns wird es sonnenklar, wo die Guten sind und wo die Unheiligen, wo die Kinder des Lichts und die von dieser Welt. Es giebt in der That einen großen Spalt. Es ist als wenn jetzt eine große Leuchte vom Himmel angesteckt wäre um den Unterschied recht deutlich zu zeigen.

Wie es in Holland[1]) so vortrefflich zugeht, darüber hat Alles die größte Freude; es wird einem oft so unbeschreiblich weit und wohl! Jetzt geht's nun wohl bald über den Rhein, ich habe guten Glauben, aber doch wird noch viel Blut vergossen sein, und herzlich zu wünschen ist's, daß die Feinde nicht wieder über den Rhein kommen. Ich habe auch eine bestimmte Ahnung, daß es mit dem Bösen nicht mehr lange dauert; aber wo ist die Hoffnung zum schönen Frieden? — . . .

Deine beiden Briefe habe ich besorgt. Simon wollte mir eine Antwort für Dich geben. Der Andre[2]) wird wohl erst brüten, was zu thun sei für ihn, für sein Rache Gefühl am zuträglichsten. O, Geliebter, dieses kann kein Mann sein für den Edlen, dem Du jetzt nahe bist. Denn dieser, denke ich mir, thut Alles um die Sache, nichts um sich, und da, da liegt der große Unterschied. Freilich er will nur Andere gebrauchen, das ist anders als zum Freund haben, aber für etwas so Heiliges muß man doch in enger Verbindung auch nur mit Gleichgesinnten stehen.

Unser Arndt hat ja wieder ein so treffliches Buch[3]) geschrieben, das Alle entzückt, ich habe es leider noch nicht gelesen, aber die Eltern und Ge-

---

[1]) Die Eroberung Hollands durch General v. Bülow.

[2]) Baerensprung.

[3]) Gemeint ist entweder „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" oder „Der Rhein, Teutschlands Strom, aber nicht Teutschlands Grenze", die Ende Oktober bzw. Mitte November 1813 erschienen. Arndts Biograph Müsebeck sagt von ihnen (S. 473), daß keine von allen seinen Schriften so unbedingte Zustimmung gefunden hat wie diese beiden. Ueber die letztere urteilt Eichhorn: „Dein Buch Der Rhein Deutschlands Strom usw. hat viel gewirkt. Es ist viel von uns verbreitet worden. Der schwankende Sinn der Menschen muß oft und mußte recht stark und kräftig angegriffen werden, um in dem, was recht ist, entscheidend fest zu werden. Jetzt schämt man sich des Gedankens, daß der Rhein hat die Grenze werden können" (Eichhorn an Arndt, Basel, den 23. Januar 1814, abgedruckt in dessen Schrift: „Nothgedrungener Bericht aus seinem Leben", Leipzig 1847, Bd. II, S. 250).

Digitized by Google

schwister sind sehr erfreut darüber, besonders die Mutter, welche eine so echte deutsche Gesinnung hat. Sie ist wahrhaft eine deutsche Frau, ohne viel davon zu reden....

Eichhorn an Amalie

Frankfurth d. 13. Decbr. 1813.

Morgen reis' ich weiter, weiter u. immer weiter. Heute ist Carl ausmarschirt. Ich denke, wir werden künftig öfter zusammentreffen. Er ist in der Nähe des Hauptquartiers, wo ich vorerst mit Stein zubringen werde. Gestern Abend brachten wir noch traulich mit einander zu. Ich besuchte ihn in seinem Quartier bei einem Pfarrer, wie man hier sagt, Spieß, demselben, der nach Berlin als Hofprediger einen Ruf hatte. Ein reicher Banquier, welcher mit seiner ganzen Ansicht aller Dinge auf dem Geldsacke saß, trieb uns frühzeitig weg. Wir zogen uns allein auf Carl's Stube. Dort beruhigten wir uns über die eben gemachte Erfahrung in der Erinnerung dessen, was uns die Zeit Großes und Schoenes gezeigt, wir gedachten an Euch, Ihr Lieben, die Ihr wohl in derselben Stunde in traulichem Familienkreis beysammen wäret, halb voll Freude und halb voll Wehmuth über die Trennung, und so wechselten wir schoene Gespräche, bis neue Wehmuth über den Moment unserer eigenen Trennung nach einer kurzen Wiedervereinigung sich ausgoß.

Du bist neugierig über mein Verhältniß bey Stein. Noch hab' ich meine Beziehung zur Bluecherschen Armée nicht aufgegeben, trage noch meine Uniform und gelte als commandirt. Fürchte nicht, daß ich in fremde Dienste gehen werde. Ich habe Berlin und die Menschen dort zu lieb. Mich verlangt nicht nach äußerer Ehre, nicht nach Geld und Guth. Wenn ich gesund heimkehre, Dich u. unsern Herrmann gesund wiederfinde, das Vaterland frey und alles in sicherem Frieden u. fester Ordnung ist, so wandele ich wieder, wenn es nicht anders ist, meinen Weeg nach dem Kammergericht u. will des häußlichen Glüks mich freuen mit meinem himmlischen Weibe u. meinem Sohne. Jezt bin ich vortragender Rath bey Stein, mit mir der Staatsrat Friese, ein Obristlieutenant von Ruehl, ein Oesterreichscher Staatsbeamter Baron von Spiegel, ein Russischer Etatsrat v. Turgeniew. Eine wunderliche Zusammensetzung! Es repräsentieren sich in unserm Bureau die verbündeten Mächte.

Meine beyden Pferde hab' ich noch, auch noch meinen alten Reitknecht, das Symbol der Betrunkenheit. Wäre Berlin nicht so entfernt, so bäte ich Dich, von dort her mir einen tüchtigen Bedienten zuzuweisen....

Grüße die Eltern u. Geschwister. Hätt' ich doch einmahl so viel Ruhe, um an alle diese Lieben recht gemüthlich zu schreiben! Aber das Stürmen und Drängen läßt nicht nach.

Wegen meines Unterhalts brauchst Du nicht in Sorgen zu seyn. Ich erhalte Diäten, wovon ich reichlich auskomme....

Leb wohl, gutes, geliebtes Weib. Unveränderlich

Dein Eichhorn.

Digitized by Google

Amalie an Eichhorn

Am 18ten Dec. 1813.

Hier schicke ich Dir, mein bester Mann, zum heiligen Christ eine Arbeit meiner Hände wie meines Herzens Gedankenreich: denn das ist in diesen vielen tausend Stichen enthalten. Gleich nach Deiner Abreise fing ich die Tragbänder an, einsam bekümmert, und wieder gestärkt habe ich bis jetzt daran gearbeitet. Blicke freundlich nach mir hin, Du Lieber, wenn Du das Geschenk beschaust, o hätte, hätte ich diesen Blick. Verzeih es mir, es ist so natürlich, daß in diesen Tagen der höchsten Menschen Freude, wo ich zuerst ein Kind auf meinem Arm trage, und in ihm die tausendfachen Seegnungen für menschliche Geister durch diese christliche Freude erblicke, daß ich da mit unüberwindlicher Sehnsucht und fast zerstörendem Verlangen nach Dir hinschaue. Ich wünsche, Du erhieltst diese Zeilen grade am heiligen Abend.... Erst freute ich mich auf diesen Tag, aber jetzt sehe ich ihm mit Bangigkeit entgegen: denn meine Seele wird viel zu kämpfen haben, ob Schmerz oder Freude die Oberhand behält. Ein liebes Kind ist viel Gnade, aber ein liebender Gatte ist mehr. Und das sage mir niemand, daß Gewohnheit eine Trennung erträglicher macht, ich finde das Gegentheil, immer unerträglicher wird sie mir auch daher, weil ich jetzt in keiner Spannung lebe, und nirgend ein entscheidendes Ziel erblicke. Aber das neue große Jahr bringt neues Glück, wie es auch neues Leiden bringt. Was für ein Sylvester Abend wird das werden. Es ist sehr wahr, was Ottilie in ihrem Tagebuch[1]) sagt: der Mensch kann nur zu einer höchsten Empfindung hinaus, weiter kann er nicht, da kehrt er wieder um, und wird kalt, gegen das Maas der Begebenheit. Wie wäre es sonst möglich, daß wir eine Trennung von geliebten Personen ertragen könnten, eine solche z. B. wo wir den Geliebten in ständiger Todes Gefahr wissen. Wie wäre es sonst möglich, daß wir in Zeiten wie diese so gelebt haben wie immer, und kein sichtbares neues Wesen uns auch äußerlich umgab. So ist es auch mit diesem Schluß dieses Jahres!...

Berlin am 19ten Dec. 1813.

Eben, mein bester Eichhorn, habe ich Deinen lieben Brief vom 13ten Dec. erhalten, wodurch ich nicht wenig erschreckt ward, daß Du noch weiter Dich von mir entfernt hast. Du sagst mir nicht, in welches Hauptquartier Du gereist bist, da sich jetzt das russische vom preußischen getrennt hat nach den Zeitungen. —

Am 21ten Dec.

Aus Ungewißheit wie ich addressiren sollte, habe ich am Sonntag die Briefe nicht fortgeschickt. Jetzt drängt's mich aber, vorzüglich wegen der Einlagen.... Das schöne Fest der höchsten Freude ist da, ich genieße es ohne Dich, aber mit dem Kinde in süßestem Andenken an Dich und in heiliger Freude u. Wehmuth.

[1]) Offenbar ist doch Ottiliens Tagebuch in Goethes „Wahlverwandtschaften" gemeint. Allerdings kann ich dort eine entsprechende Stelle nicht ausfindig machen.

Digitized by Google

Wie ahne ich schon jetzt die tausendfachen Segnungen, was dieses Fest über die Kinderwelt ausgießet, für meinen Hermann. Erhält ihn Gott gesund, u. seine Eltern am Leben, o so soll er eine glückliche Kindheit haben, unter Lust und Seeligkeit soll er aufblühen. Bis jetzt hat die Zeit ihn ernst gemacht, aber sie soll für ihn ferner nichts als Heiterkeit sein....

Eichhorn an Amalie

Carlsruhe den 19. Decbr. 1818.

Ich bin seit vorgestern hier, reise aber heute Nachmittag wieder nach Freyburg ab. Wo es von da hin geht, weiß ich zur Zeit noch nicht. Ich schreibe Dir diesmahl nur, um Dir zu sagen, wie sehr meine Verwandten wünschen, Dich mit Deiner ganzen Wirthschaft bald in Wertheim zu sehen. Mein Bruder hat bey mir angefragt, ob ich es zufrieden sey; er wolle Dich alsdann unmittelbar einladen. Warum sollt' ich es nicht zufrieden seyn? Bringt mich dieß doch in die Nähe meiner innig geliebten Amalie. Die Verwandten wollen, daß Du jetzo schon reisest. Dieß kann ich aber keineswegs anrathen. Witterung, Krankheiten und Cosacken machen gegenwärtig jede Reise ins Weite so bedenklich, daß man sie am besten aufschiebt. Wenn Frühlingslüfte wehen und man die Natur genießen kann, dann mußt Du Dich auf den Weeg machen, sofern bis dahin nicht alles anders steht. Im Winter bist Du besser in Berlin, bey den Deinen geborgen. Gieb mir Nachricht, wann und wie Du reisen willst. Einen Begleiter mußt Du mithaben. Will es Fritz seyn, oder ziehst Du vor, einen männlichen Domestiquen nebenbey zu engagiren? Vielleicht hat Lotte auch Lust mitzureisen....

(Fortsetzung folgt)

In Armenien und im Kaukasus

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

I.

Durch die Kämpfe im Osten wird aufs neue das oft heimgesuchte Armenien verwüstet. Feinde und Rebellen haben von jeher abwechselnd das arme Land zerstört, in dem heute wieder der Krieg wütet.

Selten dringen hierüber Berichte durch, man ist nur mangelhaft von den Ereignissen unterrichtet. Auch der Verlust von Erzerum wurde ziemlich spät bekannt und ohne erklärende Einzelheiten. Ebenso wurden kaum die Besetzung von Trapezunt und noch weniger andre Begebenheiten erwähnt. Was wir von da unten wissen, ist recht wenig, wie überhaupt im allgemeinen unsre Kenntnisse über die Verhältnisse in jenen Gegenden verschleiert und unbestimmt sind.

Immerhin beschäftigt man sich seit dem Kriege eingehender und ernster mit diesen Landstrichen. Besonders seit unsre Feldgrauen dahin geschickt wurden

Digitized by Google

und noch immer Truppen der Mittelmächte folgen. Viele Regimenter stehen unter deutschen Offizieren. Bedeutend ist auch die Zahl der Abgesandten des Roten Kreuzes. Aerzte und Krankenwärter sind auf allen Operationsfeldern.

Es ist recht schwierig, dahin zu gelangen. Schon in Friedenszeiten war die Reise mühselig, jetzt ist sie fast unmöglich. Da das Land keine Eisenbahn besitzt, ist man genötigt, Wagen und noch öfter Reitpferde zu benutzen. Manche Gegenden von gebirgigem Charakter sind beinahe unzugänglich. Häufig findet man weder Straße noch Fußpfad. Die rauhen Bergbewohner erklettern ihre Felsen wie die Ziegen.

Diese Landleute sind übrigens in jeder Beziehung zurückgeblieben. Der sehr mittelmäßig betriebene Ackerbau trägt wohl wenig Nutzen. Viehzucht wird daher bevorzugt. Die Hirten verbringen den ganzen Sommer mit der Herde auf den Bergen. Seit uralten Zeiten verlegen sie sich hauptsächlich auf Schaf- und Ziegenzucht. Von hier aus geht der Weltruhm der Angoraziege.

Zu der wilden Gebirgsbevölkerung bilden die Bürger der Städte einen überraschenden Gegensatz. Sie sind nach jeder Richtung hin weit vorgeschritten und außerordentlich gewandt. Besonders auf dem Gebiet des Handels zeigen sie hervorragende Begabung. Da ihr Gewissen recht weit ist und sie sich aller Mittel bedienen, haben sie leicht Erfolg. Ihre Agenten überschwemmen die Märkte nicht nur des eignen Landes, sondern auch der ganzen Levante. In allen bedeutenden Städten und Häfen sind die armenischen Handelshäuser vertreten.

In Konstantinopel haben diese unermüdlichen Kaufleute einen großen Teil des internationalen Handels an sich gezogen. Ihre Interessen gehen weit über die Grenzen der Türkei hinaus. Man begegnet Armeniern in großer Anzahl auf der ganzen Balkanhalbinsel, in Ungarn und selbst in Amerika, wo sie sich dauernd angesiedelt haben und große Vermögen besitzen.

Doch bleiben sie, an ihren alten Sitten und Gebräuchen festhaltend, den Ueberlieferungen ihrer Heimat getreu. Sie bilden Vereine mit öffentlich betätigtem wohltätigem Charakter, die im geheimen politische Zwecke verfolgen. Nie seit ihrer Unterdrückung haben sie auf den Gedanken an eine zukünftige Befreiung verzichtet, auch nie die Gelegenheit zu einem Versuch hierzu ungenützt vorübergelassen.

Daher brechen alle Augenblicke Unruhen und Aufstände aus, und seit langen Jahren herrscht eine dauernde Unsicherheit. Die hervorragendsten Familien des Landes ließen sich infolgedessen an den Ufern des Bosporus, in Griechenland, Aegypten oder in Frankreich nieder, wo sie, dank ihrem beträchtlichen Reichtum, ein friedlicheres und weit angenehmeres Dasein führen.

Inwieweit die unglücklichen armenischen Zustände auswärtigen Einflüssen zuzuschreiben sind, wird schwer festzustellen sein. Da ein Teil des Landes unter Persien, ein andrer unter der Türkei und der dritte unter Rußland steht, so dient es den widersprechendsten Bestrebungen als Spielball. Ueberdies setzte die russische Diplomatie Armenien ganz unverhohlen auf ihr Annexionsprogramm

Digitized by Google

und hat sich der Ufer des Schwarzen Meeres versichert. Politische Agenten und der Rubel überschwemmen das Gebiet.

Auch Waffen und Munition werden nirgends reichlicher ausgeteilt als hier. In Kellern und Höhlen fand man ganze Arsenale, selbst Munitionsfabriken, in denen Tag und Nacht gearbeitet wurde, um den Rebellen das nötige Material zu liefern. Angesichts dieses im großen ausgeführten geheimen Treibens wird die traurige Lage in ihrer ganzen Tragweite verständlich.

II.

Wie sich das Land heute darbietet, ist es ein wahrer Schauplatz der Zerstörung und des Elends. Ein großer Teil der Männer fiel bei den beständigen Aufständen, andre — vielleicht mehr noch — wurden verbannt.

Zahlreiche Familien folgten dem Manne ins Exil, weitere wanderten nach seinem Tode aus, um nie wiederzukehren. Die Häuser sind vernichtet, die Wohnungen leer. Man fragt sich, ob das Land fähig sein wird, sich wieder zu erheben, ob Armenien je noch einmal zum Aufblühen kommen wird.

Nur die wunderbare Zähigkeit dieser Rasse läßt dies einigermaßen hoffen. Die ganze Geschichte des unglücklichen Landes besteht aus einer Kette von traurigen Wechselfällen. Schon die Babylonier kämpften um diese Länderstriche, die damals Gutiumon oder Kuti hießen. Von den Herrschern Assyriens wurde wiederholt das ganze Hochland unterjocht; die Namen Salmanassar, Assurnasirpal erscheinen des öfteren in den geschichtlichen Aufzeichnungen.

Später fielen indogermanische Stämme ein, die den nördlichen Teil verwüsteten. Perser und Kurden setzten sich noch zahlreicher im Süden fest. Endlich ergriff Alexander auf seinen Eroberungszügen Besitz davon, jedoch nur für kurze Zeit. Nach der Teilung des mazedonischen Reiches wurde ganz Kleinasien von den Seleukiden beherrscht, die schließlich den römischen Legionen weichen mußten.

Auf diese Weise unterjochte beständig eine Weltmacht nach der andern die schwergeprüfte Nation. Ptolomäus, Mithridates, Tigranes, Pompejus, Crassus, Lucullus sind Helden, deren Waffentaten in den Annalen der Geschichte verzeichnet stehen. Gordian hat das Land den Sassaniden abgetreten. Später gelang es Tiridates, seiner Heimat noch einmal die Freiheit zu erringen und Armenien zu schöner Blüte zu bringen.

Zu gleicher Zeit, im dritten Jahrhundert, verbreitete sich das Christentum über das ganze Land. Mit dem Jahre 638 begannen aufs neue die feindlichen Einfälle. Der Streit um die Vorherrschaft zwischen Konstantinopel und Bagdad wütete ohne Unterbrechung, und Armenien litt mehr als je. Während dieses Zeitabschnittes nahm es wieder ausgeprägten orientalischen Charakter an, und ein großer Teil der einheimischen Bevölkerung wurde muselmanisch.

Die einheimische Dynastie der Bagratian oder, wie man sie auch nennt, der Bagratiden hat von der Mitte des neunten Jahrhunderts bis Ende des dreizehnten regiert und eine Aera nationalen Wohlstandes geschaffen. Trotz

Digitized by Google

Anerkennung der Oberhoheit des Kalifen genoß das Land vollständige Freiheit und konnte sich glücklich entwickeln. Nach vierhundert Jahren der Unabhängigkeit wurde es aufs neue unterworfen und kam unter byzantinische, persische, seldschukische und türkische Herrschaft, um sich nie wieder zur Selbständigkeit zu erheben.

Seit dieser Zeit ist das bedauernswerte Armenien tiefer und tiefer gesunken, seine Bevölkerung verroht. Infolge des herrschenden Räuberwesens ist es auch nicht ratsam, die Grenzen zu überschreiten, zumal eine Unterkunft so gut wie unmöglich sein dürfte. Die armen Bewohner hausen in elenden Lehmhütten, oft nur in unterirdischen Höhlen. Ihr Dasein ist das denkbar primitivste, ihre Sitten zählen zu den verkommensten.

Nur in den sehr zahlreichen Klöstern finden sich noch hier und da Spuren der alten Kultur erhalten. Die einst blühende armenische Literatur war besonders an dogmatischen und theologischen Werken reich. Nachdem in den ersten Jahrhunderten unsrer Zeitrechnung nach das griechische Alphabet übernommen worden war, leistete man besonders in Uebersetzungen Hervorragendes. So kommt es, daß seltene religiöse Werke der Nachwelt allein in armenischer Sprache erhalten geblieben sind. In gewisser Beziehung nimmt die Kirche eine Ausnahmestellung ein, indem sie in eine unierte, nichtunierte und nationale geteilt ist. Der Gottesdienst in der Landessprache und die besondere Liturgie sind zuletzt durch Leo XIII. bewilligt worden.

Seit der Annexion von Batum, Erivan und dem nordwestlichen Teil des Landes durch Rußland hat man begonnen, sich mehr mit diesem verlorenen Weltwinkel zu beschäftigen. Die dahin Reisenden veröffentlichten ihre Eindrücke. Handeltreibende ließen sich nieder. Einige Straßen wurden gebaut. Die türkische Regierung begann, nachdem sie sich der Gefahr der Ausdehnung der moskowitischen Macht bewußt wurde, mehr Interesse für ihre so traurig vernachlässigte Provinz zu zeigen.

Sonst wäre der Verlust von Erzerum wahrscheinlich vermieden worden. Ohne Einzelheiten zu erörtern, darf wohl im allgemeinen erwähnt werden, daß in diesen Gegenden der innere Feind mehr zu fürchten ist als der äußere, auch konnten ihre Vertreter niemals auf eine Unterstützung von seiten der Bevölkerung rechnen. Offen oder auf versteckte Weise wurde stets Opposition gemacht.

Angesichts dieser Lage ist es schwer, die Zukunft Armeniens vorauszusehen. Welches wird der Ausgang aller dieser Wirren und Kämpfe sein? Wird es die Fähigkeit haben, sich wieder zu erheben? Wer das Land und seine Bewohner näher kennt, wird sich keiner falschen Hoffnung darüber hingeben.

Inzwischen ist das gegen die Wolken ragende Hochland aufs neue der Schauplatz blutigen Streites geworden. Alle Städte sind militärisch besetzt. Angora, Kaisaria, Diabekr zeigen einen kriegerischen Anblick. Lange Kolonnen ziehen beständig nach den Kampfplätzen. Die Truppen ertragen bewundernswert alle Entbehrungen in diesen öden Regionen und die Geißel der Epidemien, die unter ihnen wüten.

Digitized by Google

Solche vollständige Ergebung ist ihre große Eigenschaft, die mit Recht jeden Beobachter überrascht. Die passiven Tugenden der Leute sind wirklich erstaunlich. Ihre unbedingte Unterwerfung verdient ungeteiltes Lob. Mit derartigen Soldaten, gut ausgerüstet und gut geführt, müßte man mit Vertrauen nach dem kaukasischen Kriegsschauplatz blicken dürfen. Sie sind ein noch stärkerer Schutzwall als die Felsen des Ararat für die Verteidigung der Grenzen ihres Vaterlandes.

III.

Das Schwarze Meer verdient tatsächlich seinen Namen. Wenn der Nordwind weht, verdunkeln sich seine sonst blauen Wogen von einem Augenblick zum andern zu einer finsteren Färbung, die Oberfläche scheint wie mit einem Trauerschleier bedeckt. Selbst auf die Argonauten hat wohl der erste Anblick dieser düsteren Gegend stark gewirkt. Die zerklüfteten Ufer mit ihrem grauen Felsengestein fallen von den Vorläufern des mit undurchdringlichen finsteren Wäldern bedeckten Hochgebirges steil hinab in die bewegten Fluten. Das Gesamtbild dieser ernsten, großartigen Landschaft, ihre Farbentönung und Beleuchtung harmoniert in wahrer Vollendung und packt uns wie das majestätische Finale einer klassischen Simfonie.

Seit jenem ersten Besuche habe ich Kaukasien öfters und unter verschiedenerlei Verhältnissen wiedergesehen und Gelegenheit gefunden, seine überschneiten Berggipfel zu besteigen und durch die grünenden Täler zu wandern. Mehrmals kehrte ich dahin zurück und hielt mich im Süden wie im Norden auf, doch der Eindruck von dem trüben Bild bei meiner ersten Ankunft ist für immer geblieben.

Die Steppen von Ziskaukasien und die Küstenstriche von Transkaukasien zeigen ganz verschiedenen Charakter. Jene einförmig, mit schlecht bearbeiteten, ertragsarmen Feldern, während diese in den wilden, oft unzugänglichen Regionen die ursprüngliche Schönheit der Natur bewahrt haben.

Die anziehenden alten Städte, in denen ich mich länger oder kürzer aufhielt, wie Tiflis, Derbent, Kutais, Baku, Batum, Suchum Kale und manche andre, verlieren mehr und mehr ihre Eigentümlichkeit. Die einstige Hauptstadt Tiflis mit der tief eingeschnittenen Schlucht der Kura, den merkwürdigen Gebäuden aus in der Sonne getrockneter Tonerde, die wie die Schwalbennester an die Felsenhänge geklebt erscheinen, belohnt reichlich die Unannehmlichkeiten eines Aufenthaltes daselbst. Was Derbent anbelangt, so hätte sich nie die Phantasie eines Künstlers eine typischere Räuberburg vorstellen können. Hoch oben auf den Felsen gelegen, die den Eingang in die Ebene beherrschen, wird es mit Recht das Eiserne Tor genannt. Derbent bedeutet eigentlich den Schlüssel zu dem Lande. Seine Bevölkerung war daher zu allen Zeiten eine streitbare und ist noch heute bewaffnet bis zu den Zähnen. Kutais, der Hauptort von Mingrelien, macht dagegen eher einen friedlichen Eindruck. Vor allem ist die Anzahl seiner Kirchen und Klöster überraschend. Weiße Türme und glänzende Kuppeln heben sich von allen Seiten gegen den Himmel ab, und stille Kreuzgänge verbergen sich zwischen blühenden Gebüschen.

Digitized by Google

Alle diese altertümlichen Orte unterscheiden sich sichtlich in ihrem Aussehen voneinander. Je nach dem Einfluß, unter dem sie standen, ist ihre Bauart verschieden. An manchen Orten sind byzantinische Ueberlieferungen erkennbar, an andern herrscht der Islam vor. Baku z. B. erinnert an Persien in Bauten von großer Schönheit. Der alte Palast der einstigen Khane, obwohl ziemlich beschädigt und verfallen, läßt noch heute Spuren seines vergangenen Glanzes erkennen. Insbesondere zwei Portale mit feinen, spitzenartigen Skulpturen beweisen glänzend die Vollkommenheit der muselmanischen Architektur. Einige hübsche Moscheen trotzen ebenso dem allgemeinen Verfall, und ihre weiten melonenförmigen Kuppeln mit dem nie fehlenden schlanken Minarett zur Seite, von dem täglich dreimal die Stunde des Gebetes verkündet wird, bilden einen starken Gegensatz zu dem banalen Bild der russischen Stadt ringsum.

Diese Denksteine aus der Vergangenheit dürfen zweifellos als die anziehendsten Momente für die kaukasischen Wohnstätten gelten. Mit seltsamen Türmchen und Zinnen gekrönte Mauern, in hundertjährigen Wäldern verborgene Heiligtümer und im stillen Talgrund einsam gelegene Hütten der Hirten führen uns zurück in längst entschwundene Zeiten.

Zu meinem ersten Aufenthalt ersah ich mir Transkaukasien aus, die Gebiete, wo heute der Krieg wütet. Wer hätte damals gedacht, daß die Armeen in diese verlassenen Gegenden eindringen würden. Wer hätte voraussagen können, daß dieser stille Erdenwinkel so tief erschüttert würde und die stummen Felsen widerhallten von den Schüssen der Maschinengewehre und dem Dröhnen der Kanonen. Heute, da die Aufmerksamkeit der ganzen Welt mit Spannung nach den verschiedenen Orten des Weltkrieges gerichtet ist, und da man so wenig von den entfernten Kriegsschauplätzen hört, blättere ich mit Vergnügen in meinen Aufzeichnungen und trachte, meinem Gedächtnis alle die wohlbekannten Orte zurückzurufen, die ich in ruhigeren und glücklicheren Zeiten besuchte; die Landschaften und Bilder, die heute, verwüstet und zerstört, für immer verschwunden sind.

IV.

Während eines Gewittersturmes lande ich an dem kaukasischen Ufergestade. Wenige Tage vorher habe ich die sonnige, strahlende Krim verlassen. Das Land des ewigen Frühlings, des immerwährenden Grünens und Blühens, das die Dichter des Ostens nicht müde werden, in Bewunderung zu schildern. Im Gegensatz zu dem leuchtenden Glanze jener üppigen Natur wirkt die Düsterheit dieser Gegend besonders eindrucksvoll.

Während meiner Landung gießt es in Strömen. Ein Sturzregen geht nieder und überflutet Batum. Alles schwimmt im wahrsten Sinne des Wortes. Die Menschen waten bis über die Knöchel im Wasser durch die in Bäche verwandelten Straßen. Jämmerliche Fahrzeuge, die die Anmaßung haben, sich Droschken zu nennen, machen den Eindruck von Schaluppen, die sich ihren Weg durch den flüssigen Schlamm bahnen. Es ist ersichtlich, daß ich im Orient angelangt bin. Jedenfalls im näheren Orient, wo der Sonnenglanz und die

Digitized by Google

Farbenpracht allerdings noch mangeln, jedoch auch die kältere, unscheinbarere Lokalfärbung nicht weniger eigenartig wirkt.

Nach dem Unwetter herrscht die Sonne wieder. Ich erwache an einem strahlenden Morgen. Alles glänzt und leuchtet ringsum. Der Himmel ist von einer beinahe harten Klarheit, die Atmosphäre ungemein durchsichtig. Die gesättigte Vegetation entfaltet sich in ihrer ganzen Ueppigkeit. Auch die elendesten Hütten und Buden des alten Basars erscheinen, durch den nächtlichen Gewittersturm übergossen und gewaschen, wie verjüngt und zeigen in langen Reihen ihren ausgebreiteten Inhalt an seltenen Gemüsen und saftigen Früchten.

Der Basar und seine Umgebung haben allein ein malerisches Aussehen bewahrt. Auch die Bevölkerung trägt noch zum Teil das Nationalgewand. Perser, Türken und hauptsächlich Armenier kommen in großer Anzahl, wenn nicht um hier zu wohnen, so doch zu vorübergehendem Aufenthalt. Kaufleute von ganz Kleinasien besuchen mit Vorliebe Batum, diesen wichtigen Hafen des Schwarzen Meeres.

Der russische Stadtteil ist weit weniger anziehend. Seine ebenerdigen stillosen, gewöhnlich aus Holz und ohne jeglichen Kunstsinn erbauten Häuser ziehen sich die beinahe zu breiten Straßen entlang, in denen dürftige Akazien sich bemühen, einigen Schatten zu spenden. Dieser langweilig einförmige und traurige Anblick überrascht mich jedesmal, wenn ich mich in einer Russenstadt befinde. Und merkwürdigerweise bauen sich die Kolonisten unter den verschiedensten Himmelsstrichen, ebenso im eisigen Norden wie im heißen Süden in derselben unveränderten Art an. In Sibirien, wo die Quecksilbersäule bis zu 30 und 40 Grad unter den Gefrierpunkt sinkt, oder in Mittelasien in der tropischen Hitze — überall zeigen die russischen Städte ohne Ausnahme das gleiche, gewöhnliche und abstoßende Bild.

Ohne Bedauern verlasse ich Batum, um meinen Weg mehr nach dem Innern des Landes zu nehmen. Die Gegend ist gleich zu Beginn anmutend, ohne jedoch großartig zu wirken. Berge erheben sich von allen Seiten. Sie machen weniger Eindruck durch ihre Höhe als durch ihre Gestaltung. Felsen von mannigfaltigen Formen drängen sich zu den sonderbarsten Massiven zusammen. Die vulkanischen Ausbrüche müssen an diesen Küsten von einer außerordentlichen Gewalt gewesen sein.

Zunächst besuche ich Borschom, einen entzückenden Ort, den ich viel erwähnen hörte. Die Wälder verdienen hier ihren Ruf. Selten habe ich eine abwechslungsreichere und üppigere Vegetation gefunden. Alle Gipfel und Hänge sind mit Bäumen von außerordentlicher Höhe bestanden, wahren Riesen, von ungezählten Jahren. Der ganze Boden ist bedeckt von undurchdringlichem Gehölz, das dem zahlreichen Wild, wofür diese Gegenden berühmt sind, einen Zufluchtsort bietet.

Das alte Jagdschloß des verstorbenen Großfürsten Michael im Geschmack der Großmogule beherrscht das enge, von den reißenden Wellen eines Flusses durchströmte Tal. Weiterhin, wo es sich verbreitert und der Blick gegen Süden sich

Digitized by Google

ausdehnt, hat sich sein Sohn Nikolaus, der bekannte Historiker, ein neues Wohnhaus aus Ziegeln und Quadersteinen nach italienischer Art erbauen lassen, dessen Villenstil leider nicht mit der wilden Umgebung der Natur übereinstimmt.

Borschom ist vor allem ein günstig gelegener Mittelpunkt für Ausflüge. Die hauptsächlichen Wege sind gut und schon um ihrer strategischen Bedeutung willen sorgfältig unterhalten. Auf den Höhen zerstreut liegen eigenartige Hütten der Gebirgsbewohner und Hirten, an denen die Jahrhunderte spurlos vorübergegangen zu sein scheinen, ohne die Denkweise und Sitten der merkwürdigen Bewohner gewandelt zu haben.

Abas Tuman, von mächtigen Felsen überragt und zwischen dunkeln Tannenwaldungen verloren, ist ein hervorragend günstiger Aufenthaltsort für Leidende. Hier starb einst der junge Zarewitsch auf einem Radausflug. Frühmorgens fuhr er ohne Begleitung fort und kehrte nicht zurück. Erst nach langem vergeblichem Suchen wurde er auf der Landstraße liegend tot aufgefunden, ohne daß je Genaues über sein trauriges Ende zu erfahren gewesen wäre.

(Schluß folgt)

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Drei neue Hefte, 84—86, dieser nicht nur der Zahl, sondern auch dem Werte des sachlichen Inhalts nach noch immer wachsenden Sammlung liegen uns heute vor. In Heft 84 ist ein Vortrag „Land oder Geld" wiedergegeben, den Georg Bernhard, der bekannte Redakteur der „Vossischen Zeitung", am 1. August vorigen Jahres gehalten hat. Seine Ausführungen bedeuten eine gute Einführung für die jetzt freigegebene Erörterung der Kriegsziele. Ohne sich in Einzelheiten allzuweit einzulassen, schildert Bernhard in großen prinzipiellen Zügen, wie eine Herstellung des Status quo ante nach dem Kriege unmöglich und nur eine für Deutschland lebensgefährliche Illusion sein würde; er zeigt ferner, welch ungeheure finanzielle Lasten in der Zeit nach dem Kriege das deutsche Volk zu tragen haben wird, und kommt so zu dem Schluß: „Entweder bekommen wir Geld oder wir müssen das Land behalten, das wir erobert haben, um aus den Früchten einen Teil der Zinsen abzubürden, die wir zu tragen haben." — Heft 85, „Die Lehren des Weltkriegs für unsre Kolonialpolitik", ist der Abdruck eines Vortrages von Dr. W. H. Solf, Staatssekretär des Reichskolonialamts. Den Vortrag, der seinerzeit die lebhafteste Beachtung gefunden hatte, jetzt in vollständigem Wortlaut lesen zu können, ist bei der leitenden Stellung des Verfassers wie wegen des Inhalts dieser Ausführungen für alle politisch Gebildeten und Interessierten von größtem Wert. In gedrängter, überzeugender Darstellung weist Solf zunächst nach, von welcher Bedeutung für unser ganzes wirtschaftliches Leben der Besitz eigner Kolonien ist; er gibt sodann seiner wohlbegründeten Ueberzeugung Ausdruck, daß das Schicksal unsrer jetzt so schwer bedrohten Kolonien auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werden wird, und zwar zu unsern Gunsten. Endlich betont er, daß unser Kolonialbesitz auch bei einem Kriegsausgang, der nicht alle unsre Wünsche nach Freiheit der Meere erfüllen würde, doch wird bestehen und gedeihen können. Es ist ein überaus ermutigender Eindruck, den wir von den Darlegungen dieses berufensten Gewährsmannes erhalten. — „Vaterländischer Hilfsdienst" ist der Titel des Heftes 86, das die Reden, die zur Vorlage des betreffenden Gesetzes im Reichstag (29. November 1916) von Reichskanzler Dr. v. Bethmann-Hollweg, General v. Stein, Staatssekretär Dr. Helfferich und Generalleutnant Gröner gehalten wurden, im Wortlaut bringt. Bei der einschneidenden Bedeutung des Hilfsdienstgesetzes für unser ganzes wirtschaftliches Leben der nächsten Zeit und für

Digitized by Google

den Ausgang des Krieges ist es von hohem Wert, diese amtlichen Erklärungen genau zu kennen, die in der Reichstagssitzung vom 29. November 1916 die Vertreter der Reichsregierung dem großen gesetzgeberischen Werk mitgegeben haben. Aber nicht allein wegen ihrer sachlichen Wichtigkeit ist eine solche authentische Zusammenfassung dieser Reden begrüßenswert, sondern auch als eine vaterländische Kundgebung von hohem geschichtlichem Gehalt.

Rußland und Serbien 1804—1915. Nach Urkunden des Geheimarchivs zu Petersburg und Paris und des Wiener Archivs. Von Sp. Gopčević. München, Hugo Schmidt.

Der Verfasser dieser interessanten Schrift nimmt kein Blatt vor den Mund. Er spricht es aus und stellt es unter Beweis, daß Rußland immer der böse Dämon Serbiens war, der es 1812 im Bukarester Frieden aufopferte, 1878 im Frieden von San Stefano dies wiederholte, 1913 dazu ein drittes Mal bereit war, und 1915, unterstützt von England, Serbien abhielt, sich durch einen rechtzeitigen Frieden mit Oesterreich-Ungarn vor dem Untergang zu bewahren. Aus diesen Tatsachen zieht Gopčević den Schluß, daß Serbien niemals von der Fortschrittspartei, welche aufrichtige Freundschaft mit Oesterreich-Ungarn auf ihre Fahne schrieb, sich hätte abkehren sollen, und daß die entschiedene Wiederaufnahme dieser Politik eine Lebensfrage für Serbien ist. Ob seine Mahnung nicht zu spät kommt? E.

Tiroler Bauern anno 1915. Von Hermann Greinz. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Co. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Hermann Greinz, der Bruder des bekannten Tiroler Dichters Rudolf Greinz, zeigt sich in den vorliegenden Novellen als ein begabter Erzähler. Es sind stimmungsvolle Kriegsnovellen, in denen von herben Kämpfen, bitterem Trennungsweh und stiller Resignation erzählt wird, in die aber auch feine, stille Herzensgeschichten eingeflochten sind. Die Töne, die der Erzähler findet, seine warmen und liebevollen Schilderungen der schönen Heimat mit ihren wilderhabenen und trautheimlichen Reizen greifen dem Leser ans Herz. Das Buch verdient, viele dankbare Leser zu finden.

Der Wandel des Völkerrechts. Von Conrad Bornhak. Berlin, Carl Heymanns Verlag. Geh. M. 2.—.

Bornhaks Schrift wendet sich nicht an Juristen, sondern ist für weitere Kreise bestimmt. Es ist ein verdienstliches Unternehmen des Verfassers, ein klares, allgemeinverständliches Bild von den Veränderungen zu entwerfen, die im Laufe des Weltkrieges das Völkerrecht durch die praktische Handhabung von seiten der kriegführenden Parteien erfahren hat. Er stellt die vorher als bindend anerkannten Regeln der Kriegführung zusammen und erörtert im einzelnen, inwieweit die kämpfenden Staaten sich nach ihnen gerichtet haben und inwieweit Abänderungen eingetreten sind. Von dem in mühseliger Friedensarbeit aufgeführten Bau sind es ja nur klägliche Reste, die heute noch Bestand haben. Das hat, worauf Bornhak sehr richtig hinweist, zur Folge gehabt, daß der Glaube an das Völkerrecht verlorengegangen ist, und dieser Umstand wird eines der schwersten Hindernisse sein, die sich dem künftigen Wiederaufbau in den Weg stellen werden. Die im Vorwort ausgesprochene Absicht des Verfassers, das Bestreben nach volkstümlicher Rechtskunde auf einem Gebiet zu befriedigen, auf dem es sich bisher noch nicht hatte durchsetzen können, ist im besten Sinne erreicht worden. W. W.

Staat und Gesellschaft in der Gegenwart. Eine Einführung in das staatsbürgerliche Denken und die politische Bewegung unsrer Zeit. Von Dr. Alfred Vierkandt, Universitätsprofessor in Berlin (Wissenschaft u. Bildung, Bd. 132). Leipzig, Quelle & Meyer. 162 Seiten. M. 1.— (1.25).

Der Verfasser versteht es in hervorragender Weise, seine Leser in volkstümlicher Darstellung fesselnd zu belehren, sie von Denkfehlern und schiefen Auffassungen zu befreien und mit sicherer Hand vom Einfachen und Alltäglichen zu Gedankengängen von allgemeiner Bedeutung und tiefem Gehalt zu führen. Er entwickelt die Hauptfragen der Wissenschaft von Staat und Gesellschaft sowohl begrifflich wie geschichtlich und schafft so einen festen Standpunkt für Ausblicke zu neuen Wegen und neuen Zielen. Unbefangen und maßvoll zugleich bespricht er die Reformbewegungen der Gegenwart, die Kämpfe in der Gesellschaft, die politischen Parteien. Daß er auf die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse vielfach Rücksicht nimmt, verleiht dem Buche in erhöhtem Maße zeitgemäßen Wert. Br.

Wilhelm v. Humboldts Tagebücher. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Erster Band: 1788 bis 1798. Berlin, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen). M. 20.—, geb. M. 22.—.

Als Christian Gottfried Körner, der Vater des Dichters und vertrauteste Freund Schillers, über dessen Leben seine schlichten, aber grundlegenden „Nachrichten" zusammenstellte, da

Digitized by Google

wünschte Wilhelm v. Humboldt, daß Körner ihn einfach als „Bruder des bekannten Reisenden“ in seinen Bericht einführen möchte, und trotz seiner hohen Bedeutung als Philosoph, Philolog, Staatsmann und enger, kritisch auf sie einwirkender Freund unsrer großen klassischen Dichter ist Wilhelm v. Humboldt lange Zeit für das breite deutsche Publikum tatsächlich nichts weiter gewesen als eben „der Bruder des bekannten Reisenden“. Eigentlich erst durch die wahrhaft monumentale Ausgabe von „Wilhelm v. Humboldts gesammelten Schriften“, mit der die Königlich Preußische Akademie der Wissenschaften ihrem Reformator 1901 ein Ehrendenkmal zu setzen beschloß und mit der sich Albert Leitzmann in liebevollster Hingabe an die große Aufgabe, in peinlich genauer philologischer Arbeit und in seinen knappen, aber stets instruktiven und die feinsten Einzelheiten lichtvoll erhellenden Anmerkungen ein unvergängliches Verdienst um die deutsche Wissenschaft erworben hat, ist das anders geworden, und jetzt beginnt — denn die Forschung wird noch lange damit zu tun haben, diesen Schatz auszuschöpfen — Wilhelm v. Humboldt als einer der reichsten und tiefsten Geister unsrer klassischen Zeit, als ein Hauptvertreter jener idealen humanistischen Denkweise, die ihn mit seinem Freunde Schiller verband, in vollem Glanz und lebendiger Anschaulichkeit vor uns zu erstehen. Von der Gesamtausgabe, mit deren würdiger, ja mustergültiger äußerer Ausstattung sich auch der hochangesehene Verlag ein vorzügliches Zeugnis vornehmer deutscher Buchkunst ausgestellt hat, waren bisher zwölf gewichtige Bände erschienen. Jetzt gesellt sich zu ihnen dieser erste Band der Tagebücher mit einer solchen Fülle anziehendsten Inhalts, daß hier nicht einmal der Versuch gemacht werden kann, auch nur schwache Andeutungen von diesem Reichtum zu geben. Mit einer einzigen Ausnahme sind es bisher unbekannte Stücke aus dem handschriftlichen Nachlaß, die er bringt, und es ist gar kein Zweifel, daß er zu den wertvollsten Quellenpublikationen gehört, die uns aus der Zeit unsrer klassischen Literatur geschenkt worden sind. Von zwei kleineren abgesehen, bietet das Werk vier größere Tagebücher aus Humboldts einundzwanzigstem bis einunddreißigstem Lebensjahre von seinen Reisen nach verschiedenen Teilen Deutschlands, nach der Schweiz und nach Paris dar. Sie sind literaturgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich wertvoll, der tiefeindringende, scharfsichtige Beobachter Humboldt zeigt sich in ihnen im besten Lichte, glänzende Charakterbilder berühmter Männer und Frauen erhalten wir in Menge, aber wichtiger fast noch ist es, daß auch die Ergebnisse eines tiefen, planmäßigen Studiums des französischen Nationalcharakters vor uns hingelegt werden. Das macht diese Tagebücher heute geradezu aktuell, wie ihre Lektüre anderseits auch als beruhigende Versenkung in eine jeder Unrast und aufreibenden Nervosität ferne beschauliche Betrachtungsweise von Welt und Menschen gerade dem heutigen Leser doppelt warm empfohlen werden darf.

Hans Zimmer.

Gallipoli. Der Kampf um den Orient. Von einem Offizier aus dem Stabe des Marschalls Liman v. Sanders. Berlin, Verlag von August Scherl G. m. b. H. Geh. M. 1.—.

Der Verfasser des vorliegenden fesselnden Buches hat die welt- und kriegsgeschichtlich so bedeutungsvollen Kämpfe auf Gallipoli in nächster Nähe des deutschen Generals Liman v. Sanders von Anfang bis zu Ende miterlebt. Was er schildert, beruht auf eigner Anschauung und ist mit einer Lebendigkeit und Treue wiedergegeben, daß dem Leser ein packendes Bild vom Gang der Ereignisse gegeben wird. Ein besonderer Vorzug des Buches ist, daß es dem Laien nicht nur einen Einblick gewährt, welche militärischen Maßnahmen getroffen wurden, sondern ihm auch die Gründe sagt, warum sie in der geschilderten Weise zu erfolgen hatten.

Die deutsche Einheitsschule. Von J. Tews. Leipzig, Julius Klinkhardt. M. 1.—.

Die Einheitsschule und „Freie Bahn dem Talent!“ Von Rudolf Block. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.20.

Das Problem der Auslese der Tüchtigen. Von W. Hartnacke. Ebenda. M. 1.20.

Der sein Arbeitsgebiet souverän überschauende und temperamentvolle Vorkämpfer der deutschen Volksschule J. Tews, der Bremer Schulinspektor W. Hartnacke und der Geheime Oberschulrat R. Block — alle drei sind bedeutende und hochangesehene Schulmänner, und das Problem der Einheitsschule, das sie alle drei in diesen Schriften behandeln, gehört heute zu den am eifrigsten erörterten Kulturfragen der Gegenwart. Alle drei gehen wohl in den Einzelheiten der Durchführung des Grundgedankens mehr oder weniger auseinander, aber in diesem selbst, darin, daß dem Talente freie Bahn geschaffen werden müsse, sind sie einig. Auslese der Tüchtigen — es ist ein stark sozialer Zug, der durch diesen entschieden fruchtbaren Gedanken geht, und wenn nicht alles täuscht, wird er die Weitergestaltung unsers Schulwesens nach dem Weltkriege beherrschen. Alle drei genannten Schriften sind ernster Beachtung wert; wer sie alle drei liest, wird am besten Gelegenheit haben, sich ein eignes Urteil zu bilden. In der Schrift von Tews liegt auch

Digitized by Google

diesmal ein wahrer Schatz von statistischem und zahlenmäßig überzeugendem Tatsachenmaterial. Z.

Die Vorgeschichte des Krieges. Fünf Vorträge von Dr. Friedrich Luckwaldt. Danzig, Kasemann.

Der Professor der Geschichte an der Technischen Hochschule zu Danzig entwirft hier in übersichtlicher und wohlverständlicher Weise ein Bild von der Entstehung des Weltkrieges, dessen Anlässen und Gründen. Die Auffassung ist die bei uns vorherrschende und auch ohne Zweifel begründete, daß unsre Gegner sich allmählich „in eine Todfeindschaft gegen uns hineinfühlten und endlich das Schwert zogen", um uns zu beseitigen, obwohl von unsrer Seite von Bismarcks Tagen an alles geschehen ist, um Frankreich von Rachegedanken abzulenken, Rußland vom Wert unsrer Freundschaft zu überzeugen und mit England einen Ausgleich der Interessen zustande zu bringen. E.

Hindenburgs Mauer im Osten. Von Fritz Wertheimer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Die ausgezeichneten, in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichten Berichte des Verfassers sind bekannt und mit Recht hochgeschätzt, geben sie doch Bilder von unübertrefflicher Lebendigkeit und Wahrheit. Sie in Buchform zu sammeln und ihnen so eine bessere Dauer zu geben, war darum ein dankenswertes Unternehmen, das beim Publikum lebhaften Anklang gefunden hat. Den drei bisher erschienenen Bänden: „Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen", „Von der Weichsel bis zum Dnjestr" und „Kurland und die Dünafront" ist jetzt der vierte unter obigem Titel gefolgt. Die in ihm enthaltenen Berichte umfassen die Zeit vom Februar bis September 1916. In packenden Bildern ziehen die Schlacht im Styrbogen von Czartorysk, die Stellungskämpfe in den Sümpfen in Wolhynien und Podlesien, die russische Frühjahrsoffensive und die Sommerschlacht in Wolhynien an unserm Auge vorüber. Ergreifende Schilderungen der ungeheuerlichsten Strapazen wechseln ab mit freundlichen Genreszenen aus dem Leben hinter der Front, und Landschaftsbilder fügen sich in die Darstellung der kriegerischen Ereignisse zwanglos ein. In allen diesen mit größter Sachlichkeit geschriebenen Berichten kommt das Leben unsrer Soldaten und ihrer Führer, ihre Tapferkeit und durch nichts zu erschütternde Ausdauer zu schönstem Ausdruck.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Antwort auf das offene Schreiben des Herrn Dr. Martin Buber an Hermann Cohen. Frankfurt a. M., J. Kauffmann. 25 Pf.

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 195: Th. Bitterauf, Napoleon I. 3. Aufl. Bd. 469: P. R. Krause, Die Türkei. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.50.

Bibliothek des Ostens. 3. Band. Die bildende Kunst des Ostens. Ein Ueberblick über die für Europa bedeutungsvollen Hauptströmungen von Hofrat Dr. Josef Strzygowski. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. Kart. M. 1.50.

Brentanos Werke. Herausgegeben von Max Preitz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 8 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 7.50.

Briefwechsel des Herzogs-Großherzogs Karl August mit Goethe in drei Bänden. 2. Band: 1807—1820. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. M. 10.—.

Castellieri, Dr. Alexander, Frankreichs politische Beziehungen zu Deutschland vom Frankfurter Frieden bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Vortrag. Jena, Gustav Fischer. 60 Pf.

Cauer, Marie, Oberin, Frauendienstpflicht. Praktische Vorschläge für eine dem Heeresdienst der Männer entsprechende öffentliche Dienstpflicht der weiblichen Jugend. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 80 Pf.

Charmatz, Richard, Minister Freiherr v. Bruck, der Vorkämpfer Mitteleuropas. Sein Lebensgang und seine Denkschriften. Leipzig, S. Hirzel. M. 5.—.

Duhm, Bernhard, Israels Propheten. (Lebensfragen 26.) Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 6.—.

Engelbrecht, Kurt, Die Seele deines Volkes. Ein deutscher Charakterspiegel. Halle, Richard Mühlmann. Geb. M. 8.—.

Gnirs, Dr. Anton, Oesterreichs Kampf für sein Südland am Isonzo 1615—1617. Als eine Chronik des zweiten Friauler Krieges nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben. Wien, L. W. Seidel & Sohn. M. 4.—.

Haefel, Gotthold, Der Aufruhr der Seelen. Eine Dichtung vom Herzerleben des Krieges. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. M. 1.20.

Heyde, Dr. Erich, Grundlegung der Wertlehre. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 5.—.

Digitized by Google

Bahle, Th., Judas Simon Iscarioth. Ein Roman aus eines Volkes großen Tagen. Halle, Richard Mühlmann. M. 3.—.

Kantstudien. Ergänzungshefte im Auftrag der Kantgesellschaft. Nr. 38: Geschichtsphilosophie. Eine Kriegsvorlesung. Fragment aus dem Nachlaß von Wilhelm Windelband. Herausgegeben von Wolfgang Windelband und Bruno Bauch. Berlin, Reuther & Reichard. M. 3.—.

Kretzer, Max, Die alten Kämpen. Kriegs- und Zeitgedichte. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 60 Pf.

Künstler, Fanny, Die Kulturtat der Frau. Eine Untersuchung der geistigen Wesenheiten unserer Gegenwart. Wien, Wilhelm Braumüller. M. 5.—.

Marcks, Erich, Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte. 2 Bände. Vierte umgestaltete Ausgabe. Leipzig, Quelle & Meyer. Geb. M. 14.—.

Naumann, Friedrich, Bulgarien und Mitteleuropa. Berlin, Georg Reimer. M. 1.—.

Niemeyer, Th. und Strupp, K., Die völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges. 1. Band: Politische Urkunden zur Vorgeschichte. Jahrbuch des Völkerrechts 3. Band. München, Duncker & Humblot. M. 20.—.

Novellen aus dem Tierleben. Entnommen aus dem Werke: Lebensbilder aus der Tierwelt von H. Meerwarth und Karl Soffel. Bd. 1. Leipzig, R. Voigtländers Verlag. Geb. M. 3.—.

Oesterreichisch-ungarische Kriegsberichte, Heft 5. Der Herbstfeldzug 1914 am San und an der Weichsel (12. September bis 5. November 1914). Wien, L. W. Seidel & Sohn. M. 2.40.

Philosophische Vorträge. Veröffentlicht von der Kantgesellschaft. Machtverhältnis und Machtmoral. Von Dr. Alfred Vierkandt. Berlin, Reuther & Reichard. M. 1.60.

Riedler, A., Emil Rathenau und das Werden der Großwirtschaft. Berlin, Julius Springer. M. 5.—.

Rousseaus Bekenntnisse. Nach der Uebersetzung von Levin Schücking. Neubearbeitet und herausgegeben von Konrad Wolter und Hans Bretschneider. 2 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 5.50.

Sammlung Göschen. Bd. 120: A. Halm, Harmonielehre. Neudruck. Bd. 536: Prof. Dr. Bruno Bauch, Geschichte der Philosophie. V. Immanuel Kant. 2. Aufl. Berlin, G. J. Göschensche Verlagshandlung. Geb. je M. 1.—.

Sammlung Göschen. Bd. 391, 776: Dr. R. van der Borght, Finanzwissenschaft. II. Besonderer Teil (Steuerlehre). Erste Hälfte: Allgemeine Steuerlehre. Direkte Steuern. Zweite Hälfte: Indirekte und Rechtsverkehrssteuern. 4. Aufl. Berlin, J. G. Göschensche Verlagshandlung. Geb. je M. 1.—.

Schäfer, Dietrich, Der Krieg 1914/16. Werden und Wesen des Weltkrieges, dargestellt in umfassenderen Abhandlungen und kleineren Sonderartikeln. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner. Erster Teil. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 10.—.

Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz, Heft 1: Die Aufgaben der Sozialpolitik im österreichischen Osten (Juden- und Bauernfrage). Von Dr. Eugen Ehrlich. M. 1.50. Heft 3: Christentum und Sozialismus. Von Dr. Ludo M. Hartmann. München, Duncker & Humblot. M. 1.—.

Schriften zur Erforschung des Deutschtums im Ausland. 1. Band: Fr. Teutsch, Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart. Leipzig, K. F. Koehler. M. 9.50.

Stern, Dr. W., Die Jugendkunde als Kulturforderung. Mit besonderer Berücksichtigung des Begabungsproblems. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 1.40.

Sueß, Eduard, Erinnerungen. Leipzig, S. Hirzel. M. 9.—.

Unthan, C. H., Ohne Arme durchs Leben. Karlsruhe, G. Braunsche Hofbuchdruckerei. M. 1.50.

Vaihinger, Hans, Nietzsche als Philosoph. Vierte, vom Verfasser neu durchgesehene Auflage. Feldausgabe. Berlin, Reuther & Reichard. M. 1.—.

Videamus. 95 Thesen zur wichtigsten deutschen Lebensfrage. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 40 Pf.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 3. Jahrgang. 9. und 10. Heft. Zürich, Rascher & Cie. Je M. 2.—.

Weitzel, Karl, Der deutsche Staatsgedanke — der Bürge unserer Zukunft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.50.

Wilamowitz-Moellendorf, Ulrich v., Reden aus der Kriegszeit. 5. Heft. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 75 Pf.

Woermann, Karl, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker. 2. Band. Die Kunst der Naturvölker und der übrigen nichtchristlichen Kulturvölker, einschließlich der Kunst des Islams. Leipzig, Bibliographisches Institut. Geb. M. 18.—.

Zwischen Krieg und Frieden. Heft 38. J. H. Balckenier-Kips, Der deutsche Staatsgedanke. Leipzig, S. Hirzel. M. 1.20.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Das moralische Element im Kriege

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven

Dr. h. c. der Universität Berlin

C'est le moral qui décide à la guerre", lautet ein bekannter Ausspruch Napoleons. Gilt er nicht nur für seine Zeit? Entscheidet nicht jetzt die größere Menge technischer Kampfmittel? Lloyd George hat es behauptet. Ihm zufolge hängt der Sieg heute ab von der größeren Menge der Kanonen und entsprechender Munition. Daß beides zur Gewinnung des Sieges beiträgt, ist unbestreitbar, im übrigen aber hat der Ausgang der Sommeschlacht Lloyd George Lügen gestraft. Die monatelangen Kämpfe an der Somme beweisen, daß die heutige Technik der Bedeutung des moralischen Elements keinen Eintrag zu tun vermocht hat. Unsre Tapfern haben unter der Wucht des feindlichen Feuers an mehreren Stellen nachgeben müssen, die Schlacht im großen jedoch in der Verteidigung siegreich durchgefochten. Aber nicht nur dort ist der einstige englische Munitions-, nunmehrige erste Minister widerlegt worden. Unsre Truppen haben ihre größten Erfolge im Bewegungskriege erzielt, so zu Beginn des Krieges in Belgien und Nordfrankreich, bei Tannenberg und in der masurischen Winterschlacht, in Galizien und Polen im Sommer 1915, im Herbst desselben Jahres in Serbien und 1916 in Siebenbürgen und Rumänien. Gewiß, das Geschick überlegener, in dieser Kriegsweise besonders geschulter Führung hat hierbei viel getan, die Artillerie hat der angreifenden Infanterie wacker vorgearbeitet, aber diese Siegeszüge ohnegleichen sind doch nur möglich gewesen, weil der deutsche Soldat seinem Gegner innerlich weit überlegen war. Wenn je, so hat hier das Napoleonische Wort seine Bestätigung gefunden.

An der Grenze von Siebenbürgen gefangene russische Offiziere äußerten jüngst ihr Erstaunen darüber, daß die Deutschen überall so stark seien, sie hatten erwartet, daß die Angriffe an der Somme die Masse des deutschen Heeres im Westen festhalten würden, kamen daher zu dem Schluß, daß man in Deutschland vor dem Kriege alle Statistiken gefälscht haben müsse, daß unser Volk mindestens um 20 Millionen zahlreicher und dementsprechend auch die Armee weit stärker gewesen sei als zugegeben wurde. In diesen naiven Aeußerungen liegt unbewußt eine hohe Anerkennung für die deutsche Volkskraft, für die Organisation, die während des Krieges unser Heer so ansehnlich vermehrt hat,

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

für die oberste Heeresleitung, die jeder neuen Gefahr durch rechtzeitige Truppenverschiebungen zu begegnen wußte. Vor allem aber ist den guten Herren entgangen, daß der deutsche Soldat sich niemals scheut, einer gegen zwei, ja einer gegen drei zu fechten, daß es das Wort „unmöglich" für deutsche Führer und ihre Truppen nicht gibt, daß wir auch mit Minderheiten anzugreifen uns nicht scheuen und auch dann zu siegen wissen.

Das ist im Westen bei den gewaltigen technischen Kampfmitteln der Gegner sehr schwer. Allein die mechanische Kraft des feindlichen Feuers hat an der Somme mehr als einmal unsre Truppen in ihren Stellungen vernichtet. Auch verstehen die Franzosen die Gefechtstechnik als solche vortrefflich, und die Engländer haben nach und nach in ihr große Fortschritte gemacht, wenn auch die taktische Handhabung der Truppen bei unsern westlichen Gegnern nicht auf der Höhe steht. Es wäre Torheit, den gewaltigen Zuwachs an Kraft, den die heutige Waffenwirkung verleiht, unterschätzen zu wollen, daß sie jedoch allein nicht ausschlaggebend ist, beweist das Aushalten unsrer Leute im feindlichen Trommelfeuer.

Auch den Gegnern, die sich immer wieder im Ansturm gegen unsre feuerspeienden Fronten versuchten, schulden wir indessen hohe Achtung. Ueberblickt man den Weltkrieg im ganzen, so kann es nach der Hingebung, die wir überall bei Freund und Feind gewahren, fast scheinen, als ob die körperlichen und vor allem die seelischen Kräfte des Menschen sich gegen früher gesteigert hätten. Wir nehmen überall eine Nervenkraft wahr, die sich auch der Wirkung heutiger Kampfmittel gewachsen zeigt. Es ist das um so auffallender, als man von heutigen Kulturmenschen das nicht erwartet hatte. Bezeichnete doch bereits Moltke den Bajonettangriff als eine mehr oder weniger überwundene Sache. Er werde eigentlich nur markiert, bilde den Ausdruck für den Einbruch in den Feind, den dieser selten aushalte. Im jetzigen Kriege gewahren wir dagegen fortgesetzte Nahkämpfe, nicht nur mit dem Bajonett, sondern auch mit der wieder aufgelebten, vervollkommneten Handgranate. Wohl wies schon der Russisch-Japanische Krieg zahlreiche Nahkämpfe auf, die bei den heutigen weittragenden Feuerwaffen nicht mehr verwertet worden waren, aber die Art der in Ostasien gegeneinander kämpfenden Völker konnte als Erklärung dafür dienen. Was sich bei diesen ereignete, brauchte bei Mittel- und Westeuropäern nicht einzutreten. Auch erscheint an sich widersinnig, daß Armeen, die mit Gewehren ausgerüstet sind, die auf 1000 Meter noch sicher treffen, sich so naherücken, daß sie diese Fernwaffen gar nicht mehr ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß verwenden können. Diese Dinge hängen zum Teil mit der Natur des Stellungskrieges zusammen. Daß dieser im Weltkriege eine solche Ausdehnung und Bedeutung annahm, hat zum Teil seinen Grund in der Vervollkommnung der heutigen Waffen, die einerseits der Verteidigung eine große Stärke gewährt, anderseits zwingt, sich gegen die feindliche Waffenwirkung zu schützen. Für uns war der Stellungskrieg auf weiten Frontstrecken geboten, weil wir uns nach allen Seiten einer auf uns eindringenden Ueberlegenheit erwehren mußten. Hätten die Gegner verstanden, diese Ueberlegenheit gegen den Vierbund wirksam zur Geltung zu bringen, es

Digitized by Google

wäre überhaupt nicht zu einem langen Stellungskriege gekommen, sie hätten uns im Bewegungskriege das Gesetz vorgeschrieben. Derartige Verhältnisse vermochte Moltke nicht vorauszusehen, auch nicht die weiteren Erscheinungen dieses Krieges, die in der Psyche des Volks- und Massenkrieges begründet sind.

Zwar trägt bereits der zweite Teil des Krieges 1870/71 das Kennzeichen des Volkskrieges, indessen die Anspannung der Volkskraft auf unsrer Seite ging, ungeachtet wir die allgemeine Wehrpflicht schon seit den Befreiungskriegen besaßen, damals nicht entfernt so weit wie jetzt, und die Armeen der französischen Republik bestanden aus eilig zusammengerafften, ungeübten Massen. 1914 trat uns zum erstenmal das Frankreich der organisierten allgemeinen Wehrpflicht, nach und nach auch ein englisches Volksheer entgegen. Durch jahrelanges Schüren zum Rachekriege und eine äußerst geschickte Aufhetzung während des Krieges wurde der Haß gegen uns fortgesetzt gesteigert. Der überwältigende Eindruck unsrer Anfangserfolge hat, je weniger solche vermutlich von dem von allen Seiten angefallenen Deutschland erwartet wurden, die Leidenschaften noch mehr entflammt. Das Franktireurwesen in Belgien tat das seinige dazu. Das bereits ins Wanken geratene Selbstbewußtsein ist dann dem französischen Heere nach der Marneschlacht zurückgekehrt. Seitdem unterließen die französischen Machthaber nichts, um mit Hilfe einer urteilslosen, verlogenen Presse das Vertrauen auf den endgültigen Sieg aufrechtzuerhalten. Das fortgesetzte Anwachsen des verbündeten englischen Heeres, die trotz aller erlittenen Niederlagen als unerschöpflich gepriesenen Menschenmengen Rußlands, die diesem von Japan gewährte Hilfe, der Beitritt Italiens und neuerdings Rumäniens haben immer wieder dazu herhalten müssen, das Lügengewebe, in das sich ganz Frankreich mehr und mehr einspann, dicht zu halten, so dicht, daß bei unsern Feinden darüber jegliches Gefühl für die Wahrheit schließlich verloren gehen mußte. Sodann lebt im französischen Heere, wenn auch wohl nicht allen seinen Gliedern bewußt, das Gefühl, daß es sich nicht nur um die Befreiung des französischen Bodens von einem verhaßten Eindringling handelt, sondern um einen Kampf um die künftige Weltgeltung Frankreichs. Dadurch erklärt sich zum großen Teil die noch weit über die sprichwörtliche französische Todesverachtung hinausgehende Hingebung, mit der ganze Divisionen in dichten Massen sich immer wieder zu aussichtslosen Durchbruchsversuchen haben vorreißen lassen.

Der ins maßlose gesteigerte Haß der Feinde mußte eine wachsende Erbitterung in unserem Heere erzeugen. Ein Massenheer birgt in sich auch Elemente von geringerem sittlichem Wert, und der Krieg ist nicht gerade geeignet, diese zum Besseren zu erziehen. Was aber wollen gelegentliche Ausschreitungen, wie sie der Krieg nun einmal mit sich bringt, wo sie im deutschen Heere vorgekommen sind, gegen das besagen, was uns auf feindlicher Seite begegnet ist. Namentlich in der Behandlung unsrer Gefangenen haben die Franzosen, weiße wie schwarze Soldaten, nicht minder aber die Bevölkerung, darunter nicht zum wenigsten die Frauen, ein Benehmen zur Schau getragen, das sich nur als Apachentum bezeichnen läßt. Auch im französischen Offizierkorps selbst liegt

Digitized by Google

nicht mehr jener ritterliche Zug, der noch 1870 einen alten Offizier zu einem unsrer Gefangenen sagen ließ: „Un prisonnier est une personne sacrée."

Wenn unsre Truppen eine so wunderbare Widerstandskraft bewiesen haben, so liegt es vor allem daran, daß in ihnen das Bewußtsein lebendig ist, um was es sich in diesem Kriege für uns handelt. Die in unserm Volke bis in seine untersten Schichten reichende Bildung, die in ihm regen sittlichen Mächte haben es befähigt, die schwersten Aufgaben zu lösen. Der lange Krieg hat sodann dieses Volksheer eine Uebung gewinnen lassen, wie sie ehedem nur Berufsheeren eigen war. Es zeigt sich das auch in der Kaltblütigkeit, die unsre Mannschaften in der Gefahr bewähren. Es ist derselbe Geist, derselbe Wagemut, der unsre Marine in diesem Kriege zu so glänzenden Leistungen befähigt hat. Nicht jeder hat in unserm gewaltigen Heere die Anlage zu einem Helden mitgebracht, aber draußen kann er nicht anders als sich tapfer halten. Dafür sorgt der Geist der Gesamtheit, die den einzelnen mitreißt. Rückschläge sind uns in diesem langen Ringen gelegentlich nicht erspart geblieben. Sie haben die beteiligten Truppen nach Anstrengungen und einem Verbrauch von Nervenkraft, wie sie die bisherigen Kriege nicht kannten, wohl vorübergehend niedergedrückt und das Bedürfnis nach Ruhe bei ihnen hervortreten lassen, neue Aufgaben fanden sie jedoch immer wieder leistungsfähig. Der nordamerikanische General Sherman sagt in seinen Denkwürdigkeiten über den Bürgerkrieg: „Ich möchte wahren Mut als ein höchst vervollkommnetes Empfinden für das Maß der Gefahr und den entschlossenen Willen, ihr entgegenzugehen, bezeichnen. Es trifft dies die Sache weit besser als jene sog. Unempfindlichkeit gegen die Gefahr, von der ich zwar viel gehört, aber wenig gesehen habe." Diese Worte treffen in jeder Hinsicht für unser Heer zu.

Der Feind hat ihm die Anerkennung nicht versagt. Engländer haben ihr Erstaunen darüber zu erkennen gegeben, daß die deutschen Soldaten sich, auch wenn sie ihrer Offiziere beraubt waren, weiter schlugen, als sei jeder sein eigner Führer, und doch den Zusammenhalt nicht verloren. Ueber die Herbstschlacht 1915 in der Champagne schreibt General Cherfils:[1]) „Der französische Soldat entgleitet gar zu leicht seinem Vorgesetzten. Jeder geht, wohin er will. So kam es, daß unsre Infanterie in einem Augenblick soeben erst von ihr gewonnenes Gelände verlor und auf diesem die Hälfte ihrer Mannschaft liegen ließ. Der Deutsche ist wahrhaft Soldat. Die Disziplin ist ihm völlig in Fleisch und Blut übergegangen. Darin besteht seine größte Stärke."

Der einzelne ein völlig durchgebildeter Soldat und durch die Disziplin fest in der Hand des Offiziers, darin liegt der Wert unsrer Ausbildung. Sie ist individualisierend und schafft zugleich durch festen Drill eine Kriegszucht, um die uns die andern beneiden. Diese Bedeutung des Drills ist bei uns vor dem Kriege sehr häufig verkannt worden. Man hat für Selbstzweck gehalten, was nur Mittel zur Festigung der Mannszucht war. Man hat das Parademäßige

[1]) „Echo de Paris", 23. November 1915.

Digitized by Google

bei uns verspottet, ohne zu bedenken, daß die Parade ein sicherer Prüfstein der Disziplin ist und auch im Felde außerhalb des Gefechtsfeldes gelegentlich ihre Berechtigung hat. Nur dort, wo die Truppe durch Paradesucht zum Prunkstück erniedrigt wird, ist Tadel am Platze. Der Wert einer guten soldatischen Haltung ist von großer Bedeutung. „Der Soldat muß sich können fühlen", nicht nur unter Wallenstein, sondern bei der heutigen Kampfweise erst recht.

Es ist bei uns viel vom sog. Schützengrabengeist die Rede gewesen, in dem sich die schöne Kameradschaft von Offizieren und Mannschaften zeigte. Dabei ist übersehen worden, daß diese auf treuer Fürsorge für die Untergebenen fußende Kameradschaft auch schon vor dem Kriege bestanden hat. Sie äußerte sich nur anders. Es ist für den Offizier ein Unterschied im Verkehr mit jungen Mannschaften, die erst erzogen und geschult werden sollen, oder mit ausgebildeten, besonders älteren Leuten, die es gegen den Feind zu führen gilt. Daß angesichts des Todes eine größere Gleichheit zwischen Vorgesetzten und Untergebenen herrscht, ist außerdem natürlich. Darum steht der Offizier im Schützengraben nicht minder über seinen Mannschaften als sonst. Das Fehlen der Offiziere hat sich nach den anfänglichen schweren Verlusten im Herbst 1914 außerordentlich fühlbar gemacht, und auch sonst brave Leute haben gelegentlich versagt, wo ihnen die Führer vom feindlichen Geschosse hinweggerafft waren. Ein gutes Verhältnis zwischen Offizier und Mann wird und muß nach dem Kriege bleiben, darf aber nicht zur Schädigung der Autorität des Vorgesetzten führen. Unsern Jugendlichen, die während des Krieges der väterlichen Zucht entwachsen sind, wird die feste Schulung im Heere ganz besonders not sein.

Deutsche Kriegszucht und deutsches Pflichtgefühl sind recht eigentlich die Grundlagen unsrer Erfolge im Weltkriege gewesen. Die Friedensschulung des Heeres hat sich durchaus bewährt, vor allem auch darin, daß sie hohe Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Truppe stellte. Es geschah in dem Sinne des Ausspruchs von Clausewitz: „Körperliche Anstrengungen müssen geübt werden, weniger, daß sich die Natur, als daß sich der Verstand daran gewöhne. Im Kriege ist der neue Soldat sehr geneigt, ungewöhnliche Anstrengungen für Folgen großer Fehler, Irrungen und Verlegenheiten in der Führung des Ganzen zu halten und dadurch doppelt niedergedrückt zu werden. Dies wird nicht geschehen, wenn er bei Friedensübungen darauf vorbereitet ist."[1]) Dadurch hat sich in diesem Kriege jenes andre Wort des großen Kriegsweisen bewahrheitet: „Je mehr ein Feldherr gewohnt ist, von seinen Soldaten zu fordern, um so sicherer ist er, daß die Forderung geleistet wird. Der Soldat ist ebenso stolz auf überwundene Mühseligkeiten als auf überstandene Gefahren."[2])

Wem es Ueberzeugung ist, daß internationale Fragen Machtfragen sind und es stets bleiben werden, der kann nicht im Zweifel darüber sein, daß die Entwicklung unsrer Wehrmacht nach dem Kriege zur Einstellung aller Wehr-

[1]) Vom Kriege, I. Buch, 8. Kapitel.
[2]) Vom Kriege, III. Buch, 5. Kapitel.

Digitized by Google

fähigen in das Heer führen muß. Sie hierzu in größerer Zahl als es bisher der Fall war, zu befähigen, wird eine Hauptaufgabe der Jugendorganisationen sein. Außer für die Ertüchtigung der Jugend in körperlicher und seelischer Hinsicht werden sie gerade bei der Art heutiger Kämpfe, die in hohem Grade sportliche Eigenschaften, Handfertigkeit und technisches Können fordern, eine vortreffliche Vorschule für das Heer bilden. Einen Ersatz für wirkliche soldatische Schulung vermögen sie nicht zu gewähren. Auch kann ohne Schädigung dieser eine Verkürzung der jetzt bestehenden Dienstzeit nicht vorgenommen werden. Nur sie ermöglicht eine gründliche soldatische Durchbildung wie sie uns verholfen hat, den Weltkrieg zu bestehen. Locker gefügte und flüchtig geschulte Milizen hätten das nimmermehr vermocht. Wir besitzen auch dafür ein Zeugnis von feindlicher Seite. Ueber die Anfänge der Sommeschlacht schreibt die „France militaire" vom 16. Juli 1916: „Die große Homogenität der deutschen Armee geht aus der Tatsache hervor, daß es der deutschen Heeresleitung möglich war, etwa zwanzig verschiedene Bataillone wenigstens zehn verschiedenen Divisionen zu entnehmen, um diese improvisierten Formationen der englisch-französischen Offensive entgegenzuwerfen ... Es ist ein Zeichen großer Homogenität und eines schönen Zusammenhanges zwischen den verschiedenen Kommandostellen, daß es den Deutschen möglich war, eine derartige Maßnahme in wenigen Stunden durchzuführen. Die Gegner einer längeren aktiven Dienstzeit und eingehender Friedensvorbereitung mögen darüber nachdenken: eine Milizarmee mit abgekürzter Dienstzeit mag Heldentaten verrichten, ihre Regimenter mögen Zusammenhalt haben, aber sie wird jede Kraft verlieren, wenn die Umstände dazu zwingen, ihre höheren Einheiten aufzulösen und die Verbände zu mischen. Nur da, wo die Einheit der Ausbildung bis in die niedersten Stufen gedrungen und eine gründliche militärische Durchbildung vorhanden ist, kann man sich gewagte Unternehmungen gestatten."

Ein Volksheer, in dem jedermann die Schule des stehenden Heeres durchgemacht hat, besitzt allein wahrhaft hohe Schwungkraft. Der jetzige Krieg hat uns mit dankbarem Staunen vor den hohen Leistungen unsres Heeres erfüllt. Er hat, Gott sei es aus vollem Herzen gedankt, dem Verfasser dieser Zeilen recht gegeben, wenn er ein Jahrzehnt vor dem Kriege schrieb:[1]) „Im deutschen Volke schlummern jedenfalls zahlreiche Keime höchster kriegerischer Leistungen, Keime, die sich kräftig entfalten werden, wenn es dereinst zu den Waffen gerufen wird. Dann werden auf dieses Volk in Waffen die Worte von Clausewitz[2]) Anwendung finden: Ein Heer, dessen körperliche Kräfte in der Uebung von Entbehrung und Anstrengung gestärkt sind wie die Muskeln eines Athleten, welches diese Anstrengungen ansieht als ein Mittel zum Siege, nicht als einen Fluch, der auf seinen Fahnen ruht, und welches an alle Pflichten und Tugenden

[1]) Die Macht der Persönlichkeit im Kriege. Studien nach Clausewitz. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 2. Aufl., 1911.

[2]) Vom Kriege, III. Buch, 5. Kapitel.

Digitized by Google

durch den kurzen Katechismus einer einzigen Vorstellung erinnert wird, nämlich der Ehre seiner Waffen — ein solches Heer ist von kriegerischem Geiste durchdrungen."

Alte deutsche Waffentüchtigkeit im Verein mit unbeirrbarem deutschem Pflichtgefühl haben im Weltkriege auch die schwersten Proben bestanden. Nicht minder aber trifft auf die Haltung unsres Volkes zu, was einst Droysen schrieb:[1]) „In dem Kampf um Sein oder Nichtsein unterliegen, zeugt von Schäden oder Schwächen, die die Geschichte nicht verzeiht ... Das Reichsein, die Fülle materieller Mittel, die Masse tut es nicht allein, es sind andre, ethische Momente, die den Sieg verbürgen und erringen: die gepflegte Bildsamkeit bis tief hinab, die Ordnung und Unterordnung, die der Masse Form gibt, die Disziplin, die sie verwendbar und auch im Mißlingen in sich gewiß macht, der Wetteifer aller edler Leidenschaft, der die Seelen stählt und spannt, der starke Wille, der das Ganze lenkt, die Macht des Gedankens, der zum gewollten Ziele führt."

Die Vereinigten Staaten zwischen dem deutschen U-Bootkrieg und der japanischen Gefahr

Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten

Der Beschluß der beiden Kaisermächte, vom 1. Februar ab den Unterseebootskrieg in verschärfter Weise zu führen und die Gewässer rings um Großbritannien, Frankreich und Italien als Sperrgebiet zu behandeln, eröffnet einen neuen, wie zuversichtlich zu erwarten ist, die für ihre Waffen siegreiche Beendigung der opferreichen Kämpfe einleitenden Abschnitt in dem ungeheuren Drama des Weltkriegs.

Als die deutsche Regierung auf Drängen der amerikanischen Union sich bereit fand, Schiffe mit Bannwaren erst nach vorheriger Warnung, unter möglichster Schonung des Lebens der Besatzungen angreifen zu lassen, war dieses Zugeständnis, welches der Natur der Sache nach einer wesentlichen Erhöhung der Gefahr für die angreifenden Tauchboote gleichkam, unter der ausdrücklich ausgesprochenen Voraussetzung erfolgt, daß England von seinen auf die Aushungerung der friedlichen Zivilbevölkerung berechneten völkerrechtswidrigen Maßregeln absehen werde. Diese Erwartung sollte, wie die seither gemachte Erfahrung lehrt, gänzlich unerfüllt bleiben. Weit entfernt, jene Praktiken zu mildern, war England bemüht, die Lebensmittelsperre noch enger zu gestalten; es hat auch die Illoyalität seiner Kampfweise gegen die Unterseeboote durch Flaggenbetrug und durch die allgemeine Durchführung der auf den Angriff berechneten Be-

[1]) Preußische Politik, V.

Digitized by Google

waffnung der Handelsschiffe noch gesteigert. Hierzu kam noch, daß unsre Gegner das auf die Einleitung von Friedensverhandlungen abzielende Anerbieten des Vierbunds in geradezu höhnender Form ablehnten und mit der Bekanntgabe ihrer Kriegsziele beantworteten, die Forderungen von einer Maßlosigkeit in sich schließen, welche selbst in dem Fall unerhört wären, wenn das Glück der Waffen ihnen gelächelt, wenn ihre auf allen Fronten erlittenen Mißerfolge nicht vielmehr in dreißig Monaten schwerer Kämpfe die unüberwindliche Stärke der beiden Kaiserstaaten und ihrer Verbündeten in der klarsten Weise dargetan hätten.

Konnte vordem noch irgendein Zweifel über die Endabsichten unsrer Feinde vorwalten, so wissen nunmehr die Völker des Vierbunds, daß es einen Kampf um ihre Existenz gilt. Ein solcher Abwehrkampf, vor allem der beklagenswerte, weil seine Opfer ohne Wahl heischende Unterseebootkrieg, dessen völkerrechtliche Zulässigkeit als Repressalie aber feststeht, muß jedes fühlende Herz mit Wehmut und Mitleid erfüllen; der Fluch der lebenden wie der kommenden Geschlechter wird in seiner vollen Schwere ausschließlich die gewissenlosen Machthaber des gegnerischen Lagers belasten, die ihn mutwillig entfesselten.

Die öffentliche Meinung in den Ländern des Vierbundes hat diese Sachlage richtig erkannt und die angekündigten Maßnahmen daher ohne jeden Unterschied politischer Parteizugehörigkeit mit begeisterter Zustimmung begrüßt.

Die Verschärfung der Kampfweise machte eine Beeinträchtigung der Interessen der neutralen Auslandsstaaten unvermeidlich. Denn wenn auch das Sperrgebiet deren Küsten freiläßt, so sieht sich ihre Schiffahrt doch Einschränkungen und Gefahren ausgesetzt, die eine Stellungnahme jener Staaten gegen die von Deutschland und Oesterreich-Ungarn angekündigten Maßnahmen durchaus rechtfertigen. Gleichwohl konnten sie nicht übersehen, daß die beiden Kaisermächte mit ihrem nach langer Zögerung und Ueberlegung gefaßten Beschluß das Gebot einer bittern Zwangslage erfüllten, daß derselbe einem Akt der Notwehr in dem ihnen aufgezwungenen Verteidigungskampf gleichkommt und als Repressalie gegen die vorausgegangenen Uebergriffe der Feinde völkerrechtlich einwandfrei ist; es scheint denn auch, daß sie sich mit einem formellen Einspruch gegen die Seesperre begnügen werden.

Zweifellos sind die skandinavischen Königreiche ebenso wie die Niederlande und Spanien schon vermöge ihrer geographischen Lage von den Sperrmaßregeln auf das unmittelbarste berührt. Ganz anders verhält es sich mit der großen Republik im Westen. Dennoch war es gerade das Washingtoner Kabinett, welches, durch Erwägungen der erwähnten Art offenbar nicht im geringsten aufgehalten, die Ankündigung der Zentralmächte sofort mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu dem Deutschen Reich beantwortete und auf diese Weise die Gefahr des Ausbruchs eines Krieges zwischen der amerikanischen Union und dem Vierbund heraufbeschwor. Die Zentralmächte hatten sich mit der eigentümlichen Art von „Neutralität" der Vereinigten Staaten, die kaum den Namen einer solchen verdiente, seit geraumer Zeit abgefunden, sie schon längst als eine äußerst brüchige erkannt. Eine schmerzliche, bis in die ersten Tage des Weltkriegs zurück-

Digitized by Google

reichende, seither nur zu oft neugemachte Erfahrung hatte sie belehrt, daß Präsident Wilson und seine Regierung es wohl an salbungsvollen Friedenskundgebungen nicht fehlen ließen, aber keinen Finger rührten, als die amerikanische Industrie unsern Feinden Milliardenwerte an Kriegsmaterial aller Art lieferte, daß der amerikanische Sittenrichter den uns zur Last gelegten angeblichen Verfehlungen gegenüber die äußerste Strenge bekundete, während er vor den flagrantesten Völkerrechtsbrüchen Englands und seiner Alliierten stets beide Augen zudrückte.

Auch die neueste Wendung in der Politik des „neutralen" Amerika, mag deren Grund in blinder Voreingenommenheit für die jetzt arg gefährdete Sache des ehemaligen Mutterlandes, mag er in einer bewußten oder unbewußten gänzlichen Verkennung der Lage beider kriegführenden Parteien oder in der eignen anmaßenden Rechthaberei zu suchen sein, wird die Kaisermächte nicht um eine Linie von dem Wege abdrängen, den sie mit dem 1. Februar beschritten haben. Das vollste Vertrauen des Volkes wird sie auf diesem Weg begleiten, es stützt felsenfest und unerschütterlich sich auf das einfache und stolze Wort des Feldmarschalls v. Hindenburg: „Die militärische Gesamtlage läßt es zu, alle Folgen auf uns zu nehmen, die der uneingeschränkte Unterseebootkrieg nach sich ziehen könnte."

Präsident Wilson hat also falsch gerechnet, wenn er etwa vermeinte, daß seine schroffe Stellungnahme die Zentralmächte einschüchtern und sie bestimmen werde, dem entscheidenden Schlag Einhalt zu tun. Sie können vielmehr im Bewußtsein ihrer Stärke die weiteren Entschlüsse des Präsidenten, gegebenenfalls sogar durch eine offene Kriegserklärung, mit Gelassenheit abwarten. Diese äußerste Konsequenz zu ziehen, dürfte die amerikanische Regierung voraussichtlich sich doch überlegen, um so mehr, da, wie sich dies schon jetzt zeigt, ihre Erwartung, die übrigen neutralen Staaten würden ihr Gefolgschaft leisten, unerfüllt blieb. Vor allem aber ist es das Verhältnis zu dem lauernden Rivalen am Ostufer des Pazifischen Ozeans, welcher selbst auf die anglomansten Hitzköpfe in den Neuenglandstaaten eine abkühlende Wirkung ausüben und sie abhalten wird, einen Waffengang in Europa zu befürworten, wo doch die in Ostasien zusammengeballten bedrohlichen Wolken gerade zur Unzeit über Amerika sich entladen könnten.

Wie Deutschland hat auch Nordamerika in der modernen Kulturentwicklung Japans eine hervorragende Stelle inne. Eine nordamerikanische Eskader war es bekanntlich, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts das Inselreich dazu vermochte, aus seiner lange gehüteten Abgeschlossenheit herauszutreten. Zahlreiche amerikanische Schulen und Missionäre wirken im Land, viele der hervorragendsten Staatsmänner Japans haben ihre Studien auf amerikanischen Universitäten zurückgelegt.

Ein reger Handelsverkehr hat sich zwischen dem Inselstaat und der Union entwickelt; diese nimmt in der japanischen Ausfuhr die erste Stelle ein; auch die politischen Beziehungen waren viele Jahre hindurch durchaus freundschaftlich,

Digitized by Google

noch während des Russisch-Japanischen Krieges hatte Japan sich so mancher Hilfeleistung von amerikanischer Seite zu erfreuen.

Das gute politische Einvernehmen begann sich zu trüben, als die japanischen Bestrebungen, die Hegemonie in Ostasien und im nördlichen Stillen Ozean zu gewinnen, deutlicher hervortraten; auch die Hemmnisse, welche die amerikanischen Weststaaten der Zuwanderung der Untertanen des Mikado in den Weg stellten, gaben Anlaß zu Differenzen, die notdürftig überbrückt, aber keineswegs ausgetragen sind. Am stärksten kommen diese Gegensätze auf dem Boden des Reiches der Mitte zur Geltung, denn die führende exklusive Rolle, welche Japan sich in China anmaßt, steht in diametralem Widerspruch zu dem amerikanischerseits festgehaltenen Prinzip der „offenen Tür".

Gefühlsmomente haben sich immer als ein äußerst unsicherer Faktor der Politik erwiesen, aber keinem Volk der Erde gegenüber wäre eine darauf gegründete Spekulation verfehlter, als bei den Japanern, welche, nüchterne Berechnung mit glühendem Patriotismus vereinigend, vor keinem Mittel zurückschrecken, wenn sie damit die Größe und den Ruhm des Vaterlandes fördern zu können glauben. Die Siege der japanischen Armee sind zum guten Teil, wie japanischerseits bereitwillig zugegeben wird, ein Verdienst des deutschen Generals Meckel, der sich als Organisator trefflich bewährte und dessen Andenken im Land hochgehalten wird. Trotzdem und wiewohl nur eine verhältnismäßig wenig bedeutende Machtverschiebung, die Besitznahme von Kiautschou, in Betracht kam, besann sich Japan keinen Augenblick, die durch den Weltkrieg gebotene günstige Gelegenheit zu einem Ueberfall auf die deutsche Kolonie zu benützen. Bei aller Sympathie, welche in weiten Kreisen Japans von alters her für Amerika vorwaltet, unterliegt es nicht dem leisesten Zweifel, daß gegebenenfalls der Inselstaat seine Waffen mit derselben Skrupellosigkeit gegen die Union richten würde, die seinem Beutezug nach deutschem Besitz zugrunde lag.

Seit dem Ausbruch des Weltkrieges dringen Nachrichten über die politischen Pläne der japanischen Regierung noch spärlicher nach Mitteleuropa, aber auch in normalen Zeiten und an Ort und Stelle pflegen sie ein schwer zu durchdringendes Geheimnis zu sein. Politische Indiskretionen gehören in Japan zu den seltensten Ausnahmen. Es sei daran erinnert, daß ein so gewiegter Diplomat wie der damalige russische Gesandte in Tokio, Baron Rosen, als Japan ihm den Abbruch der Beziehungen notifizierte, die Sachlage derart verkannte, daß er einem befreundeten Kollegen die bestimmte Erwartung aussprach, eine Kriegsgefahr sei ausgeschlossen; zur selben Stunde aber war die japanische Flotte schon in See gestochen, um durch den Angriff auf die russischen Schiffe von Tschemulpo und das Bombardement der Forts von Port Arthur die Feindseligkeiten ohne förmliche Kriegserklärung zu eröffnen. Aehnliche Ueberraschungen leiteten die Annexion von Korea mit dem Anschlag auf Kiautschou ein; einer solchen wird man sich auch in dem Fall zu versehen haben, daß Japan einen offenen Konflikt mit der Republik des Westens nicht weiter scheuen sollte. Ein Urteil über die Wahrscheinlichkeit einer solchen Eventualität wäre freilich eine Aufgabe wie die

Digitized by Google

Lösung einer Gleichung mit mehreren Unbekannten. Immerhin können dabei einige bestimmte Faktoren in Rechnung gestellt werden. Zunächst der unbezähmbare Expansionsdrang der japanischen Nation, genährt ebenso durch den fanatischen Glauben an die Bestimmung Japans, als Vorkämpfer für die Interessen der gelben Rasse den Einfluß der Weißen zurückzudrängen, wie durch die Erkenntnis, daß das übervölkerte Land und seine sprunghaft sich entwickelnde Industrie weiteren Raum, neue, fremdem Mitbewerb möglichst verschlossene Absatzgebiete benötigen; in gleicher Richtung macht sich der Einfluß des zahlreichen, nach Beamtenstellen gierigen gebildeten Proletariats geltend. Hier ist es in erster Linie das Reich der Mitte, wo diese Bestrebungen am deutlichsten hervortreten und wo sie, nachdem Rußland das Feld in Ostasien seinem ehemaligen Rivalen nahezu ganz überlassen hat, England aber, dessen Kräfte durch den Weltkrieg gebunden sind, gute Miene zum bösen Spiel seines Alliierten machen muß, den Hauptwiderstand an Amerika finden. Auch die Philippinen, der Archipel von Hawai, die Sundainseln bleiben dem begehrlichen Blick der Japaner nicht entzogen und bilden sicherlich den Gegenstand ihrer wenn auch mehr oder weniger verhüllten Aspirationen.

Weiters kommt in Betracht, daß derzeit ein Staatsmann wie General Terautschi an der Spitze der Regierung in Tokio steht, der nach seinen Antezedenzien als Anhänger einer Aktionspolitik angesehen werden muß, ferner daß Japan infolge der großen Gewinne, die der Weltkrieg dem Lande eintrug, auch finanziell für alle Eventualitäten wohlgerüstet ist.

Der Scharfblick der amerikanischen Politiker wird diese Lage zu würdigen wissen, wenn die durch den Abbruch des diplomatischen Verkehrs mit dem Deutschen Reich in bedrohliche Nähe gerückte Entscheidung zu treffen ist. Fiele sie in dem Sinne aus, daß die Union, trotzdem sie auf ihrem zur Bekämpfung der verschärften U-Bootaktion eingeschlagenen Weg vereinsamt blieb, zur offenen Fehde gegen Deutschland sich entschließt, so könnte es leicht geschehen, daß der abgeschossene Pfeil auf den Schützen zurückprallt. Denn zu große Dinge hat Japan in seiner Abrechnung mit Amerika zu bereinigen, zu groß wäre für das Inselreich die Versuchung, eine einzig dastehende Gelegenheit zu benützen, um seine lang gehegten politischen und wirtschaftlichen Ziele zu erreichen, als daß nicht ein amerikanisch-deutscher Krieg aller Wahrscheinlichkeit nach einen solchen zwischen den beiden Rivalen am Stillen Weltmeere zur unmittelbaren Folge haben sollte. Die aus solchen kriegerischen Verwicklungen sich ergebenden Gefahren wären — dies können wir in aller Objektivität feststellen — für Amerika ungleich größere als für Deutschland.

Digitized by Google

Falsche Götter

Von

John L. Stoddard

Eine Flutwelle der Enttäuschung hat sich über die Welt ergossen: Die Schrecken des Krieges, die in der Weltgeschichte nicht ihresgleichen fanden; der vulkanische Ausbruch der internationalen Wut, welche in dem Wunsche gipfelt, die Existenz und den Handel des Feindes zu vernichten; barbarische Grausamkeiten, begangen an schiffbrüchigen, hilflosen Seeleuten; die erstaunliche Umwandlung des größten Teils der Presse in ein Medium zur Verbreitung von Haß und Unwahrheit unter ganzen Nationen von irregeführten Sterblichen; die Einfuhr von Tausenden von schwarzen und gelben Wilden nach Europa, die von sog. zivilisierten und christlichen Völkern dazu verwendet werden, weiße christliche Blutsverwandte zu töten; — alles das hat Millionen unter der Menschheit unsäglich überrascht und betrübt. Wir hatten angenommen, daß die Vernunft, wenn nicht die Barmherzigkeit, von unserm Planeten für immer solch entsetzlichen Brudermord gebannt hätte; wir hatten uns eingebildet, daß die in unzähligen Kirchen verkündete Lehre des Christentums ihre Anhänger veranlaßt hätte, solche öffentliche Verletzung der Vorschriften ihres Gründers zu verabscheuen; wir hatten geglaubt, daß Brutalität gegen Gefangene und der Versuch, Nichtkämpfende auszuhungern, ebenso vollständig ausgerottet wäre, wie die nordamerikanischen Indianer aus den Tagen des Skalpmessers und des Tomahawks; wir hatten gehofft, daß der moderne Journalismus willens sei, seine große, unberechenbare Macht nur zugunsten der Wahrheit geltend zu machen; wir hatten es nicht für möglich gehalten, daß leitende Staatsmänner, wie Lloyd George, Asquith, Poincaré und andre sich feierlich als „Beschützer der kleinen Nationen" aufspielen könnten, während sie Griechenland und andre Neutrale so despotisch behandeln; und wir hatten uns nicht träumen lassen, daß der erwählte Präsident der großen amerikanischen Republik in seiner Heuchelei noch Pecksniff und Tartüff überbieten könne und als der Lakai Großbritanniens und als Werkzeug der Plutokraten unauslöschlich die edlen Worte „Neutralität" und „Humanität" beflecken würde!

Aber wir haben ein grausames Erwachen erlebt! Wir machen es uns klar jetzt, daß der Grad der sozialen Evolution, den wir hofften erreicht zu haben, noch weit, weit vor uns liegt. In vielen Beziehungen ist unsre Rasse zurückgegangen. Ganz abgesehen von einigen berühmten Zeitpunkten des Altertums, besteht kein Zweifel, daß vor einem halben Jahrhundert ein großer Teil der Bevölkerung von Europa und Amerika von höheren Beweggründen geleitet wurde und ein geistigeres und idealeres Leben führte, als dieses heute der Fall ist. Was hat diesen Rückgang verursacht? Was bedeutet dieser traurige Untergang unsrer Ideale von Brüderlichkeit, Gerechtigkeit, Wahrheit, „Fair Play"

Digitized by Google

und Ritterlichkeit? Was soll es bedeuten, daß selbst ein Erzbischof von London die Feigheit billigen kann, mit welcher Engländer deutsche Seeleute, die in der Nordsee ertranken, im Stich gelassen haben, und daß das englische Volk den Mann belohnen kann, der für solch eine Infamie verantwortlich ist? Wir stehen ohne Zweifel vor einem zeitweiligen Zusammenbruch der höheren Gefühle des Menschen. Wie können wir uns das erklären? Ich halte dafür, daß der Hauptgrund dessen der verderbliche Wechsel ist, der in den letzten vierzig Jahren in unsrer wechselseitigen Schätzung der geistigen und materiellen Werte stattgefunden hat. Wenn wir in der westlichen Welt vor ungefähr vierzig Jahren im allgemeinen dem Idealismus zusteuerten, so sind wir neuerdings direkt auf den Materialismus losgefahren — ein Wechsel so groß, als wenn wir, anstatt dem Nordpol entgegenzusegeln, mit Volldampf auf das Südliche Kreuz losfahren wollten. Aber was hat diese Ueberschätzung des Physischen und des Materiellen verursacht? Allem Anschein nach ist es das rasche, abnorme Zunehmen des Reichtums, welcher die Welt mit seinen charakteristischen Schäden überschwemmt hat. Unter diesen Schäden ist natürlich der Luxus aller Art zu verzeichnen; die übermäßige Hingabe an frivole Zerstreuungen, die man im allgemeinen unter dem Namen „Sport" zusammenfaßt; die politische Korruption, welche Staatsmänner, Legislaturen und Diplomaten (um nicht von Zeitungsherausgebern zu reden) heute kaltblütig durch „Geheimfonds" besticht; und zuletzt die weitverbreitete Ueberzeugung, daß der Gelderwerb der Hauptzweck des Lebens sei und der Maßstab seines Erfolges.

Die Liebe zum Geld ist natürlich nichts Neues. Schon vor zweitausend Jahren wurde es gesagt, daß es die Wurzel alles Uebels sei. Aber jetzt gibt es einen Unterschied. Was den modernen Reichtum hauptsächlich charakterisiert, sind die erstaunlichen Bündnisse des Kapitals, die nicht nur die Macht haben, die Politik der Regierungen zu leiten, riesige und unerhörte Kriegsanleihen in Fluß zu bringen und Gesetzgeber zu erkaufen, sondern auch die Kräfte der Natur und die Schätze der Erde sich anzueignen und auszubeuten.

Mr. John D. Rockefeller z. B., der Standard-Oil-König, von dem es heißt, daß er jetzt 5000 Millionen Kronen besitzt, beherrscht in der Tat das Oel der ganzen Welt. Man stelle sich den unwiderstehlichen Einfluß vor, den solch ein Mann (besonders in Verbindung mit andern Geldmännern) auf seine Mitmenschen ausüben kann! Und dieses nicht nur auf direktem, sondern auf indirektem Wege.

Jeder weiß z. B., daß die Standard-Oil-Gesellschaft ihre weitgehende Macht grausamerweise gebraucht hat, um alle Konkurrenz zu erdrücken. Ihr ungeheures Vermögen ist auf dem Ruin vieler kleinerer Industrien und glücklicher Heimstätten aufgebaut. Spionage und Bestechung der Angestellten ihrer Konkurrenten waren ihre ständigen Waffen. Außerdem würde sie niemals solche Macht erlangt haben, wenn sie nicht heimlich die Eisenbahnen bestochen und terrorisiert hätte, ihre Waren gegen die Hälfte des von ihren Rivalen bezahlten

Digitized by Google

Preises zu befördern. Als dann vor einigen Jahren Mr. Rockefeller einen Teil seines unrecht erworbenen Vermögens der Sache der äußeren Mission geben wollte, hätte die Kirche dieses ablehnen sollen. Das hätte wie ein reinigender Wind durchs Land gefegt und hätte vor allem Volk den Maßstab des Charakters über den des Geldes erhoben. Der Eindruck eines solchen Verhaltens wäre wunderbar gewesen und würde diejenigen geadelt haben, die also das befleckte Geld des Wucherers verschmäht hätten. Aber die Kirche nahm das Geld ruhig an! Ich bezweifle nicht, daß sie damit Gutes getan hat; aber wog das den entstandenen Schaden auf? Ich glaube kaum.

Die modernen Geldkönige halten nicht nur die großen Hilfsquellen unsers Planeten fest in der Hand, sie benützen unsre modernen wunderbaren mechanischen Erfindungen als ihr Werkzeug und Spielzeug.

Als Werkzeuge lassen sie sie für sich noch mehr Geld erwerben; als Spielzeuge führen sie einen Zustand der Dinge herbei, wie ihn unsre gute alte Erde noch nie gesehen hat. Da es nun ein allgemeines Gesetz ist, daß die niederen Volksklassen immer diejenigen nachahmen, welche über ihnen stehen, hat der plötzliche Erwerb eines großen Reichtums durch Tausende von neuen Millionären zu einer ungeheuren Ausschweifung geführt.

Nehmen wir beispielsweise das Lieblingsspielzeug der Reichen — das Automobil. In Amerika ist die Manie der Massen, diesen Luxusgegenstand zu besitzen, geradezu zur Raserei geworden.

Hunderte und Tausende amerikanischer Landwirte und Handwerker verpfänden tatsächlich ihre Häuser und Güter, um sich Automobile anzuschaffen! In einer Stadt des Westens hat kürzlich ein Bankier angekündigt, daß der Besitz eines Autos seitens seiner Kunden ihren Kredit bei seiner Bank herabsetzen und ihnen kein Geld mehr geborgt würde! Im Oktober 1910 veröffentlichte eine einzige Realitätenfirma 260 Pfändungen von amerikanischen Grundstücken, die vorgenommen worden waren, um Autos zu kaufen! Ein Teil des Zaubers, den das Automobil auf alle diejenigen ausübt, die es lieben, ist die Schnelligkeit der Fahrt. Und Schnelligkeit ist heute das Idol, der Tyrann und der Fluch der Welt. In der einen oder andern Weise hat sie uns alle wie ein ansteckendes Fieber erfaßt. Das ist traurig genug, aber es kommt noch schlimmer; denn da der offenbarste Zug unsrer modernen Erfindungen irgendeine Form von Schnelligkeit ist, und da diese neuen mechanischen Schöpfungen von Millionen als der größte Beweis des menschlichen Fortschritts angesehen werden, so wird die Geschwindigkeit als das Maß jenes Fortschritts betrachtet.

Hierin besteht der bedenkliche Irrtum. Hier haben wir zur Verehrung der Menschheit jene falschen Götter eingesetzt — Mechanismus, Materialismus und Geschwindigkeit! Aber bei genauer Prüfung — was sind diese wunderbaren Erfindungen anders als die Schaffung materieller Bequemlichkeiten und schnellster Beförderung? Das ist freilich eine Art Fortschritt, aber nicht der höchste. Wir können wohl jetzt durch Telegraph, Telephon, Schnelldampfer, schnellere Züge und

Digitized by Google

noch schnellere Luftschiffe Gedanken, Gegenstände und Personen mit unerhörter Eile von einem Ort zum andern befördern. Aber der Vorteil von allem hängt einzig davon ab, *was* wir senden! So z. B. sind zahllose Lügen und Verleumdungen während des jetzigen Krieges wie der Blitz von England nach Amerika gesandt worden; aber das war ein *Teufelswerk*, und die wunderbare Erfindung des Telegraphen ist in diesem Falle nicht ein Segen geworden, sondern ein Fluch.

Was *wesentlich* ist, ist nicht Geschwindigkeit, sondern Wahrheit! Es ist viel besser, auf langsamerem Wege weniger Neuigkeiten zu erhalten, als heute so viele Dinge zu erfahren, die morgen als *falsch* erkannt werden. Wir sprechen über den ganzen Erdball innerhalb weniger Sekunden, aber *was* sagen wir auf diese Weise, das wert wäre, erhalten zu bleiben? Wir reisen nun in wenigen Stunden in einem Luxuszug von Boston nach Philadelphia, während George Washington die Reise zu *Pferd* in einer *Woche* machte; aber wir haben jetzt keine Washingtons, sondern — *Wilsons*! Die Lehrer und geistigen Führer der Menschheit vollbrachten ihre unsterblichen Werke mit keinem der Dinge, die wir für Notwendigkeiten ansehen. Plato und Marc Aurel benutzten niemals ein Automobil, Sokrates kein Telephon, und doch ist die Welt deshalb um nichts ärmer. Wir haben vergessen, daß bei der endgültigen Prüfung der Zivilisation und des Fortschritts die einzigen *wesentlichen* Dinge *Charakter* und *Wissen* sind. Aber der Charakter wird nur durch ständiges Wählen des Guten statt des Bösen gebildet, und das Wissen kann man nur durch harte Arbeit erringen. *Beide* sind die Ergebnisse eines *langsamen Wachsens*, nicht der *Hast*.

Das Tempo, in dem wir irgendeinem Tag des Gerichts (sei es einem menschlichen oder einem göttlichen) entgegeneilen, hat keinen Einfluß auf das Urteil, das über unser Verdienst gefällt werden wird. Die einzig wichtige Frage wird dann nicht sein: *Wie schnell bist du hergekommen?*, sondern: *Was bist du?* Wehe dem Menschen, der keine andre Antwort zu geben hat als: „Ich bin ein Millionär." Aber indem der materielle Fortschritt allein als der Maßstab betrachtet wird, und da vor allem andern die Geschwindigkeit für diesen Fortschritt charakteristisch ist, so wird das „Schnell-reich-Werden" fast als Pflicht angesehen; und in demselben Verhältnis, wie die Menschen Reichtümer anhäufen, scheint die Hast Besitz von ihren Seelen zu ergreifen und peitscht sie zu einem Tempo an, das die Leute älterer Generationen entsetzt. Um einiges zu nennen: Ganze Vermögen rasch und ostentativ zu vergeuden; sein Leben hoch zu versichern und dann sorglos sein Einkommen auszugeben; so schnell wie möglich durch die Luft zu eilen; das dazwischen liegende Land verächtlich beiseite zu schieben, sei es auch noch so interessant; sich irgendeinem neuen Ziele zuzuwenden, das ebenso rasch wieder verlassen wird; den Ozean und die Kontinente in der kürzesten Zeit zu durchqueren; durch das Telephon zu reden; telegraphisch zu korrespondieren; dem Tod oder der Verstümmelung sich auszusetzen beim wilden Versuch, sein Auto fünf Minuten schneller als das des Rivalen anzu-

Digitized by Google

treiben; den größten Teil des Tages — um nichts von der Nacht zu sagen — in wahnsinnigem Bridgespiel zu verbringen — diese und noch hundert ähnliche Erscheinungen der Gegenwart sind für die Anhänger des Schnelligkeitskultus die notwendigen Beigaben zu einem Leben des „Fortschritts"! Anders handeln heißt ein Hinterwäldler sein!

So haben wir nun unter dieser Hypnose und der Vergötterung der erfinderischen Klugheit durch Jahre in einer Art Narrenparadies gelebt; und die Hauptursache unsers Kummers und unsrer heutigen Enttäuschung, wenn wir das Gemetzel, die Verderbtheit und den Wahnsinn erblicken, die jetzt herrschen, ist die Erkenntnis, daß wir erstaunlich betrogen worden sind, daß wir falsche Götter angebetet haben, daß unser „Fortschritt" größtenteils nur Beschleunigung in physischer Hinsicht und von fraglichem Werte ist, und schließlich, daß unsre vielgerühmte Zivilisation nur ein Firnis ist, welcher Abgründe der Barbarei deckt, die uns entsetzen!

Sehen wir also den Tatsachen gerade ins Gesicht. Unser Fehler ist, daß wir den Karren vor den Gaul gestellt haben. Wir haben das Geld mehr geschätzt als die Sittlichkeit und die Maschine mehr als den Menschen. Wir müssen das wieder umkehren. Ein intellektuelles oder geistiges Genie ersten Ranges (wenn wir ein solches hervorbringen könnten) wäre von weit größerer Bedeutung für die Menschheit als alle unsre Millionäre plus alle unsre Entdeckungen auf dem Gebiete der Geschwindigkeit und des Luxus. „Ausgezeichnete Zeiten bestehen durch ausgezeichnete Individuen," sagt Niebuhr. Wer würde nicht einen Goethe einem Rothschild als Welterbe vorziehen? Wer würde nicht lieber einen auf eine Wachstafel geschriebenen Brief Ciceros besitzen als eine mit der Maschine geschriebene Note — oder selbst ein drahtloses Telegramm — von Lloyd George? Ich möchte nicht zum Kerzenlicht zurückkehren, doch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß Schiller seine „Maria Stuart" beim Kerzenlicht schrieb, und daß Gabriele d'Annunzio seinen „Triumph des Todes" beim Schein einer elektrischen Lampe verfaßte! Es sind der Geist und die Seele, die wesentlich sind, nicht das Medium der Beleuchtung. Mit andern Worten: wir müssen zum intellektuellen und sittlichen Wert zurückkehren als zum Maßstab des Fortschritts. Wir müssen uns wieder vom Materiellen zum Geistigen wenden. Wir müssen uns die alte, alte Frage vorlegen: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?" Es ist doch schwer, selbstgefällige Optimisten, besonders die unreifen Jungen, welche sich brüsten, der „ausgemergelten Vergangenheit" überlegen zu sein, zu überzeugen, daß alle unsre modernen Zeit- und Raumüberwinder nicht die Beweise der besten Taten des Menschen sind, trotzdem der offenbarste Gebrauch, der bisher dadurch erzielt worden ist, der ist, unsre Mitmenschen zu töten!

Nehmen wir ein andres Beispiel. Im Jahre 1834 reiste mein Vater im Stellwagen in fünf Tagen von Paris nach Basel. Ich habe wiederholt dieselbe Reise in sechs Stunden gemacht; aber indem ich sein Tagebuch über seine Reise

Digitized by Google

leſe, merke ich, daß ich gar nichts von all den ſchönen am Wege liegenden Dörfern und Landſchaften weiß, im Vergleich zu dem, was er bei ſeiner langſamen, bequemen Reiſe kennen lernte. Was habe ich dadurch gewonnen, daß ich die Gegend in ſechs Stunden bereiſt und ſie nur vom Eiſenbahnfenſter aus geſehen habe? Wir werden uns von der Richtigkeit derſelben Sache überzeugen, wenn wir viele andre ſog. „Triumphe“ der modernen Erfindungen prüfen, welche die aufwachſende Generation als den Gipfel des menſchlichen Fortſchritts verehrt. Natürlich müſſen wir ſie bewundern; aber wenn wir ihren Wert überſchätzen und uns von ihnen beherrſchen laſſen, zum Schaden unſrer höheren Natur, ſo machen wir in Wirklichkeit keinen Fortſchritt; nein, wir ſchreiten zurück.

Nehmen wir auch beiſpielsweiſe das allgegenwärtige und dienſtbereite Telephon. Ich ſchätze dieſes Inſtrument ſehr; aber wenn wir ihm zuviel Macht einräumen, kann es uns zur Laſt werden. An vielen Orten hat es das perſönliche Privatleben vollſtändig vernichtet, und es iſt der Feind aller Sammlung der Gedanken, außer man ſei taub oder man flüchte in den Keller. Wie oft hören wir in bezug auf das Telephon die Klage: „Ich kann ihm nicht entrinnen!“ In Amerika verfolgt uns der Anruf dieſes ſchrillen Anläutens in den Hotels und zuweilen auch in den Privathäuſern bis in das Schlafzimmer! Es zieht uns wie ein mächtiger Magnet in ein Rieſennetz von Vibrationen, die aus allen Teilen der Welt zu uns und durch uns dringen. Wenn wir in Verzweiflung abſtellen, erſcheint nach einer halben Stunde ein Arbeiter von der „Zentrale“, um zu fragen, was los ſei, und uns zu veranlaſſen, uns niemals denjenigen, die uns anrufen wollen, zu entziehen. „Tot für die Welt“ können wir keinen Augenblick ſein.

Selbſt das eilige Frühſtück des Neuyorker oder Chikagoer Geſchäftsmannes iſt oft durch das Telephon unterbrochen, deſſen tragbares Schallrohr auf ſeinem Reſtauranttiſch zugleich mit dem Senftopf ſteht! Auffallend iſt es, daß alle dieſe neuen Erfindungen, um Zeit zu gewinnen, uns doch nicht mehr Mußezeit eintragen. Unſre eingebildeten Bedürfniſſe übertreffen ſie und ſind doch nie befriedigt. Dieſelben Dinge, die erfunden werden, um den Menſchen eine ſchnellere Bewegungsmöglichkeit zu geben, reißen nur noch mehr Opfer in den Strudel und vermehren das ſchreckliche Gedränge. Geſchwindigkeit, Geſchwindigkeit! Sie hetzt die im Lärm und Getöſe ſtehenden Maſſen in Wut, die um den Eingang oder Ausgang der Untergrundbahnen kämpfen, deren endloſe Züge mit betäubendem Getöſe durch die übelriechenden Tunnel ſauſen. Morgens und abends verſchlingen die gähnenden Schlünde unzählige Tauſende, um ſie wieder durch andre Luftlöcher in eine verrückt gewordene Welt, wie moderne Jonaſſe, auszuſpeien. Geſchwindigkeit, Geſchwindigkeit! Sie macht die Fünfte Avenue und die Champs Elyſées zu einem Anblick, welcher vernünftige Menſchen zum Weinen bringen müßte, wenn dort Maſſen von ſchnaubenden, todbringenden Autos vorüberſauſen und die zitternde Menge, die ſich zu ihrer Sicherheit an den Randſtein drückt, mit Schmutz und Geſtank überſchütten! Es verdirbt die ſagenreichen Schatten des Schwarzwaldes, die ſeeumrauſchte Riviera und die

Digitized by Google

feierlichen Dolomiten, wenn staubbedeckte Touristenomnibusse durch die lauschigen Waldwege oder über die erhabenen Straßen rasen, welche, wie diejenigen des bis jetzt noch unberührten Engadins, besser niemals von diesen metallenen Ungeheuern hätten überschwemmt werden sollen. Es gibt eine Vergeltung für diese kopflose Hast. Objektiv betrachtet sehen wir sie in der Entwertung der dort gelegenen Grundstücke und in dem armseligen Zustand von Plätzen, die ehedem wegen ihrer Ruhe und Schönheit berühmt waren. Unter einer großen Anzahl solcher gänzlich veränderter Genesungs- und Vergnügungsorte will ich nur Cannes an der Riviera erwähnen.

Ich liebte diesen Ort sehr, denn nichts könnte zu gewissen Jahreszeiten die Schönheit seiner natürlichen Umgebung, den Reiz seiner Fahr- und Spazierwege und seine gesunde Luft übertreffen. Aber ich werde nie mehr hingehen. Bei meinem letzten Besuch war ich, so oft ich in der Stadt oder ihrer Umgebung spazieren ging, alle paar Minuten genötigt, ein Taschentuch vor Mund und Nase zu halten, um das Einatmen von Wolken feinen Kalkstaubes zu vermeiden, die von den dort zu den besten Tageszeiten im Zwischenraum von zwei Minuten aufeinander folgenden Autos aufgewirbelt wurden. Und doch wurde einst das dortige Klima als heilsam für Schwindsüchtige erachtet. Auch subjektiv betrachtet zahlen wir einen schrecklichen Preis für diese Erfindung, wenn wir ihren unbestreitbaren Nutzen mißbrauchen, wie das fast immer geschieht.

Das Geschüttel und Gerüttel, das mit dieser raschen Bewegung zusammenhängt, verbunden mit der unwiderstehlichen Versuchung, eine noch größere Geschwindigkeit zu erreichen, hat die große Zunahme der nervösen Zusammenbrüche und Herzerkrankungen zur Folge. Millionen von Menschen fahren täglich im Auto, die jeden Augenblick beim Kreischen der Sirenen, den heiseren Trompetenstößen und dem unerwarteten Anhalten zusammenschrecken, während zudem immerfort das Gespenst eines ihnen selbst oder andern zustoßenden Unfalls um das schwankende Fahrzeug lauert. All dieses war vor dreißig Jahren unbekannt. Diejenigen, die damals hinter einem Pferd dahinfuhren, fuhren gewöhnlich in einem Tempo, das ihnen Gelegenheit zur Beobachtung und ruhigen Erholung gab. Ich kenne einen Mann (und ich bin sicher, daß er für Tausende typisch ist), der, wenn er in seinem Auto ausfährt, genau die Zeit berechnet und auf die Minute angibt, wie lang er brauchen wird, um ein gewisses Ziel zu erreichen! Dies zu tun, und womöglich noch den Rekord zu brechen, ist sein größtes Vergnügen. Also von einer leidenschaftlichen Erwartung angespornt, sich über jedes Hindernis ärgernd, das seine Fahrt hemmt, und den Blick immer auf die Uhr gerichtet, rast er von Strecke zu Strecke seiner Fahrt, wie ein mechanisches Känguruh.

Sollen wir denn die Telephone und Automobile abschaffen? Nein; das ist unmöglich; aber lassen wir sie nicht mit uns durchgehen! Wenn wir sie besitzen wollen, seien wir doch wenigstens ihre Meister und Herren!

Wenn die Gegenwart eines Telephons die Ruhe unsers Lebens verdirbt, seien wir stark genug, ohne ein solches zu leben! Seien wir fest genug, unsre

Digitized by Google

Chauffeurs und Kinder zu veranlassen, sich nach dem zu richten, was wir für das beste halten, sofern es die Geschwindigkeit betrifft, und nicht nach ihrem Wunsche zu fahren. Von der großen Gefahr, in welche das Automobil die Sittlichkeit bringt, besonders im „freien" Amerika und England, will ich nicht viel sagen. Es genügt, folgendes aus dem Werk von Dr. Karl L. Henning: „Die Wahrheit über Amerika" zu zitieren: „Einen weiteren, sehr wesentlichen Grund für die Zerrüttung des Familienlebens und die Ehescheidungen bildet das Automobil. ... Jeden Sonntag kann man in den größeren Städten Tausende von Autos bemerken, deren Insassen nach außerhalb der Stadtgrenze liegenden Plätzen fahren, und es wird wohl keiner näheren Ausführung bedürfen, daß diese sog. „Joy rides" sehr häufig nur zu dem Zweck ungestörten Verkehrs der beiden Geschlechter unternommen werden. Das Auto wird deshalb zu einem Förderungsmittel der Unsittlichkeit, und gar mancher Scheidungsprozeß ließe sich anführen, zu dem eine Automobilfahrt den Anlaß gab." — „Schnell vorwärts" ist das Losungswort dieses Jahrhunderts. Es ist keine Zeit mehr da für Höflichkeitspflichten; kaum Zeit genug für Väter, ihre Kinder kennen zu lernen. Geschäftsleute in den Vereinigten Staaten benützen kaum mehr eine Feder, außer zu ihrer Namensunterschrift. Sie sprechen in den Phonographen, und dann schreiben Angestellte mittels der Schreibmaschine ihre Briefe von diesem Instrument ab! In den erstklassigen Hotels hat man dort nicht einmal Zeit, den Kellner in sein Zimmer zu rufen, um ihm einen Auftrag zu geben. In jedem Zimmer befindet sich eine große, runde Scheibe, „Teleseme" genannt. Dieselbe ist in zahlreiche kleine Teile geteilt, wovon jede eine Inschrift trägt, wie „Warmes Wasser", „Zigarren", „Eine Flasche Bier", „Wäscherechnung" usw. Wünscht man eines dieser Dinge, so braucht man nur die Nadel der „Teleseme" auf das Teil zu drehen, das seinem Wunsch entspricht, und auf einen elektrischen Knopf zu drücken. Alsbald kommt der Kellner und bringt das Gewünschte. Man hat dadurch fünf Minuten erspart! In den großen Geschäftsgebäuden in Amerika, die als „Wolkenkratzer" bekannt sind, und zwanzig bis vierzig Stockwerke haben, fahren den ganzen Tag eine große Anzahl großmächtiger Lifts Seite bei Seite auf und nieder, auf und nieder, mit einer erschreckenden Geschwindigkeit. Vor ihnen steht ein Angestellter, der uns fragt, in welches Stockwerk wir zu fahren wünschen? „In das fünfundzwanzigste? Gut; nehmen Sie diesen Wagen. Das ist Expreß. Oder ziehen Sie den Bummelzug vor, der an jedem Stock hält? Aber rasch! rasch! Schnell vorwärts!"

Das Reisen ist für diejenigen, die mit diesem Schnelligkeitsfieber behaftet sind, ebenso nutzlos wie ein Rollschuhlauf durch den Vatikan. Eine gemächliche Besichtigung der Heiligenschreine der Kunst und Geschichte der Alten Welt gilt fast für veraltet. Der moderne Tourist fliegt von einem Bahnhof zum andern, als sei er aus einem Katapult geschossen. Ich kenne einen amerikanischen Professor, der bei seinem ersten Besuch Europas sich nur einen halben Tag für Venedig vornahm! Selbst Musik muß heutzutage ein schnelleres Tempo haben. In der „London Times" in einem kürzlichen Bericht über das Konzert des

Digitized by Google

Herrn Sapellnikoff liest man folgendes: „Liszts Sonate war eine erstaunliche Leistung. Sie wurde in 27½ Minuten gespielt, 5 Prozent schneller als Herr Sapellnikoff sie das letztemal spielte; wahrscheinlich 10 Prozent schneller oder noch mehr als andre Leute sie spielen!“ Auch Kenntnisse glaubt man jetzt durch schnelle Methoden erwerben zu können. Gründlichkeit „gilt nicht“! Fremde Sprachen können in ein paar Wochen gelernt werden, und sogar ohne Bücher! Nach Silben buchstabieren geht zu langsam für amerikanische Kinder heutzutage. Die Worte müssen hinuntergeschluckt werden, ohne die Silben durchzukauen, wie Fleischstücke von einem Hund verschlungen werden. Aber Geschwindigkeit bei der Erziehung heißt Oberflächlichkeit. Man erprobe es! Frage man ein jedes Kind in Amerika, das dünn mit der gegenwärtig üblichen, oberflächlichen Kenntnis von vielerlei Dingen überfirnißt ist, was es z. B. von Geographie weiß? Man wird staunen über die krasse Unwissenheit von dem, was wir einst für grundlegend hielten. Fragt es nach seiner Kenntnis der Bibel, und man wird entsetzt sein, selbst wenn man das Alte und Neue Testament nur als klassische Literatur betrachten wollte. In den meisten amerikanischen Briefen, die ich von der aufwachsenden Generation erhalte, glänzen eine korrekte Orthographie und selbst eine leserliche Handschrift durch ihre Abwesenheit. Sie alle tragen das verhängnisvolle Zeichen der Eile.

Wie schädlich ist auch diese Manie der Schnelligkeit auf dem Gebiete der Literatur! Wie wenige finden Zeit, jetzt ein Buch zu lesen, es sei denn ein Roman! Wir hören, daß viele Bücher gekauft werden, aber wie viele davon werden gelesen? Bücher kaufen heißt nicht immer Bücher lesen. Jenes ist das Werk eines Augenblicks; letzteres setzt Muße und ein ruhiges Gemüt voraus, woran es uns gerade fehlt. Ernstes Lesen harmoniert nicht mit der modernen Art Leben und mit einer Erziehung „so zwischen durch“.

Viele, die nicht lesen, entschuldigen sich damit, nicht nur, daß sie „keine Zeit“ haben, sondern daß es jetzt keine guten Schriftsteller mehr gebe. Aber lesen sie die alten? Warum kehrt man nicht zu den Unsterblichen zurück? Romane werden allerdings bis zu einem gewissen Grad noch gelesen, da man sie „durchfliegen“ kann; aber auch das „nimmt Zeit“! Minderwertige Zeitschriften und noch minderwertigere Zeitungen, besonders solche mit großen Ueberschriften und pikanten Abschnitten, sind die populärsten Zeitersparer; und das ist alles, was, wenigstens in England und Amerika, Millionen der Bevölkerung in unsrer Zeit des „Fortschritts“ lesen! Es ist gewiß, daß die Literatur der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts bei weitem besser war als die der zweiten, und daß die Literatur unsers jetzigen Jahrhunderts noch unbedeutender ist.

Stellen wir in der englischen Literatur die Namen Scott, Byron, Shelley, Wordsworth, Coleridge, Carlyle, Keats, Moore, Lamb, Bulwer, Thackeray, Dickens und Tennyson den mittelmäßigen Talenten gegenüber, die die Engländer jetzt haben! In Amerika ebenso; wer kann Emerson, Longfellow, Holmes, Whittier, Hawthorne und Prescott ersetzen? Relativ betrachtet, gilt dasselbe für Deutschland und Frankreich, wenn wir die mächtigen Namen Goethe, Schiller,

Digitized by Google

Herder, Lessing, Kant, Spinoza, Uhland, Humboldt, Heine und so viele andre zurückrufen. Wer ersetzt auch in Frankreich heute Lamartine, Victor Hugo, Dumas und ihre Zeitgenossen?

Nichts jedoch zeigt so deutlich den verderblichen Einfluß der Schnelligkeit als die ungeheure Popularität der Kinos. Diese Form der Unterhaltung zu kritisieren, während wir noch mitten in deren Hochflut stehen, ist eine undankbare Sache. Die Kinos haben gewiß viel Gutes. Bilder von schönen Landschaften, Städten, Kunstwerken, und die Wiedergabe historischer Begebenheiten sind gewöhnlich empfehlenswert. Aber diese Darstellungen allein würden die Kinos nicht bezahlt machen. Es ist der billige Romanheld, das grausige Komplott, die Narrheiten des Clowns, die realistische Darstellung des suggestiven Lasters, die Aufdeckung imaginärer Verbrechen, was die Massen anzieht. Darin liegen ohne Zweifel ernste Gefahren. Schon ihre Billigkeit, die sie für jedermann erreichbar macht, dient zur Ausbreitung dessen, was daran schädlich ist. Der Zauber dieses schnellen und angenehmen Ersatzes für das Lesen verleitet zahllose Frauen und Männer selbst untertags dazu, ihre eigentlichen Pflichten und Beschäftigungen zu vernachlässigen und Geld auszugeben, welches bei häufiger Wiederholung viele doch nicht auszugeben imstande sind. Kinder sind natürlich unwiderstehlich zu diesem „Unterricht ohne Arbeit" angelockt: und oft wird ihnen von Eltern, die zu nachsichtig oder zu eilig sind, um ihnen etwas abzuschlagen, gestattet, sehr unpassende Stücke anzusehen. Aber selbst wenn der Kinematograph irgendeinen wohlbekannten Roman wiedergibt, wie z. B. „Quo vadis", kann er doch bestenfalls nur ein Panorama einiger Züge der Geschichte darbieten, während das literarische Element ganz unbekannt bleiben muß. Das geblendete Publikum bekommt durch einige lakonische Worte eine Ahnung von dem, was vorgeht, aber die Schönheit der Sprache des Verfassers, seine lebendigen Schilderungen, der Reiz des Stils, die Analyse der Charaktere und zuweilen die Erhabenheit der Dichtung können natürlich nicht wiedergegeben werden.

Doch sehen Tausende, die solche Travestien des „Hamlet" oder der „Letzten Tage von Pompeji" ansehen, dieselben als ein richtiges Aequivalent dieser Werke an und glauben, sie brauchten keine genauere Bekanntschaft mehr mit ihnen zu machen. Das Uebel ist, daß dem Durchschnittsmenschen, nachdem er eine Geschichte „gesehen" hat, nichts mehr daran liegt, sie noch zu lesen. Lesen geht ihm dann zu langsam. In andern Worten, das Kino versetzt der Literatur einen tödlichen Stoß, und auch da wieder erzeugt die Schnelligkeit Oberflächlichkeit!

Unser großer Fehler ist, daß wir in bezug auf unsre Unterhaltungen alles übertreiben. Es ist der Mißbrauch, nicht der Gebrauch dieser Dinge, der verderblich ist. Ich bin durchaus nicht ein Feind alles Kartenspielens, aber in England und Amerika ist das Bridgespiel derartig übertrieben worden, daß es ein Fluch für das Volk geworden ist. Es gibt viele angesehene Häuser in allen Städten dieser beiden Länder, wo man die ganzen Nachmittage und Abende

Digitized by Google

dieser Art Sport widmet; und wenn man eine Liste der einzuladenden Gäste aufstellt, ist dabei die wichtigste Frage, ob dieselben Bridgespieler sind! Ueberdies bedeutet dieses Spiel meistens Hasardspiel mit hohen Einsätzen. Der englische Schriftsteller Frederic Harrison sagt darüber: „Bridgespielen ist in England ein öffentliches Aergernis geworden. Es vergiftet die Gesellschaft, verödet die Häuser und korrumpiert die Frauen. Die Gesellschaftsräume sind zu Spielhöllen geworden." Die „Church Times", ein religiöses Blatt der Vereinigten Staaten, schreibt: „Es gibt Hunderte von Leuten in den oberen und mittleren Ständen, die den Geschmack an allem, außer dieser einen Beschäftigung verlieren. Sie haben aufgehört, zu lesen oder zu denken. Sie leben nur für Bridge. Sie beklagen die Zeit, die sie ihm nicht widmen. Ihr Geist und ihre Seele welken unter dieser elenden Besessenheit!" Die Stimme des Verfassers dieses Artikels ist nicht die einzige, welche sich gegen diese Neigung erhoben hat, Mechanismus, Materialismus und Vergnügen zu vergöttern und Sklaven der Geschwindigkeit und Oberflächlichkeit zu werden.

Im Jahre 1907 gab ein kräftiger englischer Schriftsteller die folgende Warnung: „Wir sind zu einer Nation von Verschwendern geworden. Wir stehen vor etwas, was wie der Anfang des Endes aussieht, kurz, wie der Untergang unsrer westlichen Zivilisation. Das Leben des Volkes vergeht in der Torheit oder in etwas, was noch schlimmer ist. Das Volk hat sich einer materialistischen Auffassung des Lebens rücksichtslos vergeben. Es hat seinen festen Halt an seiner alten Religion, seiner Ehrfurcht und seiner Achtung gegen alle Formen der Autorität verloren.

Die Frauen werden zu „emanzipiert", um treue Ehefrauen zu bleiben, und Kinder verhöhnen ganz offen die Autorität ihrer Eltern.

Das reine Ergebnis ist die Zerstörung der Heimat; aber der Zerstörung der Heimat muß schließlich folgen die Zerstörung des Staates, denn der Staat ist eigentlich nur die Zusammenhäufung von Heimaten. Auf diese Weise endet dann das Drama in Gesetzlosigkeit und Verwirrung, und der Vorhang fällt über unserm berühmten Fortschritt!" Der Prinz Jukanthor, Thronfolger Kambodschas schrieb gelegentlich seines Besuchs auf der Pariser Weltausstellung 1900: „Dieses Gespenst verfolgt mich, und ich werde dasselbe als eine lebhafte und schmerzensvolle Erinnerung eurer Zivilisation, eurer großen Werkstätten, eurer mit Arbeitern angefüllten Vorstädte und all eures Elends mit mir nehmen. Unter den vielen Freiheiten, deren ihr euch rühmt, scheint mir die Freiheit, Hungers zu sterben, die größte zu sein ... Wir können eure Verwaltung ebensowenig wie eure Zivilisation gebrauchen. Nicht Fortschritt, sondern Zerrüttung und Verderben bringt dieselbe." Ist das die Meinung eines Orientalen, so hat ein echter Deutscher, Ernst Haeckel, folgendes geschrieben: „Auf der andern Seite haben wir aber auf wichtigen Gebieten des geistigen Lebens und der Gesellschaftsbeziehungen wenige oder gar keine Fortschritte gegen frühere Jahrhunderte aufzuweisen, oft sogar leider bedenkliche Rückschritte."

Digitized by Google

Es gibt noch ein Gebiet unsrer materialistischen Schnelligkeitsmanie, das man erwähnen muß. Es ist gewiß die Pflicht einer zivilisierten Rasse, an die kommenden Geschlechter zu denken. Wir sollten fühlen, daß wir auf diesem Planeten, auf dem wir geboren sind, nur ein Lebensinteresse haben, und daß wir kein Recht haben, seine Hilfsquellen zu vergeuden. Aber wir tun das keineswegs. Wir verschwenden unser irdisches Erbe mit einer bisher unerreichten Schnelligkeit, die noch mit jedem Schritt unsers materiellen Fortschritts zunimmt. Wir sehen den Erdball an als eine Schatzkammer, die wir ausbeuten dürfen. Die Zivilisation, wie wir sie verstehen, ist von Metallen, besonders von Eisen und Kupfer abhängig. Aber fast jede moderne Erfindung erfordert mehr und mehr dieser kostbaren Stoffe, und der Schnelligkeitswahnsinn verschlingt sie jetzt auf tausenderlei Weise, wie Brennmaterial, das in einen feurigen Glutofen geworfen wird. Die allgemeine Annahme ist die, daß die Vorräte der Erde an allem, was wir nötig haben, unerschöpflich seien oder daß ihr Ende noch so fern sei, wie das Erkalten der Sonne. Aber die Tatsachen bestätigen diese gedankenlose Annahme keineswegs. Professor Shaler, der verstorbene berühmte Geologe der Harvarduniversität, sagt uns in seinem Buch „Der Mensch und die Erde", daß die Eisenerze am Michigansee in den Vereinigten Staaten, von denen man glaubte, daß sie Jahrhunderte reichen würden, bei dem jetzigen Verbrauch, kaum noch fünfzig Jahre reichen werden! Vor 400 Jahren war der Eisenverbrauch in der Welt ein sehr geringer. Heutzutage ist er allein in den Vereinigten Staaten ein derartiger, daß auf jeden Menschen im Lande 500 Pfund kommen, und er nimmt noch derartig zu, daß wohl vor Ende dieses Jahrhunderts eine Tonne auf den Kopf kommen wird. Außerdem wurde diese Schätzung vor dem jetzigen Weltkriege vorgenommen. Nun bedenke man die Billionen von Granaten, Bomben und andern Geschossen, die jetzt angefertigt werden und dazu bestimmt sind, selbst in Stücke gesprengt zu werden oder andre Dinge in Stücke zu sprengen! Man denke an die ungeheuren Verluste an Metallen, die durch die notwendige Versenkung von Hunderten von Schiffen und Dampfern verursacht werden, und ebenso durch die Vernichtung von unzähligen Häusern, Kirchen, öffentlichen Gebäuden, Brücken, Eisenbahnstationen u. dgl., die alle wahrscheinlich wieder ersetzt werden müssen! Und doch muß jedes Pfund dieses Materials aus den Lagern unsers Planeten herausgeholt werden, die nie mehr ergänzt werden können! Denn diese Lager sind keineswegs unerschöpflich. Vor einem Jahrhundert z. B. schien es, als ob die Eisenmenge in Großbritannien nie aufgebraucht werden würde. Heute ist sie beinahe aufgebraucht, und fast der ganze Konsum der britischen Schmelzöfen muß eingeführt werden. Aber was von Eisen gilt, gilt auch von Kupfer. Wir stehen im Zeitalter der Elektrizität, und wir alle wissen, was das in bezug auf Kupfer bedeutet. Aber da die Menge Kupfer in der Erdkruste nur ein Tausendstel der Eisenmenge beträgt, wird sie noch früher erschöpft sein. Fast ebenso notwendig für unser modernes Leben als Eisen und Kupfer ist die Kohle. Aber auch diese wird, oftmals nur zu dem Zwecke, eine nutzlose Schnelligkeit zu erreichen, mit kopf-

Digitized by Google

loser Geschwindigkeit aufgebraucht. Wir sehen, welches Unbehagen und Elend heute in Italien und Frankreich durch den Mangel an Kohlen entsteht. Und doch erklären sachverständige Geologen, daß, wenn die Welt beim jetzigen Stand des Verbrauchs bleibt, der ganze Kohlenvorrat in dreihundert Jahren erschöpft sein wird! Was Amerika betrifft, so sagt eine sachkundige Autorität, Pinchot, folgendes: „Unsre Kohlenvorräte sind so weit davon entfernt, unerschöpflich zu sein, daß, wenn die immer noch zunehmende Verbrauchsrate anhält, unsre Vorräte an Anthrazitkohlen nur noch fünfzig Jahre und die an Stückkohlen weniger als zweihundert Jahre reichen werden!" Zweihundert oder dreihundert Jahre sind keine lange Zeit, weder beim historischen Rückblicke noch beim Ausblicke für unsre Nachkommen. Und doch gehen wir ohne jede Rücksicht auf die Zukunft vor. Ungeheure Lager von Heiz- und Leuchtkraft, die die Sonne während Millionen von Jahren langsam für uns angesammelt hat, verbrennen wir ohne einen Gedanken an das, was übrigbleiben mag. „Aber wir haben doch Gefilde von Gas und Oel" wird man vielleicht einwenden. Ganz richtig; aber die sind noch begrenzter als diejenigen der Kohle, und ihr Ende wird noch früher kommen. Mit unserm Holzvorrat sieht es noch bedenklicher aus. In Deutschland und Oesterreich haben wir doch einiges Gefühl für Schonung; aber in andern Ländern ist die rücksichtslose Vernichtung der Bäume ein wahres Verbrechen geworden. Vor dreihundert Jahren grüßten die Einwanderer der Neuen Welt, wie ein grenzenloses Meer, 1 Million Quadratmeilen stattlicher Waldung. Wo ist sie geblieben? Die Axt, welche die Bäume fällt, würde nicht eine solche Leere erzeugen; aber ganze Wälder sind, von Maschinen niedergemäht, verschwunden, als habe sie ein Feuer verzehrt. Da man die großen Bäume nicht schnell genug erreichen konnte, hat man zahllose junge, noch im Wachstum stehende Bäume gefällt, ohne den entblößten Boden wieder aufzuforsten. Die höchste Schätzung des berechneten Holzbestandes der Vereinigten Staaten beläuft sich auf 2500 Billionen Fuß. Aber wir verbrauchen jährlich 100 Billionen Fuß. Also in fünfundzwanzig Jahren würde der Holzbestand der ganzen, großen Vereinigten Staaten erschöpft sein, gäbe es nicht noch den Zuwachs. Aber dieser macht nur ein Drittel des Verbrauchs aus! Daher ist das Ende unfehlbar in Sicht. Wir wollen hoffen, daß wenigstens noch genug Bäume übrigbleiben, um die gewissenlosen Ausbeuter daran aufzuknüpfen!

Wir sehen also (mögen wir nun unsre eigne Wohlfahrt oder die unsrer Nachkommen ins Auge fassen), daß wir keinesfalls den richtigen Weg eingeschlagen haben. Unsre Liebe zum Reichtum verdirbt uns; unsre gewissenlose Eile kann uns zugrunde richten. Die Nachwelt wird wahrscheinlich unsre mechanische Zivilisation überhaupt nicht als Zivilisation anerkennen. Sie wird uns als Kinder ansehen, welche einesteils die in der Erdrinde lagernden Kapitalien verzehrten, um kostspielige, geräuschvolle und verderbliche Spielzeuge anzufertigen, andernteils im Zorn ihre kostbarsten Schätze zerschlugen, um einander zu Millionen zu schlachten! Merkwürdig ist es, daß alle unsre mechanischen Schöpfungen nicht nur keine erhebende Wirkung auf unsre Seele ausüben, sondern nicht einmal

Digitized by Google

zu unserm Glück beitragen. Im Gegenteil. Vielleicht hat es in der Geschichte der Menschheit nie eine Zeit gegeben, in der es so wenig Glück und Zufriedenheit gab wie jetzt. Das „goldene Zeitalter" war gewiß nicht jenes, wo das Gold herrschte.

Was soll nun geschehen? Eins ist gewiß. Wir müssen unsern Maßstab der Werte und unsern Begriff von dem, was wirklich Fortschritt ist, gründlich verändern. Der Mensch, nicht die Maschine, muß sein Prüfstein werden. Charakter, nicht Reichtum, muß das höchste Ergebnis sein. Wir müssen uns wieder jene alten Ideale vor die Seele stellen, welche zu allen Zeiten als die wesentlichen galten.

Diese Ideale sind im allgemeinen: Pflicht, anstatt Vergnügen — Mäßigkeit, anstatt Uebermaß — Gründlichkeit, nicht Oberflächlichkeit — Gehorsam, nicht Gesetzlosigkeit — Selbstverleugnung, anstatt Eigenliebe.

Das scheinen Gemeinplätze zu sein; aber sie müssen, gleich den Grundgesetzen der Gesundheit, befolgt werden, sollen die Folgen nicht verhängnisvoll sein. Das hat die Geschichte schon oft erwiesen. Ich möchte noch hinzufügen, daß wir die Religion an Stelle der Gottlosigkeit setzen müssen. Vielleicht, wenn wir uns rings auf dem Erdball umsehen, kommt es nicht so viel darauf an, welche Weltreligion der Mensch sich aneignet, wenn er nur irgendeinen religiösen Glauben hat. Noch weniger kommt es darauf an, alle Dogmen der einen Religion, die man erwählt hat, anzuerkennen. Die Hauptsache bleibt doch, daß wir an Stelle des Grundsatzes: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot", Ehrfurcht und ein Gefühl der Pflicht setzen gegen die unsichtbare, ewige Macht hinter den Geheimnissen dieses wundervollen Weltalls, von dem wir auf unsrer kleinen Erdkugel so wenig wissen.

Bei den Bemühungen, sich von einigen nicht länger haltbaren Zügen eines an sich edeln Glaubens frei zu machen, sind viele von uns vor etwa fünfzig Jahren zu weit gegangen. Wir warfen um, aber versäumten, das wieder aufzubauen, was wir zerstört hatten. Nur zu deutlich werden wir nun durch die Tatsachen belehrt, daß die Menschheit als ganzes irgendeiner Art Gemeinschaft mit dem unendlichen Geiste bedarf. Dieses Gefühl, dem wir im weitesten Sinne den Namen „Religion" geben, müssen wir dem kommenden Geschlecht einprägen, das unglücklicherweise in Agnostizismus geboren und groß geworden ist. Wir sollten es auch, wenn möglich, den Menschen mittleren Alters beibringen, die im Geld, Luxus und Vergnügen die einzigen Gottheiten erblicken, die der Verehrung wert sind.

Kanzel, Presse, Rednertribüne und Schule sind die wesentlichen Vermittler dieser Propaganda, die nichts andres ist als der Versuch, das Bild des goldnen Kalbes, um das wir tanzen, umzustoßen und an seine Stelle zu setzen: Gottesfurcht — Gehorsam — Hehre Ideale.

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

VI

Schon die bisherigen Mitteilungen aus dem Nachlasse Wilhelm v. Kardorffs haben von neuem erkennen lassen, welch scharfe sachliche Kritik Fürst Bismarck an der Politik seines Nachfolgers übte. Gleichzeitig hat sich aber auch gezeigt, wie sorgsam Bismarck bei seinen kritischen Aeußerungen beflissen blieb, die Persönlichkeit Kaiser Wilhelms aus dem Spiel zu lassen. In dem ganzen schriftlichen und mündlichen Verkehr zwischen Bismarck und Kardorff ist, soweit wir ihn an der Hand des Kardorffschen Nachlasses kontrollieren können, nicht ein einziges Wort unehrerbietiger Kritik über den Kaiser gefallen. Was Bismarck zu seinen häufigen sachlichen Angriffen auf den neuen Kurs trieb, das war nach seinen eignen Worten „keine persönliche Mißstimmung, keine Rache, oder gar der Versuch, wieder zur Macht zu gelangen, sondern die Sorge, die schwere Sorge, die mir manche Nachtruhe raubt, um die Zukunft des mit so teuren und schweren Opfern gegründeten Reiches".[1]) Freilich, die öffentliche Meinung hatte für die feine Bismarcksche Unterscheidung zwischen dem Kaiser und der in seinem Namen geführten Politik nicht immer Verständnis. Vollends der jugendliche Kaiser identifizierte sich mit den von seiner Regierung eingeschlagenen Wegen so sehr, daß er jede Kritik gegen diese als einen Angriff auf sich selber empfand. Es ist bekannt genug, welche scharfen, nach der allgemeinen Annahme direkt gegen Friedrichsruh gerichteten Wendungen Kaiser Wilhelm zumal in seine beiden auf den brandenburgischen Provinziallandtagen vom 20. Februar 1891 und vom 24. Februar 1892 gehaltenen Reden einflocht. So hatte alle Welt seit dem März 1890 den Eindruck einer zunehmenden Spannung zwischen dem Kaiser und Bismarck. Dieser Eindruck konnte dadurch nur verstärkt werden, daß seit der Entlassung jede persönliche Berührung zwischen beiden Persönlichkeiten unterblieb. Die besten patriotischen Kreise trugen sehr schwer an dem offenbaren Mißverhältnis. Immer dringender und lauter, bis in hohe Regierungskreise hinein, machte sich der Wunsch nach einer Wiederannäherung zwischen beiden dem Herzen des Volkes so nahestehenden Persönlichkeiten geltend. Auf der andern Seite zeigte es sich freilich auch, daß in manchen Kreisen nichts mehr gefürchtet wurde als die Rückkehr des Fürsten Bismarck, wenn auch nicht in sein Amt, so doch in Vertrauen und Einfluß bei seinem kaiserlichen Herrn.

---

[1]) Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von H. v. Poschinger, II, 385.

Digitized by Google

Auf diesem Nährboden erwuchsen vom Frühjahr 1892 an jene zahlreichen „Aussöhnungsartikel" in der deutschen und sogar in der ausländischen Presse. Namentlich seit dem herzlichen Glückwunsch, den der Kaiser dem Grafen Herbert Bismarck zu seiner Verlobung mit der Gräfin Marguerite Hoyos sandte (4. Mai 1892), wurde in der Presse, oft in törichter und wenig taktvoller Weise, gegen die sich Bismarck wiederholt in den ihm nahestehenden Blättern wandte, über die Möglichkeit, die Bedingungen und die Folgen einer etwaigen Wiederannäherung zwischen Berlin und Friedrichsruh orakelt. Unklar aber blieb bis auf den heutigen Tag, ob all diesen Erörterungen etwas Tatsächliches zugrunde gelegen hat. Auch Hermann Hofmann, der in dem ersten Bande seines aufschlußreichen Bismarckwerkes [1]) sich ausführlich über das Verhältnis des Fürsten zu Kaiser Wilhelm nach der Entlassung verbreitet, hat darüber nichts zu berichten gewußt. Jetzt erst ist es möglich, an der Hand des Kardorffschen Nachlasses den Schleier zu lüften. Es darf um so eher geschehen, als die sich ergebende Wahrheit sowohl dem Kaiser wie Bismarck zur hohen Ehre gereicht.

Beide, der Kaiser und Bismarck, sind im Frühjahr 1892 willens gewesen, sich die Hände zur Versöhnung [2]) zu reichen; der Kaiser hat die Wiederannäherung selbst gesucht, und Bismarck, auf den Kardorff im Sinne des Ausgleichs einwirkte, ist bereit gewesen, in die ausgestreckte Hand des Kaisers einzuschlagen! Leider aber ist die versöhnliche Disposition beider, auf der einen Seite durch die Ungeschicklichkeit übereifriger Anhänger Bismarcks, auf der andern durch Mißverständnisse, falsche Darstellungen und Zwischenträgereien — auch darüber vermögen wir jetzt ein einigermaßen klares Bild zu gewinnen — in ihr Gegenteil verkehrt worden, so daß es im Juli statt zur Versöhnung zur Verfemung des Fürsten Bismarck und zum Bruche kam.

Der Tatbestand, wie er sich aus Kardorffs Briefen und anderen z. T. ungedruckten mir zu Gebote stehenden Quellen ergibt, ist folgender:

Am 25. April 1892 weilte der Kaiser bei dem Freiherrn v. Stumm in Neunkirchen, wo er die industriellen und die Wohlfahrtseinrichtungen besichtigte und u. a. auch der Prämiierung von 130 Arbeitern für fünfundzwanzigjährige Dienstzeit beiwohnte. Mittags fand im Wohnhause des Herrn v. Stumm eine Frühstückstafel statt, an der auch der langjährige Abgeordnete für die Kreise Saarbrücken und Ottweiler, Hüttenbesitzer Vopelius, der später in das Herrenhaus berufen und geadelt wurde, teilnahm. Bei dieser Gelegenheit entspann

---

[1]) H. Hofmann, Fürst Bismarck 1890—1898, I, S. 28 ff.

[2]) Das Wort „Aussöhnung" wäre freilich nach Bismarck nicht am Platze. Er ließ sich darüber am 18. Juni in den „Hamburger Nachrichten" vernehmen: „Wir wissen nicht, ob Fürst Bismarck bei Seiner Majestät in Ungnade ist, aber wenn er es wäre, so wird er eben ruhig abzuwarten haben, ob und wann diese Situation aufhört. Das Verhältnis ist kein zweiseitiges gleichstehender Beteiligter, sondern, soweit es existiert, notwendig ein einseitiges." Auch Kardorff vermeidet den Ausdruck „Versöhnung" in seinen Briefen durchweg. Wenn wir ihn im Text gleichwohl anwenden, so ist es, weil er nun einmal gang und gäbe geworden ist.

Digitized by Google

sich zwischen dem Kaiser und Stumm im Beisein von Vopelius ein Gespräch über die Möglichkeit einer Wiederannäherung zwischen dem Kaiser und Bismarck. Stumm soll dabei das Argument gebraucht haben, daß angesichts des großen Ansehens des Fürsten Bismarck bei den Industriellen eine Verständigung gerade in deren Kreisen besonders dankbar begrüßt werden würde.[1])

Der Kaiser ging auch mit voller Bereitwilligkeit auf die Anregung Stumms ein und beauftragte diesen, die Wiederanbahnung eines sozialen Verhältnisses mit dem Fürsten Bismarck in die Hand zu nehmen. Indessen konnte Stumm sich des Auftrags nicht sofort entledigen, da er unmittelbar vor einer mehrwöchigen Reise nach Spanien stand. An seiner Stelle übernahm es Vopelius, zunächst mit Kardorff, als dem gegebenen Vertrauensmann Bismarcks, die immerhin etwas schwierige Aufgabe zu bereden. Kardorff hätte nicht er selbst sein müssen, wenn er nicht den Gedanken einer Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem ersten Kanzler mit Feuereifer aufgegriffen hätte. Er hatte schon im April 1891 mit Boetticher, Rottenburg, Stumm, Guido Henckel v. Donnersmarck und Waldersee eifrig über den gleichen Gegenstand verhandelt. Wenige Tage darauf, nach dem Tode Moltkes (24. April 1891), hatte Kardorff versucht, eine Begegnung zwischen dem Kaiser und Bismarck bei dem Leichenbegängnis des Feldmarschalls anzubahnen: ein Versuch, der freilich, wie wir wissen, dadurch hinfällig wurde, daß eine kaiserliche Aufforderung an Bismarck, an der Trauerfeier teilzunehmen, ausblieb. Er war dann Himmelfahrt 1892 mit Stumm nach Friedrichsruh gefahren, offenbar, um dem Gedanken an eine Wiederaussöhnung beim Fürsten Bismarck noch mehr Eingang zu verschaffen.

Jetzt, Ende April 1892, beschloß Kardorff, auf Vopelius' Mitteilungen hin, von neuem den Fürsten Bismarck in Friedrichsruh aufzusuchen, um auf ihn im Sinne der vom Kaiser erstrebten Annäherung einzuwirken. Was er dort ausrichtete, mag man in Kardorffs Brief an seine Gemahlin vom 1. Mai nachlesen; hier genügt es zu sagen, daß es ihm nicht nur gelang, Bismarck selbst, sondern auch Herbert Bismarck, in dessen feinem und empfindlichem Ehrgefühl die Vorgänge, die sich bei der Entlassung des Vaters im März 1890 abgespielt hatten, einen viel schärferen Stachel als bei diesem selbst zurückgelassen hatten, versöhnlich und entgegenkommend zu stimmen. Freilich blieb Bismarck, wie es scheint, schließlich dabei, daß er auf eine Mitteilung aus zweiter oder dritter Hand hin nicht wohl von sich aus einen Schritt tun könne, daß er vielmehr zumindest abwarten müsse, bis er durch den Beauftragten des Kaisers selbst, also Herrn v. Stumm, von dem genauen Wortlaut der kaiserlichen Aeußerung, den Vopelius mitzuteilen sich nicht für berechtigt angesehen hatte, in Kenntnis gesetzt sei.

So mußte denn die von Kardorff mit vielem Geschick eingefädelte Sache liegen bleiben, bis Freiherr v. Stumm nach seiner Rückkehr aus Spanien selbst nach Friedrichsruh fuhr. Leider wissen wir nichts Sicheres über das Ergebnis

[1]) Vgl. J. Penzler, Fürst Bismarck nach seiner Entlassung, III, 279.

Digitized by Google

seines Besuchs (26. Mai). Offenbar trat bei der eingehenden Erörterung des Themas als Hauptschwierigkeit die Frage in den Vordergrund, von wem der erste Schritt zur Aussöhnung auszugehen habe. Aus einer Aeußerung bei Hohenlohe darf man vielleicht schließen, daß Stumm sich auf den von dem Kaiser (ob schon in Neunkirchen?) eingenommenen Standpunkt stellte, daß Bismarck diesem zunächst eine schriftliche Erklärung geben solle.[1]) Eine solche Zumutung, auf die er nach Kardorffs Mitteilungen kaum gefaßt sein konnte, mußte jedoch für Bismarck unannehmbar sein. Sie läßt es auch erklärlich erscheinen, daß er sich kurz darauf über Stumms Bemühungen nicht eben freundlich äußerte. Auf dessen Besuch zielt es jedenfalls ab, wenn Bismarck am 31. Mai zu dem Redakteur der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung", Dr. Hans Kleser, unter grimmigen Ausfällen gegen die Insinuationen linksstehender Blätter, als ob er die Hand entgegenstrecken, den ersten Schritt tun solle usw., sagte: „Solche Insinuationen sollen zu nichts anderm dienen als zu der Verdächtigung, ich hätte dem König gegenüber etwas gutzumachen, gewissermaßen abzubitten. Ob ich die Gnade des Königs besitze oder nicht, weiß ich nicht, folglich kann ich auch nichts tun, sie wiederzugewinnen. Ab und zu kommt ein Besucher, und ganz unlängst war noch einer hier, der mir glaubte sagen zu sollen, der Kaiser wünsche wieder eine Annäherung an mich. Diese Aeußerungen beurteile ich nach dem gleichen Gesichtspunkte; sie sind apokryph, weil in sich widersinnig."[2])

Ob allerdings die Aeußerungen Bismarcks durch Kleser exakt wiedergegeben sind, steht dahin. Die „Hamburger Nachrichten" haben bald nach der Veröffentlichung des Kleserschen Interviews ausdrücklich festgestellt, daß Bismarck für dasselbe irgendwelche Verantwortlichkeit nicht auferlegt werden könne, da die ohnehin ungenaue Veröffentlichung nicht mit seiner Genehmigung erfolgt sei.[3])

Trotz der großen Schwierigkeit aber, die Ausgleichung des Mißverhältnisses zwischen dem Kaiser und Bismarck in einer beiden Teilen nicht zu nahe tretenden Weise in die Wege zu leiten, hätte sich bei dem beiderseitigen guten Willen sicherlich ein modus vivendi finden lassen. Bismarck hat später (26. August 1893) einmal zu dem württembergischen Minister v. Mittnacht gesagt: „Machen würde sich eine Annäherung leicht; der Kaiser kommt oft in meine Nähe; würde man mich es amtlich wissen lassen, so würde ich es für meine Pflicht halten, mich bei ihm zu melden.[4]) Eine solche Gelegenheit hätte sich gerade Anfang Juni 1892 völlig ungezwungen durch die bevorstehende Zusammenkunft des Kaisers mit dem Zaren Alexander III. in Kiel (7. Juni) geboten. Man weiß, wie freundschaftlich dieser dem Fürsten Bismarck zugetan gewesen ist. Daß er auch damals sich höchlich gefreut haben würde, den Altreichskanzler zu sehen, läßt sich daraus abnehmen, daß der Zar bei der Kieler

[1]) Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst, II, 487 f.

[2]) Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews. Herausgegeben von Heinrich v. Poschinger, II, 384.

[3]) „Hamburger Nachrichten" vom 12. und 13. Juli 1982.

[4]) v. Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck, S. 46 f.

Digitized by Google

Zusammenkunft eigens den Grafen Waldersee bat, dem Fürsten Bismarck seine Grüße zu überbringen, zu welchem Zweck der General am 14. Juni nach Friedrichsruh fuhr. Wie leicht hätte es sein müssen, durch eine mit der Ankunft des russischen Kaisers zu motivierende Einladung Bismarcks das Eis zu brechen!

Fast scheint es, als ob eine solche Einladung Bismarcks zu der Kieler Entrevue wirklich in Aussicht genommen gewesen sei. Der „Täglichen Rundschau" ging am 3. Juni folgende, dann auch vom Wolffschen Bureau weiter verbreitete und dadurch als offiziös gestempelte Nachricht zu: „Die seit längerer Zeit ins Werk gesetzten Bemühungen, die persönlichen Beziehungen Bismarcks zum Kaiser angenehmer zu gestalten, scheinen nicht ohne Erfolg bleiben zu sollen. Es verlautet nämlich, daß bei passender Gelegenheit binnen kurzem der Fürst Veranlassung nehmen werde, den Kaiser persönlich zu begrüßen. Hiernach wird ohne Zweifel die Möglichkeit geboten sein, Seiner Majestät die Ueberzeugung zu verschaffen, daß gewisse in in- und ausländischen Blättern gegen den Kaiser und dessen Regierung erhobene Angriffe zu Unrecht auf Anregung aus Friedrichsruh zurückgeführt werden!"

Freilich, wenn der Anstoß zu dieser öffiziösen Notiz auf einen kaiserlichen Wunsch nach einer baldigen persönlichen Begegnung mit Bismarck zurückgehen sollte, wie wir annehmen dürfen, so war die Form — ob nicht mit Absicht ihrer Redaktoren? — so ungeschickt wie möglich gewählt. Gerade an jene Notiz haben sich jene Irrungen und Wirrungen geknüpft, die ein charakteristisches Beispiel dafür geben, wie die edelsten Absichten hoher Persönlichkeiten durch untergeordnete Organe vereitelt und geradezu ins Gegenteil verwandelt werden können.

In Bismarcks Sinn lag es, das dürfen wir nach der Art, wie er am 1. Mai Kardorffs Eröffnungen aufgenommen hatte, annehmen, gewiß nicht, wenn seine übereifrigen Anhänger vom Schlage des bereits genannten Redakteurs der „Westdeutschen Allgemeinen Zeitung", Dr. Kleser, die Gerüchte von Aussöhnungsbestrebungen als „müßige Vermutungen" mit den Verhältnissen „Unvertrauter" bezeichneten, noch weniger, wenn sie sich anmaßten, gleichsam in Bismarcks Namen zu sprechen. So brachte die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" am 7. Juni einen Artikel, worin es hieß: „Den Plänen, welche mit solchen Gerüchten gefördert werden sollen, muß im Dienste der geschichtlichen Wahrheit mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet werden. Diese Pläne gehen nämlich dahin, einmal die Vorgänge, welche sich seit Februar 1890 abgespielt haben, stillschweigend so erscheinen zu lassen und vorauszusetzen, als ob Fürst Bismarck jetzt oder zu irgendeiner Zeit wünschen könnte, sie in Vergessenheit gebracht zu sehen — und sodann bezwecken sie, die Tatsache, daß die Entlassung Bismarcks für Deutschland und Preußen und selbst für den Weltfrieden sich als ein Unglück herausgestellt hat, als eine unabänderliche hinzustellen, und zwar darum als eine unabänderliche, weil Fürst Bismarck in seinem Trotz oder seiner Verbitterung sich weigere, den ersten Schritt zu tun, den der Souverän, um seine Majestät zu wahren, verlangen müsse, bevor eine Wiederannäherung zwischen

Digitized by Google

ihm und dem Fürsten Bismarck denkbar wäre. So soll Fürst Bismarck sowohl für die Vergangenheit als für die Zukunft ins Unrecht gesetzt werden. — Die Wahrheit liegt aber umgekehrt. Der Kaiser will unter gar keinen Umständen vom Fürsten Bismarck Rat noch Freundschaft haben; er hat sowenig persönliche Sehnsucht, sich auf einen „Commentfuß" mit dem Fürsten Bismarck zu stellen,[1]) als letzterer Neigung verspürt, sich zu der Unwahrhaftigkeit herzugeben, durch die Errichtung eines solchen Verhältnisses die Art und Weise in Vergessenheit geraten zu lassen, wie er aus seinen Aemtern weggejagt worden ist."[2])

Ebenso schrieb die „Westdeutsche Allgemeine Zeitung" am 11. Juni: „Es fehlt die Voraussetzung einer Versöhnung, die etwas andres als eine der Nation vorgespielte inhaltlose Komödie wäre, ganz und gar; denn es fehlt an den in Betracht kommenden Stellen die Neigung, den Rat des Fürsten Bismarck in ernsthafter Absicht in Anspruch zu nehmen." Und schon am 12. Juni bestritt dieselbe Zeitung von neuem, daß Bismarck das Bedürfnis nach einer persönlichen Versöhnung mit dem Kaiser fühle und daß er noch vor seiner Reise nach Wien zur Hochzeit seines Sohnes Herbert — wie manche Zeitungen in durchsichtiger Absicht meldeten — dem Kaiser befriedigenden Aufschluß über Vorgänge der letzten Jahre zu geben hoffe. „Die Form schon, in der diese Meldung auftritt, erweist sich als eine freche und empörende Verdächtigung des Fürsten Bismarck, der keinem Menschen eine Aufklärung schuldig ist, noch eine solche zu geben das mindeste Bedürfnis hat."

Solche törichten und taktlosen Entgleisungen eines Ueberbismärckers, die in dem Interview Bismarcks mit Kleser vom 31. Mai auch nicht entfernt eine Rechtfertigung finden können, gaben nun wieder den Feinden Bismarcks willkommene Gelegenheit, der Versöhnung zwischen Kanzler und Kaiser Steine in den Weg zu werfen. Wir erwähnen aus den mancherlei Artikeln, die von dieser Absicht diktiert waren, nur den der „Kreuzzeitung" vom 14. Juni, weil er erkennbar verhängnisvoll gewirkt hat. „Um aber das ominöse Kapitel der Aussöhnung zu *erledigen*," heißt es in dem Artikel, der zweifellos von dem damaligen Chefredakteur Hans Freiherrn v. Hammerstein, einem intimen Gegner Bismarcks, herrührte, „sei unser royalistischer Standpunkt in dieser Frage kurz dargelegt. Daß das deutsche Volk sich freuen würde, wenn der Reichskanzler und der Kaiser in Freundschaft zueinander ständen, wollen wir keineswegs bestreiten; auch werden wir es in solchem Falle für selbstverständlich

---

[1]) Wie völlig im Widerspruch zu Bismarcks Wunsch und Willen solche Aeußerungen Klesers standen, mag man daraus entnehmen, daß Bismarck in dem Interview vom 31. Mai zu Kleser nach dessen eigner Angabe gesagt hatte: „Der König steht außerhalb jeder Kritik, gegen ihn richtet sich keine Aeußerung von mir, und ich bitte Sie, wie alle Besucher, die öffentlich für meine politischen Anschauungen eintreten, die Persönlichkeit des Kaisers so viel nur möglich aus dem Spiel zu lassen, jedenfalls aber, sie in keiner Weise anzutasten." Poschinger, Fürst Bismarck. Neue Tischgespräche und Interviews II, 383.

[2]) Penzler, a. a. O., III, 277 f.

[3]) Derf., S. 279.

Digitized by Google

halten, daß sich daraus ein gewisser Einfluß ergibt, wie ihn zwei Männer stets aufeinander ausüben, wenn sie einander achten. Dagegen scheint uns zweierlei ausgeschlossen: daß nach allem, was geschehen ist, Fürst Bismarck wieder in seine vorige Stellung eintritt, und daß zweitens die „Versöhnung" mit einem Kanossa für den Kaiser erkauft wird."

Mit der Wendung von dem Gang nach Kanossa aber hat die „Kreuzzeitung" dem Reichskanzler v. Caprivi das passende Stichwort geliefert, mit dessen Hilfe die Möglichkeit einer Aussöhnung vollends zu beseitigen war und — beseitigt worden ist. Das Wort von dem Gang nach Kanossa ist damals ausgerechnet in den offiziösen Blättern immer wieder ausgeschlachtet worden. So hieß es in dem von der Reichskanzlei inspirierten „Hamburger Korrespondenten" vom 27. Juni: „An ein Entgegenkommen von der Seite des Kaisers, das als ein Kanossa gedeutet werden könnte, ist nicht entfernt zu denken."[1]) Schon vorher hatte die gleichfalls Caprivi-offiziöse „Düsseldorfer Zeitung" am 16. Juni geschrieben: „Es versteht sich von selbst, daß die ungebührlichen Versuche, eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und dem Fürsten Bismarck plausibel zu machen, auch zur Kenntnis des Kaisers gekommen sind. Man hält in Berlin nach wie vor eine Aussöhnung auf der von übereifrigen Anhängern des Fürsten angedeuteten Grundlage für absolut ausgeschlossen, obgleich nicht nur am Hofe, sondern auch in den Regierungskreisen eine mächtige Partei zugunsten eines Ausgleichs unter der Hand tätig ist."[2])

So ist es gekommen, daß die hochherzige Bereitwilligkeit des Kaisers, seinem ersten Kanzler im April 1892 die Hand zum Frieden entgegenzustrecken, vereitelt worden ist, und daß statt der „Wiederanbahnung eines sozialen Verhältnisses" eine gesteigerte Mißstimmung Platz griff, die bald darauf in dem „Uriasbrief" Caprivis vom Juli 1892 ihren schlimmsten Ausdruck fand. Kardorff, der sich in seinen schönsten und liebsten Hoffnungen getäuscht sah, ist sich keinen Augenblick im Zweifel gewesen, daß der Hauptschuldige dabei Caprivi selbst war. Er hat Caprivi — die späteren Mitteilungen aus dem Nachlaß werden es zeigen — dieses sein Verhalten nie vergeben und vergessen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 22. April 1891.

Gestern Diner bei Stumm mit gutem Platze zwischen Frankenberg und Rottenburg — dann abends bei Boetticher — viel über Bismarck verhandelt, in welcher Form es möglich sein wird, ihn wieder dem Kaiser zu nähern, ob

---

[1]) Schultheiß, Europäischer Geschichtskalender 1892, S. 106.

[2]) Penzler, a. a. O., III, 280. Zu denen, die im Sinne eines Ausgleichs tätig waren, gehörte u. a. auch Miquel. Vgl. Hohenlohes Denkwürdigkeiten zum 9. Juli 1893: „Heute kam Miquel zu mir. Er bedauert, daß der Kaiser sich mit Bismarck nicht versöhne, und meint, Caprivi müsse dies dem Kaiser raten." Dagegen scheint Ministerpräsident Graf Eulenburg, auf den Kardorff Hoffnungen setzte, sich in dieser Richtung nicht engagiert zu haben.

Digitized by Google

dies überhaupt möglich usw. Rottenburg war mit da. Haupthindernis bleibt Herbert ... Sonnabend ist Diner bei Guido Henckel mit Walbersee für denselben Zweck.

*

7. Mai 1891.

Morgen, Himmelfahrt, fahre ich früh nach Friedrichsruh mit Stumm: wir haben uns per Telegramm angesagt und Antwort „sehr willkommen" erhalten.

*

Friedrichsruh, den 1. Mai 1892.

Seit gestern hier in wichtiger Angelegenheit, über die ich Dich aber vorläufig bitte, nichts die Nachbarn verlauten zu lassen. Der Kaiser hat Stumm gebeten, die Wiederanbahnung eines sozialen Verhältnisses mit Bismarck in die Hand zu nehmen, und da ich dies durch Vopelius positiv gewiß erfuhr, hielt ich es für geboten, herzufahren, um Bismarck zu informieren und meinerseits versöhnlich zu stimmen.

Ich traf sehr glücklicherweise Herbert hier, der bis jetzt die Hauptschwierigkeiten machte, und fand diesen viel versöhnlicher und zugänglicher als früher. Er bockte zuerst etwas, aber als ich sehr ernsthaft ihm Vorhaltungen machte, wie sie ihm vielleicht noch niemand zu machen gewagt hat, und ihm sagte, er könne es vor Gott, vor seinem Vater und vor Deutschland nicht verantworten, wenn er aus allerdings berechtigter Empfindlichkeit über die dem Vater zugefügten Kränkungen es hindern wollte, daß sein Vater wieder in die Möglichkeit versetzt würde, durch seinen Rat Unheil vom Vaterlande abzuwehren, wurde er allmählich weich und zuletzt ganz reizend liebenswürdig und versprach, in meinem Sinne mitzuwirken, obschon ich ihm gleich gesagt hatte, er dürfe seinerseits nicht daran denken, vorläufig wieder in Dienst zu treten, er habe sich zu viele Feinde gemacht. Ich riet ihm dann, ein Mandat für das Abgeordnetenhaus anzunehmen, wenn er in seinem Kreise (Schönhausen) gewählt werden könne, was er sicher glaubte. Dann ging ich auf mein Zimmer.

Der Fürst, der eine schlaflose Nacht gehabt hatte, schlief noch, und als ich bei seinem Erwachen geholt wurde, hatte ihm Herbert schon gesagt, weshalb ich gekommen. Bei der nun folgenden zweistündigen Spazierfahrt im Sachsenwalde wurde nun die ganze Sache sehr gründlich durchgesprochen, und ich hoffe, es endet gut.

Bei Tisch waren zwei Fabrikinspektoren hier, auf die Bismarck sehr geladen war, weil sie den Versuch gemacht hatten, seinen Bevollmächtigten zur Bildung von Arbeiterausschüssen von vier ganz heterogenen Fabriken (Ziegelei, Dynamit, Böttcherei und Sägemühle) einzufangen, von denen nur die Sägemühle mit einem Dutzend friedlicher Waldarbeiter Bismarck gehört; diese sollen mit den Sozialdemokraten, Polen, Dänen und Schweden der andern Fabriken gemeinsame Arbeiterausschüsse bilden: eine rein verrückte Idee. Bismarck war, wie ich fand, bei Tisch noch liebenswürdig genug gegen sie.

Digitized by Google

Die Witwe Eberhard Stolberg[1]) geborene Reuß ist hier, reizend nette alte Dame, sehr ungehalten über Zedlitz (den Kultusminister a. D.), den sie schärfer und ungünstiger beurteilte, wie ich ihn je habe beurteilen hören.

*

Berlin, den 4. Mai 1892.

Friedrichsruh war reizend, der alte Bismarck, die Fürstin und Herbert gaben sich alle Mühe, mich so sehr als möglich zu verziehen. Als ich des Morgens um 9 Uhr abfuhr, bekam ich einen Frühstückskorb mit allem Möglichen mit, und Dr. Chrysander mußte noch mit einem Diener nach dem Bahnhof kommen, um mir auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten, dem referiert war, ich hätte keinen Wein mitnehmen wollen, eine halbe Flasche Portwein ins Coupé zu reichen ... Ich habe in diesen Tagen von auswärtiger Politik viel gelernt.

Gestern habe ich Botho Eulenburg, ohne ihm von Friedrichsruh und Stumm zu sprechen, gesagt, ich hielte es für seine erste Aufgabe, dafür zu sorgen, daß wieder ein Modus vivendi zwischen Kaiser und Bismarck wenigstens sozial hergestellt würde, den Caprivi sorgfältig verhindert habe. Mir schien die Schätzung des letzteren bei Eulenburg war keine sehr hohe, und ich hatte den Eindruck, daß Eulenburg sich schon so einigermaßen als Reichskanzler fühlte, und daß meine Ausführungen einen guten Boden fanden.

Freitag soll ich bei Guido Henckel mit Walbersee essen.

Im Abgeordnetenhause ist dieser Tage das wichtige Berggesetz auf der Tagesordnung,[2]) bei dem ich nicht fehlen darf, da das Resultat der Abstimmungen oft zweifelhaft ist.

Kardorff an Fürst Bismarck

Berlin, den 4. Mai 1892.

Eurer Durchlaucht wird es von Interesse sein, daß ich auf ein Telegramm an Stumm: „Kommen Sie nächstens nach Berlin?" von Frau v. Stumm die Antwort erhalten habe: „Mein Mann auf drei Wochen nach Madrid." Bopelius hat mir nochmals das Eurer Durchlaucht Mitgeteilte bestätigt und hinzugefügt, daß er die Unterredung selbst angehört, aber glaubte, den Wortlaut niemand mitteilen zu dürfen.

---

[1]) Graf Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, gest. 1872, Oberpräsident von Schlesien; seine Gemahlin Gräfin Marie war die Tochter des Prinzen Heinrich LX. Reuß j. L.

[2]) Es handelt sich um die zweite Beratung des Gesetzentwurfs, betreffend die Abänderung einzelner Bestimmungen des Allgemeinen Berggesetzes, vom 24. Juni 1865, die vom 3. bis 5. Mai stattfand. Das Zentrum hatte in der Kommission den Antrag eingebracht, die achtstündige Schicht im Bergbau gesetzlich festzulegen; ebenso hatte es eine Beschränkung der Frauen- und Kinderarbeit in den Bergwerken gewünscht. Die Anträge, die in der Kommission abgelehnt waren, wurden im Plenum in der Form von Resolutionen wiederholt, fanden aber auch in dieser Form — der Abgeordnete Hammacher sprach von den „sozialistischen Zukunftsplänen" des Zentrums — Ablehnung.

Digitized by Google

Ich fand gestern bei Gelegenheit eines Mittagessens den Grafen Botho Eulenburg in der Schätzung seines Vorgängers im Präsidium des Staatsministeriums genau so, wie ich es erwartet hatte, was mich mit einiger Hoffnung für unsre Politik erfüllt, ferner sehr ungläubig bezüglich der in allen offiziösen Blättern angekündigten Herkunft des Kaisers von Rußland.[1]) Auf meine Anfrage, ob er nicht im vaterländischen Interesse die Herstellung eines Modus vivendi mit Eurer Durchlaucht für das Allernotwendigste halte, erwiderte er, daß er meine Ansicht teile, daß er aber die Schwierigkeiten voraussehe, daß man den Schein einer Initiative vermeiden wollte. Ich hielt es nicht für nützlich, ihm über Stumm Mitteilung zu machen, und beschränkte mich darauf, warm für die Sache zu plädieren — wie mir schien, nicht ganz ohne Eindruck zu machen.

Meine neuliche Auseinandersetzung[2]) mit den Deutschkonservativen scheint den nützlichen Erfolg gehabt zu haben, den Einfluß der Kreuzzeitungs-Clique einigermaßen zu vermindern; wenigstens ist dieselbe mit ihrem Wunsch, im Berggesetze die sozialistischen Zentrumsanträge[3]) seitens der Fraktion unterstützt zu sehen, gründlich abgefallen.

Kardorff an seine Gemahlin

5. Mai 1892.

Hier kursiert das Gerücht von Herbert Bismarcks Verlobung mit einer Gräfin Hoyos.[4]) Das würde mich für den alten Bismarck sehr freuen. Ich werde wohl heute bei Henckel Näheres hören.

In der „Contemporary Review" steht ein Artikel „William" über den Kaiser, der eine mit wunderbarer Schärfe und viel Geist verfaßte Charakterschilderung enthält. Man zerbricht sich den Kopf, wer sie geschrieben haben könnte. Ich glaube den Verfasser in Lothar Bucher zu erraten, obschon manche Ausführungen mir wieder nicht auf ihn zu passen scheinen.[5])

Ueber Caprivis Beschränktheit[6]) herrscht jetzt allgemeines Einverständnis. Ich bin neugierig, wann er geht. Er hat es fertiggebracht, das Verhältnis zu Rußland ganz zu verfahren, Italien franzosenfreundlicher und Oesterreich unzuverlässiger zu machen wie je. In der inneren Politik hat er die Parteien untereinander verhetzt und sich den Ruf eines durchaus falschen, unzuverlässigen und büffelhaften alten Soldaten zu erwerben.

---

[1]) Die Zusammenkunft zwischen dem Kaiser Wilhelm und dem Kaiser von Rußland erfolgte in der Tat am 7. Juni zu Kiel.

[2]) Gemeint ist Kardorffs Rede im Abgeordnetenhause vom 28. April.

[3]) Siehe die Bemerkung zu Kardorffs Brief vom 4. Mai.

[4]) Die Verlobungsanzeige des Grafen Herbert Bismarck mit der Gräfin Marguerite Hoyos war in der Tat vom 4. Mai datiert.

[5]) Vgl. über den Artikel Penzler, a. a. O., III, 254. In Lothar Bucher ist der Verfasser des Artikels doch wohl kaum zu suchen.

[6]) Im Text ein draftischerer Ausdruck.

Digitized by Google

Kardorff an die Fürstin Bismarck

Wabnitz, den 9. Mai 1892.

Eure Durchlaucht müssen mir schon gestatten, meiner großen Freude darüber noch besonders Ausdruck zu geben, daß nach allem Schweren und Trüben der letzten Zeit nun ein so heller Sonnenstrahl nach Friedrichsruh gedrungen wie die glückliche Verlobung des Grafen Herbert.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 23. Mai 1892.

Ich habe einen Nachruf für Kleist-Retzow in das „Deutsche Wochenblatt" geschrieben.[1])

Morgen oder übermorgen soll ich mit Miquel über alle möglichen Dinge konferieren. Ich bin ganz allein am Abend bei ihm. Seine Wut auf Caprivi scheint groß zu sein ...

Eine Hand unbrauchbar,[2]) ist doch sehr genant, glücklicherweise ist es die linke, so daß ich schreiben kann, und zwar hoffentlich noch nicht so unleserlich wie Stumm, von dem ich gestern einen Brief hatte, über dem ich zwei Stunden studieren mußte, ehe ich annähernd den Sinn herausbekam. Er geht jetzt nach Friedrichsruh.

Wie Eulenburg sich stellt, weiß noch niemand zu sagen — auch Miquel nicht, der aber Vertrauen zu haben scheint, daß er Caprivi fortbeißt.

*

Undatiert; zirka 25. Mai 1892.

Die Angelegenheit der Bismarckschen Annäherung schreitet rüstig vorwärts. Stumm kommt übermorgen her aus Friedrichsruh.[3]) Miquel benutzt, wie es mir scheint, die Frage, um Caprivi definitiv zu beseitigen.

---

[1]) Siehe den Nachruf in Nr. 21 des „Deutschen Wochenblatts" vom 26. Mai 1892. Kardorff verhehlt in dem mit sympathischer Wärme gehaltenen Nachruf nicht, daß er den schroffen kirchlichen und politischen Standpunkt Kleist-Retzows nicht geteilt habe, aber er rühmt ihn gleichwohl als „einen Mann, gegen dessen Lauterkeit und Reinheit der Gesinnung in seinem langen öffentlichen Leben niemals auch der Schatten eines Vorwurfs hatte erhoben werden können, einen Mann, der zu allen Zeiten furchtlos und ohne jede Rücksicht auf den Beifall der Machthaber nach seinem besten Gewissen seiner Ueberzeugung Ausdruck gegeben hatte, einen Mann, der seine tiefernste christliche Weltanschauung nicht nur auf den Lippen trug, sondern auch durch seine ganze Lebensführung betätigt hatte".

[2]) Kardorff hatte sich eine Verletzung an der linken Hand zugezogen, die eine sorgsame ärztliche Behandlung nötig machte.

[3]) Laut Mitteilung des Fürstlich Bismarckschen Privatsekretariats weilte Freiherr v. Stumm am 26. Mai in Friedrichsruh.

Digitized by Google

König Ferdinand von Rumänien

Von seinem früheren Erzieher

Ist König Ferdinand schuldig an dem Kriege mit Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Bulgarien und der Türkei? Gewiß ist er schuldig, und es scheint uns eine müßige Frage zu sein, ob König Ferdinand von Rumänien Schuld hat an dem blutigen Ringen, das er, vereint mit den russischen Truppen, aussichtslos gegen die Zentralmächte führt. Aber wir möchten doch hier untersuchen, ob ihm keine mildernden Umstände zuzusprechen sind oder ob er der Alleinschuldige an dem schweren Unglück ist, das Rumänien getroffen hat. Um das zu erörtern, wollen wir einen kurzen Blick auf den Werdegang des Königs von seiner Jugend an bis zu seiner Thronbesteigung im Jahre 1914 werfen.

Prinz Ferdinand von Hohenzollern ist geboren am 24. August 1865 im Prinzenbau zu Sigmaringen, er ist mithin ein echter Schwabe und wird im nächsten August 52 Jahre alt, er hat somit das Alter, in welchem er wohl wissen kann, was ihm und seinem Königreiche frommt oder zum Verderben gereicht. Die ersten Jahre brachte er in Sigmaringen zu am Hofe seiner Eltern, des Erbprinzen, späteren Fürsten Leopold, dem der Beiname der Gütige mit Recht gegeben wurde, und seiner Mutter Antonia, der Tochter des Königs Ferdinand von Portugal und dessen Frau Maria II. da Gloria. Er lebte mit seinen beiden Brüdern, Schwestern besaß er nicht, Wilhelm, dem jetzigen Fürsten von Hohenzollern, und dem jüngeren Bruder Karl, zur Zeit im Felde als preußischer General. Er war ein liebenswürdiger, guter und schöner Junge, dem von seinen Erziehern heute noch die Eigenschaft zugesprochen wird, daß er leicht zu lenken war und Begabung hatte. Nachdem er das Gymnasium zu Düsseldorf bis zur Prima besucht hatte, machte er das Abiturientenexamen, und seine früheren Erzieher sowie der Direktor des Gymnasiums bürgen dafür, daß es ihm als Prinzen von Hohenzollern nicht leichter wurde als den übrigen Mitschülern.

Schon damals waren die Augen der Welt auf ihn gerichtet als den voraussichtlichen Nachfolger seines Oheims Karl I., Fürsten von Rumänien, des Bruders des Fürsten Leopold und Sohnes des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern, der als Vorsitzender des preußischen Ministeriums und als Militärgouverneur der Rheinlande und Westfalen, als kommandierender General sich große Verdienste um Preußen erworben hat und bis zu seinem 1885 erfolgten Tode ein in allen Lagen des Lebens erprobter Freund des Kaisers und Königs Wilhelm I. und glühender Anhänger Preußens gewesen ist. Karl I., Fürst von Rumänien, lenkte seit 1866 mit Starkmut und Weisheit die Geschicke Rumäniens und führte das verkommene Land zu hohem Ansehen in dem Kreise der europäischen Staaten. Er war es auch, der 1877 mit seinen Rumänen den Russen beistand gegen die Türken, und die Russen haben es hauptsächlich ihm

Digitized by Google

zu danken, daß Plewna erobert wurde; er hat ihnen unter unsäglichen Schwierigkeiten Hilfe geleistet gegen die sie stark bedrängenden Türken unter Osman-Pascha, wofür ihm der Russen Undank wurde, wie allbekannt ist.

Im Jahre 1881, am 11. Mai, schrieb Fürst Karl Anton an den Fürsten von Rumänien, der damals dem Drängen des Volkes nachgab und sich die Krone als König von Rumänien aufsetzte, folgenden Brief (im Auszug): „... Wir halten die Anwesenheit der Prinzen Ferdinand und Karl für eine politische Notwendigkeit, zugleich aber auch für einen pädagogischen Nachteil, ersteres als Konsequenz der kürzlich abgehaltenen Erbeinigung, letzteres wegen des noch nicht entwickelten Charakters Deiner beiden Neffen, denen die überwältigenden Eindrücke, welche zu Bukarest inmitten großartiger Schaustellungen sich ihnen aufdringen werden, schaden könnten. Daher unsre dringende Bitte, Du und Elisabeth (Fürstin von Rumänien) möchten in keiner Weise die Kinder länger zurückhalten, als absolut notwendig ist." Dann fährt er fort, noch Ratschläge zu geben über die Behandlung der Prinzen, und fügt bei, sie sollten nur lediglich als die Repräsentanten der jüngsten Generation, die ihrem königlichen Oheim ihre Huldigung darzubringen haben, in Rumänien erscheinen.

Dieser Brief kennzeichnet die Gesinnungsweise des fürstlichen Großvaters vollständig.

Erbprinz Wilhelm hatte als Erbe des Fürsten von Hohenzollern Verzicht auf den Thron von Rumänien geleistet, und es kam nun der zweite Sohn Ferdinand in Betracht.

Im Jahre 1886 wurde Prinz Ferdinand, der präsumtive Thronfolger, in das rumänische Heer eingereiht und im Frühjahr 1889 siedelte der Prinz ganz nach Bukarest über. König Karl und Elisabeth hatten bekanntlich nur eine Tochter, die ihnen im zarten Alter wieder genommen wurde, und Ferdinand sollte nun der Erbe des Thrones werden.

Er besuchte eine deutsche Universität, und es wurde Tübingen gewählt. Sturdza, ein Mann klein von Gestalt, unansehnlich, aber ein großer Geist, dessen klares Auge seine Bedeutung kennzeichnete, und der oftmals rumänischer Minister und Ministerpräsident war, fleißig bis in sein hohes Alter hinein, hätte sicherlich mit Carp, Marghiloman u. a. im Verein den König gewarnt, Oesterreich-Ungarn anzugreifen, da die Deutschen den Bundesgenossen sicher helfen würden und sie schwer zu besiegende Gegner seien, statt sich von Take Jonescu, Filipescu, Bratianu und — zuletzt genannt aber nicht die Letzte — von der russisch-englischen Königin Mary umgarnen zu lassen. Er gab sein Urteil dahin ab, daß der Prinz besser nach Tübingen gehe als nach Bonn, indem er dort höchstwahrscheinlich mit den Borussen umgehen müßte und nicht zum Studium komme, weshalb er doch auf eine deutsche Universität ginge. Sturdza hat seinen Rat sicher gut gemeint, aber ich glaube dennoch, daß er sich irrte. Die Borussen in Bonn sind es gewohnt, Prinzen und Königssöhne in ihren Reihen zu sehen, und sie machen weniger Aufhebens davon als die Korpsstudenten an andern Universitäten. Dabei sind sie gut preußisch und deutsch

Digitized by Google

gesinnt bis „auf die Knochen". Ein Schönberg hätte sich auch zu Bonn gefunden.[1]) Der präsumtive Thronfolger von Rumänien wurde in Tübingen mehr berücksichtigt, als es zu Bonn geschehen wäre; und ob das gut für ihn war, möchten wir dahingestellt sein lassen.

Die Königin Elisabeth, unter dem Namen Carmen Sylva als Schriftstellerin bekannt, war eine Schwärmerin und zuweilen auf dem politischen Boden gar nicht zu Hause. Sie war es denn auch, die eine Liebschaft zwischen Ferdinand von Rumänien und Helene Vacarescu, einer geistreichen jungen Dame der rumänischen Gesellschaft, bewerkstelligte und begünstigte. Helene Vacarescu war, eben weil sie Rumänin war und eine Verbindung mit ihr Ferdinand in eine schiefe Stellung gebracht hätte, nicht geeignet zur Gemahlin des künftigen Königs von Rumänien. Daß diese Episode auch einen Einfluß auf das innere Wesen Ferdinands von Rumänien gehabt habe, liegt nahe.

Hier müssen wir eines Zuges im Charakter des Prinzen Ferdinand Erwähnung tun. Die Rumänen, wenigstens viele unter ihnen, hätten gern den jüngsten Prinzen, Karl, als präsumtiven Thronerben gehabt. Prinz Ferdinand war ein in sich verschlossener Charakter, der nicht gern aus sich herausging; Prinz Karl dagegen, ein liebenswürdiger junger Herr, wußte die oberflächlichen Rumänen, die Bukarester Gesellschaft, welche mehr nach Frankreich, nach Paris hinneigt als nach einem andern Staat Europas (die Bukarester höhere Gesellschaft spricht ausnahmslos Französisch), für sich einzunehmen.

Nun kam seine Hochzeit, und das war ein wichtiger Tag im Leben des Prinzen von Rumänien. Er heiratete nämlich am 10. Januar 1892 Maria, Prinzessin von Großbritannien und Irland, die Enkeltochter der Königin Viktoria. Sie war eine Tochter des Sohnes der Königin von England, des Herzogs Alfred von Koburg-Gotha, und einer russischen Prinzessin, gehörte mithin nicht nach Deutschland und nicht nach Rumänien, sondern war eine Engländerin und Russin zugleich. Es kommt das bei dem jetzigen Kriege sehr in Betracht, und bei ihrer ganzen Denkweise fällt ihre Zugehörigkeit zu England und Rußland schwer in die Wagschale. Die Sigmaringer hatten übrigens Gelegenheit, damals bei der Hochzeit den Hochmut und den Uebermut, selbst die Brutalität der Engländer kennen zu lernen. Aber ein good bussiness machte die Königin Viktoria bzw. die Engländer doch mit der Hochzeit, da diese nicht in London, sondern in Sigmaringen stattfand und viel Aufwand in Anspruch nahm. Der Fürst Leopold stattete die Hochzeit aus und stellte dem Paar eines seiner Schlösser, Krauchenwies, mit schönem Park zur Verfügung. Die Prinzessin war überaus schön, und heute noch, wo sie erwachsene Kinder hat und im 42. Lebensjahre steht, ist sie eine stattliche Erscheinung und eine schöne Frau. Nicht nur die Mädchen der untersten und unteren Schichten des Volkes wollen ihren Mann haben, auch die Töchter und Frauen der oberen und obersten Klassen wollen heiraten. Ein präsumtiver Thronfolger von Rumänien, ein späterer

[1]) v. Schönberg, Professor in Tübingen, war Berater des Prinzen in Tübingen.

Digitized by Google

König von Rumänien, ein Prinz von Hohenzollern, war auch für eine Prinzessin von Großbritannien eine annehmbare Partie. Hatte doch die Königin Viktoria den Prinzen Albert von Koburg geheiratet.

In der Folgezeit brachte der Prinz jedes Jahr mehrere Wochen in Sigmaringen bei seinem Bruder zu, nachdem dieser nach dem Tode des Fürsten Leopold 1905 Fürst von Hohenzollern geworden war. Es ist eine Lüge der französischen Presse, wenn sie behauptet, schon vor dem Kriege 1914 habe ein gespanntes Verhältnis zwischen den beiden Brüdern bestanden. Das ist nicht wahr und entspricht durchaus nicht den Tatsachen. Im Jahre 1913 war der Prinz noch in Sigmaringen am Hofe seines Bruders, wo er seit Jahren seinen Geburtstag am 24. August feierte, und zu seiner Ehre gab der Fürst allemal ein Festessen, bei welchem des Tages gedacht wurde. Die Brüder verkehrten sehr herzlich miteinander bis zum Ausbruch des Krieges 1914. Sei es, daß der Krieg störend eingriff oder hat es eine andre Ursache, vielleicht die Krankheit des Königs Karl I.? Jedenfalls wurde Fürst Wilhelm 1916 von der Haltung Rumäniens sehr unangenehm überrascht und verbot seinen zahlreichen Beamten das Tragen von rumänischen Orden, wie sie unter Karl I. vielfach nach Sigmaringen und an die Beamten gekommen waren.

Der König Ferdinand war nicht beliebt im Lande als Prinz von Rumänien, ein Umstand, der zu denken gibt. Das teilt er übrigens mit Karl I., der während seiner Regierung vielfach von der Presse des Landes in der ersten Zeit angefeindet wurde, da die Bojaren und die Zeitungsbesitzer es ihm nicht verzeihen konnten, daß er ein Deutscher und gar ein Hohenzoller war.

Die Bukarester wissen allerlei zu erzählen, daß König Ferdinand nicht glücklich gewesen sei in seiner Ehe. Aber die Bukarester Gesellschaft ist ein leichtlebiges und leichtsinniges Völkchen, schlimmer als die Pariser Bevölkerung, und man kann deshalb nur mit Vorsicht ihre Behauptungen aufnehmen. Erwähnen wollen wir noch, daß der Prinz von Rumänien während seiner Ehe einen schweren Fall von typhösem Fieber durchzumachen hatte, von dem er dank seiner kräftigen Gesundheit vollständig wiederhergestellt wurde.

Wir machen der Königin Maria keinen Vorwurf daraus, daß sie als englische Prinzessin und Tochter einer russischen Großfürstin nicht deutsch oder österreichisch-ungarisch dachte. Aber das hätte sie vor der Hochzeit bedenken sollen, ob sie einen Prinzen des uralten Hauses Hohenzollern zum Gatten haben wollte, einen Verwandten des deutschen Kaiserhauses, der in der preußischen Armee einen hohen Rang inne hatte und der Neffe eines Königs von Rumänien war, der es des öfteren ausgesprochen, daß er wohl Rumäne mit Leib und Seele geworden sei, daß er sein neues Vaterland liebe und alles für dasselbe einsetze, wie er auch in seiner langen Regierung durch die Tat bewiesen, aber daß er ein Deutscher mit Herz und Seele geblieben sei. Sie hätte sich außerhalb der Politik halten sollen, wenn sie dem präsumtiven Thronfolger die Hand zum Lebensbunde reichen wollte.

Die Bukarester haben den Krieg gewollt, die Bojaren ihn gesucht, in der Umgebung des Königs gab es Leute, die nach den Rumänen in Oesterreich-

Digitized by Google

Ungarn hinüberschielten und sie „befreien" wollten, wiewohl die Rumänen dort sich wohl fühlten und nicht „befreit" zu sein wünschten. Der König war umgeben von solchen Leuten, er hörte täglich die Einwürfe Bratianus und seiner Frau, er kämpfte um seine Krone und glaubte nicht, daß Deutschland eingreifen würde, wenn er Oesterreich-Ungarn überfiele. Er glaubte das Märchen, daß Oesterreich Ungarn am Rande des Verderbens sei, daß Deutschland am Zusammenbruch stehe, er glaubte einem Filipescu, einem Take Jonescu, einem Bratianu und seiner Frau mehr als den offenen Worten und Darstellungen des österreichisch-ungarischen und des deutschen Gesandten. Er glaubte den Lockungen Englands und Frankreichs, die pro domo sprachen, er glaubte den Russen, die seinem Lande oft genug zum Unheil geworden. Kurz, er griff Oesterreich-Ungarn an, und zu seinem Verderben geschah es. Er hätte sich stützen sollen auf das Volk, nicht auf die Bojaren, nicht auf die Bukarester Gesellschaft, er hätte sich stützen sollen auf Karls I., seines Oheims, kluge Einsicht. Das hat er nicht getan, zu seinem Verderben.

Das war es, was wir zeigen wollten. Für König Ferdinand gibt es noch mildernde Umstände. Ist er nun verloren? Wenn er den moralischen Mut hat, Bratianu den Laufpaß zu geben, sich auf das Volk zu stützen und Frieden zu machen mit den Zentralmächten, dann kann ihm noch geholfen werden. Sonst nicht. Wenn Rußland und Rumänien selbst siegen würden und Rußland in den Besitz von Konstantinopel käme, was würde dann Rumänien anders als ein Vasallenstaat von Rußland? England und Frankreich würden gar nichts daran ändern wollen und können.

Landgraf werde hart! Stütze dich auf die Besten deines Volkes, die Uneigennützigen, die nicht den russischen Rubel und das englische Gold genommen haben, denke daran, daß du ein deutscher Prinz bist, dem uralten zollerischen Hause angehörst, das seit dem elften Jahrhundert immer im Felde gestanden, geblutet hat und zu sterben wußte bis zur Jetztzeit, daß du ein Verwandter des preußischen Königshauses, daß du ein Neffe des Königs Karl I. und dessen Nachfolger bist. Landgraf werde hart!

Gelüstet es König Ferdinand nach der Zukunft des Zaunkönigs Nikita von Montenegro oder nach der des Mörderkönigs Peter von Serbien? Nein, nein und tausendmal nein. Das ist keine Zukunft für den König von Rumänien, nicht für den Nachfolger Karls I., nicht für einen Hohenzoller. Das einzige, das richtigste ist: Versöhnung mit den Zentralmächten, Friede in der eignen Brust, Friede mit den übrigen Mitgliedern des Hauses Hohenzollern, trotz Frankreich und England, die es nicht ändern können, trotz Rußland, das es ebenfalls nicht ändern kann, selbst wenn es wollte; denn ein hinsiechendes und schwaches Rumänien ist ihm lieber als ein Königtum, das über Moldau und Walachei stark herrscht.

Digitized by Google

Die Moral in der Politik

Von

Dr. Fr. Klein, Minister a. D. (Wien)

I

Unter den vielen geistigen Kriegserscheinungen, die Aufmerksamkeit verdienen, ist eine der bemerkenswertesten das Verhältnis zwischen Politik und Moral. Um ihre hochmütige Unnachgiebigkeit zu verbrämen und zu den verschiedensten Vergiftungszwecken beschuldigen uns die Feinde unentwegt aller möglichen Rechtsbrüche und Gewalttätigkeiten und brandmarken in ausschweifender Entstellung unsere Politik vor dem Kriege und während des Krieges als schwere Verstöße gegen die sittlichen Menschheitspflichten. Zu gleicher Zeit wird in unserer eigenen Mitte Wasser auf die Mühle der Gegner getrieben, indem gerade das, weswegen sie uns in der ganzen Welt anschwärzen, von Politikern und Gelehrten zur höchsten Weisheit realpolitischer Staatskunst hinaufgeschraubt wird. Es ist die Lehre, daß in die Politik und in politisches Denken moralische Gefühle sich nicht einmischen dürfen, denn das seien Sentimentalitäten, mit denen die wahren Gesetze des politischen Lebens nichts gemein hätten. Der Krieg drängte demnach von zwei Seiten ein Problem in den Vordergrund, das gewöhnlich als Skelett im Hause behandelt wurde, und sich klar zu werden, wer recht haben mag, ist um so mehr Bedürfnis, als es nachdenklich stimmen muß, daß die Gegner mit allen Mitteln den moralischen Gesichtspunkt so stark ausnützen. Das würde wohl unterbleiben, wenn sie nicht des Glaubens wären, damit an eine Saite zu rühren, die überall nachschwingt. Ihre eigene Entrüstung ist gewiß nicht durchwegs echt, trifft aber ihre Annahme hinsichtlich der übrigen Länder zu, so ist die in der Ueberschrift bezeichnete Frage für die Mittelmächte von nicht geringem politischen Gewichte.

Mit aller Schroffheit und durch Jahrhunderte nachwirkend, hat seinerzeit der Florentiner Kanzler Macchiavelli die Sittlichkeit aus der Politik verbannt. Er geht in der Forderung, daß die Staatspolitik aller sittlichen Voraussetzungen und Hemmungen bar sein müsse, bis zum äußersten: für die Politik und die Wahl ihrer Mittel dürfen ohne irgendwelche Einschränkung nur Machtzwecke und Machtinteressen bestimmend sein. Die heutigen Bewunderer Macchiavellis rühmen ihm nach, die Gesetze entdeckt zu haben, auf denen die moderne politische Kunst beruhe. Die damit behauptete Uebertragbarkeit seiner Grundsätze auf die Gegenwart hat jedoch viel innere Gründe gegen sich. Vor allem hatte Macchiavelli zweifellos die staatlichen Verhältnisse Italiens um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts vor Augen und dachte unter dem Einflusse der damaligen Kulturzustände. Einen gewaltigeren Unterschied als den zwischen diesen Despotenstaaten und dem heutigen konstitutionellen Rechts- und Wohlfahrtsstaate mit einem in die politische Kraftordnung eingegliederten Bürgertume kann es kaum

Digitized by Google

geben. In den Aufgaben des Gemeinwesens, die zu jener Zeit fast ausschließlich dynastisch verstanden wurden, in der Stellung der Untertanen im Staate, im Verhältnisse zwischen Fürst und Volk usw. lassen sich die beiden Zeitalter nicht miteinander vergleichen. Von Haß, Habgier, eigenmächtiger Gewalt des Herrschers, die in Machiavellis Politik eine so große Rolle spielen, kann heute keine Rede sein; die gesamte innere Politik ist durch die Gewaltenteilung, die Bindung an das Gesetz, die Behördenorganisation usw. gegen Willkür des Staatsoberhauptes geschützt. Die politischen Daseinsbedingungen sind mit einem Worte völlig andere. Am ehesten könnte man vielleicht von einer Anwendung der Ideen des berühmten Italieners auf die auswärtige Politik sprechen. Der Imperialismus ist ihnen in der Tat nahe verwandt und von ihnen durchtränkt. Vermöge Völkerrechts und internationalen Verkehrs haben sich jedoch in sittlicher Hinsicht auch da tiefgehende Veränderungen vollzogen, die zum Teile bis in den Krieg hineinreichen und dem sittlichen Nihilismus Machiavellis den Boden entzogen haben. Staatlicher, politischer Machtdrang war allerdings immer und wird immer sein, der Kern des Gedankenbaues, den Machiavelli darüber errichtete, und die politischen Grundanschauungen der heutigen Geschichtsstufe lassen sich aber nicht miteinander vereinen. Die Schrift vom Fürsten möge man als Berater in Sachen der heutigen politischen Moral endlich beiseite legen. Sie hat die Politik des siebzehnten Jahrhunderts greulich verwüstet und soll nicht dem zwanzigsten neuerdings verderblich werden.

Die Anhänger der machtpolitischen Ethik glauben mitunter sich auch auf die Taten des unsterblichen deutschen Staatsmannes berufen zu können, der ein neues europäisches Großreich aufgerichtet hat. In seiner Politik hat sich Bismarck allerdings nicht unter allen Umständen an die bürgerlichen Moralmaßstäbe gebunden erachtet. An ernsten Wendepunkten läßt seine auswärtige oder innere Politik zu Zeiten ein opportunistisches Vorgehen wahrnehmen, das den hergebrachten sittlichen Anschauungen nicht immer entspricht. Dem starken Streben zur Wahrhaftigkeit nachgebend, das auch in seiner Politik oft prächtig durchschlug, verzichtete Bismarck darauf, derartige Verwicklungen zu bemänteln. Es liegen Zeugnisse dafür vor, daß in ihm das gelegentliche Leichternehmen sittlicher Verpflichtungen mit einem aufrichtig sittlichen Innenleben gepaart war, und ein deutscher Schriftsteller meint, Bismarck erinnere darin an die Unterscheidung Luthers zwischen Privat- und Amtsmoral. Diese Verknüpfung war gewiß eine Bürgschaft dafür, daß er von den Sittengeboten nur abgehen werde, wo nach seinem gewissenhaftesten Urteile das Staatswohl keinen andern Ausweg gestattet. Auch kann nicht unerwähnt bleiben, daß Bismarck nach Begründung des Reiches alle politischen und handelspolitischen Ausdehnungspläne zurückwies und durch dieses Maßhalten sich von der Ethik des heutigen nimmersatten Machtstrebens sehr unterscheidet. An seinem eigenen Innern gemessen, ist es daher gewiß falsch, in Bismarck das Ideal einer durch keine Autorität gebundenen politischen Kraft verpersönlicht zu sehen. Die großartigen Erfolge seiner Politik und der Anteil, den sittlich bedenkliche Notbehelfe an diesen Erfolgen bis-

Digitized by Google

weilen zu haben schienen, machten aber doch auf das allgemeine Denken einen gewissen Eindruck und sie haben namentlich im deutschen Schrifttume dem Gedanken einer Loslösung der Politik aus den Sittenregeln der Gesellschaft beredte Anhänger gewonnen, die nun dem Auslande willkommene Gewährsleute dafür sind, daß in jener Loslösung sich ein tiefer Zug des deutschen Wesens ausspreche. Für sie verkörpern sich in den beiden genannten Persönlichkeiten die zwei Grundgestalten, in denen die Zweifel an Moralpflichten der Politik in der neueren Zeit auftraten. Die erste, die jenseits des Sittengesetzes verfahrende Politik Macchiavellis, hat heute sehr wenige offene Anhänger. Die Gegenwart kennt das Problem fast nur in der Form der Doppelmoral, einer von der Sittlichkeit des sonstigen Gesellschaftslebens verschiedenen politischen oder Staatsmoral. Sogar die verkappten Anhänger der reinen Lehre Macchiavellis nahmen sie zum Scheine an, deuten jedoch den Begriff der Staatsmoral in einer Art, daß die ungeschliffenste und zügellosefte Politik sich mit ihr brüsten kann.

Ueber diese Scheidung nachzusinnen, ist insofern wenig einladend, als die Vorgeschichte des Krieges und die Kriegsjahre anscheinend neuerdings bestätigen, daß, wie gesagt wurde, die Moral in der Politik meistens nur einen Vorwand für die Gewalt bilde. Das mag hundertmal wahr sein, den salbungsvollen Worten ist wenig zu trauen, und man wäre bisweilen in der Tat versucht, die Hoffnung fahren zu lassen, in der Politik je sittliche Grundsätze verwirklicht zu sehen, wenn nicht der merkwürdige Umstand wäre, daß die Frage: Politik und Moral nie zur Ruhe kommt. Es sind aus dem tiefsten Innern aufsteigende Zweifel an der sittlichen Berechtigung politischer Vorgänge, Zustände wahrhaftigen seelischen Unbefriedigtseins, die ohne Unterlaß dazu treiben, das Verhältnis zwischen Politik und Moral zu erforschen. Hinter dem Gerede scheinen doch vielfach überzeugte Urteile zu liegen, die wirkliche, natürliche Spannungsgefühle, wie Fr. Jodl sagt, erzeugen, wenn die politischen Geschehnisse mit solchen festhaftenden, zwingenden Gedankenreihen ethischen Inhalts nicht übereinstimmen. Was haben nun die Machtpolitiker diesem Gedanken entgegenzustellen?

Sie leiten ihre besondere politische Moral aus dem Staatszwecke ab. Der Staat hat, so meinen sie, nach innen und außen einzig seine Macht zu behaupten und durchzusetzen. Das ist seine höchste sittliche Pflicht und daher auch sein einziges, von der individuellen Moral notwendig verschiedenes Sittengesetz. Diese Schlußfolgerung dürfte kaum haltbar sein. Selbstbehauptung kann etwas Sittliches sein, das Wesen der Sittlichkeit aber darin zu finden, sich selbst möglichst vollkommen zur Geltung zu bringen, ist gewagt. Angenommen sogar, es sei so, da Sittlichkeit ein sozialer Begriff ist, könnte niemals von Selbstbehauptung als Alleinrecht gesprochen werden, sie wäre nur im Zusammenhange mit irgendeiner Gemeinschaft, bezogen auf deren Teile, zu denken. Das kann bloß der Kreis sämtlicher Staaten sein. Das Vorhandensein eines solchen Kreises, d. h. irgendwelche materielle, geistige oder politische Fühlungen zwischen den Staaten mit noch so leisem Regen des Bewußtseins dieser Fühlung, legt

Digitized by Google

selbstredend jedem einzelnen Gliede Beschränkungen auf. Die Vorstellung eines Staates, der sich allein und vollkommen frei in der Welt nach Belieben tummeln könne, ist ein Hirngespinst. In der wirklichen Staatengesamtheit gibt es heute auch für den Machtstaat — außerhalb Krieg und Unterjochung — nur ein Leben unter den natürlichen Beschränkungen einer zivilisierten Gemeinschaft. Bestehen aber zwischen den Staaten solche sittliche Verpflichtungen, denn das sind die behufs Aufrechterhaltens eines guten Gesamtlebens auferlegten Bindungen, so können sie sich nur nach dem Sittengesetze oder den sittlichen Grundsätzen der abendländischen Kultur bestimmen. Ein Beweis für das Gesagte ist es, daß sich im neueren Völkerrechte fast alle Staaten der Erde auf diese Grundsätze geeinigt haben. Die gestaltende Kraft der verschiedenen Haager Uebereinkommen bilden ausschließlich Gedanken der heutigen Privatmoral. Da diese Abmachungen schon in imperialistischer Luft entstanden, ist den Machtpolitikern jeder Einwand abgeschnitten.

Eine andre Ueberlegung ergänzt dies. Die innere Politik ist dermalen in der Regel auf Gerechtigkeit, Wohlfahrt aller Klassen und Kultur abgestellt und nicht bloß, um eine solche Politik aufzunehmen, sondern auch um sie folgerichtig durchzuführen, muß sich Staat und Staatsmacht zu einer Politik verbunden glauben, die den Anforderungen der bürgerlichen Moral entspricht. Nur so können die wirtschafts-, sozial- und kulturpolitischen sowie die Erziehungs- und Unterrichtsveranstaltungen, durchwegs unbestritten Werkzeuge oder Wünsche der Privatmoral, entstehen und sich erhalten. Durch seine heutigen Aufgaben, die sich in der Richtung der Fürsorge für Wohlfahrt und Wirtschaft voraussichtlich noch erweitern werden, bekennt sich somit der Staat, auch vom Machtstandpunkte, zu den vornehmsten Tugenden und Pflichten der Privatmoral: er wehrt dem Unrechte, sorgt für Hebung von Wissen, Sittlichkeit, Geist und Kultur, kommt den Armen, Kranken und Schwachen zu Hilfe usw. Damit sind zugleich innere und äußere Politik, wie es notwendig ist, im Einklange; weder da noch dort finden sich Anzeichen einer von der bürgerlichen verschiedenen Staatssittlichkeit. Für die Anwälte eines solchen Unterschiedes gäbe es nur noch den einzigen Ausweg: bürgerliche Ethik im staatlichen Innenleben, Staatsethik in der auswärtigen Politik. Es hat aber weder Macchiavelli eine solche Unterscheidung gemacht, noch will man heute etwas davon wissen, nimmt im Gegenteile die Belege für eine Politik geringeren Sittlichkeitsgehaltes mit Vorliebe aus inneren Staatsvorgängen. Ueberdies hätte man die Feinde, die unleugbar erstklassige Sachverständige in Fragen der Machtpolitik sind, gegen sich. In ihren gesprochenen und geschriebenen Kundgebungen wiederholen sie es ohne Ende, daß sie für die Zivilisation, für den Schutz der kleinen Staaten, für Freiheit, Recht und Selbstbestimmung kämpfen, eine Friedensgemeinschaft wollen u. dgl. m. Wie die feindlichen Regierungen damit die Geltung der bürgerlichen Moral in der auswärtigen Politik, soweit es ihnen vorteilhaft ist, als etwas hinstellen, das gar keines Beweises bedarf, können auch unsere Machtpolitiker nicht umhin, nackte Ländergier, bloße Eroberungspolitik, Unterdrückung des religiösen Lebens der

Digitized by Google

Untertanen für unmoralisch zu erklären und die Expansionspolitik damit schmackhafter zu machen, daß sie als deren Ziel oder doch als mit ihr verbunden die Gerechtigkeit, die Erziehung der Menschheit, den Sieg der Kultur und andere ähnliche schöne sittliche Dinge vorgaukeln. Das Entweder-Oder ist demnach sittliche oder unsittliche, reine Machtpolitik, eine besondere Staatsmoral, und namentlich eine besondere Moral der Machtstaatspolitik hat sich bis jetzt nicht gebildet. Wo die Außenpolitik offensichtlich und unverkennbar mit den sittlichen Gepflogenheiten sich nicht verträgt, wird das ebenso wie die Versündigungen am Völkerrechte von den meisten als unerfreuliches Vergehen gegen die alte ungeteilte, gemeingültige Moral, nicht aber als Geburt oder Verkündigung einer neuen Staatssittlichkeit empfunden. Das war auch Bismarck gegenüber die Regel.

Man ist gewohnt, die Politik als einen über den privaten Beziehungen gelegenen höheren gemeinsamen Tätigkeitsbereich anzusehen, in dem ein anderer Geist zu Hause ist als in den Niederungen des Individuellen. Davon ausgehend, wäre daher vielleicht gegen die Berechtigung einer doppelten Moral weniger einzuwenden, Schwierigkeiten bereitet aber das Verhältnis des Einzeldaseins zur Politik und der allmähliche Wandel, der hierin seit längerem vor sich geht. Es gab Zeiten, wo das Einzeldasein der Mehrheit der Bevölkerung ganz jenseits der Politik verstrich. Letztere war einem engeren Kreise vorbehalten, so daß es, wenn der von der Politik und der von der bürgerlichen Moral vorgezeichnete Weg einmal nach entgegengesetzten Richtungen gingen, von keiner allgemeinen gesellschaftlichen Bedeutung war. Es erschütterte nicht das sittliche Bewußtsein der Menge. Diese Sonderung besteht nun nicht mehr, es hat im Gegenteil eine völlige Verschmelzung stattgefunden. Zuerst ist die Politik mehr und mehr zu einem Stücke des geistigen Lebensinhaltes der meisten Staatsangehörigen geworden, und sodann haben sich die Zusammenhänge des materiellen Lebens und der Politik zunehmend verdichtet: der Politisierung des Denkens folgte eine weitgehende Politisierung sämtlicher wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen. Das Ergebnis ist, daß die politischen Vorstellungen und Erwägungen mit allem sonstigen Seelischen eine einzige einheitlich arbeitende Masse bilden. Vermittelt wurde das namentlich auch dadurch, daß sich die Politik in immer größerem Umfange des Privatlebens annahm und dessen Grundlagen und Erfordernisse zu öffentlichen, staatlichen Angelegenheiten erhob. Das Verbandswesen, das Privatinteressen auf politischem Wege und insbesondere durch unmittelbare Beeinflussung der Regierung und der Vertretungskörper zu verwirklichen unternahm, hat gleichfalls beigetragen, daß nun innere und zum Teile sogar auswärtige Politik als bloße Erweiterung der einzelnen Privatkreise in das die letzteren angehende Denken und Wollen einbezogen werden. Die Sittenlehren, die in der Bevölkerung durch Religion, Erziehung, Herkommen usw. befestigt sind, erstrecken sich infolgedessen von selbst auf die Politik, und die Doppelmoral würde sich bei dieser Sachlage nicht mehr auf getrennte Schichten verteilen. Es würde mit ihr in das Gewissen eines jeden Einzelnen, der am politischen Leben werktätig teilnimmt oder die Politik anderer erdulden muß, ein

Digitized by Google

unseliger Kontrast einziehen, den starkgeistige, den Durchschnitt überragende Menschen überwinden könnten, der jedoch für einfache, schlichte Gemüter, die in den Sittengeboten unverrückbare Wahrheit erblicken, überaus schädlich wäre. Mit anderen Worten: Wenn selbst Ansätze zu diesem Zwiespalte der Sittlichkeit an und für sich gegeben wären, so dürfte er nicht sein. Er würde den Gedanken der „Identität von Staat und Volk" aufheben. Um einen starken Staat zu haben, müssen die einzelnen sich mit dem Staate innerlich eins fühlen können. Dem könnte wenig anderes so abträglich sein als eine Kluft in der Sittlichkeit, welche die Vorstellung begünstigen würde, daß der einzelne nicht ein lebendiges Glied des Staatswesens, sondern bloß ein mit mehr und schwereren Pflichten beladener Gegenstand der Staatsherrschaft sei.

Trotz allen Größenunterschieden in den Zwecken der Politik und aller übrigen Nutzung des Lebens bedingen ferner weder Natur noch Bestimmung des politischen Handelns jene zweifache Moralordnung. Die Politik als persönliches Handeln ist nichts Einzigartiges. Sie hat im Gegenteil, und zwar in allen Ländern ohne Ausnahme, viel Verwandtes mit der geschäftlichen, wirtschaftlichen und finanziellen Wirksamkeit, namentlich sofern diese irgendwelchen Unternehmungen von größeren Abmessungen gewidmet ist. Die Eigenschaften, die z. B. O. Baumgarten (Politik und Moral, 1916, S. 146 ff.) als Grundtugenden oder notwendige Gaben des Staatsmannes bezeichnet: Klugheit, Menschenkenntnis, Sachlichkeit, strenger Wirklichkeitssinn, Beschränkung auf das jeweils Erreichbare, ein etwas handfesteres Gewissen, sie müssen zum mindesten im selben Grade den Leitern moderner großindustrieller, Handels- oder Schiffahrtsunternehmungen, großer Banken usw. zu eigen sein, wenn die Anlagen oder Geschäfte gedeihen und Gewinn bringen sollen. Auch in der Arbeitsweise sind der Gleichheiten und Aehnlichkeiten genug. Die tonangebenden Finanzmänner und Industriekapitäne und die führenden Persönlichkeiten machtvoller Kartelle treffen, wo es nottut, ihre Verfügungen mit derselben „Stahlhärte und Erbarmungslosigkeit" wie Staatsmänner, und zu dem, was sie verwirklichen wollen, trachten die einen wie die andern zu gelangen, indem sie sich in Kompromissen und Vergleichen mit den Widerständen ihrer Pläne abfinden. Der Geschäftsmann wie der Staatsmann sind dem ausgesetzt, daß sie sogleich handeln müssen und sich nicht durch Zuwarten einem Pflichtenkonflikte oder inneren Zweifel entziehen können. Die Gleichmäßigkeit nimmt noch zu, wenn man den Verkehr nüchtern ansieht, wie er nun einmal tatsächlich ist, nicht wie er ideal sein sollte. In Handel und Wandel herrschen bekanntlich vielfach Gewohnheiten, die zwar nach der reinen Ethik mißbilligt werden müssen, die aber zu beanstanden in Wirklichkeit niemandem in den Sinn kommt. In die Gesamtmenge der Sittenpflichten eines Volkes sind wohl überall mehr oder weniger derartige Unarten, Leichtfertigkeiten und Laxheiten eingesprengt, mag man auch daran schämig vorübergehen. Wenn, darauf Bedacht nehmend, die politischen und die geschäftlichen Umgangsformen nebeneinander gehalten werden, so prägen sich nicht nur die erwähnten Uebereinstimmungen aus, sondern es vereinfachen

Digitized by Google

sich auch die Probleme der politischen Moral. Diese treten aus dem Begriffshimmel in ein drängendes und schiebendes Gewimmel, das alles seelisch und geistig Feinere zum Gattungsmäßigen abschleift. Es heben sich insbesondere drei Gruppen ab:

1. Das erste sind eine Anzahl politischer und diplomatischer Kunstgriffe, deren wegen man, weil sie für unentbehrlich erachtet werden, die Privatmoral der Politik fernhalten möchte. Sie haben jedoch leicht herausfindbare Seitenstücke im geschäftlichen Verkehr, die als erlaubt gelten, und sie würden deshalb ebenso in der Politik zu dulden sein. Hierher gehört z. B. das Benützen der für einen andern Staat ungünstigen Zeitläufte, um für das eigne Land Vorteile herauszuschlagen, ferner der Versuch, mittels einer hinhaltenden Politik Zeit für die Vollendung von Kriegsrüstungen zu gewinnen oder durch vorsichtiges Erörtern etwaiger Zugeständnisse, Bündnisse und ähnliches einen andern Staat möglichst lange daran zu verhindern, loszuschlagen. Dann das Erschweren von Verhandlungen durch künstlich hervorgerufene Zwischenfälle, oder jemanden durch Hervorkehren des eigenen hohen Ansehens gefügig machen u. dgl. mehr. Es wird ebenso dagegen nicht viel zu sagen sein, wenn behufs Versöhnung oppositioneller Gruppen diesen in bezug auf minder wesentliche Staatsinteressen entgegengekommen oder die Bevölkerung mit gewissen Lasten beschwert wird, um für den Staat notwendige Berufsgruppen zu erhalten usw. Derlei geschieht mit den nötigen Aenderungen tagtäglich im Wirtschaftsleben, und wie der Kaufmann, kann auch der Politiker, letzterer namentlich in der auswärtigen Politik, der Einholung von Auskünften und eines Informationsdienstes nicht entbehren. Sofern Mißtrauen und Argwohn oder, wie manche meinen, Grundsatzlosigkeit zur Ausrüstung des Politikers gehören, sind darin ebenfalls die Geschäftsleute seinesgleichen. Vielleicht darf noch die Schadenfreude angereiht werden.

2. Das wirtschaftliche Leben weist ferner Handlungen auf, die zweifelsohne die Probe auf ihre Sittlichkeit selbst bei nachsichtiger Beurteilung nicht bestehen. Im Verkehre hat sich jedoch die Feinfühligkeit abgestumpft. Diese Handlungen haben das Schimpfliche wenigstens so weit verloren, daß man eher auf sie gefaßt ist und sie sich gefallen läßt, solange sie nur nicht im einzelnen Falle zu gröblich oder anstößig sind oder sonst an sich oder durch den Zweck, dem sie dienen, Mißbilligung herausfordern. Diese Gruppe umfaßt das Verheimlichen oder Verschleiern der Wahrheit, Heuchelei, ein dem eigenen Ziele günstiges, aber der Wahrheit nicht ganz gemäßes Gruppieren der Tatsachen, das Streben, den andern Teil ins Unrecht zu setzen oder ihn zu verschwärzen, Hinterhältigkeit und Verschlagenheit, mangelnde Teilnahme am Ergehen von Personen, denen man ungeachtet der Dienste, die sie geleistet haben, den Laufpaß gibt, sobald es nützlich scheint, und ähnliches. Diese Erscheinungen wiederholen sich genau in der Politik. Jedermann kennt dafür Beispiele. Ausgenommen den Verkehr zwischen Personen, die in bezug auf Ehre und Rechtschaffenheit besonders empfindlich sind oder gegenseitig besondere Rücksichten zu wahren haben, wird auch in der Politik durchschnittlich, soweit sie das Herkömmliche nicht über-

Digitized by Google

schreiten, wegen solcher Handlungen kein Aufheben gemacht. Man nimmt sie hin als läßliche Unanständigkeiten, als nicht unverzeihlich.

3. Die letzte Gruppe von Handlungen, die in Wirtschaft und Politik gleichmäßig vorkommen, sind diejenigen, die fraglos in beiden Bereichen für sittlich verwerflich gehalten und von der allgemeinen Meinung ebenso eingeschätzt werden. Das sind vornehmlich Verleumdung, Vertrauensmißbrauch, die Täuschung eines andern in übervorteilender Absicht, der Bruch von gültigen Verträgen oder deren vorsätzliche Verletzung, das Handeln wider rechtlich begründete Ansprüche oder wider verbindliches Recht und Gesetz, das Versetzen eines andern in eine Zwangslage, um ihn zu schädigenden Verzichten oder Zugeständnissen zu nötigen, und neben die Gewinnsucht, welche die Politik mißbraucht, um Geld zu machen, lassen sich ähnliche Mißbräuche geschäftlicher Vertrauenspersonen stellen, die nicht für eigne Rechnung arbeiten. Die Lüge steht zwischen der zweiten und dritten Gruppe in der Mitte. In leichteren Fällen wird sie als eine unausrottbare menschliche Schwäche ertragen, sie kann aber durch die Umstände einen Charakter annehmen, der es nicht gestattet, durch die Finger zu sehen.

Aus dieser Uebersicht erhellt, daß die Abzweigung einer eigenen Staatsmoral für die praktische Politik nicht einmal nötig ist. In Ansehung der Ziele sind, wie bemerkt wurde, die Realpolitiker gleichfalls für Einschränkungen, die den Grundsätzen der gesellschaftlichen Moral entsprechen. Sollte aber wirklich, was die Mittel anlangt, im einzelnen Falle die volle Leistungsfähigkeit der Politik von den aufgezählten Schlauheiten und Umtrieben abhängen, so bezeugt das Gesellschaftsleben, daß mit den gewohnheitsmäßig zugelassenen Hilfsmitteln das Auslangen gefunden werden kann. Die Politik ist wie der wirtschaftliche Verkehr ein Interessenkampf, der, solange die Menschen sind, wie sie sind, nicht überirdisch ausgefochten werden kann. Abgesehen, daß nicht die Sittlichkeit von Heiligen erwartet werden kann, steht in der Politik mehr am Spiele, und es ist ein Kampf mit höheren Gefahren als in der Wirtschaft. Darum wird der Politiker in seinem sittlichen Verhalten nicht bloß dieselbe, sondern manchmal noch mehr Nachsicht beanspruchen können als der Geschäftsmann. Es ist genauer festzustellen, wie es sich mit diesem Ueberschusse verhält.

Selbstbehauptung des Staates sowie dessen und seiner Bürger Wohlfahrt sind nach heutiger Auffassung die letzten Ziele einer rechtschaffenen Politik und weisen dem Politiker seine Pflichten. Auf höheren Kulturstufen, wo das Beisammensein durch eine Mehrheit von Ordnungen geregelt wird (Religion, Sittengesetz, Recht, Gesellschaftsgebräuche, Wirtschaftsverfassung usw.), ist er aber wie alle andern Menschen beständig vor eine kleinere oder größere Summe von Pflichten gestellt, die sich nicht immer glatt mit den politischen Anforderungen vereinigen lassen, die er erfüllen zu müssen glaubt. Jede Gemeinschaft schafft sich in irgendeiner Form eine Stufenleiter der gesellschaftlichen Güter und Werte, nach der ein Widerstreit von Pflichten zu entscheiden ist. Den angeführten letzten Zielen der Politik wird heute — es war nicht immer so — der höchste

Digitized by Google

Wert beigemessen, sie nehmen den ersten Platz in jener Stufenleiter ein. Solches Erheben bestimmter Zwecke und Ziele zum höchsten Gesellschaftsgute schützt jedoch den Politiker keineswegs vor der Qual der Wahl zwischen mehreren nach seinem Gewissen für ihn begründeten Pflichten. Sofern darunter sittliche Pflichten sind, wird der Politiker, trotzdem er sozusagen berufsmäßig für das höchste Gesellschaftsgut wirkt, doch nicht einfach darauf losgehen dürfen, ohne sich um die sittliche Angemessenheit seiner Absichten oder seines Handelns zu kümmern. Sein Tun und Lassen zwingt ihn vielmehr oft zu unendlich schweren Entscheidungen zwischen dem politisch und sittlich Gebotenen. Er muß dann den Wert der betreffenden sittlichen, nationalen, sozialen oder staatlichen Pflichten mit Rücksicht auf den einzelnen Fall gegeneinander abwägen. Ob er den sittlichen Gesichtspunkt richtig oder unrichtig würdigt, bedeutet für seine politische Verantwortung ebensoviel wie die Beurteilung der politischen Gesichtspunkte. Schillers „Wallenstein" und „Fiesko" und Goethes „Egmont", um nur an Bekanntestes zu erinnern, sind Bilder solcher innerer Seelenkämpfe, und Bismarck wehrte sich gegen den Einwurf, ein gewissenloser Politiker zu sein, mit den Worten, es sei nicht leicht, in den Fragen, die an ihn herantreten, immer die Klarheit zu gewinnen, auf deren Boden das Gottvertrauen wächst. Daß die Forderungen der Sittlichkeit bedingungslos und für alles, was sich Politik nennt, ohne Unterschied hinter die Forderungen der Politik zurücktreten müssen, davon kann ebensowenig die Rede sein als davon, daß die politischen Erwägungen stets und ausnahmslos den Sittennormen zu weichen haben. Es kommt eben auf das jedesmalige Wertverhältnis an. Je näher den Lebensfragen und höchsten Aufgaben des Staates der Entschluß steht, der zu fassen ist, desto menschlicher ist es, daß die Vorschriften des herrschenden Sittengesetzes dem politisch unzweifelhaft notwendigen Entschlusse nicht im Wege sein dürfen. Aus einem ähnlichen Gedankengange entschuldigt das Strafrecht bei Notstand oder unwiderstehlichem Zwange selbst die Verletzung von Rechtsgütern, die sonst durch harte Strafdrohungen geschützt sind. Die strafbare Rechtsverletzung ist dann eben ein „notwendiges Uebel zum Schutze von Gütern, die nicht anders geschützt werden können", und wird straffrei. Das im rauhesten Bezirke der Sittlichkeit Zugelassene muß im Rahmen gleich strenger Bedingungen überhaupt sittlich zulässig sein. Der erlaubte Selbstschutz des eignen Ich unter Benachteiligung anderer beseitigt zugleich einen der anscheinend tristigsten Beweis für die Scheidung von Privat- und Staatsmoral: die dem einzelnen obliegende, dem Staate und seiner Politik aber erlassene Pflicht, sich für ein Höheres zu opfern. Auch der einzelne darf bei unverhältnismäßigem Ueberwerte des zu rettenden Gutes gegen ein andres Gut sich vergehen. Ein gleicher Vorbehalt ist wohl um so mehr für ein Handeln gerechtfertigt, das es wie die Politik mit Gesetzen der geschichtlichen Entwicklung zu tun hat. Ein Notstand in diesem Sinne ist für die Politik schlechthin durch den Krieg gegeben, im übrigen hängt sein Vorhandensein von der jeweiligen Gestaltung der Wertlage ab, wird aber durchschnittlich öfter in der auswärtigen als in der inneren Staatspolitik sich ergeben. Dem Kriege gleich steht in der auswärtigen

Digitized by Google

Politik das Zusammentreffen mit Staaten von minderer politischer Moral (Wiedervergeltung); so z. B. wenn eine Politik, deren Sittlichkeit die Kantsche Sittenlehre oder den sozialen Gedanken zur Grundlage hat, einer Politik begegnet, deren Moralprinzip ein platter selbstsüchtiger Utilitarismus ist. Mit dem Vorbehalte, daß dabei die sittlichen Pflichten sachlich nach ihrer ganzen Wichtigkeit für die Gesellschaft und die innere Stärke des Staates in Anschlag gebracht werden, kann man es nicht bloß als eine Tatsache, sondern selbst im Gewissen ertragen, wenn unter solchen besonderen Verhältnissen alles andere sich dem unmittelbarsten Staatsinteresse fügen und beugen muß. Die Relativität selbst in den edelsten Regungen ist nun einmal die gesellschaftliche Erbsünde, der Preis der Vergesellschaftung, den jedes Geschlecht von neuem zu bezahlen hat. Es wird damit nicht etwa durch eine Hintertür die Doppelmoral eingeschmuggelt. Der Sachverhalt ist einfach der, daß die von Staat, Gesellschaft und Religion anerkannten Sittengebote auch für Politik und Politiker an sich verbindlich sind, bei offenbarer Not aber ihre Verletzung entschuldigt wird, sofern sie für Bestand und Entwicklung des Staates unabweislich ist. Gewissen Handlungen, wie beispielsweise politischem Mord und andern Verbrechen, gewinnsüchtigen Akten zu persönlichem Vorteil, kurzum Vergehungen gegen grundlegende Verbote zum Schutze der Gesellschaftsordnung kommt diese Entschuldigung unter keinen Umständen zugute. Geradeso wie die Gerichte unwiderstehlichen Zwang in Uebereinstimmung mit dem Täter annehmen oder gegen den Täter ablehnen können, wird in der Politik der angegebene Maßstab einmal richtig, ein andermal irrig angewendet werden. Ein irrtümliches Zuviel oder Zuwenig nach der einen oder andern Seite ist ein politischer Fehler, den der Staatsmann wie seine meisten übrigen politischen Handlungen in der Regel nur vor der Geschichte zu verantworten hat. An zweifelhaften Fällen wird kein Mangel sein, und die Ansichten politischer Gegner werden in diesem Punkte häufig erheblich voneinander abweichen. So wurde, ein Vorfall aus jüngster Zeit, verschiedentlich die Ansicht geäußert, die Staatsmänner des Zehnmächteverbandes hätten eine schwere moralische Schuld auf sich geladen, indem sie Friedensverhandlungen verweigerten, während sie selbst vielleicht nach der Kriegslage oder ihren innerpolitischen Verhältnissen eine Beendigung des Krieges auf Grund der bisherigen militärischen Erfolge und ohne die für sie unumgänglichen Friedensbedingungen gesichert zu haben, als eine Katastrophe für ihr Land ansehen und sonach im Notstande zu handeln glauben.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Masken herunter!

Von

Dr. H. Diez

Seit die Verkündung des uneingeschränkten Unterseebootkrieges am 31. Januar 1917 den letzten und schärfsten Abschnitt des Weltkrieges eingeleitet hat, mag der Kampf der Worte gegen Worte noch belangloser erscheinen als vorher. Entweder gelingt es der äußersten Anspannung aller unsrer Kräfte, unsern Feinden einen Frieden begehrenswert erscheinen zu lassen, wie sie ihn jetzt höhnend von sich gewiesen haben, dann ist es gut, so laut das in frevler Verblendung unnütz vergossene Blut zum Himmel schreien mag; oder sie werden unser Herr und verfahren dann mit uns, wie sie Macht haben, dann muß es auch gut sein. In dem ersteren Falle wird die wüste Flut, die sich nicht erst seit dem Ausbruch des Weltkrieges aus allen Kanälen der Verleumdungspresse des Vierverbands gegen uns ergießt, noch einmal erst recht aufbrausen, ohne an den Tatsachen etwas ändern zu können, die unser Schwert geschaffen hat, und wir werden den enttäuschten Großsprechern, den betrogenen Betrügern ihrer Völker das Menschenrecht des Schimpfens und Scheltens dann nicht versagen; im letzteren Falle aber, der Gott sei Dank nicht eintreten wird, würde die Bitterkeit des Schicksals der Besiegten ohnedies kaum mehr einer Verschärfung fähig sein. Aber solange das ungeheure Ringen andauert, gibt es immerhin außerhalb der Reihen der Kämpfenden und über ihnen für unser sittliches Bewußtsein eine Art idealer Instanz der Weltmeinung, die uns Deutschen nun einmal nicht gleichgültig ist, deren Urteil wir vielmehr achten, wenn wir es auch nicht fürchten. Und wenn nun gerade in letzter Zeit noch einmal der Versuch gemacht worden ist, das Deutsche Reich und Volk gleichsam aus der Reihe der Kulturstaaten und -völker auszustoßen und dadurch die ihm zugedachte mitleidslose Behandlung von vornherein zu rechtfertigen, weil man sich gegen ein wildes Tier eben schützen müsse, so bedeutet eine Antwort darauf zwar reichlich viel Ehre für die Verleumder, die dem heiligen Geist der Wahrheit dergestalt ins Angesicht speien, aber um der unsichtbaren stillen Gemeinde der Wahrheitssucher willen, die es doch auch auf Erden gibt, mag vielleicht doch ein Wort dazu zu sagen sein.

An Wilson und seine Ratgeber denken wir allerdings nicht, wenn wir von Wahrheitsuchern sprechen. Es ist ja richtig, daß Amerika gegen den ausdrücklichen und ernsten Vorbehalt, unter dem wir am 4. Mai 1916 eine zeitweilige Hemmung des Unterseebootkrieges zugestanden haben, unter dem 10. Mai seinerseits Verwahrung eingelegt hat. Diese Verwahrung ist von uns nicht ausdrücklich zurückgewiesen, aber noch weniger irgendwie anerkannt worden. Die Sachlage war vielmehr einfach die: Eine grundsätzliche Verständigung hatte sich als unmöglich erwiesen, die beiden Standpunkte waren nicht zu vereinigen, aber es bestand auch keine unbedingte Notwendigkeit, es zu tun, und gerade in den

Digitized by Google

Kreisen der Berliner amerikanischen Botschaft wurde nach dem Eintreffen der Note vom 10. Mai nachdrücklich betont, daß eine Antwort nicht notwendig sei und nicht erwartet werde. Man begnügte sich also mit einem Modus vivendi, und es blieb dahingestellt, ob Deutschland Anlaß haben würde, eines Tages das Eintreten der „neuen Sachlage" festzustellen, für die es sich ausdrücklich die volle Freiheit der Entschließung vorbehalten hatte, wie es dahingestellt blieb, wie Amerika sich dann seinerseits dazu stellen würde. Der Zeitpunkt dieser Entscheidung ist nun am 31. Januar 1917 gekommen. Deutschland hat so offen und ehrlich wie nur irgend möglich den neutralen Regierungen von seinem Entschlusse Kenntnis gegeben, und diese Bekanntgabe für die Vereinigten Staaten mit einer eingehenden und eindringlichen Darlegung der innern Gerechtigkeit und der äußern Notwendigkeit des Uebergangs zum ungehemmten Unterseebootkrieg begleitet. Daraus mochten die Vereinigten Staaten ihre Folgerungen ziehen. Aber es ist geradezu unverständlich, wie Präsident Wilson nicht bloß von einem plötzlichen, tief bedauerlichen „Widerruf" unsrer Versicherungen, sondern auch von einer Mißachtung feierlicher „Verpflichtungen" sprechen konnte. Das ist doch geradezu eine Fälschung des Sachverhalts, die moralisch um so schwerer ins Gewicht fällt, als Wilson sich wirklich sagen mußte, daß er und die Vereinigten Staaten nichts getan haben, um die Verhältnisse zu beeinflussen, aus denen der ungehemmte Unterseebootskrieg mit furchtbarer Notwendigkeit als unabweisliche Folgerung sich ergibt. Und weiter mußte er sich sagen, daß die Aufnahme, die das Friedensangebot der Mittelmächte und seine eigne Friedenskundgebung beim Zehnverband gefunden hatten, die Mittelmächte zu jeder Verschärfung des Kampfes um ihr Dasein geradezu zwinge. Statt dessen spinnt er wie ein eigensinniger Doktrinär einfach den alten Faden weiter. Er liest sein Völkerrecht nach uralten Manuskripten, nimmt sich dabei aber als Staatsmann die volle, sozusagen hemdärmelige Freiheit, ganz allein zu entscheiden, welcher Verletzung dieses papiernen Völkerrechts er wehren will und welcher nicht. Daraus ergibt sich, jedenfalls in der Praxis, der seltsame Zustand, daß Wilson sich auf den Buchstaben des Völkerrechts beruft, wo er gegen uns spricht, und ihn völlig ignoriert, wo er zu unsern Gunsten lautet. Das mag mit den Interessen der Vereinigten Staaten, Interessen im niedrigsten und materiellsten Sinne, zusammenstimmen, eine Politik der Gerechtigkeit, der Wahrheit und der Menschlichkeit ist es zweifellos nicht, und nie ist mit größerem Recht eine Moralpredigt abgelehnt worden, als wir die des Herrn Wilson jetzt und für alle Zeiten ablehnen werden. Erfreulicherweise haben wir in dieser Auffassung sogar die europäischen Neutralen einigermaßen an unsrer Seite; aber auch wenn wir sie nicht hätten, würden wir, von dem göttlichen und menschlichen Recht unsers Standpunkts mehr denn je überzeugt, die volle Kraft und die volle Freudigkeit unsers Entschlusses haben. Es ist schließlich immer gut, wenn Masken fallen, wie es sicherlich ein Zeichen der Schwäche ist, wie unsre offenen Gegner krampfhaft sich bemühen, die ihnen abgerissene Maske wieder vor das Gesicht zu bringen.

Digitized by Google

Herr Balfour, der Nachfolger Lord Greys, hat in seiner Depesche an den britischen Botschafter in Washington, in der er die ablehnende Antwort der Ententemächte auf die Anregung Wilsons vom 18. Dezember erläutert und begründet, als eine der „Haupttatsachen der Lage" die „Existenz einer herrschgierigen Großmacht inmitten der Gesamtheit der zur Verteidigung schlecht vorbereiteten Nationen" bezeichnet. Der Satz ist eigentlich von unbeschreiblichem Reize. Die „zur Verteidigung schlecht vorbereiteten Nationen"! Der russische Kriegsminister, der im Juni 1914 in der „Birschewyja Wjedomosti" wörtlich schreiben ließ: „Rußland ist fertig und Rußland erwartet, daß Frankreich auch fertig ist", hat demnach von seinem Handwerk entweder gar nichts verstanden oder er hat gelogen. Und Frankreich, das die dreijährige Dienstzeit wieder eingeführt hatte, das von einem Ende bis zum andern von dem aufpeitschenden Spiel der Militärkapellen und der Demonstrationsumzüge erklang, seit mit den Herren Poincaré, Delcassé, Barthou und Millerand der kriegslüsterne Chauvinismus unbestritten zum Siege gelangt war — auch dieses arme Frankreich war „schlecht vorbereitet"! Es hatte nach Rußland seine Milliarden geliehen unter der ausdrücklichen Bedingung, daß sie zum Bau von strategischen Eisenbahnen verwendet würden, und Rußland hatte die Bedingungen nicht nur erfüllt, es hatte auch schon rein militärisch den Krieg aufs äußerste vorbereitet, und wenn es ihn vielleicht lieber erst im Jahre 1916 hätte ausbrechen sehen, so hatte es doch schon zu Anfang Juni 1914, also vor dem Fürstenmord von Sarajevo, die Weichsel- und Njemenfestungen in Kriegszustand versetzt und die Reservisten einberufen. Dafür hatte es allerdings seinerseits von Frankreich die Durchführung der dreijährigen Dienstzeit gebieterisch verlangt und erzwungen.

Gewisse Widerstände waren zweifellos sowohl in Frankreich als, und namentlich, auch in England selbst noch zu überwinden, ehe das brutale Programm des gemeinsamen Herfallens über Deutschland und Oesterreich-Ungarn verwirklicht werden konnte. Aber das Programm, das geistige Eigentum Eduards VII., war da, und gewaltige Kräfte arbeiteten seit Jahren daran, es in die Seelen der Völker hineinzuhämmern. Der ehemalige französische Ministerpräsident und Finanzminister Caillaux, einer der letzten Gegner der Kriegstreibereien unter den französischen Staatsmännern, hat unlängst an Lord Northcliffe einen offenen Brief gerichtet, in dem er gegen die von ihm aufgerichtete „Diktatur der Verleumdung" protestiert, und ein amerikanischer Schriftsteller, R. L. Orchelle, hat in der „Continental Times" den Häuptling der englischen Hetzpresse folgendermaßen angeredet: „Ich halte Sie mittelbar oder unmittelbar infolge der Macht, die Sie ausüben, und infolge der Summe von Unheil, das Sie so reichlich über Europa mit heraufbeschworen haben, für einen der größten Verbrecher der menschlichen Rasse. Das dunkle und schändliche Werk, auf das Sie Ihren Einfluß und Ihre unleugbaren Fähigkeiten verwendet haben, hat mit unermeßlichen Leiden für alle Völker seine Früchte getragen. Die Saaten von Haß, die Sie beständig ausgestreut haben, sind aufgegangen in einer Ernte von

Digitized by Google

Elend, wie man es sich nicht vorstellen kann. Sie sind der Befehlshaber einer furchtbaren Schlachtlinie von Zeitungen, durch deren Bemühungen die besseren Empfindungen und der gesunde Menschenverstand des englischen Volkes erdrosselt worden sind. Nie zuvor hat man einen so riesenhaften Betrieb in den Dienst der streitenden Lüge gestellt." Das sind starke Ausdrücke, aber schon unter dem 24. Mai 1907 hatte der belgische Gesandte in London (früher in Paris), Graf Lalaing, an seine Regierung berichtet: „Eine gewisse Kategorie der Presse, hier unter dem Namen „gelbe Presse" bekannt, trägt zum großen Teil für die feindselige Stimmung zwischen den beiden Nationen die Verantwortung. Was kann man denn auch von einem Journalisten wie Herrn Harmsworth, heute Lord Northcliffe, Herausgeber der „Daily Mail", des „Daily Mirror", des „Daily Graphic", des „Daily Express", der „Evening News" und der „Weekly Dispatch" erwarten, der in einem Interview für den „Matin" sagt: „Ja, wir verabscheuen die Deutschen und das von Herzen ... Ich werde nicht zugeben, daß meine Zeitung auch nur das geringste druckt, was Frankreich verletzen könnte, aber ich möchte nicht, daß sie irgend etwas aufnimmt, was den Deutschen angenehm sein könnte." Freilich erinnert Graf Lalaing bei dieser Gelegenheit daran, daß derselbe Herr Harmsworth acht Jahre vorher noch geschrieben habe, die Franzosen hätten es fertig gebracht, John Bull davon zu überzeugen, daß sie seine erbitterten Feinde seien; England habe lange zwischen Deutschland und Frankreich geschwankt, aber es habe stets den deutschen Charakter geachtet, während es dahin gekommen sei, für Frankreich Verachtung zu empfinden. Indes diese Wandlungsfähigkeit ändert nichts an der Richtigkeit des Urteils: „Diese Art von Journalisten, Herausgeber billiger und viel gelesener Blätter, fälschen nach Belieben die Meinung eines ganzen Volkes." Und Graf Lalaing fügt hinzu: „Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine Deutschland feindliche Politik befolgt, die auf eine Isolierung Deutschlands abzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen."

Im Erkennen und Durchschauen dieser Politik haben überhaupt alle die belgischen Diplomaten, deren Berichte vor einigen Monaten in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" veröffentlicht worden sind, einen bemerkenswerten Scharfblick gezeigt. Baron Greindl und Baron Beyens in Berlin, Herr Leghait in Paris, Graf Lalaing, erst in Paris, dann in London, und Baron Guillaume in Paris stimmen durchaus überein in der Beobachtung und Beurteilung der Symptome einer für den Frieden der Welt bedrohlichen, von England aus inspirierten Einkreisungspolitik gegen Deutschland. Am 30. Mai 1907 schreibt Baron Greindl: „England sieht mit scheelen Blicken auf die wunderbaren Fortschritte Deutschlands auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und der Handelsmarine. Gewohnt, ohne Nebenbuhler dazustehen, erscheint ihm jedwede Konkurrenz als ein Eingriff in seine Rechte. Angesichts der Entwicklung der Kriegsmarine des Deutschen Reiches heuchelt England Besorgnisse, deren Aufrichtigkeit ich aber für mehr als zweifelhaft halte. Es muß doch wissen, daß

Digitized by Google

ein deutscher Angriff selbst in einer recht fernen Zukunft tatsächlich unmöglich ist. Im Gegenteil, Deutschland hat alles zu fürchten. Seit Jahrhunderten ließ England es sich angelegen sein, die Seestreitkräfte fremder Nationen zu vernichten, sobald sie eine gewisse Bedeutung erlangt hatten." Nicht minder klar ist den belgischen Diplomaten das unehrliche Spiel der französischen Helfershelfer Englands. „Wo hat Herr Delcassé je gesehen," so fragt Baron Greindl am 27. Januar 1908 angesichts einer Kammerrede des Ministers, „daß Deutschland den andern europäischen Völkern seine Vorherrschaft aufzwingen wollte? Wir sind seine nächsten Nachbarn, und seit zwanzig Jahren habe ich bei der Kaiserlichen Regierung nicht die geringste Neigung entdecken können, ihre Stärke und unsre Schwäche zu mißbrauchen. Ich wünschte nur, daß alle andern Großmächte sich der gleichen Rücksicht gegen uns befleißigt hätten ... Wann ist die Ruhe Europas bedroht gewesen, außer durch den französischen Revanchegedanken? Die Politik, die König Eduard unter dem Vorwande führt, Europa vor einer imaginären deutschen Gefahr zu retten, hat eine nur allzu wirkliche französische Gefahr heraufbeschworen, die für uns in erster Linie bedrohlich ist." Zur selben Zeit fragt Baron Greindls Pariser Kollege, Herr A. Leghait, ob nicht die Neugruppierung der Mächte das Ergebnis eines umfassenden Programms sei, das in London wundervoll erdacht worden ist und bei dessen Durchführung Herr Delcassé „weit mehr Werkzeug als Triebfeder" war.

Der unaufhaltsame Einfluß dieser englischen Politik auf die beiden andern Ententemächte wird in den Berichten der Diplomaten unablässig verfolgt. „Die Entente cordiale," so schreibt Baron Greindl am 6. Dezember 1911, „hat in Frankreich den Gedanken an die Revanche, der geschlummert hatte, zu neuem Leben erweckt. Ihr entstammt auch der Zustand der Unruhe und des Unbehagens, in dem Europa sich seit sieben Jahren befindet." Und Baron Guillaume faßt am 16. Januar 1914 verschiedene frühere Aeußerungen wie folgt zusammen: „Ich hatte schon die Ehre, Ihnen zu berichten, daß es die Herren Poincaré, Delcassé, Millerand und ihre Freunde gewesen sind, die die nationalistische, militaristische und chauvinistische Politik erfunden und befolgt haben, deren Wiedererstehen wir festgestellt haben. Sie bilden eine Gefahr für Europa — und für Belgien." Wiederholt wird auch darauf hingewiesen, daß die dem französischen Volke mit der Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit auferlegte unerträgliche Last geradezu zum Kriege dränge. Innerhalb zwei Jahren werde man auf sie verzichten oder Krieg führen müssen, schreibt Baron Guillaume am 8. Mai 1914. Auch dafür finden sich Andeutungen, daß infolge unvorsichtiger Finanzoperationen der französische Kapitalmarkt unmittelbar vor einer schweren Krise stand, die, wie man aus andern Quellen weiß, fast um dieselbe Zeit hätte zum Ausbruch kommen müssen, in der der Krieg zum Ausbruch gekommen ist.

Was Rußland anbelangt, so ist in den Berichten wiederholt von den Treibereien der Hofpartei und der Panslawisten die Rede, die stärker seien als der schwankende Sasonow. Außerdem aber wird mehrfach und mit besonderem

Digitized by Google

Nachdruck auf Herrn Iswolski, den russischen Botschafter in Paris, hingewiesen, über den auch der französische Botschafter in Berlin, Cambon, sich des öfteren beklagt haben soll. Es ist ja schade, daß wir nicht auch Einblick in die Archive von Paris, Petersburg und London haben tun können. Aber es bedarf dessen wirklich nicht, um einen unbedingt schlüssigen Beweis dafür zu führen, daß die Ententepolitik von England seit etwa einem Jahrzehnt vor dem Krieg mit unermüdlicher Folgerichtigkeit auf das Endziel des Vernichtungskrieges gegen Deutschland hingeleitet worden ist. Daß der Boden für eine solche Saat in Rußland lange bereitet war, dafür haben wir ein klassisches Beweisstück in dem bekannten Briefe Dr. Paul v. Mitrofanows, Professors der Geschichte an der Petersburger Universität, den Hans Delbrück im Juni-Heft der „Preußischen Jahrbücher" von 1914 veröffentlicht hat. Darin war mit dürren Worten gesagt, daß in Rußland die Mißstimmung gegen die Deutschen in jedermanns Rede und Munde sei. Es war weiter gesagt, daß der Drang nach Süden, d. h. nach dem Besitz Konstantinopels und der Meerengen, eine historische, politische und wirtschaftliche Notwendigkeit für Rußland, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetze, eo ipso ein feindlicher Staat sei. Dieser feindliche Staat sei immer schon Oesterreich gewesen, aber bei jeder Gelegenheit habe sich das Deutsche Reich, die gepanzerte Faust drohend erhoben, zu seinem Bundesgenossen gestellt. So sei den Russen jetzt klar geworden: „Wenn alles so verbleibt, wie es jetzt ist, geht der Weg nach Konstantinopel durch Berlin."

Es liegt auf der Hand, daß aus dieser Stimmung der Kriegsruf: Nach Berlin! mit elementarer Gewalt hervorbrechen mußte, sobald das Deutsche Reich noch einmal seinen Bundesgenossen in einer Aktion unterstützte, die von Rußland als Bedrohung seines ausschlaggebenden Einflusses auf die Südslawen aufgefaßt wurde. Man weiß aber auch, daß diese Stimmung in Rußland nicht zu so ausschließlicher Herrschaft gelangt wäre, wenn London nicht gerade auf diesem Gebiet seit Jahrzehnten die zielbewußteste Vorarbeit geleistet hätte. Unter dem 28. März 1907 schreibt der belgische Geschäftsträger in London:

„Die englische Diplomatie, deren ganze Kraft auf die Isolierung Deutschlands gerichtet ist, scheint uns für eine nahe Zukunft das Schauspiel einer englisch-russischen Entente vorbehalten zu wollen," und unter demselben Tage berichtet Baron Greindl: „Die französische Anmaßung wird wieder ebenso groß wie in den schlimmsten Tagen des zweiten Kaiserreichs, und die Entente cordiale ist hieran schuld. Sie ist sogar noch um einen Grad gestiegen, seitdem die Verhandlungen zwischen London und St. Petersburg, denen Frankreich zweifellos nicht ferngestanden hat, zu einer Entente zu führen scheinen."

Vor allem aber hat Lord Northcliffe als die Seele des internationalen Presseklüngels, der Tag für Tag und Nacht für Nacht die Plänklerscharen der Verdächtigung, Verleumdung, Verhetzung und Einkreisung gegen Deutschland vortrieb, auf diesem Gebiet Meisterhaftes geleistet; von ihm sind die Fäden der Verschwörung wie zum „Matin" auch zur „Nowoje Wremja" gegangen. Den Tag, an dem es ihm gelang, auch die „Times" unter seinen Einfluß zu bringen,

Digitized by Google

kann man als schwarzen Tag in der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Seitdem hat er eine rücksichtslose Tyrannei auch auf die englische Regierung ausgeübt, seitdem stürzt er jeden Minister, bei dem er irgendeine Lauheit des Willens, irgendeinen Gedanken an die Möglichkeit eines Verständigungsfriedens wittert. Die Asquith, Grey, Jellicoe sind die letzten Opfer seiner unversöhnlichen Wut, von den Haldane, Battenberg usw. gar nicht zu reden. Er ist in Wahrheit der Testamentsvollstrecker Eduards VII. geworden.

Und der Inhalt dieses Testaments war die Niederzwingung Deutschlands mit französischer und russischer Hilfe. Zu diesem Zweck wurde Frankreichs Chauvinismus und Revancheverlangen gewaltsam aus dem Schlafe geweckt. Zu diesem Zweck wurde die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich in der Marokkofrage geflissentlich hintertrieben und durch das Aufdrängen einer kaum erbetenen Hilfe England ein Dankanspruch gesichert, den man im gegebenen Augenblick präsentieren konnte. Und als Rußland im letzten Augenblick vor der Entfesselung des Weltkrieges zurückzuschrecken schien, da hat man durch die Zusage der sofortigen englischen Hilfe dieses Zögern überwunden. Mit aktenmäßiger Sicherheit ist schon jetzt zu erweisen, daß der Eintritt Englands in den Krieg durch kein Zugeständnis, durch keine Bürgschaft zu vermeiden war, sobald einmal Rußland und Frankreich gegen Deutschland in Waffen standen, denn dieser Krieg der stärksten Koalition, die man jemals hoffen konnte, gegen Deutschland zustande zu bringen, war eben tatsächlich der beherrschende Gedanke der britischen Politik seit Eduard VII. „Der Dreibund hat während dreißig Jahren den Weltfrieden gesichert, weil er unter der Führung Deutschlands stand, das mit der politischen Gliederung Europas zufrieden war. Die neue Gruppierung bedroht ihn, weil sie aus Mächten besteht, die eine Revision des Status quo anstreben." ... „Die drei Mächte sind geeint durch den gemeinsamen Haß gegen Deutschland." In diesen lapidaren Sätzen Baron Greindls aus dem Mai und Juni 1908 ist die eine Hälfte des politischen Geheimnisses dieses ungeheuerlichen Krieges enthüllt, die andre Hälfte entschleiert der Herausgeber der „Daily News", Gardiner, wenn er im September 1915 schreibt: „Der wirkliche Kampf wird zwischen der englischen und der deutschen Industrie geführt. Wir sind die beiden *großen Europahäuser*." Es darf aber nach englischer Anschauung nur *eines* geben. Um den immer unbequemer werdenden Konkurrenten zu vernichten oder wenigstens bis zur Unschädlichkeit herabzudrücken, hat England eine Welt in Waffen und eine Welt der Lüge aufgeboten. Um die Ungeheuerlichkeit überhaupt zu verstehen, mit der ein Balfour diesen Tatsachen gegenüber dem „herrschgierigen" Deutschen Reich die Schuld an dem Weltbrande zuschieben will, muß man daran denken, daß der Engländer eben seine Weltherrschaft als gottgewollt und jeden Versuch, an ihre heiligen Vorrechte zu tasten, demgemäß als Hochverrat an der sittlichen Weltordnung, als eine Art Gotteslästerung zu betrachten sich gewöhnt hat. Das ist vornehm und bequem zugleich.

Wie lange England damit noch Eindruck auf die Welt, die ihm verbündete wie die neutrale, machen wird, mag dahingestellt bleiben; nachgerade wird die

Digitized by Google

Plumpheit seiner Heuchelei nur noch von der geradezu grotesken geschichtlichen und geographischen Unwissenheit seiner Staatsmänner übertroffen, die z. B. von einer „Rückkehr von Triest und Trient zu Italien" sprechen und das Elsaß für französisches Nationalitätsgebiet halten. Aber die letzte seiner Masken wird erst fallen, wenn es mit allen seinen gedungenen und betrogenen Kumpanen den stärkeren Meister gefunden hat.

Die Probleme des Weltfriedens

Von

Philipp Zorn

Die Noten der Ententemächte an Präsident Wilson

Staatsschriften, die durch große Ereignisse des Staats- und Völkerlebens veranlaßt sind, sind Dokumente der Weltgeschichte. Die Geschichtschreiber künftiger Zeiten gestalten aus ihnen das Bild der Zeit, das in der Geschichte fortleben wird, und fällen auf ihrer Grundlage das Urteil über die Staaten und Staatsmänner, die in jenen Urkunden gesprochen haben, anerkennend, wenn ihre Worte den großen ethischen Gedanken der Menschheit entsprachen, verdammend, wenn sie diese Gedanken verletzten. Nicht hoch genug können darum solche Staatsschriften als Dokumente der Weltgeschichte gewertet werden, und jeder Geschichtskundige weiß, daß der große Meister der neueren Geschichtswissenschaft, Leopold v. Ranke, seine gewaltigen Gemälde der englischen, französischen und Papstgeschichte in der Hauptsache aus den Staatsschriften der Zeit, die er in den Archiven aller Länder aufspürte, gezeichnet hat. Gewiß gibt es auch andre Quellen historischer Erkenntnis; aber die Staatsschriften mitwirkender Staatsmänner werden doch als die Hauptquelle anerkannt werden müssen.

Mit diesen Erwägungen treten wir an die Prüfung der Note heran, die namens der Koalition der zehn zum Kriege gegen die Zentralmächte verbündeten Staaten dem Präsidenten der großen Republik jenseits der Meere als Antwort auf dessen zu Friedensverhandlungen auffordernde Note vom 19. Dezember amtlich überreicht worden ist. Die Friedensnote Wilsons traf zeitlich überein mit dem am 12. Dezember seitens der Zentralmächte gemachten Vorschlag zu Friedensverhandlungen; daß dies Zusammentreffen nur ein rein äußerliches, kein durch innere Gesichtspunkte bestimmtes, geschweige denn ein verabredetes war, ist heute völlig zweifellos; immerhin ist die Friedensnote Wilsons ein Zeugnis dafür, daß auch nach der Meinung dieses Staatsmannes der Zeitpunkt gekommen war, der Welt den Frieden wiederzugeben; daß die Lage der Dinge, wie sie dem Auge des Präsidenten der großen Republik sich darstellte, begründeten Anlaß bot, über den Frieden zu verhandeln, und daß diese Lage der Dinge Grund zu geben

Digitized by Google

schien, anzunehmen, die Verhandlungen über Herstellung des Friedens würden zu einem segensreichen Ergebnis führen können. In diesem hochwichtigen Punkte der Voraussetzung für alles Weitere, trafen also das Friedensangebot der Zentralmächte und die Friedensnote des Präsidenten der Vereinigten Staaten überein.

Die Koalition unsrer Feinde hat sowohl jenes wie diese abgelehnt. Auf die den Zentralmächten selbst erteilte Antwort der Koalition gehen wir nicht weiter ein; bei ihrer Inhaltslosigkeit ist es auch nicht der Mühe wert, sich mit ihr zu beschäftigen. In der an den Präsidenten Wilson gerichteten Antwortnote aber halten es die Staatsmänner der Koalition trotz mehrfacher ehrfurchtsvoller Verbeugungen vor dem Amerika, das der Koalition durch seine ungeheure Zufuhr von Waffen und Kriegsmaterial überhaupt die bisherige Durchführung des Weltkrieges ermöglicht hat — von anderweitiger Hilfe, insbesondere in der Geldfrage und in der Frage des U-Boot-Krieges, ganz abgesehen —, für richtig, dem Staatsoberhaupte der amerikanischen Republik im Tone der Ueberhebung einen ernsthaften Verweis zu erteilen, daß die amerikanische Note den Anschein erwecken könne, als wolle sie die beiden Kriegsparteien gleichstellen; sie legen hiegegen in der freundschaftlichsten, aber entschiedensten Weise Verwahrung ein mit der für Staatsmänner kaum verzeihlichen frechen Bemerkung: „Sie bezweifelten nicht, daß die amerikanische Regierung entschlossen ist, auch nur dem Schein nach eine moralische Unterstützung des verantwortlichen Urhebers des Krieges zu vermeiden." Wenn die Verbandsnote ferner „mit Befriedigung Kenntnis von den Erklärungen nimmt", daß das deutsche Friedensangebot und die amerikanische Note nur „äußerlich" zusammentreffen, so ist dieser an das Zensurheft eines Schülers erinnernde Ausspruch von so anmaßender Ueberhebung gegenüber dem Präsidenten der großen amerikanischen Republik, daß man darüber staunt; das Urteil hierüber muß natürlich Amerika überlassen bleiben. Daran wird die weitere Aeußerung maßlosester Ueberhebung und unverschämtester Fälschung der Tatsachen geknüpft, daß die Ententemächte gegen einen „Ueberfall" kämpfen, der bezweckt habe, „die Sicherheit Europas zu zerstören". Es muß natürlich dem großen Staate der amerikanischen Republik und dessen zeitigem Oberhaupte anheimgestellt bleiben, diese Zensuren, die sich nicht in erster Linie gegen uns, sondern gegen den mächtigen amerikanischen Freistaat und sein Oberhaupt richten, zu würdigen. Inzwischen hat der gewaltige Gang der Ereignisse alle Erörterungen hierüber vorläufig gegenstandslos gemacht, und erst eine nähere oder fernere Zukunft wird darüber ihr unparteiisches Urteil zu fällen haben.

Der spätere Geschichtschreiber, der aus den Staatsschriften dieser Tage das Weltbild der großen schweren Zeit zu gestalten haben wird, aus der eine neue Weltlage geboren werden muß, wird der Antwortnote der Koalition an Wilson eine hervorragende Bedeutung nicht zuerkennen können. Der Ton staatsmännischer Ruhe und Vornehmheit, den man in einer an das Oberhaupt des größten neutralen Staates gerichteten Denkschrift erwarten mußte, fehlt ihr vollständig; eine durch nichts zu überbietende Anmaßung, nicht nur in den Aeußerungen über den Gegner, sondern auch in Wendungen an den großen neutralen

Digitized by Google

Friedenssprecher; eine mit der militärischen Lage in geradezu schreiendem Widerspruch stehende Ueberhebung, die fast komisch wirken muß; unklare und phantastische Ideen über die Neugestaltung des europäischen Staatensystemes; mehrfache Wiederholungen unverschämtester und unwahrster Beleidigungen des Gegners werden späteren ruhigen Beurteilern die Antwortnote der Koalition an Wilson vielmehr als ein Erzeugnis krankhafter Geistes- und Seelenverfassung von Fanatikern wie als ein Ergebnis überlegter staatsmännischer Denkarbeit erscheinen lassen. Offenbar stand auch der Staatsmann, der unter den wilden Advokaten, die jetzt die Geschicke der Staaten unsrer Feinde beherrschend leiten, fast als die einzige Gestalt eines wirklichen Staatsmannes erscheint, Lord Balfour, unter diesem Eindruck und richtete deshalb eine besondere englische Note an Wilson, die sich immerhin in Ton und Inhalt von der allgemeinen Note der Koalition unterscheidet und nicht ausschließlich den Eindruck von Ueberhebung, Anmaßung und Phantasiegebilden erweckt. Wir werden bei der nachfolgenden Prüfung den von Balfour gegebenen Kommentar zur allgemeinen Note zu berücksichtigen haben. — Dagegen bietet die der allgemeinen Note beigefügte besondere belgische Note nichts, was besonderer Berücksichtigung wert wäre; der Ton der belgischen Sondernote ist völlig auf den Ton der allgemeinen Note abgestimmt und ist schwerlich geeignet, die traurige Stellung, die Belgien im Bilde des gegenwärtigen Weltkrieges einnimmt, zu verbessern.

Daß die Koalition die amerikanische Friedensanregung ablehnte, wenn sie dies tun zu müssen überzeugt war, ist eine staatsmännische Entscheidung, über die zu richten nur ihre eignen Völker und die Geschichte das Recht haben. Wir fällen über diese Entscheidung selbst kein Urteil. Daß aber die Staatsmänner der Koalition sich bei der gegenwärtigen militärischen Lage, die auf allen Kriegsschauplätzen für die Koalition in hohem Grade ungünstig ist, berufen glauben, lediglich als die souveränen Richter der Welt aufzutreten und als solche ihren Urteilsspruch über die Neugestaltung Europas im hochfahrendsten und beleidigendsten Tone als das unfehlbare Verdikt, dem lediglich gehorcht werden müsse, auszusprechen und der Welt als das unumstößliche Gesetz zu verkünden, das kann ein gesunder Menschenverstand nicht mehr verstehen, und dies ist auch von völlig unparteiischer neutraler Seite den Staatsmännern der Koalition deutlich genug zum Bewußtsein gebracht worden. Das ist nicht mehr staatsmännisches Denken, sondern das bedenkliche Zeugnis des Verlustes alles die Verhältnisse der Wirklichkeit klar erkennenden und ruhig abwägenden Urteils. Den weiterhin zu prüfenden Forderungen der Koalition bezüglich der Neugestaltung des europäischen Staatensystems stehen als die tatsächlichen Wirklichkeiten des Kriegsergebnisses gegenüber: die Eroberung der industriereichsten und besten Teile von Frankreich; die Eroberung des gesamten westrussischen Gebiets mit dem kolossalen Festungsnetz, das Rußland gegen den Westen aufgerichtet hatte; die Eroberung von Belgien, Serbien, Montenegro sowie der gesamten Walachei und Dobrudscha und die damit herbeigeführte Vernichtung der vier Königreiche als selbständiger Staaten; die militärischen Katastrophen von Galli-

Digitized by Google

poli und Kut-el-Amara und die darin liegende Zerschmetterung der gewaltigen Angriffsbewegungen gegen die Meerengen mit Konstantinopel und gegen Mesopotamien; die verheerenden Wirkungen des U-Bootkrieges für England, gegen die die ungeheure Uebermacht der englischen Flotte machtlos ist; die Unfähigkeit Italiens, in Südtirol und Istrien einen wirklichen großen Erfolg zu erringen; die vollständige Ergebnislosigkeit des ungeheuerlichen Ringens an der Somme, des größten Gewaltangriffes, den die Weltgeschichte zu verzeichnen hat. Daß diesen Tatsachen der Wirklichkeit die russischen Eroberungen in Galizien und der Bukowina sowie in der asiatischen Türkei, ferner die Eroberung der meisten deutschen Kolonien gegenüberstehen, wissen wir wohl; aber kein ruhiges Urteil wird auch nur einen Augenblick in der gegenseitigen Abwägung der militärischen Erfolge zweifeln können, wo das wirkliche militärische Uebergewicht liegt, und die Stimmen der Neutralen sind hierfür das beste und sicherste Zeugnis.

Unter diesen Umständen kann die Sprache, die die Staatsmänner der Koalition in der Antwortnote an Wilson führen, nur als ein Zeichen geistiger Verwirrung bezeichnet werden; kaum Napoleon auf der Höhe seiner Weltmacht hat solche Sprache geführt; im Munde der Staatsmänner der Koalition des gegenwärtigen Weltkrieges ist sie die Ausgeburt einer kranken Phantasie.

Wieder, wie dies bereits unzählige Male geschehen ist, behandelt die Antwortnote die Frage der Verantwortlichkeit für den gegenwärtigen Weltkrieg und erfrecht sich, es eine „historische Tatsache" zu nennen, daß speziell Deutschland einen „Ueberfall" über das friedliche Europa, der seit Jahrzehnten raffiniert vorbereitet worden sei, unternommen habe, um seine Oberherrschaft über Europa dauernd herzustellen; es wird behauptet, daß der Ueberfall „prinzipiell darauf zielte, die Sicherheit Europas zu zerstören", daß „der Angriffswille Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zur Sicherung ihrer Vorherrschaft in Europa und ihrer wirtschaftlichen Beherrschung der Welt" unternommen worden sei. Auch die Balfoursche Sondernote nimmt diese bewußte Unwahrheit zum Ausgangspunkt ihrer Darlegungen. Tausendmal bereits ist diese infame Lüge zurückgewiesen worden; aber immer aufs neue muß dies wiederholt werden, denn die Lüge wird immer aufs neue wiederholt. Freilich, die Aufnahmefähigkeit bei den Neutralen ist heute für diese Lüge nicht mehr groß: allzu deutlich haben die von der deutschen Regierung veröffentlichten Berichte der belgischen Gesandten aus den Hauptstädten Europas das raffinierte System der Kriegsvorbereitungen gegen Deutschland einerseits, das absolute Friedensbestreben des Deutschen Kaisers anderseits beleuchtet; dazu kommen die bekanntgewordenen russischen Armeebefehle von 1912 über die Bedeutung der Mobilisation als Krieg gegen Deutschland und die Kriegshandlungen, die russischerseits bereits im Juli 1914 vor dem wirklichen Kriegsausbruch in der Ostsee vorgenommen worden waren. Endlich aber und vor allem muß der Lüge, die als „historische Tatsache" zu behaupten die Ententenote an Wilson die Unverschämtheit hat, die wirkliche historische Tatsache gegenübergestellt werden, daß wir seit 1870 allein von allen

Digitized by Google

Großmächten keinen Krieg geführt haben, so verlockend auch für uns zur Zeit des Burenkrieges, da England lahmgelegt war, zur Zeit des japanischen Krieges, da Rußland ausgeschaltet war, und auch in andern kritischen Zeitpunkten die Gelegenheit war, unsre Rechnung mit Frankreich, die nicht wir, sondern Frankreich nicht als abgeschlossen betrachtete, endgültig ins reine zu bringen. Wir haben keinen Krieg trotz günstigsten Gelegenheiten geführt; indes England, Frankreich und Rußland ihre Riesenkolonialreiche schufen, indes Italien in Nordafrika gleichfalls ein bedeutendes Kolonialreich aufzurichten unternahm und auch Oesterreich-Ungarn durch den endgültigen Erwerb von Bosnien sein Gebiet bedeutend vergrößerte, standen wir vollkommen still zur Seite und begnügten uns mit den kümmerlichen kolonialen Brocken, die die andern Mächte uns zu überlassen für gut fanden. Es gibt vielleicht in der ganzen Weltgeschichte keine so selbstlose Enthaltsamkeit als diejenige des Deutschen Reiches in dem Zeitraum von 1870 bis 1914. Das Wort Bismarcks, daß wir durch die Aufrichtung des Reiches „gesättigt" seien, beherrschte die deutsche Politik so vollständig, daß wir auch nicht den geringsten Versuch machten, günstige Gelegenheiten zur Erweiterung unsrer Machtsphäre zu benutzen, während alle andern Großmächte der Welt, auch die amerikanische und besonders die asiatische, ihr politisches Gewicht durch Gebietserwerbungen, teilweise riesigen Umfanges, verstärkten; das Grundgesetz der deutschen Politik in dem halben Jahrhundert seit 1870 war lediglich der Ausbau unsres endlich nach tausendjähriger Irrfahrt errungenen deutschen Nationalstaates und die Entwicklung unsrer wirtschaftlichen Arbeit; die Voraussetzung hierfür aber war die Erhaltung des Weltfriedens, eine Aufgabe, der die deutsche Politik, insbesondere unter der Regierung Kaiser Wilhelms II., mit Selbstverleugnung diente, bis die durch schwerste Verletzung des Völkerrechts in Frankreich hervorgerufene Marokkokrise die deutsche Politik geradezu zwang, gegenüber der internationalen Nichtachtung Deutschlands eine festere Abwehrstellung einzunehmen. Aber auch dann noch geschah dies in dem peinlichsten Bestreben, den Weltfrieden zu erhalten, bis im August 1914 nach einer mehr als ein Jahrzehnt erfüllenden, von Eduard VII. geleiteten diplomatischen Wühlarbeit Deutschland als reif zur Vernichtung betrachtet und von den drei Großmächten Frankreich, Rußland und England zur Vollstreckung des Todesurteils überfallen wurde. Das sind die wirklichen historischen Tatsachen, die ja heute schon für jeden unbefangenen Beurteiler absolut feststehen und die das unerbittliche und unbestechliche Urteil der Weltgeschichte späterhin in das hellste Licht stellen wird. Die deutsche Regierung und das ganze deutsche Volk hatten, trotz den zweifellosen Lücken und Unfertigkeiten unsrer internationalen Weltstellung, keinen andern Wunsch und kein andres Bestreben, als erstens unsern Nationalstaat, das endliche Ergebnis unsrer langen staatlichen Leidensgeschichte, aufrechtzuerhalten und, insbesondere in sozialer Hinsicht, auszubauen und zweitens die

Digitized by Google

deutsche wirtschaftliche Arbeit in der Welt zur Anerkennung und Geltung zu bringen.

Das aber sind reine Friedensziele. Und alles andre ist bewußte Lüge und niederträchtige Verleumdung.

Es ist geradezu himmelschreiend, wenn die Ententenote die Behauptung aufstellt: der Verband verfolge in diesem Weltkrieg kein „egoistisches Interesse". Wenige Sätze später sind in der Note die Kriegsziele im einzelnen näher bestimmt: Rußland will Konstantinopel und die Meerengen erobern, Italien will das Trentino, Triest und Dalmatien erobern, Frankreich will das uralt deutsche Elsaß-Lothringen erobern, Rumänien will Siebenbürgen erobern, England will den deutschen Welthandel und die deutsche Industrie vernichten — das wird teils mit aller Deutlichkeit ausgesprochen, teils liegt es so klar und unzweifelhaft zutage, daß daran auch nicht der mindeste Zweifel obwalten kann. „Die Wiederaufrichtung Belgiens, Serbiens und Montenegros und die ihnen geschuldete Entschädigung, die Räumung der besetzten Gebiete Frankreichs, Rußlands und Rumäniens mit gerechten Entschädigungen, eine Reorganisation Europas, verbürgt durch ein stetes Regime, das gegründet ist auf die Achtung der Nationalitäten und Rechte, auf volle Sicherheit und Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung, die allen Völkern, kleinen und großen, zustehen, sowie auf territoriale Konventionen und internationale Abmachungen, die geeignet sind, die Land- und Seekräfte gegen ungerechtfertigte Angriffe zu sichern, die Rückgabe der früher durch Gewalt gegen den Wunsch ihrer Bevölkerung den Alliierten entrissenen Provinzen, die Befreiung der Italiener, Slawen, Rumänen, Tschechen und Slowenen unter fremder Herrschaft, die Befreiung der unter der blutigen türkischen Tyrannei schmachtenden Bevölkerung, die Verweisung des der westlichen Zivilisation entschieden fremd gegenüberstehenden Osmanischen Reiches aus Europa zu garantieren. Die Absichten des Zaren gegenüber Polen wurden durch seine Proklamation an seine Armeen ausgesprochen" — das sind nach den Worten der an Wilson gerichteten Note die Kriegsziele unsrer Gegner.

Und dennoch wagen die Staatsmänner des Verbandes, vor die Welt zu treten mit den an Wilson gerichteten Worten: daß sie kein „egoistisches Interesse" verfolgen, sondern nur „für die Wahrung der Unabhängigkeit der Völker, für das Recht und für die Menschlichkeit" den gegenwärtigen Krieg führen. Das ist das Unerhörteste an schamloser Heuchelei und niederträchtiger Lüge, was nur je in der Weltgeschichte vorgekommen ist. Alle die oben nach der Ententenote wörtlich wiedergegebenen Kriegsziele widersprechen in schroffster Weise dem Recht; das Recht des türkischen Staates, das Recht der österreichisch-ungarischen Monarchie soll zertrümmert und vernichtet, und nur dadurch können die Kriegsziele des Verbandes erreicht werden — und dennoch wagen die Staatsmänner der Entente ihren ausgesprochenen Raub- und Vernichtungskrieg als einen Kampf um das Recht zu bezeichnen. Man schaudert vor solcher Geistesverwirrung und solcher Verworfenheit.

Digitized by Google

Hauptsächlich sind es die „kleinen Staaten", für deren Sicherheit gegen die „systematische Mißachtung" der Zentralmächte kämpfen zu müssen der Verband in seiner Wilson-Note erklärt. Damit kann nur gesagt sein, daß von den Zentralmächten, also insbesondere von Deutschland, die Sicherheit der kleinen Staaten bedroht sei. Die Wirklichkeit der Dinge steht auch hier im schärfsten Gegensatz zu den Behauptungen der Ententenote. Die Behandlung Belgiens im Anfang des Krieges war einzig und allein die Folge des Verhaltens der belgischen Regierung, weiterhin der belgischen Bevölkerung; darüber ist so oft und so ausführlich gehandelt worden, daß es überflüssig erscheint, darauf zurückzukommen. Aber den immer in ermüdender Einförmigkeit wiederholten Behauptungen unsrer Feinde mußte immer wieder scharf widersprochen werden, um endlich doch die Wahrheit zur Anerkennung zu bringen. Belgien hatte im Widerspruch zu seiner Neutralitätspflicht, die die notwendige Folge der ihm erteilten Neutralitätsgarantie war, sich seit 1906 in Abmachungen mit den Westmächten eingelassen, die bereits einen Bruch der Neutralität enthielten. Trotzdem bot Deutschland bei Ausbruch des Krieges Belgien volle Sicherung seines territorialen und staatlichen Bestandes an gegen Gewährung des — übrigens, wie jetzt insbesondere durch den belgischen Major Girard in seiner Schrift „Avant la Guerre" erwiesen, Deutschland vertragsmäßig zustehenden — Durchmarschrechtes an; Belgien würde sich bei Annahme dieses deutschen Angebotes heute in demselben Zustande gesicherter Ruhe seines Daseins befinden wie Luxemburg. Aber gebunden durch die seit 1906 völkerrechtswidrig übernommenen Pflichten gegen England und Frankreich — vergeblich sucht die belgische Sondernote an Wilson dies zu leugnen — lehnte Belgien das deutsche Angebot ab. Alles Weitere war lediglich die notwendige logische und tatsächliche Folge dieses belgischen Schrittes. Daß die Entrüstung von Frankreich und England über dieses deutsche Vorgehen nichts anderes ist als die ohnmächtige Wut über die Schnelligkeit, die Kraft und den Erfolg des deutschen Vorgehens, daß England und Frankreich fest entschlossen und bereit waren, ohne Rücksicht auf die belgische Neutralität Belgien zum militärischen Stütz- und Ausgangspunkt ihres Angriffes auf Deutschland zu machen, weiß heute jedermann in der ganzen Welt, und jeder Unparteiische ist sich klar über die Heuchelei der Entrüstung gegen Deutschland wegen eines Vorgehens gegen Belgien, zu dem die Westmächte nicht nur ganz ebenso entschlossen waren, sondern das sie gemeinsam mit dem vertragsbrüchigen Belgien auch sorgsamst vorbereitet hatten und zu dem sie nur — zu spät kamen. Das deutsche und der übrigen Zentralmächte Vorgehen gegen Serbien, Montenegro und Rumänien war und ist gleichfalls lediglich die einfache und notwendige Folge des Kriegszustandes mit diesen Staaten, den diese, insbesondere Serbien, selbst herbeigeführt haben.

Der Vorwurf der Gewalttätigkeit der Zentralmächte gegen kleine Staaten entbehrt somit für Menschen gesunden Verstandes alles und jedes Sinnes. Wohl aber muß dieser Vorwurf mit der allergrößten Schärfe gegen die Koalition unsrer Feinde, insbesondere gegen England, erhoben werden. Die ganze Ge-

Digitized by Google

schichte des Weltkrieges ist eine Geschichte fortwährender brutalster Vergewaltigung kleiner Staaten durch die Koalition. Von Montenegro, das man durch brutale Gewalt verhinderte, Frieden zu schließen, von Portugal, das man in den Krieg zwang, von Rumänien, das man zum Bruch seiner Verträge schließlich durch Drohungen nötigte, wollen wir gar nicht reden, denn die Regierungen dieser Staaten standen von vornherein im Vasallenverhältnis zur Koalition; der Schutz, den die Koalition den kleinen Staaten Belgien, Serbien, Montenegro, Rumänien in großen Worten zugesichert hatte, war ihr Untergang. Die kleinen Staaten aber, die sich nicht in den Weltkrieg zwingen ließen, hat die Koalition in geradezu schmählicher Weise behandelt, ohne sich auch nur einen Deut um die anerkanntesten und elementarsten Grundsätze des Völkerrechts zu kümmern. Eine himmelschreiendere, konsequente und systematische Verleugnung und Verhöhnung aller Grundsätze des Völkerrechts als die Behandlung Griechenlands durch die „Beschützer der kleinen Staaten" in der gegenwärtigen Weltkatastrophe ist überhaupt in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen. Und die bis zur Vernichtung getriebene Knebelung des Seehandels der neutralen Staaten Holland und Norwegen, die Wegnahme der neutralen Post, der Zwang für neutrale Handelsschiffe zu gefahrvollsten Knechtsdiensten für die Koalition stehen rechtlich und moralisch auf der gleichen Stufe rechtswidriger Brutalität wie die Behandlung Griechenlands. Man fühlt sich wirklich in die Sphäre des Irrenhauses versetzt, wenn diesen schaudervollen Tatsachen gegenüber die Note an Wilson es wagt, von Wahrung der Unabhängigkeit der kleinen Staaten, von einem besonderen Schutze derselben und von Menschlichkeit zu sprechen, während das ganze Verhalten der Koalition gegen die kleinen Staaten eine einzige fortgesetzte „berechnete Roheit" (Balfour), das Verhalten gegen Griechenland eine einfache Unmenschlichkeit ist.

Ueber den Vorwurf, den die Verbandsnote den Zentralmächten macht, in der Kriegführung die Gesetze der Menschlichkeit ständig verletzt zu haben, ist kein weiteres Wort zu verlieren; gegenüber den Unmenschlichkeiten der Russen in Ostpreußen und Galizien, gegenüber den Gemeinheiten, die in Frankreich Volk und Regierung sich an den deutschen Kriegsgefangenen zuschulden kommen ließen und lassen, gegenüber den unerhörten Schandtaten der Engländer in den Fällen „Baralong" und „King Stephen" kann man hier der Note nur das welthistorische Wort entgegenhalten: Quis tulerit Gracchos de seditione querentes? Die Geschichte wird die Kriegführung der Zentralmächte im Weltkrieg als diejenige anerkennen, die den Gesetzen der Zivilisation und Humanität in unendlich viel höherem Maße gerecht wurde als diejenige der Verbandsmächte. Ebenso ist über den „Piratenkrieg der Unterseeboote" kein Wort zu verlieren; die Behauptungen der Verbandsnote sind bewußter und berechneter Unsinn, da die U-Boote zweifellos völkerrechtlich anerkanntes Kriegsmittel sind.

Den Hauptbestandteil der Note bildet sodann die Darlegung der Kriegsziele des Verbandes; mit besonderer Emphase verkündigte die Presse der Ver-

Digitized by Google

bandsländer, welchen Eindruck übermächtiger Größe dieser Teil der Note auf die gesamte Welt machen werde. Daß dieser Eindruck erreicht worden wäre, wird kein unparteiischer Beobachter zu behaupten wagen; auch der größte Teil der neutralen Presse hat seinem Staunen über diese Erklärungen der Note unverhohlenen Ausdruck gegeben. In der Tat ist dieser Abschnitt der Note eine völkerpsychologische Merkwürdigkeit: ein Ausdruck unerhörten Größenwahnes, der durch die Wirklichkeit der Lage des Weltkrieges in ein um so helleres Licht gesetzt wird; das Phantom einer Neugestaltung der europäischen Welt, das gegenüber der Wirklichkeit der Dinge fast als das Erzeugnis eines Geisteskranken anmutet; zugleich im Hauptpunkt ein so krasser Widerspruch in sich, daß man auch darin nur eine geistige Störung erkennen muß. Zum erstenmal aber hat die Koalition dieses ihr wahnwitziges „Kriegsziel" und ihre „Friedensbedingungen" mit klaren Worten vor der Welt amtlich ausgesprochen und damit vor aller Welt sich selbst Lügen gestraft, wenn sie behauptet hatte — nach der Note selbst! —, sie verfolge im gegenwärtigen Weltkrieg „kein egoistisches Interesse". Die Note stellt für jedermann zweifellos fest, daß der Weltkrieg für die Entente ein reiner „Raubkrieg" ist.

Wir prüfen die Einzelpunkte näher. In einem Atem spricht die Note von „Wiederherstellung" und fordert sie zugleich eine Veränderung der Karte Europas, die den größten Umsturz seit Beginn der christlichen Zeitrechnung enthalten würde. In einem Atem fordert die Note die Anerkennung des „Gesetzes der Nationalitäten" und tritt sie das Nationalitätsprinzip mit Füßen, indem sie das uralt deutsche Elsaß-Lothringen von Deutschland losreißen, den türkischen Nationalstaat vernichten will und mit keinem Worte das Nationalitätsprinzip für Irland, Gibraltar, Malta, Aegypten, Indien, Zypern, die Burenstaaten, sowie für die Fremdvölker, die unter der trostlosen Gewaltherrschaft Rußlands schmachten, anerkennt. In einem Atem klagt die Note die Zentralmächte, die einfach um ihr Dasein kämpfen, der Eroberungssucht als Verbrecher gegen die Menschheit an und verkündet sie vor der Welt Eroberungsziele, wie sie grenzenloser und unverhüllter die Weltgeschichte seit der Römerzeit nicht mehr gekannt hat, selbst nicht zu Zeiten Ludwigs XIV. und Napoleons.

Das sind Widersprüche, wie sie nur möglich sind, wenn man sich im Zustande schwerster geistiger Verirrung und Verwirrung befindet. Und dies zu einer Zeit, wo ein das Gebiet des Deutschen Reiches an Umfang übersteigender Teil des Staatsgebietes der Verbandsländer nach Kriegsrecht von den Zentralmächten in fester militärischer Gewalt gehalten wird! Daß dem Nationalitätsprinzip eine relative Berechtigung zuerkannt werden muß, gestehen wir unumwunden zu: indem wir Deutschen heute gegen eine Welt von Feinden für das Heiligtum unsres endlich errungenen deutschen Nationalstaates bis zum letzten Groschen und zum letzten Blutstropfen kämpfen, kämpfen wir für das Nationalitätsprinzip. Und die kühne Tat der Zentralmächte, inmitten des Weltkrieges einen neuen Staat Polen zu schaffen, war eine Tat des Nationalitätsprinzipes.

Digitized by Google

Aber eine absolute Geltung des Nationalitätsprinzipes als der begrifflich notwendigen Grundlage der Staatenbildung behaupten zu wollen, ist historische Unwissenheit und politische Phantasterei. Das Nationalitätsprinzip läßt sich überhaupt gar nicht sicher bestimmen. Soll die gleiche Sprache das entscheidende Moment sein? Oder die geschichtliche Verbindung früherer Zeit? Oder die Volkszusammengehörigkeit? In jedem Falle erheben sich schwere Bedenken, die gar nicht zu überwinden sind, und man kommt niemals weiter in der Bestimmung des Nationalitätsprinzipes als bis zu einem höchst unbestimmten, nur von Gefühlen und Wünschen beherrschten Bestreben staatlicher Vereinigung. Will die Entente ihr „Nationalitätsprinzip" auch auf die Schweiz anwenden? Aber jedenfalls haben wir Deutsche keinen Grund, dem Nationalitätsprinzip schroffen Widerspruch entgegenzusetzen; im Gegenteil. Dagegen der heutige Staat England widerspricht dem Nationalitätsprinzip durchaus, und in noch höherem Grade ist dies bei Rußland der Fall. Das uralt deutsche Elsaß-Lothringen gehört nach Sprache, Geschichte und Volkszugehörigkeit unter jeder Bedingung zu Deutschland. Der Staat Belgien, wie er vor dem Kriege bestand, ist ein Widerspruch zum Nationalitätsprinzip; dagegen entspricht der heutige türkische Staat seit den staatlichen Neubildungen auf der Balkanhalbinsel dem Nationalitätsprinzip jedenfalls sehr viel mehr als der heutige englische und russische Staat. Wenn Italien nach dem Nationalitätsprinzip die Grenzen von 1811 fordert, so ist dies eine Spielerei mit Eintagsgebilden der Geschichte; man mag die Forderung verstehen für das Trentino, und Oesterreich-Ungarn war ja bereit, dies zu tun; aber schon für Triest ist die Forderung Italiens falsch und noch viel mehr für Dalmatien; richtig aber wäre eine Forderung Italiens auf der Grundlage des Nationalitätsprinzipes für Korsika, Nizza und Malta.

Die unerhörten Anmaßungen der Verbandsnote in bezug auf die österreichisch-ungarische Monarchie können gar nicht scharf genug gebrandmarkt werden; ihre schärfste welthistorische Verurteilung liegt in dem Widerspruch, den die Völker, die von der Herrschaft dieser Monarchie „befreit" werden sollen, gegen jene Anmaßungen der Verbandsmächte selbst allesamt und in schneidendster Schärfe erhoben haben. Und das scharfe Schwert Oesterreich-Ungarns hat den Verbandsmächten bewiesen, daß die Donaumonarchie noch nicht reif dafür ist, das Opfer der Raubgier der Verbandsmächte zu werden. Auch heute gilt noch als Grundgesetz für das europäische Staatensystem das Wort: Der Staat Oesterreich-Ungarn müßte erfunden werden, wenn er nicht vorhanden wäre.

Die Behauptungen der Verbandsnote in bezug auf die Türkei erledigen sich im gegenwärtigen Weltkriege durch die einfachen Tatsachen Gallipoli und Kut-el-Amara. Spätere Jahrhunderte mögen neuerdings die Frage über das Dasein des türkischen Staates und der österreichisch-ungarischen Monarchie erwägen nach der Entwicklung, die die Weltgeschichte bis dahin genommen haben wird. Daß aber heute die Zeiten noch nicht gekommen sind für die Phantasien der

Digitized by Google

Verbandsmächte, muß auch dem einfachsten Verstande einleuchten. Daß Rußland den freien Zugang zum Aegäischen Meere als Lebensfrage betrachtet, verstehen wir wohl; auf dem Wege der Eroberung aber wird Rußland diesen Zugang nicht gewinnen können, wenigstens nicht in absehbarer Zeit. Eingehend erörtert die Balfoursche Note die türkische Frage, sucht mit sophistischen Gründen den radikalen Wechsel der englischen Politik in Sachen der Türkei zu rechtfertigen; behauptet, die Türkei unter der Herrschaft von „Einheit und Fortschritt" sei — „in der Hand Deutschlands" — „ebenso barbarisch und weit angriffslustiger, als sie unter Sultan Abdul Hamid gewesen sei," die einzige Rettung sei demnach die „Vertreibung der Türken aus Europa". So viel Worte, so viel Unwahrheiten oder Phantasien. Und wenn englische Schriftsteller, die sich ein ruhigeres Urteil bewahrt haben, jetzt erklären: man wolle ja keine Vernichtung der Donaumonarchie, sondern etwa eine deutsch-ungarisch-slawische Trias, so ist auch das ein Gedanke, den man aufnehmen kann; seine Ausführung aber ist nicht Sache der Verbandsmächte, sondern der Regierungen und Völker Oesterreich-Ungarns allein.

Was endlich Deutschland betrifft, so ist man ja jetzt so gütig, zuzugestehen, daß man „keine Ausrottung" plane. Unglaublicher Wahnwitz spricht aus solchen Erörterungen. Aber der preußische „Militarismus", die preußische „Militärkaste" müsse zerbrochen und vernichtet werden. Noch niemals im ganzen Verlaufe des Weltkrieges ist, so oft auch diese Phrasen wiederholt worden sind, in klarer Weise gesagt worden, welchen wirklichen Inhalt diese tönenden Worte haben; wir wissen einfach nicht, was man damit will. Die gelegentlichen Aeußerungen der englischen und französischen Presse von Auslieferung des gesamten Kriegsmateriales, der Flotte sind doch allzu kindisch, als daß sie ernst genommen werden könnten, und einer internationalen Ordnung des Effektivbestandes der Heere stehen, wie auf der ersten Haager Konferenz festgestellt wurde, völlig unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Eine solche internationale Ordnung müßte übrigens selbstverständlich — auch darüber war man bei den Haager Verhandlungen völlig einer Meinung — sich auch auf die Seestreitkräfte beziehen, und welche Stellung England zu dieser Forderung einnehmen würde, ist ohne weiteres klar. Aber der von England beherrschte Ententewahnsinn scheut ja heute selbst vor der Forderung nicht zurück: die Landheere müssen abgeschafft, aber die Flottenübermacht Englands muß unversehrt erhalten bleiben. Man gerät einfach in einen Zustand geistiger Verzweiflung, wenn man mit solchen Zumutungen sich auseinandersetzen soll. —

Die Ententenote sowie in besonders eingehender Weise die Balfoursche Sondernote behandeln endlich noch die Fragen der internationalen Verträge, die internationale Schiedsgerichtsbarkeit und die aufzurichtende Friedensliga. Dazu ist mancherlei zu sagen, und in vielen und wichtigen Punkten wird hier eine Uebereinstimmung der Zentralmächte und der Entente festgestellt werden können. Die Erörterung hierüber wird zweckmäßig im Zusammenhang der Betrachtung über das große Friedensprogramm Wilsons zu geben sein.

Digitized by Google

Schätze der Tiefe an Kohlen und Eisen[1]

Von

Geheimrat Prof. Dr. Branca

So unsagbar reich an Eisen ist die Erde, daß die Menschheit auf Jahrmillionen hinaus das Eisen sinnlos vergeuden, alle Meere vollständig mit Eisen ausfüllen, die ganze Erdoberfläche mit einer Tausende von Metern dicken, zusammenhängenden Hülle von Eisen überdecken könnte, wenn — ja wenn dieses „wenn" nicht wäre — die Menschheit nur in den Besitz all dieses Eisens gelangen könnte. Aber leider liegt fast die ganze Masse dieser unermeßlichen Schätze von Eisen in einer für uns unerreichbaren Tiefe; denn sie beginnen erst in einer Teufe von rund 1200 Kilometern unter der Erdoberfläche und setzen von da an wesentlich die ganze Erde zusammen. Mit andern Worten: Wenn man den Halbmesser der Erde an einer bestimmten Stelle rund zu 6370 Kilometern annimmt, so bestehen hiervon nur die obersten ungefähr 1200 Kilometer wesentlich aus Silikatgesteinen und Karbonaten[2] (feste Erdhaut) und Silikatschmelzfluß; dagegen die inneren (ganz ungefähr) 5170 Kilometer aus Eisen bzw. auch Kobalt und Nickel.

Freilich, mit völliger Sicherheit wissen wir das nicht, denn niemand kann in diese Tiefe sehen. Aber geistigen Auges können wir doch mit einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit ihre Zusammensetzung erkennen. Das spezifische Gewicht der ganzen Erde ist nahezu 5,6, dasjenige der Erdrindengesteine aber ganz ungefähr nur 2,7; folglich müssen im Innern der Erde Massen liegen, deren spezifisches Gewicht mehr als 5,6 beträgt. Da nun an der Erdoberfläche die Eisenerze sehr verbreitet sind, deren spezifisches Gewicht zwischen 3,7 und 5,3 liegt, und da auch die aus dem Weltall zu uns kommenden Himmelskörperchen, die Meteoriten, ebenfalls teils aus Silikatgesteinen, teils aus nickelhaltigem gediegenem Eisen bestehen, so ist die Wahrscheinlichkeit recht groß, daß die in den Tiefen der Erde befindlichen schweren Massen Eisen sind. Aus der Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Erdbebenwellen aber, die in verschiedenen Tiefen der Erde eine verschieden große ist, was ebenfalls auf Unterschiede in der Dichte der dortigen Erdmassen hinweist, schlossen nach dem Vorgange Wicherts Klußmann u. a., daß unter einer ungefähr 1200 Kilometer mächtigen Hülle von Silikatmassen mit dem spezifischen Gewicht 3,4 eine Eisenkugelschale liege mit

[1] Dieser Aufsatz, schon vor Jahresfrist an die Schriftleitung eingesandt, mußte bisher vor aktuelleren zurückstehen. Neuerdings sind nun von Geheimrat Prof. Dr. Frech, Breslau, zwei sehr wertvolle Aufsätze als Handschrift gedruckt erschienen, die über den Wert des französisch-lothringischen Eisenerzreviers und der belgischen Kohlenlager in der Campine äußerst bemerkenswerte Aufschlüsse geben. Da dieser Aufsatz bereits gesetzt war, so konnte von den Ergebnissen Frechs hier nichts mehr aufgenommen werden.

[2] D. h. Verbindungen von Kieselsäure oder Kohlensäure.

Digitized by Google

dem Gewicht 5,5 bzw. 6,0, die bis zur Tiefe von 2600 Kilometern hinabreiche; und daß von da an der innere Kern der Erde mit dem Gewicht 9,1 gebildet werde durch Kobalt, Nickel und Eisen.

Die Erde besteht also sehr wahrscheinlich großenteils aus Eisen, an das jedoch leider das Menschengeschlecht nicht herankommen kann. Das aber, was an Eisenerzen[1]) sich in den allerobersten Schichten der Erdrinde befindet, das sind gegenüber jenen ungeheuerlich großen Eisenmassen der Tiefe nur kümmerliche Massen, wenn diese auch uns Menschen immer noch gewaltig große Vorräte zu sein dünken.

Es liegt auf der Hand, daß Erze, Kohlen und andre nutzbare Gesteine um so billiger und leichter an die Tagesfläche zu bringen sind, je weniger tief sie unterhalb dieser liegen. Nicht nur darum, weil das Emporheben der gewonnenen Massen um so kostspieliger wird, aus je größerer Tiefe diese gefördert werden müssen, sondern auch darum, weil es mit wachsender Tiefe immer wärmer wird, also immer weniger Arbeit geleistet werden kann. Bei einer Temperatur von 0 Grad Celsius geht die körperliche Arbeit am leichtesten von statten. Bei einer Temperatur von +50 Grad Celsius hat man in den äußerst silberreichen Minen des Comstockganges in Kalifornien versucht, noch arbeiten zu lassen, aber die Arbeiter starben oder wurden geisteskrank. Das gilt, wenn die Luft in der Grube feucht ist, wie dort der Fall. Wenn sie aber trocken ist, so wird wohl auch noch bei 50 Grad Celsius ein Arbeiten ohne jene bösen Folgen möglich sein, weil dann der menschliche Körper stark schwitzen kann, so daß durch die Verdunstung seines Wassers eine entsprechende Abkühlung des Körpers stattfindet.

Selbstverständlich aber ist es unmöglich, bei hohen Temperaturen ohne häufige Erholungspausen zu arbeiten. In einer Grube eben jenes Comstockganges verlief z. B., wie vom Rath berichtete, die Arbeit so, daß bei einer Temperatur von 46 bis 47 Grad Celsius die Arbeiter immer nur 20 Minuten lang arbeiten. Dann treten sie 30 Minuten lang in Abkühlungskammern, in denen durch Wetterführung, d. h. von über Tag herabfallende Luft und durch Eis die Temperatur auf +30 Grad Celsius abgekühlt wird. Auf solche Weise werden von der achtstündigen Schicht nur 3,2 Stunden der Arbeit und 4,8 Stunden der Erholung gewidmet; und dafür erhielt schon 1876 der Arbeiter

[1]) Gediegenes Eisen, wie es in den Eisenmeteoriten aus dem Weltall zu uns kommt, findet sich wohl auch im Innern der Erde, dagegen auf der Erdoberfläche und in den oberen Schichten der Erdrinde so gut wie gar nicht. Es tritt hier stets in Verbindung mit andern Körpern auf, wodurch sich hauptsächlich drei verschiedene Arten von Eisenerzen ergeben: in Verbindung mit Sauerstoff (oxydisches Eisen) als Magneteisen, das 40 bis 60 Prozent Eisen enthält; sodann als Roteisenerz, das 30 bis 45 und noch mehr Prozent Eisen hat; oder nach Aufnahme von wechselnden Mengen von Wasser als Brauneisenerz mit 20 bis 60 Prozent Eisen. In Verbindung mit Kohlensäure erscheint es dann als Spateisenstein, der 30 bis 42 Prozent Eisen enthält. Dadurch, daß viel Ton und selbst Kohlenstoff beigemengt sein können, ergeben sich weiter Toneisensteine mit 28 bis 40 Prozent Eisen, und Kohleneisensteine mit 24 bis 30 Prozent Eisen.

Digitized by Google

einen Tagelohn von etwa 4 Dollar = zirka 17 Mark. Man sieht, daß es sehr reiche und edle Erze sein müssen, die so hohen Lohn tragen können; Eisen und Kohlen könnten das natürlich, heute wenigstens, nicht.

Man kann nun ganz ungefähr und im Durchschnitt für die oberste Erdhaut annehmen, daß auf jede 100 Meter Tiefe die Temperatur um 3 Grad Celsius steigt, so daß also in 1000 Meter Tiefe bereits über 30 Grad Celsius herrschen; denn es kommt ja noch die Temperatur des Jahresmittels des betreffenden Ortes an der Erdoberfläche hinzu. Wenn dieses an einem Orte Deutschlands z. B. 8 Grad Celsius beträgt, so würden in 1000 Meter Tiefe ungefähr 38 Grad Celsius herrschen können. Es ist somit klar, daß aus jenen beiden Gründen 1000 Meter bereits eine sehr bedeutende Tiefe für ein Bergwerk, namentlich eine Kohlen- oder Eisengrube sind; und wenn in Belgien in einzelnen Kohlengruben bereits bis zu einer Tiefe von 1200 Metern gearbeitet wird, so geschieht das eben nur unter dem Zwange der Verhältnisse. In den geringeren Teufen sind dort die Kohlen schon abgebaut. Aber die Gestellungskosten für den Zentner werden damit immer teurer und teurer.

Daraus folgt, daß von dem gewaltigen Halbmesser der Erde von etwa 6370 Kilometern nur das alleroberste eine Kilometer, höchstens $1^1/_2$ bis 2 Kilometer, mit ihren Kohlen- und Erzschätzen uns zu Gebote stehen; und daß alle Schätze, die in größerer Tiefe liegen, für uns rettungslos verloren sind. Das muß man sich vor Augen halten, wenn man die Summe der unterirdischen Schätze eines Landes an Kohlen und Erzen berechnen will. Das tiefste Bohrloch ist bis zu etwa 2200 Meter Tiefe niedergebracht; aber die Schätze, die unterhalb $1^1/_2$ bis 2 Kilometer Tiefe erbohrt sind, darf man nicht mehr mit in Rechnung stellen.

Im Jahre 1871 haben wir von Frankreich ein ungefähr 10000 Hektar umfassendes Feld von Rot- und Brauneisenerzen[1]) erhalten, die darum so bemerkenswert sind, weil sie zu Tag anstehen, also durch Tagebau billig gewonnen werden können. Auf meilenweite Erstreckung ziehen sich diese endlosen Steinbrüche hin, nach Luxemburg hinein. Die Erze gehören der Juraformation an und liegen in mehreren Flözen, durch Sandsteine getrennt, übereinander, so daß die tieferen Flöze durch Stollenbau gewonnen werden; doch münden die Stollen noch in der Sohle der Steinbrüche. Dieses Gebiet wurde uns zugestanden dafür, daß wir auf Belfort Verzicht leisteten. Es hat uns viel Eisen geliefert, eine blühende Eisenindustrie ins Leben gerufen, aber indem wir auf Belfort verzichteten, jetzt auch Opfer an Blut und die Verheerung von Teilen des Elsaß gekostet. Damals glaubte man, daß diese Eisenerze sich nicht weit nach Frankreich hinein zögen; denn indem diese Schichten sich nach Frankreich hinein senken, verschwinden sie dort unter der Erdoberfläche. Später hat sich aber durch Bohrungen gezeigt, daß sie sich unter Tag weit nach Frankreich in der Landschaft Briey fortsetzen, so daß sie etwa ein Gebiet von 35000 Hektar, also dreieinhalbmal so groß wie das an Deutschland abgetretene, einnehmen;

[1]) Dort Minette genannt, ein Name, der eigentlich gewissen Eruptivgesteinen zukommt.

Digitized by Google

de Launey schätzt den unterirdischen Vorrat dort auf 3 Milliarden Tonnen, während das deutsch-lothringische nur 1,84 Milliarden enthalten mochte.

Es liegt hier wohl das größte bekannte Eisenerzlager der Erde vor. Vor dem jetzigen Kriege war, wie Oebbeke nach de Launey berichtet, etwa $^1/_5$ des in Frankreich liegenden Teiles (7000 Hektar) von Deutschen angekauft, $^1/_{12}$ etwa (3000 Hektar) von Belgiern.

Dieses Eisenerzlager, das sich in Deutsch-Lothringen, Frankreich, Luxemburg und Belgien ausdehnt, besitzt auch für die Landwirtschaft eine sehr große Bedeutung dadurch, daß das Erz so phosphorsäurehaltig ist, daß man es früher, noch 1871, nur sehr gering schätzte. Erst durch den „Thomasprozeß" ist es gelungen, die Phosphorsäure, gebunden an Kalk, abzuscheiden und so die namentlich für leichte und moorige Böden jetzt unentbehrlich gewordene Thomasschlacke zu gewinnen, die dann gemahlen als Thomasmehl weiteste Verbreitung zur Düngung findet. In Belgien hat man diese Bedeutung der Thomasschlacke zuerst erkannt; und 1910 hatte Belgien eine Ausfuhr von 521000 Tonnen Thomasmehl im Werte von 17714000 Mark. Man muß bedenken, daß diese Thomasschlacke nur ein Nebenprodukt bei der Eisengewinnung ist, das man anfänglich nur als eine sehr lästige, nutzlose Beigabe auf Halden schüttete, bis man es dann wieder aus diesen zurückholte.

Belgien besitzt übrigens noch dem Devon angehörige Eisenerze in den Provinzen Lüttich und Namur, sodann bei Tournay solche, die in der Kreideformation liegen, und im nordöstlichen Belgien, in der Campine, tertiäre und alluviale Vorkommen.

Der internationale Geologenkongreß zu Stockholm 1911 hat den Anstoß zu dem Versuch gegeben, die Vorräte an Eisenerz auf der ganzen Erde zu schätzen. Erklärlicherweise ist man in den verschiedenen Ländern von verschiedenen Gesichtspunkten an diese Berechnungen herangetreten; es lassen sich daher, wie Krusch in seinem vorzüglichen Buche über die „Untersuchung und Bewertung der Eisenerzlagerstätten"[1]) betont, die so gewonnenen Zahlen nicht ohne weiteres miteinander vergleichen. Vollends unsicher sind die Ergebnisse für Asien und Afrika. Ich gebe hier nicht die Erzmenge, die ja zirka zwei- bis dreimal größer ist als ihr Eisengehalt, sondern nur die berechnete Menge reinen Eisens.

Weltvorrat an Eisen in Millionen Tonnen

Sicher vorhanden		Möglicherweise vorhanden	
Europa . . .	4733	12085	+ bedeutende Mengen
Amerika . . .	5154	40731	+ enorme „
Australien . .	74	37	+ bedeutende „
Asien	126	283	+ enorme „
Afrika . . .	75	viele Tausend	+ enorme „
	10162	53136 + ?	+ enorme Mengen.

[1]) Stuttgart 1911, bei G. Enke.

Digitized by Google

Die gesamte Eisenproduktion auf der Erde betrug 1910 rund 60 Millionen Tonnen. Die tatsächlich nachgewiesenen Eisenvorräte würden mithin nur 200 Jahre lang ausreichen, dann wären sie erschöpft, wenn die Produktion dieselbe bliebe. Da diese aber jährlich sehr stark gestiegen ist — in den verschiedenen Ländern freilich in sehr verschiedenem Grade —, so werden sie noch viel früher erschöpft sein. Hinzu kommen nun aber die noch auf Grund mehr oder weniger unsicherer Schätzungen beruhenden, „möglicherweise vorhandenen" Vorräte, die weit mehr als fünfmal längere Zeit ausreichen zu können scheinen.

Man sieht aus obiger Tabelle, daß Amerika, wie in Kohlen, so auch in Eisen Europa weit überlegen ist, vielleicht um das Dreifache.

In Europa verteilen sich die Vorräte, in reinem Eisen ausgedrückt, in folgender Weise, die Angaben wieder in Millionen Tonnen zu verstehen. Ich ordne die Zahlen der Vorräte nach der Größe der sicher vorhandenen.

	Sicher vorhanden	Möglicherweise vorhanden
Deutschland	1270	bedeutende Mengen
Frankreich	1140	—
Schweden	740	105
Großbritannien	455	10830
Rußland (europäisches)	387,2	424,7 + bedeutende Mengen
Spanien	349	bedeutende Mengen
Norwegen	124	325
Oesterreich	90,4	97
Luxemburg	90	—
Griechenland	45	—
Belgien	25	—
Ungarn	13,1	34,1
Italien	3,3	1
Finnland	1	16
Schweiz	0,8	0,8
Portugal	—	39
Bosnien, Herzegowina	—[1])	zirka 11,3
Bulgarien	—	zirka 0,7
Serbien	—	—
Türkei	—	—
Holland	—	—
	4733,8	12084,6

Nach dieser Uebersicht steht Deutschland in Europa an erster Stelle, und dicht dahinter folgt Frankreich, wenn man nur die

[1]) Nach Katzer sind schon 22 Millionen Tonnen Eisenerze sicher nachgewiesen.

Digitized by Google

tatsächlich nachgewiesenen Vorräte an Eisen berücksichtigt; beide Länder haben ungefähr die Hälfte des ganzen europäischen Vorrates. Wenn man sich aber auf das unsichere Gebiet des „möglicherweise vorhandenen" Vorrates an Eisen begibt, dann schiebt sich Großbritannien stark in den Vordergrund.

Ich gehe nun zu den Kohlenvorräten über, die sich in der Erde befinden. Hierüber hat der internationale Geologenkongreß in Kanada 1913 Aufschluß zu geben gesucht; auch hier aber sind die Angaben sehr ungleichmäßig, daher ungleichwertig. Die Zahlen bedeuten wieder Millionen Tonnen.

Weltvorrat an Kohlen

	Sicher vorhanden	Wahrscheinlich und möglich
Europa	274189	510001
Amerika (nur Nordamerika)	416891	4688637 (nur 4 in Mittelamerika)
Ozeanien (Australien und Inseln des Indischen Ozeans)	4073	166337
Asien	20502	1259084[1])
Afrika	499	57340
	716154	6681399

Kohlenvorräte Europas einschließlich Braunkohlen in Millionen Tonnen.

Deutschland	423356[2])	Ungarn	1717
Großbritannien und Irland	189533	Serbien	529
Rußland (europäisches)	60106[3])	Bulgarien	388
Oesterreich	53876	Italien	243
Frankreich	17583	Schweden	114
Belgien	11000[4])	Dänemark	50
Spanien	8768	Griechenland	40
Spitzbergen	8750	Rumänien	39
Niederlande	4402	Portugal	19
Bosnien und Herzegowina	3676		

Ich habe die Zahlen der Vorräte nach ihrer Größe geordnet. Auf solche Weise sagt die Tabelle ohne weitere Erläuterung alles. Sie zeigt z. B. die Abhängigkeit Italiens, das im Frieden $^3/_4$ seines Kohlenbedarfs von England

[1]) Besonders China und Sibirien.

[2]) Bis 1000 Meter Tiefe aber nur 100000, bis 1200 Meter nur 140000, bis 1500 Meter nur 194000 bzw. 140000, 190000, 272000, falls man alle Flöze bis zu 0,30 Zentimeter Mächtigkeit berücksichtigt. Jene 423356 sind mithin, wenn auch in der Tiefe vorhanden, doch nicht in vollem Umfange gewinnbar. Aehnliches mag auch von den andern Zahlen gelten, die von den andern Staaten angegeben worden sind.

[3]) 2525 nahe Oberschlesien; 55613 am Donetz.

[4]) 3000 Namur; 8000 Campine.

Digitized by Google

erhält. Sobald etwa durch Verträge Deutschland von der Kohlenlieferung von Italien ausgeschaltet werden würde, könnte England dort Preise fordern, so hoch es wollte.

Im Verhältnis zu seiner Größe ist Belgien das kohlenreichste Land Europas. Achtzehnmal kleiner als Frankreich, fördert es dennoch fast $^3/_4$ so viel wie dieses. Später wird im Nordosten Belgiens, in der Campine, wohl ein größerer Kohlenbergbau sich eröffnen. Dort hat man erst seit dem August 1901 in der Tiefe die Fortsetzung des holländischen Limburger Beckens erbohrt, das sich westlich bis nahe Antwerpen erstreckt. Gegenwärtig aber findet der Kohlenbergbau wesentlich nur in der großen südbelgischen Mulde statt, die sich 170 Kilometer weit von Osten nach Westen durch das ganze südliche Belgien über Lüttich, Namur, Charleroi, Mons und dann noch weitere 100 Kilometer gegen Westen durch das anstoßende Frankreich über Courrières, Lens, Bethune bis Fléchinelle in den Departements du Nord und Pas de Calais erstreckt. Frankreich besitzt eine ganze Anzahl kleinerer Kohlenbecken, aber alle treten weit zurück hinter diesem großen, reichen „Becken von Valenciennes", das nicht weniger als $^2/_3$ der ganzen Steinkohlenproduktion Frankreichs hergibt. Da dieser französische Anteil des Beckens erst seit verhältnismäßig kürzerer Zeit abgebaut wird als der belgische, so wird hier die Förderung sich noch steigern lassen, auch sind die Schachttiefen vorerst noch geringere; wogegen eine Steigerung im belgischen Teil kaum mehr angängig ist, auch die Schachttiefen schon recht große sind, bisweilen schon 1200 Meter erreichen.

Wie dieses belgische Becken, so setzt sich auch, weiter südlich, das reiche deutsche Saarbrücker Kohlenrevier nach Frankreich hinein fort. In der Gegend von Pont-à-Mousson ist es schon durch eine ganze Anzahl von Bohrungen in der Tiefe nachgewiesen worden. Aber die Zahl und Mächtigkeit der Flöze sind geringe, und die Tiefe, in der sie liegen, ist eine so bedeutende, daß der Abbau kaum lohnen kann.

Anders verhält sich das mit der Fortsetzung unsers reichen oberschlesischen Beckens in das Gebiet des ehemaligen russischen Polens hinein. Es ist auch dort reich; aber die Ausdehnung ist dort nur eine geringe, wie sich das in der geringen Vorratsziffer von 2525 Millionen Tonnen in obiger Tabelle ausspricht.

Die **Weltproduktion** an Kohlen steigert sich bisher von Jahr zu Jahr in unheimlicher Weise, so daß die Erschöpfung der Kohlenvorräte ebenso drohend in der Zukunft des Menschengeschlechtes sich erhebt wie die der Eisenvorräte. Nach den Zusammenstellungen von Frech (Lethaea geognostica) werden in Europa voraussichtlich erschöpft sein:

In 100 bis 200 Jahren die Felder in Nordengland, Zentralfrankreich, Zentralböhmen, Königreich Sachsen.

In 200 bis 350 Jahren im übrigen England, Nordfrankreich, Niederschlesien.

In 600 bis 800 Jahren in Saarbrücken, Aachen, Westfalen, Belgien.

In 1000 Jahren in Oberschlesien.

Digitized by Google

Im Jahre 1890 betrug die Weltproduktion 513 Millionen Tonnen, 1900 schon 765, 1910 bereits 1143 Millionen Tonnen (davon etwa 100 Millionen Braunkohlen). Da ist es ganz unmöglich, zu schätzen, in welchem Schritte diese Steigerung in den verschiedenen Ländern sich weiterhin vollziehen wird; und darum stehen alle Schätzungen über den Zeitpunkt der Erschöpfung auf schwankenden Füßen.

Nach einer von Oebbeke gegebenen Zusammenstellung[1]) ist zurzeit der Gesamtwert aller aus der Erde gewonnenen Mineralien und Erze rund 27 Milliarden Mark jährlich. Davon fällt auf die Kohlen allein die Hälfte, 13½ Milliarden, und auf das Eisen ein Sechstel, fast 4½ Milliarden, wie das aus folgender Uebersicht hervorgeht:

Kohle	13 500 000 000	Mark jährlich
Eisen	4 400 000 000	„ „
Erdöl	1 965 000 000	„ „
Gold	1 898 000 000	„ „
Kupfer	1 498 300 000	„ „
Edelsteine	850 000 000	„ „
Silber	559 500 000	„ „
Zinn	518 400 000	„ „
Zink	514 600 000	„ „
Blei	425 400 000	„ „
Salze	250 000 000	„ „
Verschiedene Metalle	100 000 000	„ „
Nickel	92 600 000	„ „
Aluminium	91 600 000	„ „
	26 663 400 000	Mark jährlich.

Nicht mit eingeschlossen in diese Zahl ist der Wert der Mineralien, welche für die Keramik, die Glasfabriken, Zementfabriken verwendet werden, sowie der natürlichen Baumaterialien, wie Granite, Syenite usw., und der natürlichen Düngemittel, wie Kalk, Gips usw., endlich der Mineralwässer.

Es ist notgedrungen ein vollkommener Raubbau, den die Menschheit an diesen Bodenschätzen betreibt, die sich in der allerobersten Erdhaut von 1 Kilometer Dicke bis höchstens 1½ Kilometer befinden. Kommen muß der Tag, an dem einst diese oberste Erdhaut das Letzte an Kohlen und Erzen hergegeben haben wird. Für die Kohlen wird es dann sicheren Ersatz geben, indem in großem Maßstabe außer den Kräften des fließenden Wassers und des Windes auch die der Sonnenwärme und von Ebbe und Flut dienstbar gemacht sein werden. Für das Eisen aber — wird

[1]) Die volkswirtschaftliche Bedeutung der mineralischen Bodenschätze, „Technische Blätter" der „Deutschen Bergwerks-Zeitung", 5. Jahrgang, Nr. 9/10, 11/12.

Digitized by Google

auch hier ein Ersatz gefunden werden? Vielleicht durch eine Legierung, die des Eisens und gar des Stahles Härte besitzt? Denn ein in großen Mengen gewinnbares andres Metall gleicher Härte haben wir ja nicht. Aluminium, jetzt wesentlich dargestellt aus Aluminiumhydraten, könnte in gewaltigen Mengen gewonnen werden, wenn es erst gelungen sein wird, es aus Aluminiumsilikaten (z. B. Ton) im großen zu gewinnen. Aber die Härte ist gering, nur 2,5 bis 3. Gibt es die Möglichkeit, sie der des Eisens und Stahls gleich zu machen?

Und wenn nicht, was dann? Womit und woraus würde dann die Menschheit ihre Maschinen, Eisenbahnschienen, Räder, Ackerwerkzeuge, Waffen erzeugen? Womit würde sie sich gegenseitig töten? Wegen des letzteren braucht man wohl keine Sorge zu haben; denn einmal hat der Mensch das Töten schon vermocht, bevor er das Eisen kennen lernte, mit Steinwaffen! und zweitens wird die Chemie immer kräftigere Mittel finden, mit denen ein Volk den Gegner sich vom Leibe halten kann. Aber ersteres? Soll der Gipfelpunkt der Entwicklung in einem allgemeinen Rückschritt bestehen?

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Eichhorn an Amalie

Freyburg den 27. December 1813.

Seit sechs Tagen bin ich in diesem Paradiese von Deutschland. Ist im Winter, unter Nebel und trübem Himmel die Gegend mit ihren Bergen und Thälern und den herrlichen Gewässern schon so anziehend, wie wunderschön muß sie erst sich zeigen, wenn ein lichter blauer Himmel über ihr sich wölbt, Farben und mannichfaches Leben die Zeichnung füllen! Neben mir ist Hölle und Himmelreich — so heißt die nahe gelegene Gegend des Schwarzwalds —, ehestens der Rhein, nicht weit von hier die Ansicht der majestätischen Alpen. Bald werde ich diesen näher kommen. In die Bewegung, welche diese große, wundervolle Natur meinem Gemüthe erregt, fällt die ergreifende Sprache, welche die großen Ereignisse des geschichtlichen Lebens, das immer weitere Schwinden des Höllengeistes, der wachsende Triumph der Wahrheit, des Rechtes und der Religion zu mir führen. Selten hab' ich Momente erlebt, wo all mein Gemüth in voelligem Gleichgewicht aller Kräfte und Triebe in solcher Begeisterung, Freude und Lust sich aufgeschwungen hätte! Glaube nicht, Amalie, daß in diesem meinem vollen Lebensgefühl die Liebe zu Dir und die Sehnsucht und der Genuß von geistigen Güthern, woran Du mich in Deinem lezten Briefe

Digitized by Google

erinnerst, zurükbleiben. Eben weil ich mich begeistert fühle, weil keine einzelne, irrdische Lust mich zieht, sondern eine himmlische Bewegung meines ganzen vollen Gemüths in einem Gefühl, ist mein Wesen nur Genuß geistiger Güther und Liebe zu Dir, die ich mit ihnen und in denen ich Dich habe. Wärest Du in meinem Bewußtsein nicht stets nahe, so würde ich Mangel empfinden. Aber wahrlich, die Sehnsucht nach Dir ist jetzo ebenso gut Genuß Deiner, so schwimmt mir alles Entfernte und Gegenwärtige, alles Vergangene und Künftige in seeliger Lust zusammen. Stöhre mich nicht mit der Erinnerung, daß so unendlich viel Böses und Gemeines noch waltet, daß dieß nie aufhoeren wird, daß sehr leicht das Gemeine und Schlechte den raschen Gang des Guten wieder aufhalten kann. Das ist wahr, aufgehalten kann das Gute werden, das ist nicht bloß möglich, sondern ich sehe sogar, daß und wie dieß wird. Aber, daß ich die Kraft des Guten, an die ich früher nur geglaubt, in so großen Aeußerungen gesehen, die ihm zuverlässigen Sieg versprechen, daß das deutsche Volk Wurzel und Lebenskeime offenbart, welche allen Versandungen und Verwahrlosungen trozen, und einen schoenen grünen Baum in den freyen Himmelsraum wieder treiben werden, das sind Stützen meines Wohlseyns, die nimmer wanken. —

Koennt' ich Dir doch diese Schwaben vorführen, ein Volk wie die Kinder! Ich suchte einen Reitknecht, da der meinige unterwegs krank zurükgeblieben. Man weist einen Schwabenburschen aus der Gegend zu mir, der gleich bey mir eintreten wollte. Mit offenem, freundlich lächelndem Gesicht, ohne Schüchternheit, erzählt' er mir gut schwäbisch, daß er hätte in Spanien und Portugal dienen müssen usw., und schloß: I goh geern mit Inne, denn I ho hald e bischle Galle uff die Franzose.

An acht Tage hoffe ich noch hier zu bleiben, dann gehe ich weiter nach der Schweiz. Wenn Du mir schreibst, so schicke doch Deine Briefe an den Hofrat Wenkstern,[1]) welcher die Couriere an den Staatscanzler besorgt. Lezterer ist immer mit Stein in einem Hauptquartier. Die Briefe kommen sicherer und kosten kein Porto. Das ist für meinen Finanzminister eine große Empfehlung! Ehe ich abgehe, werde ich Dir 60 Stück Frd'or zuschicken, welche ich theils von dem Gelde, das ich mitgenommen, theils von den Diäten, die ich bey Stein beziehe, erspart habe. Ich habe den Tisch bey Stein und brauche daher sehr wenig. Verwahre das Geld gut.

Wie hast Du Weyhnachten verbracht? Ich war ganz still mit Staats Rath Friese, der mit mir ein Quartier bewohnt, zusammen, jeder dachte an Berlin, an Weib und Kind und die Familie, und feyerte das Fest mit den Abwesenden.

Glaube nicht, daß ich bloß mit Landwehr und Landsturm mich befasse. Ich nehme an allem Theil, was der herrliche Stein in seinen Wirkungskreiß zieht. Weil die Arbeit so interessant ist, darum bin ich mit so froh.

---

[1]) Expedierender Sekretär im Bureau des Staatskanzleramts.

Digitized by Google

Grüße Vater, Mutter und Geschwister, auch den griesgrämigen Oncle.[1]) Koennt' ich letzteren nur einmal aus seiner finstern Stube plözlich wegbringen und auf einen der hiesigen Berge führen oder in die Hölle u. Himmelreich tauchen! Entweder rührte ihn der Schlag durch die rasche Cirkulation, in welche sein stockendes Leben auf einmal versezt würde; oder er würde gesund. Mit treuer Liebe Dein F. Eichhorn.

Eichhorn an Arndt[2])

Freiburg, 28ten December 1813.

Im südlichen Deutschland muß der Geist gewaltig geweckt werden. Durch den langen Druck des französischen Einflusses sind die Menschen stumm und stumpf geworden, ohne rechtes Vertrauen über das was Noth thut, ohne bestimmte öffentliche Meinung, ohne den bestimmten Enthusiasmus, welcher den Norden auszeichnete. Hierüber ließe sich viel sagen. Zögere nicht, Lieber. Jetzo gerade, wo die Landesbewaffnung vor sich geht, die zum 14ten Januar 1814 fertig sein soll, wäre Deine Rede am nützlichsten. Dein Aufsatz „Was bedeutet Landwehr und Landsturm?" wird angesehen, als gehöre er allen Menschen an. Alle die es gut meinen, kennen ihn und modeln ihn für sich und für andere mit dem fortschreitenden Gang der Dinge, um ihn immer in gleichem Schritt mit dem Leben zu erhalten. Es kam darauf an, ihn am Rhein schnell zu verbreiten, und da hat ihn der Bergrath von Raumer, um dem Wunsche vieler entgegenzukommen, durch ausdehnende Stellen auf den jetzigen Feldzug und die Preußen erweitert.[3]) Ich bitte Dich, schicke mir von allem was Du sonst gemacht hast, eine hinreichende Anzahl Exemplare an den pp. Oberstlieutenant Rühle von Lilienstern in Frankfurth a/M. Rühle hat sein Geschäft unter Stein. Es betrifft die Zusammensetzung der deutschen Contingente usw. Er bereiset den ganzen Rhein und nimmt gern Mittel und Gelegenheit wahr, guten Geist zu verbreiten. — Der Alte[4]) ist wohl und gedenkt Deiner mit alter Liebe. Es

[1]) Amalie hatte in einem ihrer letzten Briefe über einen Onkel geklagt, der recht widerwärtig sei, ganz wie eine alte Jungfer.

[2]) Während die andern veröffentlichten Briefe alle aus dem Besitz der Familie v. Eichhorn stammen, entnehme ich diesen Brief an Arndt den Beständen des Berliner Geh. Staatsarchivs, Rep. 77, XXI, vol. I. Allerdings liegt er hier nicht im Original vor, sondern nur abschriftlich und in einem Auszug, der bei der Beschlagnahmung der Papiere Arndts angefertigt wurde, als ihm 1819 der Prozeß wegen Teilnahme an demokratischen Umtrieben gemacht wurde.

[3]) Raumer erzählt darüber in seinen Erinnerungen (S. 66): „Auf meinen Dienstreisen nahm ich Exemplare von Arndts „Landwehr und Landsturm" mit und las das Blatt den Leuten, bei denen ich in Quartier lag, auch in den Wirtshäusern vor. Bauernweiber waren vorzüglich entzückt über dasselbe. Ach, das ist prächtig, sagte eine, und alles mit Gott, alles mit Gott! Weil Arndts Schrift nur bis auf den Rückzug der Franzosen aus Rußland ging, so erzählte ich den Zuhörern den Verfolg des Krieges. Dies brachte mich auf den Gedanken, diese Ergänzung in Frankfurt aufzuschreiben und das Flugblatt bei Eichelberg mit meinem Zusatz drucken zu lassen."

[4]) Stein.

Digitized by Google

giebt viel Arbeit. Wolken ziehen auf, die aber kein Gewitter, sondern unterdrückten Sonnenschein in dumpfer kalter Ruhe verkünden, dann wird wieder ungetrübte Sonne. Jetzt ist alles Licht....

Amalie an Eichhorn

Berlin am 4ten Jenner 1814.

Deinen Brief, innigstgeliebter Mann, vom 19ten Dec. aus Carlsruhe habe ich empfangen, und die Einlagen besorgt. Niebuhr läßt Dir sagen, daß er Dir darum nicht wieder schriebe, weil Du sonst Dich genöthigt zu sein glauben würdest, ihm zu antworten, u. diese Zeit wolle er Dir nicht rauben; auch stellt er Dir durch mich noch einmal vor, ob es Dir nicht möglich wäre für den Correspondenten zu sorgen, der der Hilfe so sehr benöthiget ist. Er meint, Du solltest nur bestimmte öffentliche Nachrichten, so wie Du sie wüßtest niederschreiben lassen ganz roh durch einen Schreiber u. an ihn schicken etwa gelegentlich durch einen Kurier, dem eine Belohnung versprochen werden könnte. Ich entledige mich meines Auftrages, obgleich ich ganz einsehe, wie es völlig unmöglich ist, daß Du daran denken kannst, und wie unpractisch überhaupt dieser Vorschlag ist, wie überhaupt meist die Gelehrten daran krank liegen. Deinem lieben Reimer habe ich selbst können Deinen Brief übergeben, er war grade zu unser aller Freude hier.

Was Du mir, Geliebter, wegen meiner Reise nach Wertheim schreibst, hat mir sehr viel Freude gemacht. Es war grade der Wunsch, den ich heimlich hegte, aber Du kennst mich, daß ich nichts Äußerliches ungestüm wünsche, u. auch niemals feste Pläne mache, u. auch niemals ganz unglücklich durch getäuschte Erwartungen bin, voraus in dieser Zeit, die nur zum Genießen jedes leiblichen Tages da ist, und wo wir kaum auf den andern Morgen klar in die Welt hineinblicken können. Noch habe ich keine Einladung von den Deinen empfangen, aber ich bin ihrer freundlichen liebevollen Aufnahme gewiß schon ohne das. Kömmt das Frühjahr heran, und ich habe die Hoffnung, Dich in Wertheim wiedersehen zu können, dann Geliebter, werde ich meinen Plan machen, u. ihn auszuführen trachten. Was für Fälle aber können alles eintreten, die ihn unmöglich machen; abgerechnet schon den, daß auf jeden Fall Deine Verwandten dort sicher viele Last und Bedrückungen erleiden, u. daß vielleicht der Kriegsschauplatz sich dort hinziehn kann, doch dieses wollen wir nicht voraussetzen. Wie mag es nur im Aprill stehen, gern, gern hörte ich Dich, Geliebter, jetzt sprechen über die Dinge der Welt! Aber über hundert Meilen trennen uns, viel beschaue ich die Karten, messe die Meilen aus, zeige Hermann die Karte, wo der Vater sei, denke wo Du seist, was Du machst. Man spricht viel von Frieden. O schönes Wort, wie wirst Du mißbraucht!...

Schleiermachers Predigt neulich, sagte viel davon, wie das Gute was geschehen sei in diesem Jahre, die Thaten die vollbracht wären, so oft den Schein der Wahrheit an sich trügen. Denn das sei nur die Wahrheit, die aus Gottes Geist komme, alles andre, jede, auch jede andre Rücksicht sei nichtig und täuschen-

Digitized by Google

des Spiel der Welt. — Da sagt Arndt so trefflich in seinem neuen Buch von Scharnhorsts hoher Bescheidenheit, das ist doch immer der größte Held.[1])

Sonntag war ich bei Reimer's mit Fritz wieder. Niebuhrs, Rühs,[2]) Marheinekes, Süverns[3]) u. Schleiermachers waren dort. O theurer lieber Mann, wie war mir in diesem Kreis zu Muthe! Ich hatte die Menschen alle so lieb. Oft vergaß ich mich, und mußte Deinen Reimer küssen, Deinen edlen, herrlichen Freund, der so fromm und heilig aussahe wie wenige Menschen, recht wie ein Kämpfer Christi, es war, als träumte ich, als sei dieß nicht die alte und doch eine bekannte Welt, was Fremdartiges war zwar darin, doch fühlte ich mich ihr näher befreundet. Die großen Gläser waren mit Rhein Wein gefüllt, Eins war übrig neben Niebuhr, das war Dein Glas, Geliebter. Viel beugte ich mich am Tisch über in dem Gedanken, Dich anzuschauen, u. erschrak vor meiner Träumerei. Oft kommen einem im Schlaf solche Erscheinungen vor, daß etwas wieder erscheint von der Vergangenheit, was es doch nicht ganz ist, so war mir der Abend grade auch. Da warst Du nicht, Arndt nicht, Karl nicht — — Eckardt nicht! Mein lieber Eichhorn! ich muß Dir vielleicht zuerst sagen, daß der gute Stosch[4]) an seiner Wunde kränker geworden ist, u. wohl schwer zu retten. Das war dann auch ein freiwilliger edler Kämpfer. Er soll sehr viel gewirkt haben in der Schaar, ist sehr thätig gewesen und geachtet, aber leider hat er nicht Alles wirken können. Ist es nicht schön, von seinen geliebten Freunden, (selbst wenn wir sie verlieren) Gutes, Ehrenvolles in dieser Prüfungszeit zu hören? Dagegen finde ich nichts schmerzhafter, als wenn wir

---

[1]) In seiner Schrift: „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1813" sagt Arndt über Scharnhorst (S. 20): „Unter den wackern Männern, die an der Wiedergeburt des preußischen Heeres, das auch den Staat nur wiedergebähren konnte, einen großen Antheil hatten, gebührte dem General von Scharnhorst die erste Stelle, auch deswegen, weil er unter den schwierigsten und mißlichsten Verhältnissen durch eine unstörbare Ruhe und unscheinbare Bescheidenheit still und verborgen zu bereiten und schaffen wußte, was laut und offen nicht bereitet und geschafft werden durfte, weil er alle Persönlichkeit dem großen Zwecke hingab; denn nur der Mensch ist würdig, der sich und seine Eigenliebe für die Sache opfert. Auch das Lob gebührt ihm und seine dankbaren Freunde und Schüler rufen es seinem glänzenden Gedächtniß nach, daß er einer von den wenigen Feldherren war, die den Geist der Wissenschaftlichkeit und Anspruchlosigkeit unter den Officieren beförderten. Was dieser stille, fromme und redliche teutsche Mann, der nur Ein Ziel des Lebens hatte, das Vaterland von der fremden Schmach zu retten, durch Rath und That, durch Lehre und Beispiel gewirkt hat, das hat auch die Siege mit erfochten, wodurch wir jetzt freie Männer sind und über unser Glück frei reden dürfen. Er ist gefallen eines der ersten Opfer für die größte Sache, die seit 1800 Jahren auf Teutschlands Feldern verfochten ist. Friede seinem Gedächtniß, Ehre seinem Namen, und Glück und Freiheit allen, die solche Tugend verstehen können, und die groß genug sind, sie nicht zu beneiden!"

[2]) Friedrich Christian Rühs, der erste Inhaber des historischen Lehrstuhls der neuen Berliner Universität.

[3]) Johann Wilhelm Süvern, der hochverdiente Reformator des preußischen Schulwesens.

[4]) Der als Leutnant im Lützowschen Freikorps dienende Berliner Justizkommissarius Ernst Leonhard v. Stosch. Er starb wenige Tage später.

Digitized by Google

in unsrer Achtung heruntersteigen müssen u. da Flecken u. Schwächen sehen, wo wir sicher glaubten, ein helles klares Bild für immer behalten zu können. Der wesflichen frommen Braut Mauderodes hilft sehr viel zur Aufrechterhaltung die allgemeine Liebe u. Achtung ihres Geliebten von den edelsten Menschen. — Weißt Du, mein bester Eichhorn — daß auch die Mutter Reil,[1]) nachdem sie von einem todten Kinde entbunden worden, gestorben ist? Wie glücklich für die Frau! O stürbe ich mit Dir — — — — Ich schwatze Dir heute wieder viel durcheinander, wie Du's gewohnt bist und wie Du nun einmal mich hinnehmen mußt...

Jetzt magst Du nun wohl meinen Brief durch Lange haben, auch schrieb ich noch einen nach Frankfurt und hernach Einen ins große Hauptquartier, dieß ist der Erste nach Freiburg. Wäre es möglich, daß Du, Geliebter, noch weiter gingest? aus Deutschland heraus? Wie oft wirst Du Deiner Amalie gedacht haben beim Anblick des alten Vaters Rhein? Vielleicht, vielleicht besucht sie ihn einmal, sinnend an Deiner Seite.

Du hast die jetzigen Begebenheiten einmal den 3ten Act genannt, darin liegt viel Tröstendes. Könnte dieser 3te Act wohl so blutig sein als die Vorhergehenden, wird er's nicht? Was steht uns bevor? vor welchen hohen Begebenheiten stehen wir abermals? entweder Blut oder Unruhe u. unvollendetes Werk!...

Ich bin jetzt gefaßt, Geliebter, daß ich selten etwas von Dir hören kann, die Entfernung ist so groß, — so groß! u. Deiner Arbeiten sind gewiß viel, aber wenn Du kannst, schreib mir nur ein paar Zeilen, wohl gar aus Frankreich...

Der Major Grollmann ist zur Taufe seines kleinen Mädchens hergekommen, jetzt ist er schon wieder fort, wie auch Reimer, sie gehen vermuthlich nun nach Holland. Professor Eichhorn hat seiner Frau geschrieben, daß er nachdem er in Holland viel geschafft hätte auf einige Wochen Urlaub nehmen u. nach England reisen würde.[2]) Das kann ich ihm nicht verdenken, er nimmt sich sehr rittermäßig. Dabei fällt mir Philipp ein, lebt er noch? und wo ist er? noch in Wisbaden? — Von Savigny meinem Liebling habe ich lange nichts gehört, ich werde nächstens wieder zu ihnen gehn. Ich habe so viel Aufforderung zum Ausgehn, daß ich täglich in angenehmer Gesellschaft sein könnte. Doch ziehe ich's vor auch zuweilen einsam zuzubringen. Oftmahl überfällt mich die heiße, quälende Sehnsucht zu Dir hin, mein über Alles Geliebter, dann so oft aber umfängt mich Gottes Gnade. Vertrauen, Hoffnung, Geduld, Freudigkeit schüttet er aus seiner unendlichen Liebe mir herab. Am Sylvester Tage ward ein allgemeines Gebet in allen Kirchen abgehalten. Ich ging in

[1]) Die Frau des im November 1813 gestorbenen Hallenser Mediziners, die Schwiegermutter von Eichhorns Freund Fr. v. Schele.

[2]) Karl Friedrich Eichhorns Briefe aus dem holländischen Feldzug sind abgedruckt bei Loersch, a. a. O., S. 28 ff. Aus diesem Plan der Reise nach England ist nichts geworden.

Digitized by Google

meine nächste Kirche zu dem alten Hermes, u. betete, betete, dankte Gott mit heißen Thränen....

Lebe wohl nun! mein theurer Eichhorn, wo Du auch seiest, gedenke Deiner Amalie, sorge für Deine Gesundheit und freue Dich mit mir auf unser glückliches Wiedersehn.

Eichhorn an Amalie

Freyburg den 7. Januar 14.

Dießmal läßt Du mich lange auf Briefe warten, liebe Amalie. Ich hoffte immer noch vor meiner Abreise von hier einige Zeilen von Dir zu erhalten. Ich werde mich aber schon ohne die Erfüllung dieser Hoffnung auf den Weeg machen müssen. Heute Abend verlasse ich nemlich Freyburg u. gehe durch einen Umweeg, um die Quellen der Donau u. den Rheinfall bei Schafhausen zu sehen, über diese Stadt nach Basel.

Du hast gewünscht, die Briefe, welche Du mir in der Zeit unserer bisherigen Trennung geschrieben, wieder zu haben. Als Ergießungen Deines Herzens in Leid und Freud und in mannichfach wechselnden Empfindungen sind sie mir ein köstlicher Schaz, von dem ich mich ungern trenne. Nur die Ueberzeugung, daß in dem ewigen Aus- und Einpacken, was meine wandernde Lebensart mit sich bringt, sie verloren gehen könnten, vermag mich zur Trennung von ihnen zu entscheiden. Es kommt dazu, daß ich eine schöne Gelegenheit habe, sie sicher und ohne Kosten nach Leipzig zu befördern. Der Justiz Commissar Passarge aus Liegnitz, den Du genau kennst, hat uns hier aufgesucht um die Angelegenheit eines Grafen von Reysach[1]) zu betreiben. Er kehrt in den nächsten Tagen über Leipzig zurük u. wird dort die Briefe an Dich auf die Post geben. Nimm sie denn hin, diese theuren Zeugen Deiner Liebe u. Deines Andenkens. Verwahre sie mir sorgfältig. Wenn uns der liebe Gott zum Genuß schoener Häußlichkeit wieder vereinigt, sollen diese Briefe unsere Führer seyn, all das Empfundene und Erfahrene, nun im sicheren Hort und ohne Furcht der Trennung, liebend Arm in Arm verschlungen, zu wiederhohlen.

Ich sende mit einige Charten von Ländern, die vom Feinde frey geworden sind, die sobald keinen Franzosen mehr sehen werden.

Wenn Du Briefe an mich gut und schnell befördert haben willst, so vergiß nicht sie bei dem Hofrat Wenkstern, der die Couriers an den Staats Canzler besorgt, abzugeben. Grüße Vater und Mutter, Geschwister und Freunde. Sorge für Dein und unsers Herrmann Wohlseyn u. behalte lieb

Deinen F. Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 11ten Jenner 1814 Abends.

Wie sehr, mein herrlicher Eichhorn, hat mich Dein letzter Brief vom 27ten D. aus Freiburg erfreuet. Du sprichst darin so begeistert von dem Gefühl Deines

[1]) Generalgouverneur der Lausitz, siehe Arndt, „Wanderungen mit dem Frh. v. Stein", S. 188.

Digitized by Google

innern Wohlseins, von den schönen u. großen Hoffnungen Deines reinen Herzens. O was bin ich glücklich Dich mein nennen zu können; Dich, der mit dieser hohen Liebe für's Wahre, Gute u. Rechte diesen freudigen, festen, hoffnungsreichen, gläubigen Sinn verbindet. Aus diesem Wohlsein Deiner Seele schließe ich auf das Deines Körpers, weil Jenes doch nicht vollkommen da sein kann, wenn dieses völlig unterbrochen wäre. So eigentlich wie Du Dich zu mir aussprichst, habe ich mir Dich völlig gedacht, so bist und bleibst Du ewig mein Eichhorn, so muß ich Dich immer wieder neu lieben und verehren. Wahrlich ich bin keine von denen, die Dich mit Klagen stört, ich theile völlig Dein Gefühl. So Großes u. Schönes ist geschehen, ohne Uebermuth, aber mit frommer Freudigkeit mögen wir darauf hinblicken, so auch auf das Mangelhafte, Sündhafte, Schlechte ohne Mißmuth, ohne Bitterkeit, aber mit dem festen Sinn, immerdar ihm entgegen zu sein. O wie viele Menschen sind so anders. Am Meisten sind's dieselben, die früher meinten, schon an der Elbe, wir wären verloren, u. in ihren Afterwünschen u. Ungläubigkeit an alles Höhere sich brüsteten, ja sie gehen so weit u. sagen auch jetzt noch böse Dinge voraus, bedauern unwürdig die Opfer, verhöhnen selbst die edlen Thaten, die sie sehen müssen. Denen sage ich dann, daß sie schon früher Schlechtes prophezeit hätten u. so schlecht bestanden hätten, das ist mein Triumph, daß sie das nicht läugnen können, dennoch beharren sie in der tiefsten, tiefsten Sündhaftigkeit, die mir weit tiefer erscheint als jede Schwäche, ja als des Höllen Geistes Sinn selbst. Denn sie sind klug und rechtschaffen und doch so schlecht. Du merkst mir eine große Erbittrung an, aber es ist keine, wahrlich nur ein guter Eifer, den sich wohl Frauen (ohne äußere Geberde) erlauben dürfen. Gott Lob, wenige giebt es dieser Geschilderten, aber wenn ich auch Einen kenne, so ist mir das schon zuwider. Du willst lieber wissen, wie es mir geht? gut, mein Theurer. An dem Tage, wo ich einen Brief von Dir erhalte, gehts mir am Besten. Danke Dir, daß Du mir so oft schreibst.

Wirst Du denn immer mit den Truppen weiter vorgehn? Ich muß mich darüber freuen, ich fühle wie glücklich es Dich machen muß, wie gut es für das Ganze ist ...

Unser Hermann, mein bester Eichhorn, wird Dir auch manche Freuden Thräne entlocken. O wie hart ist der vom Schicksal behandelt, dem kein holdes Kind ward. Was lebt man doppelt, dreifach, hundertfach! Wie liebt man überschwenglich. Wie ist man dem Himmel nah! Bei diesem Kinde erblicke ich keine Nebel. Ein holder Engel umschwebt mich ewig. Kein Tod, kein Schmerz, kein Fehl stört ihn in seinem himmlischen Dasein. Liebend, verlangend, habend, lachend, schlafend, genießend, erfreuend, spielend, sich unbewußt reich entfaltend, schwebt er vor meinen Augen dahin! O mein Eichhorn, sähest Du ihn, hättest Du ihn, wie ich ihn habe! Wie ich ihn belausche, auf jede Entwicklung des göttlichen Geistes entzückt hinhorche, wie ich ihn herze, liebe, unaussprechlich, in Dir liebe, Dich in ihm, wie ich Alles aufsuche, um ihn gleich mit Dir zu finden, wie ich ihn begleite mit meinem Herzen überall; wie ich ohne ihn trüb bin, bin ich wieder mit ihm lauter Seeligkeit. Wie tausend Ahnungen für die

Digitized by Google

nahe Zukunft u. für die Entfernte mich beleben. Dein Sohn, wenn ich Dir ihn gebe in Deine Arme, Dir, Deinem reichen heißen langentbehrenden Vater Herzen — da, da hast Du ihn! den Engel, meinen, Deinen Sohn der Liebe, wovon er das treueste u. lebendigste Bild ist! — Ich fühle mein Herz hat mich hingerissen, nicht meine Fantasie, o! wohl mir, es ist da, dieses Glück des Daseins, es ist auch für Dich da, ohne den es nie Keines sein könnte! ...

Amalie an Eichhorn

Berlin am 26ten Jenner 1814.

Heute sagt uns ein Extrablatt, daß der alte Blücher in Nancy sei.[1]) Ich bleibe immer eine starke Patriotinn, auch ohne Rücksicht auf den geliebten Mann, so für meine eigne Person, und habe daher innigen Genuß an den jetzigen Ereignissen. Gar vielen Gemüthern ist's aber jetzt weniger interessant, weil es nicht vor den Thoren ist das Waffen Geräusch, einem wahren Vaterlandsfreunde kann aber dieß nicht einfallen. Wie groß und wie wichtig ist dieser Moment, ich bin ganz davon durchdrungen und voll der besten Hoffnung, das große Werk werde völlig gesegnet werden. Viel wird vom Frieden gesprochen. Wir Frauen, die wir unsre Männer kennen, wir fragen uns oft, wird, kann es jetzt schon ein solcher sein, wie sie ihn wollen, und der uns allein Frieden giebt? Noch heute war ich bei der Stülpnagel, wo wir viel darüber uns besprachen. Ihr Mann ist jetzt auf dem Marsch nach Holland. Reimer's Bataillon hat wieder Stillstands Ordre bekommen, weil der General erst erfahren muß, zu welchem Corps er gehöre, jeder Aufenthalt macht natürlich Deinen Freund sehr unglücklich ...

Ich bin jetzt mehr zu Hause, da ich an Lotte eine so theilnehmende gute Gesellschafterin habe, wir lesen jetzt Corinna zusammen. Jedes Gefühl der Liebe, das ich von andern ausgesprochen vernehme, stimmt an das Meine, es erweckt dann Wehmuth in der Seele. Woher mag das kommen? ich habe ja das hohe Glück noch, und dennoch erscheint's mir als vergangen. Die süßesten Erinnerungen des Lebens warum erscheinen sie vergangen auf die Gegenwart Dunkel verbreitend, die hernach wieder lieblich in der Erinnerung dasteht. Es ist als wenn wir in der längsten Vergangenheit ein schöneres Dasein erlebt hätten, wonach wir uns immer zurücksehnten, und das uns nie die Gegenwart wiedergiebt, wir es aber immer auf die nächste, zuletzt auf die fernste Zukunft wieder erwarten. Die Beschreibung von schönen Natur Gegenden erregt eine beinahe gleiche sehnsuchtsvolle, wehmüthige Stimmung in mir. Wie glückseelig habe ich sie mit Dir genossen, diese Genüsse des irrdischen Seins, das alles kann mir wieder werden, und wie viel schöner wird es sein, wenn wir Ruhe haben, u. Ehre im Lande. Jetzt ist es ein Jahr, (u. ach ich kannte es schon früher) daß das Treiben, das große Treiben begann. Gott Lob, es hat schon Früchte gebracht. Die Erinnerung an diese Zeit erfüllt mich nicht mit Sehnsucht. Da brachte ich schon

[1]) Am 17. Januar war Blücher in Nancy eingezogen.

Digitized by Google

große Opfer der eisernen Zeit, und nun so fort; aber Du Geliebter sprachst mir in Deinem letzten Briefe von der glückseeligen Wiedervereinigung in sicherem Frieden, o! nie kehre dann jene unruhvolle, bewegende, beängstigende Epoche wieder, die nichts, die gar nichts dem stilleren Wirken u. Freuden der Häußlichkeit verleiht — nein auch darum ist die Erlösung gekommen.

Deine Reise, mein Theurer, über Schafhausen hast Du sehr wohlgemacht, o! wie wirst Du mir einst erzählen, wie werde ich Dir zuhorchen u. Dein Junge auch, Dein himmlischer, unaussprechlich lieber Junge ...

Deine Charten werde ich wohl verwahren — ja wohl nie sollen Franzosen diese Länder wieder betreten, das werde ich meinem Hermann auch schon einbläuen. Arndts Schrift über den Rhein haben wir mit großem Vergnügen gelesen. Er ist ein Märtyrer, sage ich. Er ist weiter wie Andere. Die Rede des Senats[1]) hat mich in große Bewegung gebracht, darüber ließe sich ein Buch schreiben, u. wie dachte ich an Dich, dieß thue ich aber immer, immer umgiebst Du mich, Du Heißgeliebter, ohne den mich nichts völlig beglücken kann ...

Eichhorn an Amalie

Langres d. 29. Januar 1814.

Suche den Ort, der oben steht, auf der Charte; er liegt in Champagne Du siehst, ich bin mitten in Frankreich. Auch von hier sind heute das Russische u. Preußische Hauptquartier weiter nach Chaumont gegangen. Dahin wollen wir morgen oder übermorgen nachfolgen.

Meine Reise durch das Höllenthal nach Schafhausen zum dortigen Rheinfall, von da über das Frickthal den Rhein entlang bis nach Basel hab' ich mitten in der strengsten Kälte, dennoch nicht ohne großen Genuß, glüklich zurükgelegt. In Basel macht' ich herrliche Bekandtschaften, ausgezeichnete Männer aus allen Cantons der Schweiz und Graubuendten. Mit Pestalozzi bracht' ich beynahe einen ganzen Tag ununterbrochen zu. Stein wohnte bey einem Herrn Streckeisen, dessen Frau, eine geborene Cesar, mit ihrer Mutter unsern alten Vater Sack beynahe anbeten. Beyde sprachen mir von ihm unter steten Thränengüssen dankbaren Andenkens an alles, was er ihnen gutes gethan u. gelehrt hätte. Von Basel aus reiste ich über Altkirch, Be[l]fort vorbey nach Vesoul, durch die ganze Breite der Franche comtés hieher. Was ist Frankreich, soviel ich bis jezt davon gesehen, selbst auch den Winter zum Vortheil in die Waagschale gelegt, für ein elendes Land gegen unser Deutschland! Die Menschen, wie Bettler und Lumpen einhergehend, mit Spitzbubengesichtern, die Weiber häßlich wie Gespenster; überall Armuth, keine Spur von häußlicher Bequem-

[1]) Der „Preußische Correspondent" hatte am 17. Januar aus dem „Moniteur" den vollen Wortlaut der Rede abgedruckt, die Fontanes am 27. Dezember 1813 im Senat gehalten hatte und in der eine starke Friedenssehnsucht trotz aller Verklausulierungen recht deutlich zum Ausdruck gekommen war. Niebuhr schrieb über sie in seinen erläuternden Bemerkungen: „Kälter und unteilnehmender hat man sich wohl nie geäußert, wenn der Staat vom Feinde bedroht war."

Digitized by Google

lichkeit, wie wir sie bey uns kennen. Selbst unsere Deutschfranzosen kommen in diesem Lande zur Erkenntniß, was an Frankreich ist. Dafür soll alles herrliche in Paris zusammen gehäuft seyn. Dahin geht nun unsere Richtung. Ob wir dahin kommen? In acht Tagen ist es entschieden.

Meine innig geliebte Amalie, immer theuerer und werther je weiter ich von Dir getrennt werde. Mitten in dem Gewühl und Jagen von Arbeiten, Projekten zu Arbeiten, neuen Menschen und Sachen, die meine Aufmerksamkeit abzulenken suchen, stehst Du immer im Hintergrunde wie eine goldene Wolke, auf welcher mein Auge mit Sehnsucht ruht. Möchte der Himmel uns bald wieder vereinigen. Ich fühle, daß mein Leben ohne Dich, himmlische Seele, ein geräuschvolles Sausen und Wirren ist, daß nur durch Dich Frieden u. Genuß u. Seeligkeit bey mir einkehren. Ich habe herrliche Momente in Freyburg u. auch nachher gehabt. Auch diese würden mir nicht ohne das innigste Zusammenleben des Gedenkens und der Empfindung mit Dir geworden seyn. Seitdem ich aber in Frankreich bin, ist mir alles Äußere, was mir aufstößt, so fatal und widrig, daß ich nie so auch die äußere Gegenwart von Freunden und Geliebten, vor allem von Dir, vermißt habe.

Ich möchte Dir gern viel über meine Reise, den Aufenthalt in Basel, die herrliche Wirksamkeit, die ich übe, erzählen. Aber der Courier, von dem ich erst gehört als er abgehen wollte, will nicht länger warten. Daher noch einen herzlichen Kuß Dir u. unserm Herrmann, auch unserer Lotte, die Euer beyder Helferin u. Freundin ist. Gruß auch an die Eltern und alle Geschwister

Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 5ten Fbr. 1814.

Keine ganz vergnügte Amalie kann Dir heute schreiben, geliebter Mann. Das unglückliche Verlorengehn von Briefen muß Schuld sein, daß ich seit fast 4 Wochen nichts von Dir selbst weiß, denn das letzte von Dir empfangene Schreiben ist noch von Freiburg vom 7ten Jenner. Wie lange bist Du nun schon in Basel, ja in Monbeillard, alle Posttage vergehn ohne Deinen lieben Brief, alle Frauen haben die Freude u. ich allein nicht. Zu meinem Glück weiß ich doch, daß Du wohl lebst, Einmal vom 15ten durch das Streckeisensche Haus und dann durch den St. Hippel,[1]) der seiner Frau am 22ten J. schrieb, daß er mit Dir nach Montb. reisen würde, dieß haben mir meine theilnehmenden Freunde zugetragen. Die Entfernung wie ist sie jetzt so groß, u. so wichtig! Nun lebe ich 4 Wochen lang ohne von Dir zu wissen, u. doch lebe ich, u. genieße u. bin äußerlich wie sonst; wie kann man so Alles ertragen ... Ich habe noch von der Art Liebes Gefühl der Braut, oder der geheim Liebenden. Ich möchte Dir so gern recht gefallen. Das ist der Grund, weswegen ich jetzt noch eitel bin im Aeußern, sonst könnte ich mich, ich fühle es, darin recht vernachlässigen. Da hörte ich auch neulich eine Geschichte von einem Mann, einem sehr be-

[1]) Staatsrat Hippel, der bekannte Verfasser des „Aufrufs an mein Volk".

Digitized by Google

rühmten, der lange, lange aus hohem Pflichtgefühl von seiner Gemahlin entfernt war, sich immer herrlicher ausbildete u. als er wieder heimkehrt, findet er die, die er sonst so heiß liebte, ganz widerwärtig. Sie ist zurück geblieben in aller geistigen Ausbildung, sie ist häßlich geworden. Ich fragte mich da gleich, wie es mit mir stände? Wie danke ich Dir, theurer Mann, daß Du mir die Freundschaft edler Menschen erwarbst, sie ist mir ein Abglanz Deines Umgangs, u. durch sie, u. was Du schon in mir geschafft hast, kann ich nicht zurückkommen. Ja, ich fühle oft mit Entzücken (vielleicht wird's nur klarer durch die Entfernung), wie ganz ich Dich nun verstehe, mich Dir nähere u. Eins werde in aller Art des Denkens u. Fühlens. Ich sehe dann zurück auf manche Narrheit, die sonst in mir war, u. kann mir Alles ganz wohl erklären, aber auch freudig empfinden, wie viel näher wir uns jetzt stehen. —

Karl hat uns höchst interessant geschrieben aus Frankreich hinter Montbeillard, er war da noch sehr wohl, obgleich voller Mühseeligkeit. Wie mag es jetzt stehen, wie höchst wichtig ist dieser Moment, man ist nur zu voreilig mit allem Aussprechen der Vermuthungen. Vor einigen Tagen war ich in einer sehr angenehmen Gesellschaft bei Schleiermachers: Graf Dohna (der Gesandte[1]) u. seine Frau, Niebuhr, F. v. Röder[2]) und die Herz.[3]) Es ward viel verständiges Wort gesprochen. Die F. v. Röder hat eine bewunderungswürdige Fassung, sie spricht von ihrem Mann als sei er verreist. Niebuhr ist sehr böse auf Dich, daß Du ihm nicht mehr für den Correspondenten schickest, er schreibt ihm jetzt wieder allein u. ist in argem Mangel an Nachrichten. Karls Briefe hätte er gern, aber der Vater ist so eigen, sie ihm nicht geben zu wollen. Der gute Karl, wüßte ich doch immer, wie es ihm ginge! Auch er hat gewiß eine herzliche Sehnsucht zu seinen Studien, u. dennoch ist er brav u. wohlgemuth für sein jetziges Werk. Der P.[rofessor] Eichhorn hat auch wieder kürzlich geschrieben tief aus Brabant. Er ist gesund u. froh, aber mögte gern wieder an den Schreibtisch. Unser Reimer ist auf dem Marsch nach dem Rhein, er wird in Halberstadt Scheel u. Hueser[4]) sprechen. Jetzt ist die Professorin Sprengel hier u. dadurch die gute Tante Spalding u. ihre Tochter viel beglückter. In diesen nächsten Tagen erwartet man Frau von Stein in Berlin, sie wird eine sehr große Wohnung bewohnen, woraus man schon allerlei Muthmaßungen gefolgert hat. Was für große Köpfe verliert Berlin u. die Welt, nun wieder Fichte[5]) ...

Amalie an Eichhorn

Am 11ten Fbr. 1814.

Menschen, die sich so nahe sind in Geist und Liebe, sind sich äußerlich so entfernt, wie wir, mein theurer Eichhorn! Das Schreiben an Dich wird mir

---

[1]) In Kopenhagen.
[2]) Die Witwe des bei Kulm gefallenen Majors Wilhelm v. Roeder.
[3]) Henriette Herz, die Freundin Schleiermachers.
[4]) Hüser war Adjutant des dortigen Gouverneurs.
[5]) Fichte war am 27. Januar am Lazarettfieber gestorben.

Digitized by Google

schwer jetzt, einmal habe ich seit 4 Wochen keine Zeile von Dir, dann ists auch so voll, so warm für Dich in meiner Brust, daß die Feder mir ordentlich widersteht. Ich thue mir Gewalt an, bin ich doch zu jeder andern Beschäftigung noch untauglicher; aber wirst Du meine Schriftzüge empfangen? ists nicht als wenn ein feindlicher Dämon diese Zeugen unsres Andenkens tödtete? Gott Lob, daß ich durch andre, die Deiner in ihren Briefen an ihre Frauen erwähnten, weiß, Du lebest ...

Wie geht es Dir nun in Frankreich, Theurer, Geliebter? Es ist mir oft sehr bang ums Herz bei dieser Entfernung, so weit, so weit langen meine Arme, sie erlangen Dich nicht! Seiest Du nur immer gesund, freudig und frisch, gern will ich diese Prüfung dann noch länger auf mich nehmen, es ist in der That Eine, bei der unaussprechlichen Liebe, die uns bindet ... In der Unart hat er [Hermann] schon einige Fortschritte gemacht, die gehörig viel Geduld zu üben versprechen, hätte ich doch meines lieben Mannes Rath dabei! Da würde er mir so väterlich, mehr sinnig, denkend, als stürmisch u. thatenreich erscheinen! Nun Alles dieß beut mir die schöne Zukunft dar. Aber hiezu gehört ein Friede, wie wir ihn meinen, u. da durchbebts meine Seele oft dunkel ahnend, ach wider mein Wollen, durch Aeußeres unglückliches Zusammenstellen gemachter widriger Erfahrungen, es werde beim Alten bleiben. Wehe uns dann, wehe mir, die ich mir dann keine, keine Glückseeligkeit träumen kann. Laß mich diesen Erguß meiner Seele nicht zurückdrängen, u. mißdeute ihn nicht dadurch, daß Du mir den Glauben an das Gute absprichst, die Zuversicht u. den Muth, nein das ist's nicht. — Etwas Andres ist's, dasselbe was meinen Eichhorn so oft entflammte. Wir haben Stunden, wo wir, indem wir schwach sind, doch klug zu sein dünken. Wir fühlen uns eigentlich ermattet, wollen aber die Dinge richten u. wähnen, das Zukünftige bestimmen zu können. Wie verwegen ist das! Haben wir's nicht erlebt, wie es so anders Alles kommt! Wie Gott die Welt wunderbar regirt! Dieß sage ich mir selbst u. sage es Dir, wenn eine ähnliche Stimmung sich Deiner bemächtigen sollte.

Du lebst also jetzt in Frankreich, nach dem ich keine Sehnsucht habe; in diesem Augenblick denke ich, Du bist in Langres, u. vielleicht, vielleicht ist schon der große Schlag geschehen, hoffentlich der Letzte dieser Art. — Der Pöbel aller Klassen in Berlin verzweifelt schon wieder, weils lange dauert, ehe wir in Paris sind, und weil einige verständige Leute sagen, es sei nicht so leicht. So haben sie vor Leipzig gesprochen, und so wird dieses Gesindel ewig sprechen. Was schadet dieß! Aber es giebt noch Anderes, was wieder anders spricht. Es ist wahr, diese Stille jetzt hat für den fühlenden Patrioten etwas furchtbares und drückendes, wir leben nun nicht mehr in der nächsten Umgebung des großen Theaters, und fühlen dadurch eine Leere, jemehr das Interesse wächst. Entwöhnt von andern Gesprächen, u. unfähig zu Kleinigkeitskrämerei bietet sich nichts dar für die Gesellschaft, die nun schon lange nur vom Oeffentlichen bewegt wird. Dazu kommt ein trüber Himmel, Schnee und Eis, u. laue, dicke Luft, ach und für mich keine Briefe! Wird bald die Sonne wieder scheinen? ...

Digitized by Google

So ist denn auch dieser Abend der Einsamkeit wieder hin u. süß für mich verlebt, durch's Andenken an Dich, was mich immer, immer umschwebt, zuweilen weniger erheiternd ...

Amalie an Eichhorn

Am 15ten Fbr. 1814.

Endlich, mein theurer lieber Mann! habe ich einen Brief von Dir. Gestern erhielt ich ihn. Er ist vom 29ten Januar aus Langres. Fast muß ich glauben, Du habest keinen andern seit dem 7ten geschrieben, dann würde ich schelten, meinen, Du hättest mich vergessen; aber wie kann ich das, so süße Worte beschließen die Zeilen, die wie das stärkste Elixir Gesundheit, Stärke, Wohlbehagen in mein Herz gießen. Dir mißfällt Frankreich, das glaube ich, schon der Gedanke an das gepriesene Paris erregt mir Ekel. Man hat doch von allen Dingen eine dunkle oder hellere Idee inn der Fantasie, so stellt sich mir Frankreich, (bis auf die Gegenden wovon Thümel[1]) schreibt) und besonders Paris wie ein Dreckloch vor, wo nichts ist was Deine Seele erweitert u. erholt. —

Wir leben jetzt wieder in großer Spannung. Am Sonntage erfuhren wir die ersten Gefechte vom 29ten, 30ten und 31ten Jenner.[2]) Wie viel theures Blut mag wieder geflossen sein! Man muß dabei bleiben, nicht zu theuer für den großen Zweck. Nur, o Gott! laß ihn nun auch ganz erreicht werden. In welchem interessanten Leben lebst Du mein Geliebter? Nichts macht mich glücklicher, als wenn Du mir sagst, daß Dein Wirkungskreis Dich völlig befriedigt. Ich will ja eigentlich doch nur Deine Glückseeligkeit, das ist Meine; aber wie Du sie ohne mich nicht hast, so kann ich sie nicht haben ohne Dich ... Wir sind alle recht wohl, und leben ganz in den großen Weltbegebenheiten, ganz bei Paris. Nach Deiner Ansicht müßte es nun entschieden sein. Welch ein hartnäckiger Kampf, aber Muth ihr Herrlichen, Braven! es gelingt doch! Wie ich dieß so hinschreibe, was magst Du nun Alles wieder erlebt haben, was unser Karl! Er war zuerst nicht dabei, das ist uns viel Beruhigung, aber so wird's nicht bleiben u. ich wünsche ihm auch noch diesen Ruhm. Du wirst Dich gewiß nach ihm erkundigen, u. für ihn sorgen, wenn ihm etwas zustoßen sollte, er kann doch nicht weit vom Hauptquartier sein. Wie werden die Nachrichten von den Verlusten der Theuren nachkommen den Angehörigen ...

Wie viel wirst Du mir noch einst mitzutheilen haben, Geliebter, von all den neuen Menschen, von allem Guten u. Bösen was Du erfahren, von den fremden Ländern, von den tausendfach wunderbar sich regenden Gefühlen u. Ansichten Deines lebendigen Gemüthes. Vergiß mir nur nichts! Von mir weißt Du das Meiste durch Briefe, von Dir höre ich einst noch das Meiste. Wie werde ich zuhorchen, und dieß Dein jetziges geistiges Leben soll, wie Dein Ganzes, Nahrung werden, Stoff, u. Lebens Trieb Deines Sohnes.

---

[1]) Moritz August v. Thümmel: Reise in den mittäglichen Provinzen von Frankreich, zehn Teile, Leipzig, 1791 bis 1805.

[2]) Bei Brienne und La Rothière (die eigentliche Schlacht bei La Rothière fand erst am 1. Februar statt).

Digitized by Google

Reimer ist immer auf dem langsamen Marsch, aber zufriedener, ich war bei der Frau neulich einen Abend, wir waren sinnig vergnügt, in Erinnerung u. Hoffnung. Sie hat ein wunderschönes kleines Mädchen, Anna, das ist meines Hermanns Braut ... Ob ich der Frau Ministerin Stein meine Aufwartung mache? ...

Eichhorn an Amalie

Troyes den 17. Februar 14.

Meine innig geliebte Amalie! Die lezten drei Wochen, die ich verlebt habe, waren nicht sehr glüklich und froh. Lies den anliegenden Brief. Mein geliebter Bruder Wilhelm,[1]) bei dem wir uns in Franken zusammentreffen wollten, ist ein Opfer seiner Anstrengungen in einem Russischen Lazarethe geworden. Ich sage Dir nichts über meinen Schmerz. Wohl Dir, daß Du ihn nicht unmittelbar gekanndt hast und ihn nun so verlierst, wie ich ihn verliere. Dennoch, geliebte Amalie, trage keine Unruhe, daß mich der Schmerz überwinde. Schon seit vielen Jahren hab' ich den Geist der Ergebung in mir erweckt. Du fromme Seele hast ihn noch mehr gepflegt und gestärkt, Erfahrungen allerley Art und böser Zeit haben ihn geprüft, daß ich ihn nimmer verliere. Dennoch hab' ich den Verlust empfunden, wie tief! Gerade um diese Zeit war ich, vielleicht als Folge körperlicher Ermüdung, vielleicht auch in alter Gewohnheit meiner Frühjahrsübel, körperlich sehr gereizt und unwohl. Ich brachte mehrere Wochen mehr krank als gesund zu. Jetzo bin ich aber wieder ganz wohl. Es ist nicht bloß ein Vorgeben, sondern völlig in der Wahrheit. Ich würde Dir von meinem Übelseyn nichts gesagt haben, wenn ich Dir nicht meine völlige Wiederherstellung hätte melden können.

Küsse den lieben Vater für die herrlichen Zeilen, die er mir geschrieben hat. Sie waren für mich höchst erquickend, ein wahres Labsal. Auch die liebe Mutter und alle Geschwister grüße herzlich. Wenn ich nur Zeit und Ruhe hätte an alle die Lieben zu schreiben.

Die Anlage besorge an Niebuhr. In den nächsten Tagen schreibe ich Dir umständlich. Dein

Eichhorn.

[1]) Arzt in Wertheim.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Ueber den feindlichen Militarismus

Unsre Gegner behaupten ungeachtet schlagendster Widerlegung immer erneut, wir hätten den gegenwärtigen Krieg gesucht und veranlaßt. Da es an geschichtlich nachweisbaren Tatsachen fehlt, beschuldigen sie den „preußischen" Militarismus als den am Kriege Schuldigen. Abgesehen davon, daß die Entente sich am Verlaufe des Krieges die Lehre hätte nehmen können, daß es sich nicht nur um „preußische", sondern um „deutsche Hiebe" handelt, die ihre Land- und Seemacht reichlich bezogen haben, und daß es vergeblich wäre, auf Trennung Preußens von den drei süddeutschen Staaten zu rechnen, ist der Begriff „Militarismus" ein recht wenig konkreter. Versteht man das „Volk in Waffen", die allgemeine Wehrpflicht darunter, dann ist nur zu sagen, daß man sie uns ja nachgemacht hat. Ist gemeint, wir seien eroberungslustig, trügen deshalb im Frieden eine schwere Rüstung, dann genügt ein Hinweis darauf, wie Jahrhunderte hindurch ein schwaches Deutschland den erfolgreichen Angriffen, namentlich seines westlichen Nachbarn, ausgesetzt gewesen ist. Daß diese starke Rüstung länger als vierzig Jahre dem Frieden gedient hat, ist geschichtlich. In dieser Zeit hat Rußland den Krieg gegen die Türkei und gegen Japan, England denjenigen gegen die Buren geführt, während Frankreich sich in Nordafrika kriegerisch fortgesetzt betätigt hat. Das paßt also auch nicht. Gerade die Ententemächte haben im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts viel mehr gerüstet als wir. Frankreich ist zur dreijährigen Dienstzeit zurückgekehrt. Rußland hat dieselbe auf dreieinhalb Jahre (bzw. viereinhalb für berittene Waffen) verlängert.

Das deutsche Friedensheer hätte nach Durchführung der erneuten Ergänzung von 1913 31 933 Offiziere, 109 924 Unteroffiziere, 678 176 Gefreite und Gemeine (einschließlich Einjährig-Freiwillige), im ganzen also 820 033 Köpfe betragen, bis dahin 50 000 weniger. Nebenbei bemerke ich, daß von den 31 933 Offizieren 1008 Leutnantsstellen, von den 109 924 Unteroffizieren 1044 Stellen im Reichstage zunächst gestrichen wurden, weil die Personen damals vorläufig nicht zu haben waren. Daß diese Stellen bei fortschreitender Erhöhung des Standes bewilligt worden wären, war zweifellos. Ich erwähne diesen verhältnismäßig ganz geringfügigen Unterschied nur der Vollständigkeit wegen.

Unser Bundesgenosse Oesterreich-Ungarn hatte bei 32 750 Offizieren, 57 895 Unteroffizieren, 343 084 Mannschaften eine Friedensstärke von 433 792 Köpfen. Die Absicht, mit einer um 34 000 bis 38 000 Mann erhöhten Rekrutierung 1914 zu beginnen und damit die Gesamtstärke im Jahre 1916 oder 1917 auf 510 000 Köpfe (433 729 + 76000) zu bringen, ist durch den Weltkrieg überholt worden. Wie 1913 bei uns, war die Erhöhung weniger durch Neuaufstellung von Truppenkörpern als durch Etatserhöhung der bestehenden beabsichtigt. Die geringe Etatsstärke im Friedensheere, die dadurch nötige unverhältnismäßig hohe Einstellung von Reservisten im Kriegs-

Digitized by Google

falle, machte eine solche Erhöhung der „Kaders“ schon im Frieden dringend erwünscht.

Der berüchtigte einstige Dreibundsgenosse Italien hatte schon vor dem Kriege sein Abkommen mit der Entente geschlossen. Wenn nichts andres das bewiese, täte es schon der Umstand, daß bereits am 10. August 1914 die Avantgardenbrigade des XV. französischen Korps aus Marseille bei Mülhausen auftrat. Wie sicher muß die französische Heeresleitung in bezug auf Italien gewesen sein, wenn sie von Kriegsbeginn an eines seiner Corps du midi im Oberelsaß verwenden konnte! Für unsre Betrachtung fällt das italienische Heer also aus. Seine Friedensgesamtstärke betrug für den europäischen Schauplatz — also ohne die 15000 Mann des Eingeborenenkorps in Tripolitanien, deren Aufstellung beabsichtigt war — 314489 Köpfe.

Frankreichs Friedensstärke betrug im Frühjahr 1914 bereits 860000 Mann (einschließlich 50000 Mann seiner braunen Armee). Etwa 60000 Mann standen in Afrika, also 800000 Mann in Europa. Des Ueberganges zur dreijährigen Dienstzeit wegen waren 1913 die Geburtsjahrgänge 1892 und 1893 eingestellt worden. Die Préparation militaire wurde im Winter 1913/14 gesetzlich geregelt.

Rußland hatte in Uebereinstimmung mit Frankreichs neuestem Effort zwei neue Armeekorps aufgestellt. Die Friedensstärke betrug für die Zeit vom 15. April bis 15. Oktober 1914 1418000 Mann. Wenn der Krieg nicht gekommen wäre, wäre sie dann wieder auf 1840000 Mann gestiegen. Die Stärke an Kavallerie war gleich der Gesamtheit der europäischen Kavallerie, wie vor drei Jahren die mit Rußlands Stärke protzende französische Presse hervorhob.

England endlich hatte in Großbritannien und Irland 165000 Mann auf Friedensfuß stehen, nämlich die reguläre oder Expeditionsarmee. Die der Landesverteidigung dienende Territorialarmee ist hierbei nicht eingerechnet.

Diese Angaben stellen fest, daß die Heere der Mittelmächte 770000 + 433800 also rund 1204000 Mann, die Heere des Dreiverbandes 2388000 Mann im Friedensstande stark waren.

Deutschlands Kriegsflotte hatte 112 Schiffe von 953700 Tonnengehalt, mit 2191 Geschützen und einem Bemannungsstand von 57360. Im Bau waren 6 Linienschiffe, 3 Panzerkreuzer, 4 kleine Kreuzer, 12 Hochseetorpedoboote, mehrere Unterseeboote.

Oesterreich-Ungarn hatte 204 Fahrzeuge von 360492 Tonnengehalt, mit 1577 Geschützen und 15000 Unteroffiziere und Matrosen. Im Bau waren 1 Schlachtschiff, 27 Hochseetorpedoboote, 5 Unterseeboote u. a.

Frankreichs Marine umfaßte 382 Schiffe von 782114 Tonnengehalt, mit 2919 Geschützen und 50953 Bemannung. Im Bau befanden sich 7 Panzerschlachtschiffe, 17 Torpedojäger, 30 Unterseeboote.

Rußland besaß ohne die Kaspiseeflotte 391 Kriegsschiffe von 892067 Tonnengehalt, 2710 Geschützen, mit 46000 Bemannungsstand. Wie viele Schiffe im Bau waren, ist nicht bekannt.

Digitized by Google

Großbritannien endlich besaß 625 Kriegsschiffe von 2370326 Tonnengehalt, mit 2878 Geschützen, 135040 Bemannung. Im Bau waren (Zweimächtestandard) 6 Panzerschlachtschiffe, 7 leicht gepanzerte Kreuzer, 6 Unterseeboote usw.

Der Zweibund besaß also 316 Kriegsschiffe, der Dreiverband 1398. Wo lag 1914 der Militarismus?

Für Heer und Flotte gaben im Etatsjahre 1913/14 aus Deutschland 972781629 Mark fortlaufend, 813807508 Mark einmalig, 62350000 Mark außerordentlich — also 1848939137 Mark. Das Budget 1913 für Oesterreich-Ungarn weist nach für Landesverteidigung 176472189 Kronen.

Frankreich zahlte für Kriegsministerium 983224376, für Marineministerium 488941062, zusammen 1472165438 Franken.

Rußland gab für Kriegsministerium 550900431, für Marineministerium 228230177, zusammen 779130608 Rubel aus.

Großbritannien endlich zahlte für seine Armee 28071000, für die Flotte 44365000, im ganzen 72436000 Pfund Sterling.

Der größeren Stärke an Heer und Flotte entspricht die doppelte Höhe des Geldaufwandes beim Dreiverband, verglichen mit derjenigen beim Zweibund.

Die drei Gegenüberstellungen weisen also nach, daß die Militärkaste, der Militarismus auf Dreiverbandsseite war und den Krieg mehr vorbereitet hatte.

Dieser feindliche Militarismus hatte also den Kriegshetzern Lloyd George, Poincaré, Briand, Großfürst Nikolai die Mittel geliefert, den Angriffskrieg zur Erreichung der Ziele zu beginnen, die in neuester Zeit mit rührender Harmlosigkeit bekanntgegeben worden sind. Endlich haben sie die dicke Lügenmaske fallen lassen, mit welcher sie zweieinhalb Jahre ihre Völker und die Neutralen genasführt haben. Da es freilich eine gewisse Klasse von Menschen gibt, die nicht alle wird, ist zu bezweifeln, daß das erkannt wird.

Lediglich der Vollständigkeit wegen füge ich hinzu, daß das edle Italien 329 Kriegsfahrzeuge von 647289 Tonnengehalt, mit 1848 Geschützen und einem Bemannungsetat von 28207 Köpfen hatte und für sein Kriegsministerium 363352430 Lire an ordentlichen, 60677628 Lire an außerordentlichen Ausgaben leistete, während das Marineministerium 226707951 bzw. 30028560 Lire erhielt.

Digitized by Google

In Armenien und im Kaukasus

Von

Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. P.

(Schluß)

V.

Die gigantischen Gipfel der Hauptgebirgskette des Kaukasus überragen um ein Beträchtliches die Alpen. Der Elbrus erhebt sich zu der phantastischen Höhe von 18526 Fuß und grüßt mit seinem schneeigen, schimmernden Gipfel die Schiffer des Schwarzen Meeres und die Nomaden der ausgedehnten Steppen wie ein durch den Wind gegen das tiefblaue Firmament gepeitschter Wolkenfetzen.

Der andre Bergriese, der Kasbek, obgleich mit 16546 Fuß weniger hoch, wirkt noch imposanter. In kraterförmiger Verjüngung steigt er vereinzelt und steil empor. Wie ein Wachtturm beherrscht dieser längst erloschene Vulkan das Land, ein natürlicher und unüberwindlicher Schutzwall für die ganze Bergkette. Der mittlere Teil des Gebirges, der sich vom Elbrus bis in die Nähe des Kasbek in einer Ausdehnung von über 100 Kilometer erstreckt, ist jedenfalls der großartigste des ganzen Landes. Die meisten Gipfel übertreffen, wie gesagt, die Höhe von jenen der Alpen, Koschtan-Tau mit 17000 und Dych-Tau mit 16925 oder der mächtige Asch mit 16500 Fuß sind sogar bedeutend höher als der Montblanc.

Außerhalb dieser Schnee- und Eisregionen hat der Kaukasus ein weniger zerrissenes Aussehen und wirkt weit weniger überwältigend als die Alpen. Er erinnert im allgemeinen eher an die Pyrenäen. Vor allem fehlen die Ueberraschungen. Wenngleich die Höhen der Spitzen außerordentlich sind, so mangeln doch die Gegensätze, das Auge gewöhnt sich an die ohne Unterbrechung vom Himmel sich abhebende Höhenlinie der Umrisse, deren Farbe eine unverändert dunkle ist.

Die gewaltigen Felsen der hohen Regionen bestehen aus prächtigem Granit. Außerdem finden sich Trachyt und Lavabildungen vor.

Auch der Reichtum des Kaukasus an Mineralien ist seit den ältesten Zeiten bekannt. Eisen und Kupfer vor allem gibt es im Ueberfluß. Die Kohlenschichten in den Tälern des Rion und des Kuban versprechen außerordentlich reiche Ausbeutungsmöglichkeiten für die Zukunft. Bis heute sind viele der Minen des Kaukasus noch nicht genügend im Betrieb. Der Ural und die Hänge des Altaigebirges, überhaupt ganz Sibirien, bergen einen so reichen Ueberfluß an allen Arten von Metallen, daß die Regierung es nicht der Mühe wert findet, in diesen Gegenden mit den Schürfungen zu beginnen.

Nur die Gewinnung von Naphtha bildet hierin eine Ausnahme. Aus den gebührend berühmten Feldern von Baku werden jährlich kolossale Mengen an Oel gefördert. Unzählige Brunnen reihen sich mehrere Kilometer weit anein-

Digitized by Google

ander. Ueberall dehnen sich Fabriken und Raffinerien aus. Hohe Kamine, alle gleich geschwärzt, erheben sich streifenartig gegen den dunstigen Horizont. Aus Tausenden dieser Schlote brechen Flammen hervor und qualmt der Rauch, den Tag verdunkelnd und die Nächte schauerlich durchleuchtend, an Tod und Hölle gemahnend.

Außerhalb von Baku hat die großartige Natur des Kaukasus verhältnismäßig wenig durch die Naphthaausbeutung gelitten. Die Eisenbahn umgeht mit einer Art Hochachtung die mächtige Bergkette. Bis heute sind außer der Hauptlinie Batum—Baku nur einige kurze Abzweigungen durch die zugänglichsten Täler erbaut worden.

Glücklicherweise wurde der Kaukasus noch wenig durch die zerstörende Hand der Menschen berührt. Seine Wildnis bleibt jeder Annäherung gegenüber unüberwindlich, und die Urwälder widerstehen verwüstenden Angriffen. Diese Urwälder mit ihrer undurchdringlichen Dichtigkeit und tiefgrünen Färbung geben dem ganzen Lande den eigentlichen Charakter. Gleich bei der Ankunft fallen die dunklen, üppigen Waldungen auf. Die Pracht und Mannigfaltigkeit ihrer einzigartigen Vegetation wirkt ungemein anziehend.

Eichen und Ulmen, Buchen und Birken stehen massig durcheinander. Von besonderem Reiz jedoch ist hauptsächlich das dichte, abwechslungsreiche Untergehölz. Gebüsche aller Art und von vielerlei Farbentönungen bilden undurchdringliche Laubmassen zu Füßen der mächtigen dunklen Baumstämme. Lorbeer, Rhododendron, Azaleen wachsen überall in außerordentlicher Entfaltung, ihre roten Blüten heben sich in prächtigen Schattierungen von dem dunkelgrünen Teppich ab.

Unbeschreiblich ist die Schönheit der kaukasischen Wälder. Insbesondere, weil der unendliche Reiz der Vegetation weniger in ihr selbst, als in der zauberhaften Stimmung beruht, die die Atmosphäre ihr verleiht. Diese Wälder offenbaren uns wahre Wunderdinge. Die hundert-, oft tausendjährigen Baumriesen erwecken unwillkürlich Bilder aus der Vergangenheit. Knorrige, mit samtigem Moos bewachsene Aeste streben wirr durcheinander, allerlei Schlingpflanzen schwingen sich von Baum zu Baum und fallen in schweren Gehängen nieder, dem zahlreichen, vielfach seltenartigen Wild Schatten spendend.

Die Tierwelt des Kaukasus ist nicht nur eine ungemein reichhaltige, sondern auch eine mannigfaltige. Auf den höchsten Felsen begegnet man Herden von Schafen und Ziegen einer besonderen Gattung. Die eigentliche Spezialität dieser Berge jedoch sind der Auerochse oder europäische Bison und die von den Jägern so sehr gesuchte Capra aegagrus, die kaukasischen Steinböcke. Einzelne derselben kommen auch noch in den südlichen Provinzen vor, und der Fasan, wie sein Name andeutet, hat seinen Ursprung in dem Tale des Flusses Phasis.

Das Land kann mit Recht als eine der Wiegen der Menschheit bezeichnet werden. Seine Vergangenheit verliert sich in nebelhafte Fernen, seine Geschichte vermengt sich mit der Mythologie. Jedenfalls bleibt unbestritten, daß dieses zwischen dem Kaspischen und Schwarzen Meer sich erhebende Stück Erde zu allen Zeiten

Digitized by Google

von tapferen und stolzen Volksstämmen bewohnt war. Körperlich kräftig, gelenkig und flink, zudem von selten vollkommener Schönheit, wurden sie jederzeit als Vorbild für unsre Rasse angesehen.

Schon Herodot beschäftigt sich mit sichtlichem Interesse mit ihnen und trachtet, die verschiedenen, zu seiner Zeit bekannten Stämme zu ordnen; und Plinius bemerkt, daß mehr als hundertdreißig Sprachen und Dialekte unter ihnen geredet wurden. Besonders die Griechen standen in enger Beziehung zu ihnen. Ihre Kaufleute unterhielten einen lebhaften Handelsverkehr, und der bekannte Hafen von Dioskurias diente hierbei als Markt oder, besser gesagt, als Emporium für alle Erzeugnisse des Innen- und Außenhandels.

Unter allen Völkern sind die Georgier das hervorragendste und anziehendste. Obgleich nicht endgültig bewiesen, so gilt es doch als sehr wahrscheinlich, daß sie in gerader Linie von dem bei den klassischen Schriftstellern mit dem Namen Iberer bezeichneten Urstamm herkommen. Die Georgier selbst teilten sich nach den Landstrichen, die sie bewohnten, und nach den Reichen, die sie gründeten, in Georgier, in Imerethier, Mingrelier und endlich in Swaneten. Die letzteren bewohnen die unzugänglichsten Berge und sind infolgedessen die wildesten geblieben; auch bewahrten sie sich ihre Unabhängigkeit am längsten.

Die Zirkassier oder Tscherkessen, berühmt durch ihre Waffentaten und ihre Unerschrockenheit, haben sich ganz von ihrem Heimatboden und ihren Vätern losgelöst. Nach einem langen, gegen die russische Besitzergreifung gerichteten Unabhängigkeitskrieg und der schließlichen Niederlage ihres heldenmütigen Anführers Schamil ergriffen sie in Massen von mehr als einer halben Million den Wanderstab und wendeten sich nach Kleinasien.

Die Abchasen und Kabardanen im Norden der mächtigen Gebirgskette gehören auch der Familie der Tscherkessen an, obgleich sie viel ruhiger und durch Ackerbau und Viehzucht, womit sie sich abgeben, erfolgreiche Kolonisten geworden sind.

Im Herzen des Kaukasus, am Fuße der mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel haben sich zerstreut die Osseten niedergelassen. Erst in jüngster Zeit beginnt man sich wissenschaftlich mit ihnen zu beschäftigen. Nach ihrem Ursprung Arier, werden sie von einigen Gelehrten zu den Goten gezählt. Ihre Gewohnheiten und Sitten sollen mit den teutonischen vielfach übereinstimmen, während in ihrer Sprache Anklänge an das Medo-Persische gefunden wurden. Wie dem auch sei, jedenfalls äußern diese Völker Eigenschaften und Charakterzüge, welche Probleme bilden, deren Lösung noch recht unsicher ist und in weiter Ferne liegt.

Außer diesen bekannteren, weit verbreiteten Völkern gibt es noch eine Menge andrer, weniger zahlreicher Stämme. Auf mehr als hunderttausend Seelen werden die Tschetschen geschätzt, die sich im Nordosten der Berge, in der Richtung des Terek ausbreiten. Unter dem Namen Lesghier wird gewöhnlich die Bevölkerung verstanden, deren bevorzugten Wohnsitz die steilen Felsen des Daghestan in der Richtung gegen die Ufer des Kaspischen Meeres zu bilden. Ursprünglich setzten sie sich wahrscheinlich aus verschiedenen Stämmen zusammen, jedoch im

Digitized by Google

Laufe der Zeit und besonders durch die Annahme des Mohammedanismus haben sie sich religiös eng zusammengeschlossen. Sie waren es auch, die den Waffen der Russen den härtesten Widerstand leisteten. Als unerschrockene Kinder der Berge kannten sie weder Furcht noch Ermüdung. Schamil selbst war ein Sohn dieses rauhen, unbezähmbaren Volkes.

Die Geschichte des Kaukasus entrollt sich wie ein langes und unwahrscheinliches Märchen. Ueberraschende Tatsachen vermengen sich unaufhörlich mit poetischen Legenden. Kolchis, dieses einst gelobte Land, war mit Recht der Anziehungspunkt für alle Unternehmer und Eroberer. Wurde es nicht von den Argonauten als fernes Ziel für ihre abenteuerliche Wanderung gewählt? Haben sie wirklich den Drachen getötet? Haben sie das kostbare Goldne Vlies erobert? Lassen wir es dahingestellt sein und zerstören wir nicht den Zauber dieses poetischen Schiffzuges. Sollten auch Jason und seine tapferen Genossen schließlich nie hergesegelt sein, so würde doch diese Sage an sich allein genügend beweisen, daß der Kaukasus seit der Dämmerung der Weltgeschichte eine bedeutende Rolle spielte.

Schon Aeschylus gibt uns seine genaue Beschreibung, indem er von seinen Bergen als von steilen Nachbarn der Sterne spricht, und Herodot bezeichnet ungefähr die Richtung der ganzen Bergkette als bis zu der Grenze des weiten Perserreiches reichend. Strabo ist derjenige, der uns die genauesten Aufzeichnungen über Land und Leute gibt. Seine Beschreibungen und Beobachtungen könnten von heutzutage sein.

Die Kriegszüge des Mithridates sind ziemlich eingehend erzählt worden, seine bedeutenden Eroberungen längs des Schwarzen Meeres sind bekannt. Weder er noch Alexander haben je den Kaukasus überschritten, und selbst die Römer, diese Kolonisten ohnegleichen, begnügten sich damit, Beziehungen zu den Küstenstrichen zu unterhalten. Auch Pompejus hütete sich bei der Verfolgung der geschlagenen Perser, zu weit in diese unwirtlichen Regionen vorzudringen.

Nach dem Sturz des Römischen Reiches, dem Verfall der alten Kultur, waren die internationalen Verbindungen unterbrochen, die Völker des Kaukasus gerieten in Vergessenheit und ihre Geschichte wurde eine lokale. Wir wissen wenig von den Kämpfen, die sich um die Oberherrschaft zwischen den Persern und Byzanz in Kleinasien entspannen und deren Wogen bis zu diesen Küsten reichten. Die Hunnen, wie später die Tataren, durchstreiften teilweise das Land, ohne indessen tiefere Spuren zu hinterlassen.

Unter den einheimischen Herrschern tritt das glänzende Bild der Königin Tamara leuchtend hervor. Ihr schöner, klangvoller Name ist bis heute der bekannteste und volkstümlichste von allen Herrschernamen geblieben und nach und nach gleichbedeutend mit nationaler Größe geworden. Er entzündet bei dem Volke unwillkürlich das Trachten nach Unabhängigkeit, und jeder wahre Georgier tauft gewöhnlich seine älteste Tochter Tamara.

Die Besitzergreifung des Landes durch die Russen liegt weit zurück. Unter dem Fürsten Swjatoslaw drangen sie schon um das zehnte Jahrhundert ein

Digitized by Google

unter Benützung der Ufer des Kaspischen Meeres. Von einer planmäßigen und regelrechten Eroberung jedoch kann erst zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts gesprochen werden. Peter der Große, der wahre Gründer nicht nur des russischen Reiches, sondern auch des russischen Imperialismus, beschloß, die Grenzen seines Landes bis zum Kaukasus auszudehnen. Derbent wurde im Jahre 1722 in Besitz genommen, und Baku fiel im folgenden Jahre in die Hände der Moskowiter.

Viel später, Anno 1770 erst, wurde die berühmte Bergkette überschritten. Durch den Vertrag von Kütschük-Kainardscha mit den Türken gerieten auch die Gebiete des Kuban und des Terek in russische Gewalt. Die letzten Herrscher der Georgier, Erekles II. und Georg XIII., die sich freiwillig dem Schutze Rußlands unterwarfen, verloren bald ihre Macht, und im Jahre 1801 wurde das schöne und fruchtbare Georgien in ein einfaches Gouvernement umgewandelt.

Dem gleichen Schicksal verfielen die benachbarten Völker nach mehr oder weniger heftigem Widerstand, die Lesghier und Mingrelier, alle wurden nach und nach dem ungeheuren Reiche einverleibt.

Nachdem die Ufer des Schwarzen Meeres genommen waren, wandten sich die Eroberer nach Westen. Petrowsk, Derbent, Baku, Saljany, Ostrow bildeten bald russische Zentren, von denen ausgehend der slawische Einfluß sich ausbreitete. Zugleich wurden Eisenbahnen gebaut, um sie mit Moskau und Petersburg zu verbinden. Auch war eine Militärverwaltung eingerichtet worden, mit einem Generalgouverneur an der Spitze, der in Tiflis wohnt und dessen Machtbefugnisse so gut wie unbegrenzt sind.

Von Kaukasien dehnte sich der slawische Einfluß über das Kaspische Meer immer weiter aus. Häfen und Festungen wie Krasnowodsk, Nowo Alexandrowsk, Tasch-Arwat erlagen ihm. Unter dem Vorwand des Schutzes für die Untertanen oder der russischen Interessen wurden überall Militärstationen gegründet, bis das ganze Gebiet von Transkaspien und ganz Mittelasien besetzt und unterworfen war durch die moskowitische Eroberungsgier, die unaufhaltsam einer Lawine gleich um sich greift, alle andern Elemente unterdrückend, in sich aufnehmend.

VI.

Ein andermal habe ich Ziskaukasien besucht. Die berühmte Militärstraße über den hohen wundervollen Engpaß ist überhaupt der einzige Durchbruch in der majestätischen Gebirgskette. Seit vorgeschichtlichen Zeiten wanderten hier die Völker durch diese Täler, die Bergspalten entlang.

Mit der Besetzung des Landes wurde eine strategische Straße geplant. Ohne Zweifel ein großartiger Gedanke des russischen Unternehmungsgeistes. Tiflis gelangt dadurch in direkte Verbindung mit Wladikawkas. Die wundervolle Straße, die die malerischsten Orte berührt, durchquert die blühendsten Täler, windet sich die jähesten Abhänge entlang und steigt zu phantastischen Höhen hinan, bis sie den höchsten Punkt beim Kasbek erreicht.

Sie bietet unvergeßliche Ausblicke, die jedoch zu häufig schon beschrieben wurden, als daß ich mich in Wiederholungen verlieren sollte. Außerdem — es

Digitized by Google

gibt Eindrücke in der Natur, die keine Beschreibung vertragen. Jeder Satz scheint dafür schlecht angebracht, jede Wortmalerei nichtssagend. Angesichts eines solch überwältigenden Naturbildes wirkt jede Bemerkung banal, verletzt jeder Ausruf; für solche Augenblicke ist Schweigen geboten und der einzig richtige Ausdruck.

Ich hielt mich auch in den berühmten Badeorten auf. Pjatigorsk, Jesentuki, Schelesnowodsk und vor allem Kislowodsk besitzen außerordentlich wirksame Quellen. Die stark mineralhaltigen Wasser haben jederzeit die Menschen angezogen. Aus allen Teilen von Rußland kommen die reichen Gäste und in großer Anzahl auch aus Asien.

Man muß gestehen, daß die Bahnverbindung ausgezeichnet ist. Von Petersburg, Moskau, Kiew fahren Schnellzüge in verhältnismäßig kurzer Zeit, und die Fahrkarten für Hin- und Rückreise sind unglaublich billig. Dadurch sucht die russische Regierung die Bevölkerung im Lande zu behalten. Die Reisenden und Ausflügler wenden sich auch mehr und mehr nach der Krim und dem Kaukasus.

Mit den Kranken kommen zugleich viele Gesunde, denen eine Menge Zerstreuungen geboten sind, Konzerte, Theater, Bälle, mit einem Wort alles. Kislowodsk ist in dieser Hinsicht einer der elegantesten Aufenthaltsorte geworden. Die feine Welt von ganz Rußland trifft sich hier. Das Geld wird leicht ausgegeben, der Luxus ist blendend. Nichts fehlt zu einem angenehmen Aufenthalt, ausgenommen die Reinlichkeit, die nur lässig ausgeübt wird.

Eine seltsame Mischung von Verfeinerung und Unzulänglichkeit überrascht uns allenthalben und jeden Augenblick in dem weiten Reich. Man könnte selbst sagen, daß dies der charakteristischste Zug desselben ist. Im Leben wie im Denken dieses Volkes gibt es merkwürdige Gegensätze, die höchlich erstaunen. Gutmütig und grausam, begabt und beschränkt, scharfsichtig und abergläubisch, unterwürfig und auflehnend — alle diese Widersprüche äußern sich zugleich.

Hierin mag vielleicht ebenso der Reiz wie auch der Mangel der Nation liegen. Ein Sichgehenlassen, eine Gleichgültigkeit, die das Dasein leicht macht und die dann wieder abwechselt mit um so heftigeren Ausbrüchen und Krisen der Zügellosigkeit. Offenbar kommen die Instinkte nach langer Untätigkeit um so heftiger zur Geltung. Die einmal entfesselten Leidenschaften kennen weder Maß noch Ziel.

Der Charakter der Slawen ist schwer zu analysieren und ihr Geistesleben beinahe unmöglich zu begreifen. Die Antagonismen sind so verblüffend, die Widersprüche so schroff, daß man ihnen verständnislos gegenübersteht. Man fragt sich jeden Augenblick, welche dieser so verwirrenden Empfindungen die wahren sind, bis man zu dem Schluß kommt, daß beide Richtungen, das Gute und das Schlechte, das Erhabene und das Niedere, in der unklaren Psyche ganz gleich wurzeln.

Vergessen wir nicht, daß der Ursprung der Kinder Asiens ein gar verschiedenartiger war, daß ihre Vergangenheit eine andre als unsre und daß auch

Digitized by Google

ihre Entwicklung Wege von entgegengesetzten Richtungen gegangen ist. Vergessen wir vor allem nicht, daß sie trotz allen Anstrengungen, westliche Art und Bildung anzunehmen, trotz äußeren Formen innerlich doch Orientalen geblieben sind.

Peter der Große vermochte durch seine Willensstärke wohl umzuwälzen und Einrichtungen aufzuheben, die ihm zu mangelhaft oder zu barbarisch schienen; er vermochte jedoch den Charakter und die Natur seines Volkes nicht umzuformen. Er hat ein mächtiges Reich gebildet, eine glänzende Hauptstadt erbaut, hat Rechte verliehen und eine reiche Aristokratie geschaffen — jedoch was er mit all seiner Energie und Macht nicht vermochte, war, das Wesen und die Seele seines Volkes umzuwandeln.

Je länger wir uns in Rußland aufhalten und je besser wir sein Volk kennen lernen, je mehr verlieren wir den gewohnten Maßstab und vergessen alle Regeln. Wir legen jede Erwägung und jedes übliche Maß beiseite und vergegenwärtigen uns mehr und mehr, daß diese Menschen von andrer Herkunft, von ganz andrer Abstammung als wir selbst sind, daß ihre Schwäche wie ihre Stärke mit andern Werten bemessen werden muß, daß ihre Fehler andrer Natur sind. Wir kommen zu dem Schluß, daß wir uns einer fremden Rasse gegenüber und inmitten einer ganz andern Welt befinden.

VII.

Der mächtige Ararat ist der höchste Punkt von ganz Transkaukasien. Er erhebt sich aus der Hochebene in Gestalt eines Zuckerhutes und bildet die natürliche Grenze von drei Reichen. Im Norden erstreckt sich Rußland, im Osten Persien und im Westen die asiatische Türkei. Noch mehr als durch seine gewaltige Höhe imponiert der Bergriese durch seine Formation, und es ist wohl begreiflich, daß der Ararat zu allen Zeiten die Phantasie des Volkes stark beschäftigte.

Gegenwärtig wütet wieder ein heftiger Kampf auf diesem historischen Boden. Die Menschen töten und morden einander aufs neue. In Armenien, Mesopotamien, an den Ufern des Euphrat und Tigris fließt das Blut in noch weit größeren Mengen als in der Vergangenheit, und man fühlt sich versucht zu fragen, ob die Menschheit wirklich im Laufe der Zeit gesitteter geworden, ob die Kultur mit den Jahrhunderten fortgeschritten ist.

In dem nahezu unzugänglichen Gebiet des Ararat, wo sich Berg an Berg häuft, finden hauptsächlich die Kämpfe statt. Die Hochebene macht den Eindruck eines zerrissenen, während eines Gewittersturmes wie durch Zauber versteinerten Meeres. Bei ihrer Verlassenheit und öden Dürre bietet die ganze Gegend ein Bild der Trostlosigkeit und Trauer, in dem auch die Sommersonne die Natur nie scheint erwärmen und beleben zu können; wo der Winter beständig herrscht.

Nur wenig Zugänge führen nach dem Innern. Auf diesen primitiven und gefährlichen Wegen unternahm die ottomanische Armee ihren bemerkenswerten Angriff. Die Truppen stürmten, indem sie dem Tale des Aras folgten, mit

Digitized by Google

bewundernswertem Mute die Höhen von Olty und von Kars, Stellungen von großer strategischer Bedeutung. Ein andrer Heeresteil ging gegen das Schwarze Meer vor, in der Richtung nach Batum, dem bekannten Hafen, nach dem mittels Röhren das Petroleum quer durch den ganzen Isthmus von Baku her geleitet wird.

Baku konnte, wie bekannt, bis heute nicht besetzt werden. Offenbar hat sich die russische Flotte in dieser Bucht zusammengezogen und schützt die offene Küste durch diese außerordentlich starke Flottenbasis auf weite Strecken. Das wichtigste Operationsfeld jedoch erstreckt sich gegen Süden. Die Hochebene von Eriwan und von Etschmyadsin bildeten, ebenso wie das Grenzland von Persien nahe Khoc die Schauplätze von ungemein blutigen Kämpfen.

Die Tapferkeit der türkischen Truppen ist, wie allbekannt, über jedes Lob erhaben. Trotz nahezu unüberwindlichen Schwierigkeiten des Geländes und der Verpflegung haben die unermüdlichen Mannschaften alle Hemmnisse bewältigt. Weder die Unzugänglichkeit der Berge noch die Rauheit des Klimas vermochten die Begeisterung der heldenmütigen Soldaten zu dämpfen, von denen die Zeitungen recht wenig und ungenau berichten.

Daher mag es kommen, daß die Russen, obgleich nach Anzahl und Ausrüstung überlegen, sich bis vor kurzem hauptsächlich auf ein Festhalten ihrer Stellungen längs der Uebergänge der Gebirge beschränken mußten, und daß mehr und mehr von einer Offensive abgesehen wurde, bis ihnen schließlich die Einnahme des ungenügend befestigten Erzerum gelang. Die ottomanischen Regimenter indessen drangen nach Persien vor und jagten die Kosaken selbst bis Täbris vor sich her, wo die Moskowiten seit lange sich unbeschränkte Herren glaubten.

Täbris ist jedenfalls der wichtigste Platz für eine friedliche Besitzergreifung von Persien. Der russische Gouverneur verstand wohl die Bedeutung dieser weniger als Teheran bekannten und doch reicheren, industrielleren und lebensvolleren Stadt, als er hier festen Fuß faßte. Der Rubel rollte im Ueberfluß. Das russische Kapital fand eine seltene Gelegenheit, reichen Gewinn zu erzielen. Händler und Unternehmer überschwemmten die Märkte und machten — stets begünstigt durch die unbegrenzte Macht des Konsulates — goldene Geschäfte.

Um die materielle Ausbeutung und die militärische Besetzung zu erleichtern, wurde eine vorzügliche strategische Straße durch die persische Wüste erbaut. Eine Gesellschaft richtete einen Automobilverkehr ein, bis die zum Teil schon gelegte Eisenbahn ganz fertiggestellt sein würde. Somit wurde Täbris mit seinen blauen Moscheen und den seltsamen Basaren vollständig russifiziert, bis die Perser selbst den Zaren als ihren höchsten Herrn ansahen.

Weiterhin, gegen den Persischen Meerbusen, wütet der Kampf nicht weniger heftig. Englische Truppen aus Indien werden beständig ausgeschifft. Den Golf entlang alle Häfen zu besetzen, ist ein lange gefaßter Plan der Engländer. Die Teilung des Landes mit den Russen gilt seit mehreren Jahren als vollendete Tatsache, und die Ausbeutung Südpersiens ist in vollem Zuge.

Digitized by Google

Die gegenwärtigen Feindseligkeiten bildeten den besten Vorwand, die schon immer begehrten Orte zu besetzen. Daher landeten auch, kaum daß der Weltkrieg ausgebrochen war, sofort die englischen Streitkräfte in großer Zahl. Sie drangen in Mesopotamien ein und trachteten überdies eines der Ziele ihrer Begehrlichkeit zu gewinnen — Bagdad.

Jesus und Paulus

Von

Wirkl. Geh. Rat Prof. D. Weiß

Neuerdings hat man vielfach die Frage erörtert, wie sich die schlichten Worte Jesu, welche die älteste evangelische Ueberlieferung uns aufbehalten hat, verhalten zu der angeblich so komplizierten Heilslehre der Paulinischen Briefe. Es gibt nicht wenige unter den neueren Theologen, welche meinen, daß Paulus aus dem Schatze seiner von Zeitströmungen beeinflußten Bildung völlig Fremdartiges in die Religion Jesu eingetragen habe. Dagegen hat die protestantische Kirche nach dem Vorgange Luthers sich gerade auf dem Fundament der paulinischen Lehre aufgebaut. Um zu entscheiden, wer recht hat, müssen wir zuerst fragen, was der Inhalt der Verkündigung Jesu gewesen ist.

I.

Weit verbreitet ist die Vorstellung, daß Jesus uns auf Grund seines eigenartigen religiösen Bewußtseins Gott als den liebenden Vater erkennen gelehrt hat im Gegensatz zu dem zorneifrigen Gott, den die Religion Israels verehrte. Aber diese Ansicht beruht auf einer durchaus einseitigen Auffassung des Alten Testaments, welches die Grundlage der Religion Israels bildete. Dieses hat die Liebe und Gnade seines Gottes in so weihevollen Tönen gepriesen, daß wir noch heute für sie in unsern Liturgien und Liedern keinen reicheren Ausdruck zu finden wissen als die Worte der Psalmen und Propheten. Andre halten für den Mittelpunkt der Lehre Jesu eine neue sittliche Forderung. Aber Jesus hat seine Grundforderung der Gottes- und Nächstenliebe in altteſtamentliche Worte gekleidet; und wenn man als das spezifisch Neue in der von ihm geforderten Sittlichkeit die Feindesliebe nennt, so vergißt man, in wie rührenden Beispielen das Alte Testament diese vorgeführt, und in wie goldenen Sprüchen es sie eingeschärft hat. Nach der unbestreitbar echten Ueberlieferung ist Jesus nicht mit einer neuen Religionslehre oder mit einer neuen sittlichen Forderung aufgetreten, sondern mit einer Verkündigung, die er selbst als eine Freudenbotschaft bezeichnet hat.

Den Inhalt seines Evangeliums fassen unsre Quellen in das Wort zusammen: „Das Gottesreich hat sich genaht.“ Es ist gewiß nicht richtig, aus

Digitized by Google

vereinzelten Aeußerungen Jesu eine Theorie darüber aufzustellen, was er unter dem Gottesreich verstand. Jesus hat sich nie direkt darüber erklärt, sondern vorausgesetzt, daß sein Volk ihn verstehe, wenn er vom Gottesreich redete. Und mit vollem Recht. Denn das Ideal dieses Volkes, wie es ihm stets von den Propheten vorgehalten, ist von jeher kein andres gewesen, als eine Theokratie zu sein, d. h. ein Gemeinwesen, in welchem der ihm offenbarte Wille seines Gottes die einzige und alle Lebensverhältnisse umfassende Regel und Richtschnur sein sollte. Aber das war der Inhalt aller prophetischen Predigt, daß das Leben des Volkes dieser Richtschnur nicht entspreche, daß das religiös-sittliche Ideal des Volkes Gottes in ihm noch nicht verwirklicht sei. Nur ging neben dieser Bußpredigt allezeit die Verheißung her, daß eine Zeit kommen werde, wo infolge der Gerichte Gottes das Volk sich bekehren und jenes Ideal verwirklichen müsse. Das unmittelbare Naheſein dieser Zeit verkündet Jesus in seiner Freudenbotschaft.

Aber wie kommt er dazu? Die Religion Israels, in der Jesus lebte, ist eine geschichtliche Religion. Seine Propheten hatten es gelehrt, in den wunderbaren Führungen seiner Geschichte die Gnade seines Gottes zu erkennen, der dies Volk zur Verwirklichung der wahren Religion unter allen Völkern erwählt habe, und seine schweren Geschicke als göttliche Gerichte, durch welche Gott sein Volk zur Umkehr von seinen Sündenwegen und zur Erfüllung seiner Bestimmung erziehen wollte. Sollte jene Zeit der Verheißung anbrechen, so mußte eine neue Gottestat geschehen sein, welche darauf abzielte. Diese Gottestat war seine Sendung. In ihr konnte jedermann sehen, was alle Propheten und Könige zu sehen verlangt und doch nicht gesehen hatten, die Sendung dessen, der das Ideal Israels verwirklichen sollte. Man hat gefragt, ob Jesus sich bewußt gewesen sei, der Messias seines Volkes zu sein. Gewiß nicht das, was die damalige Volkserwartung sich unter dem Messias, den sie ersehnte und erhoffte, vorstellte. Aber er hat auch nicht die Messiaserwartung seines Volkes umgedeutet oder eine selbsterfundene an ihre Stelle gesetzt. Denn wie sich auch das Volk die geschichtliche Erscheinung des Messias vorstellte, es verstand unter ihm doch den, der alle Verheißungen der Propheten erfüllen werde; und der wollte Jesus allerdings sein.

Darum hat er sich am liebsten den Menschensohn genannt, d. h. den Einzigartigen unter den Menschenkindern, der, solange er erwartet, doch noch nie gekommen sei, dem aber, nachdem er von Gott gesandt, kein gleichartiger folgen könne, weil er es eben sei, der die verheißene Vollendung herbeiführe. Wohl fehlt es auch nicht an Aussprüchen, worin Jesus sich direkt oder indirekt als den Gottessohn bezeichnet. Aber es ist ganz vergeblich, diese Bezeichnung im Sinne unsrer heutigen kirchlichen Dogmatik deuten zu wollen von einem uranfänglichen gottgleichen Wesen. Niemand im Volke würde das verstanden haben. Das Alte Testament versteht unter dem Sohne Gottes den zur Ausrichtung seiner Heilsabsichten erwählten Liebling Gottes, darum den König des Volkes und am liebsten den Verheißenen, der die Heilsvollendung herbeiführen sollte. War dieser Gottessohn gesandt, so war das Gottesreich nahe herbeigekommen. Aber

Digitized by Google

wie konnte Jesus zu der Gewißheit kommen, daß er dieser Erwählte Gottes sei? Doch nur, wenn in ihm und seinem Leben bereits verwirklicht war, was durch ihn im ganzen Volke verwirklicht werden sollte. Alle Menschen hat Jesus für Sünder erklärt, hat sie zur Buße gerufen und um Vergebung ihrer Sünden bitten gelehrt. Aber nie ist eine solche Bitte über seine Lippen gekommen, nie hat er auf dunkle Punkte seines Lebens zurückgeblickt, die sein Gewissen mit Schuld belasteten. Entweder war er, der den Heuchlern die Maske erbarmungslos von der Stirne riß, selbst der schlimmste unter ihnen, oder er hat sich in eitler Selbstbespiegelung, die doch schon an sich die größte Sünde ist, für sündlos gehalten, wenn er nicht tatsächlich nichts zu bereuen hatte. Schon als zwölfjähriger Knabe im Tempel fühlte er sich in einzigartiger Weise als einen Sohn Gottes, dem nie eine Schuld das Bewußtsein von der Liebe seines Vaters getrübt hatte. Ihm war die Erfüllung des göttlichen Willens nicht eine Last, sondern eine Lust, sie war ihm, wie er selbst gesagt hat, so notwendig wie dem Menschen Speise und Trank. Eine höhere Verwirklichung des religiös-sittlichen Ideals kann es nicht geben, in seinem Leben war bereits verwirklicht, was im Gottesreich verwirklicht werden sollte.

Sammelte Jesus Jünger um sich, die er zur Nachbildung seines religiösen Lebens erzog, so begann sich auch in diesem Kreise bereits das Gottesreich zu verwirklichen. Nie freilich hat er die Jüngergemeinde als solches bezeichnet. Denn mit der Einbildung, das Ideal bereits verwirklicht zu haben, erlischt das Streben nach seiner Erreichung, und in einer sündigen Welt kann es nur in unaufhörlichem Ringen mit allen widerstrebenden Mächten erreicht werden. Daher hat er auch seine Jünger um das Kommen des Reiches Gottes bitten geheißen und dasselbe als das höchste Ziel all ihres Trachtens bezeichnet. Nur weil er sich bewußt war, dieser Welt nicht anzugehören, sondern von Gott zu ihrem Heile gesandt zu sein, konnte er das religiöse Ideal in seinem Leben bereits verwirklicht sehen.

Aber wie sollte das Volk erkennen, daß er der Gottgesandte sei, welcher die Zeit des Heils herbeiführen werde? Als der Täufer zu ihm sandte und ihn fragen ließ, ob er der Erwartete sei, hat Jesus darauf hingewiesen, wie in seinen wunderbaren Krankenheilungen sich buchstäblich erfülle, was der Prophet in großartigen Bildern als Zeichen der Zeit geschildert habe, in welcher alle Schäden und Nöte des Volkslebens geheilt werden würden. Es gab aber keine größere Not im Volksleben, welche die Erfüllung aller Verheißungen hinderte, als die Sünde des Volkes. Seine Propheten hatten es stets gelehrt: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“ Nun stand einer da, der dem Volke die Vergebung seines Gottes ankündigte, welche die Propheten auch als ein Zeichen der Heilszeit genannt hatten. Nicht wenn das Volk sich werde gebessert haben, was ja auch dem letzten und größten der Propheten durch seine Strafpredigt und Gerichtsdrohung zu erzielen nicht gelungen war, sondern unmittelbar aus freier Gnade. Jesus verlangte nur, daß das Volk reumütig seine Sünde erkenne und darauf vertraue, daß in ihm der

Digitized by Google

Erretter auch aus seiner Sündennot erschienen sei. Er war dessen gewiß, daß das Bewußtsein, seiner Schuld enthoben und zu Genossen des Gottesreichs erhoben zu sein, das Volk von selbst dazu führen werde, die Gerechtigkeit des Gottesreiches und damit sein religiöses Ideal zu verwirklichen. Dann aber war die Bedingung erfüllt, an welche die Propheten von jeher die Befriedigung aller nationalen Wünsche des Volkes geknüpft hatten.

Hier aber war der Punkt, an dem sich der Konflikt zwischen Jesu und seinem Volke entspann, welcher sein Leben zu der größten Tragödie der Weltgeschichte gemacht hat. Wohl „die Zöllner und Sünder", welche unter der Anklage ihres Gewissens und unter der Verachtung des Volkes gelernt hatten, sich als die Verlorenen zu betrachten, nahmen die Heilsbotschaft Jesu bußfertig und gläubig an. In dem Bewußtsein, durch diesen Adelsbrief Genossen des Gottesreiches geworden zu sein, fanden sie Mut und Kraft, ein neues Leben zu beginnen. Aber die große Masse des Volkes verlangte, daß Jesus zuerst alle ihre nationalen Hoffnungen erfülle. Dann wollten sie gern beginnen, „ihrem Gott zu dienen in Heiligkeit und Gerechtigkeit alle Tage ihres Lebens". Sie fanden in den Verheißungen der Propheten von dem Heil der messianischen Zeit den Schein, der ihnen verbürgte, daß der, welchen sie als ihren Messias erkennen sollten, sich durch die Erfüllung ihrer irdischen Hoffnungen erweisen werde, und sie bestanden auf ihrem Schein. Jesus hat ihnen nie diese Hoffnungen abgestritten; aber er verlangte, daß das Volk zuerst den Weg gehen solle, den er es zu einer völligen inneren Erneuerung führe. Dann werde Gott schon Mittel und Wege finden, auch alle nationalen Verheißungen der Propheten zu erfüllen, wenn auch in einer Form, die seinem allweisen Rat entspreche. Jesus hat in heißer Liebe zu seinem Volk bis zur Selbstaufopferung mit ihm gerungen, es zu dieser seiner Auffassung der Art, wie Gott die Verheißung der Propheten erfüllen wolle, zu bekehren. Es ist ihm nicht gelungen.

Es kam die Zeit, wo Jesus aus dem geschichtlichen Entwicklungsgange seines Lebens erkannte, daß er, von seinem Volk verlassen, seinen Feinden erliegen und im gewaltsamen Tode endigen werde. Aber er ist dadurch an seinem Messiasberuf nicht irre geworden. Ihm war es unzweifelhaft, daß, wenn Gott diesen Ausgang seines irdischen Lebens zuließ, von dem er bereits Andeutungen in den Propheten zu finden glaubte, sein Tod nur das letzte Mittel sei, um das Heil, das er als der gottgesandte Messias dem Volke bringen sollte, zu verwirklichen. Erst beim Abschiedsmahl mit seinen Jüngern konnte Jesus ihnen dies Geheimnis des göttlichen Ratschlusses enthüllen. So oft sie das Gedächtnis dieses Mahles feierten, sollten sie nach seinem Vorgange es aussprechen, daß sein Blut vergossen werde zur Vergebung der Sünden und damit der neue Bund gestiftet zwischen Gott und seinem Volk, in welchem das religiöse Ideal sich verwirklichen könne, wie es im alten Bunde nicht geschehen war und nicht geschehen konnte. Hatte Jesus durch seine gesamte Wirksamkeit so wenig erreicht wie alle Propheten, so blieb doch ihm noch ein Mittel übrig, das Volk für seine Ziele zu gewinnen, wenn er sein Leben selbst hinopferte zum Heil des Volkes.

Digitized by Google

Hatte er seinem unbußfertigen Volk, das in seiner Ermordung eine Todsünde beging, für welche es im Gesetz Israels keine Sühne gab, im Gehorsam gegen den göttlichen Heilsratschluß die Vergebung der Sünde erworben, so mußte doch jeder, in dem noch ein Funke von Heilsverlangen glomm, sich durch solche Liebestat bewogen fühlen, ihn als seinen Heilsbringer anzuerkennen und sich von ihm die Wege führen zu lassen zum wahren Heil.

Aber immerhin blieb es dabei, daß, wenn Gottes Ratschluß seinen Tod forderte, dadurch die Wirksamkeit unter seinem Volk, durch die er als der Messias das Heil Israels herbeiführen sollte, abgebrochen war. Daher mußte ihm ebenso gewiß wie sein gewaltsamer Tod feststehen, daß er nicht im Tode bleiben könne, sondern aus ihm zu neuem Leben auferweckt werden müsse. Die Evangelien haben die bestimmte Erinnerung erhalten, daß die Jünger, wenn Jesus davon zu ihnen sprach, sein Wort nicht verstanden, daß sie darüber grübelten, was er mit dem Auferstehen von den Toten meine. Wohl glaubte die volksbeliebte Partei der Pharisäer an eine Auferstehung der Toten und verstand darunter die Auferweckung der frommen Väter zur Teilnahme an den Herrlichkeiten des irdischen Messiasreichs, wie sie es träumten. Aber Jesus hatte im Streit mit den Sadduzäern, welche die Unmöglichkeit solcher Auferstehung nachweisen zu können glaubten, ausdrücklich gesagt, daß beide Parteien irrten, weil sie die Allmacht Gottes nicht kennten, welcher imstande sei, eine neue Lebensform zu schaffen, die nicht mehr an die Bedingungen dieses irdischen Lebens gebunden sei. Das war das ewige Leben, in dem erst das Gottesreich seine Vollendung finden sollte, da in diesem Weltlaufe die Sünde nie völlig überwunden und so auch das religiöse Ideal nie vollkommen verwirklicht werden konnte. Zu diesem Leben mußte Jesus von den Toten auferstehen; aber nicht nur als der „Erstling der Entschlafenen", sondern als der Gottgesandte, der mit göttlicher Machtvollkommenheit ausgerüstet war, um das durch seinen Tod unterbrochene Heilswerk unter seinem Volk fortzusetzen und mit neuen Mitteln zu Ende zu führen. Daher konnte er seiner Gemeinde, wo sie sich auch in seinem Namen versammle, seine ständige Gnadengegenwart verheißen, wie nur Gott selbst sie in der Vollendungszeit seinem Volk verheißen hatte.

II.

Also nicht eine neue Lehre über Gott oder unsre sittliche Pflicht wollte Jesus bringen, er wollte der verheißene Gottgesandte sein, welcher das im alten Bunde begonnene Heilswerk vollende. An Idealen hat es der kranken Menschheit nie gefehlt, am wenigsten dem Volk der Religion, wohl aber an der Kraft zu ihrer Verwirklichung. Jesus wollte die Verwirklichung des religiös-sittlichen Ideals ermöglichen. Darum kann es kein Widerspruch mit dem Evangelium Jesu sein, wenn die apostolische Predigt die Person Jesu in den Mittelpunkt stellt. Die christliche Religion ist eine geschichtliche, wie die Religion Israels. Sie ist nicht eine Summe von Lehren oder Geboten, sondern sie knüpft an die Geschichte Jesu von Nazareth an, der; selbst ein Sohn Israels, für sein Volk

Digitized by Google

gelebt und gelitten hat. Die apostolische Predigt erkennt diesen Zusammenhang sehr absichtsvoll an, indem sie Jesum ganz überwiegend Christus oder Jesus Christus nennt, d. h. den Gesalbten. Sie erinnert damit daran, daß er der Messias seines Volkes war, den die Weissagung so oft als einen gesalbten König dargestellt hatte. Keine Spur mehr deutet in ihr auf die nationalen Hoffnungen hin, die sein Volk einst an diesen Titel geknüpft hatte. Sie knüpft das rein geistige Heil, das er gebracht hat, an die geschichtlichen Tatsachen des Todes und der Auferstehung Jesu. Wie Jesus selbst, verkündigt sie, daß sein Tod uns die Vergebung der Sünden vermittelt hat. Sie bringt nicht eine Lehre darüber, warum Gott für diesen Zweck des Todes Jesu bedurft habe, wie sie unsre Dogmatik sucht, sondern sie will in immer neuen Formen durch die alttestamentlichen Vorstellungen vom Opfer und von der Stellvertretung diese Tatsache den Lesern verständlich und eindrucksvoll machen. Sie rechnet darauf, genau wie Jesus, daß von der Verkündigung dieser Tatsache die Kraft zu einer sittlichen Lebenserneuerung ausgehen werde, und sah diese Hoffnung bereits vielfach erfüllt. Erst Paulus hat darauf reflektiert, daß die mit dem Geiste Gottes, wie einst die alttestamentlichen Propheten, ausgerüsteten Boten des Evangeliums und damit dieser Geist selbst jene religiös-sittliche Erneuerung wirke.

Natürlich stellt auch die apostolische Predigt neben die Verkündigung des Todes Christi die Verkündigung seiner Auferweckung als eine Gottestat, durch welche erwiesen sei, daß er nicht der Macht seiner Feinde erlegen, sondern zum Heil der Menschen gestorben ist. Damit war aber ein für allemal festgestellt, daß es noch eine andre Lebensform gebe als diese irdische, daß die Gläubigen erst in ihr zum Ziel einer Vollendung gelangen könnten, welche in dieser Welt der Sünde und Vergänglichkeit unmöglich ist. Die apostolische Predigt hat, so wenig wie Jesus selbst, eine neue Lehre von der Unsterblichkeit der Seele gebracht, an der kein rechter Sohn Israels je gezweifelt. Allein diese schuf ihm keine selige Hoffnung; denn sie führte entweder zu einem bloßen Schattenleben im Jenseits oder in den Strafort für alle ungesühnten Sünden. Ebensowenig hat sie freilich eine neue Lehre von der Auferstehung gegeben, welche den Hergang und das Resultat derselben kundmachte. Sie hat einfach vorausgesetzt, daß die durch den Glauben mit Christo Verbundenen auch durch den Tod nicht von ihm getrennt werden können. Hatte Jesus den Jüngern verheißen, dereinst zu sein, wo er sei, so mußten sie in das himmlische Leben versetzt werden. Erst Paulus hat versucht, es sich und seinen Lesern anschaulich zu machen, wie es noch eine andre Lebensform geben könne, in welcher die vom Leibe getrennte Seele wieder ein Organ erhält, durch das sie empfangend und wirkend mit der Welt um sie her verkehren könne. Aber er ist über die Antithesen nicht hinausgekommen, durch welche jene Lebensform sich von der uns allein erfahrungsmäßig bekannten werde unterscheiden müssen.

Jesus hatte nicht bloß gesagt, daß er durch die Auferstehung zu seiner persönlichen Vollendung gelange, sondern daß er zur Rechten Gottes, d. h. zur Teilnahme an seiner Machtherrschaft erhöht werde, um allgegenwärtig sein Heils-

Digitized by Google

werk auf Erden zu vollenden. Sobald die apostolische Predigt darüber zu reflektieren begann, mußte sie sich sagen, daß die Annahme der Erhöhung eines Menschen zu Gott frevelhafte Menschenvergötterung wäre, wie sie jene Zeit in dem Greuel des Kaiserkultus täglich vor Augen sah. Sie schloß daraus, daß der, welcher solches von sich ausgesagt und durch seinen Geist den Gläubigen zur unbezweifelbaren Gewißheit gemacht hatte, nicht ein Menschenkind wie wir gewesen sein könne, sondern von Ewigkeit her ein gottgleiches Wesen gewesen sein müsse, das nur in das Erdenleben herabgekommen, um unter den Menschen sein Heilswerk auszurichten. War Jesus aber in ihm der Mittler des göttlichen Heilsratschlusses gewesen, so mußte er auch von Ewigkeit her der Mittler der Weltschöpfung und aller Gnadenführungen Israels gewesen sein. Johannes meint sogar im Alten Testament den Ausdruck dafür gefunden zu haben, weil es sagt, daß Gott durch sein Wort die Welt geschaffen und den Propheten Israels sein Wort gesandt habe. Dann war eben dieses Wort es, das in Jesu Christo erschienen, um sich in irdisch-menschlicher Lebensform den Menschen als der Mittler der göttlichen Gnade in der Heilszeit zu offenbaren. So gewiß ist der Apostel, damit nur das tiefste Geheimnis des Wesens Christi enträtselt zu haben, daß er in der Erläuterung und Deutung der Herrnworte, die er so oft in seinem Evangelium geben wollte, diese Anschauung von dem uranfänglichen Leben Christi in einer seine Lehrweise unverkennbar zeigenden Form zum Ausdruck bringt.

An dieser Annahme nehmen viele Anstoß, weil dadurch der Wortlaut der Herrnworte geändert sei. Aber auch die älteren Evangelisten haben sich nie gescheut, die Herrnworte deutlicher und nachdrücklicher wiederzugeben oder das, was durch die geschichtlichen Tatsachen als der Sinn und Wille Christi offenbar geworden war, in seine Worte einzutragen. Unser Bedürfnis nach einer buchstäblichen Konstatierung der Herrnworte war jener Zeit völlig fremd. Die zweifellos echtesten Aussprüche Jesu kehren in unsern älteren Evangelien oft in mannigfach verschiedenen Fassungen wieder. Das wird besonders klar an einem Punkte, wo die apostolische Predigt infolge der geschichtlichen Entwicklung notwendig über das Evangelium Jesu hinausgehen mußte.

Nichts ist gewisser, als daß Jesus sich als den Gottgesandten gewußt und verkündigt hat, der seinem Volk ausschließlich das Heil bringen wollte. Wohl hat er in Gleichnissen angedeutet, daß, wenn sein Volk das ihm angebotene Heil nicht annehme, dasselbe andern Völkern sich zuwenden werde. Es ist eins der klarsten Zeugnisse für die Geschichtlichkeit des vierten Evangeliums, daß in seinen Herrnworten wohl angedeutet ist, wie Jesus, wenn seine Ermordung ihm den Weg zur himmlischen Erhöhung bahne, auch die andern Schafe, die nicht zur Herde Israels gehören, zu sich ziehen und unter seinem Hirtenstabe sammeln werde, aber kein Wort sich findet, das von einer Predigt seiner Boten an die Heidenwelt redet. Denn Jesus hat tatsächlich, als er während seines Erdenlebens seine Jünger aussandte, ihre Wirksamkeit ausdrücklich auf die Grenzen Israels beschränkt, wie er dem kananäischen Weibe erklärte, daß er nur zu den

Digitized by Google

verlorenen Schafen vom Hause Israel gesandt sei. Erst Markus hat ein Wort der ältesten Ueberlieferung, nach welchem Jesus sagte, daß seine Jünger in den Verfolgungen auch vor heidnischen Tribunalen würden Zeugnis ablegen müssen, dahin erweitert, daß vor dem Ende noch das Evangelium allen Völkern müsse gepredigt werden. Es war nämlich in der geschichtlichen Entwicklung, wie die Apostelgeschichte zeigt, klar geworden, daß sich Israel als Volk auch durch das Evangelium von dem Gekreuzigten und Auferstandenen nicht gewinnen ließ, dagegen die Heiden es freudig annahmen. Aus den Briefen des Apostel Paulus wissen wir, daß er dadurch zu der Erkenntnis gekommen war, speziell zum Heidenmissionar berufen zu sein. Darum läßt sein Schüler Lukas in seinem Evangelium Jesum *nach seiner Auferstehung* den Jüngern den Befehl zur Heidenmission erteilen. Dieser Erkenntnis verschloß sich auch die judenchristliche Urgemeinde nicht. Ja, das judenchristliche Evangelium, das nach seiner Grundlage das Matthäusevangelium heißt, zeigt ausdrücklich, wie es gekommen sei, daß die Heidenmission der Wille Christi geworden. Es hat die Rede, mit der Jesus die Jünger einst aussandte, um sie an seiner irdischen Wirksamkeit zu beteiligen, als die Instruktionsrede für die spätere Jüngermission aufgefaßt, um zu zeigen, wie Jesus als der Messias Israels auch ursprünglich die Wirksamkeit seiner Jünger ausschließlich für Israel bestimmt habe. Erst nachdem es gezeigt, wie das Volk ihn verworfen und seine Oberen ihn ermordet haben, läßt es den bereits zu göttlicher Machtherrschaft Erhöhten und allgegenwärtig bei den Seinen Bleibenden den Jüngern befehlen, in alle Welt hinauszugehen zu allen Völkern.

Damit hängt ein zweiter Punkt zusammen, an dem die apostolische Predigt über die Predigt Jesu hinausgehen mußte. Solange Jesus unter seinem Volke ausschließlich wirkte, hat er an der Unverbrüchlichkeit des alttestamentlichen Gesetzes festgehalten; weil Israel mit ihm seine ganze nationale Eigenheit preisgegeben hätte. Er hat im Sinne der Propheten die Kultusordnungen hinter die sittlichen Forderungen des Gesetzes zurückgestellt und die schulmäßigen Deutungen und Erweiterungen des Gesetzes durch die Schriftgelehrten zurückgewiesen. Aber das Gesetz war ihm als ganzes ein gottgegebenes, und seine Jünger haben, Paulus nicht ausgeschlossen, gelehrt, daß, wer das ganze Gesetz hält und an einem sündigt, des ganzen schuldig sei. Erst als der Erhöhte seine Jünger zu den Heiden sandte, hieß er dieselben nicht mehr die von ihnen Gewonnenen im Gesetz unterweisen, sondern nur noch lehren, *seine* Gebote zu halten, die freilich nie etwas andres sein wollten, als die richtige Deutung des im Gesetz offenbarten Gotteswillens. Aber auch Paulus hat, wie die Urapostel, für seine Person treu an der väterlichen Sitte festgehalten. Anders wurde es erst, als eine Partei in der Urgemeinde den von Paulus gewonnenen Heiden das Gesetz Israels aufzwingen wollte. Darin sah der Apostel eine Verkehrung seines Evangeliums, das ja, wie einst Jesus selbst, das Heil aus freier Gnade anbot und nicht aus irgendwelchen Werken, sondern aus dem Glauben an das von Christo gebrachte Heil allein den Menschen für gerecht, d. h. Gott wohlgefällig erklärte. Nur durch die Erkenntnis, daß das Gesetz lediglich für die

Digitized by Google

Vorbereitungszeit bestimmt sei, aber nicht für die mit Christo angebrochene Zeit der Gnade, konnten solche Versuche, eine neue Werkgerechtigkeit in der Christenheit aufzurichten, ein für allemal beseitigt werden. Daher verlangen die apostolischen Briefe, die doch sämtlich von Judenchristen verfaßt sind und so vielfach ihre im Alten Testament wurzelnden Anschauungen verraten, nie mehr die Aufrechterhaltung irgendeiner jüdischen Kultussitte, sondern deuten, wo sie auf eine solche zu sprechen kommen, dieselbe, wie es schon die Propheten getan, als den bildlichen Ausdruck einer sittlichen Forderung. Sie vertrauen darauf, daß „das Wort vom Kreuz", das den Mittelpunkt ihres Evangeliums bildet, seine herzumwandelnde Wirksamkeit ausüben werde. Und mit vollem Recht; denn noch heute lehrt die Missionsgeschichte, daß nicht eine Religions- oder Sittenlehre, sondern die Predigt von der Liebe Gottes, der seinen Sohn für uns dahingegeben, das Herz des Heidentums gewinnt.

Freilich kann auch die apostolische Predigt das Heil, das sie ausschließlich in der religiös-sittlichen Erneuerung sieht, in dieser Welt der Unvollkommenheit und der Sünde nie als vollkommen verwirklicht erwarten. Sie lehrt uns hoffen auf die Wiederkunft Christi, welche die jenseitige Vollendung bringen wird. Was Jesus von seiner Wiederkunft geweissagt, ist der Sache nach nur der Ausdruck dafür, daß er, der gesandt war, Israel die verheißene Heilsvollendung zu bringen, trotz der Unterbrechung seiner Wirksamkeit durch den Tod, diese von seiner himmlischen Erhöhung aus zu Ende führen werde. Der Form nach knüpft sie an die alte auf den Messias gedeutete Danielweissagung an, wonach einer, wie eines Menschen Sohn, in den Wolken des Himmels kommt, um von Gott mit der Herrschaft über das Reich der Vollendung belehnt zu werden. Aber er kommt nicht mehr, um ein irdisches Reich aufzurichten, wie es sein Volk erwartete; denn unzweideutig hat er gesagt, daß die von den Propheten so oft geschilderte Endkatastrophe, in welcher die gegenwärtige Weltgestalt zu Trümmern geht, das Vorzeichen seiner Wiederkunft sei, diese also unsere Erde gar nicht mehr vorfindet. Weil Jesus aber immer noch hoffte, durch seine Selbstaufopferung am Kreuz das Herz des Volkes zu gewinnen, hat er nie daran gezweifelt, daß die Generation, der Gott seinen Messias gesandt hatte, auch noch seine Wiederkunft und damit die verheißene Heilsvollendung erleben werde.

Es ist anders gekommen, als Jesus gehofft hatte. Nachdem Israel auch dem Evangelium in der Form der apostolischen Predigt gegenüber ungläubig geblieben war, ist das Volk seines Berufs, der Völkerwelt das Heil zu vermitteln, verlustig gegangen und das Evangelium Jesu direkt durch seine Boten der Heidenwelt gesandt. Damit ist eine neue Periode der Weltgeschichte angebrochen. Aber die apostolische Predigt hat unentwegt an der Hoffnung Jesu auf die Nähe seiner Wiederkunft festgehalten. Ihr Glaube war groß genug und ihre Vorstellung von dem Umfange der Welt klein genug, um Gott zuzutrauen, daß er durch sie noch die Welt gewinnen und so der Generation, der er seinen Messias gesandt, auch die Heilsvollendung bringen werde. Als man aber er-

Digitized by Google

leben mußte, daß diese ganze Generation hinstarb, ohne daß Christus wiederkam, hat man sich nachweislich damit getröstet, daß Gott der Welt noch eine längere Bußfrist vergönnt habe. An der Hoffnung auf seine Wiederkunft hat die Christenheit trotzdem bis auf den heutigen Tag festgehalten, wenn sie auch gelernt hat, was schon Jesus gesagt, daß Tag und Stunde niemand weiß, auch der Sohn nicht, sondern der Vater allein.

Daß aber der religiöse Gottesglaube, welcher dem apostolischen Evangelium von Jesu zugrunde liegt, und seine gelegentliche sittliche Ermahnung mit dem Evangelium Jesu im Widerspruch steht, hat wohl niemand behauptet.

Berichte aus allen Wissenschaften

Kriegsgeschichte

Clausewitz

Das hochgemute Ehepaar Karl und Maria v. Clausewitz verehrte zwei Erdengötter, Vaterland und Volksehre. Ihr endlich herausgegebener Briefwechsel nebst Tagebuchblättern zeigt uns auch rein menschlich und vaterländisch den Wert dieses genialen militärischen Denkers. Ihm ist es leider nicht vergönnt gewesen, wie seinem Schüler Moltke, an richtiger Stelle während der Befreiungskriege wie im Frieden zu stehen. Als Generalstabschef Gneisenaus, der der Cholera während des polnischen Aufstandes zum Opfer fiel, ereilte ihn das gleiche Geschick. Preußen wurde seines größten Kriegers beraubt.

Auf seinem vielgerühmten, aber wenig gelesenen Buche vom Kriege beruht auch unsre heutige deutsche Heeresleitung. Clausewitz war der beste Schüler Scharnhorsts, der ja auch zu früh fürs Vaterland gestorben war. Er und Gneisenau sind zugleich Clausewitz' beste Freunde gewesen. Für Moltke und Schlieffen war er vorbildlich, und beide großen Feldherren unsrer jüngsten Vergangenheit haben dies offen ausgesprochen. Aber seine Kriegskunst wirkt mehr für d_n Generalstäbler und Berufssoldaten. Das Volk in Waffen sehnt sich mehr nach der gemütlichen Seite dieses großen Mannes, wie sie der gedachte Briefwechsel enthüllt.[1])

Es sei daher gestattet, Clausewitz mit seinen eignen Worten wirken zu lassen.

So schreibt er am 23. April 1809 von Königsberg:

„Darum flehe ich, daß uns Gott den Krieg erhalten möge, wenigstens einige Jahre!

Ueber meine persönliche Lage und Zukunft kann ich noch wenig sagen; nur zweier Dinge bin ich mir als gewiß bewußt: einmal, daß es mir unmöglich ist, gegen mein Vaterland zu fechten, und daß ich folglich, wenn der König seine Truppen für Frankreich marschieren läßt, augenblicklich den Dienst verlasse, und zweitens, daß es mir ebenso unmöglich ist, müßiger Zuschauer zu bleiben. Wenn ich diese Gelegenheit versäumte, meine Bestimmung zu erfüllen, hätte ich dann nicht meine ganze frühere Lebenszeit verloren, die eine bloße Vorbereitung für dieselbe war? und wenn es erlaubt und vernünftig wäre, sich dieser Bestimmung ganz zu widmen, kann es dann außer ihr eine Zukunft für mich geben, der sie bloß darum nachstehen sollte, weil jene mehr Wahrscheinlichkeit eines langen Lebens in sich schließt?! Der Gedanke, in meinem Berufe zu endigen, hat für meinen Verstand und für

---

[1]) Linnebach, Karl und Maria v. Clausewitz. Ein Lebensbild mit Briefen und Tagebuchblättern. Berlin 1916, Warnecke.

Digitized by Google

mein Gefühl so viel Befriedigendes, daß ich im schlimmsten, unglücklichsten Falle, in dem, wenn ich frühzeitig ein Krüppel werden sollte, es nie bereuen würde, meiner Bestimmung auf geradestem Wege nachgegangen zu sein ... So glaube ich denn auch dreist jener Ansicht alles unterordnen zu müssen, was gemeine Menschen Klugheit nennen. Doch ist Leichtsinn und Unbesonnenheit nicht in meinem Charakter, darüber bist Du gewiß beruhigt, teure Freundin, und mit diesen Ansichten wirst Du denn auch nie überrascht sein durch das, was die Ereignisse in ihrem unvorhergesehenen Laufe zu tun mich veranlassen und was ich selbst nicht vorausbestimmen kann. Daß ich nie etwas tun werde, wodurch ich Deiner unwürdig mich machte, ist ein Bewußtsein, was schon in dem Gefühl meines moralischen Daseins für mich liegt.

Ich habe bei diesem Gegenstande des langen verweilt, weil die Zeiten es notwendig machten, und Menschenurteile, die ich in solchen Dingen hier von Personen höre, die ich sehr hochachte, mich sehr frappieren. Dahin gehört u. a. folgendes Beispiel: Der Major Grolman und der älteste von den im Militär stehenden Dohnas, den der König vor kurzem sehr schnell avanciert und zu seinem Flügeladjutanten ernannt hat, haben um ihren Abschied geschrieben. Sehr viele Menschen haben dies scharf getadelt, und u. a. hat eine Frau (Prinzessin Wilhelm), die wir beide nur hochachten, es undankbar und schlecht genannt. Mich hat dies Urteil überrascht und tief bewegt; denn es ist, recht gelinde gesagt, doch sehr einseitig und zeigt, daß selbst der hohe Geist und Sinn dieser Frau nicht freibleibt von den Eindrücken ihrer gewöhnlichen Umgebung. Ist es denn undankbar und schlecht, daß Grolman, der zu unserm Staate gar keine besonderen Verbindlichkeiten hat, die Kraft und das militärische Talent, die er in einem hohen Grade besitzt, nicht ruhen lassen, sondern zum Besten des deutschen Vaterlandes verwenden will? Daß er eine ruhige und bequeme Situation verläßt, um sich in die Gefahren einer außerordentlichen kriegerischen Laufbahn zu werfen, zum Besten desjenigen Interesses, was keiner von unsern Fürsten als das seinige verkennen kann? Ist es undankbar oder schlecht, daß der junge Dohna eine bequeme und nach unsern Begriffen selbst ehrenvolle Lage verläßt, um sich im Kriege diejenigen Eigenschaften zu erwerben, durch die allein er seinem Könige recht nützlich werden kann? Wahrlich! Es werden noch viele in ähnlicher Absicht den Abschied nachsuchen, und das sind, denke ich, nicht die Schwächsten. Die aber, welche sich aus lauter Anhänglichkeit an den König nicht von ihren Gehalten und aus einer gesicherten Anstellung losreißen können, die aus lauter Patriotismus lieber auf Parade gehen als zur Schlacht, die den Namen Preußen unaufhörlich im Munde führen, damit der Name Deutsche sie nicht an schwerere, heiligere Pflichten mahne, sind schwerlich die Besten. Mich wird, wenn ich früh oder spät Gelegenheit finde, den Degen mit der Feder zu vertauschen und hineile an den Altar des Vaterlandes, mein Blut freudig zu vergießen, auch ein solches Urteil treffen, obgleich man mich weniger so vermissen wird wie Grolman, noch für so begünstigt halten kann wie Dohna; doch darum ist es nicht, daß mir dies Urteil wehe tut, denn was meine Person betrifft, so bin ich sehr gleichgültig dagegen und spotte im Innersten meines Herzens über die törichte Verblendung; aber dergleichen Meinungen sind ein nur zu richtiges Barometer des Egoismus, mit dem man hier geschwängert ist, nicht achtend, nicht fühlend, nicht ahnend den mächtigen Ruf zu einer großmütigen Anstrengung, den das Beispiel andrer edler Völker und die eigne Gefahr an uns ergehen läßt."

Sodann aus Le Mans am 5. August 1815:

„Die Angelegenheiten in Paris scheinen noch nicht sehr vorgerückt. Gneisenau ist sehr unzufrieden mit aller Welt; der Feldmarschall, der den Abschied gefordert hat, ist beruhigt worden. Wahrscheinlich wird die Sache damit enden, daß man zur Garantie der Kontribution einige Festungen behält. Der Abtretung von Provinzen sind Rußland und England entgegen,[1])

[1]) Kurd v. Strantz, Ihr wollt Elsaß-Lothringen? Wir nehmen ganz Lothringen und mehr! Berlin 1912, „Politik". Deshalb sind die damaligen Verbündeten von 1818 jetzt auf französischer Seite.

Digitized by Google

und da es zu gefährlich sein würde, es zum Bruche kommen zu lassen, wird man wohl die Idee aufgeben müssen."

In seiner letzten Stellung als Generalstabschef des preußischen Beobachtungsheeres gegen Polen schreibt er am 18. März 1831:

„Im Westen sieht es mit einemmal sehr kriegerisch aus. Im „Journal des Débats" steht die Unterhaltung Metternichs mit Maison über Italien, und Maison rät dem Gouvernement nach diesen Aeußerungen des österreichischen Ministers, nur gleich mit einer Armee in Piemont einzurücken. So schnell wird's nun wohl nicht gehen; denn in jener Gegend haben die Franzosen vermutlich die wenigsten Truppen. Ich denke, diese Umstände werden uns zur Mobilmachung bestimmen; denn die Franzosen rücken gewiß nicht in Italien ein, ohne es zugleich in Belgien zu tun. Hätten sich nur die Oesterreicher in Italien besser in Bereitschaft für solche Dinge gehalten und dann ohne viel Redens zugegriffen; ich bin fest überzeugt, daß die Tatsache in Frankreich weniger Widerspruch und Aufregung hervorgerufen hätte wie die Diskussion darüber. Jetzt kann es ihnen wahrhaftig geschehen, daß sie in einem Jahre aus Italien expulsiert sind. Welchen Trost gibt es für uns bei allen solchen Dingen? Daß wir uns recht herzlich lieb haben. Ich bin ja unaussprechlich gesegnet gewesen, in der Welt so ein Weib gefunden zu haben, wie Du, süßer, lieber Engel, bist. An diesem Gedanken erquicke ich mich. Soll übrigens alles in der Torheit unsrer Zeit zugrunde gehen, so muß es wohl eine Fügung Gottes sein, und mir wird es dann genug sein, wenn ich mir sagen kann, den Mut in keinem Augenblick verloren zu haben."

Weiter am 21. März 1831:

„Leider sehe ich den Himmel im Westen sich nicht aufheitern. Die französische Regierung zieht die 80000 Ausgehobenen jetzt wirklich ein, und ein in St. Denys stehendes Regiment bricht schleunigst nach der piemontesischen Grenze auf; das läßt kaum noch an dem Kriege mit Italien zweifeln."

Dann meldet er seiner Frau am 12. August 1831:

„Auch über den König der Niederlande streiten wir uns. Der Feldmarschall Gneisenau findet, daß er ganz recht getan hat (nämlich mit der Eröffnung des Krieges gegen Belgien). Ich kann dazu nur sagen: Wohl bekomme es ihm und uns. In der Politik ist die Klugheit eine Hauptsache; an dieser aber hat es dem guten König Wilhelm von jeher gefehlt, und sein jetziger Krieg scheint mir eben kein kluger Streich. Ich möchte doch fragen, was er mit seiner Armee in Belgien will. Selbst wenn er eine starke Partei dort hätte und durch diese und einige klügliche Waffentaten eine totale Reaktion hervorbringen könnte, wäre es viel zu spät. Die Zessionen, welche Europa den Belgiern gemacht hat, hat es in ebendem Maße Frankreich gemacht. Ob Belgien in der Trennung von Holland glücklicher als in der Verbindung mit ihm sein wird, darüber läßt sich mindestens streiten; aber daß Frankreich nur die Trennung wünschen kann, ist an sich klar, und die Franzosen in ihrem jetzigen Zustande sind nicht Leute, die sich eine Diebesbeute wieder aus den Händen reißen lassen. Aber ich zweifle auch, daß die oranische Partei in Belgien stark genug ist, um der andern auf irgendeinem Punkt gegenüber zu treten, wo nicht holländische Bajonette en présence sind, und 30000 Mann werden in diesem volkreichen Lande, wo die großen Städte nesterweise zusammenliegen, bald unzureichend sein, wenn es auch gar keine belgische Armee gäbe. Hätte er wenigstens abgewartet, wie der Punkt mit dem Schleifen der Festungen ausgemacht worden wäre — darüber konnte England in eine feindselige Stellung zu Frankreich geraten. Uebrigens betrachtet man diesen Gegenstand aus einem falschen Gesichtspunkte. Haben die belgischen Provinzen eine politische Stellung, in der sie nicht ganz entschieden antifranzösischen Parteien angehören, so ist es tausendmal besser, wenn sie gar keine Festung haben. Das begreift ein Kind, und die Franzosen sind sehr einfältig, auf dem Schleifen der Festungen zu bestehen, die ihnen unter allen Umständen angehört haben würden, wenn man sie nicht als Barriereplätze durch Truppen einer dritten Macht hätte

Digitized by Google

besetzen lassen. Ein Gedanke, den die Londoner Biermänner niemals den Mut gehabt haben, auszusprechen."

Diese Goldkörner sind sicherlich zeitgemäß und sollen uns nationalpolitisch zum gleichen Ansporn dienen, wie sein maßgebendes Lehrbuch vom Kriege noch heute die Grundlage unsrer Kriegführung bildet. Politik ist angewandte Geschichte. Eine nationale Gesinnung kann sich nur auf dem Grunde einer tiefen Erkenntnis der Geschichte des eignen Volkes bilden. Unsre Politik und auch zum Teil wohl unsre Staatsmänner lassen es daran leider fehlen. Unsre humanistische Vorbildung wie unsre weltbürgerliche Gesinnung mag daran die Schuld tragen, denn wir sind doch sonst so gelehrt und geschichtskundig. Wir haben für alle andern Völker Interesse und sind doch nicht volksbewußt. In diesem Sinne müssen wir unsre Feinde um ihr nationales Zielbewußtsein beneiden. Auch solche, die uns bisher nicht immer freundlich gesinnt waren, wenn sie auch diesmal nur notgedrungen zum Teil unsre offiziellen Widersacher wurden, wie die Polen, geben uns ein leuchtendes Beispiel, wie unentwegtes nationales Streben zum Ziele führt. Bisher haben in diesem deutschen Kriege nur die Polen ihre Sehnsucht erfüllt. Mögen unsre Staatsmänner bei Friedensschluß ihren Stolz darein setzen, auch ihrem eignen Volke die volle Erfüllung seiner nationalen Wünsche mit allen Mitteln unter allen Umständen zu gewährleisten.

Kurd v. Strantz.

Literarische Berichte

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges. 1. Bd. Mit 5 farb. Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 11.50, in Leinen geb. M. 14.—, in Halbleder M. 16.—.

„Von großen Dingen soll man groß reden — oder schweigen!" — Wenn einst die Zukunft nach diesem Wort Nietzsches über die durch den Weltkrieg hervorgerufene Literatur richten wird, so wird von der ungeheuren Menge von Büchern, Broschüren und Aufsätzen nicht allzuviel übrigbleiben. Unter den Werken über den Krieg aber, denen man schon heute mit aller Bestimmtheit dauernden Wert und Bestand zusprechen darf, wird dann Stegemanns „Geschichte des Krieges", von der soeben der 1. Band erschienen ist, mit an erster Stelle stehen. Denn sie ist des ungeheuren Stoffes würdig; sie „spricht groß von großen Dingen" — nicht etwa in großsprecherischer, pathetischer Weise, wohl aber in gründlichster Sachlichkeit, dem Inhalt nach, und was die darstellerische Form betrifft, in vornehmer Ruhe, die doch die Ergriffenheit des Zuschauers vor schicksalsvollen Höhe- und Wendepunkten des Völkerringens nicht verleugnet und so dem Leser neben reichster Belehrung und Aufklärung auch sittliche Werte übermittelt. — Man wußte von Hermann Stegemann, dem Feuilletonredakteur des Berner „Bund", schon früher, daß er nicht nur ein feinsinniger Romanschriftsteller ist, sondern mit einem alles Dilettantische weit hinter sich lassenden Eifer und Verständnis sich dem Studium der Kriegswissenschaften ergeben hat. Die schönste Frucht trug dies Studium, als Stegemann nach Ausbruch des Krieges in dem altangesehenen Berner Blatt mit seinen Betrachtungen über die Kriegsereignisse hervortrat. Der Aufenthalt in der politischen Hauptstadt eines streng neutralen Landes erwies sich dabei als äußerst günstig für die Beschaffung reichlichsten Materials von allen Seiten und für die Wahl eines echt objektiven, sachlichen Standpunktes. So gewannen diese Betrachtungen bald einen europäischen Ruf, und Stegemann erschien zum Verfasser einer großangelegten, zusammenfassenden Kriegsgeschichte wie vorausbestimmt. Daß er diese nun wirklich schreibt und daß sie noch während des Krieges zu erscheinen beginnen konnte, sind zwei gleich erfreuliche Tatsachen — die zweite zugleich ein schöner Beweis für die Unbefangenheit und sichere Ruhe, mit der unsre leitenden militärischen Stellen schon heute eine objektive Erörterung der ersten Phasen des Krieges für die Oeffentlichkeit freigeben. Freilich ist Stegemann kein „Neutraler" im abstrakten Wortsinn, der vor der Wirklichkeit ein leerer Schall bleiben muß; wie er von Geburt Reichsdeutscher ist, so steht er auch mit seinem innersten Empfinden auf deutscher Seite. Desto stärker und rühmlicher tritt seine Objektivität in der Anerkennung dessen hervor, was die uns feindlichen Völker, Heere und Heerführer an heroischen Anstrengungen und an militärischen Leistungen

Digitized by Google

aufzuweisen haben. Diese echte Neutralität, d. h. Gerechtigkeit, begründet erst ganz die wissenschaftliche Bedeutung des Werkes, erhöht aber auch seinen menschlichen Wert. — Der erste Band enthält, außer zwei einleitenden, in ihrer Knappheit vorzüglichen Kapiteln „Aus der Vorgeschichte des Krieges“ und „Die militärische Lage Europas“, drei Hauptabschnitte, die den Krieg im Westen, den Feldzug in Ostpreußen, den Feldzug in Südpolen und Galizien, jedesmal bis zum 15. September 1914 schildern. Als Anhang folgen wichtige urkundliche Belege in sorgfältiger Auswahl und Auszüge aus den die damaligen Ereignisse unmittelbar begleitenden Betrachtungen zur Kriegslage, die Stegemann im „Bund“ veröffentlichte. Ueberaus klare und instruktive Karten ermöglichen es auch dem Laien, der Schilderung selbst verwickelter kriegerischer Operationen mit Verständnis zu folgen. Ueberhaupt ist die Darstellung bei aller fachmännischen Gründlichkeit durchaus in allgemeinverständlichem Ton gehalten, von großer Anschaulichkeit, belebter Farbigkeit und oft von wahrhaft dramatischer Kraft. Es sind Partien in dem Buch, die man mit fast atemloser Spannung liest, wie jene, die das grandiose Ringen der Armee Kluck unter ihrem genialen Führer am Ourcq, oder die den Kampf um die Befreiung Ostpreußens nach dem Eintreten des von der Vorsehung gesandten „rechten Mannes“ auf den Kriegsschauplatz behandelt. Alles in allem: Stegemanns „Geschichte des Krieges“, das darf man schon heute sagen, ist ein klassisches Buch, das bleiben wird. K.

Aegypten. Seine staats- und völkerrechtliche Stellung. Von Dr. Hermann Winterer. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. M. 4.—.

Das Werk ist, obwohl es 1915 erschienen ist, vor dem Kriege abgeschlossen worden; seine Ergebnisse sind inzwischen durch die formelle Eingliederung Aegyptens in das englische Kolonialreich überholt. Da ja aber glücklicherweise diese Tatsache noch keineswegs endgültig hingenommen werden muß, sondern voraussichtlich gerade Aegypten eines der im Friedensvertrag zu lösenden Probleme darstellen wird, so sind die von dem Verfasser behandelten Fragen doch keineswegs von nur historischem Interesse. Nach kurzem Rückblick über die geschichtliche Entwicklung der Stellung Aegyptens unterzieht Winterer das Verhältnis des Landes zur Türkei eingehender staatsrechtlicher Untersuchung. Sein Ergebnis ist, daß Aegypten unbedingt noch als türkische Provinz zu gelten habe, deren Sonderrechte ausschließlich auf der Bewilligung durch den Sultan, nicht auf völkerrechtlichen Garantien beruhe. Unterrichtend ist auch der zweite Teil des Werkes, der eine Darstellung der Folgen enthält, welche das Eingreifen der europäischen Mächte für die Gestaltung der inneren Verwaltung Aegyptens gehabt hat.

W. W.

Kriegspsychologische Betrachtungen von Max Dessoir. („Zwischen Krieg und Frieden“, Heft 37.) Leipzig, S. Hirzel. 47 S., M. 1.—.

Vorwiegend aus eignen Beobachtungen an der Ostfront entwickelt der Verfasser eine Reihe eindringender Gedankengänge über die psychologischen Begleiterscheinungen des Krieges, insbesondere über die seelischen Hauptmerkmale der Kämpfenden. Die Abgelöstheit des Heeres von der übrigen Gesellschaft, die Einfachheit der gemeinsamen Lebensführung, die Kameradschaft, die Unterordnung, das eigentümliche Ineinanderarbeiten von Gehorsam und Selbstbetätigung des Willens, das Verhalten in der Gefahrzone und andre Erscheinungen werden klar beschrieben und zergliedert. Erörterungen über den psychologischen Aufbau des Krieges, die Zeit der unerhörten Spannung in den ersten Monaten — und über den mutmaßlichen Abbau bilden die Einrahmung. In die gelehrten Untersuchungen, die, ohne abschließend zu sein und ohne überall zu überzeugen, doch sehr wertvolle Anregungen geben, sind Berichte eines Mitkämpfers, eines nicht genannten Universitätsprofessors aus Halle, eingefügt, die an Anschaulichkeit, Tiefe und erschütternder Kraft ihresgleichen suchen.

H. Brömse.

Schulfrage und Verfassungskrisis in Luxemburg. Von Hermann Gruber S. J. (Ergänzungshefte zu den „Stimmen der Zeit“. Erste Reihe: Kulturfragen. 2. Heft.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.50.

Auf Grund fleißig zusammengetragenen, in den Anmerkungen angeführten Quellenmaterials Stoff zur Bildung eines selbständigen Urteils über die jüngsten politischen Kämpfe in Luxemburg darzubieten, die in „Schulfrage“ und „Verfassungskrisis“ zu fast unversöhnlicher Heftigkeit entbrannten, ist der Zweck dieser gründlichen und ernsten Studie. Nach der Ansicht des Verfassers sind die Aussichten für die Gesundung des politischen Lebens Luxemburgs keineswegs ungünstig. Es sei eine im Banne freimaurerisch-freidenkerischer und antimonarchisch-demokratischer Ideale stehende volksfremde Oligarchie, welche die kerndeutsche und aufrichtig katholisch und dynastisch gesinnte Bevölkerung des Großherzogtums im Sinne dieser Ideale zu „französifizieren“ suche. Z.

Der Christ und die Sozialdemokratie. Von K. Gerecke. Braunschweig, Wollermann. 196 S.

In bezug auf die Sozialdemokratie hat der Weltkrieg eine sehr wertvolle Aufklärung ge-

Digitized by Google

bracht. Es hat sich gezeigt, daß sie in ihren Freunden keineswegs das Pflichtbewußtsein gegenüber dem Vaterlande ertötet. Trotzdem soll sich niemand der Täuschung hingeben, als wenn nicht die sozialdemokratischen Grundanschauungen geblieben wären. Sie sind immer noch da und streben in immer weiteren Kreisen nach Herrschaft. Deshalb kommt das oben genannte Buch keineswegs zur Unzeit. In ihm wird aber die sozialdemokratische Lehre nach allen Seiten betrachtet, und zwar geschieht es in der bekanntlich sehr anregenden Form des Zwiegespräches. Ein begeisterter Vertreter dieser Lehre, der Anarchist Sturm, kämpft mit seinem alten Pfarrer, der keineswegs engherzig ist, aber doch mit vielen Forderungen der Sozialdemokratie nicht einverstanden sein kann. Wer sich über eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart in unterhaltender Weise unterrichten lassen will, greife zu diesem Buche! Ed König.

Soll die Religion national sein? Von Otto Zimmermann. Freiburg, Herder. (IV, 112 S.) M. 2.20.

Eine von den Schaumwellen, die von den hochgehenden Wogen der Begeisterung für Deutschlands Recht an Strand geworfen wurden, ist das laute Hindrängen nach Germanisierung der Religion. Nicht bloß Kriegslyriker haben ja die germanischen Götter beschworen, sondern hauptsächlich auch die an Guido v. List (in Wien) sich anschließenden Kreise derer, welche in den Ariern die Auslese des Menschengeschlechts finden, haben den Schlachtruf „Zurück zu Wodan!“ ausgegeben. Deshalb ist es nötig, daß diese Bestrebungen unter die Lupe der Kritik genommen werden. Einen sehr verdienstlichen Beitrag zu dieser Untersuchung hat Zimmermann auf Grund einer reichen Belesenheit in der betreffenden neuesten Literatur vorgelegt. Sein Buch besitzt soviel aktuelles Interesse wie nur wenige. Ed. König.

Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika. Von Dr. Julius Göbel. Leipzig, Dürr.

Die hier vereinigten Aufsätze und Vorträge sind im Lauf von dreißig Jahren entstanden und können sonach auch als geschichtliche Dokumente gelten, besonders die schönen und warmen Briefe, welche Göbel 1883 an Karl Kindermann richtete, und der Vortrag über das Deutschtum zur Zeit Lincolns. Alles gibt von dem richtigen Streben Kenntnis, die deutsche Kultur in Amerika zum Wohl der Deutschen und Amerikas zu erhalten. Dieses Streben rief 1914 den Deutschen Nationalbund ins Leben, der das Einheitsgefühl der Bevölkerung deutschen Ursprungs wecken und stärken, die deutsche Sprache in den Unterricht der öffentlichen Schulen einführen und die Pflege der deutschen Literatur fördern will. Dem Präsidenten dieses Bundes widmet Göbel, selbst Professor an der Staatsuniversität Illinois, sein Buch.

E.

Geschichte des deutschen Volkes. Von Konrad Sturmhoefel. 2 Bände. Verlag von Alfred Kröner in Leipzig. Geb. M. 3.—.

Diese Geschichte des deutschen Volkes behandelt den gewaltigen Stoff bis zum Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges 1870 in zwei verhältnismäßig kleinen Bänden (ein dritter Band soll nach dem Friedensschlusse des gegenwärtigen Weltkrieges erscheinen). Der Verfasser des Werkes, ein politischer Historiker Rankescher und Treitschkescher Richtung (er ist vor kurzem gestorben), hat es verstanden, in sehr geschickter und fesselnder Weise darzustellen und namentlich bei außerordentlicher Knappheit ein anschauliches, scharf umrissenes Bild zu geben und den bestimmenden Anteil der großen Persönlichkeiten am geschichtlichen Werden klar und scharf herauszuarbeiten. Das Werk wird deshalb allen denjenigen willkommen sein, denen es versagt ist, umfangreichere Werke zu studieren, dann aber ist es auch sehr geeignet, früher Gelesenes wieder aufzufrischen. H.

Der Lützower und Pestalozzianer W. H. Ackermann. Von G. K. Barth. Leipzig, B. G. Teubner.

W. H. Ackermann würde schon als Freund und Waffengenosse Theodor Körners unsre Aufmerksamkeit auf sich lenken, aber auch als einer der Treuesten, die in Pestalozzis Institut zu Yverdon gelernt und gelehrt haben, und als Vorfahr von Männern, die noch heute in dem hochangesehenen Teubnerschen Verlag zu Leipzig tätig und tüchtig die ehrenvollen Traditionen der Familie aufrechterhalten, verdient er unser Interesse. Es ist schon manches über ihn geschrieben worden, Barth aber hatte das Glück, ungedrucktes Material, vor allem Briefe Ackermanns an seinen Freund Blochmann, benutzen zu können, und das wie die sechzehn zum größten Teile ebenfalls bisher unveröffentlichten Textbilder gibt der vortrefflichen Schrift besonderen Quellenwert. Barth ist ein sehr gewissenhafter und besonnener Berichterstatter, der ohne rhetorischen Schmuck die Tatsachen reden läßt; aber in der gedrängten Fülle dieser schlichten Darstellung steckt sehr viel geschichtlich, pädagogisch und literarhistorisch Wichtiges.

Dr. Hans Zimmer.

Der diplomatische Krieg in Vorderasien. Von Dr. Karl Mohrmann. Dresden, Verlag: Das größere Deutschland.

Diese Schrift beruht zwar nicht auf archivalischen Quellen, welche noch unter Schloß

Digitized by Google

und Riegel liegen, wohl aber auf einer richtigen Sammlung von Nachrichten, welche Mohrmann seit vielen Jahren betrieben hat. So kann er ein spannendes Gemälde von der Entwicklung des Gedankens der Bagdadbahn entwerfen, der, aus „politischem Instinkt und kapitalistischer Unternehmungslust erwachsen", über alle Schwierigkeiten triumphiert hat und der, nachdem in der Drangsal des Weltkriegs das politische Bündnis zwischen Deutschland und der Türkei geschmiedet ist, beiden Reichen eine große Zukunftsaussicht eröffnet. Die nützliche und inhaltreiche Schrift entbehrt leider trotz ihrer 182 Seiten einer Inhaltsübersicht, was recht unerfreulich ist.
E.

Krieg und Seelenleben. Von Dr. R. Sommer. Leipzig, Nemnich. 96 S. M. 1.—.

Auch wenn man im allgemeinen kein Freund von den neueren Themata „Psychologie der Ehe usw." ist, weil dabei leicht die Unklarheit eine Rolle spielt, muß man doch seine Freude an dem Buche haben, das der Geh. Medizinalrat Sommer (in Gießen) über den Krieg unter psychologischem Gesichtspunkt geschrieben hat. Denn nicht nur ist seine Darstellung äußerst umfassend und abwechslungsreich, sondern auch ganz anschaulich und konkret gehalten. Außerdem entwickelt er sehr wichtige Gedanken, wie z. B. über die falschen Vorstellungen, die man in England und Frankreich über den deutschen „Militarismus" hegt oder wenigstens zu hegen vorgibt, um das eigne Volk und viele Neutralen zu täuschen. Sein Buch ist also sehr empfehlenswert.
Ed. König.

Geschichte der neuesten Zeit, vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Von Gottlob Egelhaaf. Sechste Auflage. Verlag von Karl Krabbe, Erich Gußmann in Stuttgart. Geh. M. 14.—, geb. M. 15.50.

Das Werk, das eine Zusammenfassung der wichtigsten politischen Zeitfragen bis auf die allerneueste Zeit darbietet, ist in seiner neuen Auflage bis zum Eintritt Rumäniens in den Krieg fortgeführt. Was wir über die früheren Auflagen des Buches bereits hervorgehoben haben, die Fülle des verarbeiteten, sorgfältig gesammelten und gesichteten Stoffes, die klare und soweit wie irgend möglich unparteiische Darstellung und die volkstümliche, allgemein verständliche Sprache, das können wir auch heute noch wiederholen. Das Buch hat heute, wo es infolge der mehr in die Einzelheiten gehenden Berichterstattung der Zeitungen über die Tagesgeschichte und Politik die unvermeidlichen Entstellungen, Vermutungen, Richtigstellungen usw. außerordentlich schwer ist, einen genauen Ueberblick und lückenlose Kenntnis der wirklichen Geschehnisse zu erlangen, einen ganz besonderen Wert, und es ist uns eine Freude, unsre Leser auf dasselbe aufmerksam zu machen.
—n.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aderhalden, Prof. Dr. med. Emil, Bund zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft, sein Zweck, seine bisherige Tätigkeit und seine Ziele. Halle, Verlag von Wilhelm Knapp. 80 Pf.

Bamberger, Justizrat G., Erbrecht des Reiches und Erbschaftssteuer. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung (Werner Scholl). Geh. 80 Pf.

Bibliothek für Volks- und Weltwirtschaft. Herausgeber Prof. Dr. Franz v. Mammen. Heft 28: Gruntzel, Dr. Josef, Die Idee der Gemeinschaft. M. 1.50. Heft 30: Kranold, Hermann, Zollunion und Agrarpolitik. M. 2.—. Heft 33: Leutwein, Dr. Paul, Mitteleuropa-Mittelafrika. M. 1.50. Dresden, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt.

Brandenburg, Erich, Deutschlands Kriegsziele. Leipzig, Quelle & Meyer. Geh. M. 1.20.

Brandt, Dr. Otto, Schützengraben-Bücher für das deutsche Volk: Die Industrie während des Krieges. Berlin, Verlag von Karl Siegismund. 20 Pf.

Brauweiler, Dr. jur. Heinz, Deutsche und romanische Freimaurerei. Köln a. Rh., J. P. Bachem. Geh. 1.60, geb. M. 2.20.

Brückner, Die Slawen und der Weltkrieg. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 3.—.

Buß, J. P., Amerikanische Menschlichkeit im Lichte des diplomatischen Notenwechsels. Kriegspolitische Einzelschriften Heft 16. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. M. 1.50.

Chatterton-Hill, Lettre ouverte à M. Maurice Barrès de l'académie française. Bern, Ferd. Wyß. M. 1.80.

Combes, Sophie Jacot des, Moses. Eine Erzählung aus der Sagenzeit des Volkes Israel. Zürich, Art. Institut Orell Füßli. M. 3.50.

Censtus, Dr. Otto, Der griechische Gedanke im Zeitalter der Freiheitskriege. Vortrag. Wien, Carl Fromme, G. m. b. H. 60 Heller (50 Pf.).

Das Reich. (Vierteljahrsschrift, I. Jahrgang, Buch 3.) München, Hans Sachs-Verlag. M. 2.50.

Der Jude. Eine Monatschrift, I. Jahrgang.

Digitized by Google

Heft 9. Dezember 1916. Berlin-Wien, Verlag R. Löwit. M. 1.— (Kr. 1.40).

Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt. Herausgegeben von Heinrich Fränkel. Ein starker Band. München, Georg Müller Verlag. Geh. M. 8.—, geb. M. 4.—.

Die weißen Blätter. Eine Monatschrift. Zwölftes Heft, 3. Jahrgang, Dezember 1916. Zürich, Verlag Rascher & Cie. M. 2.—.

Dr. Johann Nepomuk Sepp (1816—1909). Ein Bild seines Lebens nach seinen eignen Aufzeichnungen. I. Teil: Von der Geburt bis zum Abschluß der öffentlichen Tätigkeit. München, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Frontenkarten des W. T. B. I. Teil: 19 Frontenkarten, 1 Uebersichtskarte nebst Sonderkarten von Verdun und der Offensive an der Somme. Mit alphabetischem Ortsverzeichnis und gesetzlich geschützten Pauseeinlagen zum eignen Berichtigen der Frontveränderungen. München, Militärische Verlagsanstalt. M. 1.50.

Hermann, W., Schwester Margret. Romandichtung aus dem Weltkriege. Berlin-Pankow, Ernst Elsner Verlag. Geh. M. 2.—, Geb. M. 3.—.

Historische Zeitschrift. Herausgegeben von Fr. Meinecke und Fr. Vigener. Der ganzen Reihe 117. Band, 3. Folge, 21. Band, 1. Heft. München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg.

Hoeflin, Julius Konstantin v., Vaterlandsgefühl und Gottesbewußtsein. Berlin, C. A. Schweitschke & Sohn, Verlagsbuchhandlung.

Hutten, Marie v., Der Erbe. Roman. Bergstadtverlag Wilh. Gottl. Korn. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Jacobj, Prof. Dr. C., Weitere Beiträge zur Verwertung der Flechten. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. 60 Pf.

Jakubczyk, Karl, Die heilige Wehr. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 1.80, in Pappband M. 2.20.

Kirchhoff, Dr. Hermann, Die Reichsbahn. Stuttgart, Verlag von Greiner & Pfeiffer. M. 1.50.

Kuhls, Karl, Das Monopol. Sozialer Roman. Berlin, Sozialer Verlag. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.50.

Laun, Dr. Rudolf Edler v., Die Stellung der Kronländer im Gefüge der österreichischen Verfassung. Wien, Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitätsbuchhandlung.

Lingens, Paul, Vom Menschlichen in großer Zeit. Reitererlebnisse aus dem Kriege. Berlin-Pankow, Ernst Elsner. M. 1.20.

Lingens, Paul, Am stillen Herd. Ein Wintertagebuch aus Rußland. Berlin-Pankow, Ernst Elsner Verlag. 50 Pf.

Mohr, Heinrich, Die Stimme der Heimat. (50 Nummern in einer Mappe.) Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. M. 1.20.

Norddeutsche Monatshefte. Jahrgang 1917, Heft 1. Hamburg, Drei Türme Verlag G. m. b. H. 70 Pf.

Philippi, Fritz, Altmutter. Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges in vier Aufzügen. Marburg a. L., Verlag der Christlichen Welt. 90 Pf.

Reeg, Ludwig, Von der tiefen Wirklichkeit. München, C. H. Beck. M. 2.20.

Rohden, Heinz v., Zwei Brüder. Feldpostbriefe und Tagebuchblätter. 2. Band. Tübingen, J. C. B. Mohr. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Rupp, Lisel, Wiesenlieder. Ein Band Gedichte. Hyperionverlag G. m. b. H. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.—.

Schemann, Ludwig, Gobineau. Zweiter Band: Vom Jahre 1864 bis ans Ende. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. Geh. M. 12.—, in Leinwand M. 14.—, in Halbfranz M. 15.50.

Schrönghamer-Heimdal, Franz, Dem deutschen Volke. Deutsche Kriegsworte für das deutsche Friedenswerk. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. M. 1.80, kart. M. 2.20.

Schulz, Dr. Walter Philipp, Der Welt des Islam. München, Roland-Verlag. Kart. M. 2.80, geb. M. 3.80.

Sellmann, Prof. Dr. Adolf, Das Seelenleben unserer Kriegsbeschädigten. Witten a. d. R. Verlag „Eckart" H. Nijhuis. 80 Pf.

Spengler, Wilhelm, Wir waren drei Kameraden. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 2.20.

Stern, Alfred, Geschichte Europas von 1848 bis 1871. Siebenter Band der Geschichte Europas. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung. Geh. M. 19.50.

Stoll, Prof. Adolf, Deutsche Kriegsziele im Westen. Cassel, Verlag von Pillardy & Augustin. 60 Pf.

Um Deutschlands Zukunft. Heft 1: Cohen, Das Volk und der Krieg. Berlin, Verlag Reimar Hobbing. 40 Pf.

Universal-Bibliothek 5873. Geucke, Kurt, Sebastian. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. 20 Pf.

Vom Tode, Blätter aus dem Tagebuche eines Sanitätskraftfahrers. Kiel, Walter G. Mühlau. M. 3.—.

Z. 181 gegen Bukarest. Von einem Teilnehmer geschrieben. Berlin, Verlag August Scherl G. m. b. H. M. 1.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten, Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

/// Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ///

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Erster Band

29 Bogen großen Formats mit 5 farbigen Kriegskarten
Geh. M 11.50, in Leinen geb. M 14.—, in Halbfranz geb. M 16.—

Das ganze Werk ist auf 3—4 Bände geplant

Hermann Stegemann hat sich als militärischer (H. St.) Mitarbeiter des Berner „Bund" einen Namen von europäischem Klang geschaffen. Was schon seine aktuellen Berichte „Zur Kriegslage" auszeichnet, **die Feinheit und Schärfe der strategischen Analyse** und **die formvollendete Schönheit und Treffsicherheit des sprachlichen Ausdrucks**, kommt in der geschlossenen, rückschauenden Darstellung noch in bedeutend erhöhtem Maße zur Wirkung.

Stegemanns Werk stützt sich auf ein ebenso zuverlässiges wie umfangreiches Urkunden- und Quellenmaterial; seine ganz besondere Bedeutung liegt aber darin, daß es

die völlig unabhängige, von keiner Seite und in keinem Wort beeinflußte oder veränderte Arbeit eines Neutralen

ist, der wie wenige den Verlauf und Zusammenhang der Ereignisse zu verfolgen und zu übersehen in der Lage sein dürfte.

Doppelt wirkungsvoll tritt auf diesem sachlichen Hintergrund hervor, was Stegemann über die **Einkreisungspolitik der Entente**, die **Neutralität Belgiens** und die großen Kämpfe des Jahres 1914 zu sagen hat. Einen Höhepunkt des ersten Bandes bildet der große Abschnitt über die **Schlacht an der Marne**; hier bewährt sich Stegemanns glänzende Stilkunst in vollem Umfang von der bedachtsamen Sorgfalt, die jedes Wort und jede Wendung abwägt, bis zur wuchtigen Kraft fortreißender dramatischer Darstellung.

Stegemanns Werk ist

die erste wirkliche Geschichte des Krieges.

Digitized by Google

Die Heimat

Ein Buch für das deutsche Volk
Herausgegeben von Heinrich Mohr
Buchschmuck von Rolf Winkler
Ein schöner Quartband gebunden in Pappe *M* 4.50
Feldausgabe *M* 3.80

Ein Jahrbuch der deutschen Familie

„Das Werk ist in jeder Hinsicht eine lobenswerte Tat. Einmal ist es technisch vorzüglich hergestellt, ist auf feinem, weichem Papier in schöner Frakturschrift gedruckt, mit hübschen Bildern versehen, und dann enthält es Beiträge bester, deutscher Schriftsteller, lebender und toter, alter und neuer. Wir finden da Ernst Moritz Arndt, Ludwig Aurbacher, Joseph von Eichendorff, Johann Peter Hebbel, E. v. Handel-Mazzetti u. a. m. Für Mädchen und Knaben reiferen Alters wie auch für heimatliebende Erwachsene würde das Buch ein schönes Geschenk bedeuten."

(Frankfurter Zeitung Nr. 342, 10. Dez. 1916.)

Herdersche Verlagshandlung / Freiburg im Breisgau

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württ.

1636 A 42

Zweiundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Januar 1917

Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Reichskanzler v. Bethmann Hollweg	1
Dr. **J. Lulvès**, Archivrat in Hannover: Hindenburg, die Zivildienstpflicht und der Kampf Englands gegen unsere Volksernährung	10
J. v. Pflugk-Harttung: Schillers Liebe. Eine Seelenforschung	17
Prof. Dr. **Rießer**, Geh. Justizrat, M. d. R.: Fragen der Uebergangswirtschaft und insbesondere der Rohstoffversorgung nach dem Kriege	28
Julius Baron Wlassics, Geh. Rat, k. ung. Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes: Erinnerungen an den Kaiser und apostolischen König Franz Joseph I.	39
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. IV.	46
Prof. **Wilhelm Foerster**: Zur Geschichte der Entdeckung von Amerika	59
Dr. **Freiherr v. Jettel**: Die polnische Frage auf dem Wiener Kongresse	63
Prof. **v. Dyck**, Geh. Rat: Die Umwandlung der Universität Gent in eine flämische Hochschule. Einleitender Vortrag zur feierlichen Uebergabe und Eröffnung der Universität	77
Prof. Dr. **Fehling**, Geh. Medizinalrat: Unsre Aufgaben für die Bevölkerungspolitik	90
Die Beziehungen zwischen Japan und China und deren Rückwirkung auf die Verhältnisse in Ostasien. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten	98
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrichs Eichhorns (Fortsetzung)	105
Bartholomäus v. Lánpi, k. und k. Wirkl. Geheimer Rat, k. ung. Justizminister a. D.: Organisationstalent und Organisationskunst	118
Literarische Berichte	123
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	127

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1917

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

A. g. XIII.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

// **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** //

Soeben wurde der **2. Band** ausgegeben von

Die Kampfplätze in West, Ost und Süd

Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten
Nach amtlichem Material bearbeitet von Gerichtsassessor
Dr. Ernst Seeger,
z. Zt. beim Stellvertretenden Generalstab der Armee.
Geheftet M 4.—

Während der bereits in 2. Auflage vorliegende 1. Band die Kriegsereignisse bis Juli 1915 behandelt, umfaßt der 2. Band die Zeit vom 1. August 1915 bis 31. Juli 1916. In diesem trefflichen, von allen Seiten empfohlenen Nachschlagewerk wird eine fast unabsehbare Fülle von Ortsnamen verzeichnet mit Angabe der genauen Lage, sowie der Gefechte, Kämpfe und sonstigen Ereignisse, die sich dort zugetragen haben.

Ein zuverlässiger Führer,
nach amtlichen Quellen bearbeitet, unentbehrlich für Zeitungsleser, Politiker, Militärs usw.

Digitized by Google

Außerordentlich wichtige Schriften
für daheim und draußen im Feld

Wenn sie siegten

Von

Wilhelm Schmidtbonn

51.—60. Tausend. Geheftet 40 Pfennig

„Eine Auswahl, aus Selbstbekenntnissen der Vierverbandsmänner und -blätter zusammengestellt: Zeugnisse eines ungeheuerlichen Hasses und wahnsinniger Vernichtungsluft, entnommen nicht etwa nur aus gewerbsmäßigen Hetzblättern und den Reden unverantwortlicher Kriegstreiber, sondern aus Zeitungen, die einen alten guten Namen tragen, und aus amtlichen oder halbamtlichen Äußerungen der führenden Staatsmänner großenteils neueren Datums.

Jedes dieser so furchtbar beredten Zitate ist mit genauer Quellenangabe versehen; das gibt der Sammlung neben der Wucht ihres Inhalts auch gesicherten urkundlichen Wert.

So wird die Schrift bei uns die Entschlossenheit zum Widerstand bis aufs äußerste festigen, den Willen zum Sieg stählen und unerschütterlich machen!“

(Schwäbischer Merkur, Stuttgart.)

Vom Kriegsgrund zum Kriegsziel

Geheftet 50 Pfennig

Nicht Einzelvorschläge zum vielumstrittenen Thema der „Friedensziele“ sind es, die der ungenannte Verfasser in seinen Ausführungen bringt, sondern Grundsätzliches, das im allgemeinen die Richtung unserer Wünsche und Forderungen bestimmen soll. Wer die knapp und klar geschriebene Abhandlung aufmerksam gelesen hat, der wird sich klar darüber sein, daß mit einer maßlosen Annexionspolitik unserer Sache so wenig gedient sein kann wie mit pazifistischem Verzicht auf allen und jeden Machtzuwachs. Die kleine Schrift lehrt uns, mit realpolitischer Sachlichkeit, mit gründlicher Erwägung des wirklich Gegebenen an die Erörterung des Kriegsziels heranzutreten, und so schafft sie eine geeignete Grundlage, auf der sich alle, denen Ehre und Größe des Vaterlandes mehr am Herzen liegen als Schlagworte und Parteidogmen, sich zu besonnener und energischer Arbeit im Dienst des Gemeinwohls zusammenfinden können.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Geschäftliche Mitteilung

Diesem Heft ist ein Lesezeichen der **Auergesellschaft, Berlin O 17,** über die **Osram-Lampe** beigegeben, dessen besondere Beachtung und Verwendung unseren verehrlichen Lesern hiermit bestens empfohlen sei.

Digitized by Google

Drei neue gute Romane

aus dem Verlag der **Deutschen Verlags-Anstalt** in **Stuttgart**

Ernst Zahn, Die Liebe des Severin Imboden.

Roman. 21.—25. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Diesmal hat uns Zahn wieder einen Roman von frischer Schönheit und Kraft beschert. Die reiche Gestaltungskraft und treffende Schilderungskunst eines fertigen Meisters vereinigt sich in diesem Buch mit warmherziger, lebensfreudiger Auffassung und bodenständigem Gehalt. Der Held ist ein leben- und kraftsprühender Mann, der, sich und seiner Umgebung ein Rätsel, in wechselvollem Spiel von einer Leidenschaft in die andere fällt; er verliert sich schließlich in Liebesabenteuern, an der ihm selbst unbegreiflichen Haltlosigkeit verzweifelnd und sich immer tiefer verstrickend. Trotz allen jähen Wechsels in seinem äußeren und innerlichen Leben steht er vor dem Leser als ein Mensch aus einem Guß; das ist das nur reifen Menschen einleuchtende Rätsel dieser Mannesseele. Die Frauen, die sein Leben kreuzen, schildert der Dichter frisch und lebendig, so recht aus dem Vollen heraus, und jede ist in ihrer Eigenart eine anmutvolle Gestalt. Das ganze lebensglühende Bild ist in den Rahmen einer wildschönen Bergwelt gestellt." (Staatsanzeiger, Stuttgart.)

Auguste Supper, Der Herrensohn. Roman.

5. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

„Ein Bildungs- und Erziehungsroman, der den Entwicklungsgang eines früh verwaisten, auf dem ererbten Bauerngut groß werdenden Ratssohns zum Gegenstand hat und mit der ersten schmerzhaften Liebesenttäuschung des Helden schließt, durch die er vollends zum Mann reift. Der Roman bietet der Dichterin Gelegenheit, ihre Vorzüge in reichem Ausmaß zu entfalten, und dem Leser, fast alle Seiten ihres Talents kennen zu lernen: ihre scharfe und tiefdringende Kunst der Menschengestaltung, ihren feinen Sinn für die Natur und deren geheimnisvolle Beziehungen zu unserem Dasein, ihre gesunde Lebensauffassung, die in einem von starrer Glaubenslehre unbeirrten Herzenschristentum verankert ist, ihr kraftvoll sicheres Darstellungsvermögen, ihre kernige, an anschaulichen, der praktischen Wirklichkeit entlehnten Bildern reiche Sprache. Nur eines kann der Leser gerade aus diesem Buche höchstens ahnen, nicht mit Bestimmtheit entnehmen: daß Auguste Supper auch über einen überlegenen Humor gebietet." (Geheimrat Dr. Rud. Krauß, Stuttgart, in der Vossischen Zeitung, Berlin.)

Liesbet Dill, Franziska. Roman.

3. Auflage. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Wieder ist es ein Frauenschicksal, das Liesbet Dill in ihrem neuen Roman gestaltet hat: das Schicksal einer Sängerin, die sich vor die Wahl zwischen freiem Ausleben und Auswirken ihrer starken, ungebundenen Künstlerpersönlichkeit und einem festumgrenzten Leben, eingeordnet in die Existenz eines geliebten Mannes, gestellt sieht. Das Theater- und Schauspielerleben hinter und vor den Kulissen ist selten so wahr geschildert worden wie in diesem Roman. Den bohemehaften Haushalt der Heldin, die Nebenfiguren, das Leben einer süddeutschen Residenz, all das stellt die Verfasserin mit psychologischer Feinheit und unübertrefflicher Beobachtungsgabe vor den Leser hin.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

1636 A42

Zweiundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Februar 1917

Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Weltkrieg und Weltfrieden. Einige politische Wahrheiten	129
Baron Julius Wlassics, Geheimer Rat, Minister a. D., Präsident des k. ungar. Verwaltungsgerichtshofes: Bismarck und Andrássy	130
Philipp Zorn: Das Problem des Weltfriedens.	139
Max Dessoir: Vom Jenseits der Seele	153
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. V.	162
Dr. M. v. Laue: Neueste Spektroskopie	186
Zur Friedensfrage. Von einem früheren österreichischen Minister	192
Freiherr v. Woinovich, General der Infanterie: Betrachtungen über die Entwicklung in der Kriegführung seit dem Regierungsantritt Kaiser Franz Josephs I. 1848	198
Lloyd Georges Verantwortung und Kriegsfieber	207
Sigmund Münz (Wien): Der große englische Demagoge. Eine Erinnerung an Lloyd George	209
Professor **Lammasch**, Mitglied der früheren Haager Konferenzen: Der Wandel der Friedensbewegung	213
E. E. Lehmann: Die Leistungen der deutschen Diplomatie vor und im Weltkriege. II.	218
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns (Fortsetzung)	232
Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E. A. S. M. — A. R.: In Armenien und im Kaukasus	241
Literarische Berichte	248
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	251

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1917

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

A. g. XIII.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Schriftsteller! Komponisten!
Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Romane, Gedichte sowie **neue Kompositionen** übernimmt
Verlag Aurora, Friedewald-Dresden.

Geld und Gold. Ökonomische Theorie des Geldes. Von **Prof. Dr. R. Liefmann.** Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben erschien bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart:

Die Lebensmittelversorgung einer Großstadt im Kriege
unter besonderer Berücksichtigung **Stuttgarts**
Von **Dr. Fritz Elsas,** Vorstand des Städtischen Lebensmittelamtes
Geheftet 25 Pfennig

In lichtvoller Darstellung schildert der Verfasser die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung einer Großstadt während des Krieges und gibt darüber hinaus einen höchst interessanten Überblick über Deutschlands Eigenproduktion an Nahrungsmitteln und seine Abhängigkeit vom neutralen Ausland. Die kleine Schrift wird für die große Schar der Verbraucher nicht minder lehrreich und nützlich zu lesen sein wie für Praktiker und Theoretiker der hier in Betracht kommenden Fächer. Diesen wird sie sowohl durch die klare Zusammenfassung ihnen schon bekannter Tatsachen wie durch manch neue Einzelheiten Anregungen und Aufschlüsse geben; jene können aus den Darlegungen des Verfassers erkennen, wie ungeheuer schwer die Aufgabe ist, die den Behörden mit der Verpflichtung einer gerechten Lebensmittelversorgung auferlegt wird, und daß sie darum wohl für manches Verfehlte ein nachsichtigeres Urteil, für das positiv Geleistete doppelte Anerkennung verdienen.

Digitized by Google

Franz Kuypers

Spanien unter Kreuz und Halbmond

Eine Wanderfahrt durch Land und Literatur, Kultur- und Wirtschaftsleben von Einst und Heute

Mit 32 Tafeln. Geh. M. 9.–, geb. M. 10.–

Der wachsenden Teilnahme für Spaniens Kultur- und Wirtschaftsleben kommt dieses Buch entgegen. Die bisherige Literatur über Spanien bestand in der Hauptsache aus fachwissenschaftlichen Bänden und Reisebildern. Von beiden unterscheidet sich das vorliegende Buch wesentlich, einmal durch Inhalt und Anlage, zum anderen durch die Form, in der uns der Verfasser die Frucht seiner Reisen und Studien vermittelt. Man kann es nicht mit Unrecht als eins der besten und gedankenreichsten Bücher über Spanien bezeichnen, dessen landschaftliche Eigenart es uns ebenso plastisch schildert, wie es meisterhaft seine Bewohner kennzeichnet, seine Handelsmöglichkeiten umschreibt, seine Kunstwerke verstehen lernt, seinen Geist uns nahe bringt, der sich widerspiegelt in seiner Religion, Politik und Geschichte, in Verkehr und Wirtschaft, in Sprache, Literatur, in völkischen Sitten und Anschauungen. Aber was die farbenprächtigen Schilderungen weit von anderen Büchern trennt, ist, daß sie uns eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende, aber zugleich für den weiten Kreis der Gebildeten fesselnde Darstellung bringen. Was auch die Zukunft bringen möge, der Deutsche wird nicht darauf verzichten können, über Spaniens Einst und Jetzt mehr zu wissen als ihm, aus anderen Zeitumständen heraus, von den Schulbänken her hängen geblieben ist. Wenn dazu dieses Werk beitragen kann, so ist sein Zweck erfüllt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von Klinkhardt & Biermann, Leipzig.

Geschäftliche Mitteilung

Osram-Azola-Lampen. Unter dieser Bezeichnung bringt die Auergesellschaft, Berlin O 17, seit einiger Zeit neue kleine Typen ihrer gasgefüllten Metalldrahtlampen in den Handel. Die Osram-Azola-Lampen haben mit den größeren gasgefüllten Lampen (Osram-Azo-Lampen) das schöne, konzentrierte, weiße Licht gemeinsam. Bei dem heutigen Stande der Technik ist es nicht möglich, derartig kleine gasgefüllte Lampen (25 Watt 110 Volt und 60 Watt 220 Volt) so zu bauen, daß sie den Vergleich mit einer guten Vakuum-Lampe (Osramlampe) in bezug auf Betriebskosten aushalten. Die Osram-Azola-Lampen werden somit überall da am Platze sein, wo das konzentrierte, weiße Licht, ohne Rücksicht auf die größeren Kosten der Anschaffung und des Betriebes, auch in kleineren Einheiten erwünscht ist. — Das diesem Heft beigegebene Lesezeichen der genannten Gesellschaft über die **Osram-Lampe** sei der besonderen Beachtung und Verwendung unserer verehrl. Leser hiermit empfohlen.

Digitized by Google

Ein Denkmal

tausendjähriger deutsch-österreichischer Kulturarbeit

Ruhmeshalle deutscher Arbeit

in der österreichisch-ungarischen Monarchie

Unter Mitwirkung hervorragender Gelehrter und Schriftsteller

herausgegeben von

Adam Müller-Guttenbrunn

Mit über 600 Abbildungen im Text und 22 Kunstblättern in Farben- und Tiefdruck. Ein reich und gediegen ausgestattetee Band großen Formats mit Gold- und Farbendruckpressung auf Vorderdeckel und Rücken M 30.–

Hans Feigl in der „Österreichischen Volkszeitung", Wien: „Gediegenes Wissen, redlicher Wille und warme Vaterlands- und Heimatsliebe haben sich hier zu einem Bund vereinigt, dessen gemeinsame Schöpfung sich ohne Überhebung „Ruhmeshalle deutscher Arbeit" nennen darf . . . Buch und Bild ein harmonisches Ganzes, das den Anspruch erheben darf, im Schrifttum über die kulturelle Sendung der Deutschen in der Monarchie eine hervorragende Stellung einzunehmen. Es ist ein bleibendes und ragendes Zeugnis deutschen Kulturwillens und deutscher Schaffenskraft. Möge das Buch die weiteste Beachtung finden!"

Paul Busson schreibt im „Neuen Wiener Tagblatt": „Dieses Buch ist ein schönes Weihnachtsgeschenk für die Deutschen in der Monarchie, ein zauberschöner Saal deutschen Geistes, in dem sich alle finden werden, deren Herz an ihrem Volk hängt und kein höheres Ziel kennt als seine Größe. Auch den Stammesbrüdern im Reiche mag das Buch zugedacht sein, auf daß sie die gewaltige Kulturarbeit jener Volksgenossen erkennen, die schwere Wacht taten in Jahrhunderten voll deutschen Leides, und die dabei noch Zeit fanden, das Schönste zu schaffen, was Menschensinn zu erdenken vermochte. Und so ist der Titel Ruhmeshalle vollauf gerechtfertigt."

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Digitized by Google

Diesem Heft sind Prospekte der **Herderschen Verlagshandlung** in **Freiburg** und der **Hahnschen Buchhandlung** in **Hannover** beigegeben, die hiermit gefl. Beachtung empfohlen werden.

Zweiundvierzigster Jahrgang März 1917 Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis Seite

Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant, Dr. h. c. der Universität Berlin: Das moralische Element im Kriege 253
Die Vereinigten Staaten zwischen dem deutschen U-Bootkrieg und der japanischen Gefahr. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten . 259
John L. Stoddard: Falsche Götter 264
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. VI 278
König Ferdinand von Rumänien. Von seinem früheren Erzieher 289
Dr. **Fr. Klein**, Minister a. D. (Wien): Die Moral in der Politik. I 294
Dr. **H. Diez**: Die Masken herunter! 304
Philipp Zorn: Die Probleme des Weltfriedens. Die Noten der Ententemächte an Präsident Wilson 311
Prof. Dr. **Branca**, Geheimrat: Schätze der Tiefe an Kohlen und Eisen . . 322
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns (Fortsetzung) 330
Ueber den feindlichen Militarismus 345
Graf Vay von Vaya und zu Luskod. E.A.S.M. — A.P.: In Armenien und im Kaukasus (Schluß) 348
Prof. D. **Weiß**, Wirkl. Geh. Rat: Jesus und Paulus 356
Berichte aus allen Wissenschaften.
Kriegsgeschichte: **Kurd v. Strantz**: Clausewitz 365
Literarische Berichte 368
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 371

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1917

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Schriftsteller! Komponisten!

Bühnenwerke, Erzählungen, Märchen, Romane, Gedichte sowie **neue Kompositionen** übernimmt

Verlag Aurora, Friedewald-Dresden.

Ernst Zahn. Seine Dichtung und ihre Deutung.

Geheftet M 1.60, in Pappband M 2.40

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Soeben wurde ausgegeben:

Bei Süd- und Bug-Armee

1915

Kriegsberichte von Offizieren des A.O.K. Linsingen

Mit 17 Abbildungen und 3 Karten. Geheftet M 1.—

In vortrefflicher Darstellung schildern hier zwei Offiziere vom Stabe des A.O.K. Linsingen den Siegeszug der verbündeten Truppen unter dem Befehl dieses hervorragenden Generals von den Karpathen durch Galizien bis zur Zlota Lipa und von Lemberg über Brest-Litowsk ostwärts bis nach Pinsk und in die wolhynischen Sümpfe. Die ungeheuren Märsche und schweren Kämpfe, Arbeit und Rast werden uns in lebendigster Anschaulichkeit und durch zahlreiche Abbildungen erläutert vor Augen geführt. In gewissem Sinne darf diesen Berichten urkundlicher Charakter zugesprochen werden.

Digitized by Google

Verlag Friedrich Andreas Perthes, A.-G., Gotha.

S·M·S· MÖWE

VON KORVETTENKAPITÄN GRAF ZU DOHNA

1 Mark

Mit vielen Bildern

250 Tausend

„Eine moderne Odyssee."
(Hamburger Fremdenblatt.)

„Spannend wie ein Abenteurerroman"
(Deutsche Levantezeitung.)

„Ein herzerfrischendes Buch."
(Berliner Tageblatt.)

„Ein Denkmal, dauernder denn Erz."
(Kieler Neueste Nachrichten.)

„Wie eine Sage klangen die Nachrichten über die Möwe; einfach wie alles Große ist dies Sagenhafte vollbracht worden, doppelt gewaltig wirkt es nun dadurch, daß kein Rhetor, kein Mann der Feder sich an die Arbeit gemacht hat, sondern ein Mann der Tat, ein Feind der großen Gebärde und des tönenden Wortes." (Kölnische Zeitung.)

„Wohl gibt es bereits zahlreiche Gedenkschriften über ihn; aber wieviel unmittelbarer wirken seine eigenen Aufzeichnungen, die nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren."
(Hamburger Fremdenblatt.)

„In der Einfachheit und Schlichtheit seiner Darstellung erhebt es sich zu einem Kunstwerk."
(Königsberger Hartungsche Zeitung.)

„Geist vom Geist der Großen unseres Volkes."
(Bamberger Neueste Nachrichten.)

„Ein Heldenbuch im schönsten Sinne des Wortes." (Schlesische Volkszeitung.)

mit einer Einleitung von der Hand des Vaters und vielen Bildern

200 Tausend

Erfrischenderes als diese beiden Bücher hat der Krieg nicht gebracht!

Digitized by Google

Prof. Dr. Dietrich Schäfer

Karte der Länder und Völker Europas

Volkstum und Staatenbildung

Vierte und fünfte Auflage

Maßstab 1:4000000. Größe der Karte 90×120 cm. Preis mit einem Begleitwort über Volkstum und Staatenbildung in Umschlag Mark 2.—, auf Leinwand mit Stäben Mark 7.—

Die Karte enthält in Farbenunterschieden die Nationen, ferner die Landesgrenzen und die gegenwärtigen Kampffronten.

Hervorragende technische Ausführung. Wissenschaftliche Exaktheit.

Einige Urteile über die neue Karte der Länder und Völker Europas von Prof. Dr. Dietrich Schäfer.

Prof. Dr. A. C. Meyer von der Universität Kiel:

Ich halte die ausgezeichnete Karte für ein **längst erwünschtes** und heute **besonders wertvolles Anschauungsmittel** historischer und politischer Bildung. Ich werde auch in der Vorlesung die Studenten noch besonders darauf hinweisen.

Mitteilungen der Auskunftsstelle Vereinigter Verbände, Berlin:

Es gibt viele gute Karten, aber bisher keine, die in so vollkommener Weise wie diese einen Überblick über die Verteilung der Nationen in Europa gibt. In 27 Farben und Farbenzusammenstellungen sind hier die Wohnsitze aller Völker in die Karte Europas eingetragen; auch die heutigen Grenzen sowie die Kampflinien sind eingezeichnet. Für die wissenschaftliche Zuverlässigkeit bürgt der Name Dietrich Schäfers, die Exaktheit der technischen Ausführung und die Übersichtlichkeit der Kolorierung verdient höchstes Lob.

Dänisches Urteil der „Nationaltidende" vom 11. Juni 1916:

Die Nationalitätsverhältnisse gehen aus der auch von der Seite des Verlages gut ausgestatteten Karte deutlich hervor. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der deutsche Historiker, der besser als irgendein anderer deutscher Gelehrter die Verhältnisse kennt, auf seiner Karte dem Dänentum in Schleswig gegeben hat, was ihm gebührt. Dieses dürfte ja als selbstverständlich zu betrachten sein, aber man ist ja einmal nicht mit der Objektivität der deutschen Gelehrten in nationalen Fragen verwöhnt.

Die erste Auflage des hervorragenden Kartenwerkes
war in sechs Wochen ausverkauft.

„Der Weltkrieg" Dietrich Reimer's Landkartenverzeichnis zum Weltkrieg 1914/17 mit viel. Übersichtsblättern u. Abb. auf Wunsch kostenlos.

DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Landkartenhandlung, Berlin SW 48, Wilhelmstraße 29.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Zweiundvierzigster Jahrgang. Zweiter Band
April bis Juni 1917

Stuttgart und Leipzig 1917 Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

des

Zweiten Quartal-Bandes des Jahrgangs XLII

(April bis Juni 1917)

Seite

Auszug aus einem Brief eines französischen Staatsmannes über Rußland 1

Vizeadmiral z. D. **Kirchhoff**: Deutschlands Geburtsstunde als Weltmacht 1

Dr. **Fr. Klein**, Minister a. D. (Wien): Die Moral in der Politik. II . 4

A. L. Orchelle: Woodrow Wilsons Weltanschauung 15

Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. VII. VIII. IX. . . . 24. 149. 262

Professor **Wilhelm Foerster**: Die atmosphärischen Probleme und das Flugwesen 45

F. v. Duhn: Ein Ritt durch den nördlichen Peloponnes vor vierzig Jahren 49. 210

Zur Stellungnahme Chinas gegenüber dem Tauchbootkrieg. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten 64

Prof. Dr. **K. Bohlin** (Stockholm): Ueber die Bedeutung der Kometen für die Kosmologie 68. 172

Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns . 79. 189

Admiral z. D. **Dick**: Der U-Boothandelskrieg. Ein kurzer Rückblick . . 87

Dr. **Otto von der Pfordten**, Universitätsprofessor in Straßburg: Geistige Ursachen des Weltkrieges 102

Ed. König (Bonn): Völkerverkehr und Gedankenaustausch im Altertum 109

Freiherr **v. Freytag-Loringhoven**, Generalleutnant, Dr. h. c. der Universität Berlin: Ideelle Bestrebungen und Wirklichkeitssinn in Krieg und Politik 125

General der Infanterie a. D. Freiherr **v. Woinovich**: Rußlands militärisches Ende? 131

John **L. Stoddard**: Englands Niedergang 136. 304

Geh. Rat Prof. Dr. **Schiemann** (Berlin): Die russische Revolution und ihre Aussichten 169

General der Infanterie z. D. **W. v. Blume**: Organisation 181

Archivrat Dr. **J. Lulvès**: Kaiser Karls V. Anleihen bei den Fugger und ihre Bedeutung für seine Regierung 200

Dr. Freiherr **v. Jettel**: Die russische Revolution, ihre Ursachen und Wirkungen 206

Digitized by Google

Seite

Geh. Rat Dr. **Zingeler**: Zwei Könige der Belgier: Leopold II. und Albert 226
Geh. Regierungsrat **Neuberg**: Der Krieg als Förderer des Rechts . . 229
H. v. Arnim: Das Testament des Isokrates. Gedanken über politische Sophistik 245
Die belgische Frage. Von einem bekannten Reichstagsabgeordneten . . 256
W. H. de Beaufort, Präsident der Zweiten Kammer der Generalstaaten: Friede 260
General der Infanterie a. D. Freiherr v. **Woinovich**: Die Wahrheit über die militärische Lage und über das militärische Ende der Entente 280
Admiral z. D. **Dick**: Die Bedeutung der flandrischen Küste für die Seegeltung Deutschlands 284
Universitätsprofessor Dr. **Otto Freiherr von der Pfordten** (Straßburg): Geistige Wirkungen des Krieges 298
Geh. Hofrat Dr. **S. Günther**: Kriegsmeteorologisches 315
Dr. Freiherr v. **Jettel**: England und Amerika 323
Baron **Julius Wlassics**, Geh. Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes: Der Friede und Ungarn 328
Freiherr v. **Macchio**, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Eine Episode aus den russisch-montenegrinischen Beziehungen 330
Paul Laband: Was wird aus Elsaß-Lothringen? 337
Prof. Dr. **R. Herbertz** (Bern): Interniertenarbeit 353

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte. Prof. Dr. **J. Hashagen** (Bonn): Aus der Franzosenzeit in Belgien 118
Oberst Freiherr v. **Dalwigk** (Weimar): Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 237

Kleine Revuen

Literarische Berichte 122. 241. 359
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 244. 364

Digitized by Google

Auszug aus einem Brief eines französischen Staatsmannes über Rußland

Die nachstehenden Zeilen eines früheren französischen Ministers haben auch für die Gegenwart ein besonderes Interesse.

Die Leitung der „Deutschen Revue".

Paris, 18 Septembre 1892.

Je lirai avec grand intérêt l'article que vous m'annonciez sur l'alliance Franco-Russe. Vous savez ce que j'en pense. Mon opinion n'a pas changé, et ne changera pas, quoiqu'il arrive. Je ne blâme pas la Russie de son ambition, tout en la redoutant; c'est le résultat nécessaire de sa situation géographique, et du degré de civilisation où elle est. C'est une barbarie pleine de force et de jeunesse; mais quand les Russes seront à Constantinople, ils domineront l'Europe entière. Il est possible que ce grand événement entre dans les desseins de la Providence; mais ce sera une seconde invasion des Barbares. Je ne crois pas d'ailleurs que l'alliance soit aussi avancée qu'on le dit.

Deutschlands Geburtsstunde als Weltmacht

Von

Vizeadmiral z. D. Kirchhoff

Am 18. Januar 1871 schlug, inmitten eines hehren Kreises unsrer Fürsten, Feldherren, Minister und Abgeordneten des Volkes sowie des Heeres in Feindesland, während der Beschießung von Paris, im Königsschloß zu Versailles die große Stunde, in der das durch Preußens Führung siegreich geeinte Deutschland, das neue Deutsche Reich, sich aller Welt als neue, starke Macht offenbarte.

König Wilhelms I. treuester Diener, unser großer Bismarck, der deutsche stahlharte Schmied, verlas die Urkunde, kraft der in Zukunft der Deutsche Kaiser ein „Mehrer des Reichs" zu werden aller Welt gegenüber gelobte, nicht an kriegerischen Eroberungen, sondern im Frieden auf allen Gebieten der Wohlfahrt und Gesittung. Ein großer, weltgeschichtlicher Augenblick war es!

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Als Siegespreis nach beendetem Kriege verschafften Kaiser und Kanzler dem neuen starken Reiche seine früheren echt deutschen Landesteile im Südwesten zurück, die beiden alten Reichslande. Und in der folgenden langen Friedenszeit gelang es beiden deutschen Kaisern, Wilhelm I. und Wilhelm II., auf friedlichem Wege durch Verträge als Mehrer des Reiches aufzutreten, dem sie in Uebersee großen Kolonialbesitz angliederten, dessen Wohlfahrt sie auf allen Gebieten zu heben und zu schützen verstanden.

Das der Großmacht Preußen in Deutschland folgende größere Deutsche Reich hatte es verstanden, sich nach und nach mit Fleiß und Arbeit, erfüllt von hansischem Unternehmungsgeist, auch in die Verhältnisse einer Seemacht und größeren Kolonialmacht hineinzuarbeiten und damit den Beginn zu machen, zu einer Weltmacht zu werden, von allen Seiten wegen seiner fleißigen Bestrebungen, seiner hochentwickelten Industrie-, Schiffahrts- und Handelserfolge, ohne jede Berechtigung, voller Mißgunst angeschaut. — Da kam der große Weltkrieg!

Jetzt, nach zweieinhalbjährigem schwerem Ringen gegen eine Welt von Feinden, gegen eine gewaltige Uebermacht zu Wasser und zu Lande, die es vermocht hat, große und kleine frühere Verbündete und Neutrale fast ganz auf ihre Seite zu ziehen, die voll Haß und Verblendung es zu zertrümmern droht, jetzt schlug die Stunde, aller Welt offenkundig zu offenbaren, daß der Deutsche sich, jeder Willkür zum Trotz, von nun an auch als starker Weltbürger jedem gegenüber kraftvoll zu zeigen bereit sei.

Ohne Rücksicht auf etwa noch kommende schwerere Zeiten wurde am 31. Januar 1917, nach reiflichem Abwägen aller Verhältnisse, offen erklärt, daß sich das Deutsche Reich, unterstützt von seinen Verbündeten, erstarkt genug fühle, inmitten der schwersten aller Kriegslagen, allen Behinderungen machtvoll entgegenzutreten und nur durch das Schwert zu erreichen, was man ihm auf friedlichem Wege nicht hatte zugestehen wollen.

Die Erklärungen unsrer Regierungsvertreter im Reichstagshaushaltausschuß legten offen dar, mit der Ankündigung des verschärften Unterseebootkrieges, wessen sich unsre Gegner nunmehr zu versehen hätten.

Die Geburtsstunde Deutschlands als Weltmacht hatte geschlagen!

Was vor wenigen Jahren niemand denkbar, geschweige denn für durchführbar gehalten hatte, das wagte Deutschland jetzt, indem es das seegewaltige Albion nebst seinen Trabanten von jedem Seeverkehr abzusperren sich getraute. Es war zur starken Weltmacht geworden, allen zum Trotz, die es an der Einnahme dieser Stellung etwa noch hindern wollten. Es war dies eine Lebensfrage Deutschlands geworden!

Ein zweiter großer, weltgeschichtlicher Augenblick im deutschen Leben! Nicht vor einer glänzenden Versammlung wie vor sechsundvierzig Jahren in Feindesland, nein, diesmal still und bescheiden vor einer kleineren Schar von Staatsmännern und Volksvertretern daheim, die alle sich in demselben Gedanken einten;

Digitized by Google

ohne jeden Prunk, ohne jegliches Schaugepränge fand diese große Staatshandlung statt, die begleitet war von dementsprechenden festen und bestimmten Erklärungen an das Ausland.

Trotz seinen zahlreichen Verbindungen und Beziehungen mit dem gesamten Ausland, mit Uebersee, vermochte der Durchschnittsdeutsche fast aller Kreise und Stände zu Beginn des Weltkrieges doch nur europäisch zu denken. Das Kontinentale, das lediglich Festländische wog stets, ja fast ganz und gar in seinem Denken und Fühlen vor, trotz der vielfachen eifrigen Kolonialbetätigung aller Art. Für das Ozeanische, weiter über Meere sich Erstreckende war er, von Schiffahrts- und Handelskreisen abgesehen, wenig beanlagt, es sei denn mit seinen Bemühungen und Bestrebungen der Verbreitung von Kultur und auf dem Gebiet von Kunst und Wissenschaft. Nie auf dem Gebiete von Machtentfaltung, weder zu Lande noch zu Wasser. Gar zu eng waren noch die Schranken seinem Denkvermögen gezogen, jedenfalls in politischer und staatlicher Richtung, auf dem Gebiete seiner Macht- und Kraftleistungen, seiner Seemacht und Seegeltung.

Jetzt ist es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Der Deutsche hat jetzt erkannt, daß nur der auf Macht aufgebaute Staatswille ihm schließlich einzig und allein das gewähren kann, was er nötig hat, um sein eignes Wesen, seine Kulturentwicklung für sich und die ganze Welt, zum Heile aller durchzusetzen, ja, um selber ungefährdet weiterleben und friedfertig seine Straße ziehen zu können. Nur mit rücksichtslos eingesetzter Kraft sei der Krieg schneller zu Ende zu führen! Das sei wahre Menschlichkeit gegen jedermann!

Dies Machtgefühl, dies Erkennen der Bedeutung, daß nur Weltmacht ihm zur Erfüllung seiner Friedenswünsche und Menschlichkeitsbestrebungen verhelfen kann, es ist jetzt klar zum Ausdruck gekommen, in dem von ganz Deutschland mit fieberhaft zitternder Ungeduld, mit heißer Sehnsucht erwarteten neuen Vorgehen gegen das Willkürland, durch die Ankündigung des verschärften Unterseebootkrieges, der sofort glänzende Erfolge brachte.

Dieser kraftvolle Entschluß ließ mit ziemlicher Bestimmtheit den immerhin ernst zu nehmenden, aber für den Endsieg keinen ausschlaggebenden, alsbaldigen Abbruch der Beziehungen voraussehen, die Deutschland und seinen Verbündeten noch mit der letzten, äußerlich noch neutral gebliebenen großen Welt- und Seemacht, mit Amerika zusammenhielten. Er ist ja auch sofort eingetreten, der Entschluß ist daher um so bedeutungsvoller und schwerwiegender gewesen.

Deutschland aber, das ganze deutsche Volk scheute davor nicht mehr zurück; es hatte inzwischen gelernt und vor allen Dingen in weltländischem Geiste erkannt, daß Amerikas bisheriges Auftreten ein gänzlich scheinheiliges und hinterhältiges gewesen war, daß dessen vollkommener Uebertritt zum Vielverband nur eine Frage der Zeit und für die Durchführung des Krieges bis zum siegreichen Schluß nicht mehr von ausschlaggebender Bedeutung sei.

Deutschland hat sich zu dem auf Macht gestellten Staatswillen einer Weltmacht durchgerungen, um sich selbst zu helfen und in seinem Kampf ums Dasein

Digitized by Google

den Endsieg zu erlangen. Deutschland oder England heißt es jetzt! Und Amerika?

Aber wir Deutschen wollen nie und nimmer die Weltherrschaft anstreben, nur die Weltführerschaft in Beziehung auf Kultur und Wissenschaft, vor allem Gleichberechtigung auf all und jedem Gebiet. Eine Ueberhebung wird uns nicht überkommen, wie den selbstsüchtigen Briten, wenn wir erst die Macht erlangt haben. Kein Volk der Erde kennt solch sittliches Gebundensein wie wir. Wir werden weiter danach handeln! Das heißt in Wahrheit: deutsches Wesen zeigen!

Die Moral in der Politik

Von

Dr. Fr. Klein, Minister a. D. (Wien)

II

Das Vorangegangene zusammenfassend, hat die Politik dieselben Sittenregeln zur Richtschnur zu nehmen wie alles übrige Tun in der Gesellschaft. Ihre Sittlichkeit ist jedoch nicht die einer religiösen oder wissenschaftlichen Moralphilosophie, sondern eine verweltlichte; sie ist derjenigen gleich, die im allgemeinen für den Interessenkampf in der Gesellschaft gefordert wird und in diesem üblich ist, und schmiegt sich berechtigten Bedürfnissen der Politik noch darüber hinaus an. Die Machtpolitiker kämpfen zum großen Teil nur gegen Lehrmeinungen, die das glättende Leben schon lange in leichter anwendbare, weltläufige und nachgiebigere Anleitungen umgeformt hat. Die Politik und selbst ihre Technik und ihre Kunstregeln lassen sich eben niemals aus der Gesamtheit des gesellschaftlichen Seins und Werdens auslösen, und daher ist auch die politische Moral etwas Geschichtliches und folgt in bald mehr, bald weniger merklichen Schwankungen, wie alles Gesellschaftliche, der Bewegung von Zivilisation und Kultur. Ihr gegenwärtiger Niedergang steht gleichfalls mit oft besprochenen modernen geistigen Veränderungen in Verbindung, und zwischen ihm und der zunehmenden Verbissenheit und Schonungslosigkeit innerhalb der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Gegensätze dürften die Fäden nicht allzuschwer nachzuweisen sein. Wem die neueren Erscheinungen der Weltpolitik ein Walten des „Mammonismus" sind, für den steht dieser Zusammenhang von vornherein außer Frage.

Nach den Erlebnissen der Kriegsjahre sind ungeachtet aller Greuel und Rechtswidrigkeiten weder das Völkerrecht noch die sittlichen Wertmesser in der auswärtigen Politik hinfällig oder überflüssig geworden. Der Schlag der harten Menschen, denen alles Sittliche in internationalen Beziehungen ein überwundenes Vorurteil ist, befindet sich anscheinend noch überall in der Minderheit; jedenfalls hat sittlich bedenkenlose Macht- und Gewaltpolitik verbreitete

Digitized by Google

Stimmungen gegen sich. Die Zentralreiche haben durch ihr Friedensangebot sowie durch ihre Antwort auf die Note Wilsons und auf die ablehnende Erklärung der Ententestaaten bezeugt, daß sie genug Selbstbeherrschung besitzen, um zu einer Politik fähig zu sein, die neben der Selbstbehauptung auch den Interessen des Gegners Rechnung zu tragen geneigt ist. Das sind unzweifelhaft unter den gegebenen Bedingungen nicht gering anzuschlagende sittliche Eigenschaften einer Politik, und dem ethischen Gehalte dieser Akte können die von falscher Biederkeit überströmenden Erklärungen unserer Feinde nichts anhaben. Aus ihnen spricht eine ungebrochen einseitige Selbstsucht, die weder Gewissen noch Mitgefühl kennt, die Grundpflicht jeder Ethik, die Anerkennung des Daseinsrechtes des Nebenmenschen verleugnet und keine Miene macht, anderer wegen in der Verfolgung der eigenen Interessen Maß zu beobachten. Dank den Täuschungen der feindlichen Regierungen und ihrer Presse und dem Mißtrauen, das diese unermüdlich säen, sind es trotzdem die Mittelmächte, denen auch in den Augen eines großen Teiles der Neutralen der Makel einer sittlich verwerflichen Politik anhaftet. Dieses Vorurteil wird immer von neuem eingehämmert. Ein englischer Minister verstieg sich letzthin sogar dazu, die Mittelmächte mit Napoleon vergleichend, zu sagen, daß letzterem ähnlich das sittliche Gefühl der ganzen Welt sich gegen sie empöre und das Ergebnis das gleiche sein werde wie bei Napoleon, der aus Europa vertrieben wurde! So unsinnig solches Gefasel ist, es bleibt immer etwas hängen. Das bringt die beiden Kaiserreiche in eine schwierige Stellung. Einerseits müssen sie es vermeiden, dieser Voreingenommenheit neue Nahrung zu geben, anderseits ist es beim besten Willen noch nicht möglich, den Feinden gegenüber den politischen Kriegszustand aufzuheben. Daher wird im Verhältnis zu den Neutralen eine Politik der Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und des möglichsten Wohlwollens, somit eine bürgerlich-sittlich tadellose Politik am Platze sein, schon um den eingerissenen Verdacht zu zerstreuen, während betreffs der Feinde nichts anderes übrig bleibt, als ähnlich, wie es bereits geschehen ist, auch künftig stets von neuem die Bereitwilligkeit an den Tag zu legen, sobald sie sich dazu anschicken, gleichfalls zu einer Politik des Verhandelns überzugehen. Der Rat, sich von moralischen Erwägungen nicht beirren zu lassen, sondern lieber herzhaft auf die Macht zu pochen, ist nach den ungezählten aufreizenden Ueberhebungen unserer Gegner zwar zu begreifen, ihn zu befolgen wäre dennoch wenig angebracht. Nicht nur, daß die Hand ans Schwert zu legen, auf die Neutralen bezogen, unsagbar töricht sein würde und wider die Feinde zunächst ohnehin nichts andres geschehen kann, als den Krieg fortführen, wäre es auch im allgemeinen nicht abzusehen, warum sonst Gefühle aller Art die Politik treiben können (vaterlandsliebende, nationale, rassenmäßige, kriegerische, egoistische usw.) und just nur die guten, moralischen Gefühle verfemt sein sollten. Sie sind doch von einleuchtender Notwendigkeit, sobald die rohesten Abneigungs- und Vergeltungsgefühle, wie Haß, Neid, Mißgunst, Rachsucht, Vernichtungstrieb u. a., in ungestümen Fluten in die Politik hineinströmen und es gebräuchlich wird, die ärgsten Schandtaten, wenn sie von Staaten oder Regierungen begangen werden, als glänzende Politik

Digitized by Google

zu preisen. Das schreit geradezu nach annähernd gleichstarken, heilsamen sittlichen Gegenkräften, die in dem Maße sorgfältiger gepflegt werden müssen, als der Kapitalismus sich als ein gefährlicher Bestandteil der Außenpolitik entpuppt, und nur ein solcher Ausgleich wird verlangt. Kein Vernünftiger wird heutigestags eine Politik mit romantischen Gefühlen und kindlichen, verschwommenen volkstümlichen Empfindungen für möglich halten oder der Realpolitik vorziehen. Ohne diesen Ausgleich wird aber die Politik zum Spiele der Wellen, sie verliert die versöhnende Vernünftigkeit, überschlägt sich und zerklüftet. Zweck aller Politik, sowohl der inneren wie der auswärtigen, kann in der heutigen Staatengesellschaft und im heutigen vielspältigen Staate nur, wenn man es so nennen darf, ein hoffnungsvolles Gleichgewicht sein, ein Gleichgewicht, das eine erwünschte Ausgestaltung nicht lähmt und natürliches Streben offen läßt. Der Schutz der kleinen Staaten, die Verneinung jedes Unterschiedes zwischen mächtigen und schwachen Völkern, dieser Kehrreim aller, die uns nicht wohlgesinnt sind, zielt auf Gleichgewicht ab. Da physikalisch wie politisch dem Gleichgewicht nur das Uebergewicht entgegengesetzt werden kann, so ist es offenbar ebenso irrig, das Gleichgewicht als politisches Ziel zu verwerfen, als es zu einem englischen Grundsatze zu stempeln, der schon viel Unheil angerichtet hat. Gleichgewicht kann es aber nicht geben, solange nur Begehrlichkeiten des Nehmens, Ueberragens oder Zerstörens die Politik lenken. Es möchte nicht überraschen, wenn Recht und Sittlichkeit in der Außenpolitik wieder zu Ehren kämen, da nun erkannt ist, daß die Macht mit ihrer allseitigen Anhäufung sich selbst aufhebt und den Streit verewigt, statt ihn zu entscheiden, und daß das Anschwellen schlechter Leidenschaften die Politik unrettbar zu verwirren und zu einer Geißel für den besseren Teil der Menschheit zu machen droht. Das taugt am wenigsten für eine Politik, die — wie man es der heutigen nachsagt — „nicht mit Ländern, sondern mit Erdteilen rechnet". Die Mittelmächte werden diese Besserung nicht vereiteln, mögen, um an ein bekanntes Wort sich anzulehnen, die Herren von der Einkreisungspolitik nur einen Anfang machen!

Mehr noch als für den Uebergang vom Kriege zum Frieden wäre es für die Friedenszeit wertvoll, wenn ein solcher Umschlag bevorstünde und die unser Leben regelnden sittlichen Ideen in der Politik sich nachdrücklicher auswirken wollten. Man kann nun öfter von der Hölle des Krieges reden hören. Die feindlichen Staaten machen die höchsten Anstrengungen, eine Hölle des Friedens hinzuzufügen. Die Ansichten gehen auseinander, ob diese Pläne ausführbar sind und gelingen werden, doch bedarf es keiner Begründung, daß bejahendenfalls es für die Mittelmächte sowohl in den Beziehungen zu den Neutralen wie zu der Entente kein anderes Vorgehen gäbe als das früher gekennzeichnete. Sollte der Welt dieses neue, unblutige Zerstörungswerk erspart bleiben, so würde es die Aufgabe kluger Staatsmänner sein müssen, die Völker zu beruhigen, die begreiflicherweise aus diesem Kriege mit einer erhöhten Reizbarkeit hervorgehen werden. Solche beschwichtigende Wirkung würde aber nur eine Politik ausüben, die, ehrlich und in ihren Zielen und Mitteln gemäßigt, es über sich bringt,

Digitized by Google

der für alles andere unempfänglichen krassen politischen Selbstsucht zu entsagen, die vor dem Kriege leider Mode wurde, die ferner Wachstum und Blüte anderer Völker ohne Neid hinnimmt und mit Gelassenheit die Bedingungen für ein nützliches Nebeneinander wiederherstellt. Anders kann es nicht zu einem wahren Frieden kommen. Sollten, was fast zu befürchten ist, in den feindlichen Ländern die Anknüpfungspunkte dafür nicht vorhanden sein, dann steht uns noch Bitteres bevor. Die geschilderte Politik wäre um einige Grade notwendiger, wenn sich an den Krieg zwischenstaatliche Veranstaltungen anschließen sollten, um den Frieden zu wahren und neue bewaffnete Streitigkeiten hintanzuhalten. Der Präsident der Vereinigten Staaten, der diese Bewegung in Schwung zu bringen gedachte, hat nun allerdings dringendere Aufgaben. Er setzt die amerikanischen Kriegsvorbereitungen in Gang und sorgt für eine innere Kriegsgesetzgebung, die von absolutistischen Staaten kaum überboten werden könnte. Doch abgesehen von seinem Anteile oder dem der Union ist überhaupt, was derlei Veranstaltungen betrifft, die Besorgnis nicht von der Hand zu weisen, daß unsere Gegner darunter etwas anderes verstehen als wir. Sie können nach manchen Anzeichen zurzeit kaum anders denken als, man könnte sagen, in der Antithese. Alles wird in ihrem Gehirne zur Feindseligkeit oder zur Waffe gegen die Mittelmächte. So wird der Plan einer Friedensvereinigung — der nicht vorsichtig genug als etwas vom Kriege Verschiedenes angefaßt werden kann, um ihn nicht schon im Keime umzubringen — für sie sogleich ein Hebel zugunsten ihrer Kriegsziele. Die seitherigen Entwicklungen könnten sogar den Verdacht erwecken, ob dieser Plan nicht vom Anfange an doch von seinen Urhebern so gemeint war. Die Gegner wollen nämlich darauf erst eingehen, wenn die Vierbundländer bis zur Ohnmacht geschwächt und erniedrigt sind und die Uebermacht ihres eigenen Kriegskonzerns hergestellt ist. Sollte dennoch ein wirklich unparteiischer Völkerbund errichtet werden, um „in der ganzen Welt Frieden und Gerechtigkeit sicherzustellen", so wird er seine Aufgabe nur erfüllen können, wenn er von allen Seiten durch eine Politik der früher bezeichneten Art unterstützt wird. Denn die Hauptwirksamkeit des Bundes müßte es sein, auf diesem Wege den Ausbruch eines Brandes, soweit es geht, zu verhüten, nicht schon entstandenes Feuer zu löschen. Ein die Welt umspannender Friedensbund mit gleichzeitigem Fortsetzen einer Machtpolitik, die vor nichts zurückschreckt und die Sittlichkeit nur scheinheilig auf den Lippen trägt, wäre eine Niete. Sowohl der Weltfriedensgedanke wie das Schlagwort vom letzten aller Kriege würden einen grundstürzenden Wechsel in der Außenpolitik sehr vieler Länder verlangen. Schon Verträge, wie sie vor einigen Jahren von Frankreich und England mit den Vereinigten Staaten abgeschlossen wurden (Schiedsgericht mit Aufschub der Kriegserklärung), enthalten, sofern sie ernst gemeint sind, einen Fortschritt in der sittlichen Selbstzucht der Politik.

Die innere Politik braucht ebenfalls, und zwar nicht bloß zu ihren großen geschichtlichen Ideenentwicklungen, sondern auch für den heutigen Alltag einen genügenden sittlichen Zusatz. Vor allem schon wegen des geistigen Austausches

Digitized by Google

innerhalb der Gesellschaft. Die Art der Regierungspolitik bestimmt in mancher Hinsicht die Anschauungen der Gesellschaft, und die letzteren wieder dringen allmählich unaufhaltsam in die meisten öffentlichen Einrichtungen ein. Daher darf eine Regierung, äußersten Notstand ausgenommen, nicht zur List oder falschen Vorspiegelungen greifen, ihre Zusagen nicht brechen, sich nicht darauf einlassen, politischen Parteien die Zustimmung zu notwendigen Maßregeln durch leichtsinnige oder gewissenlose Tauschgeschäfte mundgerecht zu machen, nicht die Parteien untereinander verhetzen und in einen versteckten Bürgerkrieg hineinnötigen usw. Solches Gift verbreitet sich von selbst in allen Adern, und das ganze öffentliche Leben wird daran krank. Gleich schädlich wäre es, wenn die Staatspolitik einzelne Teile der Bevölkerung günstiger als die anderen stellen, nicht gegen alle gleich gerecht sein oder für die Leiden solcher keine Empfindung haben würde, die der Wirtschaftsordnung zum Opfer zu fallen drohen. Ferner muß die Politik, die in manchen Ländern ohnehin als ein nicht ganz sauberes Geschäft verschrien ist, mit makellosen Händen betrieben werden und darf nicht in Glücks- und Stellenjagd ausarten. Wohin man blickt, gibt es Belege in Fülle dafür, daß die Hygiene des Staats- und Gesellschaftskörpers nebst sonstigem wesentlich durch eine sittliche Innenpolitik bedingt ist. Ein Beweis a contrario sind die innern Zustände in Rußland, wo in neuerer Zeit einige Schriftsteller eine grundsätzlich moralfreie Politik als das einzig richtige „wissenschaftlich" begründet haben. Alle, die an ihrem Vaterlande hängen und diesem Kraft und Gesundheit wünschen, müssen die Reinheit des öffentlichen Lebens fordern und dieses in eine Richtung drängen, die das Moralische in der Innenpolitik steigend hervorhebt und zugleich den Wunsch, es auszuschließen oder zu verkümmern, immer mehr als einen abenteuerlichen bloßstellt. Die Zeit, der wir entgegengehen, würde dergleichen noch weniger gestatten. Schon im Hinblicke auf die zahllosen Beweise von Heimatliebe und Hingabe an den Staat, die das Volk im Kriege erbracht hat, wird für die notwendigen innerpolitischen Neugestaltungen das Bedürfnis, das sittliche Sollen dabei zum Worte gelangen zu lassen, das nämliche sein wie in der auswärtigen Politik. Die Begehren, welche die moderne Zeit in der Gesellschaft geweckt hat, können, soweit sie sich auf die sittlichen Pflichten der Menschenliebe, der Gerechtigkeit, Duldsamkeit und des Gemeinsinns stützen, nur in einer Politik Widerhall finden, die auf gleichen Ton gestimmt ist. Fürst Bülow sagt beispielsweise in seinem Buche „Deutsche Politik", der Staat müsse nach dem Frieden „dem Arbeiter vorurteilslos und gerecht begegnen. Auch dem sozialdemokratischen. Er müsse ihm erleichtern, sich als Vollbürger zu fühlen, öffentlich sowohl wie gesellschaftlich". Nur eine Politik, die für alle Staatsangehörigen die gleiche Achtung hat und von einem gewissen politischen Altruismus geleitet ist, wird dieses Verlangen berechtigt finden und trotz dem Widerstande, der von einzelnen politischen Parteien oder Gruppen zu erwarten ist, sich mit Nachdruck dafür einsetzen. Das Ueberbrücken und Lindern der Parteigegensätze, die vor dem Kriege sehr viel Sorge machten, erfordert als unerläßliche Voraussetzung einer fruchtbaren Volks- und Staatstätigkeit ebenfalls eine durch ihre sittliche

Digitized by Google

Einfühlung für alle billige Politik. Aehnlich verhält es sich mit Neuerungen in der Gesellschafts- und zum Teile auch in der Steuerpolitik. Zweckmäßigkeitsgründe allein, Rücksicht auf die Wahlen oder auf Erhaltung der Mehrheit in den gesetzgebenden Körpern und ähnliches werden selten dem unschlüssigen Schwanken einen sicheren Abschluß geben, während die sittliche Ueberzeugung in derlei Fällen in der Regel einen festen Weg vorzeichnet. Auf sie wird es mitunter sogar in rein verfassungsrechtlichen Angelegenheiten ankommen. Entweder daß sie dort den Ausschlag gibt, wo das politische Für und Wider sich das Gleichgewicht hält, oder daß die Politik verfassungsrechtlichen Hindernissen begegnet und sich zu entscheiden hat, ob sie verfassungstreu bleiben oder das Recht beugen soll. In Oesterreich sind seit geraumem Störungen der parlamentarischen Tätigkeit an der Tagesordnung, welche die Regierung immer wieder vor diesen Zweifel stellen. Obwohl streng politisch, ist sein Kern eine ethische Frage, da die Regierung kraft ihrer beschworenen Amtspflicht die Verfassung genau zu beobachten hat. Das Beispiel ist jedoch insofern von allgemeiner Vorbildlichkeit, als aller Regierungspolitik im Verfassungsstaate der Wille zum Rechte und zur Gerechtigkeit beigemengt sein muß. Die Realpolitiker überschütten natürlich jeden mit Vorwürfen, der sich im Falle der Arbeitsunfähigkeit des Parlamentes weigert, wegen Befriedigung augenblicklicher oder unaufschiebbarer staatlicher Erfordernisse das Verfassungsrecht offen oder unter der Hülle von Trugschlüssen zu verletzen. Der bisherige Verlauf erlaubt, an dieser Lehre den verläßlichsten Prüfstein, den der Erfahrung, anzulegen. Mit der häufigen Anwendung eines rechtlich anfechtbaren Auskunftsmittels hat sich das Uebel stetig verschlimmert. Anstatt sie zu zerbrechen, sind Selbstsucht und eigensinniges Beharren der Parteien auf ihrem Sonderstandpunkte von jeder Haftung frei geworden. Die Parteien wissen, daß man es nicht darauf ankommen läßt, vor aller Welt auf sie die Verantwortlichkeit für die Schädigung des Staatswohles zu wälzen, und indem sie so der Gefahr entrückt sind, in eine Zwangslage versetzt zu werden, ist auf Kosten der politischen Moral der wichtigste Grund zur Nachgiebigkeit entfallen. Dazu wird noch mit doppelter Kreide aufgeschrieben. Der Hauptleidträger ist natürlich der Staat, weil aber den Parteien das volle Verantwortlichkeitsgefühl fehlt, treiben sie außerdem nach einem Worte H. Delbrücks schlechte Politik.

Von welchem Belange das Vor- oder Abhandensein sittlicher Beweggründe für die innere Politik sein kann, sei noch an einer Tatsache dargelegt. Es ist die unglaubliche Parteilichkeit der englischen Kriegsjustiz, über die A. Mendelssohn-Bartholdy wiederholt überaus belehrende Mitteilungen gemacht hat (z. B. in der „Kolonialen Rundschau" 1916, Heft 11/12). Ihr Opfer sind zuerst natürlich die Angehörigen der feindlichen Länder und alles, was sich auf sie bezieht. Sie trifft aber auch die eigenen britischen Landsleute, wenn diese gegen übermäßige Eingriffe der Militärbehörden in das Eigentum und ähnliches den Rechtsschutz anrufen. Diese Parteilichkeit ist das Spiegelbild einer skrupellosen Politik, die, ohne sittlichen Bedenken Raum zu geben, auf ihr Ziel zuschreitet. Die englische Politik oder die englischen Politiker — auch die hohen Richter sind zumeist

Digitized by Google

solche und handeln im Geiste der Staatspolitik — stellen damit die Interessen des Staates, den Siegeswillen über die Gerechtigkeit. Ihnen ist insofern das Behaupten der Macht wirklich das einzige Sittengesetz, während umgekehrt in den Ländern der Mittelmächte, was manche im Kriege zugunsten feindlicher Staatsangehöriger ergangene Urteile erhärten, die Gerichte unbeirrt durch politische Abneigung streng unparteiisch ihres Amtes walten, weil eben die innere Staatspolitik nicht darauf gerichtet ist, sittliche Pflichten abzulehnen, sondern sie, und zwar Pflichten der Privatmoral, anerkennt und höher als die Machtbehauptung stellt.

In dem nun neu entzündeten Streite über die Meinungen des Staatsphilosophen von Florenz wurde behauptet, diese könnten kaum widerlegt werden, wenn Politik Staatsklugheitslehre wäre. Die Politik als Gegenstand des Wissens in die Lehren von der Staatsmacht, von der Staatsklugheit und der Staatszweckmäßigkeit einzuteilen, ist schulmäßige Zerlegung einer tatsächlichen Einheit. Der Staat ist heute weder Rechtsherrschaft allein, noch lediglich Machtkörper oder Taktiker in Staatssachen, und darum müssen in der Außen- wie in der Innenpolitik Staatsmänner und Politiker, sofern sie diesen Namen verdienen, jedesmal sowohl die Machtverhältnisse wie deren Nutzen oder Nachteil für das Staatswesen und die Erreichbarkeit des Gewollten nach allen Seiten erwägen. In den soeben besprochenen Fragen der praktischen Politik hat sich das Anwenden sittlicher Gesichtspunkte als staatsklug und als zweckmäßig für den Staat empfohlen, denn man wird auf diese Art manches erlangen, was sonst versagt bleiben würde, und das Erlangte wird, alle in Betracht kommenden Interessen überschlagen, anscheinend zurzeit das beste sein, was sich in dieser Hinsicht wünschen läßt. Sobald die Sittlichkeit auch nur in dem einen oder andern der geistigen Bestandteile der Politik als zulässig und berechtigt befunden wird, ist sie es vermöge der Zusammengehörigkeit aller Teile für die Politik überhaupt. Daß sie dieses selbstverständliche Ineinanderaufgehen bei ihren Beweisführungen vernachlässigen, ist einer der Hauptirrtümer der Glaubensboten der „starken" Politik. Macht ohne Klugheit und Zweckmäßigkeit ist innerhalb der Zivilisation ein Unding; auch die Macht als Ziel wie als Mittel der Staatskunst muß infolgedessen dem Sittengesetze untertan sein. Deshalb mußte auch die Geschichte der Politik so ablaufen wie es geschah. Das Anwachsen der Kriegsmacht während des letzten Vierteljahrhunderts, das Vergrößern der See- oder Finanzmacht einzelner Staaten dürfen nicht dafür blind machen, daß die Gesamtrechnung überall mit einem außerordentlichen Rückgange der Macht abschließt. Dieser wurde, eine Bestätigung der hier vertretenen Ansicht, hauptsächlich durch das unaufhaltsame Vordringen der Ideen der Humanität, der Freiheit und Gleichheit, der Gerechtigkeit und Nächstenliebe, also durch Gedanken verursacht, die aus dem Reiche der Privatmoral stammen. Das Christentum, das sich mit seinen sittlichen Geboten nach Tröltsch zunächst nur auf die Sphäre der Privatmoral bezieht, hat jene Ideen hauptsächlich im Hinblick auf die Einzelpersönlichkeit gepflegt. Die heutige Stellung der Persönlichkeit in den Gemeinschafts-

Digitized by Google

verbänden ist gerade ihrem Obsiegen zu danken. Vor ihren Strahlen wich die Macht zurück, die als kalter Schatten über Leib und Seele, Denken und Tat, Völkern und Ländern erstarrend lagerte. Die Welt hätte ein ganz anderes Gesicht, wenn es wahr wäre, daß für den Staat seine eigene Erhaltung immer das einzige Sittengesetz gewesen wäre. Die Menschen würden dann nach der Antike höchstens zum Staate der Völkerwanderung gekommen sein, nicht einmal zum mittelalterlichen Staatswesen hätten sie es bringen können. Neben der Schwung- und Schwerkraft dieses geschichtlichen Herganges bilden die Machtpolitiker eine dürftige Sekte, die bei aller Machtbegeisterung gegenüber der tausendjährigen Verschwisterung von Politik und Ethik, der wir viele der herrlichsten Errungenschaften der menschlichen Gesellschaft zu danken haben, ohnmächtig sind. Der Krieg wird dieser Sekte kaum viele neue Jünger zuführen. Man spricht schon wie von einer ersehnten Erlösung von einer Diplomatie der Ehre und Aufrichtigkeit, und von dem Götzen Gewalt kehren sich nun viele in Grauen und Ueberdruß ab, die ihm vor dem Kriege feurig gehuldigt haben. Jene Partei erlitt schon dadurch eine Schwächung, daß sich in Deutschland wie in der Donaumonarchie immer mehr die Einsicht festsetzte, daß nur aus Ursachen zum Kriege geschritten werden könne, die dem gesamten Volke einleuchten und zwingend erscheinen. Auf einer gewissen Stufe der bürgerlichen Freiheit und des Anteils der Bevölkerung an den Staatsangelegenheiten lassen sich bei allgemeiner Wehrpflicht nicht mehr Kabinettskriege führen. Sie würde aber wohl ihre allerletzten Hoffnungen begraben müssen, wenn das von Nordamerika ausgegebene und in England nachgebetete Schlagwort der „Regierung unter Zustimmung der Regierten" in Europa Anklang fände, weil damit ein bestimmter Einfluß auf die Politik eben den Scharen eingeräumt würde, die das aus sittlichen Anschauungen entsprungene ununterbrochene Zurückdrängen der Macht auf ihre jetzige Höhe erhoben hat.

Es soll nicht mehr weiter darauf eingegangen werden, mit was für unschätzbaren Kräften die Moral die Politik ausstattet. Bei gleichen Machtverhältnissen wird sie auf die Länge fast immer Mehr, Beständigeres und Gesünderes leisten als die durchtriebenste und verwegenste Staatskunst. Die Sicherheit des Besitzes werden nur Recht und Sittlichkeit verleihen, und es gibt unter den heutigen Verhältnissen keine Großmacht, die sich in dem Bewußtsein wiegen könnte, daß niemand da sei, den es nach Teilen ihres Besitzes gelüstet.

So unleugbar das Mißverhältnis zwischen dem Vorgebrachten und dem ist, was in dieser Frage noch gesagt werden könnte, wurde hoffentlich wenigstens der Eindruck hervorgerufen, daß es nicht müßig oder unfruchtbare Grübelei ist, nach dem richtigen Verhältnisse von Moral und Politik zu suchen. Dessen Erkenntnis wird freilich nicht die Folge haben, daß sich die Staatsmänner und Politiker plötzlich aller Ränke, Kniffe und anderer sittlich zweifelhafter Handlungen enthalten. Ebensowenig als die Moralpredigten der Priester je die Unsittlichkeit ganz austilgen oder die Lehrbücher der Juristen das Unrecht aus

Digitized by Google

der Welt schaffen werden. Wie nach Kant dem Menschen immer nur Annäherung an die Idee vergönnt ist, kann hier ebenfalls nichts anderes als ein weiteres Eindämmen des Uebels erwartet werden. Das ist auch das Losungswort real- und machtpolitischer Schriftsteller wie Treitschke und Rümelin. Leider ist ihr Wunsch, daß die Politik moralischer werde, mit dem Begehren verkoppelt, die Moral müsse politischer werden, was in ihrem Munde nichts anderes besagt, als daß, nachdem die Politik entmoralisiert ist, auch die Moral ausgehöhlt und zu bloßen Zweckmäßigkeitssätzen herabgedrückt werden soll. Mehr Moral in der Politik ist nach der in diesen Zeilen vertretenen Auffassung etwas anderes. Es heißt moralisch möglichst einwandfreie Ziele der Politik, und zwar für die auswärtigen Beziehungen gemäß dem Grundgedanken des berechtigten Nebeneinander aller friedliebenden und gute Nachbarschaft haltenden Kulturvölker, der Rücksicht auf ihre Lebens- und Entwicklungsbedingungen und der Verneinung einer Vor-, Ober- oder Weltherrschaft einzelner Mächte oder Machtverbände. Verneinung auch dann, wenn solche Herrschaft unter der Flagge, andere Völker zu beglücken, an sich gerissen wird. Ebenso wäre es Anmaßen eines ungebührlichen Vorranges, politische „Doktrinen" von Staaten zu verpönen und aus ihrer angeblichen Gefährlichkeit das Recht zu schöpfen, als Welterlöser solche Staaten zum Tode zu verurteilen. Mit einer derartigen sittenpolizeilichen Einmischung zur vorgesetzten Obrigkeit sich aufzuwerfen, widerspricht dem gleichen Rechte der Völker. Die Gegenwart setzt die wahre Natur solcher Ansprüche in die rechte Beleuchtung. Deutschland, das niemandem nach dem Leben trachtete, muß nach dem englischen Ministerpräsidenten wegen „unmenschlicher Praktiken" unterdrückt werden, und England, von dem die europäische Verschwörung angezettelt und bis zu den Vernichtungszielen getrieben wurde, führt im Interesse der Einigkeit und des Fortschrittes der Völker einen Befreiungskrieg! Mehr Moral in der Politik heißt ferner möglichstes Vermeiden der früher angeführten ersten und zweiten Gruppe von Mitteln und Verfahren und strengste Beurteilung des Notstandsfalles, so daß man innerlich beruhigt dessen gewiß ist, man habe das Nichtmoralische nur gezwungen gewollt. Sofern von mehreren Wegen, um wirkliche Lebensinteressen im erforderlichen Maße zu befriedigen, gerade derjenige eingeschlagen wird, der für einen anderen Staat der schädlichste ist, ohne daß dieser den Regeln guten Einvernehmens zuwider gehandelt hätte, würde eine solche Beruhigung wohl nicht begründet sein. Endlich müßte es davon abkommen, Moral und Recht in der Politik als Wachs zu behandeln, das nach Bedarf geknetet wird. Das ist nicht, wie neulich gesagt wurde, eine britische Gewohnheit, es ist mit der Moral des Staatsegoismus vielmehr untrennbar verbunden, das Sittliche in dem jeweils politisch, militärisch oder wirtschaftlich Notwendigen zu sehen. Beides ist eins, es gibt kein außerhalb liegendes Maß; eine feste, selbständige Maßeinheit kann nur die Pflichtenlehre der gesellschaftlichen Ethik bieten.

Die Grundsätze, die der Präsident der Vereinigten Staaten Anfangs März dieses Jahres bei Eintritt in seine zweite Amtsperiode aufgestellt hat, würden

Digitized by Google

zum Teil diesen Forderungen entsprechen. Die Inauguraladresse ist durch und durch ein Bekenntnis zur bürgerlichen Moral und wäre an sich als Staatsurkunde der stärkste Beweis gegen eine besondere Staatsmoral. Sie ist aber so lehrhaft regelrecht, daß man den Eindruck nicht loswerden kann, es sei mehr darauf abgesehen, Staat zu machen, als buchstäblich angewendet zu werden. Außerdem läßt die Kundgebung einen auffälligen Mangel an kritischer Beurteilung des eigenen Tuns wahrnehmen, der auf Eigenschaften der englisch-amerikanischen Geistigkeit hinweist, die ein richtiges gegenseitiges Verstehen zwischen uns fast ausschließen. Es fehlt ihr nämlich völlig der Widerschein dessen, was während des Krieges in den Vereinigten Staaten vorgegangen ist, eine für deutsches Denken unbegreifliche Zusammenhangslosigkeit zwischen Geist und Wirklichkeit. Ihre Sätze sind deshalb zum Teil geradezu Mißbilligung der tatsächlichen Politik der Vereinigten Staaten oder doch mit dieser schwer zu vereinigen. Von den Munitionslieferungen und Anlehen bis zum unvermittelten Abbruch der diplomatischen Beziehungen, dem Einwirken auf die Neutralen, um sie zu gleichem zu bestimmen, und dem Aneignen fremder diplomatischer Schriftstücke reiht sich ein grober Verstoß gegen Gerechtigkeit, Unbefangenheit und Mäßigkeit an den anderen, ohne daß Notstand begründet gewesen wäre. Die politische Praxis der Vereinigten Staaten hat bis nun ungeachtet aller schönen Worte und Gedanken nur das Haben an sittlich bedenklichen Handlungen der Außenpolitik bereichert, die ungeheure moralische Schuldlast der Diplomatie aber in keiner Weise verringert. Der Uebergang zur Weltpolitik, den die Botschaft ankündigt, wird nach allen Erfahrungen ebenfalls mehr die bisherige Uebung bestätigen als die oft wiederholten Grundsätze. So dürfte Nordamerika dem Streben, die Politik moralischer zu machen, wahrscheinlich mehr hinderlich sein, als es ihm, wie die sittlich tadellosen politischen Abhandlungen seines Präsidenten annehmen ließen, Unterstützung gewährt. Diese wollen vielleicht segnen, eine angeborene, möglicherweise unbewußte Einseitigkeit der Weltbetrachtung wandelt sie aber für die politische Sittlichkeit in neues Unheil.

An den früher aufgezählten Forderungen ist, wie sich ergab, nichts, was eine zweckdienliche Politik für sittlich vernünftige Ziele behindern könnte oder den Staat an der berechtigten Behauptung, Verteidigung und Entwicklung seiner Macht hemmen müßte. Sie gewährleisten ihm aber zugleich eine bessere Stellung im Außenverkehre und pflegen die Quellen seiner inneren geistigen Stärke, aus der zuletzt doch seine gesamte Außenmacht fließt. Fr. Paulsen sagt mit Recht, daß die Sittengesetze sich als die Naturgesetze des Menschheitslebens erweisen; ihre Befolgung führe zur Erhaltung und Erhöhung zunächst des geistigen und zuletzt auch des physischen Daseins. Wohin das Gegenteil führt und was es bedeutet, wenn die Doktrin der heimischen Verteidiger einer sittenfreien oder armselig staatssittlichen Politik in die Hände von Regierungen ohne feste bürgerlich-sittliche Gesinnungen gerät, veranschaulichen die verblüffenden, vom Größenwahnsinne eingegebenen Ziele unsrer Feinde, die sie in ihrer Antwort auf die Friedensnote Wilsons zum ewigen Gedächtnis an den Geisteszustand der Westländer zu An-

Digitized by Google

fang des zwanzigsten Jahrhunderts niedergelegt haben. Daß die dermalen in unseren Staatseinrichtungen verkörperte Sittlichkeit der Wohlfahrt des Landes sich abträglich gezeigt habe, wird kaum jemand zu sagen Lust haben. Auf diese Sittlichkeit in der Politik den Nachdruck legen, heißt daher weder für das innere Staatsleben noch im Verhältnis zu anderen Mächten Staat oder Politik entkräften, sondern ihre schaffende, aufbauende Kraft vergrößern. Welche Art der Politik den Mittelmächten ziemt, kann kaum fraglich sein, denn sie haben mit ihrer freiwilligen Aufforderung zu Friedensverhandlungen abermals ein Bekenntnis abgelegt, das durch das Wort Kaiser Wilhelms, den Vorschlag zum Frieden zu machen, sei eine sittliche Tat, vertieft und geadelt wird. Dieser Brief an den Reichskanzler ist ein Beweistum ersten Ranges, denn der oberste Träger der Staatsgewalt nennt darin als Antrieb zu einer der wichtigsten politischen Handlungen das Gewissen, das Gefühl der religiösen Verantwortung, das Herz für Freund und Feind und den Willen, das Leid zu beenden, ohne Ausnahme also Beweggründe der Privat- oder Gesellschaftsmoral. Nach ihrem durch die klassische deutsche Philosophie herausgearbeiteten Staatsbegriffe und nach dem inneren Verwachsensein von Staat und Bürgern, das ihm entspricht, ist die Einheit von Staats- und Privatmoral, wenn irgendwo, so im Gebiete der Mittelmächte bodenständig. In dieser Frage stehen aber auch andere Völker an ihrer Seite, in erster Reihe die feindlichen. Hüben ist man entrüstet über das „perfide Albion", die gewalttätige Politik der Moskowiter, die Rachsucht Frankreichs und über das untreue, vertragsbrüchige Italien und Rumänien, drüben ebenfalls Empörung über die Hunnen und Barbaren, die sich gegen alle Grundsätze der Menschlichkeit vergehen, über die beabsichtigte Unterjochung Europas, über das schwachen Völkern angetane Unrecht, über Neutralitätsverletzungen usw. Kann es einen schlüssigeren Beweis dafür geben, wie tief der Trieb in den Menschen sitzt und wie angeboren es ihnen ist, den Staat und sein Tun als ein moralisches Wesen ihrer eignen sittlichen Art zu betrachten? Das krampfhafte Bemühen der Parteien aller Länder, ihre Forderungen als rechtlich und im Sinne der bürgerlichen Auffassung als sittlich begründet darzustellen, entstammt es nicht auch demselben Triebe und demselben Gefühle? Man könnte demnach wohl sagen, daß die Behandlung der Staatsangelegenheiten nach den Abmessungen der bürgerlichen Moral heute eigentlich von fast allen europäischen Völkern für richtig gehalten und gewollt, aber nur leider nicht ausgeübt wird. Wer daran Schuld hat, soll unentschieden bleiben. Ungeachtet ihrer häufigen Wirkungslosigkeit schwebt aber doch diese gleichmäßige Einstellung des Gewissens auf persönliches und Staatsleben, die fast unwillkürlich geschieht, wie ein Hauch guten Menschentums tröstend über allen Gegnerschaften. Die Lehre der Neu-Machiavellisten, die das mehr geistreich als beweisend als altväterischen Unverstand verwirft, bietet für diesen Kulturbesitz, wenn er auch nunmehr verunstaltet und verschüttet ist, keinen Ersatz. Er wird, wie wir hoffen wollen, einmal in mehr Reinheit und zu besserer Verwendung wieder zutage kommen. Denn die Menschheitsgeschichte bekundet es in jeder ihrer vielen Wandlungen,

Digitized by Google

daß es letzten Endes dem Staat und der Gesellschaft immer am meisten zum Heile war, wenn sich mit dem im niederen oder höheren Sinne Nützlichen und Zweckmäßigen die Unterscheidung von gut und böse klärend und erziehend verband.

Woodrow Wilsons Weltanschauung

Von

R. L. Orchelle

Wer die Gedanken, Beweggründe und Gefühlsmomente des Präsidenten Wilson richtig verstehen will, muß sich bis zu einem gewissen Grade mit dem Wesen des modernen englischen Dissidententums (nonconformist mind) vertraut machen. Denn aus dem Geist dieses Dissidententums heraus ist seine Weltanschauung geboren; dieser tiefe Grundton seines Wesens beherrscht seine Ansichten und Handlungen. Die ersten englischen Dissidenten waren überzeugte und starrköpfige Naturen, leidenschaftliche Verehrer ihres kalten, puritanischen Glaubens, so unbeugsam wie die alten Hebräer und so inbrünstig wie Märtyrer früherer Epochen. Aber die Dissidenten des modernen Englands haben die herben moralischen Tugenden ihrer Vorfahren eingebüßt und nur deren Engherzigkeit und Bigotterie zurückbehalten. Sie haben sich mit einem Mantel von Heuchelei und einem Sittengesetz von Spitzfindigkeiten behangen, um ihre menschlichen Schwächen und ihre Krämerkunstgriffe zu verbergen und zu rechtfertigen. Es ist dieser Geist des entarteten Dissidententums, der der Welt heute aus der Politik Englands mit untrüglicher Deutlichkeit entgegenweht. Seine Tonart und seine Beweggründe mögen verschieden sein, aber es ist dieser selbe Geist, der, beeinflußt durch Verpflanzung auf den Boden der Neuen Welt, aus der Hemdärmeldiplomatie Amerikas durch den Mund Woodrow Wilsons schreit. Von dem Winkel mittelklassigen englischen Dissidententums aus gesehen, wird die Haltung des Präsidenten Woodrow Wilson verständlich.

Er ist nicht allein ein Engländer nach den Gesetzen der Vererbung, sondern ein Engländer unter dem Einflusse einer engherzigen und fanatischen religiösen Sekte, jener schottischen Presbyterianer, deren finsterer historischer Typ in der Gestalt von John Knox erkennbar ist. Wilsons intellektueller Vorfahr ist der Geistliche Thomas Woodrow, dem er seinen Vornamen verdankt, der als Prediger in Columbia, im Staate Südkarolina, wirkte und der infolge überzeugungstreuer Befassung mit den Lehren Darwins von der Versammlung der südstaatlichen Presbyterianer wegen Ketzerei einem Verhör unterworfen wurde.

Obgleich im Süden der Vereinigten Staaten geboren, ist Wilson seiner ganzen Veranlagung nach eher ein Kind der rauheren moralischen und geistigen, durch die Nachkommen der englischen Puritaner beeinflußten Welt Neu-Englands, als des mehr humanen und freien Geistes des Südens, wo die politischen

Digitized by Google

Flüchtlinge, die aristokratischen Verbannten und die Kavaliere Karls II. für Ton und Richtung maßgebend waren.

In Religionssachen ist Wilson ein Puritaner des Dissidententums geblieben. Er verkörpert etwas von jener grimmigen Starrheit und jenem verbohrten Dogmatismus der Sekte, die einen Cotton Mather hervorgebracht hat, den Torquemada von Neu-England, der die berüchtigten Hexenprozesse und Verbrennungen ins Werk setzte. Man erkennt den Geist der Unduldsamkeit, der im Präsidenten der Vereinigten Staaten lebt, an seinen Reden gegen die Deutsch- und Irischamerikaner, welche ihre Stimme gegen die häßliche Entstellung des Begriffs „Neutralität" erhoben, eine Entstellung, die Wilson ohne Protest hinnahm und weiterwirken ließ. Es geschah gewissermaßen im Geiste jener Roheiten, wie sie in amerikanischen höheren Schulen von älteren Schülern gegenüber jüngeren geübt werden, daß er bei Gelegenheit eines öffentlichen Vortrages den Deutschamerikanern gegenüber (denen er das Odium des Bindestrich-Amerikanertums aufgehängt hatte) eine gewisse „gelinde Schinderei" seitens ihrer Mitbürger befürwortete. Das muß als eine überlegte Aufreizung zur Pöbeljustiz angesehen werden, wenn man überlegt, daß eine Aufforderung aus solchem Munde zu den ärgsten Exzessen hätte führen können. Nur aus dem gleichen Geiste heraus kann man die Aufwiegelung anderer Neutraler gegen Deutschland erklären, ihm auf dem Wege seines leichtfertigen Abbruchs der diplomatischen Beziehungen zu Deutschland zu folgen, ein Schritt, in welchem die Eigenschaften des Pharisäers, des dogmatischen Politikers und des strafeverhängenden Pädagogen unverhüllt zum Ausdruck kommen.

Der ewige Kampf zwischen der religiösen Ueberlieferung des Dissidententums amerikanischer Färbung und den Versuchungen der aufs materielle eingestellten Kultur eines Landes mit den gewaltigsten natürlichen Hilfsquellen haben einen unschönen Zwitterzustand im amerikanischen Charakter geschaffen und die andauernden und häufig seltsam anmutenden Bemühungen veranlaßt, Vorschrift und Ausführung in äußeren Einklang zu bringen. Diese fundamentale Erscheinung im Wesen des Amerikaners tritt deutlich im heutigen amerikanischen Kirchenleben in die Erscheinung, wo man beobachten kann, wie die Mammonisten die Aeußerungen des Predigers beeinflussen. Man erkennt sie ferner in der primitiven Leichtgläubigkeit der amerikanischen Geldmenschen in religiösen Dingen. Diese Zustände haben eine Form von Scheinheiligkeit und Heuchelei geschaffen, die dem englischen Vorbilde sehr ähnlich ist, wenn auch die amerikanische Abart weniger fein in ihrem Ausdruck und derber in ihren Gegensätzen ist. Dieser durch äußere Zweckmäßigkeit und durch das anklagende Gewissen bedingte Zwiespalt hat bei dem Bestreben Wilsons, einen Ausweg aus der Sackgasse zu finden, in die er sich und sein Volk mit ihm verrannt hat, augenscheinlich Kummer und Qual in seiner Seele geweckt.

Die politischen Vorurteile Wilsons sind von einer fast leidenschaftlichen Hingabe an englische politische Ideale durchtränkt, Ideale, die dieser Dilettant und Enthusiast der Neuen Welt zu einer Art Allheilmittel gegen die Leiden der

Digitized by Google

Nationen einschließlich der seinigen erhoben hat. Er hat aber das tiefste Wesen der englischen Politik niemals erfassen können, in der Tat würde seine provinzielle Auffassung derselben geriebenen Engländern nur ein mitleidiges Lächeln abzwingen. Er verdankt seine Ideen gewissen widerspenstigen und demokratischen Ehrenmännern der britischen Politik, wie Richard Cobden, John Bright, Burke und Brougham, hat aber das Gewebe, das die wirklichen und entscheidenden Momente der britischen Weltausbeutung verschleiert, nicht zu durchdringen vermocht.

Seine englische Mutter hat ihm naturgemäß eine sentimentale Neigung für das Land ihrer Geburt eingeimpft, und diese Neigung ist durch eine ebenso sentimentale Verehrung der englischen Literatur noch gesteigert worden, übrigens der einzigen Literatur, mit der er sich gründlich befaßt hat. Alle seine vier Großeltern sind in England geboren, woraus schon hervorgeht, daß er kein Stockamerikaner, sondern ein Bindestrichamerikaner der zweiten Generation ist, und zwar nur väterlicherseits. Diese Empfänglichkeit für englische Einflüsse hat er durch viele Besuche in England genährt; fand er aber keine Zeit zu einer Reise nach England, so verbrachte er seine Ruhepausen in der nächsten englischen Kolonie Bermuda. Bei der Bildung seines Kabinetts ernannte er zwei Leute zu Ministern, die als britische Untertanen geboren wurden. In allen diesen Dingen bemerkt man also eine auffällige Bewunderung für vermeintlich liberale englische politische Formen. Diese Bewunderung mag der Überzeugung entsprungen sein, daß die republikanischen Verwaltungsformen Amerikas nicht nur mangelhaft seien, sondern in vielen Fällen versagt haben. Die Notwendigkeit von Reformen auf diesem Gebiet muß ohne weiteres zugegeben werden. Und in Woodrow Wilson brennt das Feuer des Reformators, eines Reformators, der geblendet ist von utopischen Visionen und Gemeinplätzen, und weder durch eine richtige historische Perspektive, noch durch eine gründliche Menschenkenntnis sich gehemmt fühlt.

So bestimmend Wilsons religiöse und persönliche Vorurteile für seinen Werdegang gewesen sein mögen — und in dieser Beziehung ist er, wenn auch in einem höheren Sinne, typisch für die große Masse der Durchschnittsamerikaner angelsächsischer Rasse —, müssen wir doch in seiner geistigen Beschränktheit die wahre Quelle seines Charakters suchen. Seine geistige Struktur ist von jener trockenen, kalten und uninspirierten Art, die auf amerikanischen Universitäten großgezogen wird, d. h. einer einseitigen Gelehrsamkeit, die von der Feinheit englischer Ueberlieferung und der Tiefe und dem allumfassenden Geist des Deutschen gleichermaßen entfernt ist. Der Grundton dieser geistigen Struktur ist Leistungsfähigkeit (efficiency), die weniger auf Charakterbildung oder auf die Pflege gelehrter Forschung, als auf Dinge der Nützlichkeit abzielt. Auf den amerikanischen Universitäten herrscht keine wahre Gedanken- und Lehrfreiheit, weil sie, genau wie die Kirchen, von Geldgebern abhängen, weshalb Regungen der Selbständigkeit und sogar schöpferische Gedanken, als mit der „Politik" der Universität unverträglich, streng verpönt sind. Dadurch wird es auch verständ-

Digitized by Google

lich, daß ein Mann von ausgesprochener Persönlichkeit und hartnäckigem Willen in einer solchen Umwelt weniger zu einem freigeistigen Gelehrten als zu einem Schulmeister mit engherzigen, wenn auch stark betonten Anschauungen gestempelt wurde. Der Professor solcher Art wird zum Pädagogen, genau so wie der Berufspolitiker von gleicher Geistesart zum Demagogen wird.

Gewohnt, in seiner Stellung als Professor der Wesleyuniversität und später als Präsident der Princetonuniversität, eine eigenmächtige Autorität über jüngere und unreife Naturen, die in ihm einen Mann von besonders hohem Intellekt erblickten, auszuüben, hat sich bei Woodrow Wilson eine starke Abneigung, den Rat anderer anzunehmen, ein Hang zur intellektuellen Anmaßung entwickelt, und diese Eigenschaften haben ihn ins Weiße Haus begleitet und kennzeichnen alles, was er sagt und schreibt. Seine Befürchtung, von Leuten mit überlegenem Charakter, höherem Können und feinerem Verstande in den Schatten gestellt zu werden, kommt durch seine Aufnahme von Leuten mittelmäßigen Kalibers in sein Kabinett zum Ausdruck. Eine seiner, aus seiner Bewunderung des britischen Parlaments geborenen Theorien forderte die Verantwortlichkeit des Kabinetts gegenüber dem Kongreß, aber seit er selbst im Besitz der präsidentiellen Macht ist, scheint er andern Sinnes geworden zu sein. Es gab auch eine Zeit, wo er entschieden gegen die Nichtverantwortlichkeit des amerikanischen Präsidenten Stellung nahm, jetzt jedoch gefällt er sich in der Rolle eines Machthabers mit fast zarischen Befugnissen. Eine Kritik an seinen Handlungen — ein Recht, dessen sich zu begeben noch keinem unabhängigen Amerikaner eingefallen ist — erfüllt ihn mit unwürdiger Gereiztheit, die er sich kaum die Mühe gibt zu verbergen.

Woodrow Wilson genießt einen gewissen Ruf als Professor der Rechte, der Geschichte und politischen Oekonomie, ein Faktor, der für die Rolle eines Präsidenten zweifellos von Wert ist. Trotzdem hat seine Tätigkeit als Präsident gerade auf diesen Gebieten tragische Fehlschläge gezeitigt. Als Historiker hat er sich unfähig erwiesen, die Lehren der Vergangenheit zu beherzigen und Zweck und Ziele der Gegenwart richtig einzuschätzen. Als Jurist hat er einen moralischen Zusammenbruch der schlimmsten Art erlitten, wenn man sich seine erschreckende Unfähigkeit und seine folgenschwere Abgeneigtheit vor Augen hält, zwischen sonnenklarem Recht und schreiendem Unrecht in keinem Moment der Weltgeschichte zu unterscheiden, wo diese beiden moralischen Begriffe sich in einem so riesenhaften Ausmaß gegenüberstehen, daß es unnötig erscheint, sie näher zu untersuchen und zu beleuchten. Als Lehrer der politischen Oekonomie hat er die wirklichen und dauernden Interessen seines Landes und Volkes der Habsucht plutokratischer Cliquen blindlings geopfert.

Wilsons Benehmen vor dem Weltkrieg war einwandfrei. Als Gouverneur des Staates New Jersey hat er gewisse Reformen durchgeführt, welche über die Befähigung und die Neigung des berufsmäßigen amerikanischen Politikers hinausgehen. Er betrat das Weiße Haus als neuer Typ eines Präsidenten, als Gelehrter, Idealist, als Verfechter der von ihm so bezeichneten „Neuen

Digitized by Google

Freiheit" und als Prophet einer demokratischen Welterlösung. Er hatte verschiedene Bücher geschrieben, darunter „Eine Geschichte des amerikanischen Volkes", die einen prosaischen Achtungserfolg darstellt. Niemand bezweifelte seine Ehrlichkeit, seine Beliebtheit war zweifellos groß, und er schien ein Mann der festen Vorsätze zu sein. Diese Vorstellung von ihm wurde noch durch seine Erklärung und Betonung der amerikanischen Neutralität vermittelst eines vortrefflichen Dokuments bekräftigt, welches den Beifall des ganzen Volkes fand. Aber dies war die letzte objektive und unabhängige Aeußerung Wilsons. Dann kam die schreckliche Feuerprobe der durch den Krieg bedingten Weltlage — und Herrn Wilsons sofortiger und schimpflicher Zusammenbruch.

Von diesem Zeitpunkt ab wurde Woodrow Wilson das Sturmzentrum aller in den Vereinigten Staaten und Europa durch den Krieg entfesselten Leidenschaften, Einflüsse und Interessen. Seine eignen Vorurteile und seine Voreingenommenheit kamen an die Oberfläche und gaben jeder seiner Aeußerungen und Ansichten Ton und Farbe. Noch gefiel er sich in der Rolle des starken, gerechten Mannes, aber seine vermeintliche Stärke war weiter nichts als ein im Irrtum befangener Eigensinn, und seine „Gerechtigkeit" teilte das amerikanische Volk in sich bitter bekämpfende Parteien. Seine Neutralitätserklärung wurde ein Gegenstand des Gespötts und wird als einer der tragischsten „Fetzen Papiers" in der Geschichte weiterleben. Seine Abneigung gegen alles, was deutsch ist, kam schon unverkennbar in seiner ausweichenden Beantwortung des kaiserlichen Telegramms bezüglich des völkerrechtswidrigen Gebrauchs von Dumdumgeschossen seitens der Engländer zum Ausdruck. Seine Ermahnung an seine Mitbürger, „hinzugehen und zu beten", wurde von einem von der Presse ausgehenden Ausbruch von Haß und Verleumdung gegen Deutschland und von dem Höllenlärm der für die Feinde Deutschlands arbeitenden Hochöfen und Munitionsfabriken beantwortet und übertönt. Amerikas Recht, den Zentralmächten lebenerhaltende Nichtbannware zu liefern, wurde von Wilson ohne Protest geopfert, und seine verächtliche Unterwerfung unter den Willen Englands tritt in zahllosen und schamlosen Beispielen deutlich zutage. Trotzdem mag zugegeben werden, daß Wilson sich einer ungewöhnlichen schwierigen Lage gegenübersah, denn seine Bemühungen, den pathetischen äußerlichen Schein von Unparteilichkeit und kritischer Ruhe zu bewahren, bergen etwas von Verzweiflung und Hilflosigkeit. Er hat die einzigartige, geschichtliche Gelegenheit vorübergehen lassen, die Vereinigten Staaten und seine eigne Persönlichkeit zur Höhe einer großen, jenseits der Katastrophe stehenden Macht zu erheben, das ausgleichende Element gegenüber den vielen Energien des Krieges zu sein, das Bollwerk für den Frieden und die Hoffnung der Welt zu werden. Englischer Scharfsinn hat den Menschen Wilson von vornherein richtig eingeschätzt als einen sehr bekannten Typus. Auf diese Weise müssen wir uns die spielende Leichtigkeit erklären, mit der England ihn und mit ihm das Land moralisch erobern konnte. Das übrige gehört der Geschichte an. Mit Fug und Recht kann man „Die Wiedereroberung einer englischen Kolonie" über das Kapitel setzen.

Digitized by Google

Das Durcheinander, die Bestürzung, die Verzerrungen, das Geschrei des gewaltigen und blinden Opfers solcher Machenschaften — der amerikanischen Massen — muten wie die verzweifelten Krümmungen eines großen Tieres in der Umstrickung einer Riesenschlange an.

Mit einer sonderbaren, fast automatischen Regelmäßigkeit, welche eine in Verfall geratene Logik und einen unbedingten Mangel an Ironie erkennen läßt, hat Woodrow Wilson seine Hymne des Humanitarismus angestimmt. Daß er ungeachtet seines stark entwickelten Kämpferkinns und seiner prominenten Zähne aus einer Grundstimmung heraus ein Humanitarier und ein überzeugter Anhänger des Friedens ist, braucht niemand zu bezweifeln. Durch die dunklen Gänge seines Dissidentengewissens schleicht ein seiner selbst nicht sicherer Glaube, daß er durch willkürliche Maßnahmen gegen die volle Einsetzung der deutschen U-Boote der Sache der Menschlichkeit diene. Offenbar fühlt er sich auch von der Vorsehung dazu ausersehen, ein Apostel des Friedens zu sein, ebenso wie er auf dem Wege kasuistischer Spitzfindigkeiten die Ueberzeugung gewonnen hat, daß der Friede am schmerzlosesten durch seine Mitwirkung zur Ueberwindung Deutschlands herbeigeführt werden könne.

Sein Mangel an Sympathie für Deutschland, ja sein positiver Haß auf Deutschland darf nicht allein auf seine englische erbliche Anlage zurückgeführt werden, sondern im höheren Maße auf die fanatische Ueberzeugung, daß die Demokratie der Vereinigten Staaten, so wie sie in seiner Ueberzeugung lebt, von dem Erfolg einer Monarchie, wie er sie sich für Deutschland im Geiste selbst zurechtgemacht hat, im Prinzip bedroht sei. In Wilsons eignem Interesse ist es zu bedauern, daß ihm die Fähigkeit, eine wertvolle Lehre aus deutschen Idealen und Daseinsformen zu ziehen und solche zum Wohle seines eignen Landes zu verwerten, versagt ist und wohl auch bleiben muß. Seine Kenntnis oder, um uns einer amerikanischen Wendung zu bedienen, seine „Notions" (oberflächliche Vorstellungen) von Deutschland sind ganz unklar und philisterhaft. Ihm fehlt jede Grundlage für die Wertschätzung eines Landes, eines Volkes und einer Zivilisation, die er sich mit einer beispiellosen Ueberhebung angemaßt hat, zu beurteilen und zu verurteilen. Deutsche Sprache und Literatur sind für ihn ein Buch mit sieben Siegeln. Man behauptet allerdings, daß seine Bücherei einen Band von Goethe und einen von Heine beherbergt — aber in englischer Uebersetzung. Er hat niemals einen Fuß auf deutschen Boden gesetzt und empfindet alle die bekannten und konventionellen englischen Antipathien, bestärkt durch die gewissermaßen verbitterte Schärfe eines philiströsen und kolonialen Geistes. Diese seine Antipathien sind noch durch die Unterwerfung der Intelligenz Amerikas unter den Zwang des britischen Lügen-, Verlästerungs- und Verhetzungsfeldzugs bis ins Abnorme, Krankhafte gesteigert worden.

Der glückliche Bestand der angelsächsischen Zivilisation scheint Wilson durch einen deutschen Sieg in Frage gestellt zu sein, und seine Ueberzeugung, daß diese Kultur der deutschen überlegen und daß die Vereinigten Staaten in Wahrheit eine angelsächsische Nation seien, scheint durch gewichtige Gegenbeweise

Digitized by Google

nicht zu erschüttern zu sein. So unglaublich es erscheinen mag, liegt es für jeden klarsehenden Amerikaner auf der Hand, daß Wilson von dem wirklichen, heutigen Amerika keine rechte Vorstellung hat. Er scheint sich über die Bedeutung der ernsten Rassenspaltung, über das absolute Uebergewicht der Plutokratie und über die vielen Anzeichen sozialer, wirtschaftlicher und politischer Gefahr und Zersetzung, die für das Amerika von heute bezeichnend sind, keine Rechenschaft abzulegen. Sein Versuch, die alten Ueberlieferungen der Republik mit seiner eignen Auffassung von Demokratie angesichts von Zuständen, die weder dieser noch jenen gerecht werden, in Einklang zu bringen, seine bombastischen Lobreden auf amerikanische Ideale, die zu zerstören er selbst die Hand angelegt hat und die von einer zügellosen käuflichen Presse in den Schmutz gezogen werden, und der Mißerfolg seiner Bemühungen, sein Land in ein gerechtes, gesundes und logisches Verhältnis zu andern Nationen zu bringen, alle diese Umstände sind für die Beschränktheit dieses halsstarrigen Doktrinärs charakteristisch. Seine Donquichotterie, seine trotz in der Einsamkeit geleisteter Gedankenarbeit unbesonnenen Augenblicksstimmungen, die geistige Roheit seiner Noten an Deutschland und Oesterreich-Ungarn, seine überlegt gehässige Auslegung belangloser Einzelheiten, sofern sie den Interessen der Zentralmächte abträglich sein konnte (Dr. Dernburg, Botschafter Dumba, die deutschen Militärattachés, der Fall Gaffney usw.), und schließlich seine krasse Voreingenommenheit zugunsten der Feinde eines befreundeten Landes haben ihm nicht allein die Verachtung der von ihm Geschädigten, sondern auch jener eingetragen, denen er zu helfen suchte. So ist er denn verantwortlich dafür, daß Amerika und die Amerikaner in der Wertschätzung der zivilisierten und halbzivilisierten Welt erheblich gesunken und lächerlich gemacht worden sind, und diesen ihm angetanen Schimpf fühlt jeder denkende und international orientierte Amerikaner auf das empfindlichste.

Die führende Persönlichkeit keines andern Landes hat während des Krieges so oft und so laut gesprochen wie Woodrow Wilson, der erwählte Diener des aus so verschiedenen Bestandteilen zusammengesetzten Volkes Amerikas. Die Gefahren einer fast unbegrenzten Macht in den Händen eines wohlmeinenden, aber irregeführten und mittelmäßigen Mannes, der wohl ein guter Pädagoge und erfolgreicher Rektor einer höheren Schule sein mag, sich aber als ein gefährlicher Demagoge erwiesen und als Präsident einer mächtigen Republik kläglich versagt hat, werden offenbar, wenn man sich das Verhalten Wilsons während des Krieges vor Augen hält. Sogar die negativen Vorzüge eines überzeugten Fanatikers müssen ihm versagt werden, denn eine kritische Prüfung seiner Reden ergibt, daß er seine Meinung von gestern durch seine Meinung von heute umstößt.

Das von ihm angezogene Prinzip und die von ihm befolgte Politik hinsichtlich seines Waffenausfuhrverbots nach Mexiko hat er mit Bezug auf die amerikanischen Kriegsmateriallieferungen an die Entente vollständig auf den Kopf gestellt. Bei dieser Gelegenheit hat der Doktrinär es für gut befunden,

Digitized by Google

sich hinter einen rein technischen Punkt des Völkerrechts zu verstecken und sein Gewissen durch eine betrügerische Beweisführung zu erleichtern."

„Ich bedaure den Mann, der es unternimmt, aus den Leidenschaften seines Mitmenschen Kapital zu schlagen. Ein solcher Mann hat mit dem Ideal Amerikas die Fühlung verloren, denn Amerika wurde geschaffen, um die Menschheit durch solche Leidenschaften zu vereinigen, welche uns erheben, und nicht durch solche, welche uns trennen und erniedrigen."

Wilson aber sah ruhig zu, wie eine an sich edle, wenn auch dünkelhafte Gefühlswallung, die ihn an eine bestimmte Richtlinie des Handelns band, von der amerikanischen Ententepresse in den Schmutz gezogen wurde, ja er selbst ging auf dem Wege der Rassenverhetzung unter den Bürgern des Landes noch einen Schritt weiter wie in seiner aufsehenerregenden Rede im Neuyorker Manhattan Club. Am 31. Januar 1916 beruhigte er seine Hörer in Milwaukee, einer Stadt von ausgesprochen deutsch-amerikanischem Charakter, mit folgenden Worten: „Von vornherein möchte ich irgendwelche Mißverständnisse zerstreuen, die sich bei Ihnen festgesetzt haben könnten. Von einer plötzlichen Krisis kann keine Rede sein. Es ist nichts Besonderes vorgefallen. Ich lege besonderen Wert darauf, zu betonen, daß ich mich der mit meiner Reise in Zusammenhang stehenden Aufgabe nicht auf Grund irgendeiner unerwarteten Lage unterzogen habe." In Des Moines erklärte er am Tage darauf: „Ich kann Ihnen sagen, daß die Leute, welche behaupten, wir müßten uns auf kommende Ereignisse vorbereiten, und zwar sofort, nur die reine Wahrheit sprechen." Man beachte die Warnung militärischer Art neben einem pazifistischen Umgehen der eignen Verantwortlichkeit!

„Ein Mann kann sich in einer Lage befinden, in der ihm sein Stolz verbietet, zu kämpfen. Auch eine Nation kann sich einer Lage gegenübersehen, in der das Recht so überwältigend auf ihrer Seite ist, daß sie sich der Notwendigkeit überhoben fühlt, andre mit Gewalt von ihrem Recht zu überzeugen." So lautet bei einer Gelegenheit seine naive Schlußfolgerung, aber bei der nächsten erklärt er mit komisch-heroischer Geste: „Falls es nötig werden sollte, diese Nation zu verteidigen, dann werden wir sie verteidigen, unbekümmert darum, wer Geld daran verdient oder was es kosten sollte." Gereizt durch die Sticheleien der amerikanischen ententefreundlichen Presse, hat er sich zu unzähligen bissigen Ausfällen gegen Deutschland hinreißen lassen und sich herausfordernd gebärdet im umgekehrten Verhältnis zu dem lächerlichen Risiko, das, wie ihm wohlbekannt, ihm und seinem Volk daraus erwachsen könnte. Im Gegensatz dazu fand er es tunlich, England und Japan gegenüber jenen Ton anzuschlagen, auf den Wilsons pragmatische Philosophie besonders eingestellt ist.

Der Schlachtruf der Wilsonpartei und ihrer Anhänger vor den Wahlen lautete: „Er hat dem Lande den Krieg erspart!" Dieser Wahlschlachtruf ist charakteristisch für die hohle, aber gefällige Phrasendrescherei, die in den Vereinigten Staaten an Stelle von wirklichen Gedanken politischen Dienst verrichten muß und die unwissenden Massen hypnotisiert. Gerade im Gegensatz zu diesem

Digitized by Google

lächerlichen Schlachtruf hat niemand das Land dem Rande des Krieges näher gebracht — und zwar aus dem leichtfertigsten aller Gründe — als Woodrow Wilson. Seine Herausforderung Deutschlands und seine schlechtverhüllte Streitsucht waren auf direkte und positive Wirkung berechnet, aber seine vorbeugenden Maßregeln, falls sie überhaupt diesen Namen verdienen, waren rein negativ und passiv. Fast könnte man behaupten, daß er sich geweigert hat, auch nur das geringste zu unternehmen, um Verwicklungen mit Deutschland zu vermeiden. Er hat es nicht einmal für gut befunden, einer verlogenen, bestochenen und tollgewordenen Presse Einhalt zu tun. Deutschlands Langmut und versöhnlicher Haltung allein gebührt das Verdienst, welches Wilson und seine Anhänger für sich in Anspruch nehmen möchten. Ein Mann wie der politische Rowdy Roosevelt wäre natürlich den Versuchungen der Kriegshetzer und dem Trieb seiner eignen Neigungen eher unterlegen, aber der Unterschied zwischen beiden Männern ist nur ein verhältnismäßiger. Denn beide sind im Grunde von gleicher Sinnesart, die nur nach Grad und Ausdruck abgestuft sind. Und diese Sinnesart ist aus einer maßlosen nationalen Eitelkeit und einem Gefühl der materiellen Größe geboren. Diese Sinnesart kommt in der Form von ebenso volkstümlichen wie platten Schlagwörtern zum Ausdruck wie „Ehre", „Freiheit", „Rechte" usw., an denen sich die breiten und gedankenlosen, um nicht zu sagen unwissenden Massen berauschen. Dies ist das Gift, welches den Riesen der Neuen Welt mit dem Hirn eines frühreifen und perversen Kindes bis zur Raserei treiben kann.

Die ex cathedra erlassene Wilsonsche Friedensnote und der darauffolgende impulsive und gefährliche Abbruch der Beziehungen zu Deutschland sind ein weiterer offenkundiger Beweis für den trostlosen Zwiespalt in dieses Mannes Seele. Er zeigt uns den schwächlichen Charakter, der, unter dem Druck der Gewalten, deren Weiterwirkung weder seine Klugheit noch sein Billigkeitssinn gewachsen sind, unter seinem eignen Obskurantismus und seinen eignen Vorurteilen zusammenbricht.

In dem Präsidenten der Vereinigten Staaten findet ein weiteres psychologisches Gesetz seine Erfüllung, nach welchem man den Mann oder die Nation haßt, denen man Unrecht angetan hat.

Reißend und tragisch hat sich der Absturz der großen Republik in den Schlund der politischen Verderbtheit vollzogen, den Britannien und seine amerikanischen Mitverschworenen vorbereitet hatten. „Schwach sein heißt elend sein!" läßt Milton den gefallenen Satan verzweifelt ausrufen. Aber die Nachkommen eines erwachenden Amerika werden einst von dem Mann, der seine Macht gegen den Schwachen oder den gegen eine erdrückende Uebermacht Ringenden mißbraucht, aber der sich selbst von Stärkeren mißbrauchen läßt, von dem kleinlichen Schiedsrichter, in dessen Händen eine entsetzliche Verantwortlichkeit geruht hat, so urteilen: „Schwach sein heißt Verbrecher sein!"

Digitized by Google

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

VII

Unter allen Vorwürfen, die Bismarck gegen die Politik seines Nachfolgers erhoben hat, wiegt keiner schwerer, als der, daß Caprivi die fortschreitende Annäherung zwischen dem russischen Zarentum und der französischen Republik, in der wir ja den ersten und eigentlichen Keim des heutigen Weltkrieges erblicken müssen, verschuldet habe. Unter Bismarck selbst war diese Annäherung nicht über schwache Ansätze hinausgediehen. In seiner großen Reichstagsrede vom 11. Januar 1887 vermochte Bismarck noch zu konstatieren: „Ich glaube nicht, daß man von russischer Seite nach Bündnissen sucht, um in Verbindung mit andern uns anzugreifen, oder daß man von Schwierigkeiten, die wir von andrer Seite haben könnten, den Gebrauch machen würde, uns mit Leichtigkeit anzugreifen." Auch in der Reichstagsrede vom 6. Februar 1888 konnte Bismarck von neuem sagen: „Ich gehe so weit in meinem Vertrauen, daß ich überzeugt bin, selbst dann, wenn wir durch irgendeine explosive Erscheinung in Frankreich, die niemand vorher berechnen kann, uns in einen französischen Krieg verwickelt fänden, der russische nicht unmittelbar folgen würde." Der Altreichskanzler durfte in dem welthistorischen Moment, wo das deutsch-österreichische Bündnis vom Jahre 1879 aller Welt enthüllt wurde, so sprechen, nicht bloß aus der genauen Kenntnis Kaiser Alexanders III. heraus, zu dem Bismarck stets in einem besonderen Vertrauensverhältnis gestanden hat, auch nicht bloß aus der nüchternen Erwägung heraus, daß ein Krieg zwischen Deutschland und Rußland in Wahrheit weder Sinn noch Zweck habe, sondern auf Grund bestimmter Vertragsverhältnisse: jenes bekannten Rückversicherungsvertrages vom Jahre 1884, der beide Länder verpflichtete, daß, wenn eines von ihnen angegriffen werde (also z. B. Deutschland von Frankreich), das andre wohlwollend neutral bleiben solle. Dieser Rückversicherungsvertrag aber, der gerade im Jahre 1890, kurz nach Bismarcks Entlassung zur Erneuerung stand, ist von Caprivi ohne Not fallen gelassen, obwohl Rußland zur Fortsetzung der „gegenseitigen Assekuranz" bereit war. Nimmt man dazu die gleichzeitige Annäherung des „neuen Kurses" an England, die in dem Abkommen vom 1. Juli 1890 ihren Ausdruck fand, und die „polonisierende Aera", die durch die Namen v. Stablewski und v. Koscielski bezeichnet wird, so begreift man, daß der russische Draht, auf dessen Erhaltung Bismarck allezeit so großes Gewicht gelegt hatte, nach seiner Entlassung sich immer mehr lockerte. „So entstand," mit diesen Worten hat Bismarck bei einem späteren Rückblick die Folgen mit lapidarer Kürze zusammen-

Digitized by Google

gefaßt, „Kronstadt mit der Marseillaise und die erste Annäherung zwischen dem absoluten Zarentum und der französischen Republik, unsrer Ansicht nach ausschließlich durch die Mißgriffe der Caprivischen Politik herbeigeführt. Dieselbe hat Rußland genötigt, die Assekuranz, die ein vorsichtiger Politiker in den großmächtlichen Beziehungen Europas gern nimmt, in Frankreich zu suchen.“ [1])

Wir müssen es dahingestellt sein lassen, ob die Schuld für die verhängnisvolle Entwicklung der politischen Lage seit Bismarcks Entlassung wirklich ausschließlich Caprivi trifft. Bismarck hat doch kaum genug in Rechnung gestellt, daß die große panslawistische Strömung in Rußland, deren Aufschwung schon seit den achtziger Jahren datiert, die Regierung immer mehr in die Richtung des Anschlusses an Frankreich drängen mußte. Er hat auf der andern Seite vielleicht auch die Schwierigkeiten unterschätzt, die es für jeden andern deutschen Staatsmann haben mußte, die komplizierte doppelpolige Politik, die er selbst auch nach der Option für Oesterreich (1879) mit vollendeter Meisterschaft durchgeführt hatte, so zu handhaben, daß Deutschland sich nicht schließlich zwischen zwei Stühle setzte. Der Vorwurf wird freilich Caprivi nicht erspart bleiben können, daß, wenn schon einmal die gegenseitige Assekuranz zwischen Deutschland und Rußland fallen ließ, er nicht um so mehr alles aufgeboten hat, um mit Rußland auf möglichst gutem Fuße zu bleiben. Seine Aeußerungen aus den Jahren 1890 und 1891 lassen doch darauf schließen, daß er die naheliegende Gefahr einer Annäherung zwischen Rußland und Frankreich gar zu sehr auf die leichte Achsel nahm. Es sei nur an die bekannte Osnabrücker Rede Caprivis vom 27. September 1891 erinnert, nach der er in dieser Annäherung nur die „Feststellung eines europäischen Gleichgewichts, wie es früher bestanden habe“, sehen wollte! Auch im Reichstage hat Caprivi (27. November 1891) einen sehr unbegründeten Optimismus zur Schau getragen: die Regierung sehe in dem Besuche der französischen Flotte in Kronstadt, bei dem Zar Alexander an Bord des französischen Admiralschiffs die Marseillaise stehend anhörte, nicht den mindesten Grund, sich mehr zu beunruhigen, als man es etwa vor Kronstadt getan habe; er glaube nicht, daß durch die Kronstädter Entrevue — der in Wahrheit die Unterzeichnung des französisch-russischen Bündnisses auf dem Fuße folgte! — der Krieg mit zwei Fronten auch nur um einen Zoll nähergerückt sei.

Der Fehler Caprivis lag, wenn wir recht sehen, darin, daß er die politische Gesamtsituation, ihre Gefahren und ihre Heilmittel nicht mit den Augen des Staatsmannes, der er nie war, sondern nur mit denen des Militärs maß. Er war nicht blind für die Minderung der politischen Assekuranz, die fast automatisch mit seiner Amtsführung einsetzte, er glaubte sie aber durch eine entsprechende Mehrung der militärischen Assekuranz ausgleichen zu können. Schon seit den ersten Tagen seiner Kanzlerschaft hat er sich mit dem Plane einer Militärvorlage großen Stiles getragen. Sie wurde 1890 zurückgestellt, weil keine Aussicht

[1]) Hofmann, Fürst Bismarck, II, 373.

Digitized by Google

schien, sie im Reichstage durchsetzen zu können; sie wurde aber 1891, im unmittelbaren Zusammenhange mit der augenfälligen Annäherung zwischen Rußland und Frankreich angekündigt und im Herbst 1892 auf der Basis eingebracht, daß die große Verstärkung der Heeresmacht — um fast 85000 Mann — dem Reichstage durch die Konzession der zweijährigen Dienstzeit mundgerecht gemacht werden sollte.

Wenn die Militärvorlage, die Caprivi am 23. November 1892 mit einer großen Rede begründete, von vornherein eine wenig günstige Aufnahme, sowohl bei den rechts- wie bei den linksstehenden Parteien des Reichstags fand, so war es zum guten Teil Caprivis eigne Schuld, dessen Auslassungen doch in gar zu starkem Widerspruch zu seinen früheren Auslassungen standen. Jetzt hieß es auf einmal: „Ich glaube, gegen die Erwägung, daß wir mit dem Kriege mit zwei Fronten zu rechnen gezwungen sind, läßt sich schwer etwas einwenden, und ich darf mich auf die Ausführungen meiner militärischen Herrn Kollegen beziehen, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß wir dem nicht gewachsen sind." Hatte Caprivi noch 1891 die auswärtigen Verhältnisse in rosenfarbenem Licht geschildert, so malte er jetzt grau in grau; hatte er 1891 die Rage des nombres, die militärische Zahlenwut verspottet und betont, solange die deutsche Armee so gut bleibe, wie sie derzeit sei, komme ihr keine in der Kriegführung gleich, so sagte er jetzt mit dürren Worten heraus: wir sind zu schwach, zu alt und zu lose in bezug auf unsre Kriegsorganisation, und wir wollen verstärken, verjüngen und verbessern; hatte er 1890 endlich die prinzipiellen Bedenken gegen eine Verkürzung der Dienstzeit aufs stärkste betont, so sprach er jetzt die Ansicht aus, daß man die zweijährige Dienstzeit ohne Schaden werde durchführen können.

Noch mehr verdarb Caprivi die Situation, als er am 11. Januar 1893 in der Kommission für die Beratung der Militärvorlage seine politischen und militärischen Offenherzigkeiten bis zur Ungeschicklichkeit steigerte, und sie noch dazu in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" publizieren ließ. Es hieß in der amtlichen Darstellung u. a.: „„Der Reichskanzler erörtert das Streben Rußlands nach Konstantinopel und die Möglichkeit und Chancen eines Angriffs der Russen gegen die Türkei. Man sage neuerdings, der Weg über den Balkan gehe nicht mehr allein über Wien, sondern auch durch das Brandenburger Tor. Bei der Freundschaft Frankreichs mit Rußland müsse man auf einen Krieg nach zwei Fronten gefaßt sein ... Höchst wahrscheinlich bestehen militärische Abmachungen für Land und Wasser zwischen Frankreich und Rußland ... Der Hauptstoß der Gegner von beiden Seiten würde jedenfalls gegen Deutschland als die stärkste Macht des Dreibundes gerichtet sein. Für uns würde erfahrungsmäßig die Offensive geboten sein. Ganz besonders sei unsre lange Ostgrenze ohne natürliche Verteidigung und nur durch Offensive zu halten, Deutschland und der Dreibund seien aber nicht in der durch die Offensive erforderten Uebermacht, sondern in der Minorität. Die Anwendung der sog. „inneren Linie", von der aus man abwechselnd nach beiden Seiten operiere, sei für Deutschland nicht zulässig; wir können nicht erst bis Paris gehen und dann gegen Ruß-

Digitized by Google

land . . . Die Politik brauche nicht nur Siege, sie brauche schnelle Siege. Schnelle Erfolge seien auch erforderlich mit Rücksicht auf die Bundesgenossen und auf die Neutralen. Die Politik erfordere auch kurze Kriege; endlich müsse die Politik wünschen, daß der Erfolg nachhaltig sei, um auf lange Jahre die Erneuerung des Krieges zu verhüten. Alle diese Vorteile seien aber nur durch die Offensive zu erreichen. Die dazu berufenen Männer seien von der Ueberzeugung durchdrungen und erklären, daß die bisherigen Mittel nicht mehr genügen im Verhältnis zu der gewachsenen Stärke der Gegner; darum haben die verbündeten Regierungen die Militärvorlage an den Reichstag gebracht."

Diese Aeußerungen Caprivis können das Urteil, daß er wohl ein guter Soldat, aber das volle Gegenteil eines guten Diplomaten und Staatsmannes gewesen sei, nur erhärten. Seine militärischen Ausführungen haben zweifellos in vieler Beziehung den Nagel auf den Kopf getroffen; durch die Erfahrungen des Weltkrieges sind sie, obwohl dieser ja alle Voraussetzungen mehr oder weniger über den Haufen geworfen hat, in eine neue und eigne Beleuchtung gerückt worden. Aber mußte nicht Caprivis unbedachte Offenherzigkeit in Paris und Petersburg den ganz falschen Eindruck nahelegen, als ob den letzten Hintergrund der Militärvorlage eine politische und militärische Offensive bilde? Mußte eine solche Vorstellung nicht zur Folge haben, daß Frankreich und Rußland, die eine Bismarcksche Politik möglichst auseinanderzuhalten gesucht hätte, um so näher aneinanderrückten? Tatsächlich haben die Ergüsse Caprivis damals in der diplomatischen Welt den peinlichsten Eindruck gemacht. Wie uns Kardorff erzählt, hätte der russische Botschafter in Berlin, General Graf Schuwalow, unmittelbar nachher in den derbsten Ausdrücken über Caprivi sein Herz ausgeschüttet: er habe seit acht Jahren gearbeitet, um die deutsch-russischen Beziehungen möglichst zu bessern; jetzt habe Caprivi mit einem Schlage alles verdorben. Kardorff selbst, dessen politisches Auge sich in dem nahen Umgang mit Bismarck geschärft hatte, war von der Ungeschicklichkeit Caprivis wie konsterniert; er greift jetzt in seinen Briefen zu den stärksten Worten. Man kann sich danach denken, wie erst ein Bismarck über diese Episode gedacht haben mag!

Haben Bismarck und Kardorff in der vernichtenden Schärfe ihres Urteils über den Staatsmann Caprivi sicherlich vollkommen übereingestimmt, so besteht in ihrer Haltung gegenüber der Militärvorlage doch ein gewisser Gradunterschied. Bismarck leugnete in den Gesprächen, die er über die Militärvorlage u. a. mit Dr. Hans Blum geführt hat, wie in zahlreichen von ihm inspirierten Artikeln der „Hamburger Nachrichten" durchaus die Notwendigkeit der Vorlage. Er wollte weder an die angeblich gesteigerte Kriegsgefahr glauben, noch fand er, daß man ihr, wenn man sie schon einmal zugebe, zweckmäßig in der vorgeschlagenen Weise, durch eine starke Vermehrung des Heeres, bei Herabsetzung der Dienstzeit, mit andern Worten durch quantitative Vermehrung bei qualitativer Verschlechterung begegne. Die Mängel der bestehenden militärischen Einrichtungen gab Bismarck freilich zu; nur fand er sie nicht in einer zu kleinen Mannschaftszahl, sondern in einer zu geringen Zahl

Digitized by Google

von Unteroffizieren, Offizieren und Friedenspferden, zumal der Artillerie. Sein Rat ging dahin, daß der Reichstag nicht etwa die ganze Vorlage ablehne, sondern sich bereit erkläre, den wirklich vorhandenen Mängeln der Heeresverfassung abzuhelfen.

Auch in Kardorffs Bedenken gegen die Militärvorlage spielte die qualitative Verschlechterung des Heeres durch die zweijährige Dienstzeit eine große Rolle; mit Nachdruck erinnerte er in seiner Reichstagsrede vom 30. November 1892 daran, daß der alte Kaiser Wilhelm und seine militärischen Paladine mit eiserner Zähigkeit an der dreijährigen Dienstzeit festgehalten hätten. Kardorff befürchtete auch — wieder im Einklang mit Bismarck —, daß die zweijährige Dienstzeit nur der erste Schritt auf der schiefen Ebene zu einer weiteren Herabsetzung sein werde. Auf der andern Seite war aber Kardorff so gerecht, die mancherlei Vorzüge der Vorlage hinsichtlich der militärischen Organisation bereitwillig anzuerkennen; ja er war unbefangen genug, um zuzugeben, daß die „durchaus sachliche und ruhige Auseinandersetzung des gegenwärtigen Herrn Reichskanzlers in der Militärkommission" einen Teil seiner Bedenken beseitigt habe. Vor allem hielt sich Kardorff im Gegensatz zu Bismarck von der Notwendigkeit einer starken Heeresvermehrung nach den Darlegungen Caprivis überzeugt. Er hat denn auch bei der entscheidenden Abstimmung (6. Mai 1893) über den von der Regierung akzeptierten Vermittlungsantrag des Zentrumsabgeordneten v. Huene, der der Regierung zirka 13 000 Mann weniger bewilligte, trotz seiner noch immer nicht ganz beschwichtigten Bedenken mit „ja" gestimmt; ebenso bei der Gesamtabstimmung über die nach der Reichstagsauflösung im Sinne der Hueneschen Anträge neu eingebrachte Vorlage (15. Juli). Er konnte jetzt, wie er vor der Schlußabstimmung aussprach, viel leichteren Herzens für die Vorlage stimmen, da ihn das Zeugnis „eines der wenigen ganz hervorragenden Heerführer aus dem letzten glorreichen Kriege von 1870" hinsichtlich seiner früheren Bedenken vollends beruhigt habe. Auch Graf Herbert Bismarck, der bei den Neuwahlen von 1893 in den Reichstag eingetreten war, hat sich gleich Kardorff für die Militärvorlage ausgesprochen, obwohl er noch einmal starke Zweifel zum Ausdruck brachte. Fast scheint es ja, als ob der alte Bismarck selbst von seiner anfänglichen Opposition gegen die Militärvorlage aus nationalen Gründen Abstand genommen hätte; wenigstens hat er nach ihrer Wiedereinbringung Schweigen bewahrt. In einer Frage des nationalen Ansehens, und dazu hatte sich die Militärvorlage zumal nach den Neuwahlen doch in eminentem Sinne gestaltet, konnte schließlich auch ein Bismarck, was immer er auf dem Herzen haben mochte, nicht mit seinen Getreuen abseits stehen. Keiner hat damals die zwingende Gewalt des nationalen deutschen Gefühls, das alle Bedenken überwindet, in schönere und wirkungsvollere Worte — Worte, die auch wie für den heutigen Tag gesprochen erscheinen — gekleidet als Kardorff.

„Deutschland," so schloß er seine Ausführungen am 15. Juli, „hat seine große Stellung als Weltmacht wie im Fluge erobert; das deutsche Kaiserreich, der Traum aller besten deutschen Herzen und Köpfe, ist wie im Fluge geschaffen

Digitized by Google

durch die Tapferkeit unsrer Armee, durch die Weisheit unsrer Fürsten und durch das gewaltige Geschick des großen Staatsmannes, der früher unsre Geschicke lenkte, des Fürsten Bismarck. Aber wir haben in der Geschichte wiederholt nach solchen Perioden eines glücklichen Aufschwungs der Nation einen jähen Niedergang erlebt ... Also haben wir die ernste Aufgabe, uns zu hüten, daß wir nicht zurückkommen, sondern daß wir vorwärtsgehen. Man hat im landläufigen Leben oft die Redensart gebraucht: Es ist leichter, ein Vermögen zu erwerben als es zu erhalten. Wir haben auch ein großes Vermögen jetzt zu erhalten; diese Aufgabe ist die schwerere vielleicht gegenüber der zurückliegenden Aufgabe, die darin bestand, es zu erwerben; es ist die schwerere Aufgabe; sie kann aber gelöst werden, wenn wir in treu nationalem, deutschem Gefühl uns vereinigen. Und ich denke, das sollten wir tun; wir wollen die Parteiunterschiede, die unter uns liegen, möglichst vergessen, und suchen, die Gesetzgebung so zu gestalten, daß sie das deutsche Volk nach allen Richtungen befriedigen könne. Dann wird eine Stärkung des nationalen Gefühls und eine Stärkung des monarchischen Gefühls eintreten, zu dessen Stärkung ich die Annahme dieser Militärvorlage als die erste Etappe ansehe."

*

Die Briefe Kardorffs aus der Zeit vom Herbst 1892 bis zum Sommer 1893 gewähren uns fesselnde Einblicke in den Kampf um die Militärvorlage, bei dem das Zünglein der Wage auf und nieder schwankte bis zur Ablehnung der Huenescheu Vermittlungsvorschläge und zur Auflösung des Reichstages, und nach den Neuwahlen wieder bis zur endgültigen Annahme am 15. Juli.

Neben den Briefen Kardorffs an seine Frau finden sich wieder Briefe an und von Bismarck; unter letzteren mag auch ein bereits bekannter Brief des Fürsten, der auf die Frage seiner Haltung beim Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 zurückgreift, als im Zusammenhang unentbehrlich neu abgedruckt werden. Zu den Briefen Kardorffs an den Fürsten Bismarck treten jetzt auch solche an Herbert Bismarck in den Kreis unsrer Veröffentlichung. Kardorff, der seit dem Eintritt Herbert Bismarcks in den Reichstag immer mehr zu einem seiner nächsten Vertrauten wurde, ließ es sich angelegen sein, wie den Vater, so auch den Sohn über die jeweilige parlamentarische und innerpolitische Situation auf dem laufenden zu erhalten. Manchen aufschlußreichen Brief verdanken wir diesem Streben. Mit besonderem Interesse verfolgt man in den diesmaligen Briefen, wie die Persönlichkeit Miquels immer mehr in den Vordergrund der politischen Arena trat. Es war nicht Kardorff allein, der damals in Miquel den gegebenen Nachfolger Caprivis erblicken wollte.

24. November 1892.

Am Mittwoch muß ich zum Etat reden; dabei wird aber hauptsächlich die Militärvorlage verhandelt werden. Ich hoffe, hinter Eugen Richter zu sprechen, gegen dessen Auffassung (verfassungsmäßige zweijährige Dienstzeit durch Aende-

Digitized by Google

rung des Verfassungsartikels, jährliche Bewilligung der Präsenz durch den Reichstag usw.) ein ziemlich leichtes Argumentieren ist. Hoffentlich greift er Bismarck an.

Caprivis Rede von gestern[1]) war nur im Anfang, wo er die Emser Vorgänge klarstellt, interessant und in diesem Teil auch gut gelungen. Nachher hatte man, je länger er sprach, um so mehr das Gefühl seiner Unzulänglichkeit. Ob der Reichstag die Militärvorlage bewilligt, ist noch nicht abzusehen. Verlegt sich Caprivi aufs Handeln, so wird ihn der Kaiser fallen lassen, und wenn er es nicht tut, wird er unmöglich eine Majorität bekommen.

*

Ohne Datum; Anfang Dezember 1892.

Es wird eine große bimetallistische Agitation für den Brüsseler Kongreß[2]) betrieben, und Miquel hat sich nach längeren Unterredungen mit Arendt auf unsre Seite gestellt, kontra Maltzahn[3]) und Koch (Bankpräsident)[4]). Mit letzterem soll ich heute eine Unterredung haben. Schlägt der Versuch fehl, die Regierung zu einer andern Stellung in der Währungsfrage auf dem Brüsseler Kongreß zu bringen,[5]) so fällt die Militärvorlage vermutlich ganz, denn es wird sich bei derselben um wenige Stimmen handeln.

Miquel ist wild gegen Caprivi; der letztere wird immer mehr als unzulänglich erkannt. Auf Bismarck bin ich nicht zu sprechen gekommen, weil ich vorher verständigt war, Richter wolle ihn nicht angreifen. Er hat im Gegenteil ihn gelobt und seine Diplomatie mit der Caprivischen verglichen.[6]) Richter sprach überhaupt vernichtend gegen Caprivi, sehr zum Schrecken seiner Freunde, die, wie Rickert, Barth usw., nichts mehr fürchten als den Rücktritt Caprivis.

---

[1]) Am 23. November hatte der Reichskanzler v. Caprivi die Militärvorlage mit einer großen Rede eingebracht, in deren Verlauf er gegenüber der Behauptung des „Vorwärts", Bismarck habe die Emser Depesche gefälscht, den genauen Sachverhalt aktenmäßig darlegte.

[2]) Im November 1892 hatte eine neue internationale Münzkonferenz in Brüssel zu tagen begonnen, die aber im wesentlichen ergebnislos verlief.

[3]) Staatssekretär des Reichsschatzamts v. Maltzahn-Gültz.

[4]) Reichsbankpräsident Koch.

[5]) Kardorff selbst sprach in seiner Reichstagsrede vom 30. November die dringende Bitte aus, daß die Reichsregierung auf der Brüsseler Konferenz doch eine andre Richtung einnehmen möge, als sie bisher eingenommen habe.

[6]) Richter ironisierte in seiner Rede vom 30. November, die in der Tat eine vernichtende Kritik an Caprivi übte, u. a. dessen Wort von der militärischen Suprematie, die Deutschland 1870 über Europa besessen hätte, indem er an Bismarcks kluge Diplomatie erinnerte: „Neben einer militärischen Suprematie wäre ja auch eine kluge Diplomatie gar nicht erforderlich gewesen. Und doch war dieselbe erforderlich, um auch nur das Gleichgewicht aufrechterhalten zu können. Eine militärische Suprematie über Europa glauben wir auch gar nicht berechtigt zu sein anzustreben; eine Suprematie der Art würde der Gleichberechtigung und dem Selbstbestimmungsrecht der europäischen Völker widerstreben." Ebenso betonte Richter gegenüber der Art, wie Caprivi die Wehrkräfte des Dreibundes beurteilte, das Verdienst Bismarcks, den Dreibund errichtet zu haben.

Digitized by Google

Boetticher ist um den Finger zu wickeln. In dem Viehseuchengesetz schickte er zu der von mir eingeladenen freien Kommission[1]) zwei Regierungskommissare, was sonst bei freien Kommissionen nie geschieht, und er wird eine Gesetzesvorlage ganz so machen, wie wir sie haben wollen.

Die Militärvorlage wird die Ablehnung aller Marineforderungen nach sich ziehen, und das wird, wie ich denke, den Kaiser ganz ärgerlich auf Caprivi machen.

*

23. Dezember 1892.

Die Stimmung über die Militärvorlage scheint im ganzen für die völlige Verwerfung zu sein. Von uns sind Stumm, Keudell[2]) und Hatzfeldt[3]) dafür, die andern bis jetzt dagegen. Der Freisinn gibt sich die größte Mühe, um Caprivi zu halten und denselben noch zu weiteren Konzessionen zu drücken: einjährige Etatsperioden, Einstellung der zweijährigen Dienstzeit in die Verfassung usw. Ich hoffe, daß er auf diese Konzessionen hineinfällt ... Das Zentrum bemüht sich gleichfalls, regierungsfreundlich zu sein, desgleichen die Polen. Die Deutschkonservativen sind geteilt; die Nationalliberalen bis jetzt dagegen. Ich rechne noch immer mit Zuversicht auf Verwerfung der Vorlage und Caprivis Sturz.

*

10. Januar 1893.

Der Reichstag ist sehr leer. In der Budgetkommission wurde heute der von dem Minister Boetticher neu geforderte Direktor abgelehnt.

Mit dem Kaiserdenkmal wird nichts zu machen sein. Leider hat sich der Reichstag in einem früheren Beschlusse so engagiert, daß er nicht mehr zurück kann;[4]) aber sonst wird fest gestrichen werden. Podbielski[5]) verlangt im Miliär-

[1]) Kardorff wirkte auf eine Abänderung der ungenügenden Bestimmungen des Viehseuchengesetzes vom 23. Juni 1880 hin, die aber erst durch das Gesetz vom 1. Mai 1894 erreicht wurde.

[2]) Botschafter a.D. Robert v. Keudell, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Stralsund-Rügen.

[3]) Fürst von Hatzfeldt-Trachenberg, seit 1900 Herzog zu Trachenberg, Fürst von Hatzfeldt; 1878 bis 1893 Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Militsch-Trebnitz. Von den drei genannten Mitgliedern der Reichspartei trat insbesondere der Freiherr v. Stumm eifrig für die Militärvorlage und für Caprivi ein. Vgl. seine Reichstagsrede vom 13. Dezember 1892 und seine Wahlrede zu Neunkirchen vom 22. Mai 1893. „Die Reden des Freiherrn C. F. v. Stumm-Halberg", herausgegeben von A. Tille, VII, 259 ff., 311 ff.

[4]) Es handelt sich um das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin. Bekanntlich hatte der Reichstag am 2. Juli 1890 auf den Antrag der Reichsregierung, demzufolge das Nationaldenkmal auf dem durch Niederlegung der Gebäude an der Schloßfreiheit entstehenden Platze errichtet werden sollte, beschlossen, die ganze Angelegenheit der Entschließung des Kaisers anheimzugeben. Gegen das von Reinhold Begas im Januar 1893 hergestellte neue Modell hatte Kardorff, der in künstlerischen Dingen ein fein ausgebildetes, selbständiges Urteil besaß, viel einzuwenden.

[5]) Viktor Podbielski, der spätere Staatssekretär des Reichspostamts und Landwirtschaftsminister, 1893 bis 1897 Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Westprignitz.

Digitized by Google

etat 18 Millionen, Fritzen[1]) im Marineetat 16 Millionen Streichungen. Ferner werden alle neu geforderten Unterstaatssekretäre glatt gestrichen werden.

Dem alten Bismarck soll es nicht ganz gut gehen. Husten, neuralgische Schmerzen und allgemeine Apathie.

Sehr scherzhaft war die Geschichte von der plötzlichen Ernennung eines neuen Kanzlers in Kamerun (ein Herr v. Natzmer), der sich dem erstaunten Caprivi vorstellte. Dieser hatte doch in diesem Falle den Mut, die Kabinettsfrage zu stellen, worauf der Betreffende wieder in sein Regiment verschwand.

*

12. Januar 1893.

Gestern abend habe ich in der Militärkommission hospitiert, wo Caprivi eine lange Rede hielt, über welche die Meinungen außerordentlich geteilt sind. Die einen bewunderten sie als Meisterstück, weil er den Nachweis geführt habe, daß wir uns von Frankreich trotz seiner Minderzahl von zwölf Millionen Einwohnern hätten überflügeln lassen und darum die Armeevermehrung nur in der vorgeschlagenen Weise machen könnten. Die andern, zu denen ich gehöre, denken ganz umgekehrt, daß er politisch sehr taktlos gesprochen, Rußland uns noch mehr verfeindet, und daß er die dreijährige Dienstzeit ganz ohne Not preisgegeben habe. Der Dreibund muß nach seinen Ausführungen keinen Schuß Pulver wert sein.[2]) Aber wozu dann die Geschenke der Handelsverträge an Oesterreich und Rußland? Wozu vor zwei Jahren die Versicherung, man werde die dreijährige Dienstzeit nie[3]) aufgeben?

Die Chancen für die Militärvorlage sind dieselben geringen wie bisher. Die Nationalliberalen verlangen eine Reduktion der Forderungen auf die Hälfte, und das will Caprivi unter keinen Umständen zugeben. Das Zentrum will gar nichts bewilligen. Der Freisinn würde vielleicht zur Hälfte für die nationalliberalen Vorschläge stimmen.

Heute hat Stumm sehr gut in der Sozialisteninterpellation[4]) gesprochen; ich hatte ihm wegen des Saarstreiks den ersten Platz überlassen. Morgen werde ich reden, und zwar sehr deutlich. Stumm hat Berlepsch fest angegriffen;

---

[1]) Provinziallandesrat a. D. Aloys Fritzen, bekannter Zentrumsabgeordneter.

[2]) Vgl. den offiziellen Bericht über die Kommissionsverhandlungen in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 12. Januar, wiedergegeben auch in der übrigen Presse und u. a. in Schultheß' „Europäischem Geschichtskalender 1893", S. 2 f.

[3]) Ganz so unbedingt hat sich wohl Caprivi nicht geäußert; in seiner Reichstagsrede vom 16. Mai 1890 hieß es nur: von einer prinzipiellen Verkürzung der Dienstzeit könne nicht die Rede sein; in der Reichstagsrede vom 24. Juni: „Die verbündeten Regierungen sind zurzeit nicht in der Lage, auf eine Verkürzung der Präsenzzeit einzugehen."

[4]) Vom 12. bis 14. Januar fand im Reichstag die Besprechung der von den sozialistischen Abgeordneten Auer, Singer und Genossen eingebrachten Notstandsinterpellation statt, die wesentlich durch den Streik der Bergarbeiter im Saar- und Ruhrrevier verursacht wurde. Die Rede Stumms siehe Sten. Ber. 1892/93 I, 438 ff.; Kardorffs Rede (vom 14.) daselbst S. 483 ff.

Digitized by Google

derselbe antwortet eben, bis jetzt ziemlich matt ... Man glaubt im ganzen noch immer an eine Reichstagsauflösung in ungefähr vier Wochen.

*

15. Januar 1893.

Die Taktlosigkeiten Caprivis in seinen Kommissionsäußerungen über Frankreich, Rußland, Dänemark, die, um das Ungeschick noch zu vergrößern, möglichst entstellt, d. h. schlimmer, wie sie tatsächlich gemeint waren, in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", also einem offiziellen Blatte standen, obwohl sie als ganz diskrete und vertrauliche bezeichnet waren, haben einen wahren Sturm der Entrüstung in der ganzen Diplomatie hervorgerufen.[1]) Schuwalow[2]) soll ganz wild sein und hat dem Erbprinzen Christian Kraft[3]) in den derbsten Ausdrücken über Caprivi sein Herz ausgeschüttet. Er habe seit acht Jahren gearbeitet, um die russisch-deutschen Beziehungen möglichst zu bessern, aber sein ganzes Werk sei jetzt verloren usw.

Allmählich überzeugen sich immer mehr Leute von der Borniertheit Caprivis.

Schweninger sagte mir, daß Bismarck es sehr gern sehen würde, wenn ich ihn einige Tage besuchte, aber ich kann nicht gut hin vor drei Wochen ...

Nach einem Diner bei Bleichröder hatte ich eine lange politische Unterredung mit Boetticher, der mir einen sehr gedrückten Eindruck machte. Henckel war entzückt, daß ich in meiner Rede die Legende zerstörte, daß Bismarck das durch die Dummheit der Deutschkonservativen gefallene Sozialistengesetz absichtlich zu Fall gebracht habe (es war das bekannte Helldorffsche Mißverständnis,[4]) der selbst die törichte pessimistische Politik treiben wollte).

Stumms Bruder, der frühere Botschafter,[5]) hält fest zu Bismarck. Er hat seinen Abschied eingereicht, weil er unter Caprivi nicht mehr dienen wollte. Er beklagt das Pronunziamento seines Bruders kontra Bismarck.[6])

*

[1]) Vgl. oben die Bemerkung zu Kardorffs Brief vom 12. Januar.

[2]) Der russische Botschafter General P. A. Graf Schuwalow.

[3]) Erbprinz August Karl Christian Kraft zu Hohenlohe-Oehringen, später Fürst zu Hohenlohe-Oehringen, Herzog von Ujest.

[4]) Kardorff war in seinen Ausführungen anläßlich der Notstandsdebatte (14. Januar) auch auf den Fall des Sozialistengesetzes im Jahre 1890 zu sprechen gekommen. Er bemerkte u. a.: „Eigentlich ist ja, wenn man will, das Gesetz durch eine Art Mißverständnis zu Fall gekommen. Die Herren von der Deutschkonservativen Partei haben das Gesetz fallen lassen, wie sie glaubten, auf Wunsch des Fürsten Bismarck. Ich habe gelegentlich den Fürsten Bismarck selbst danach gefragt und kann versichern, daß er auf das positivste, und zwar mit einer gewissen Heftigkeit geleugnet, irgendeine solche Aeußerung getan zu haben. Er sagte, er müsse vollständig mißverstanden sein, und richtete schließlich die Frage an mich: „Sie kennen mich fünfundzwanzig Jahre; halten Sie mich für so töricht, eine solche pessimistische Politik zu treiben?" Vgl. „Deutsche Revue", Dezember-Heft 1916, S. 277, Anm. 3, und weiter unten die Bemerkung zu Kardorffs Brief an Bismarck vom 19. Januar 1893.

[5]) Freiherr Ferdinand v. Stumm, seit 1879 Botschafter in Madrid, hatte 1890 seinen Abschied genommen.

[6]) Gemeint ist wohl Stumms Reichstagsrede vom 13. Dezember 1892, die sich zwar

Digitized by Google

Ohne Datum, zirka 17. Januar 1893.

Miquel begrüßte mich eben sehr herzlich und freundschaftlich à conto meiner Haltung gegen Caprivi, wie ich annehme. Ich rede mutmaßlich noch heute im Reichstage, sonst morgen.

Die Nachrichten aus dem Saargebiet lauten günstig. Der dortige Berghauptmann, Herr v. Velsen,[1]) hat Vollmacht, auf eigne Verantwortung ohne Rückfrage beim Minister zu handeln, und er hat das Renommee aus Oberschlesien mitgebracht, ebenso vorsichtig als energisch zu sein.

Daß der Großfürst-Thronfolger zu der Vermählung der Prinzeß Margarete[2]) herkommt, wird als ein Bruch Rußlands mit Frankreich kommentiert, eine Wendung in der Politik, die wir nur wünschen könnten, und welche die Armeevermehrung ganz überflüssig machen würde.

* 18. Januar 1893.

Der Reichstag bewilligt die Militärvorlage zur Hälfte. Es fragt sich, ob Caprivi, und noch mehr, ob der Kaiser dies akzeptiert ...

Heute habe ich lange mit dem General Loë[3]) gesprochen, der immer als Nachfolger Caprivis genannt wurde, welche Stelle anzunehmen er aber meines Erachtens zu schlau ist.

Der Kaiser scheint doch Caprivis Betisen in der auswärtigen Politik satt zu bekommen.

Gestern sprach ich noch in der Brauereisteuer.[4])

Kardorff an den Fürsten Bismarck

Berlin, den 19. Januar 1893.

Eurer Durchlaucht erlaube ich mir, beifolgend aus Anlaß des Artikels in den „Hamburger Nachrichten" über die Helldorffsche pessimistische Politik[5]) ein

---

nicht ausdrücklich gegen den Fürsten Bismarck richtete, aber doch vielfach die Argumente zu widerlegen suchte, deren sich Fürst Bismarck in seinen Auslassungen gegen die Militärvorlage bedient hatte.

[1]) Geh. Bergrat v. Velsen, Vorsitzender der Bergwerksdirektion in Saarbrücken. Der am 30. Dezember begonnene Streik im Saarrevier endete am 18. Januar.

[2]) Am 25. Januar fand die Vermählung der Prinzessin Margarete von Preußen mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen statt. Der russische Thronfolger war dazu anwesend.

[3]) Walter Freiherr v. Loë, General der Kavallerie, der spätere Gouverneur von Berlin und Oberbefehlshaber in den Marken, gest. 1908. Er hat „Erinnerungen aus meinem Berufsleben" (2. Aufl., Deutsche Verlags-Anstalt 1916) herausgegeben, die aber leider nur bis 1867 reichen.

[4]) Zur Deckung der Kosten der Militärvorlage hatte die Regierung ein ganzes Steuerbukett vorgelegt, das u. a. auch eine Erhöhung der Branntweinsteuer vorsah. Kardorff schloß sich in seiner Rede vom 17. den Bedenken, die gegen diese Steuererhöhung von andrer Seite vorgebracht waren, an, meinte freilich, wenn von der Militärvorlage etwas oder der größte Teil durchgehe, werde man sich in die Erhöhung aus allgemein politischen und nationalen Gründen finden müssen. Sten. Ber. 1892/93 I, 554 ff.

[5]) Zum 19. Januar hatten die „Hamburger Nachrichten" einen von Bismarck inspirierten

Digitized by Google

Exemplar des Stenogramms der 21. Sitzung zu übersenden, aus welchem Eure Durchlaucht ersehen werden, daß ich die bekannte Legende über den Fall des Sozialistengesetzes nochmals zu bekämpfen versucht habe.[1]) Ich war dazu veranlaßt, weil mir bekannt geworden war, daß Helldorff fortwährend bemüht ist, seine Schuld auf Eure Durchlaucht abzuwälzen. Heute ist er wiederum in derselben pessimistischen Politik für eine Auflösung des Reichstages bei der Ablehnung der Militärvorlage tätig und für einen Staatsstreich bei Verschlechterung des zukünftigen Reichstages,[2]) unbekümmert darum, daß für die konsequente und energische Durchführung einer solchen Vabanque-Politik alle personellen Garantien bei den gegenwärtigen Leitern unsrer Geschicke fehlen.

Ich hatte die Absicht, mich jetzt bei Eurer Durchlaucht auf ein oder zwei Tage anzumelden, aber Krankheit meiner Frau ruft mich nach Hause.

Fürst Bismarck an Kardorff

Friedrichsruh, den 23. Januar 1893.[3])

Geehrter Freund!

Ich danke Ihnen für Ihr freundschaftliches Auftreten in der Rede, die ich auch sonst mit Interesse gelesen habe. Ueber die angestrichene Stelle füge ich vertraulich hinzu, daß ich damals im Staatsministerium und allen amtlichen Stellen gegenüber das Programm vertreten habe, auch ein abgeschwächtes Sozialistengesetz in der Form, wie es aus dem Reichstage hervorgehen würde, jedenfalls anzunehmen, da *etwas* immer besser sei als *nichts*. Aber die Abschwächung könne nicht aus der Initiative der Regierung hervorgehen, weil die Regierung damit freiwillig anerkennen würde, daß sie auch mit weniger, als sie gefordert habe, auskommen könne. Dadurch verschränke sich die Möglichkeit, dem neuen Reichstage sofort mit verschärften Forderungen gegenüberzutreten. Ich habe außerdem jederzeit das Prinzip vertreten, daß die Regierung im Reichstag oder

---

Artikel über „Auflösung des Reichstags oder Rücktritt des Kanzlers bei Ablehnung der Militärvorlage" gebracht.

[1]) Vgl. oben die Bemerkung zu dem Brief Kardorffs vom 15. Januar.

[2]) Dies Zeugnis Kardorffs ist von höchstem Interesse; es bestätigt von neuem, daß die auch 1893 spukende pessimistische Staatsstreichpolitik, die es auf eine Beseitigung des allgemeinen Wahlrechts abgesehen hatte, nicht von Bismarck, der den gegebenen Ausweg in dem Rücktritt Caprivis sah, sondern aus den Reihen der Konservativen Partei ausging. Es darf aber nicht übersehen werden, daß Helldorff, seit ihm im Jahre 1892 von der Konservativen Fraktion des Herrenhauses und demnächst von dem Elferausschuß, d. h. der Gesamtvertretung der Konservativen Partei, der Stuhl vor die Tür gesetzt war, keine erhebliche Rolle mehr in der Partei gespielt hat.

[3]) Bismarcks Brief an Kardorff vom 23. Januar 1893 ist von mir bereits zur Jahrhundertfeier von Bismarcks Geburtstag im April-Heft 1915 der „Süddeutschen Monatshefte" veröffentlicht worden; er darf aber auch hier im Zusammenhang der Kardorffschen Briefe nicht fehlen. Vgl. dazu meinen Aufsatz: „Der Fall des Sozialistengesetzes und Bismarcks Staatsstreichplan", a. a. O., und „Deutsche Revue", Dezember-Heft 1916 S. 277, Anm. 3.

Digitized by Google

Landtag ihre amtlichen Vorlagen nicht auf Grund von außeramtlichen Kulissenein-flüssen und nicht, bevor nicht das Parlament amtlich gesprochen hat, herunterset-zen soll. Jede Regierung schwächt ihre Autorität, wenn sie sich selbst herunterhandelt, ohne daß von der andern Seite eine kompetente Aeußerung über die Vorlage geschehen ist.

Ich glaube, daß die Einflüsse, welche damals die Konservative Partei veranlaßt haben, gegen die eingeschränkte Vorlage zu stimmen, überhaupt keine sachlichen gewesen sind, sondern schon einen Teil der Manöver bildeten, welche am Hofe gegen mich durch Helldorff, Boetticher u. a. eingeleitet wurden. Ich hatte mich in dem obigen Sinne allen Ministern gegenüber und vielen andern so unumwunden ausgesprochen, daß die Vermutung, als wünschte ich die Ablehnung der abgeschwächten Vorlage, ehrlicherweise bei niemand aufkommen konnte. Es war das eine bewußte Erfindung derselben Koterien, welche an höchster Stelle ihre Intrigen gegen mich betrieben.

Meine Absicht war damals und vorher, eine Verschärfung auch des alten Sozialistengesetzes über dessen Bestimmungen hinaus zu erstreben. Darauf hätte die Regierung verzichten müssen, wenn sie aus eigner Initiative erklärt hätte, daß sie auch mit dem Sozialistengesetze auszukommen hoffe. Sobald dasselbe aber gegen den Willen der Regierung abgeschwächt wurde, konnte sie den Rest annehmen und dennoch vom neuen Reichstage mehr verlangen. Daß Seine Majestät durch die Hintertreppeneinflüsse schon gegen jede Verschärfung gestimmt worden war, erfuhr ich erst später.

Meine Frau und ich würden uns sehr freuen, Sie wieder hier zu begrüßen, und bin ich, mit unsern aufrichtigen Wünschen für baldige Wiederherstellung der Gesundheit Ihrer Frau Gemahlin der Ihrige

v. Bismarck.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, 20. Januar 1893.

In der Militärvorlage alles noch unverändert. Nur verringern sich etwas die Chancen für ein Kompromiß.

Ich habe von Friedrichsruh Nachricht erhalten, daß man sich sehr freuen würde, mich dort zu sehen; ich kann aber jetzt bei der Kälte unmöglich fort.

Ich habe gestern mit Mirbach gegessen, der sehr geladen ist. Im Abgeordnetenhause haben übrigens selbst Höflinge wie Erffa ein deutliches Wort gegen die jetzige Politik gesprochen.[1])

*

[1]) Der konservative Abgeordnete Freiherr v. Erffa hatte sich am 19. Januar mit aller Schärfe gegen die Capriviſche Handelsvertragspolitik, insbesondere in bezug auf den vorbereiteten deutsch-russischen Handelsvertrag geäußert. Er sagte u. a.: „Wir wollen überhaupt keinen Handelsvertrag, und deshalb wollen wir keine Abwägung der Interessen bei diesem Handelsvertrag, bei welchem doch nur die deutsche Landwirtschaft bluten muß."

Digitized by Google

16. Februar 1893.

Die Regierung wird in der Währungsfrage endlich weich. Ich hatte eben eine lange Unterredung mit Maltzahn, den ich gestern fest angegriffen hatte,[1]) und fand ihn ganz verständig. Ich werde morgen wieder mit ihm verhandeln. Caprivi höflich gegen mich, auch ein Zeichen, daß sie nachgerade vor der agrarischen Bewegung Angst bekommen.

Ich bin gestern und heute für Bismarck warm eingetreten.[2])

Dr. Chrysander an Kardorff

Friedrichsruh, 26. April 1893.

In Bezugnahme auf meine gestrige Meldung beehre ich mich mitzuteilen, daß die Frau Fürstin recht unpäßlich ist.[3]) Der Krankheitszustand geht mit großer Kraftlosigkeit einher, und würde Ihre Durchlaucht zu ihrem herzlichen Bedauern wahrscheinlich nicht imstande sein, Sie zu begrüßen. Ich halte es unter diesen Umständen für meine Pflicht, Ihnen hierüber Bericht zu geben, und falls Sie sich dahin entscheiden sollten, den Besuch um einige Tage zu verschieben, so darf ich bitten, dies ohne Bezugnahme auf meine Mitteilung und auf die Krankheit Ihrer Durchlaucht dem Fürsten etwa in kurzem Telegramm zu sagen.

Ich erbitte Ihre freundliche Nachsicht wegen dieser meiner privaten Mitteilungen, und werde mir erlauben, spezielle Nachricht zu geben, sobald das Befinden der Frau Fürstin sich gebessert hat. Es wird den fürstlichen Herrschaften eine herzliche Freude sein, Sie und Ihre Frau Gemahlin hier zu empfangen; ich brauche das kaum zu wiederholen, anderseits glaube ich, daß in nächster Woche der Besuch hier geeigneter fallen würde.

---

[1]) Kardorff hatte am 15. Februar im Abgeordnetenhause bei der Erörterung einer landwirtschaftlichen Petition gegen den Abschluß eines deutsch-russischen Handelsvertrags scharf bemängelt, daß die Delegierten des Reichsschatzamts auf der Brüsseler Konferenz die „allerfeindseligste Stellung" in der Währungsfrage eingenommen hätten.

[2]) Am 15. Februar hatte Kardorff im Abgeordnetenhause gerühmt, daß Bismarck im Gegensatz zu den jetzt am Ruder befindlichen Staatsmännern das deutsche Land und seine Bodenverhältnisse wirklich gekannt habe; am 16. Februar nahm er Bismarck im Reichstage gegen den Vorwurf in Schutz, als ob er die gegenwärtige agrarische Bewegung verschuldet habe. Er wollte das nur insoweit gelten lassen, „als das Land sich in vielen Beziehungen wundert, daß auf weiten Gebieten des öffentlichen Lebens eine andre Richtung eingeschlagen worden ist, als sie zu den Zeiten des Fürsten Bismarck eingeschlagen war." Ueber sein eignes Verhältnis zu Bismarck ließ sich Kardorff bei dieser Gelegenheit dahin aus: „Ich habe fünfundzwanzig Jahre lang im Hause des Fürsten Bismarck verkehrt und habe dabei immer den Mut gehabt, meine Meinung zu sagen, auch wenn sie der des Fürsten widersprach, und habe mir auch gelegentlich Unmutsausbrüche von ihm zugezogen über meine abweichende Meinungsäußerung. Das hat mich nicht weiter geniert. Aber ich bewahre ihm allerdings, solange ich lebe, meine treue Dankbarkeit und Verehrung." Sten. Ber. 1892/93, II, 1089 f.

[3]) Ueber die Erkrankung der Fürstin Bismarck vgl. „Johanna v. Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen", S. 340 f.

Digitized by Google

Fürst Bismarck an Kardorff

Friedrichsruh, den 28. April 1893.

Geehrter Freund!

Die Erkrankung meiner Frau hatte mich veranlaßt, Sie um kurzen Aufschub Ihres und Ihrer Frau Gemahlin liebenswürdigen Besuchs zu bitten. Ohne in Sorge zu sein, kann ich doch noch nicht berechnen, wie lange sie noch an Bett und Zimmer gefesselt bleiben wird, und möchte ich Ihren Besuch nicht ad calendas graecas verschoben sehen.

Wenn Sie auf meiner Frau Begrüßungen nachsichtig verzichten wollen, so wird mir Ihr Besuch jeden Tag willkommen sein, und bin in der Hoffnung, Sie bald zu begrüßen der Ihrige

v. Bismarck.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 11. Mai 1893.

Gestern abend wurde ich mit Otto Arendt zu Miquel gerufen. Miquel erklärte uns, daß er bis jetzt die Währungsfrage nicht so beherrsche, um vorgehen zu können, daß er aber die Ueberzeugung gewonnen habe, daß wir recht hätten, und daß er uns deshalb über einige Dinge ausfragen wolle. Wir haben darauf drei Stunden lang die Frage reizend diskutiert. Die Unterhaltung schloß damit, daß er sagte: „Sie haben mich, und ich kann Ihnen sagen, daß sich niemand mehr darüber freuen wird wie Eulenburg, der ein ganz eifriger Bimetallist ist (was mir ganz unbekannt war). Sobald die Steuergesetze erledigt sind, verspreche ich Ihnen, an die Sache heranzugehen — wenn ich dann überhaupt noch im Amte bin."

Der Kampf zwischen Miquel und Caprivi scheint heftig zu sein. Von Maltzahn sprach er nur mit mitleidigem Achselzucken, und er äußerte wiederholt: „Die Sache kann so nicht fortgehen, wir ruinieren unsre Landwirtschaft, und ich sehe ein, daß der Bimetallismus unausbleiblich ist, wenn wir sie und damit das ganze Deutsche Reich retten wollen . . ."

Miquel fragte uns gehörig aus, machte seine Einwendungen, aber ich hatte meinen guten Tag und konnte ihn immer allmählich überzeugen, und Arendt war auch nicht stumm. Als wir fortgingen, sagte Miquel: „Ich glaube, ich habe heute mehr gelernt, als wenn ich in Lehrbücher oder in das Studium der englischen Kommissionsberatungen mich vertieft hätte."

*

15. Mai 1893.

Du hast wohl den Brief des Prinzen Albrecht, des Regenten von Braunschweig, beachtet, der durch eine Indiskretion an die Presse gelangte.[1]) Wenn

[1]) Am 13. Mai 1893 hatte der „Vorwärts" ein Schreiben des Prinzen Albrecht von Preußen an den Kommandierenden General des Gardekorps v. Winterfeld vom 9. Mai

Digitized by Google

dieser und Arnim[1]) noch über die Sache arbeiten, ist doch noch nicht alle Hoffnung verloren.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Wabnitz, den 21. Juni 1893.

Meine Absicht, Sie in Schönhausen aufzusuchen, wurde durch alle möglichen Dinge durchkreuzt; wenn ich aber jetzt zum Landtage (am 28.) gehe, darf ich wohl versuchen, Sie zu überfallen, damit wir die ganze Situation in Ruhe durchsprechen können.

Die alte „Wirtschaftliche Vereinigung" wollte ich schon in dem letzten Reichstage wieder ins Leben rufen, aber das scheiterte an dem sehr energischen Widerstande Huenes,[2]) der mir gegenüber damals geltend machte, die agrarischen und schutzzöllnerischen Elemente des Zentrums könnten es Windthorst gegenüber in der damaligen kritischen Situation (es war vor dem Rücktritt des Fürsten) nicht wagen, der gedachten Vereinigung beizutreten. Eine ähnliche Antwort erhielt ich von Schalscha[3]) und Hoensbroech.[4])

Nachdem der heutige Zentrumschef Dr. Lieber[5]) sich persönlich mit Caprivi heftig verkracht hat, ist es vielleicht nicht ganz aussichtslos, mit diesem anzu-

---

veröffentlicht, in dem der Prinz den Wunsch aussprach, daß durch eine Einladung des Fürsten Bismarck zu der Einweihung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. in Görlitz (18. Mai) eine Begegnung zwischen Kaiser Wilhelm II. und Bismarck und eine publike Aussöhnung zuwege gebracht werden möge. Die Veröffentlichung des Schreibens, das den Adressaten nie erreicht hat, hat seinerzeit in der Presse viel Staub aufgewirbelt; doch scheint niemand auf den naheliegenden Gedanken gekommen zu sein, daß es dem „Vorwärts" nur durch solche Persönlichkeiten in die Hände gespielt sein kann, die ein Interesse daran hatten, die Versöhnung zwischen dem Kaiser und Bismarck zu hintertreiben. Tatsächlich hat die Veröffentlichung des Briefes im „Vorwärts", genau wie der Kanossa-Artikel der „Kreuzzeitung" im Juni 1892 die Wirkung gehabt, die Wiederannäherung hinauszuschieben. Tragikomischerweise ist die „Kreuzzeitung" nach der Veröffentlichung des „Vorwärts" im Mai 1893 bei einem Teil der liberalen Presse in den Verdacht geraten, den Brief des Prinzen Albrecht inspiriert zu haben, um mittels der Aussöhnung des Kaisers und des Altreichskanzlers den Sturz Caprivis und die Berufung eines Reichskanzlers nach dem Herzen der Kreuzzeitungspartei vorzubereiten. Die „Kreuzzeitung" legte damals gegen die „niederträchtige Insinuation", daß sie hinter dem Rücken des Kaisers gegen den Reichskanzler konspiriere, die allerschärfste Verwahrung ein. O tempora, o mores!

[1]) Graf v. Arnim-Muskau, jetzt Mitglied des Herrenhauses, damals Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Rothenburg-Hoyerswerda, Mitglied der Reichspartei, dem der Kaiser im Anschluß an die Denkmalsenthüllung am 18. Mai einen Besuch in Muskau machte.

[2]) Freiherr v. Huene, bekanntes Mitglied der Zentrumspartei, der aber im Zusammenhang mit der Militärvorlage Anfang Mai aus dem Vorstande der Zentrumsfraktion ausgeschieden war.

[3]) v. Schalscha, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Falkenberg-Grottkau, Mitglied des Zentrums.

[4]) Graf v. Hoensbroech, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Mörs-Rees, jetzt Mitglied des Herrenhauses.

[5]) Dr. Lieber, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Braubach-Nassau, bekannter Zentrumsführer.

Digitized by Google

knüpfen,[1]) denn Lieber ist bei seiner sonstigen, sehr weit nach links gravitierenden politischen Gesinnung doch ein fester Schutzzöllner, während der alte Windthorst Freihändler war und blieb.

Alles das setzt aber voraus, daß der neue Reichstag überhaupt lebt, d. h. lange genug lebt. Ich vermag aber eine Mehrheit für die Militärvorlage noch nicht herauszurechnen. Was die Konservativen in andern Provinzen gewonnen haben, büßen sie in Sachsen gegen Sozialdemokraten und Antisemiten ein, und die Abnahme der um Richter kommt wesentlich den Sozialdemokraten zugute.[2])

Was die Regierung nach abermaliger Ablehnung der Militärvorlage vorhat, weiß sie wahrscheinlich selbst nicht; ich mutmaße, daß sie diese Eventualität bis jetzt kaum ins Auge gefaßt hat. Ich rechne 200 Gegner der Militärvorlage heraus, und zwar Zentrum inklusive Welfen 100, Sozialdemokraten 50, Richter und die süddeutsche Volkspartei 40, Antisemiten und elsässische Protestler 10 Stimmen. Ich glaube nicht, daß dieses Resultat wesentlich anders werden wird, obschon je 2 oder 3 Mandate, die anders fallen, den Ausschlag für die Militärvorlage geben können.[3])

Ich habe im Wahlkreis eine solche beispiellos heftige Agitation gehabt wie noch nie, und merkwürdigerweise, obschon ich mich sehr bestimmt wiederholt gegen den Antisemitismus ausgesprochen habe, lediglich von Juden ausgehend, die täglich in sechs Droschken den Kreis von Dorf zu Dorf bereisten und in der bekannten Richterschen Hetzweise durchwühlten, ohne jedes Resultat bei der guten bäuerlichen Bevölkerung des Oelser Kreises, aber nicht ohne Wirkung auf den etwas unzivilisierten Wartenberger Kreis. Der antisemitische Kandidat Liebermann v. Sonnenberg vereinigte 1200 Stimmen auf sich. Wenn ich das Mandat aufgeben wollte, würde heute mit einer erdrückenden Majorität ein Antisemit Liebermannscher Richtung gewählt werden. Aber diese Richtung ist unter den Antisemiten nicht die vorwiegende. Die sächsischen sind nichts als Sozialdemokraten mit antisemitischer Färbung (Zimmermann).

Mir ist nur die unglaubliche Torheit der Juden unverständlich, sich selbst den Antisemitismus durch ihr Vordrängen in die Opposition großzuziehen.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Wabnitz, den 28. Juni 1893.

Durch Erkältung verhindert, nach Berlin zu fahren, will ich erst übermorgen den 30. reisen und komme am Sonntag den 2. mit dem 11 Uhr abgehenden Zuge nach Schönhausen.

---

[1]) In der Tat trat am 14. Juli im Reichstag eine neue „Wirtschaftliche Vereinigung" durch Kardorffs Bemühungen ins Leben. Auch Herbert Bismarck trat ihr bei.

[2]) Ueber den Ausfall der Reichstagsneuwahlen vom 15. Juni 1893, bei denen auch Graf Herbert Bismarck im Wahlkreis Jerichow I und II gewählt wurde, siehe „Schultheß' Europäischer Geschichtskalender", Jahrgang 1893, S. 72 f. Die Konservativen gewannen im ganzen 4, die Sozialdemokraten 8, die Antisemiten 12 Sitze; die beiden freisinnigen Parteien verloren zusammen 34 Sitze.

[3]) Bei der endgültigen Abstimmung am 15. Juli wurde die Militärvorlage mit 201 gegen 185 Stimmen angenommen.

Digitized by Google

Bezüglich Festhaltens des Standpunktes, die Militärvorlage nur mit der Deckung uno actu zu bewilligen oder nach Feststellung letzterer, so waren Mirbach und Hammerstein in der vorigen Session hiermit einverstanden, und ich rechne auf Unterstützung der Agrarier. Ich beabsichtige zu beantragen, die Deckung zu suchen

1. durch Ausdehnung der Börsensteuer auf Emissionen auswärtiger Anleihen an den deutschen Börsen,
2. durch Einführung einer Inseratensteuer. — Jedes Wort eines Inserats zahlt 1 Pfennig, bei Zeitungen über eine bestimmte Abonnentenzahl (10000 oder 15000) 2 Pfennig. Zu diesem höheren Satze würden auch Plakate und Inserate in periodischen Zeitschriften, z. B. im „Kladderadatsch", heranzuziehen sein. Die Erhebung der Steuer hätte wöchentlich oder monatlich bei den Druckereien unter nicht fortdauernder, aber gelegentlicher Kontrolle durch Kontrollbeamte zu erfolgen.

Ich rechne einen hohen Ertrag dieser Steuer heraus, die weder die arbeitenden Klassen noch die Landwirtschaft wesentlich belasten, sondern lediglich das sehr steuerfähige Erwerbsleben und die unvernünftige Reklame treffen würde.[1])

Branntwein- und Brausteuer würden demnach unberührt bleiben, und das nicht gedeckte Geldquantum würde auf die regelmäßige Steigerung der Zölle und indirekte Steuern zu verweisen sein.

Das Wahlresultat entspricht meinen Erwartungen. Wenn, wie ich annehme, von den 18 Antisemiten 12 gegen die Militärvorlage stimmen, so ist Majorität nur zu schaffen, wenn Zentrum abkommandiert. Je sicherer dies vorher in der Presse verkündet wird, um so schwieriger wird dies aber für das Zentrum sein.

Von Ihrem Herrn Vater erhielt ich vor wenigen Tagen sehr gute Nachricht durch einen Brief eines in Friedrichsruh einquartiert gewesenen Artillerieoffiziers an seine in hiesiger Gegend befindliche Gattin.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 2. Juli 1893.

Die Militärvorlage scheint durchaus nicht gesichert, da von 19 Polen 11 Gegner sein sollen und von 17 Antisemiten auch die größere Hälfte. Ich sprach gestern unsern früheren Fraktionsgenossen Geheimrat Müller,[2]) welcher meinte, Caprivis gänzliche Unfähigkeit würde immer mehr erkannt.

*

[1]) Diese Absicht Kardorffs wurde dadurch hinfällig, daß die Regierung selbst mit neuen Deckungsvorschlägen hervortrat, die im wesentlichen von den gleichen Gesichtspunkten (Schonung der schwächeren Volksklassen, Freilassung des landwirtschaftlichen Gewerbes) ausgingen. Indessen wurde davon Abstand genommen, die Deckungsfrage gleichzeitig mit der Militärvorlage zu erledigen.

[2]) Geh. Finanzrat und Oberbürgermeister Müller, 1890 bis 1893 Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Stuhm-Marienwerder.

Digitized by Google

5. Juli 1893.

Der Sonntag in Schönhausen war sehr interessant. Das Bismarckmuseum enthält prachtvolle Sachen. Herbert war sehr liebenswürdig, die kleine Frau entzückend. Das alte Schönhauser Haus ist sehr altertümlich und reizvoll. Die Kirche, 1267 erbaut, ist inwendig mit Dutzenden von Bismarckepitaphien versehen. Der Garten, ganz altertümlich mit schönen alten Linden und Kastanien, gerade Wegen und Buchenhecken und großen Obstbauplantagen, ist von dem größeren parkartigen Garten des zweiten Gutes Schönhausen (das Bismarck als Dotation der Nation erhielt) wie unser Park durch eine Chaussee getrennt.

Herbert ist ein eifriger Agrarier und Landwirt.

Die Gräfin Herbert Bismarck ist nicht sehr groß, blond, ein reines Kindergesicht, aber sehr verständig, liebenswürdig und recht gescheit. Nicht blendend geistreich, aber sehr belesen, kenntnisreich und mit ruhigem, gesundem Menschenverstande begabt. In Herberts Stube hängt eine entzückende Kreideskizze von ihr von Lenbach, meisterhaft hingeworfen. Auch ein prachtvoller Bismarck von Lenbach hängt dort.

Die Gegend ist so flach wie bei uns oder noch flacher. Die Elbe mit ihren großen Eindeichungen ist in wenigen Minuten von Schönhausen zu erreichen, und man sieht von den Teichen die alte Stadt Tangermünde mit den Trümmern des Kaiserpalastes Karls IV. liegen. Es war die erste Residenz der Hohenzollern in der Mark.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Wabnitz, den 10. Juli 1893.

Für Artillerie will niemand heran; ich werde die Sache gleichwohl noch vorbringen, falls ich bei der zweiten Lesung rede, noch besser wäre es bei der dritten Lesung, da mir in der Generaldebatte der letzteren die Möglichkeit geboten ist, über die politische Situation ausgiebig zu reden, was in zweiter Lesung nicht angeht . . .[1])

Ich bin Mittwoch abend in Berlin zurück und habe das Zutrauen, daß die weiteren Debatten Miquel noch weiter in den Vordergrund bringen; ich will wenigstens aus Ihnen bekannten Gründen nach Kräften dazu mitwirken.

Bezüglich Ihrer Stellungnahme möchte ich glauben, daß Sie dieselbe durch eine kurze Erklärung motivieren müßten; ein bloßes „Ja" oder „Nein", bzw. eine einfache Stimmenthaltung würde, fürchte ich, der Wahlkreis übelnehmen. Sie könnten das eventuell aber auf die dritte Lesung aufschieben, um die Resultate der Debatten zweiter Lesung übersehen zu können.[2])

---

[1]) Kardorff kam nicht dazu, seine Absicht auszuführen; seine Rede vom 15. Juli, bei der dritten Lesung der Militärvorlage, ging wesentlich nur auf die Deckungsfrage ein, um mit einem eindringlichen Appell an alle Parteien zur Stärkung des nationalen Gedankens zu schließen.

[2]) Herbert Bismarck ergriff am 14. Juli bei der zweiten Lesung der Militärvorlage das Wort.

Digitized by Google

Ich hatte die Absicht, mich für diese Tage in Friedrichsruh anzumelden, aber häusliche Geschäfte riefen mich hierher.

Bezüglich der Militärvorlage habe ich ein langes, höchst interessantes Gespräch mit dem König von Sachsen gehabt, von dem ich Ihnen mitteilen werde; er äußerte dabei gelegentlich, daß er Gladstones Fall für ziemlich nahe hielte. Nach den neuesten englischen Nachrichten scheint er darüber richtig informiert gewesen zu sein.[1])

Kardorff an Fürst Bismarck

Wabnitz, den 19. Juli 1893.

Landratsgeschäfte haben mich nach Hause gerufen, ehe ich meinen Vorsatz, Sie noch in Friedrichsruh heimzusuchen, zur Ausführung bringen konnte. Es drängt mich aber, Ihnen über die Situation meine Auffassung mitzuteilen.

Daß Graf Herbert unter pöbelhaften Unterbrechungen Eugen Richters und der Sozialdemokraten, aber unter frenetischem Beifall der Rechten gesprochen hat,[2]) wird Ihnen schon berichtet sein. Es war die allgemeine Meinung der Rechten, daß sein Entree ein gut gelungenes war. Caprivis Erwiderung[3]) blieb ohne jeden Beifall seitens der Kartellparteien; nur Richter ehrte sie mit einem matten Bravo. Meines Erachtens hat Caprivi, nachdem er zu der Erklärung gezwungen war, Miquel würde die Deckungsvorlage bearbeiten,[4]) schon deshalb abdiziert, und ich betrachte das Steigen des letzteren bei dem wütenden Haß, der zwischen ihm und Caprivi herrscht, als das beste zunächst erreichbare Resultat. Ich weiß nicht, ob Ihnen aufgefallen ist, daß kurz vorher die aus der Umgebung des Reichskanzlers versorgte Presse die Nachricht von Miquels bevorstehendem Abgange lanciert hatte.

Der neue Reichstag enthält viele homines novi, aber viel weniger charakterlose Schuster wie der vorige. Der Bund der Landwirte[5]) wird, wie ich hoffe, mächtig werden, und nachdem es mir gelungen, auch die Industriellen wie Stumm und Leuschner[6]) zur Teilnahme zu bewegen, ist die Besorgnis vor einseitig agrarischen Tendenzen ausgeschlossen.

Widerwille gegen Caprivi macht sich allseitig geltend, u. a. in meiner Wahl

---

[1]) Der erwartete Fall des englischen Ministeriums Gladstone, der infolge des erbitterten Widerstandes der Opposition gegen die Homerule Bill nahegerückt schien, zog sich bis zum März 1894 hin.

[2]) Siehe die Rede Herbert Bismarcks. Sten. Ber., S. 97 ff.

[3]) Das. S. 99 f.

[4]) Am 7. Juli hatte Caprivi erklärt, die Reichsverwaltung sei bei der anderweitigen Regelung der Deckungsfrage „im engsten Vereine mit der preußischen Finanzverwaltung, Hand in Hand mit ihr" vorgegangen.

[5]) Am 18. Februar 1893 hatte die konstituierende Versammlung des Bundes deutscher Landwirte in Berlin stattgefunden.

[6]) Geh. Bergrat und Oberberg- und Hüttendirektor in Eisleben Leuschner, Reichstagsabgeordneter für die Mansfelder Kreise, Mitglied der Reichspartei.

Digitized by Google

zum Vorsitzenden der Budgetkommission,[1]) und ich habe bei der langjährigen Kenntnis Miquels seit 1866, bei der genauen Bekanntschaft mit seinen Schwächen und großen Vorzügen das gute Vertrauen, daß er gerade in der heutigen Lage der Mann ist, der größere Torheiten wirksam verhindern und den deutschen Nationalgedanken auch im Parlament wieder kräftig beleben kann. Die übrigen Minister sind Nullen, so Heyden, Thielen,[2]) Schelling,[3]) Kaltenborn,[4]) Bosse. Boetticher und Marschall[5]) sind ihm natürlich feindlich, lassen das aber nicht merken, weil sie wissen, daß er bei Seiner Majestät hoch steht. Ich hoffe, daß er allmählich auch auf die auswärtige Politik einen nützlichen Einfluß haben wird,[6]) wenigstens finde ich ihn schon mit dem Gedanken vertraut, daß England einen gefährlichen Einfluß auf uns ausübt ... und daß die Behandlung der polnischen Fragen uns in eine bedenkliche Entfremdung von Rußland bringen müsse und schließlich nur Oesterreich und dem Vatikan zugute kommen könne. Ich habe ihn auch dringend ermahnt, Vorsorge zu treffen, daß Seine Majestät nicht bei seinem Besuche in Oesterreich sich wieder einfangen lasse wie seinerzeit bei dem Handelsvertrage, dessen Annahme doch einer Menge von Herren ihr Mandat gekostet hat, und von der Miquel mir sagte, er sei erst jetzt zu der genauen Prüfung dessen gekommen, was wir durch den Vertrag erlangt und was wir fortgegeben hätten, und er sei allerdings erschrocken, wie ungünstig die Bilanz für uns stehe. Obgleich ich weiß, daß Miquel seine Aeußerungen seinen Hörern gern möglichst gefällig gestaltet, hatte ich doch den Eindruck, daß er hierbei seiner Ueberzeugung Ausdruck gab. Er war damals tief in seine Steuerreform verstrickt und hat sich entschieden um diese Dinge nicht viel gekümmert.

Stumm glaubt zuverlässig, Seine Majestät jetzt sicher zu haben in betreff einer Umkehr bezüglich der Sozialdemokratie, an welche ich, solange Berlepsch Minister, nicht zu glauben vermag. Daß der Kaiser ihn für seine Verdienste unmittelbar nach Annahme der Militärvorlage mit einem hohen Orden schmückte..., mindert seinen Einfluß auf Fraktion und Reichstag ... Die unabhängigen

[1]) Kardorff hat den bedeutungsvollen Posten als Vorsitzender der Budgetkommission bis zum Januar 1901 bekleidet.

[2]) Minister der öffentlichen Arbeiten Thielen.

[3]) Justizminister v. Schelling.

[4]) Kriegsminister v. Kaltenborn-Stachau.

[5]) Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten Freiherr Marschall v. Bieberstein.

[6]) Offenbar hoffte Kardorff, daß bei einem Rücktritt Caprivis, in dem er nur eine Frage der Zeit sah, Miquel zu seinem Nachfolger ausersehen werden möge. Kardorff stand mit solchen Wünschen keineswegs allein; vgl. Hohenlohes Bemerkung zum 8. Juli 1893: „Gestern war ich bei Miquel, den die Konservativen zum Reichskanzler haben wollen" (Denkwürdigkeiten, II, 507). Auch Fürst Bismarck teilte die Auffassung, daß Miquel zu den höchsten Dingen berufen sei; nach einer Mitteilung des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Universitätsprofessor Enneccerus, die anscheinend auf das Jahr 1893 zurückgeht, hätte Bismarck in Miquel sogar den einzigen für den Kanzlerposten hinreichend befähigten Staatsmann gesehen. Vgl. auch die anerkennenden Worte, die Bismarck im August 1893 im Gespräch mit dem württembergischen Minister v. Mittnacht Miquel widmete. v. Mittnacht, Erinnerungen an Bismarck, S. 47.

Digitized by Google

Fraktionsgenossen gaben diesem Gefühl sofort sehr unbefangen Ausdruck. Manteuffel, als Führer der Konservativen, steht glücklicherweise sehr unter der Autorität Limburg-Stirums und Mirbachs; sonst scheint sein Charakter doch sehr dem seines Vaters[1]) in guten und schlechten Eigenschaften zu ähneln. Mir ist er bei alledem sehr sympathisch, und jedenfalls ist er heute fester als er in der vorigen Session war.

Die leidige Silberfrage, über die ich mir beifolgende kleine Broschüre des Erzbischofs Walsh[2]) zu überreichen erlaube, die sich natürlich englisch besser liest, hat, wie mir Marschall mitteilt, die üble Wirkung, daß Italien wegen der starken zirkulierenden Silbermengen in scharfe finanzielle Abhängigkeit von Frankreich geraten ist, aus der Befürchtung, das letztere könne die italienischen Lires ausweisen — kein Vorteil für den Dreibund.

Die atmosphärischen Probleme und das Flugwesen

Von

Professor Wilhelm Foerster

Das Flugwesen ist in letzter Zeit ganz überwiegend eine Angelegenheit des kriegerischen Heroismus und der physikalisch-chemischen Technik geworden, und es ist völlig erklärlich, daß dabei die hohe Bedeutung des Flugwesens für die wissenschaftliche Erforschung der Atmosphäre vorübergehend in den Hintergrund getreten ist. Diese Pause ist aber vielleicht ein geeigneter Anlaß zu einem Rückblick auf die Erfolge, welche schon vor dem Kriege die Erforschung der Atmosphäre dem Emporkommen des Flugwesens zu verdanken gehabt hat, und zu einem Ausblick auf die weitere Entwicklung dieser Forschung.

Es war zuerst der Wiener Meteorologe Hann gewesen, welcher schon vor nahezu vierzig Jahren auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen hatte, daß die Atmosphäre gemäß der neueren Gastheorie oberhalb 100 Kilometer aus reinem Wasserstoff bestehen müßte.

Als dann im Jahre 1902 unser hochverdienter Aerologe Aßmann und der ausgezeichnete französische Aerologe Teisserenc de Bort gleichzeitig auf Grund der damaligen flugtechnischen Wahrnehmungen die Behauptung aufstellten, daß die Atmosphäre in zwei große, durch ihre Temperaturverhältnisse wesentlich verschiedene Schichten zerfalle, und daß die obere Grenze der untersten Schicht über Europa etwa bei 11 Kilometer Höhe liege, kam Hann im Jahre 1903 auf diese

---

[1]) Vater des Reichstagsabgeordneten v. Manteuffel war der bekannte und vielumstrittene preußische Ministerpräsident Otto v. Manteuffel (gest. 1882).

[2]) Es handelt sich um die von Kardorff ins Deutsche übersetzte Schrift des Erzbischofs von Dublin Dr. Walsh, „Bimetallismus und Monometallismus. Ihre Bedeutung und ihre Einwirkung auf die irische Landfrage".

Digitized by Google

Fragen zurück und zeigte durch eine ausführliche Rechnung, daß der Wasserstoff nach den Gasgesetzen in einer Höhe von 100 Kilometern nahezu 99 Prozent der betreffenden Atmosphärenschicht ausmachen müßte.

Seitdem ist nun durch viele Hunderte von flugtechnischen Aufzeichnungen, mit Anwendung von Drachen, von bemannten Ballons und von freifliegenden Registrierballons — unter denen die von Aßmann im Anschluß an mehrere ältere Projekte hergestellten Gummiballons eine entscheidend wichtige Rolle spielen — der Nachweis erbracht worden, daß die Abnahme der Temperatur bis zu 11 Kilometer Höhe eine Grenze von nahezu —60 Grad Celsius erreicht, daß aber über Europa von dieser Höhe aufwärts bis zu der mit den Gummiballons erreichten Höhe von etwas mehr als 30 Kilometern keine weitere Temperaturabnahme stattfindet. Man bezeichnet jetzt die unterhalb dieses kritischen Wertes von 11 Kilometern liegende, sich bis zur Erdoberfläche erstreckende atmosphärische Schicht, in welcher hauptsächlich die Wolken- und Niederschlagsbildungen und nahezu homogene Gaszustände sowie Temperaturabnahmen walten, als die Troposphäre und die nächsten darüberliegenden Schichten als die Stratosphäre. (Die höchsten Gipfel des Himalaja und der Anden ragen ja ziemlich nahe bis an diese untere Grenze der Stratosphäre.)

Wie weit sich nun die Höhe dieser Stratosphäre erstreckt und wie es sich mit ihren Gaszuständen verhält, kann wohl flugtechnisch noch nicht so maßgebend ergründet werden, wie es in betreff der Zustände der Troposphäre erreicht worden ist. Aber nun kommen die Gasgesetze zu Hilfe sowie die astronomischen Messungen von Wolkenhöhen und Lichterscheinungen meteorischer und elektrischer Art, wobei unter Umständen auch flugtechnische Wahrnehmungen und Registrierungen eine Rolle spielen können.

Zunächst hat Hanns Anwendung der Gasgesetze auf die atmosphärischen Schichtungen auch hierbei eine wichtige Bedeutung. Die von ihm errechnete untere Grenze einer nahezu homogenen Wasserstoffschicht in 100 Kilometer Höhe ergibt uns Dimensionen der überwiegend noch Stickstoff und Sauerstoff enthaltenden Stratosphäre zwischen 11 und 100 Kilometer. Mechanisch ergibt sich dann, daß in dieser Schicht der Sauerstoff am schnellsten abnimmt, während der Anteil des Stickstoffes zunächst etwas zunimmt, bis alsdann das entscheidende Vorwalten des Wasserstoffes eintritt. Und für diesen Sachverhalt könnten noch Registrierungen durch Gummiballons zwischen 11 und 40 Kilometer Höhe sehr wertvoll sein. (Bis 37 Kilometer Höhe sind Gummiballons schon gelangt.)

Besonders wichtig für die Bestätigung des Vorhandenseins einer Schichtungsgrenze über der Stratosphäre in 80 bis 100 Kilometer Höhe sind aber die von der Berliner Sternwarte ausgeführten trigonometrischen Höhenbestimmungen der sog. leuchtenden Nachtwolken in den Jahren 1883 bis 1892 geworden, als der Vulkan Krakatoa vulkanische Gasmassen und Staubteile emporgeschleudert hatte, die anfangs in 40 Kilometer Höhe unter der Wirkung eines konstanten äquatorialen Ostwindes mehrmals die Aequatorregionen der Erde umkreisten, bis sie allmählich nach den Polarregionen und in Höhen von nahezu 82 Kilometern ab-

Digitized by Google

wanderten, in denen sie sich dann jahrelang bewegten. Die Macht der Explosion, die sie emporgetrieben hatte, wurde damals unmittelbar nach dem Vulkanausbruch auch in einer am Barometer beobachteten Schwingung der ganzen Erdatmosphäre ersichtlich, deren Schwingungswellen den Erdkörper mehrmals vollständig umkreisten, wie aus der Periode dieser mehrmaligen Wiederkehr der Barometerschwankung zu erkennen war.

Aus der (den Zirruswolken ähnlichen) Art des Leuchtens dieser vulkanischen Auswurfprodukte in der nächtlichen Sonnenstrahlung der sommerlichen Polarregionen konnte man schließen, daß diese Produkte überwiegend aus Eiskristallen bestanden, die beim Hinaufschweben von gasförmigen Massenelementen durch die niedrigen Temperaturen der oberen Schichten der Troposphäre sowie der Stratosphäre entstanden waren. Daß diese festen Teilchen dann jahrelang in den Höhen von 82 Kilometern geschwebt haben und dabei alljährlich nach denjenigen Polarregionen wanderten, welche Sommerszeit hatten, und dadurch infolge der schrägen Lage der Erdachse am wenigsten der Gegenwirkung der Stofferfüllung des Weltraumes gegen die Mitbewegung der Atmosphärenschichten mit der wandernden Erde ausgesetzt waren, ist damals mit Sicherheit konstatiert worden. Zugleich ist damals auch wahrgenommen worden, daß in der betreffenden Höhenschicht von nahezu 80 Kilometern die Atmosphäre viel stärkere Abweichungen von der Mitbewegung mit der Drehung des Erdkörpers erlitt, als dies in den Luftströmungen der unteren Schichten der Fall ist. Hierfür würden vielleicht Uebergangserscheinungen schon in der Stratosphäre durch sehr genaue Messungen der Ortsveränderungen von sehr hoch gestiegenen Gummiballons erkannt werden können. Die Gesamtheit der Wahrnehmungen an jenen sog. „leuchtenden Nachtwolken" macht es jedenfalls wahrscheinlich, daß diese Höhenschicht damals eine Art von Grenzschicht zwischen der Stratosphäre und den darüber liegenden Wasserstoffschichten gebildet hat.

Was noch die Stratosphäre betrifft, deren Temperaturbestimmung in den mittleren Schichten für die Flugtechnik wohl noch zugänglicher werden könnte, so wird es hierfür zunächst als eine wichtige Aufgabe zu erachten sein, die Verschiedenheiten, welche zwischen den Temperaturzuständen der Stratosphäre über verschiedenen Regionen der Erde obzuwalten scheinen, näher zu ergründen. Die Begrenzung der Temperaturabnahme bis zu dem Werte von nahezu —60 Grad, wie sie über Europa in Höhen von über 11 Kilometern beobachtet ist, scheint in andern Regionen der Erde sich nicht zu bestätigen, und das Gesetzliche dieser Verschiedenheiten zu ergründen, wäre doch von erheblicher Wichtigkeit.

Die Existenz einer Wasserstoffatmosphäre zwischen 80 und nahezu 150 bis 200 Kilometer ist sodann in ziemlich naher Uebereinstimmung mit den Dimensionen der Schichten, innerhalb deren sich hauptsächlich das Aufleuchten der Sternschnuppen vollzieht. In den Jahren 1866 und 1867 sind insbesondere durch das Zusammenwirken mehrerer Stationen in der Mark Brandenburg mit der Berliner Sternwarte völlig zweifellose Höhenbestimmungen des Aufleuchtens und des Erlöschens dieser Eindringlinge erlangt worden. Insbesondere stimmen

Digitized by Google

die Höhen des Endes des Leuchtens in der Flugbahn nahe mit der oben angenommenen unteren Grenze der Wasserstoffatmosphäre überein. Auch für die ganze Deutung dieses Leuchtens durch die Hemmung der kosmischen Geschwindigkeiten der Eindringlinge in der Gasschicht und durch die Verwandlung dieser Geschwindigkeit in erglühende Bewegung der komprimierten Gasschichten — welche gegenüber den kosmischen Geschwindigkeiten der Eindringlinge zwischen 10 und 70 Kilometer in der Sekunde nicht ausweichen können — ergaben sich deutlichste Anschauungen in glühenden ringförmigen Wölkchen, welche, vom Ende der Flugbahn ausgehend, in der entgegengesetzten Richtung von derjenigen des Eindringlings sozusagen zurückprallten.

Auch für künftige Beobachtungen dieses ganzen Erscheinungsgebietes wird das Flugwesen, zumal auch in solchen Fällen von besonderem Werte sein, in denen es darauf ankommt, zu bestimmten Beobachtungszeiten von den Trübungen der untersten Luftschichten sich unabhängig zu machen.

Und nun gibt es noch zwei Gebiete atmosphärischer Probleme, in welchen bisher für die Forschung erst sehr wenig durch das Flugwesen geschehen konnte, nämlich einesteils die Bestimmung der Höhen, sowie der Bewegungsrichtungen und -geschwindigkeiten von Wolkengebilden, andernteils für die Bemessung und Deutung der optischen und elektrischen Zustände und Erscheinungen, welche in jenen Höhen sowohl für die Einstrahlung und Ausstrahlung zwischen dem Erdkörper und der Atmosphäre, als auch zwischen beiden und dem Himmelsraum von erheblichster Bedeutung sein können, aber von entscheidender Bedeutung sein werden für die Erforschung der Einwirkungen der Sonne auf die irdischen Zustände und für die Erforschung der Sonnenzustände selber, von denen uns die unteren Zustände der Atmosphäre noch so vieles in Unsicherheit ließen. Es handelt sich dabei u. a. um das große, noch so neue Gebiet der Kathodenstrahlungen und der mannigfachen sonstigen Radiationen, die auch von den Tiefen des Erdkörpers ausgehen, und um das machtvolle und noch so wenig erforschte Gebiet der Polarlichterscheinungen und des Tierkreislichtes, die so entscheidend von der Sonne bestimmt werden, aber unter wesentlicher Mitwirkung des Erdmagnetismus. Auch für dieses große Forschungsgebiet, welches sich nach den neuesten Messungen in Höhen von wenigen Kilometern bis zu mehreren hundert Kilometern abspielt und eine Art von Maximum in der Höhe von 110 Kilometern erkennen läßt, wird die Flugtechnik der Forschung sehr hilfreich werden können, indem sie uns immer unabhängiger macht von den lokalen und veränderlichen Störungen und Hinderungen der Wahrnehmung in den unteren Atmosphärenschichten.

Möge die Zeit recht bald kommen, in welcher jene große Entwicklung der Flugtechnik nicht mehr der Zerstörung dient, sondern der Herrlichkeit der Erkenntnis und der Lenkung der Naturerscheinungen durch eine in Güte verbundene Menschenwelt, und zwar in allen Regionen der Erde, ebenso in den Höhen wie in den Tiefen der Länder und der Meere.

Digitized by Google

Ein Ritt durch den nördlichen Peloponnes vor vierzig Jahren

Erinnerungen

von

F. v. Duhn

Kein Land hat der Menschheit so viel gegeben, als das kleine Griechenland. Und der Dank? Unter Roms schwerer Hand verödete es, wenn auch noch mit einer gewissen Achtung behandelt. Ostrom setzte diese Behandlung fort, ebenso der Türke, wenn auch ohne jenen Schein von Achtung, die ihm kein geistiges Band mehr abzwang. Vor hundert Jahren erinnerte sich das Land seines alten Adels, nahm seine Kraft zusammen und befreite sich in einer langen Kette unerhört zäher Kämpfe, getragen und wirkungsvoll unterstützt durch den Philhellenismus des damaligen Europa, die schöne Frucht des humanistischen Zeitalters, wenn auch für die helfenden Westmächte in Wirklichkeit nur ein brauchbarer Schild, welcher ihre eigensüchtige Politik gegenüber Oesterreich und Rußland zu decken vortrefflich geeignet war. Und jetzt? Wenn wir in all dem Graus des Weltkrieges Zeit finden, die Gedanken in jene klassische Ecke, von welcher der Welt der Geistesfrühling kam, zu richten, sind wir Zeugen des unwürdigsten Schauspiels, das wohl je die Geschichte gesehen hat. Es sind dieselben Westmächte, die das kleine Volk, welches nichts will, als in Frieden leben, in einer Weise mit Füßen treten, wie sie so wohl nie erhört gewesen ist. Aber der leidensgewohnte Grieche ist zäh auch im Dulden, die Elastizität, welche ein Erbteil seines Stammes ist, wird ihn wieder emporbringen, und die ihm gewordene Mißhandlung wird verhüten, daß Hellas für die Westmächte das ihnen so erwünschte Sprungbrett werden wird, von dem aus sie wieder Unfrieden auf dem Balkan säen können.

Doch ich wollte zurückblicken in eine Zeit, welche in der Mitte lag zwischen dem Heute und den Morgentagen des griechischen freien Königreichs. Im Orient liegt solche Zeit nicht so fern wie in dem rascher lebenden Westeuropa. Zwar hat sich seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auch dort manches geändert; aber das Alte ragt noch lebendiger in die Gegenwart hinein als bei uns. Es hat mich auch später noch oft in griechische Lande geführt, alte Pfade habe ich wieder betreten und neue gefunden. Aber die Anknüpfung an das Alte war leicht, besonders da, wo, wie auf Kreta, das Mittelalter noch bis in die Gegenwart hineinragt und der Pulsschlag der neuen Zeit noch wenig verspürt wird. Diplomaten, die das Land und seine Bewohner kaum und nur indirekt kennen, Kaufleute, die nur auf Gelderwerb eingestellten Vertretern des dafür besonders veranlagten Volkes begegnen, Politiker, die nur die schwärenden Wunden vor Augen sehen, die eine vorschnell dem noch unreifen Lande von

Digitized by Google

den Mächten, welche sich des guten Versuchsobjekts freuten, gegebene ultraliberale Verfassung geschlagen hat und noch schlägt — vgl. die früheren Uebergriffe des Offiziersbundes und die verhängnisvolle Tätigkeit eines Venizelos —, Reisende, die, ohne die Sprache zu kennen, ein bequemes Opfer levantinischer Ausbeutung und Tücke werden, sie alle sprechen gern abschätzig von den heutigen Griechen und verallgemeinern ungerechterweise ihre beschränkten Erfahrungen und Meinungen. Mit beredten Worten hat vor einiger Zeit ein wirklicher Kenner des Landes, der erste Sekretär unsers archäologischen Instituts in Athen, Georg Karo, seine Stimme erhoben und betont, man möge über Land und Leute auch die Archäologen hören, die seit einem Jahrhundert alle Winkel von Hellas durchstöbern, „sich oft lange und wiederholt überall aufhalten, ohne persönlichen Zweck, die das Leben des Volkes teilen, seine Sprache beherrschen; Menschen jeglichen Standes in ihrem Milieu, in ihrer Familie beobachten können und im Laufe der Jahrhunderte die Griechen, bei Ausgrabungen und auf Reisen, als Untergebene kennen lernen: wohl die sicherste Art, in die Volksseele einzudringen. Da wird es denn doch nicht zufällig sein, daß sich gerade unter den Archäologen aller Länder die wärmsten Freunde Griechenlands finden". Man dürfe behaupten, sagt Karo, „daß kein Fremder das griechische Volk so gut kennen lernt wie der Archäologe" („Südd. Monatshefte" 1912, S. 430 bis 439).

Die alte Wahrheit, daß Mitleid Liebe erzeuge, wird auch wohl manchem, der früher unter dem Bann jener oben bezeichneten oberflächlichen oder einseitigen Beobachtung stand, sich jetzt aber der Zeit des verblendeten, durch unsagbare Lügen aufgepeitschten Hasses gegen Deutschland gern umschaut nach denen, die zu uns halten möchten, die Neigung erwecken, seine frühere Ansicht über die Griechen zu revidieren, vielleicht sogar jener deutsch-griechischen Vereinigung freundlich näherzutreten, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, Ketten zu schlingen, die fester halten sollen, als so manches aus dem Augenblick geborene politische Bündnis. Müssen wir doch das Volk bewundern, das unter unerhörtem, jeden einzelnen treffendem Druck in seiner überwältigenden Mehrheit treu und dankbar zu seinem König hält, der es als zielbewußter und glücklicher Feldherr durch schwierigste Lagen zum Siege brachte und mit größter, durch die Verfassung nicht wenig erschwerter Besonnenheit es jetzt vor den Schrecknissen eines für Griechenland völlig sinnlosen Krieges zu bewahren strebt.

So mag denn erzählt sein, wie unsereins durch das Land ritt, als es noch keine Bahnen — außer den 8 Kilometern zwischen Athen und dem Piräus — gab, außer in Athen und wenigen andern Städten keine Gasthöfe, wenigstens im europäischen Sinne, und alles, was Reiseverkehr anging, noch so war, wie die Türkenherrschaft das Land hinterlassen hatte. Jetzt sind die Dinge wesentlich anders geworden, bequemer, „besser", „schneller", aber gewiß nicht interessanter. Athen allein oder vielmehr die Doppelstadt Athen-Piräus war schon damals stark auf dem Wege, sich zum Leuchtturm nicht nur der geistigen, sondern auch manch äußerlicher Kultur des Westens für die Levante auszubilden. Machten

Digitized by Google

wir jungen Leute mal eine kritische Bemerkung über die schlechte Postverbindung mit „Europa", nur einmal in der Woche, oder über die Unerhältlichkeit oder unverhältnismäßige Teuerkeit einfachster europäischer Bedürfnisartikel oder über allerlei primitive Sitten der athenischen Bevölkerung und die unsrer Vorstellung nach unglaublich zurückhaltende Stadtverwaltung, so sah uns wohl Ernst Curtius, der mit seiner Familie den Winter 1876/77 in seinem geliebten Athen verbrachte, wenn ihn nicht die Ausgrabungspflicht gerade an Olympia fesselte, mit seinen großen, träumerisch fragenden Augen an: „Aber, meine Herren, was wollen Sie? Athen ist ja das reine Klein-Paris geworden. Als ich mit Geibel hier war, sah es ganz anders aus." Wie es damals in Athen noch ausgesehen haben mochte, ist aus den inzwischen veröffentlichten schönen Briefen, die beide Freunde an ihre Eltern richteten, und andern Schilderungen von Roß und Brandis an genügend vor Augen gestellt worden. Wer aber um die Mitte der siebziger Jahre durchs Land reiste, fand Personen und Zustände wohl noch ziemlich unverändert, so wie Curtius und Geibel sie zu Anfang der vierziger Jahre sahen und schilderten.

Amtlicher Auftrag meines damaligen Chefs Ulrich Köhler, des Sekretärs unsers noch jungen Reichsinstituts in Athen, gab mir, nachdem ich meine ersten vier Monate ziemlich ruhig in Athen verbracht hatte, äußerst erwünschte Gelegenheit, den nördlichen Peloponnes zu durchreisen, und zwar in Gesellschaft des prächtigen Friesen Habbo Gerhard Lolling, der den größten Teil seines fleißigen Lebens in Griechenland als Privatgelehrter, als deutscher, zuletzt als griechischer Beamter zugebracht hat und hochgeachtet vor der Zeit dahingegangen ist. Ihm war der Auftrag geworden, die Vorstudien für einen griechischen Baedeker zu machen. Die Vorzüglichkeit und hohe wissenschaftliche Bewertung dieses Baedeker ist der trefflichen Grundlage zu danken, die Lolling ihm gegeben hat. War er doch der beste Kenner des Landes, den es damals gab, auch von den Griechen neidlos anerkannt; er sprach das Griechische wie seine Muttersprache, war landauf landab überall bekannt und geliebt, wurde geradezu als Einheimischer betrachtet; im Scherz äußerte er wohl, sein einziger Lebenswunsch sei eigentlich, einmal als Abt in einem griechischen Kloster zu sterben; er bezeichnete mir sogar ein kleines, herrlich gelegenes Kloster am Euripos als das von ihm eigentlich gemeinte.

Wer mit Lolling reiste, mußte rein griechisch reisen und mit der nötigen Verachtung herabsehen auf die landesunkundigen, durch europäische Reisesitten verwöhnten Herren, denen ein sog. Kurier, der sie durchs Land geleitet, die Sorgen um Unterkunft durch mitgeführte Zelte, um Verpflegung durch mitgeführte Vorräte, um die Beförderung durch bequeme englische Sättel, gute Reit- und Packpferde abnahm, dazu freilich auch den Verkehr mit den Landeseingeborenen unnötig machte. Wir reisten billiger und, wie ich meine, auch nützlicher und besser. Unsre Ausrüstung war zwar einfach genug, auf Lollings Drängen, der schon eine Hängematte bescheidenster Art und das damit in einem gewissen Kausalzusammenhang stehende Insektenpulver für eigentlich unerlaubten

Digitized by Google

Luxus erklärte, selbst ein Taschenesbesteck für überflüssig hielt. Pausanias' Beschreibung Griechenlands aus dem zweiten Jahrhundert n. Chr., dessen vielfach ganz trefflichen Routen wir gern folgten, und den auf dieser und andern Reisen ehrlich schätzen gelernt zu haben mir eine wertvolle Errungenschaft gewesen ist, ein paar Karten und Curtius' „Peloponnesos" war unser ganzes wissenschaftliches Gepäck.

Die Argolis, Achaia, Elis und einige Streifen arkadischen Landes sollten durchreist, auf topographische und monumentale Dinge und auf noch unbekannte Inschriften abgesucht werden. Es war damals eine große Zeit in Hellas; Schliemann grub in Mykene, wir hatten schon einen großen Teil seiner großartigen Schachtgräberfunde gesehen, die jeden Freitagnachmittag in der Nationalbank in Athen ausgestellt und von dem bejahrten Generalephoros der Altertümer, Evstratiades, andachtsvoll erklärt wurden, und brannten auf die Oertlichkeiten, und in Olympia waren unsre Reichsgrabungen in ihr zweites Jahr getreten und lockten gewaltig. Jetzt beides Eisenbahnstationen mit Hotels und allen möglichen Bequemlichkeiten, damals nur durch lange Ritte auf häufig fragwürdigen Pferden zu erreichen. Aber gerade das war schön!

Gegen Mitte April 1877, einen Tag vor dem griechischen Ostern, verließen wir den Piräus mit einer Segelbarke, die die einzige Verbindung nach der Attika vor Augen liegenden Insel Aegina darstellte. Um 2 Uhr nachmittags sollte das Schiff aus dem Piräus abgehen. Wir lernten gleich die Wahrheit des griechischen Sprichwortes kennen: „Mit der Segelbarke weißt du, wann du abfährst, aber nicht, wann du ankommst." Aber sogar die Zeit der Abfahrt sollten wir nicht wissen. Es wurde 6 Uhr, bis der Schiffer zu kommen geruhte; jener schöne Wind, der uns in zwei Stunden nach Aegina bringen sollte, hatte sich gelegt und mit ihm die Hoffnung auf eine Abendmahlzeit an gastlichem Tisch, der zuliebe wir auf Versorgung von daheim verzichtet hatten. Da gerudert werden mußte, brauchte das schwerfällige Trabakel allein volle zwei Stunden, um nur aus dem gedehnten Hafenbecken des Piräus herauszukommen. Es wurde weiter gerudert und wurde kalt, die See bewegt. Auf Deck konnten wir nicht bleiben. Ein unsagbarer kleiner Raum unter Deck nahm uns auf, noch warm von drei Weibern, die uns zuliebe aufgestört wurden, während wir ihr Lager in der Weise einnehmen mußten — wir waren drei Fahrgäste, außer uns beiden noch ein Steuerbeamter —, daß wir, uns auf die Seite legend nach Heringsart, nebeneinander knapp Platz hatten. Keine Möglichkeit, sich auch nur mit der Hand über das Gesicht zu fahren, wenn Spinnen oder widerwärtige Maueraffeln, die das Schiff in großen Mengen beherbergte, uns über den Kopf liefen, Ratten und Mäuse sich bemerkbar machten. Morgens um sieben, nach dreizehnstündiger Fahrt, langten wir an. Dieser Beginn der Reise war nicht gerade ermunternd, verdarb uns aber auch nicht die Stimmung. Nach herrlichem Frühstück ritten wir in einen köstlichen Ostermorgen hinein, die zwei Stunden hinauf zum Tempel. Wer uns begegnete, rief uns den griechischen Ostergruß entgegen: „Christ ist erstanden!", worauf die Antwort lautet: „Wahr-

Digitized by Google

lich, er ist erstanden!" Sauber und festlich sahen alle aus; heißt es von griechischer Hirtenbevölkerung wohl, daß sie nur zweimal im Jahr, um Weihnacht und um Ostern, die Wäsche wechsle, so will ich gern annehmen, daß die augenscheinlich ganz wohlhabende Landbevölkerung das öfter tat. Halbwegs trat uns das fränkische Mittelalter vor Augen in Gestalt der in sich zusammengesunkenen Ortschaft Palaeochora, die wie Ninfa vor den Volskerbergen, wie Les Baux in der Provence, nur ärmlicher, mit seinen Resten gotischen Maßwerks und westlicher Bauformen fremdartig berührte im Gegensatz zu dem bald erreichten Tempel, der in seiner gründurchwachsenen Unberührtheit — seit den Tagen seiner Ausgrabung zu Anfang des Jahrhunderts — noch so vieles zu raten aufgab und die Phantasie mächtig anregte. Dann weitere Stunden hinan zum Gipfel des „Oros", dem Wetterberg des ganzen Saronischen Busens, mit seinen Erinnerungen an den panhellenischen Zeus und seinem wunderbaren Rundblick über die ganze Herrlichkeit von Land und Meer ringsum. An den kahlen Hängen die Reste uralter Terrassierungen, wohin das Auge unterwegs blickte, machte es geschichtlichem Denken leicht, sich in die Zeiten alten Glanzes und dichtester Besiedelung zurückzuversetzen, bearbeitete Steinblöcke, auch solche mit nicht unbekannten Inschriftzügen, gaben erfreulichen Anlaß zur Erörterung wissenschaftlicher Fragen. Gegen Abend waren wir wieder in dem Städtchen, rechtschaffen hungrig und müde, aber seelenvergnügt.

Der folgende, ebenfalls wundervolle Morgen sah uns auf einer flotten kleinen Segelbarke, die uns in mehrstündiger wonniger Fahrt, vorbei an der schön bewaldeten Insel Angistri — Kekryphaleia — der hochragenden Küste des Peloponnes nahe brachte und schließlich an der Halbinsel landete, die im Altertum die Stadt Epidauros trug; ein paar bescheidene Fischerhäuschen, deren eines uns gastliche Unterkunft bot, waren die heutigen Erben erlauchten Namens. Jede Bodenfalte des damals noch so gut wie unbekannten, weltabgeschiedenen Stadtplatzes wurde abgesucht, auch ein fünfstündiger Ausflug nach dem mittelalterlichen Epidauros, Piada, gemacht. Steil zog sich der Pfad hoch über dem Meere emporsteigend, hernach in eine der reichsten Limonenebenen Griechenlands sich senkend, dahin, etwa dem Wege von Castellamare nach Sorrento vergleichbar. Das alte Wort „Frisia non cantat" zuschanden machend, pflegte Freund Lolling mehr gefühlvoll als musikalisch zu singen, wenn er sich besonders glücklich fühlte. Auf diesem Wege sang er ohne Unterlaß, sollten wir doch in Piada wiederum die Ruinen einer fränkischen Burg betreten, für die er stets, vielleicht weil ihm, dem fast zum Hellenen Gewordenen, das europäische Mittelalter so fern getreten war, eine besondere romantische Neigung empfand, und weil jede Erinnerung an den griechischen Freiheitskampf ihn freudig packte: und im versteckten Piada hatte die Versammlung von 1822 in rütliartiger Verborgenheit getagt, welche am 13. Januar 1822 die Unabhängigkeit Griechenlands erklärte und das sog. organische Statut erließ.

Der uns beherbergende epidaurische Fischer interessierte sich aufs höchste für meine gleich hier in nützliche Verwendung tretende Hängematte, sah mit

Digitized by Google

Freuden zu, wie die tragenden langen Eisenbohrer sich in seine Holzpfosten senkten: als aber nach der neugierigen Frage, ob das in Deutschland unsre Betten seien, Lolling sich mit solcher Energie hineinwarf, daß er ebenso geschwind und nicht gerade zart auf dem harten Boden lag mitsamt der ganzen Hängematte, meinte der Grieche doch treuherzig, dann wäre es ihm doch lieber, gleich auf dem Boden zu liegen. Im übrigen ließ die Liebenswürdigkeit und, wie ich gern hinzufüge, auch Uneigennützigkeit der gastfreien Aufnahme und Verpflegung nichts zu wünschen übrig. Der folgende Morgen brachte uns zunächst einen dreistündigen Ritt durch ein schönes Paßgebiet hinüber in das langgestreckte Hochtal, das sich später nach dem Golf von Nauplia öffnen sollte. Unser nächstes Ziel war das damals noch in tiefem Frieden ruhende obere Ende dieses Tales, das Gebiet des Asklepiosheiligtums, das zu Epidauros gehörte und sich, ohne eigentlich durch Heilquellen dazu berufen zu sein, so geschickt emporgearbeitet hat, daß es bis in die nachchristlichen Jahrhunderte eine Art Baden-Baden der Alten Welt geworden ist. Naturkuren, namentlich Kaltwasserbehandlung und auf Suggestionskraft und praktisch-medizinische Erfahrung gegründete Priesterklugheit in Verbindung mit der Wirkung einer idyllisch-ruhigen Landschaft ermöglichten solchen Aufstieg. Als wir dort waren, lag das ganze ausgedehnte Heiligtum noch im schönsten Dornröschenschlaf, aus dem die vier Jahre später durch die Griechische Archäologische Gesellschaft, und zwar durch Lollings nächsten griechischen Freund, den hochverdienten späteren Generalephoros Kavvadias, begonnenen äußerst ergebnisreichen und durch lange Jahre fortgeführten Ausgrabungen es gründlich erwecken sollten. Ich kann aber nicht leugnen, daß, so oft ich später dort war, und so reiche Anschauung und Belehrung ich mir dort jedesmal holte, doch jener erste Besuch den tiefsten Eindruck hinterlassen hat. Zauberhaft wirkte namentlich das große Theater, an eine ziemlich hohe Berglehne gelegt, ganz mit dichtem Buschwerk und vereinzelten schönen Bäumen überwachsen, so daß die aufbauende und ergänzende Phantasie stark angeregt wurde, die verbindenden Linien zu finden und die schönen Verhältnisse sich lebendig zu machen, die man berechtigt war, von einem schon im Altertum berühmten Bau des jüngeren Polyklet zu erwarten. Ueberall im Talgrund, zwischen dem lichten Grün, das von Wasser durchzogen, vom Blumenteppich des kurzen griechischen Frühlings umkleidet, von Vögeln durchzwitschert war, sah man die verschwindenden Grundlinien, hier und da auch noch aufgehendes Mauerwerk, mit dem vermutungsweise zu verbinden, was Pausanias von den alten Bauten zu berichten wußte, äußerst reizvoll war. Hier müsse gegraben werden, bald und umfassend, war die Ueberzeugung, mit der wir das damals sehr selten besuchte einsame Waldtal verließen. Lolling ließ nicht nach, seine Stimme für diesen Plan in Athen zu erheben, und bald wirkte das von uns in Olympia gegebene Beispiel auf die griechischen Behörden. Wir übernachteten in dem eine Stunde entfernten großen Dorf Ligurió und waren dort als Fremde eine Merkwürdigkeit, ganz anders als jetzt, wo die den Ausgrabungen verdankte Fahrstraße nach Nauplia zahlreiche Besucher der Ausgrabungsstätte und

Digitized by Google

des schönen Museums hinlockt. In langen Reihen besetzten die Dorfbewohner die Bänke längs des geräumigen Saales, in dem der Besitzer des „Magazi" im Ort uns Nahrung und Nachtlager gab. Erzählt und erzählt mußte werden, von großen und kleinen Dingen draußen in der großen Welt, denn die letzten „Europäer", die Ligurid betreten hatten, der Philologe v. Wilamowitz und Genossen, wie wir aus den Erzählungen der Dorfbewohner feststellen konnten, waren vor einigen Jahren dort gewesen. Ihre Anwesenheit hatte sich jedoch als derartiges Ereignis eingeprägt, daß die guten Leute uns noch die Einzelheiten des damals Gesprochenen und von jenen Reisenden Berichteten wiederholen konnten. Und mit welch unverholener Freude taten sie das!

Der folgende Tag führte uns nach Nauplia, den schönen, aber damals noch ziemlich unwirschen Weg hinab, wobei jede alte Burgruine — Palaeokastro — gewissenhaft untersucht wurde, meist geschickt ausgewählte Paßsperren gegen die Argolis oder hernach auch gegen Epidauros. Denn wie so vielfach, auch bei uns bedang die Zerlegung des Landes in zahlreiche Naturabschnitte eine Verteidigung aller gegen alle. Die aufs Höchste getriebene Sonderausbildung des Einzelstaats war Griechenlands Stärke, aber auch die Ursache seiner politischen Schwäche — ganz wie bei uns.

Interessante Tage in Nauplia, Tiryns, Argos, Mykene folgten bei wunderbarem Wetter, herrlicher Frühlingslandschaft, günstigsten sonstigen Verhältnissen. Auf der Burghöhe von Tiryns bemerkten wir Spuren erster Schürfungen Schliemanns. Er hatte, wie er uns später selbst sagte, sie nicht fortgesetzt, weil er da, wo er grub, meist nur Fels, aber kein Gold fand. Wo man kein Gold findet, muß man nicht graben, überhaupt nicht, wo man nicht in die Tiefe gehen kann, war damals noch sein Grundsatz. Es sei ein großer Fehler unsrer Olympiagrabungen, sagte er mir einige Wochen später einmal, daß wir nicht gleich in die Tiefe gingen, nur dann hätten wir Aussichten, Kostbarkeiten zu finden. Dadurch, daß Wilhelm Dörpfeld sein guter Genius wurde, der gerade das Schicht-für-Schicht-Abheben, wie in Olympia, zur Grundlage der von ihm geleiteten Grabungen machte, wurde auch Schliemann bewogen, das ebenso zu machen, er griff Tiryns wieder auf und fand das erste vollständige Fürstenhaus des zweiten Jahrtausends. Lolling und ich hatten am Westrand des damals erkennbaren Burgplateaus aus dem Fels gehauene runde Sockel gesehen, die uns Träger von Holzsäulen zu sein schienen; obwohl damit der erste Schritt zu seiner eignen weittragenden Entdeckung getan war, gelang es mir nicht, nach unsrer Rückkehr Schliemann von der Wichtigkeit zu überzeugen. Er stand damals noch völlig unter dem Bann der mykenischen Goldpracht und war für eine Wiederaufnahme von Tiryns zunächst nicht zu haben. Ich erzähle diesen kleinen Zug nicht, um damit einen Stein zu werfen auf den großen Idealisten, ohne den uns die Frühzeit Griechenlands noch heute nur äußerst unvollkommen bekannt und weit ausgreifende weltgeschichtliche Ausblicke unmöglich geblieben wären, sondern um auf die Selbstbescheidung des Mannes hinzuweisen, der, obschon er nach seinen überraschenden Erfolgen wahrlich das Recht hatte, seiner

Digitized by Google

Ausgrabungskunst zu vertrauen, vor der sieghaften Ueberzeugungskraft des so viel jüngeren Dörpfeld sich einsichtsvoll beugte und dadurch vom Schatzgräber zu einem der verdientesten wissenschaftlichen Bodenforscher wurde. Wäre ihm die spätere Erkenntnis schon in Mykene gekommen, so hätte er nicht bei Aufdeckung des großen Gräberrundes auf der Vorterrasse der Burg allen Aushub einfach über die Umfassungsmauer herabwerfen lassen, hätte auch späteren Forschern die Möglichkeit der Nachprüfung seiner großartigen Ergebnisse erleichtert durch bessere Sicherung der Gräberschachte. Die einsichtsvolle griechische Altertumsverwaltung hat später sehr viel Mühe und Kosten aufwenden müssen, um die durch Schliemann gänzlich verdeckten gewaltigen Burgmauern, die durch ihre Abschnitteilung und Bauweise selbst eine Urkunde ersten Ranges sind, wieder freizulegen und die tiefen Grabschachte durch Reinigung und Ausmauerung standfest und untersuchungsfähig zu machen. In Stamatakis lernten wir damals einen jener in der Kunst selbstloser Entsagung erfahrenen griechischen Ephoren kennen und schätzen, die als Staatskommissare und Ausgrabungsinspektoren bei Arbeiten, die Fremde in griechischen Landen ausführten, die die schwere Aufgabe hatten, einem Manne von Schliemanns Willens- und Ueberzeugungskraft gegenüber bescheiden und doch wirkungsvoll ihre höchst schwierige Zwitterstellung zu wahren, der Würde ihres Landes nichts zu vergeben und doch der höheren Rücksicht auf die Wissenschaft zuliebe in stillem Ausharren das gemeinsame Ziel mit zu fördern und was bei Schliemanns Art, zu sehen und zu graben, nicht überflüssig war, durch Festhalten der eignen Beobachtungen die Sicherheit einer doppelten Buchführung zu gewährleisten. Schliemann selbst trafen wir nicht mehr an der Arbeit, deren frische Spuren uns jedoch in der lehrreichsten Weise durch Stamatakis, den noch Aufsichts- und Aufräumungsarbeiten dort zurückhielten, erläutert wurden: eine für Lolling und mich wertvolle Einleitung zu mancher späteren Stunde abendlichen Zusammenseins mit dem Frühverstorbenen in Athen.

Wir verließen die Argolis durch die eingeschlossenen kleinen Beckentäler von Nemea und Phlius, um den korinthischen Golf unterhalb des alten Sikyon bei Kiato zu erreichen. Es war ein langer Ritt, da wir Argos um 5 Uhr früh verließen und erst gegen 10 Uhr abends in Kiato ankamen, und zwar nicht ohne Schwierigkeit. Wir hatten in Argos zwei Pferde für uns gemietet, auf denen außer uns auch unser allerdings wenig umfangreiches Gepäck Platz finden sollte. Der Führer mußte zu Fuß nebenher laufen, wie es Sitte ist. Da wir erwarteten, für uns drei in den Siedelungen, die wir zu passieren dachten, zum wenigsten in dem großen Dorf Hagios Georgios, das, wenn auch an andrer Stelle, das antike Phlius vertritt, genügende Verpflegung zu finden, begnügten wir uns vorm Abreiten mit der üblichen kleinen Tasse türkischen Kaffees, ohne uns sonst irgendwie zu versorgen. Aber weder bei den schlanken Säulen des dorischen Tempels von Nemea noch sonstwo gab es Menschen. Und als wir um 3 Uhr nachmittags nach Hagios Georgios kamen, müde und hungrig, war das Dorf wie ausgestorben, und nur mit großer Mühe gelang es uns, ein

Digitized by Google

paar rohe Eier — ohne Brot — und ein allerdings etwas größeres Quantum des guten, dort heimischen Rotweins zu erhalten. Wir teilten uns mit dem Führer in diesen spärlichen Besitz, ihm dabei den bei weitem größeren Anteil an dem recht schweren Wein überlassend, den er mit wahrhaft bacchischer Freude hinuntertrank. Da wir uns bei topographischen Erkundungen etwas lange aufhielten, begann die Sonne sich zu senken, als wir, die enge Asposschlucht notgedrungen verlassend, die Höhe des Gebirges zur Rechten erklommen hatten. Es fing an zu regnen, erst wenig, bald südlich stark. Gerade erblickten wir noch ziemlich fern unter uns den Meeresspiegel, als unser Führer, dem wir schon seit einiger Zeit nicht recht mehr trauten, gestand, daß er den Weg gründlich verloren hätte. Kompaß und Karte konnten noch eben mit Mühe gelesen werden — die Zeit der elektrischen Taschenlampen war noch nicht gekommen —, nachdem die Frage des Führers: „Exzellenz (Evgenia sas'), was sagt der Pausanias oder was sagt dein Buch?" ergebnislos beantwortet war, als der Führer, der schon mehrfach Zeichen bedenklicher Schwäche gegeben hatte, umsank und uns ruhig und kategorisch erklärte, er könne nicht weiter und wünsche zu sterben, vorher möchten wir ihm aber einen Schluck Rum geben („Exzellenz, gib mir einen Schluck Rum!"). Nachdem er einige Zeit auf offener Berghöhe halb bewußtlos im Regen gelegen hatte, gelang es uns, ihn auf das eine unsrer Pferde zu heben, einer mußte ihn halten, der andre ging tastend voran, um durch das dichte Buschwerk einen Abstieg zu suchen. Verschiedentlich glitten die Pferde aus, da der für diese Landschaft typische weiche Lößboden durch den Regen sehr schlüpfrig geworden war; dann galt es, sie in der Dunkelheit wieder auf die Beine zu bringen, Gepäck und Führer wieder aufzuladen und sich weiterzutasten. Weit und breit kein Mensch, keine Siedelung — wenig anmutig. Endlich, nach 9 Uhr abends, war die Ebene erreicht. Der Führer fing an, seine Fassung wieder zu bekommen. Sein Rausch war zu Ende. Wir stiegen auf, er tappte voran. Plötzlich merkten wir an einem Platschen unter den Hufen, daß wir im Wasser waren — es war das Meer. Westlich sahen wir trüben Lichtschimmer. Im seichten Strandwasser ritten wir darauf zu und kamen gegen 10 Uhr zum Dorfe Kiato, nun auch unserseits mehr tot als lebendig. Im ersten Haus brannte Licht; wir traten in den niedrigen Erdgeschoßraum, um Begleitung zu erbitten zum Hause des Bürgermeisters, an den wir einen Empfehlungsbrief hatten. Während wir unser Anliegen vorbrachten, wurde von außen das Fenster aufgestoßen, und der Kopf unsers Schimmels, dem Regen und Hunger wohl auch sehr unbehaglich sein mochten, streckte sich weit in das niedrige Zimmer hinein, ein Anblick, der uns lebhaft an die wie in Fensterrahmen sichtbar werdenden Pferdeköpfe auf den Totenmahlreliefs erinnerte, nur wesentlich komischer wirkte, zumal er verständnisvolles Mitgefühl erregte. Es war zum Bürgermeister geschickt. Er und seine Familie lagen schon im ersten Schlummer. Aber bald erschien er selbst und holte uns. Führer und Pferde wurden im „Magazi" untergebracht, wir selbst aber fanden uns nach schneller und sehr notdürftiger Reinigung inmitten eines großen

Digitized by Google

Familienkreises, in eleganten Räumen — Kiato war ein großes und wohlhabendes Dorf, das sich als Nachfolgerin des alten Sikyon fühlte — und in einer Damengesellschaft, deren Toiletten man die Schnelligkeit nicht anmerkte, mit der sie sich vollzogen hatten. Niemand verlor ein Wort über die nach solch ländlichen Begriffen sehr späte Störung. Wir waren todmüde, sehnten uns eigentlich mehr nach Ruhe als nach der freilich auch erwünschten Verpflegung. Aber nun hieß es warten, trotz unsrer Bitte um nichts als ein Stück Brot und einen Schluck Wein. Zwei Stunden hindurch mußten wir mit zufallenden Augen Frage und Antwort stehen über alles, was uns persönlich, was unsre Reisezwecke, was Europa und Deutschland im allgemeinen und besonderen anging usw., die mitunter etwas unbequeme Form des Dankes für die sonst so ungemein wohltuende griechische Gastfreiheit. Der begonnene Serbisch-Türkische Krieg, die Stellung Rußlands und so viel andres boten unerschöpflichen Stoff zum Ausgefragtwerden. Endlich, etwas nach Mitternacht, erschien eine Abendmahlzeit von einer Güte und Ausdehnung, die unsre kühnsten Befürchtungen weit übertraf. Aber da die Familie munter mitaß, gelang die Bewältigung, und gleich darauf ein gesegneter, wenn auch kurzer Schlaf. Denn um 5 Uhr früh sollte es in Begleitung unsers liebenswürdigen Hausherrn hinaufgehen nach dem anderthalb Stunden entfernten Alt-Sikyon. Weit gebreitet lagen die Trümmer der alten Hochburg, der darunter erbauten Stadt des Demetrios, von der aus ganz Griechenland zeitweilig regiert wurde, zwischen dem heutigen Dorfe Vassiliko (d. h. kaiserlich byzantinische Domäne), alles durchwachsen mit reicher Vegetation, noch genau so unberührt, wie es fünfunddreißig Jahre früher von Curtius gesehen und beschrieben war. Der Blick auf den blauen Golf, darüber den bei dem klaren Wetter wie zum Greifen nahen gewaltigen Parnaß waren von unbeschreiblicher Herrlichkeit. Die Geschichte dieser glänzend ausgewählten Stadtlage wurde mit einem Schlage lebendig, Sikyons Rolle im nahen Delphi, schräg gegenüber, seine Rivalenstellung zu Korinth, dessen gewaltige Hochburg wie ein massiger Klotz im Osten abschließt, seine schon in der Sagengeschichte so stark zur Geltung kommenden Beziehungen zur gegenüberliegenden Küste Böotiens, sein nach Westen gerichteter Blick, den zum Nutzen der Mutterstadt durch eine kräftige Kolonialpolitik fruchtbar zu machen das schnellere Zugreifen Korinths in Aetolien, Akarnanien, Kerkyra verhinderte: solch ein Blick wie von der Stadthöhe Sikyons oder von Akrokorinth, der athenischen Akropolis oder dem Kynthion von Delos, die lehren mehr wie das ausgiebigste Studium von Landkarten oder geschichtlichen Darstellungen neuerer Zeit, da wohl nirgends die geschichtsbildenden Faktoren wichtiger Zeiträume für das Auge so erreichbar nahe zusammenrücken wie in diesen Ecken hellenischer Welt. Es war uns beiden wie eine Offenbarung.

Nachmittags ritten wir an der Küste weiter nach dem großen, von den in Achaia landesüblichen Zypressen malerisch umgebenen Dorf Xylókastro, dem ersten Ort der eigentlichen Landschaft Achaia, aufs beste ausgestattet von unserm Bürgermeister in Kiato mit einer Empfehlung an einen ihm bekannten Herrn,

Digitized by Google

dessen Vorname Epaminondas war; sein Nachname ist mir entfallen. Als wir gänzlich unerwartet gegen Dunkelwerden vor seinem kleinen, reinlich aussehenden Hause hielten, aus Holz, wie alle hier am Fuße waldreicher Berge, wurden wir von ihm und seiner Frau, beide schon recht bejahrte Leute, mit warmer Herzlichkeit empfangen, sofort auf dem Fußboden des besten Zimmers zwei Lager für uns auf das sorgfältigste hergerichtet, die Frau bereitete ein einfaches Mahl, bei dem Djaurti — saure Milch — die Hauptrolle spielte. Wir kamen uns vor, als wären wir bei Philemon und Baucis zu Gast. Trotzdem es erst Mitte April war, war der Abend so milde, daß unsre Wirte sich mit uns auf die nach dem Meere zu offene Holzveranda setzten, hart über den anplätschernden Wellen, und nun eine ausgiebige Unterhaltung anfingen. aber nicht fragend, wie unsre Wirte in Kiato, sondern unserm Interesse für Volkslieder und Sagen entgegenkommend, erzählend, mitunter halb singend, bis tief hinein in die wonnige Nacht, während ein gutes Glas Wein nach dem andern geleert wurde, und der Mond seinen langen Lichtschein über das leise rauschende Meer warf, und von drüben die glänzenden Schneekuppen des Parnaß herüberleuchteten. Wir seien die ersten „Europäer", die bei ihnen, überhaupt in Xylókastro einkehrten, behaupteten sie; da müßten wir auch von all dem hören, was ihnen Freude machte. Es waren unvergeßliche Stunden, in denen uns aus so manch feinem Verschen und schöner Sagenwendung über die Jahrtausende hinweg auch das alte Hellas zu sprechen schien, wenn auch vielfach nur so, wie im deutschen Märchen der Lichtstrahl, welcher durch die Ritzen der Himmelstür dringt. Und staunenswert war das Gedächtnis der beiden prächtigen alten Leute. Es war nicht beschrieben mit all dem unendlichen Wissensstoff, der uns moderne Menschen belastet. Selbst Zeitungen erreichten diese in ihrer eigensten Welt lebenden Leute nicht; erst aus unsern Berichten erfuhren sie mancherlei aus der Welt draußen. Mit großer Wärme erinnerten beide sich des Königs Otto und der Königin Amalia, die sie das einzigemal, wo sie in jungen Jahren mal in Athen gewesen waren, gesehen hatten. Sie sprachen mit aufrichtigem Bedauern, das mir damals übrigens noch oft in Griechenland begegnete, daß man sie verjagt habe. Sie wußten genau, daß jene beiden ein warmes Herz für das ihnen anvertraut gewesene Land gehabt hatten, und empfanden noch lebhaft das Gefühl des Dankes gegen das Herrscherpaar, das es gewagt hatte, seine Geschicke mit denen des erst eben frei gewordenen Landes zu verknüpfen. Wie ein letzter Frühlingshauch aus der großen Befreiungszeit berührten uns solche Stimmungen einfacher Leute.

Am folgenden Tage sollte Pellene besucht werden, die östlichste antike Stadt des alten Achaia, hoch oben in den Bergen; heute ein elendes kleines Dorf, Zugra, einst eine Stadt, für deren Haupttempel selbst ein Phidias sich nicht gescheut hatte, ein Götterbild der Athena aus Gold und Elfenbein zu schaffen. Wir hatten von Athen aus einen Empfehlungsbrief an eine Familie Notaras, die dortigen Großgrundbesitzer, die sogar ein zweistöckiges steinernes Haus dort haben sollten. Ritten also frohgemut die langgewundenen Kletterpfade hinan,

Digitized by Google

die zwischen den tief eingeschnittenen Tälern reißender Bergbäche — der eine hieß im Altertum Sys, die wilde Sau, der andre Krios, der Widder — die mit Koniferen aller Art reich bewachsenen Ausläufer des Kyllenemassivs sich hinaufschlingen. Luft, Licht, Himmel, der wundervolle Wechsel der schönsten Durchblicke auf den Golf und die gegenüberliegenden Bergketten vom Kithäron über den Helikon zum Parnaß, die köstlichen Eindrücke des vorherigen Abends versetzten uns in die glücklichste Stimmung. Lolling sang unausgesetzt. Da wir erst um Mittag abgeritten waren, begann es zu dunkeln, als wir uns Zugra näherten und leider feststellen mußten, daß das Haus Notaras verschlossen, niemand dort war. Zunächst schien guter Rat teuer. Aber die Hirten, die einzigen Bewohner des Dorfes, traten zusammen, und rasch wurde von ihnen beschlossen, daß wir in der Hütte eines jungen Hirten Unterkunft finden sollten, die kürzlich schön hergerichtet sei, da er Anfang Mai Hochzeit halten wolle. Diese Hütte war ein ziemlich langgestreckter rechteckiger, im Innern ungeteilter Bau, wie alle andern Hütten aus rohen Feldsteinen aufgebaut und mit beschwerten Schindeln gedeckt; die Beschwerung ist notwendig, weil das Dorf zwar in einer kleinen Senkung, aber doch bedeutender Höhe gelegen, hoch über tiefen Schluchten, der Wucht eigentlich immer wehender Winde, die, wie wir noch erfahren sollten, oftmals den Charakter orkanartiger Stoßwinde annehmen, ausgesetzt ist. Die schöne hochzeitsgemäße Herrichtung dieser Hütte bestand darin, daß die natürlichen Zwischenräume zwischen den Feldsteinen der Hausmauern mit kleinen Steinen ausgefüllt und diese Wände dann überkalkt waren. Derselbe Raum umfing Tier und Mensch. Zur Linken waren die Ochsen, Kühe, Ziegen, Schweine, zur Rechten an der Schmalwand der in einer kleinen Erhöhung des hartgeschlagenen Erdbodens bestehende quadratische Herd, zu dessen beiden Seiten die Schlafstätten angeordnet waren, in der Weise, daß die harte Erde gegen die Außenwände etwas in die Höhe gestrichen war, um als Kopfkissen zu dienen. Die Lagerstätte war der Erdboden selbst. Ueber dem Herd war eine kleine, mit einem Holzladen verschließbare Luftklappe, um den Rauch abziehen zu lassen. Andre Oeffnungen außer der niedrigen Tür in der Mitte der einen Langseite gab es nicht. Mir war die Gestalt dieses für Vieh und Menschen gleichzeitig dienenden Hauses interessant, weil sie mir ein Erlebnis, das Ernst Curtius mir kurz vorher in Athen erzählt hatte, lebendig machte. In einem augenscheinlich ganz gleichartigen Hause hatte Curtius im Jahre 1840 in Sparta mit dem Kieler Philologen Forchhammer gewohnt. Forchhammer hatte einen Schlafsack mit, den ihm Curtius allabendlich am Hals zuschnüren mußte, damit er, ganz in denselben eingewickelt, sich vor Ungeziefer sicher fühlen konnte. In der ersten Nacht wird Curtius durch jämmerliches Hilfegeschrei Forchhammers geweckt und stellt fest, daß ein großer Ochse sich losgemacht und mit gespreizten Vorderbeinen sich über den schlafenden Forchhammer gestellt und ihn durch Anfauchen des Gesichtes geweckt hat. Nachdem Forchhammer sich klar geworden ist, was los war, packte ihn begreifliche Besorgnis, der Ochse möchte einmal einen Fehltritt tun und ihn zertreten. Mit Mühe gelingt es Curtius,

Digitized by Google

im Dunkel der Nacht die Situation zu erfassen, Forchhammers Arme freizumachen und ihm so zu ermöglichen, dem Tier zu entschlüpfen. Seit diesem Erlebnis verzichtete Forchhammer auf Gebrauch seines Sackes, wenn er das Quartier mit dem lieben Vieh teilen mußte.

Der junge Hirt, stolz, europäische Fremde beherbergen zu dürfen, empfing uns auf der Schwelle mit dem altzeremoniellen Gruß, den wir ebenso zeremoniell und ernst erwidern mußten; dann ein feierlicher Willkommtrunk aus hölzernem Becher, ebenfalls noch vorm Ueberschreiten der Schwelle, erst er uns, dann aus demselben Becher wir ihm zutrinkend. Es war ganz homerisch. Schnell wurde ein Lamm geholt, das uns zu Ehren geschlachtet werden sollte. Bis das so vorbereitete Mahl fertig war, machten wir in Begleitung andrer Hirten einen Rundgang durch das ziemlich zerstreute Dorf, bergauf, bergab. Es war schon finster und bei den dortigen Wegverhältnissen dieser Rundgang nicht so einfach, wenn wir auch in guter Begleitung waren. Um niemand zu vernachlässigen, mußten wir wohl durch sämtliche Hütten. Ueberall fanden wir die Leute zum Empfang vorbereitet; die Männer nötigten uns zum Niedersitzen, d. h. türkisch auf den Boden, um das Herdfeuer, die Frauen standen hinter den Männern und bedienten schweigend, den kreisenden Holzbecher immer wieder füllend mit einem glücklicherweise nicht schweren, auch nicht stark verharzten Wein. Es waren immer dieselben Hirten, welche uns überallhin begleiteten, und auch manchen der Frauengesichter begegneten wir öfter, die jungen meist hochgewachsen und hübsch, die älteren oft sehr verbraucht; in achtungsvollem Schweigen erfüllten sie ihr Amt, das ihnen von Zeit zu Zeit durch einen von den Männern gnädig über die Schulter emporgereichten Becher Wein erleichtert wurde. Immer dieselben zeremoniellen Fragen: „Woher kommst du? Wohin gehst du? Was machen deine Eltern? Was machen deine Brüder? Was machen deine Schwestern?" Wiederum Homer! Zweck der Reise wurde seltener berührt, noch seltener die sonst den Griechen so auf der Zunge liegende Politik oder Tagesereignisse irgendwelcher Art. Zeitlos gingen diesen Naturkindern die Tage hin, wie gewiß ebenso schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden. Auch die sonst so üblichen Fragen, wie es komme, daß wir ihre Sprache sprechen und verständen, was unsre Sprache, was unser Land eigentlich sei, traten nicht in den Gesichtskreis dieser Berghirten. Und doch durch das uralte Zeremoniell gebundene zarte Rücksicht und Sicherheit in jedem Wort, Bewegung, Auftreten, das Erbe alter edler Kultur. Als wir gegen Ende unsrer Rundwanderung aus dem Feuerschein einer der Hütten in die Dunkelheit hinaustraten, geleitete mich eine alte Frau, sah mir beim Abschied fest ins Auge und fragte, ob ich daheim außer meinen Eltern etwas besonders Liebes hätte. Ich gestand, daß ich verlobt sei. Sie ergriff meine Hand und sagte leise: „Ich werde heute abend für deine Braut beten."

Als wir wieder in die Hütte unsers Hirten traten, fanden wir sie durch den Herdrauch derartig gefüllt, daß wir nicht nur die zahlreich versammelten Hirten kaum erkannten, sondern uns die Tränen nur so aus den Augen stürzten.

Digitized by Google

Erst nach längerem Oeffnen der Tür und der fensterartigen Oeffnung über dem Herd gelang es, die Luft für uns erträglich zu machen. Das Lamm war fertig und duftete köstlich. Wir setzten uns auf den Boden um eine niedrige runde Holzplatte von ziemlicher Größe, den Tisch. Der älteste Hirt hob das Lamm hoch, faßte es an den Beinen und riß es auseinander, alsdann ebenso die Rippen, und überreichte jedem eine Rippe oder ein Schenkelstück, wie es sich traf. Wir beide erhielten bevorzugte Stücke. Wir empfanden, daß jegliches Geschirr stilwidrig gewesen wäre, ich ließ mein Besteck schön in der Tasche und brauchte die Zangen, welche Mutter Natur uns gegeben, wie die andern alle. Dazu kreiste der eine fast schwarze hölzerne Becher. Brennende Kienhölzer erhellten den Raum. Wie die alten Hellenen den erfreulichen Anlaß eines Opfers, so schienen ihre Nachkommen unsern Besuch als einen auch für sie erfreulichen Anlaß anzusehen, sich einmal an einem guten Braten satt zu essen. Helle Freude leuchtete jetzt auf allen Gesichtern, der Bann des Zeremoniells war gebrochen, und fröhliche Rede und Gegenrede strömte hin und her. Auch die Braut des jungen Hausherrn war mit ihrer Mutter erschienen, beteiligte sich am Zutrinken, wenn auch in äußerst zurückhaltender Weise. Er war stolz auf sie und durfte es sein. Es war nach Mitte April; Anfang Mai sollte die Hochzeit sein.

Nach beendetem Mahl wurde die Lagerstatt gerichtet; auf der einen Seite des noch leise brennenden Feuers lagen wir Männer, zunächst der Schmalwand ich und Lolling, dann unser Gastfreund, dann dessen Brüder; auf der andern, der Tür zugewandten Seite lagen seine Mutter und Schwestern: wir alle auf dem hartgeschlagenen Erdboden, über den Decken gebreitet waren. Als wir lagen, die Füße dem wärmenden Feuer nahe, die Köpfe auf jener an die Wand herangestrichenen Erhöhung des Erdbodens, breitete die alte Großmutter über uns alle eine gemeinsame mächtige Decke sorgsam aus, und bald schlief alles herrlich. Und zwar ohne Besuch der Tiere, deren Laute freilich oft genug uns an ihr Dasein erinnerten.

Als wir um 6 Uhr erwachten, waren unsre Gastfreunde schon aufgestanden. Ich hatte den europäischen Wunsch, mir wenigstens Gesicht und Hände zu waschen, was unserm Hirten etwas sonderbar vorzukommen schien. Aber bereitwilligst nahm er einen Tonkrug, füllte ihn mit Wasser, forderte mich auf, ihm vor die Tür zu folgen, wo er mir dann das Wasser über Gesicht, Nacken und Hände goß, erfreut, daß ich selbst ein Handtuch bei mir hatte. Leider hatte meine Unvorsichtigkeit, vor die Tür zu treten, eine unangenehme Folge. Da orkanartiger Wind wehte, hatte ich meinen Hut aufgesetzt. Der Sturm entführte ihn mir weit durch die Lüfte und dann hinab in ein tiefes, wildes Tal voller mächtiger Hochtannen zu unsern Füßen. Ich hatte keinen Ersatz und dachte mit Unbehagen an die Fortsetzung der Reise ohne Kopfbedeckung. Ich erklärte dem Hirten, ich wolle 2 Drachmen als Belohnung aussetzen, wenn mir der Hut wiedergeschafft würde. Diese Summe schien so außerordentlich, daß mir das ganze Dorf auszuziehen schien, um den kostbaren Lohn zu erreichen. Und in der Tat hatte ich nach zwei Stunden meinen Hut wieder. Auf der höchsten

Digitized by Google

Spitze einer Tanne tief unten in der Schlucht hatte ihn ein scharfblickender junger Hirtenbursch entdeckt. Meine Freude war groß und seine nicht minder.

Nur ungern ließen die guten Menschen uns ziehen, nachdem sie uns mit köstlicher frischer Milch und Käse noch reichlich versehen hatten. Die wiederum in althergebrachten Formen sich äußernden Abschiedswünsche mochten nicht so unangebracht sein. Denn der Sturm war so rasend geworden, daß wir nicht nur beim Besuch der über Zugra sich erhebenden Stadthöhe Pellenes, sondern noch lange hernach unsre Pferde sorgsam am Zügel führen mußten, um nicht mit ihnen in die jähen Schluchten zu beiden Seiten des oft schmalen Grates, auf dem sich der Pfad nach Hagios Vlassis hinzog, hinabgeschleudert zu werden. Ueber Berg und Tal, immer unter der hohen, schneebedeckten, unglaublich malerisch wirkenden Kyllene hin, dem einen der drei hohen Grundpfeiler des nördlichen Peloponnes, ritten wir auf vielfach wirklich weglosen Wegen, unsre Kletterpferde bewundernd, den ganzen Tag durch, manch interessante Beobachtung machend, bis wir am Abend in einem wundervollen Dorf, Zacholi, anlangten, dem alten Pheloe, das etwa wie Lauterbrunnen dahingebreitet lag in einem schmalen, aber von rauschenden Bächen und reichem Baumwuchs belebten Tal. Wir waren an einen Mann empfohlen, der uns in freundlichster Weise aufnahm. Ein liebenswürdiges Ehepaar mit einer eben erwachsenen schönen Tochter. Das Haus lag hart über dem Bach, umgeben von Büschen, die Frühlingsdüfte und unendliches Vögelgezwitscher in unsre Fenster sandten. Um das Haus lief nach Schweizerart eine Holzgalerie, auf der wir wohl noch lange geschwärmt hätten, wenn nicht das Zeremoniell uns zur Rücksicht auf unsre freundlichen Wirte genötigt hätten, die auch hier gewohnt waren, bald nach dem Nachtessen zur Ruhe zu gehen, aber das nicht getan hätten, ohne vorher, wie schon unser Philemon und Baucis in Xylókastro, Zeugen unsers Zurruhegehens gewesen zu sein. Reinliche, auf dem Boden des besten Zimmers ausgebreitete Lager erwarteten uns, aber wir durften uns ihrer erst freuen, nachdem wir in Gegenwart von Wirt und Wirtin uns entkleidet und die ganze Abendtoilette beendet hatten, wobei sie es für ihre Pflicht hielten, uns nach Kräften zu unterhalten. Und als wir uns niedergelegt hatten, mußten wir dulden, daß sie uns sorgfältig zudeckten. Dann erst verließen sie, nach kurzem Abendsegen, das Zimmer. Und am Morgen dasselbe. Sie hätten es uns sehr verübelt, wenn wir uns hätten erheben wollen, ohne ihrer Gegenwart und freundlicher Hilfeleistung uns dabei zu erfreuen. Als sie, leise hereintretend, sich überzeugten, daß wir wach waren, baten sie uns, aufzustehen. Und als wir so im Nachthemde vor ihnen standen, öffnete sich die Tür und das Töchterchen trat ein, in der einen Hand ein schönes Messingbecken, in der andern einen Messingkrug, über den Arm ein Handtuch, mit der Bitte, ihr auf die Veranda zu folgen. Dort trat sie auf uns zu, goß uns aus dem schönen Kruge reichlich Wasser über Nacken und Hände und trocknete uns dann selbst mit dem Tuch auf das sorgfältigste ab. Wiederum Homer! Dann traten wir wieder ins Zimmer, wo uns die Mutter erwartete mit heißem, vorzüglichem Kaffee, wozu eingemachte Früchte dargeboten wurden,

Digitized by Google

in einem Glas die Früchte, in einem die Löffel, das dritte leer, um den gebrauchten Löffel abzulegen — die allgemeine griechische Sitte. Erst nach diesem Morgengruß begann das Ankleiden, ebenfalls soweit es ihnen irgend tunlich erschien, unter weitestgehender Hilfereichung unsrer Wirte. Auch sie waren sichtlich stolz, mit uns durch ihr schmuckes Dorf gehend, uns als ihre Gäste aufzuweisen, während sie uns das Dorf zeigten. Noch ein Frühstück, noch manch freundliches Wort mit diesen lieben, herzlichen Menschen. Dann wurde weitergeritten.

(Schluß folgt)

Zur Stellungnahme Chinas gegenüber dem Tauchbootkrieg

Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten

Mit wenigen, aber um so eindrucksvolleren Worten hat der Leiter der deutschen Politik in der Reichstagssitzung vom 27. Februar die Grundzüge neuerlich verkündet, an welchen er als Bedingungen für den Friedensschluß festhält. Ein dauerhafter, für alle erlittene Unbill Entschädigung gewährender Friede, der einem starken Deutschland Dasein und Zukunft sichert, soll das Ziel des unerhört opferreichen Kampfes bilden. Mit vollstem Recht hat Herr v. Bethmann Hollweg es abgelehnt, dem schlechten Beispiel der Staatsmänner der Entente folgend, vorzeitig auf Einzelheiten einzugehen. Seine einfache, gerade Sprache steht in wohltuendem Gegensatz zu den mit falschem Pathos vorgetragenen und bis zum Ueberdruß wiederholten Phrasen aus dem gegnerischen Lager.

Die Absicht unsrer Feinde, den Militarismus zu zerschmettern, um nach ihren phantastischen Plänen die Karte Europas umzugestalten, macht vorerst jede Verständigung unmöglich. Sie allein trifft die Schuld, daß die Mittelmächte gezwungen sind, das blutige Ringen zur Verteidigung ihrer Existenz fortzusetzen. Wann immer der ersehnte Tag des Friedens kommen mag, von dessen Bedingungen zu reden verfrüht wäre, solange die Entscheidung auf dem Schlachtfeld noch aussteht, gewiß ist, daß die Sicherung der Freiheit des Seeverkehrs eine der wichtigsten Voraussetzungen für die künftige friedliche Entwicklung nicht bloß der Vierbundstaaten, sondern auch der neutralen, ja selbst der gegenwärtig mit England alliierten Länder bilden wird. Gleich bei Beginn des Weltkriegs zeigte es sich, daß das Londoner Kabinett alle völkerrechtlichen Verpflichtungen verleugnete, um, gestützt auf eine übermächtige Flotte und ein die Weltkugel umspannendes Kabelnetz, den überseeischen Verkehr der Mittelmächte zu hemmen. Wohl sind die Aushungerungsabsichten, welchen jene Willkürakte dienen sollten, gescheitert; um so wirksamer erwies sich aber die systematisch durchgeführte Irreleitung der öffentlichen Meinung in den ausschließlich auf den englischen Nachrichtendienst angewiesenen Auslandstaaten.

Digitized by Google

Es ist anzunehmen, daß dieser Mißstand auch die so befremdend anmutenden Vorgänge, welche — allerdings nur nach der trüben Quelle des britischen Informationsdienstes — in den letzten Tagen in Peking sich abspielen sollen, mit beeinflußt hat. Ein Urteil über die augenblickliche Bedeutung jener Vorgänge und deren Tragweite für die politische Entwicklung im fernen Osten kann sich nach der Lage der Verhältnisse nur auf dem unsichern Boden von Konjekturen aufbauen. Sollte es richtig sein, daß die chinesische Regierung beschlossen habe, nach dem Beispiel der amerikanischen Union, die Ankündigung des uneingeschränkten U-Bootkriegs mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich zu beantworten, so ist es ohne weiteres klar, daß es sich hierbei nicht im entferntesten um einen spontanen Willensakt der Pekinger Regierung handeln kann. Auch das schärfste Auge vermöchte nämlich keine andre Schädigung chinesischer Interessen durch den Tauchbootkrieg als etwa die Gefährdung von Kulis, die als Heizer auf fremden, nach der Verbotszone steuernden Schiffen bedienstet sind, oder die Erschwerung des Exports von Seide und Tee nach den europäischen Häfen des Feindeslandes wahrzunehmen. Wenn überhaupt — was als ausgeschlossen gelten darf — in chinesischen Regierungskreisen derartige Erwägungen Raum fanden, so mußten sie angesichts der Tatsache außer Betracht bleiben, daß kaum ein andrer neutraler Staat als gerade das Reich der Mitte von der deutscherseits verfügten Seesperre in Mitleidenschaft gezogen wurde und daß kein einziger unter ihnen sich veranlaßt fand, seine Haltung gegenüber Deutschland derjenigen der Vereinigten Staaten anzupassen.

Deutsche Tüchtigkeit und Tatkraft haben sich in China ein weites Feld der Betätigung geschaffen; als Kaufmann wie als Industrieunternehmer nimmt der Deutsche dort eine ganz hervorragende Stelle ein, wichtige Eisenbahn- und Dampferlinien liegen in deutschen Händen. Frei von dem Vorurteil spezifisch angelsächsischen Uebermenschentums, das den Eingeborenen stets nur als Angehörigen einer minderwertigen Rasse ansieht und behandelt, wissen die Deutschen, welche als Instruktionsoffiziere, Missionare, Lehrer usw. im Himmlischen Reiche wirken, durch ihr verständnisvolles Eingehen auf die Eigentümlichkeiten des dortigen uralten Kulturlebens das Zutrauen der Bevölkerung zu gewinnen; sie sind auf diese Weise die berufenen Vermittler, um durch das Ferment abendländischer Ideen die ungefüge Masse des Dreihundert-Millionen-Volks aus dem Erstarrungszustand zu erwecken und die ungeheuren schlummernden Arbeitskräfte und Bodenschätze des Landes fruchtbar zu machen. So liegt denn für China auch nicht der geringste Anlaß zu einer schroffen Haltung gegenüber dem Deutschen Reiche vor; ganz im Gegenteil, im Interesse der Selbsterhaltung müßte die ostasiatische Republik eifrig bedacht sein, sich das Wohlwollen Deutschlands und dadurch den Rückhalt zu sichern, den ihr eine solche Macht zur Abwehr fremder Hegemoniebestrebungen zu bieten vermag.

Nach dem Ableben des Präsidenten Yuanschikai einer eigentlichen Führung entbehrend, überdies durch innere Parteigegensätze noch mehr geschwächt, ist China zum Spielball des politischen Einflusses auswärtiger Staaten geworden.

Digitized by Google

Seitdem Rußland, um freie Hand für seine europäische Politik zu gewinnen, seinem ehemaligen Rivalen in Ostasien das Feld geräumt hat und gewillt scheint, dort auf die Wahrung seines Besitzstandes wie auf die Geltendmachung seiner Vorherrschaft in der äußeren Mongolei sich zu beschränken, hatte in China die Macht Japans leichteres Spiel, als der Weltkrieg die Kräfte der übrigen dort interessierten Staaten gefesselt hielt. So konnte es geschehen, daß, praktisch genommen, Amerika allein sich den Plänen des Inselreichs in den Weg stellte, und es ist offenkundig, daß dieser Widerstand eine latente Spannung in den Beziehungen zwischen den Kabinetten von Tokio und Washington zur Folge hatte. Vor einiger Zeit war von weitgehenden, in drohender Form gestellten Forderungen Japans die Rede und von Verhandlungen, die sohin zwischen Tokio, Peking und Washington stattfanden. Ueber deren Ergebnis verlautet nichts Näheres; es wäre wohl möglich, daß Japan die Gelegenheit wahrnahm, um einen stärkeren Druck auf die chinesische Regierung auszuüben, und daß der Präsident der Union, dessen schon längst nur dem Namen nach neutrale Politik neuestens ganz offen sich in den Dienst der Entente stellt, im Sinn eines von England geäußerten Wunsches einen Schritt in Peking unternahm zu dem Zweck, um auch China zu bewegen, in die Reihen der Feinde des Deutschen Reichs zu treten. Anscheinend würde eine solche Konzeption einem jeden der drei Teilnehmer gewisse Vorteile bieten. Das Reich der Mitte vermöchte dank der anglo-amerikanischen Unterstützung den Hegemoniegelüsten Japans mit besserer Aussicht auf Erfolg widerstehen, Amerika brächte dort sein Prinzip der offenen Tür zur Geltung, England aber hätte die Befriedigung, den mit steigendem Unmut verfolgten deutschen Handelskonkurrenten aus einem zukunftsreichen Absatzgebiet zu vertreiben und zugleich auf die in chinesischen Häfen befindlichen Schiffe seines stärksten und gefährlichsten Feindes die Hand zu legen, was den Briten in dieser Zeit steigenden Mangels an Tonnage doppelt willkommen sein müßte. Soweit wäre also für die Beteiligten die Rechnung geordnet und es bliebe nur die Hauptfrage offen, ob sie nicht ohne Zustimmung des Wirtes ausgestellt wurde, d. h. ob Japan gesonnen ist, widerspruchslos diesem Szenenwechsel zuzusehen. Hier scheint allerdings der stärkste Zweifel sehr berechtigt. Es ist zwar richtig, daß dem Vernehmen nach die offiziellen Vertreter des Inselreiches sich an Beteuerungen überbieten, ihr Land halte nach wie vor an der Allianz mit England fest und die Beziehungen zu der Republik des Westens wären auch nicht durch den leisesten Schatten verdunkelt. Wer aber mit den Praktiken japanischer Politiker nur halbwegs vertraut ist, wird den Wert solcher Erklärungen entsprechend einzuschätzen wissen.

In jüngster Zeit, noch ehe von der schroffen Stellungnahme Chinas gegen Deutschland die Rede war, lag die Meldung vor, daß in japanischen Zeitungen nicht nur eine Kündigung des anglojapanischen Bündnisses gefordert, sondern daß, angesichts der zwischen Amerika und England gegen Japan und Deutschland angeblich getroffenen Vereinbarungen, mit einer deutsch-japanischen Allianz gegen England gedroht wurde. Man höhne England wegen des passiven Ver-

Digitized by Google

haltens seiner Flotte und hoffe, daß Deutschland einmal Japan Munition gegen Amerika liefern werde. Es sei Grund genug vorhanden, das bestehende Bündnis mit England zu lösen. Japan solle sich nicht scheuen, noch während des englischen Kriegs den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären, da England zurzeit der Union keinen Beistand leisten könne. Nur jetzt, vor der Durchführung des erweiterten amerikanischen Flottenprogramms, könne Japan der amerikanischen Anmaßung begegnen.

Als Stimmungsbild verdient diese Auslassung immerhin einige Aufmerksamkeit, so naiv auch die darin zum Ausdruck kommende Ansicht ist, Deutschland werde jenem Staat, dem der räuberische Ueberfall auf Kiautschou zur Last liegt, ohne weiteres die Hand zum Bunde reichen.

Versicherungen seiner Diplomatie und publizistische Meinungsäußerungen haben wenig Einfluß auf die Politik eines Staates, wenn dessen Interesse die Befolgung einer genau bestimmten Richtlinie fordert. Die ganze Politik Japans seit dem Krieg, der mit dem Vertrag von Schimonoseki abschloß, war und ist seither mit Konsequenz auf die Erweiterung und Befestigung des japanischen Einflusses auf den benachbarten Gebieten des asiatischen Festlandes gerichtet. Infolge dieser Betätigung wurden Formosa und Korea dem Inselreich angegliedert, hat Japan die südliche Mandschurei okkupiert und eine maßgebende Stellung in China zu gewinnen vermocht. Seine ehrgeizigen Pläne reichen noch weiter. Es hieße dem Inselreich den Verzicht auf die glänzenden Errungenschaften der letzten zwanzig Jahre und auf eine verheißungsvolle Zukunft, ja seine Abdankung als Großmacht zumuten, wollte man annehmen, daß es gutwillig zusehen würde, wenn Amerika und England versuchen sollten, die japanische Politik gegenüber China zu durchkreuzen. Die Gegensätzlichkeit der Interessen im Reich der Mitte zwischen Japan und Amerika ist zu groß, als daß selbst die Vermittlung des alliierten England eine Ausgleichung ermöglichen könnte. Das angloamerikanische Bestreben, China in den Kreis der Entente zu ziehen, muß daher in Tokio mit großem Mißtrauen aufgenommen worden sein.

Im Bewußtsein der eignen Schwäche und angesichts seines stets sprungbereiten, gefährlichen Nachbars im Osten muß China jede Hilfe zur Abwehr willkommen heißen. Es ist daher begreiflich, daß ein, wie zu vermuten ist, in diesem Sinne gestelltes Anerbieten Amerikas und Englands in Peking verlockend wirken und die Geneigtheit hervorrufen muß, der Entente Gefolgschaft zu leisten. Daß aber, wie ausgerechnet, gerade der englische Alliierte Arm in Arm mit seinem amerikanischen Vetter, dem eifrigsten Gegner der japanischen Politik in China, dort als Beschützer auftritt, wird im Lande der aufgehenden Sonne entsprechend empfunden und sicherlich nicht als Aktivposten des bestehenden Bündnisses registriert werden.

Es mag sein, daß England und Amerika noch in andrer Weise China zu ködern suchen. Bekanntlich trachtet die Pekinger Regierung zur Teilnahme an den künftigen Friedensverhandlungen zugelassen zu werden. Sie wird dabei von

Digitized by Google

dem Wunsch geleitet, die Angelegenheit von Kiautschou zu regeln. Seine Zusagen verleugnend, denkt Japan nicht daran, die eroberte deutsche Kolonie dem Landesherrn zurückzustellen, der den vollzogenen Besitzwechsel als gefährliche Bedrohung seiner Interessen empfindet. Sollte England also sich bereitfinden, für die Zulassung eines Vertreters Chinas zu den Friedenskonferenzen einzutreten, so müßte Japan darin eine nichts weniger als bundesfreundliche Haltung seines dermaligen Alliierten erkennen.

Japan wird zunächst jedenfalls die Stellungnahme der, wie es scheint, einstweilen noch zu keinem Beschluß gelangten chinesischen Regierung abwarten. Jede Voraussage darüber, ob gegebenenfalls die Staatsmänner in Tokio vorerst temporisieren oder ob sie gleich den Standpunkt Japans offen zur Geltung bringen werden, wäre ein eitles Beginnen, um so mehr, da die zu erwartenden Entscheidungen auf den europäischen Kriegsschauplätzen auch auf die politische Lage im asiatischen Osten einen wesentlichen Einfluß ausüben werden.

Ueber die Bedeutung der Kometen für die Kosmologie

Von

Prof. Dr. K. Bohlin (Stockholm)

In bezug auf die Entstehungsart einerseits des Planetensystems und anderseits des großen Systems der Fixsterne (des Galaktischen Systems) sind in letzterer Zeit Hypothesen geläufig geworden, die die Erklärung in jedem Falle auf einen als ursprünglich zu betrachtenden Spiralnebel zurückzuführen bemüht sind. Es handelt sich natürlicherweise dabei im Falle des Planetensystems um einen andern Spiralnebel als im Falle des Fixsternsystems, und zwar ist in den beiden Fällen an Spiralnebel von verschiedener Größenordnung zu denken. So schön aber diese Erklärungsweise beim ersten Anblick erscheint, so ist doch an derselben zu bemerken, daß sie in ziemlich losem Zusammenhange an die an und für sich großartige Errungenschaft der photographischen Bilder der Spiralnebel am Himmel in schier zufälliger Weise sich anreiht. Es ist vorauszusehen, daß jene Zurückführung fast aller Himmelserscheinungen auf die Spiralnebel, die augenblicklich mondän geworden ist, nur auf ein ephemeres Dasein rechnen kann. Betrachtet man die Erscheinungen ohne Vorurteil, so sind im Gegenteil die Spiralnebel und die Sterne Gegensätze zueinander, wie auch aus der Verteilung dieser Körper am Himmel hervorgeht, indem die Spiralnebel an den Polen der Milchstraße verbreitet sind und die Sterne anderseits sich um den Aequator der Milchstraße anhäufen. Das Milchstraßesystem enthält schon die Spiralnebel und dürfte also als ein Produkt aus einem Spiralnebel

Digitized by Google

nicht aufzufassen sein, wie bei einer früheren Gelegenheit schon angemerkt worden ist.[1])

Ueber die Spiralnebel wird von den Astronomen angenommen, daß sie durch eine Art Eruption entstehen, indem Materie aus einem rotierendem Zentrum in unaufhörlicher Folge ausgeschleudert wird. Die Spiralnebel wären also mit den sog. „Schwärmern" in der Pyrotechnik zu vergleichen. Die wirkliche Bewegung findet demgemäß nicht in der Richtung der Aeste statt, sondern fast senkrecht gegen jene. Es ist nicht ohne weiteres ersichtlich, was in einer Zukunft aus einem solchen System werden wird. Aber ein Planetensystem wird daraus ohne weiteres nicht entstehen, weil ein solches sich durch kreisende Bewegungen auszeichnet.

So viel nun in solcher Weise für und gegen die Laplacesche Nebularhypothese zurzeit gestritten wird, so ist nur abzuwarten, daß mit der Zeit eine Ruhepause auf diesem Gebiete eintreten wird, wonach die kosmogonische Frage wieder im Ernst wird aufgenommen werden können.

Die Frage, die uns in vorliegendem Aufsatz interessiert, bleibt aber gewissermaßen von den Ansichten über Kosmogonie unberührt. Sie gehörte bisher nicht in die Hefte der Astronomie, und die Spekulationen darüber sind in der Wissenschaft selbst nur spärlich, außerhalb der eigentlichen Wissenschaft aber meist fruchtloser Art gewesen. Seinerzeit äußerte sich wohl einmal der Professor der Astronomie zu Upsala, Hermann Schultz, dem die Wissenschaft in bezug auf die Beobachtung von Nebeln, Sternhaufen und Kometen so viel zu verdanken hat, dahin, daß für die astronomische Forschung noch ein unbebautes und unübersehbares Feld vorliege, nämlich in bezug auf den organischen Zusammenhang der Vorgänge in der Sternenwelt, der, obschon unerkannt, sicherlich vorhanden sei. Diese Vorhersage ist indessen durch die neueren Errungenschaften der Astrophysik im beträchtlichen Umfange in Erfüllung gegangen. Zu jener Zeit drängten sich mit aller Macht die Theorien von Charles Darwin über die Entstehung der Arten, über die natürliche Auswahl und die Evolution der biologischen Welt unter dem Einflusse des Kampfes ums Dasein in den Vordergrund. Es wurde versucht, die Prinzipien Darwins, für deren allgemeine Anerkennung es nur das erlösende Wort des großen Zoologen bedurft hatte, auf die übrigen Wissenschaften anzuwenden. Für die Astronomie z. B. glaubte man die „natürliche Auswahl" in dem Ausscheiden solcher Planetoiden aus dem Systeme, die durch kommensurable Bewegung mit den störenden Körpern in ungünstige Lage versetzt waren, wiederzufinden. Diese Kombination war aber insofern nicht ganz zutreffend, als ein wirkliches Ausscheiden der Planeten aus den Planetensystemen infolge kommensurabler mittlerer Bewegungen nicht stattfindet, sondern nur an den betreffenden Stellen des Planetoidenringes Lücken entstehen, die von den Planeten vermieden werden.

---

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Was ist die Milchstraße?", „Scientia", Jahrgang 1910, und „Zur Frage von der Existenz eines Zentrums der Milchstraße", „Deutsche Revue", April 1914.

Digitized by Google

Offenbar aber gehen die Darwinschen Prinzipien in ihrer Anwendung auf die Astronomie nach ganz andern Richtungen. Nach allem zu urteilen, berechtigt uns der jetzige Standpunkt der Wissenschaft zu der Vorstellung, daß das organische Dasein im Universum allerseits sich entwickelt. Zwar haben eine große Anzahl der Fixsterne — die Heliumsterne und die Sterne vom Siriustyp — eine weit höhere Temperatur als die Sonne (6000 Grad Celsius), und bei ihnen steht eben das Stadium bevor, in welchem sich die Sonne mit dem Planetensystem befindet. Ebenso häufig sind aber auch die Sterne vom Solartyp, bei welchen die Temperatur derjenigen der Sonne gleichkommt.

Die Algolsterne, deren Veränderlichkeit an Finsterniserscheinungen, von der Erde aus gesehen, gebunden ist, ergeben tatsächlich Beispiele von Fällen, wo die Fixsterne von Planeten umkreist werden. Da sie schon recht zahlreich erkannt sind und anderseits das Sichtbarwerden eines Algolsterns als an und für sich unwahrscheinlich betrachtet werden muß, weil es ein ganz besonderer Zufall ist, daß die dunklen Begleiter gerade über unsern Visionsradius zu dem Stern vorübergehen sollen, so ergibt sich eine überwiegende Wahrscheinlichkeit dafür, daß die größte Zahl der Fixsterne von Planetensystemen umgeben sind.

1. Ergebnisse der Paläontologie. Wie auf solchen dunklen Planeten die Lebensentwicklung entsteht, war frühzeitig der Gegenstand von Erörterungen, die meistens darauf hinausgingen, daß die Samen gewisser organischer Gebilde im Weltraum schon vorhanden sind, wo sie, den Wirkungen der Gravitation gehorchend, sich so lange bewegen, bis sie von den Himmelskörpern von Zeit zu Zeit aufgefangen werden und zum Gedeihen kommen. Dieser Auffassung, die dem bekannten Satze Linnés: Omne vivum ab ovo streng unterworfen ist, tritt bald nach der Darwinschen Epoche eine andre Vorstellung entgegen, die namentlich unter den Geologen Vertreter hat, daß nämlich das organische Leben aus den anorganischen Substanzen der Planetenrinde durch eine gewisse natürliche Auswahl direkt hervorgegangen sei. Dies wären also die Anfänge der Biodromie, der Wissenschaft von der Entwicklung des organischen Lebens. So sehr man aber anerkennen muß, daß durch neuere Forschungen die Schranken der anorganischen und der organischen Substanzen bedeutend reduziert oder gar aufgehoben worden sind, so erscheint doch der Sprung der Entwicklung des Lebens auf der Erde allzu schnell, um mit der starren Hypothese der direkten Entstehung aus der Planetenkruste in Einklang zu stehen, und dies ist namentlich auch die Ansicht des Verfassers dieser Zeilen.

Es ist zu bemerken, daß in den ältesten Ablagerungen auf der Erde keine ganz ursprünglichen Organismen sich vorfinden, sondern daß die Fossilien aus der ältesten Zeit schon recht entwickelt sind und nicht so sehr hinter manchen Formen der Jetztzeit zurückstehen. Das organische Leben hat daher sicherlich schon während langer Zeiträume vor der Kambrischen Periode existiert. In einigen Fällen hat man geglaubt, Reste organischer Formen gerade an der Grenze zu der Kambrischen Periode zu spüren. Einige Forscher betrachten nämlich gewisse Serpentin- und Kalzitfunde als Reste organischen Ursprungs.

Digitized by Google

Man hat sie sogar als einer Foraminifere gehörend bestimmt, der der Name „Eozoon" beigelegt worden ist. Auch sind erhebliche Funde von Graphit als Beweis angeführt worden, während demgegenüber als festgestellt angesehen wird, daß wenigstens nicht aller Graphit organischen Ursprungs sei.

Die Kambrische Periode zeigt nun bekanntlich mit einmal eine Fülle von Fossilien, namentlich Trilobiten und Bracchiopoden, und schon in der daraufhin folgenden Silurperiode treten die ersten Anfänge von Vertebraten, fischähnelnde Tiere, auf, woneben wahrscheinlich von den Trilobiten herstammende Skorpionen, Spinnen und Insekten vertreten sind. Mit der Devonzeit tritt die wunderbare Entwicklung des Fischgeschlechts ein, woran sich die reichliche Entwicklung der Kryptogamenflora anschließt. Die Entwicklung bewegt sich während der Steinkohlenperiode bis zur Stufe der ganz kleinen Amphibien. Die Entfaltung vollzieht sich mit einem Reichtum der Formen, die der Einwirkung der äußeren Umgebung und dem Kampfe um das Dasein kaum ausschließlich zuzuschreiben ist. Bald darauf, in den Trias- und Juraperioden, findet sich die Vegetation der Fichtenbäume, und die Fauna ist durch die Riesenreptilien Ichthyosaurus, Plesiosaurus und Ornithosaurus charakterisiert. Es ist bemerkenswert, daß diese überaus kräftige Entwicklung der organischen Welt an die Steinkohlenperiode anknüpft, also an eine reichliche Zufuhr von Kohlenstoff an die Erde. Ganz plötzlich findet sich nun im Kalkstein bei Solnhofen der erste Vogel aus derselben Zeitperiode mit ausgebildeten Federn und Schnabel. Kurz darauf, in der Tertiärzeit, hat sich mit einem Male alles umgewandelt; die Rieseneidechsen sind ausgestorben, und die durch Zypressen und Lorbeer charakterisierten Wälder behausen jetzt warmblütige Tiere, wie den Tapir, die Vortypen des Pferdes und auch schon die ersten Kreodonte (Fleischfresser) vom Typus der Wolfsarten.

Es ist hieraus für jedermann, der die paläontologische Entwicklung in den Einzelheiten näher verfolgt, ersichtlich, daß in der organischen Entwicklung manche, und zwar recht diskontinuierliche Schwankungen auftreten, die wohl zum Teil, nämlich in bezug auf die Vernichtung der vorhandenen Formen, durch die Katastrophen der Erdoberfläche erklärlich sind, aber zum Teil wieder, in betreff des schnellen Aufbaues neuer Formbestände, schwerlich nur den obwaltenden Umständen zuzuschreiben sind, sondern wohl erst recht durch die latenten Impulse derjenigen Stoffe zu erklären sind, die der Erde von außen zugeführt werden.

2. Die chemische Konsistenz der Himmelskörper. Spektrum der Sonne. Erst bei der Sonnenfinsternis 1851 wurde der rosafarbige Rand um die Sonnenscheibe entdeckt, der nunmehr bei etwas verschleierter Luft dem bloßen Auge sichtbar ist und an den Farbenphotographien der Sonne deutlich zum Vorschein kommt. Dieser Rand rührt von einer zirka 7250 Kilometer hohen Atmosphäre, der Chromosphäre, her, deren Konsistenz die einfachst mögliche ist: sie besteht kurzweg aus glühendem Wasserstoff und aus Helium, also aus den leichtesten der Gase. In dem Maße, als die Wellenlängenbestimmungen sowohl des Sonnenspektrums als der verschiedenen irdischen Substanzen verfeinert worden sind, sind in der eigentlichen Photosphäre der Sonne

Digitized by Google

die folgenden Substanzen konstatiert worden: Aluminium, Barium, Beryllium, Blei, Cer, Chrom, Dysprosium, Eisen, Erbium, Germanium, Helium, Indium, Kadmium, Kalium, Kalzium, Kobalt, Kohlenstoff, Kupfer, Lanthan, Magnesium, Mangan, Molybdän, Natrium, Neodym, Nickel, Niobium, Palladium, Platin, Praseodym, Rhodium, Sauerstoff, Skandium, Silber, Silizium, Stickstoff, Strontium, Thallium, Titan, Vanadium, Wasserstoff, Wolfram, Ytterbium, Yttrium, Zink, Zinn, Zirkonium. Vermißt werden sonderbarerweise einige Substanzen, wie Argon, Phosphor, Schwefel; fernerhin die salzbildenden: Chlor, Brom, Jod, Fluor sowie die Metalle der Arsengruppe. Es wurde seinerzeit geglaubt, daß die edlen Metalle ganz fehlten, was indessen in bezug auf Platin nach dem oben angeführten Verzeichnisse nicht stichhaltig ist. Es findet sich nach neueren Untersuchungen Sauerstoff und Stickstoff, die man früher als fehlend ansah.

Wie aus den photographischen Spektralaufnahmen hervorgeht, sind die Chromosphäre und die Protuberanzen zusammengesetzter, als man früher glaubte. So enthalten die Protuberanzen außer Wasserstoff fast immer Kalzium, die seltenen metallischen Protuberanzen, außerdem Eisen, Titan, Skandium, Strontium und Aluminium, die Chromosphäre noch andre Substanzen, deren Linien alle hell leuchtend erscheinen. Kalzium, Wasserstoff und Helium sind durch die ganze Chromosphäre merkbar, dagegen Kohlenstoff und Mangan nur in deren unteren Schichten. Dies ist insofern bemerkenswert, als ein Abschleudern von Kohlenstoff von der Sonne durch das Drucklicht also nicht stattzufinden scheint.

Das Helium war in der Chromosphäre der Sonne durch die Spektrallinie 0.5876 schon lange Zeit bemerkt worden, ehe es als irdische Substanz von Sir William Ramsay aus dem Uranium hergestellt wurde. Dieses Element, das in der Konsistenz der Fixsterne einen bevorzugten Platz einnimmt, hat die folgende spektrale Zusammensetzung — die Wellenlängen werden durchweg in Mikronen ausgedrückt —:

	Helium Stärkere Linien	Cyanogen Banddublette	Kalzium H- und K-Linien
Ultrarot	2.040	—	—
	1.117	—	—
Visuel	0.5876	—	—
Ultraviolett	0.3889	0.3874	0.3969
	0.3188	0.3909	0.3934

Dieses Element hatte in Mendelejeffs periodischem Systeme keinen Platz, so daß es notwendig wurde, dieses System durch eine neue Gruppe O zu erweitern, die nunmehr außer Helium die sog. Edelgase Argon, Krypton, Neon und Xenon umfaßt, alles Elemente, die sich sonderbarerweise dadurch auszeichnen, daß sie keine Valenz haben, d. h. keine Neigung zur Verbindung mit andern Substanzen zeigen. Mendelejeff nimmt noch zwei unbekannte Elemente X, Y an, die von kleinerem Atomgewicht als der Wasserstoff sind, nämlich für Y 0.2 und

Digitized by Google

für X nur 0.000001. Diese Elemente würden also auch der Gruppe O gehören, und möglicherweise wird sich Y mit dem Koronium identifizieren lassen, weil diese Substanz, die in der Korona der Sonne über der Chromosphäre schwebt, leichter als Helium und Wasserstoff sein dürfte. Ebenso würde sich das Element X vielleicht auf die Elektronen zurückführen lassen, deren Atomgewicht man den Wert 0.0005 zuschreibt.'

Das Vorhandensein des verhältnismäßig schweren Kalziums (Atomgewicht 40,1) neben Wasserstoff und Helium in den oberen Schichten der Sonne ist eine letzthin nachgewiesene Tatsache, die ganz befremdend dasteht. Es würde zunächst notwendig sein, sich vorzustellen, daß dieses Kalzium eine Art allotrope Modifikation sei, die sich derart innerhalb des Gebietes der leichtesten der Gase tragen läßt. Stellt man sich vor, daß zwischen dem Cyanbande und der entsprechenden Heliumlinie (siehe die oben angeführte Tafel) eine Korrespondenz stattfindet, so daß das Helium bei sehr hoher Temperatur mit dem Cyanogen und also auch mit dem Stickstoff Verwandtschaft zeigt, so erinnert auch das Zusammensein von Helium und Kalzium in der Sonnenatmosphäre an das gleichzeitige Vorkommen von Stickstoff und Kalzium als Strukturelementen der organischen Welt. Ihr gleichzeitiges Vorkommen in der Sonnenatmosphäre würde daher mehr erklärlich erscheinen, wenn die Vorstellung erlaubt ist, daß die beiden Elemente auch im erhitzten Zustande durch irgendeine erworbene Affinität organischen Ursprungs koordiniert bleiben.

3. Die Fixstern- und Nebelspektra. Die Sterne werden bekanntlich jetzt in fünf große Hauptgruppen klassifiziert, die im ganzen auch eine Temperaturskala der Sterne ausmachen. 1. Typus. Diese Sterne zeigen im Spektrum helle Linien auf einem verhältnismäßig dunklen Boden kontinuierlichen Lichtes. Die hellen Linien rühren von glühenden Gasen her, deren Licht, ohne Absorption erfahren zu haben, das Auge erreicht. Die Atmosphären dieser Sterne sind daher durchaus überhitzt, und sogar an der oberen Grenze der Atmosphäre existiert kein Niederschlag in der Form von abgekühlten und dunklen Gasen. Solche helle Linien sind bei den folgenden Typen nicht vorhanden, die sich alle durch dunkle Absorptionslinien auszeichnen, welche beweisen, daß das Licht von dem Herde des Sterns aus schon eine kühle Atmosphäre zu passieren gehabt hat, ehe es in den Weltraum ausstrahlte. 2. Typus. Heliumsterne. Die Absorptionslinien des Heliums sind hier neben den Wasserstofflinien vorherrschend. Diese Sterne befinden sich in einem ursprünglicheren Stadium und in einer höheren Temperatur als die Sonne und zeigen in der Regel nicht die Absorptionslinien der Sonne, die sog. Frauenhoferschen Linien. Sie werden auch Orionsterne genannt, weil manche von ihnen dem Sternbilde Orion angehören. Man erkennt sie leicht an ihrem grünlich glänzenden Lichte. 3. Typus. Weiße Sterne, zu welchen z. B. Sirius und Kastor zu zählen sind. Bei diesem Typus sind die Wasserstofflinien die hervortretendsten, und die Heliumlinien fehlen. Sie enthalten auch metallische Linien, jedoch lange nicht so zahlreich wie die Sonne. Auch diese Sterne gehören einem früheren Entwicklungs-

Digitized by Google

stadium an als die Sonne. 4. Typus. Gelbe Sterne, bei welchen die Metallinien intensiv und äußerst zahlreich sind. Hierher gehören Capella und die Sonne. 5. Typus. Rote Sterne. Sie enthalten Metallinien, werden aber hauptsächlich durch breite Absorptionsbänder charakterisiert, die auf eine dichtere Atmosphäre deuten. Sie befinden sich in einem fortgeschritteneren Stadium als die Sonne. Je nach der Schattierung der Bänder nach der roten oder nach der violetten Seite hin unterscheidet man zwei Unterabteilungen dieser Sterne; die letztere Abteilung enthält sehr rote Sterne, bei denen der blaue Teil des Spektrums nur schwach hervortritt.

Schon dieser Uebergang von bläulichen oder weißen zu roten Sternen zeigt eine sukzessive Abkühlung der Sterne, die bei den roten Sternen am weitesten fortgeschritten ist. Aktuelle Temperaturbestimmungen, die von Freiherrn B. v. Harkanyi und andern Forschern ausgeführt worden sind, bestätigen vollauf diesen Schluß, indem sich folgende Werte ergeben haben: 10 000 Grad (Heliumsterne); 7000 Grad (weiße Sterne); 4000 Grad (gelbe Sterne); 3000 Grad (rote Sterne), alles absolute Temperatur.

Das Sinken der Temperatur bei den Fixsternen zeigt im Verein mit der wesensverschiedenen Art der Spektra der verschiedenen Klassen, daß die chemischen Elemente bei sehr hohen Temperaturen in dem Maße aufgelöst werden, daß ihre Kennzeichen, wie die der Metalle in den Heliumsternen, kaum zu spüren sind. Anderseits bewirkt schon eine verhältnismäßig geringe Abkühlung, daß die dissoziierten Elemente sich wieder in Metalle und womöglich kompliziertere Substanzen konsolidieren, wie es schon bei den gelben Sternen der Fall ist.

Wir sind deshalb zu der Annahme berechtigt, daß es durch keinerlei Erhitzung möglich ist, die chemischen Elemente so zu zerspalten, daß sie nicht immer ihre Eigenschaften noch latent behalten würden, bzw. in ihre ursprüngliche Art nicht wieder zurückkehren könnten. Es existiert also bei der Materie eine gewisse Unzerstörbarkeit der Eigenschaften, die ihr durch die Evolution im Laufe der Zeiten eigen geworden sind. Wie wir es späterhin näher ausführen werden, ist diese Hypothese namentlich auf die Elemente der organischen Verbindungen in der Weise auszudehnen, daß auch diejenigen Eigenschaften der Materie, die ihr in der lebendigen Daseinsform eigentümlich geworden sind, unzerstörbar sind. Man hat sich dies so vorzustellen, daß durch Erhitzung nur die äußerlichen Verbindungen aufgelöst werden, während die kleinsten Teile der organischen Substanzen sich der Einwirkung auch der höchsten stattfindenden Temperatur entziehen. Aus besonderen Gründen ist hierbei anzunehmen, daß diese kleinsten Elemente der organischen Substanzen — man wäre geneigt, ihnen schon einen Namen, die Bionen, beizulegen — viel kleiner abzuschätzen sind als die Atome der anorganischen Elemente.

Bei den Heliumsternen unterscheidet Sir Norman Lockyer Sterne mit zunehmender Temperatur und Sterne mit abnehmender Temperatur. Bei der ersteren Klasse sind die „protometallischen Linien" verhältnismäßig dick und die Wasserstofflinien schmal, dagegen bei Sternen mit abnehmender Temperatur

Digitized by Google

die protometallischen Linien verhältnismäßig winzig und die Wasserstofflinien dagegen breit.

Kehren wir uns zu den Gasnebeln und nehmen wir an,[1]) daß dieselben extragalaktische Systeme sind, die in unermeßlich größeren Abständen als die Fixsterne sich befinden, so ist ihnen auch eine erheblichere Leuchtkraft und eine höhere Temperatur als den Fixsternen zuzuschreiben. Dies findet darin Bestätigung, daß ihr Spektrum viel einfacher ist als die Fixsternspektra. Das Spektrum der Gasnebel zeigt in der Tat hauptsächlich nur drei helle Linien, deren eine vom Wasserstoff herrührt, die beiden übrigen aber als eigentliche Nebellinien und als bis jetzt unbekannten Ursprunges bezeichnet wurden.

4. Das Spektrum der temporären Sterne. Es ist, nachdem wir nunmehr die Spektra der Sterne und der Gasnebel näher kennen, von größtem Interesse, die Eigentümlichkeit zu bemerken, daß die neuen Sterne nach ihrem Auflodern, wenn sie sich in Abkühlung befinden, ein Spektrum zeigen, das mit demjenigen der Gasnebel übereinstimmt.

Schon der neue Stern im Cygnus aus den Jahren 1876 bis 1878 zeigte, als er bis auf die zehnte Größe heruntergegangen war, unzweifelhaft die erste Nebularlinie (0.5004). Es war ebenso das spätere Spektrum von Nova Aurigae 1891 bis 1892 mit demjenigen des Ringnebels in der Lyra vollständig übereinstimmend. Auch Nova Persei, 1901, zeigte im Herbst nach Campbell und Wright den Charakter des Nebelspektrums. Die Wasserstofflinien waren im September nicht mehr so deutlich wie früher. Sie sind verbreitert und gleichen schmalen Bändern, die offenbar im Verschwinden begriffen sind. Die beiden Nebellinien 0.5004 und 0.4957 sind hervorgetreten an der Stelle der Heliumlinien, die „verschwunden sind". Die blaue Heliumlinie 0.447 ist verschwunden, und statt dessen hat eine andre Linie 0.471 dermaßen an Helligkeit zugenommen, daß sie im ganzen Spektrum die deutlichste ist. Von elf andern auf der Licksternwarte wahrgenommenen Linien gehörten mehrere dem Helium an. Schließlich aber verließ der neue Stern auch das Nebelstadium und ging in einen Wolf-Rayet-Stern über. Im Jahre 1907 fand nämlich Hartmann an ihm ein schwaches kontinuierliches Spektrum mit hellen Wasserstofflinien und der Linie 0.4688, während die Nebellinie 0.5007 nicht mehr zu spüren war. Diese Wolf-Rayet-Sterne sind mit unserm ersten Fixsterntypus identisch. Sie zeichnen sich durch zuweilen doppelte Wasserstoffserien aus, sowie vornehmlich durch die Linien 0.4688 (nicht Stickstoff, vielleicht Wasserstoff) und 0.4633 (vielleicht Stickstoff und Wasserstoff).

5. Das Spektrum der Kometen. Die Kometen, die an Umfang die Sonne und manche Fixsterne zuweilen übertreffen, haben dabei eine so winzig kleine Masse, daß sie sicherlich viel leichter sind als auch die kleinsten der Asteroiden. Sie sind deshalb als Sterne im eigentlichen Sinne des Wortes nicht zu bezeichnen und haben auch nicht die Aufgabe, selbständige Himmels-

[1]) Siehe den Aufsatz: „Was ist die Milchstraße?" „Scientia" 1910.

Digitized by Google

körper zu sein, sondern sind als vermittelnde Himmelskörper zu bezeichnen, die einem eigentümlichen kosmischen Prozesse dienen, dem wir unter dem Namen der Biodromie im folgenden unsre Aufmerksamkeit zu schenken haben werden.

Das Spektrum der Kometen stellt sich im Vergleich mit den oben beschriebenen Spektren als eine neue Spezies dar. Es mag daran erinnert werden, daß Donati der erste war, der es (1864) erkannte, daß das Kometenspektrum drei helle Linien, die erste gelb, die zweite grün, die dritte blau zeigt. Sie sind für die Lichtemission der Kometen charakteristisch, da das daneben vorkommende kontinuierliche Spektrum dem reflektierten Sonnenlichte zuzuschreiben ist. Huggins zeigte am Winneckeschen Kometen 1868, daß diese hellen Bänder bei 0.563, 0.517, 0.472 (0.431) mit dem Funkenspektrum von Kohlenstoff in Olivenöl übereinstimmen. Als Hauptelement der Kometen ist deshalb das Element zu nennen, das auch für das organische Dasein das wichtigste ist, nämlich der Kohlenstoff. Sowie aber letzthin in der Sonnenatmosphäre zur Ueberraschung das Kalzium nachgewiesen wurde, so ist auch neuerdings im Kometenspektrum eine neue Substanz entdeckt worden, nämlich die zweite für das organische Leben kennzeichnende Substanz — der Stickstoff. Die Ursache, daß dieses Element in den Kometen nicht schon früher erkannt worden war, liegt daran, daß das betreffende Lichtband unsichtbar ist. Dieses Doppelband, dem Cyanogen gehörend, liegt nämlich dicht außerhalb der Grenze des sichtbaren violetten Teils des Spektrums, in welcher Region auch die Kalziumlinien der Sonnenatmosphäre, 0.3969, 0.3934, gelegen sind. Diese Cyanogendublette konnte also erst durch die Photographie entdeckt werden und wurde auch so im Spektrum von Tebbuts Komet 1881 gefunden.

Der große Januar-Komet 1910a, einer der größten je beobachteten Kometen, zeigte die drei regulären Kohlenwasserstoffbänder und die Natrium-dublette D_1, D_2 im Orange ebenso wie das oben erwähnte Cyanogenband.

Zum Vergleich mag noch auf die Koexistenz von

Stickstoff	Natrium	bei den
0.388	0.589	Kometen

gegenüber

Helium	Kalzium	
0.588	0.357	in der Chromosphäre
	0.393	der Sonne

hingewiesen werden.

Soweit alle diese Beobachtungen sich erstrecken, zeigen die Kometenspektra also vorzugsweise den Kohlenstoff und den Stickstoff, d. h. die beiden für die organischen Geschöpfe hauptsächlich charakteristischen Substanzen. Es wird schon hieraus recht einleuchtend, daß die Entstehung des lebendigen Daseins auf den Himmelskörpern im wesentlichen von den Kometen aus gefördert wird, indem die Strahlung der Kometen als Niederschlag von Kohlenstoff und Stickstoff von Zeit zu Zeit von den Planetenatmosphären aufgefangen wird, um dann weiter-

Digitized by Google

hin in den Organismen der Lebewelt auf jenen Planeten zur Entwicklung zu gelangen.

6. Ueber die diskontinuierlichen kosmischen Vorgänge. Es wurde früher angenommen, daß die Sterne, nachdem sie so weit abgekühlt worden sind, daß sie sich mit einer dichten Hülle umgeben haben, durch periodisch stattfindende Störungen irgendwelcher Art dahin gelangen, daß ein Zerreißen dieser Umhüllung vorkommt, wodurch mehr oder minder heftige Ausbrüche der inneren glühenden Masse die Folge sein würden. Eine solche periodisch wirksame Tätigkeit physikalischer Art ist bei der Sonne in der Sonnenfleckenperiode und bei der Mehrzahl der langperiodisch veränderlichen Sterne vorhanden; jedoch sind diese Vorgänge periodischen Charakters und mit einer allmählichen Deszendenz des Sterns verbunden. Es ist wohl deshalb mit Vogel oder v. Seeliger anzunehmen, daß die Erscheinung der neuen Sterne entweder dem Zusammenstoß zweier Himmelskörper oder dem Eintritt eines Himmelskörpers in einen nebligen oder sonst stofferfüllten Himmelsraum zuzuschreiben ist, wodurch er gleich wie die Meteore in der Erdatmosphäre zum plötzlichen Aufglühen gebracht wird. Welche von den beiden Alternativen angenommen wird, ist für die Frage eigentlich nebensächlich, weil es sich in jedem Falle doch um einen Zusammenstoß handelt, und da die Erfahrung zeigt, daß der Vorgang immer so heftiger Art ist, daß er ohne Frage von einer Explosion des Himmelskörpers im ganzen oder zum Teil begleitet ist.

Es bedarf nach unsrer Studie über die Aenderungen des Spektrums bei den neuen Sternen eigentlich keiner weiteren Erläuterungen, um einzusehen, daß bei dem Auflodern der neuen Sterne die auf denselben befindlichen Elemente sich in dem Maße auflösen (dissoziieren), daß sie ganz unkenntlich werden. Aber es ist anderseits nicht möglich, zu negieren, daß die Elemente immerhin vorhanden sind, obschon wir in der gasnebeligen Form der neuen Sterne nur einige wenige Spektrallinien „unbekannten Ursprungs" erkennen. Wir haben oben darauf hingewiesen, daß im neuen Stern Nova Persei 1901 fernerhin eine Linie auftauchte, die nahezu mit einer Kohlenlinie zusammenfällt, und daß die eigentlichen Nebellinien an Stelle der Heliumlinien auftreten. Es wurde auch noch die nahe Koinzidenz einer Heliumlinie mit der Cyanogendublette in Erinnerung gebracht.

Infolgedessen erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß bei den Umwandlungen der Elemente eines Sterns bei einer derartigen Explosion der Materie gerade die organischen Stoffe wie Kohle- und Stickstoff (vielleicht auch Kalzium) es sind, deren Reste im Spektrum des dünnen Gasbestandes des Sterns noch mit Modifikationen eben sichtbar erkenntlich sind, während die Spuren sonstiger mutmaßlich gröber konstruierter chemischer Elemente ganz verschwinden. Dies würde nun der vorhin aufgestellten Hypothese eine Stütze leihen, daß die organischen Elemente von einer höheren Ordnung in bezug auf die Kleinheit der Partikelchen sind als die anorganischen Elemente, weil sie eben mit Helium oder noch leichteren Gasen in Verbindung zu bringen sind. Von allen

Digitized by Google

Elementen werden daher die organischen Elemente durch den Druck der Explosion die größte Geschwindigkeit erhalten und infolgedessen am weitesten von dem glühenden Herde des Sterns fortgeschleudert und gleichsam der Katastrophe entzogen.

Es ist anzunehmen, daß die absolute Nulltemperatur des Raumes diesen Partikelchen und ihren eingeborenen Eigenschaften weniger Eintrag tut als ein längeres Verweilen derselben in einer Temperatur, die diejenige der heißesten Fixsterne um ein Unermeßliches übertrifft. Wir bewegen uns hier einigermaßen auf dem Boden der Hypothesen. Sie können aber mit Recht noch etwas weiter getrieben werden. Wir können annehmen, daß die organischen Elemente die Eigenschaft der unermeßlichen Kleinheit im Laufe ihrer Entwicklung errungen haben, um eben mit ihrer komplizierteren Struktur sich aus den diskontinuierlichen kosmischen Vorgängen herauszufinden und der Vernichtung der Eigenschaften zu entgehen. Hier, an diesem Punkte, fände sich also der „erste Kampf ums Dasein" in der Kosmogonie.

Der beschriebene Vorgang ist mit der Strahlung der Kometen in Parallele zu stellen und insofern dem Verständnisse leichter zugänglich.

Nachdem die Elemente die Wirksamkeitssphäre des Sterns verlassen haben, verbleiben sie zunächst in bezug auf den Stern im anagravitativen Zustande, aus Gründen, die einige Forscher der Wirkung des Drucklichtes zuschreiben, die aber auch anders aufgefaßt werden können.

Obschon nun ein solches, wenn man sich so ausdrücken darf, schicksalsvolles Ereignis im Universum nicht zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehört, so sind doch die Fälle der neuen Sterne nicht gar zu selten. Seit dem Jahre 134 sind uns 30 solcher Fälle bekannt, und seit dem Jahre 1848 sind 14 neue Sterne beobachtet worden. Die Zahl solcher Ereignisse muß doch viel größer gewesen sein, wenn wir uns erstens die Wolf-Rayet-Sterne vergegenwärtigen, die als Reste solcher neuen Sterne zu bezeichnen sind, und ferner alle diejenigen Fälle in Betracht ziehen, die bei teleskopischen Sternen unvermerkt vonstatten gegangen sein mögen. Aber obgleich die Fälle, nach Jahrhunderten berechnet, doch nicht gerade zahlreich sind, so mögen sie nach Zeiträumen, die sich den Dimensionen des Sternensystems anpassen, als häufige kosmische Vorgänge betrachtet werden, Vorgänge, die an Häufigkeit mit den Zusammenstößen der Moleküle eines Gases zu vergleichen sind.

Wir stehen so vor einem kosmischen Prozesse, durch den die organischen Elemente auf den abgekühlten Himmelskörpern immerzu in den Weltraum zerstreut werden. Es bedarf infolgedessen kaum besonderer Erläuterungen, um das „Heim der Komten" (Home of the comets nach C. A. Young) zu finden, da es wohl unmittelbar einleuchtend ist, daß die in oben beschriebener Weise in den Weltraum verstreute Materie mit der Zeit zum gravitativen Zustande wieder übergehen und dabei sphärisch-körperliche Aggregate abgeben wird.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

Amalie an Eichhorn

Berlin am 19ten Fbr.

Unsres Balan's Reise[1]) überrascht u. bewegt mich innigst. Ich denke mir lebhaft, dieser liebe Freund sieht mich jetzt u. unser Kind, und in einigen Tagen umarmt er meinen geliebten Mann. O er sei der Bote meiner immerfort starken u. innigen Liebe. Wie wirst Du verwundert sein, Theurer, wenn Du ihn siehst, Dich freuen u. Dir erzählen lassen. Laß es Dir ja, es giebt so Manches was allein das Mündliche kund thun kann. So gieb ihm auch über Vieles Bescheid, und wenns möglich die Hoffnung, daß ich Dich bald wieder habe. Jetzt steht sie mir grade so weit entfernt. Wie dunkel verhüllt sich der goldene Friede![2]) Blut, Blut, Haß, Zwietracht, Niederträchtigkeit, Schwäche, u. Teufels Wuth häufen Stein auf Stein! Wann kann diese ungeheure Arbeit vollendet sein, dieses Gebäude völlig niederzustürzen, da es sich erneut wie der Kopf der Hydra. Aber Glauben, Glauben! rufst Du mir zu. Du hättest mir schon wieder einmal schreiben können nach den großen Begebenheiten, aber in welcher rastlosen Bewegung magst Du sein, wenn Deine Gesundheit nur Stich hält Sag mir, wie ist sie? Siehst Du gar nicht Licht, wie die Dinge kommen können, ob so, daß Hoffnung zu unsrer Vereinigung wäre? Es mag in Frankreich viel zu thun geben, aber sollte dieß noch auf lange der Fall sein, und Du vielleicht Dich dauernd in Paris aufhalten müssen, wie würde Dein vaterländisches Herz sich sehnen nach dem lieben Deutschland. Doch muß der Mann bis zuletzt aushalten, und da sagen mir die Leute oft, wenn ich meinen Haß gegen Paris u. alles Französische ausspreche, ich würde Dir noch dahin folgen müssen u. mein Hermann eher französisch als deutsch lernen. Wohin verirre ich mich! Wir sind nicht in Paris, und werden wir hinkommen? Spanien, Spanien![3]) Sage doch auch Balan oder schreib mir durch ihn, was eigentlich Deine Geschäfte sind, ich möchte es doch gern wissen, überhaupt wenn es Dir möglich ist, so theile mir etwas Deine jetzigen Ansichten mit durch ihn, denn dieser Brief kommt doch sicher unerbrochen in meine Hände. Oft sagte mir Simon, er denke viel bedauernd an Dich, wie Du Dich getäuscht fühlen müßtest, da Du in der obersten Verwaltung alles noch so beim Alten finden würdest.

---

[1]) Balan ging als Kurier ins Hauptquartier zum Staatskanzler.

[2]) Seit dem Scheitern des ersten Friedenskongresses zu Châtillon.

[3]) Anspielung auf die vollständige Untätigkeit Wellingtons gegenüber Soult während des ganzen Januars und der ersten Hälfte des Februars 1814.

Digitized by Google

Ich denke dann u. sage, mein Eichhorn freuet sich des Guten was ausgesäet ist und schon aufgegangen, u. hat in seinem eignen Bewußtsein den besten Trost, eigne Thätigkeit schützt ihn vor Unmuth, u. die Liebe und Sehnsucht nach Frau u. Sohn macht ihm das Leben süß. Ist's nicht so? Viele Menschen, weil sie selbst nicht straff genug am Strange ziehen, nehmen bei einem schweren Werk leichter Ermattung wahr, als die, welche bei voller Anstrengung erst völlig inne werden, wie viel Kräfte zur Vollendung gehören.

Da habe ich Dir so vorgeschwatzt wie es mir in die Feder gekommen ist aus dem vollen Gemüth und noch nichts erwähnt, von dem kleinen Angebinde zum 2ten Merz,[1]) welches ich Dir schnell verfertiget habe, da ich die gute Gelegenheit erfuhr. Dein Uhrband wird schon schlecht sein, mach diesen dafür an Deine Uhr. Du mußt die Ringe aufmachen u. das Band wo die Oeffnung ist durchziehen. Lotte meint, das würdest Du nicht können, aber ich hoffe doch, Du besitzest diese Geschicklichkeit. Ich weiß Du legst wenig Werth auf äußere Beweise der Liebe, aber den Frauen sind sie unwillkührlich Bedürfniß. Das Spiel meiner Finger wird berührt von Deiner Hand, der lieben, schönen Hand! o wie süß. Indem ich arbeite u. Dein gedenke, für Dich grade arbeite, wird mir viel wohler, lebe ich eigentlich mit Dir, und indem ich etwas schaffe zu Deinem Gebrauch ist es, als wenn ich einen Theil meiner selbst Dir darreiche. Im höhern Sinn haben wir das auch in den Kindern. Oft wenn ich für Hermann sorge, durchzittert mich das wonnevolle Gefühl, auch für Deinen Geliebten sorgst Du hiedurch. Ihm zur Lust u. Freude wächst das Kind auf, Du hast es ihm geboren. Jetzt kennt Hermann schon alle ihm nahestehenden Personen, ach u. der Vater ist ihm fern u. fremd. Alle Abend nehme ich ihn auf den Arm u. reisen zusammen in der Stube umher zum Vater; erst ging's nach Leipzig und nun nach — Paris. Da hat man ihn gelehrt, mit dem Händchen zu winken, das macht er sehr niedlich. Ich sage dann: winke dem Vater, so thut er's gleich, aber doch eigentlich nicht mit dem Leben, wie er es hat, wenn man ihm bekannte Personen nennt. Den Vater, den kennt er nicht! Man lacht mich aus, wenn ich drüber je zuweilen meine Wehmuth äußere, u. erinnert mich an die, die den Geliebten gar nicht mehr haben. Das ist zu hart. Ist denn ein Schicksal drum glücklich, weil es nicht am tiefsten Abgrund sich bewegt? Erfordern nicht auch die Mittel Zustände Kraft? Freilich, die mir dieß nicht glauben, daß sind auch keine Liebende, keine Frau, die wie ich liebt, kann mich mißverstehen, u. auch Du nicht, der Du das Gleiche empfindest — alle diese Entbehrungen, die auch Dein liebes Herz wehmüthig fühlt. „Die eiserne Zeit zum Heil der Welt laß uns würdig durchleben", das ist der beste Aufruf zur Ermannung, hieran halte ich mich am mächtigsten fest; aber nicht jenes liebeleere Wort: Du hast nichts Bekümmerndes, Du bist in keinem leidenden Zustande, dagegen sprechen alle Fäden, alle Pulse meines inneren Lebens! Das kann auch nur der fühlen, der uns völlig kennt in unsrer Vereinigung.

---

[1]) Eichhorns Geburtstag.

Digitized by Google

Der liebe Savigny hat mich kürzlich einmal wieder besucht, er läßt Dich sehr freundlich grüßen, über Deinen Brief aus Frankreich freute er sich sehr. Er ist unzufrieden, wenn man allein Napoleon unsern Beleidiger nennt, das ganze Volk habe sich versündigt, das sei zuerst zu züchtigen u. dann erst der Andre. Er glaubt, es werden 2 Beherrscher von Frankreich entstehen ...

Dieß wollte ich Dir noch mittheilen, daß Fritz einen Band Gedichte herausgiebt, fast alle diese Zeit zum Gegenstande. In der Censur will man sie ihm aber auf eine schmähliche Weise zustutzen. Man will die Wörter Tyrann, After Volk, der Gefallne u. d. gl. nicht leiden. Ist diese Elendigkeit u. Inconsequence nicht empörend? Ich sollte aber nicht meinen Eichhorn entflammen, da ich eher eine Flamme zu dämpfen habe, wie ich es sonst wohl that, und wie es auch eigentlich mein innerer Beruf ist. Doch habe ich jetzt ein so lebhaftes Gefühl für die Welt Begebenheit, wie ich es noch nie empfand. —

Niebuhr reist in einigen Tagen nach Holland,[1]) es ist sehr Schade, daß wir diese trefflichen Menschen verlieren. Der edle Mann ist zu jedem Geschäft bereit, wodurch er der aufgewachten Welt nützlich sein kann, ohne Rücksicht auf sein Bewußtsein, daß ihn noch zu ganz andern Dingen aufruft. Er soll die Geld Geschäfte mit England reguliren, Du wirst es wohl schon wissen. Für die Zeitung ist sein Verlust sehr groß, denn sie fing wieder an, vortrefflich zu gehen. Der Professor Woltmann[2]) und ein gewisser Spiecker[3]) werden sie nun schreiben. Ich hoffe Niebuhr noch zu sehen. Die Reimer war eben bei mir, u. hat den Glauben, daß ehe ihr Mann an Ort u. Stelle sein werde, würde Friede sein; ich weiß nicht worauf sich dieser Glaube gründet. Reimer hat zuletzt aus Braunschweig geschrieben; Baerensprung war gestern bei mir, u. erzählte mir noch ganz zutraulich die Lage seiner Angelegenheit. Ganz kann man ihn nicht verdammen, indessen das bleibt wahr, er hat nicht den edelsten Zweck fest im Auge, für den jetzt alle Kräfte sich vereinigen müßten. Seine Festigkeit und Consequence muß man bewundern. Das Wort ist fast zu gut ...

Da sind jetzt Gedichte erschienen von Theodor Körner, die eine herrliche Gesinnung und auch Dichter Talent aussprechen, u. es herzlich bedauern lassen, daß auch dieser Edle sein Leben hingeben mußte, indessen andre Unwürdige die Frucht seiner Gesinnung ärndten. Doch dieses ist nicht das Rechte. Aus diesem Tode geht ja neues besseres Leben hervor; je mehr Edle gefallen sind, je besser steht es um das Werk. Ich schwatze Dir heute wieder viel vor. Beinahe zu viel für einen Mann in Frankreich, der ein Deutscher ist, aber ich habe nun

---

[1]) Niebuhr hatte den Auftrag, mit England die Subsidienfrage ins reine zu bringen. Ueber diese Reise, die vom Februar bis Juli 1814 dauerte, vgl. Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr, Hamburg 1838, Bd. I, S. 552 ff.

[2]) Karl Ludwig Woltmann, Professor am Kadettenkorps, früher Geschäftsträger des Großherzogtums Frankfurt in Berlin.

[3]) Mit Rühs zusammen Herausgeber der „Neuen Zeitschrift für die neueste Geschichte, Staaten- und Völkerkunde".

Digitized by Google

meine Sprech Laune, u. so habe ich Dich vielleicht sonst in den Mittagsschlaf gelullt, wie mir dieß wohl, wenn ich's oft recht heilig meinte, passirt ist. Ich sehe Deine Auglein sich schließen, auch Hermann schlummert seinen Mittagsschlaf aus, u. mir fallen nicht wenig die Augen zu. Das wäre ja eine recht schläfrige Familie, so unwürdig will ich doch meinen Brief nicht enden, lieber mit 1000 Millionen Küssen, die ich ihm noch beigeselle, u. wodurch ich Dich wieder erwecke, denn die sind Dir doch lieb! Sollte die Zeit so ernsthaft sein, daß man niemals mehr tändeln dürfte? Deine

Amalie.

Eichhorn an Amalie

Troyes in der Champagne d. 19. Feb. 14.

Ich setze mich, meine geliebte Amalie, um mich einmal umständlicher mit Dir zu unterhalten.

Vor allem sage ich Dir, daß ich mich wohl befinde. Das Kranksein ist vorüber und wird hoffentlich nicht wiederkehren. Sey darüber völlig außer Sorgen. Du weißt, wie sehr ich meine Natur kenne, und daß ich denn doch, wenn mir Uebel indicirt werden, vorsichtig und aufmerksam bin, sie abzuwehren. Gegenwärtig bin ich es doppelt. Denn ich möchte um alles Dich und unsern Herrmann wiedersehen. Am Ende hat die Ungewohntheit mit der verdammten Einrichtung der Caminfeuer mich krank gemacht. Seitdem wir in dem eigentlichen Frankreich sind, sehen wir keine Oefen mehr. Man sucht Schutz bei Caminen, die sehr häufig rauchen, noch öfter einen unangenehmen Zug verursachen u. indem sie den Vordertheil des Leibes, welcher ihnen zugewandt ist, braten, den Hintertheil erfrieren lassen. Gleichwohl hörte es seit der Zeit, als wir den französischen Boden betreten haben, nicht auf, sehr kalt zu sein; man suchte gerne die warmen Stellen u. war auf diese Weise an die verderblichen Camine gebunden. Dazu kommt noch, wie ich Dir schon von Langres geschrieben, daß dieses belle et noble France, wie unsere Diplomatiker im halbofficiellen Manifest vom 1. Dezember v. J.[1]) es nannten, ein wahrer Schweinestall, ein Land der größten Armuth und Erbärmlichkeit ist. Frankreich ist in Paris, sagt die Frau von Staël. Das muß seyn, denn sonst begreift man nicht, wie seit solange her über die Cultur u. die Lebenseinrichtungen der Franzosen ein solches Rühmen hat gemacht werden können. Du kannst Dir vorstellen, wie in dieser grenzenlosen Schweinerey u. bey diesem Mangel aller Bequemlichkeiten alles Kranksein sich doppelt fühlt u. in der That auch doppelt wird, da man sich in Absicht der Nahrung, der Wärme, der Ruhe und des Schlafes so wenig zu gut thun kann.

---

[1]) Das Große Hauptquartier hatte unter dem Einfluß Metternichs von Frankfurt aus am 1. Dezember ein Manifest erlassen, in dem ein Unterschied zwischen Frankreich und Napoleon gemacht wurde; nur gegen den letzteren richte sich die Offensive der Verbündeten, Frankreichs Größe sei eine der Grundlagen des europäischen Staatensystems.

Digitized by Google

Von meiner Reise hole ich einiges nach. Ich hatte bis zur Schlacht bey Leipzig drey Pferde. In den Tagen der Schlacht, zwischen dem 16. u. 18., mußte ich wegen der schnellen Bewegungen einen Schimmel, der durch die Schuld meines alten Knechts gedrükt war, stehen lassen. Ich behielt seitdem nur zwey. Alle Reisen von Leipzig an mach' ich aber nicht mehr zu Pferde sondern mit dem Staatsrath Friese, der neben mir bey Stein arbeitet, in einem Wagen. Die Pferde lass' ich nebenbey führen. Auch darin hab' ich mich verbessert, daß ich, nachdem mein alter Schmidt unterwegs krank geworden u. im Lazareth gestorben ist, einen sehr braven Bedienten, der nicht nur die Pferde sondern auch seinen Herrn ordentlich zu warten versteht, gefunden habe. Er heißt Anton, ist aus dem tiefsten Schwaben, aus Ablach bey Moeskirch, gutmüthig, fröhlich, flink u. seinem Herrn ergeben. In tausend Bequemlichkeiten spür' ich den Unterschied zwischen ehedem und jetzo. Du siehst, daß ich eben jetzo ganz gut daran bin. Wenn ich zum Vergnügen reiten will, sind die Pferde zur Hand; um bequem zu reisen, find' ich im Wagen einen guten u. warmen Platz.

Über Basel habe ich Dir geschrieben, daß ich dort sehr interessante Bekanntschaften gemacht hätte. Darunter rechne ich jedoch nicht das Streckeisensche Haus. Die Weiber würgen einen mit schönen Worten u. Artigkeiten, hinter denen aber garnichts folgt. Ich konnte mich anfänglich vor ihrer Zudringlichkeit kaum retten. Sie machten so viel Fragen über den Vater, die Mutter, Euch Geschwister, u. unterbrachen meine Antworten mit so viel liebenden Aeußerungen, daß kein Ende war. Wer die Unterhaltung gehört, hätte glauben müssen, daß die Sackische Familie von niemand höher geachtet und inniger geliebt würde als von jenen Weibern. Die größten, wahrhaften Gefälligkeiten wären mir nach jenen Äußerungen garnichts Unerwartetes gewesen. Und ich habe nicht eine einzige erfahren. Der Mann ist ein wahrer Wucherer. Wie Stein noch in Freyburg war, baten sich ihn die Frauen aus alter Bekanntschaft von Berlin her ins Quartier aus. Er hat sein Quartier wie alle, die bei dem Hauptquartier sind, nimmt aber außer Dach und Fach nie etwas an. Er führt seine eigene Küche. Als er nun Basel verließ u. für Holz u. andere kleine Ausgaben, die möglicher Weise durch ihn veranlaßt sein konnten, Rechnung verlangte, forderte man ihm 3 (drei) Carolin für den Tag ab. Die Rechnung ward bezahlt. Der Mensch hat seine Ehre und guten Ruf sehr wohlfeil hingegeben.[1]) — In Besoul wohnte ich bey einer nicht mehr jungen Wittwe, die seit zehn Jahren um ihren verstorbenen Mann trauert. Die Frau war nicht übel bis auf die Aeußerung der Trauer u. des Schmerzes, die stark an Frankreich erinnerten. In dem Zimmer, welches sie mir angewiesen hatte, war sie vermuthlich mit ihrer ganzen Lebensweise in Pappe abconterfeyt. Das Kunstwerk stellte eine Stube vor. Darin stand ein niedliches Bette, nebenbey saß ein Mops auf einem Stuhl, weiterhin

[1]) Ueber den Aufenthalt im Streckeisenschen Hause berichtet Stein seiner Frau in dem bei Pertz, Bd. III, S. 505 f. abgedruckten Briefe. Auch Wilhelm v. Humboldt erzählt von der übertriebenen Forderung, Brief an Caroline vom 16. Januar 1814, Briefwechsel Bd. IV, S. 223.

Digitized by Google

eine Dame am Clavier, den Kopf zierlich auf eine Hand gestüzt, und die Worte aus ihrem Munde gehend:

Pour adoucir les peines de la vie
Et les chagrins qu'on ne peut éviter,
Un peu d'espoir et de philosophie,
C'est une recette et j'en sais profiter.

Als ich dieß las, zeichnete ich mir die Worte auf, sie Dir zu schreiben. Die deutschen Frauen finden ihren Trost und ihre Beruhigung nicht in un peu de philosophie, sondern in vieler und tiefer Religion.

Nur in Langres habe ich einen alten Vicaire kennen gelernt, der mir höchst gefallen hat. Der Sturm der Revolution hatte ihn von seiner Pfarre verjagt und in der Schweiz Schutz suchen lassen. Bei Erklärung der Amnestie kehrte er in seine Vaterstadt Langres zurük, kaufte mit dem Reste seines Vermoegens, welches die Sansculottsche Confiskation ihm übrig gelassen, ein kleines Häußchen mit Garten in der rue de Repos und lebt dort still und demüthig, troz erfahrener böser Zeit und 65 verflossenen Lebensjahren in freundlicher Heiterkeit des Geistes. In seinem Hause war ich krank und er pflegte mich mit der liebendsten Aufmerksamkeit. Beym Abschiede schenkte er mir ein schoenes Messer zur Erinnerung an sich und an Langres, das durch seine Messerfabriken berühmt ist. Wenn ich ihn in mein Zimmer treten sah mit der Ruhe, Freundlichkeit und Heiterkeit, kam es mir immer vor, als wenn der Vater käme. Die Erinnerung an diesen machte mir seine Erscheinung noch rührender und theurer. Was ist in weiter Entfernung, nach langer Trennung, köstlicher als ein Zeichen der Erinnerung, ein Symbol oder Bild, das die langentbehrten Lieben deutet und dem sehnsüchtigen Herzen gegenwärtig macht?

Hier in Troyes haben wir meist unruhige Tage gehabt. Die Unterhandlungen über den Frieden waren lebhafter wie je; die kriegerischen Operationen waren, ohne daß eine Hauptschlacht seit Brienne vorgefallen, in großen Partial-Gefechten[1]) mehr unglüklich als glüklich. Die Ursachen kann ich Dir hier nicht mittheilen. Vielleicht sind jezt die Friedenspräliminarien schon unterzeichnet. Geographisch wird der Friede wohl nicht schlecht seyn. Aber die große Zeit und der entflammte Geist der Völker hatte einen Ausgang erwarten lassen, welcher der Sittlichkeit mehr Genüge that. Und dieser Ausgang wird schwerlich folgen. Gott, Dein Wille geschehe, wollen wir in Demuth sprechen.

Von Carl und Philipp hab' ich seit langer Zeit nichts gehört. Wegen Philipp bin ich äußerst besorgt, wegen Carl weniger, da ich bestimmt weiß, daß die Garde nicht engagirt gewesen ist. Meine Bemühungen, etwas über sie zu erfahren, sind durch die manichfaltigen Bewegungen der Armeecorps und durch die Schwierigkeit der Communikation, die eine Folge davon ist, bis jezo vergeblich gewesen.

---

[1]) Vor allem bei Champaubert, Château Thierry und Vauchamps.

Digitized by Google

Ich glaube der Zeitpunkt ist nicht mehr fern, wo wir uns wiedersehen. Troz meiner großen Sehnsucht hätte ich gewünscht, daß es noch nicht so kommen möchte. — Der Himmel nehme Dich, die Eltern, Geschwister u. Freunde in seine Obhut. Mit inniger, heißer Liebe Dein

Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Berlin am 1ten Merz 14.

Gestern, Geliebter, empfing ich 2 Briefe von Dir. Hätte ich gleich nach Empfang des Ersten vom 17ten Fbr. Dir geschrieben, so würden Thränen, heiße Thränen das Blat benezt u. die Worte unleserlich gemacht haben. Du warst krank, Deinen Bruder hat uns der Herr genommen!... Ach, Geliebter, ich bin nicht fromm, nein ich bin's nicht so, als ich sollte. Viel zu sehr hänge ich am irrdischen Besitz der Liebe, viel zu sehr hängt meine ganze Glückseeligkeit an Deinem Leben. Mit diesem wollte ich Jedes ertragen, ohne dieses steht mir ein Abgrund offen. Ist das recht? ist das fromm? Sollen wir Christen nicht allein in geistigen Gütern ums beseeligt fühlen, so daß wir haben als hätten wir nicht, und uns ergreifen u. festhalten das Himmlische? Mit diesen Vorwürfen quäle ich mich zuweilen, und nur durch Gebet um Stärke der Seele, um Gottes Geist, erhebe ich mich wieder. Glaube nicht, daß ich mich im äußern Leben verliere, ich bin, wie ich war, und fühle die reifste u. innigste Freude an meinem Kinde, und an dem Gedanken, daß Du mein bist im Himmel u. auf Erden. Dießmal haben Ahnungen nicht betrogen, ich träumte oft u. viel von Dir, Du lägest krank, auch daß ich für Deinen Bruder fürchtete theilte ich in einem meiner Briefe Dir mit, indessen für wen sollten wir nicht fürchten in dieser bangen Zeit, am bängsten dadurch, daß uns die großen Opfer vergebens entrissen zu sein scheinen könnten, und daß das Böse herrschend bleibt. So mahlts sich der trübe Sinn, aber die Frühlings Sonne bricht hervor; aus dem Tode drängt sich neues Leben, auch unsre Gefallenen sind nicht verloren für das ewige Leben...

Es soll Friede werden! Das ist das Dritte, was mich bekümmert. Wenn man mich fragte, ob ich Dich morgen wiedersehen mögte nach einem halben Frieden, (das ist ein Krieg) oder erst in einem halben Jahr bei wirklichem Frieden, freudig wählte ich das Lezte. O, werden nicht alle, alle Fehden wieder beginnen? wenn die Große in der Asche der Erschlagenen fortglimmt? wird der bürgerliche Streit nicht wieder erwachen, häußlicher in Familien, und ach! wo bleibt die göttliche Ruhe des Lebens, das wohlthätige Land für Kunst, Wissenschaft, Liebe u. Bildung der Jugend! — Ich klage thöricht, Großes ist geschehen, Großes wird bleiben; aber freilich eben so thöricht ist's schon in diesem Jahrhundert die Gährung für vollendet, das Werk für geschehen anzusehen.

Für Deinen Brief vom 19ten danke ich Dir auf das Allerinnigste; wie ist er so lang, so erzählend, so mittheilend. Die Streckeisensche Familie hast Du herrlich gezeichnet, der Vater sagte, ohne sie zu benennen, hätte er sie gleich nach

Digitized by Google

dem Bilde erkannt. Die Vicaires scheinen noch die bessern Menschen in Frankreich zu sein, auch Karl hatte einen Solchen angetroffen, wie Du ihn beschreibst; aber die Frauen, die Frauen! Von Allen hört man über sie schreien. Nein wir Deutschen lieben unsre Männer, das faßt schon Alles Bessre in sich. Grade wie Du mir das Frankreich beschreibst, beschreiben es auch Andre, und habe ich es mir gedacht. Daß Balan es doch gern sehen wollte dieses Land, ist hiernach auffallend, (wie es Viele beurtheilen) er will aber nach Frankreich u. Paris ...

Karoline ist ein einziges Mädchen, Sie kam heute zu mir sich auszuweinen, daß der Friede nicht so sein könnte, wie er sein müßte, daß der Teufel noch Macht behielte. Fritz hat noch die beste Hoffnung. Mit ihm u. Lotte war ich gestern bei Simons, wir lasen etwas zusammen, aber mir war's Herz sehr gepreßt, ich wäre so gern bei Dir gewesen, ich war es so ganz im Geist. Zu Hause ist mir am Leichtesten, bin ich oft recht innig glücklich, selbst bei den Eltern u. fast da am Meisten, überfällt mich Schwermuth, fühle ich mich so abgerissen, so vereinzelt. Ich bin nicht mehr eingewurtzelt dort, eines andern Baumes Reis bin ich geworden; mir zum eignen Leben gehört ein andres an, ohne das bin ich selbst nicht mehr, was ich war, u. was ich bin durch dieses! — Sollten wir uns wirklich bald wiedersehen können? Gott nur weiß das; die Wonne wäre zu groß ...

Eichhorn an Amalie

Vesoul den 1. März 1814.

Die steten Bewegungen der Arméen, denen unser Departement folgen muß, koennten leicht die mir wiedergegebene Gesundheit stoeren. Darum hab' ich mich entschlossen, auf acht bis 14 Tage nach Freyburg mich zu begeben, dort durch den Genuß der Ruhe meine Gesundheit mehr zu befestigen u. abzuwarten, bis die Entwicklung der neuen militairischen Operationen geschehen ist. Ich versäume bey meinem Stein wenig, da doch in dieser Zeit die administrativen Geschäfte meist ruhen.

Du siehst, geliebte Amalie, wie sehr ich für meine Gesundheit besorgt bin. Die Luft in Freyburg, die herrliche Gegend, die freundlichen Menschen, wo ich die liebevollste Aufnahme finde, werden eine wahre Stärkung für mich seyn.

Napoleons Uebermuth, dießmahl möcht' ich es im Verhältniß zu seinen Gegnern edler bezeichnen, hat abermals die von seinen Gesandten und allen Mächten unterzeichneten Friedenspräliminarien zerrissen. Man schlägt sich wacker und tüchtig. Nachdem wir bis Bar sur Aube zurükgegangen waren, stellten wir uns vor diesem Städtchen zur Schlacht.[1]) Ein höchst glükliches und glänzendes Gefecht ward geliefert, der Feind überall geworfen u. Bar sur Aube mit Sturm genommen. Mit Bluecher ist nunmehr Buelow u. Herzog von Weymar vereiniget. Man wird auf den Feind mit großen Massen losgehen. Gott gebe Heil und Sieg.

---

[1]) Am 27. Februar.

Digitized by Google

Die Garden waren nicht engagirt. Der Himmel nehme Dich u. alle Lieben in seinen Schutz. Aus Freyburg erhälst Du bald einen umständlichen Brief. Diese Zeilen geb' ich einem durcheilenden Courier mit. Mit ewiger Liebe

Dein Eichhorn.

Amalie an Eichhorn

Am 8ten Merz 1814.

Ich würde Dir heute nicht schreiben, geliebter Mann, wenn mich nicht die Balan dazu veranlaßte, die gern ihren Brief durch mich besorgt haben will, und ich doch unmöglich ein Couvert von meiner Hand machen kann, ohne einige Zeilen hineinzulegen. Erst wollte ich noch einen Brief von Dir abwarten, um dann wieder mit freierem Herzen mit Dir zu reden. Vom 19ten an weiß ich ja nicht ob Du gesund seiest, wie es Dir ergangen ist. Ich bin wohl, wir Alle sind's; indessen der lange, ewig dauernde Winter, wo kein Lüftchen, kein heitres Blau des Himmels an den schönen Frühling erinnert, die Trennung von unsern Lieben, das gänzliche Ausbleiben aller Nachricht von Karl, die kürzlichen unglücklichen Ereignisse bei der Armee, die vielfach übertreibenden traurigen Gerüchte ihres Zustandes, die Hemmung des schönen Fortgangs wenn auch nur auf kurze Zeit, aber eben so verschleiernd den glücklichen Frieden, wie jetzt der ewige Schnee den Frühling, das Alles umdüstert das Gemüth. Wir leben nur das eigentliche Leben mit Euch da draußen, das Innere ist dadurch erträglich, daß keine persönliche Leiden uns drücken, es wird gut, wenn nur Glauben, Liebe u. Hoffnung das Herz bewegen . . .

(Fortsetzung folgt)

Der U-Boothandelskrieg

Ein kurzer Rückblick

von

Admiral z. D. Dick

Schon längere Zeit vor dem Kriege hatte sich das U-Boot als maritimes Machtmittel, auf dessen Verwendung man nicht mehr verzichten könne, Anerkennung verschafft. Allerdings erblickte man in ihm wegen der schwierigen Lebensbedingungen, denen die Besatzungen ausgesetzt waren, und mit Rücksicht auf die auch konstruktiv noch wenig entwickelte Seefähigkeit in der Hauptsache ein gutes Mittel für die engere Küstenverteidigung. In Deutschland trat man erst verhältnismäßig spät an den U-Bootbau heran. Der Staatssekretär des Reichsmarineamts, Großadmiral v. Tirpitz, hielt die Verwendung von Mitteln dafür nicht für gerechtfertigt, bevor nicht der Stand der Motorentechnik die Konstruktion von U-Booten zulasse, die auch weitergehenden Ansprüchen in bezug auf Hochseeverwendung entsprächen. Diese Bedingung war erst erfüllt, als Motoren hergestellt werden konnten, die einmal nicht mehr von der Verwendung leicht entzündlicher und explosive Gase verbreitender Leichtöle abhängig

Digitized by Google

waren und andererseits eine genügende Kraft entwickelten, um auch einen größeren hochseefähigen Schiffskörper in ausgetauchtem Zustand mit einer gewissen Minimalgeschwindigkeit durch das Wasser zu treiben. Ungefähr gleichzeitig waren auch die Schwierigkeiten überwunden, die der Herstellung ausreichender Sehrohre entgegengestanden hatten. Großadmiral v. Tirpitz legte von da ab dem U-Bootbau große Bedeutung bei. In der letzten Flottennovelle von 1912 wurden 72 U-Boote als nötig bezeichnet.

Obschon so in Deutschland der Gesichtspunkt der Hochseeverwendung in jeder Beziehung im Vordergrund stand, auch bei den militärischen Uebungen, an denen die U-Boote beteiligt waren, glaubte man bis zum Kriegsausbruch auf Grund der gesammelten Friedenserfahrungen nicht, den U-Bootsbesatzungen einen längeren Seeaufenthalt als etwa acht Tage zumuten zu können. Sehr groß war daher die Befriedigung, als unter den Anforderungen des Verteidigungskrieges gegen den brutalen englischen Vernichtungswillen unsere U-Boote allmählich eine immer größere Seeausdauer und Verwendungsmöglichkeit zeigten. Die Kommandanten überboten sich gegenseitig an Unternehmungsgeist und Ausdauer, und vollbrachten nicht nur herrliche Taten gegen die feindliche Kriegsmacht, sondern erzielten auch im Handelskrieg in der Nordsee Erfolge.

So konnte sich denn die deutsche Kriegsleitung in Vergeltung des von England geführten Hungerkrieges gegen das deutsche Volk im Februar 1915 zur Bekämpfung des englischen Seehandels durch U-Boote auf breiter Grundlage entschließen.

Zum besseren Verständnis muß zunächst auf das Seekriegsrecht und das Verhalten der englischen Seekriegsleitung nach Ausbruch des Krieges kurz eingegangen werden.

Kurz nach der zweiten Haager Friedenskonferenz von 1907, welche die von vielen erhoffte Festlegung des Seekriegsrechts nicht gebracht hatte, traten auf Einladung Englands in London Vertreter aller Großmächte und von Spanien und den Niederlanden zu diesem Zweck zusammen. Das Ergebnis ihrer Beratungen bildete die Erklärung über das Seekriegsrecht vom 26. Februar 1909, die sogenannte Londoner Deklaration, die sich in 71 Artikeln mit der Blockade in Kriegszeiten, der Kriegskonterbande, der neutralitätswidrigen Unterstützung, der Zerstörung neutraler Prisen, dem Flaggenwechsel und einigen anderen wichtigen Fragen beschäftigte. Die „einleitende Bestimmung" dieser Erklärung lautet wörtlich: „Die Signatarmächte sind einig in der Feststellung, daß die in den folgenden Kapiteln enthaltenen Regeln im wesentlichen den allgemein anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechts entsprechen." Ferner bestimmt Artikel 65, daß die Bestimmungen der Erklärung ein „unteilbares Ganzes" bilden sollen. Deutschland bestätigte gemeinsam mit der Mehrzahl der beteiligten Mächte die Erklärung sofort. Ihr Inhalt wurde außerdem alsbald in einer neuen Prisenordnung niedergelegt, die schon am 30. September 1909 die Kaiserliche Bestätigung erhielt und sofort nach Kriegsausbruch in Kraft gesetzt wurde. Die Prisenordnung enthielt die für den Handelskrieg gültigen Bestimmungen.

Digitized by Google

In England dagegen wurde die nach der Londoner Erklärung bearbeitete Prisenordnung, die schon im Unterhaus nur mit geringer Mehrheit durchgegangen war, vom Oberhaus am 12. Dezember 1911 abgelehnt. Eine bei der Beratung gefallene Aeußerung lautet: „Nach Kriegsbeginn muß die Londoner Erklärung ins Meer fliegen und darf gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich um Kampf auf Leben und Tod zwischen zwei Mächten ersten Ranges handelt." Hierdurch ist außerordentlich treffend das rücksichtslose Verhalten gekennzeichnet, das England im Kriege in bezug auf das Seerecht immer eingenommen hat. Gültiges Recht war immer nur das, was zur Zeit seinen auf seine mächtige Flotte gestützten Interessen diente. Diplomatische Verhandlungen, die zum Zweck der Beseitigung des englischen Widerstandes von uns eingeleitet worden waren, schleppten sich ohne wesentlichen Erfolg bis zum Kriege hin. Die englische Regierung war offenbar anderen Sinnes geworden und suchte von ihrem Werk wieder loszukommen.

Ueber die Blockade sagt die Erklärung im 1. Artikel, daß sie auf die feindlichen oder vom Feinde besetzten Häfen und Küsten beschränkt werden muß. Ferner im Artikel 2, daß sie entsprechend der Pariser Erklärung von 1856 tatsächlich wirksam sein, d. h. durch eine Streitmacht aufrechterhalten werden muß, die hinreicht, um den Zugang zur feindlichen Küste in Wirklichkeit zu verhindern.

Hinsichtlich der Kriegskonterbande unterscheidet die Londoner Erklärung zwischen absoluter und relativer Bannware und zwischen Gegenständen, die nicht als Bannware erklärt werden können. Absolute Bannware sind Gegenstände, die ausschließlich für den Krieg Verwendung finden, also z. B. Geschütze, Munition. Sie unterliegen der Beschlagnahme, wenn bewiesen wird, also der Nehmer beweisen kann, daß sie auf direktem Wege oder auf dem Wege über neutrales Land dem feindlichen Gebiet oder der feindlichen Streitmacht zugeführt werden sollen. Relative Bannwaren sind solche Gegenstände, die sowohl für kriegerische wie für friedliche Zwecke verwendbar sind. Sie unterliegen der Wegnahme, wenn bewiesen wird, daß sie für den Gebrauch der Streitmacht oder der Verwaltungsstellen des feindlichen Staates bestimmt sind. Diese Bestimmung wird vermutet, wenn die Sendung an die feindlichen Behörden oder an einen im feindlichen Lande ansässigen Händler gerichtet ist, von dem es feststeht, daß er dem Feinde Gegenstände dieser Art liefert. Ferner, wenn die Sendung nach einem befestigten Platz oder einer Operationsbasis des Feindes gehen soll. Treffen diese Vermutungen nicht zu, so gilt die Sendung als unschädlich.

Außerdem gibt es aber noch einen weiteren wesentlichen Unterschied zwischen diesen beiden Arten von Konterbande. Während die absolute Bannware auch weggenommen werden kann, wenn sie auf Umwegen nach dem feindlichen Land gehen soll, unterliegt die relative Bannware der Beschlagnahme nur dann, wenn das betreffende Schiff sich auf der Fahrt nach dem feindlichen oder vom Feinde besetzten Gebiet oder zur feindlichen Streitmacht befindet und die Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausgeladen werden sollen.

Digitized by Google

Relative Bannware kann nach diesen Bestimmungen also in einem Kriege mit Deutschland nicht beschlagnahmt werden, wenn sie beispielsweise nach Holland oder Dänemark bestimmt ist. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob die Gegenstände von dort aus später nach Deutschland weiterbefördert oder weiterverkauft werden.

Für beide Arten von Bannwaren sind in der Londoner Erklärung Verzeichnisse enthalten. Dabei ist das Zugeständnis gemacht worden, daß diese Listen durch öffentliche Erklärung eines Kriegführenden erweitert werden können, vorausgesetzt, daß der neuaufzunehmende Gegenstand dem Wesen der absoluten oder relativen Bannware entspricht.

Lebens- und Futtermittel, die hier besonders interessieren, werden in der Londoner Erklärung als relative Bannware aufgeführt.

Bannfreie Gegenstände, die keinesfalls der Wegnahme unterliegen, sind schließlich solche, die für kriegerische Zwecke nicht verwendbar sind. Auch für sie enthält die Londoner Erklärung eine lange Liste; als besonders wichtig nenne ich alle Rohstoffe der Textilindustrie, alle ölhaltigen Stoffe, Kautschuk, Gummi und Erze. Alle diese Gegenstände können also überhaupt nicht als Bannware erklärt werden.

Man könnte nun einwenden, daß nach den Erfahrungen dieses Krieges und bei den Fortschritten und der hohen Entwicklung der Technik schließlich alles für den Krieg verwendbar ist, also bannfreie Gegenstände keine Berechtigung mehr haben. Das ist an sich zweifellos richtig. Aber stellt man sich auf diesen Boden, so fallen mit einem Schlage alle im Laufe der menschlichen Entwicklung erzielten Hemmungen der Seekriegführung fort, und man kommt zu einem Rückfall in eine aller Grenzen bare Barbarei, die jeder Kultur hohnspricht. Demgegenüber war es aber gerade der Zweck der Londoner Beratungen, auch für das Seerecht die fortgeschrittenen Kultur- und Humanitätsbegriffe endgültig einwandfrei festzulegen.

Wenn England diese von allen Teilnehmern der Londoner Beratungen als dem Wesen des modernen Völkerrechts entsprechend bezeichneten Grundsätze befolgt hätte, so wäre ein Aushungerungskrieg gegen Deutschland unmöglich gewesen. Denn auch im Falle der wirklichen, also wirksamen Blockade unsrer Küsten hätten uns für die Einfuhr von Lebens- und Futtermitteln für die nichtkriegführende Bevölkerung, ebenso wie für die Einfuhr aller bannfreien Gegenstände jedenfalls die Wege über Holland und Dänemark offengestanden.

Damit wäre aber dem brutalen Vernichtungswillen Englands nicht gedient gewesen. Wie sollte aber dieser Vernichtungswillen nun zur Geltung gebracht werden? Eine wirksame Blockade unsrer Küsten wollte England als zu gefährlich vermeiden. Es hätte dazu ja mit starken Kräften in die Ostsee einlaufen und die deutsche Bucht der Nordsee abschließen müssen. Dabei wäre es aber in den Bereich unsrer Seestreitkräfte und unsrer Minen gekommen und hätte ganz zweifellos große Verluste erlitten. England kannte den in unsrer Flotte herrschenden Geist und schätzte sie als Gegner hoch ein. Im besonderen hat es

Digitized by Google

unsre Torpedoboote von jeher gefürchtet. Eine starke Einbuße an Seemacht wollte aber England auf alle Fälle aus militärischen und allgemeinen politischen Gründen vermeiden. Es wollte sich nicht in die Lage bringen, durch den Krieg seiner Oberseeherrschaft, auf der ja letzten Endes seine überragende Weltstellung beruht, verlustig zu gehen. Zweifellos hat es dabei nicht nur an seinen Bundesgenossen Japan, sondern vor allem auch an seinen Freund Amerika gedacht, bei dem sich trotz aller Weltfriedensgedanken Wilsons ein neues großes Flottenprogramm in schneller Durchführung befindet. Die englische Politik hat ja immer in vorausschauender Weise alle Möglichkeiten klug berechnet, und wenn auch das Angelsachsentum aus natürlicher Anziehung, aus wirtschaftlichen und politischen Gründen sich immer enger aneinander geschlossen hat — man spricht sogar von einem geheimen Abkommen zwischen England und Amerika — und für absehbare Zukunft zweifellos zusammengekittet bleiben wird, so wollte und will sich England doch nicht in eine Zwangslage bringen.

Wahrscheinlich hat England angesichts der vermeintlichen Ueberlegenheit Frankreichs und Rußlands und unsrer angenommenen innerpolitischen Schwächen bei seinen Kriegsvorbereitungen damit gerechnet, daß durch das schnelle siegreiche Vordringen der Entente auf dem Lande unsre Flotte durch die Unterbindung der Zufuhren sehr bald lahmgelegt sein würde, und daß dann ein Vorgehen gegen unsre Küsten und Kriegshäfen in aller Ruhe ohne große Verluste an schwimmendem Material möglich wäre. Gleichzeitig hat es aber zweifellos daran gedacht, durch eine Blockade aus der Ferne ohne jede Rücksicht auf die Bestimmungen der Londoner Erklärung sein Kriegsziel zu erreichen. Jedenfalls blieb ihm, nachdem der Krieg zu Lande eine ganz unerwartete Wendung genommen hatte, nur letzteres Mittel übrig. Die geographischen Verhältnisse der Nordsee, die eine Bewachung oder Schließung der Zugänge für den Handelsverkehr leicht ermöglichen, boten ihm hierzu eine ausgezeichnete Handhabe. Daß es dabei auch Holland und die neutralen nordischen Staaten vergewaltigen mußte, war weiter nicht von Bedeutung. England hat bei seiner nackten Interessenpolitik, die natürlich nach außen hin stets nur Rücksichten auf Zivilisation und Humanität im Munde führt, vor solchen kleinen Bedenken nie zurückgeschreckt. Wie schon vorhin erwähnt, war Völkerrecht ihm im Kriege immer nur das, was jeweilig seinen eigensüchtigen Zwecken am besten entsprach.

Von Ende August 1914 ab fing demnach England an, das in der Londoner Erklärung niedergelegte Bannwarenrecht seinen Zwecken gemäß umzuformen. Es setzte in Uebereinstimmung mit Frankreich und Rußland zwar die Londoner Erklärung in Kraft, nahm aber gleichzeitig grundlegende Aenderungen ihres Inhalts vor. Auf diesem Wege wurde fortgeschritten, mit dem Zwecke, Deutschland von jeder direkten oder indirekten Zufuhr abzuschneiden und so nicht nur das deutsche Volk im wahrsten Sinne des Wortes auszuhungern, sondern auch seine wirtschaftliche und damit auch seine militärische Kraft lahmzulegen. Die einzelnen Etappen dieses Weges können hier nicht näher ausgeführt werden. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß England durch seinen berüchtigten und in scheinheiligster

Digitized by Google

Weise mit der Sicherung des friedlichen neutralen Handels gegen deutsche Vergewaltigung begründeten Nordsee-Erlaß vom 3. November 1914, der die ganze Nordsee als ein für die neutrale Schiffahrt höchst gefährliches, mit englischen Minen verseuchtes Kriegsgebiet erklärte, das nur auf ganz bestimmten Wegen befahren werden könne, durch die bekannten schwarzen Listen, durch rücksichtslose Verweigerung von Kohlen, endlich durch die den neutralen Staaten aufgezwungenen Organisationen zur Ueberwachung des Handels allmählich eine nahezu vollkommene Abschließung Deutschlands von der Außenwelt erreicht hat. Die deutsche Regierung hatte schon in einer Denkschrift vom 10. Oktober 1914 die Stellung unsrer Feinde zur Londoner Erklärung im Gegensatz zur eignen korrekten Haltung eingehend gebrandmarkt. Am Schluß erklärte sie, daß sie sich die Frage vorlegen müsse, ob sie an der strengen Beobachtung der Londoner Erklärung noch länger festhalten könne, wenn die feindlichen Mächte das eingeschlagene Verfahren fortsetzten und die neutralen Mächte sich solche Willkürmaßnahmen gefallen ließen. Am 7. November 1914 übersandte sie den neutralen Mächten eine weitere Denkschrift, welche die britischen Beschuldigungen vom 3. November scharf zurückwies und von neuem an die andauernde Vergewaltigung des neutralen Handels durch England erinnerte.

Die neutralen Länder sind aber über allgemeine Verwahrungen nicht hinausgekommen. Der Versuch Schwedens, den Präsidenten Wilson zu einem gemeinsamen Vorgehen zur Wahrung des Völkerrechts zu bewegen, mißlang. Es ist dies ein geradezu klassischer Beweis für die in Wirklichkeit ganz einseitige und unneutrale Stellung Amerikas. Wenn es dem Präsidenten Wilson mit seinen bei jeder Gelegenheit betonten Rücksichten auf die Menschenrechte wirklich Ernst gewesen wäre, hätte er unbedingt die amerikanischen Rechte auch England gegenüber nachhaltig schützen müssen. Handhaben hatte er genug in der Hand. Er hätte nur die Ausfuhr von Munition, die nach Lage der Verhältnisse nur unsern Feinden zugute kommen konnte, zu verbieten brauchen. Im August 1913, während der mexikanischen Wirren, hat ja Wilson noch erklärt, daß er den besten Gepflogenheiten der Neutralität zu folgen glaube, wenn er die Lieferung von Waffen und Kriegsmaterial an beide kriegführenden Parteien verbiete. Aber in unserm Falle stand er, teils aus eigner Ueberzeugung, teils unter dem Zwang der großen amerikanischen Finanzgruppen, offenbar von vornherein auf dem Standpunkt, daß ein deutscher Sieg unter allen Umständen verhindert werden müsse.

Angesichts dieser überaus ernsten Notwehrlage sah sich die deutsche Kriegsleitung zu Vergeltungsmaßnahmen gezwungen. Am 4. Februar 1915 erklärte sie die Gewässer rings um Großbritannien und Irland, einschließlich des gesamten englischen Kanals, als Kriegsgebiet mit der Maßgabe, daß vom 18. Februar ab jedes in diesem Gebiet angetroffene feindliche Kauffahrteischiff zerstört werden sollte. Dabei werde es nicht immer möglich sein, die der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. Infolge des von der britischen Regierung angeordneten Mißbrauchs neutraler Flaggen und der Zufälligkeiten

Digitized by Google

des Seekrieges könne nicht vermieden werden, daß die auf feindliche Schiffe berechneten Angriffe auch neutrale Schiffe träfen. In der beigefügten Denkschrift wurde die Maßnahme sehr eingehend mit der allen völkerrechtlichen Grundsätzen hohnsprechenden Kriegführung Großbritanniens begründet, der die neutralen Mächte sich im großen und ganzen gefügt hätten. Deutschland, welches bisher die Bestimmungen der Londoner Erklärung streng beobachtet habe, müsse daher auch seinerseits seine Lebensinteressen wahren und zu militärischen Maßnahmen seine Zuflucht nehmen, durch die das englische Verfahren vergolten werden könne.

In der Anwendung der Methode des im Völkerrecht bisher nicht vorgesehenen Kriegsgebiets im Gegensatz zu der völkerrechtlich fest umschriebenen militärischen Blockade folgte die deutsche Kriegsleitung lediglich der englischen Maßnahme vom 3. November 1914, wodurch, wie ich bereits erwähnt habe, die ganze Nordsee als Kriegsgebiet erklärt worden war.

Deutschland hielt sich mit diesem Schritt durchaus im Rahmen des Völkerrechts, das Vergeltungsmaßnahmen gegen feindliche Rechtsverletzungen durchaus erlaubt. Auch das Völkerrecht kennt naturgemäß die Notwehr und verlangt nur, daß sie in einem angemessenen Verhältnis zur feindlichen Rechtsverletzung stehen und sich nach Möglichkeit innerhalb der Schranken der Menschlichkeit halten soll. Beiden Bedingungen trug aber der angekündigte U-Bootkrieg voll Rechnung, denn etwas Grausameres als die rücksichtslose Aushungerung eines ganzen Volkes kann man sich nicht vorstellen. Trotzdem wir uns aber nur unter dem Druck der äußersten Not zum U-Bootkrieg entschlossen hatten, wurde unser Vorgehen von seiten der Entente als grausames Piratentum und Verbrechen an der Menschheit hingestellt, gegen das alle Abwehrmittel, von denen nachher noch zu sprechen sein wird, erlaubt seien.

Die amerikanische Regierung, die schon am 12. Februar 1915 ihre ernsten Bedenken gegen das deutscherseits beabsichtigte Vorgehen zum Ausdruck gebracht hatte, machte nach der deutschen Zurückweisung dieses Standpunktes unter dem 22. Februar 1915 einen Vermittlungsvorschlag. Den U-Booten solle nur das schon althergebrachte Recht der Anhaltung und Durchsuchung von Handelsschiffen zustehen, während Großbritannien sich damit einverstanden erklären solle, daß Lebens- und Nahrungsmittel unter gewissen, von der amerikanischen Regierung gewährleisteten Bedingungen eingeführt werden könnten. Während Deutschland in diesem Vorschlag eine annehmbare Grundlage für weitere Verhandlungen sah, lehnte England ab, und die Vereinigten Staaten kamen infolgedessen, entsprechend ihrem bisherigen Verhalten gegenüber England, nicht weiter auf die Angelegenheit zurück. Der Schritt Amerikas ist aber historisch insofern sehr interessant, als er eine zweifellose Anerkennung des deutschen Vergeltungsrechts enthält, eine Anerkennung, der allerdings auch jetzt keine Taten folgten.

Zum festgesetzten Termin nahm der U-Bootkrieg seinen Anfang, und in Durchführung der angekündigten Maßnahme haben die deutschen U-Boote die feindlichen Handelsschiffe zum Teil auch ohne nochmalige ausdrückliche Einzelwarnung zerstört. Dieses Vorgehen war erforderlich, weil die britischen Handels-

Digitized by Google

schiffe, entsprechend dem völkerrechtswidrigen englischen Grundsatz, daß Kauffahrteischiffe sich der Anhaltung und Durchsuchung mit Gewalt widersetzen dürften, schon im Frieden teilweise eine sog. Verteidigungsarmierung mit leichten Geschützen trugen, und nach Ausbruch des Krieges diese Maßnahme nach Möglichkeit ausgedehnt worden war. Außerdem hatte die englische Regierung in Uebereinstimmung mit ihren Bundesgenossen schon gleich zu Beginn des U-Bootkrieges den Kapitänen und Mannschaften hohe Belohnungen für die Zerstörung von Unterseebooten durch Beschießen oder Rammen versprochen. In Verbindung mit dem schon am 3. Februar, also noch vor der deutschen Erklärung, erteilten Befehl, daß wegen des Auftretens deutscher U-Boote im englischen und irischen Kanal alle englischen Handelsschiffe sofort neutrale Flaggen hissen und alle Reedereiabzeichen, Namen usw. verdecken sollten, bedeutete es also für die U-Boote eine außerordentliche Gefährdung, wenn sie die als feindlich erkannten Handelsschiffe nach den Regeln des gewöhnlichen Kreuzerkrieges behandeln wollten. Man muß sich vor Augen halten, daß ein U-Boot im Gegensatz zum Ueberwasserschiff durch jede ernstere Verletzung an seinem empfindlichen Körper zur weiteren Ausübung seiner Tätigkeit unfähig gemacht und dadurch leicht gänzlicher Vernichtung ausgesetzt wird.

Erwähnt sei noch, daß England zu Beginn des Krieges den Vereinigten Staaten die ausdrückliche Versicherung gegeben hatte, daß die Armierung der Handelsschiffe nur zur Abwehr bestimmt sei, und daß die Handelsschiffe niemals ihrerseits zum Angriff vorgehen würden. Auf Grund dieser Zusicherung hatten die Vereinigten Staaten das Einlaufen bewaffneter Handelsschiffe in ihre Häfen erlaubt.

Der U-Boothandelskrieg im Kriegsgebiet wurde mit gutem Erfolg geführt, bis ihm infolge der Stellungnahme der Vereinigten Staaten nach der am 7. Mai 1915 in der Nähe von Irland erfolgten Torpedierung der „Lusitania", bei der eine größere Anzahl amerikanischer Bürger umkam, wesentliche Beschränkungen auferlegt werden mußten.

Obschon die warnungslose Torpedierung der mit Munition beladenen und in der offiziellen Liste der englischen Hilfskreuzer verzeichneten „Lusitania" besonders unter dem Gesichtspunkt der Notwehr völkerrechtlich durchaus einwandfrei war, sah sich die deutsche Regierung im Verlauf des Notenwechsels mit Amerika doch zur Aenderung der den U-Booten erteilten Befehle veranlaßt. Auf Grund der Mitteilung vom 23. Juli 1915, daß weitere Fälle von Gefährdung amerikanischer Bürger als vorsätzliche unfreundliche Akte angesehen werden würden, wies die deutsche Kriegsleitung ihre U-Boote an, feindliche Passagierdampfer für die Folge unbehindert zu lassen und auch sonst auf die Schonung der Besatzung feindlicher Schiffe noch mehr wie bisher bedacht zu sein.

Da zu den Passagierschiffen nicht nur die reinen Passagier- oder Schnelldampfer, sondern auch die zahlreichen Liniendampfer gemischten Systems gezählt werden mußten, da ferner die englischen Anweisungen über den Flaggenmißbrauch und das Verhalten gegen U-Boote in Kraft blieben, stellte dieses Entgegen-

Digitized by Google

kommen der deutschen Regierung zweifellos ein großes Opfer dar, dem nur der Wunsch zugrunde lag, das Friedens- und Freundschaftsverhältnis mit den Vereinigten Staaten noch weiter aufrechtzuerhalten.

Wegen der Gefahren, welche diese Neuregelung im Kriegsgebiet mit sich brachte — erwähnt sei insbesondere der „Baralong"-Fall und der vor einiger Zeit durch den Oberleutnant zur See Crompton bekannt gewordene Untergang von „U 41" —, flaute hier der U-Bootkrieg stark ab. Statt dessen wurde er jedoch im Mittelmeer mit vermehrter Kraft aufgenommen, wo nicht nur ein lebhafter Handelsverkehr von und nach dem Suezkanal stattfand, sondern auch zahlreiche Schiffe im Dienste des Dardanellenunternehmens tätig waren. Im Mittelmeer brauchte man mit der Anwesenheit amerikanischer Bürger im allgemeinen nicht zu rechnen. Außerdem war hier die direkte feindliche Gegenwirkung infolge der weiten in Betracht kommenden Fläche gering. Schließlich lagen auch die Verhältnisse für die in die Boote gegangenen Passagiere und Besatzungen günstig, weil bei der im allgemeinen nicht weit entfernten Küste und den in der Regel günstigen Wetterverhältnissen mit einem schnellen und sicheren Erreichen des Landes gerechnet werden konnte. Im ganzen war also die Arbeit für die U-Boote wesentlich leichter. Sie konnten sich daher auch eher mit den ihnen auferlegten Beschränkungen abfinden.

Der Gesamtverlust der englischen Flotte durch den U-Bootkrieg stellte sich bis zum Februar 1916 nach amtlicher deutscher Bekanntmachung auf 1 284 116 Bruttoregistertonnen.

Gegen Ende 1915 wurden auf einem englischen Dampfer Geheimbefehle der Admiralität gefunden, aus denen unzweifelhaft hervorging, daß die bewaffneten Schiffe entgegen der der amerikanischen Regierung gegebenen Zusicherung von ihrer Armierung auch zum Angriff auf U-Boote Gebrauch machen sollten. Infolgedessen erklärte die deutsche Regierung in einer den neutralen Mächten übersandten Denkschrift vom 8. Februar 1916, daß sie in Zukunft die bewaffneten Handelsschiffe als kriegführende Schiffe ansehen und warnungslos vernichten werde. Die Vereinigten Staaten erhoben hiergegen wiederum allgemeinen Protest mit der Begründung, daß sie für ihre Bürger das Recht in Anspruch nehmen müßten, die See nach Belieben, also auch auf armierten Schiffen, zu befahren. Als dann am 24. März 1916 bei der warnungslosen Vernichtung des englischen Passagierdampfers „Sussex" im Kanal, der von dem U-Boot für einen armierten Truppentransportdampfer gehalten worden war, amerikanische Bürger ums Leben kamen, wurde die Haltung der Vereinigten Staaten direkt drohend. Sie erklärten, daß sie im Namen der Menschlichkeit und der neutralen Mächte verpflichtet seien, die diplomatischen Beziehungen zur deutschen Regierung ganz zu lösen, wenn diese nicht unverzüglich ihre gegenwärtige Methode des U-Bootkrieges gegen Passagier- und Frachtdampfer aufgeben würde.

Die deutsche Regierung kam den Vereinigten Staaten von neuem entgegen. Sie könne es vor der Menschheit und der Geschichte nicht verantworten, daß

Digitized by Google

durch die Unterseebootsstreitfrage eine den Frieden ernstlich bedrohende Wendung eintrete. Sie habe deshalb Weisung erlassen, daß die deutschen Seestreitkräfte im Handelskrieg nach den anerkannten völkerrechtlichen Bestimmungen für Ueberwasserschiffe zu verfahren hätten. Auch innerhalb des Seekriegsgebiets sollten Handelsschiffe nicht mehr ohne Warnung versenkt werden, es sei denn, daß sie flöhen oder Widerstand leisteten. Die Note knüpfte daran die Erwartung, daß die Vereinigten Staaten noch während des Krieges die Freiheit der Meere bzw. die Achtung vor den völkerrechtlichen Bestimmungen England gegenüber zur Geltung bringen werde. Sollten die Schritte der Vereinigten Staaten darin keinen Erfolg haben, so würde die deutsche Regierung sich einer neuen Sachlage gegenübersehen, für die sie sich volle Freiheit der Entschließung vorbehalten müsse. Auf die Sonderfrage der bewaffneten Schiffe wurde nicht eingegangen.

Die amerikanische Regierung antwortete, daß ihre Forderung an Deutschland absolut und nicht relativ sei, daß also die deutsche Regierung ihre Verpflichtung in keiner Weise von etwaigen Verhandlungen zwischen Amerika und Großbritannien abhängig machen könne. Auch hier kommt also die Einseitigkeit Wilsons wieder aufs schärfste zum Ausdruck. Ein Einverständnis mit diesem Standpunkt ist seitens unsrer Regierung nicht erfolgt.

Die Ergebnisse des U-Bootkrieges in bezug auf vernichteten Frachtraum stellen sich nach den Veröffentlichungen des Admiralstabes für das Jahr 1916 wie folgt:

Januar/Februar . . .	238000	Tonnen
März/April	432000	„
Mai/Juni	219000	„
Juli/August	273000	„
September	254000	„
Oktober	393000	„
November	408500	„
Dezember	415500	„

Seit Kriegsbeginn bis 31. Dezember 1916 sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte insgesamt 4021500 Bruttoregistertonnen feindlichen Handelsschiffsraums verloren gegangen. Darunter befinden sich 3069000 Bruttoregistertonnen englisch oder fast 15 Prozent des englischen Gesamtfrachtraums zu Anfang des Krieges. Wegen Bannwarenbeförderung wurden im gleichen Zeitraum 401 neutrale Schiffe mit 537000 Bruttoregistertonnen versenkt oder als Prisen verurteilt. Das Ergebnis des Januar 1917 stellt sich auf 439500 Bruttoregistertonnen. Die Gesamtbeute seit Kriegsbeginn steigt damit auf rund 4,5 Millionen Tonnen.

An Kriegsschiffen sind bis Ende 1916 nach den bisher veröffentlichten, sicher unvollständigen Verlustangaben durch U-Boote vernichtet worden:

6 Linienschiffe	3 englisch,	3 französisch		
8 Panzerkreuzer	3 „	2 „	1 russisch,	2 italienisch

Digitized by Google

6 geschützte u. kleine Kreuzer	6	englisch				
5 Kanonenboote	3	„	2	französisch		
10 Torpedofahrzeuge . . .	5	„	3	„	2	italienisch
4 U-Boote	2	„			2	italienisch
10 Spezialschiffe	5	„	2	„	3	russisch

über ein Dutzend Hilfskriegsschiffe, eine große Anzahl von Wacht-, Patrouillen- und armierten Fischerfahrzeugen.

Diese Zahlen müssen unter Berücksichtigung der Beschränkungen, denen der U-Boothandelskrieg aus politischen Gründen bis zum 1. Februar d. J. unterworfen war, als außerordentlich hoch und bedeutsam angesehen werden. Sie bringen eine Unternehmungslust und einen Wagemut zum Ausdruck, wie er schöner nicht gedacht werden kann.

Besonders zu erwähnen sind noch die im September—Oktober 1916 ausgeführten Eismeerfahrten der U-Boote, wodurch die für Rußland bestimmten Zufuhren an Munition und sonstigem Kriegsmaterial wesentlich gestört worden sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Versenkungen auf den Gang des rumänischen Feldzuges einen wesentlichen Einfluß gehabt haben.

Die Entwicklung der Ereignisse seit Dezember 1916 ist noch in aller Gedächtnis. Auf das hochsinnige, von tiefstem sittlichem Ernst und Verantwortungsgefühl getragene Friedensangebot des Vierbundes folgte die von brutalstem Vernichtungswillen erfüllte Antwort unserer Feinde. Jetzt war es für jedermann sonnenklar, daß der Kampf wirklich um Leben und Tod, um unser Dasein und unsre Zukunft geht, und unwillkürlich richteten sich die Gedanken auf unsre unvergleichlichen U-Boote in der Hoffnung, daß sie nun freie Bahn erhalten würden. Mit stürmischer Begeisterung wurde daher die Botschaft unsres Kaisers an sein Heer und seine Flotte sowie sein Aufruf an das deutsche Volk begrüßt. Unzählige Zustimmungen gingen dem Kaiser aus allen Schichten des Volkes zu, und überall war man sich darüber klar, daß nur der unbeschränkte U-Bootskrieg den Widerstand unserer Feinde brechen und damit die entscheidende Wendung zu unseren Gunsten herbeiführen könne.

Der 31. Januar brachte dann die Erfüllung. In der Note an die Vereinigten Staaten wurde im Einverständnis mit den verbündeten Regierungen zum Ausdruck gebracht, daß auf Grund der neuen Sachlage, die durch Ablehnung des Friedensangebots entstanden sei, nunmehr unser Kampf ums Dasein unter vollem Einsatz aller Waffen geführt werden müsse. Die zugehörige Denkschrift bestimmte genaue Sperrgebiete um Großbritannien, Frankreich, Italien und im östlichen Mittelmeer und gab bekannt, daß vom 1. Februar 1917 ab jedem Seeverkehr in diesen Gebieten, also auch dem neutralen, mit allen Waffen entgegengetreten werde. Für die Schiffahrt zwischen neutralen Ländern wurden bestimmte Wege freigelassen. Auch für die amerikanischen Passagierdampfer waren bestimmte Erleichterungen vorgesehen. Für die am 1. Februar noch unterwegs befindlichen Schiffe wurden ausreichende Schonfristen bestimmt.

Digitized by Google

Ein für den Erfolg dieses neuen U-Bootskrieges besonders günstiger Umstand besteht in der unzureichenden Weltgetreideernte, welche die Versorgung unsrer Feinde besonders auch deshalb immer schwieriger gestalten muß, weil der Transport aus den Ueberschußländern Indien und Australien gegenüber dem Transport aus Amerika längere Zeit in Anspruch nimmt, der an sich schon sehr knappe Schiffsraum also weniger gut ausgenutzt werden kann. Dazu kommt noch, daß die australischen Häfen auf die Verschiffung der in Betracht kommenden großen Mengen in kurzer Zeit nicht ausreichend eingerichtet sind. Auch der Kohlenmangel in Frankreich und Italien, der sich übrigens neuerdings auch in dem Kohlenlande England selbst infolge verschiedener Schwierigkeiten schon geltend macht, ist als ein für uns günstiger Umstand anzusprechen.

Zu erwähnen ist noch, daß England noch vor unsrer Erklärung vom 31. Januar eine neue Sperrung der Nordsee durch Minen angekündigt hatte. Es hat also scheinbar den unbeschränkten U-Bootkrieg vorausgeahnt und wollte ihm durch diese Sperre entgegenwirken. Daß ihm dies in keiner Weise gelungen ist, haben die bisherigen Ereignisse zur Genüge gezeigt.

Höchst eigenartig, aber seinem bisherigen scheinheiligen und unneutralen Verhalten durchaus entsprechend, war die Stellungnahme Amerikas. Präsident Wilson hat am 3. Februar die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen unter der Begründung, daß die deutsche Erklärung vom 31. Januar plötzlich vorsätzlich die feierlichen Versicherungen, welche Deutschland in seiner Note vom 4. Mai 1916 den Vereinigten Staaten gegeben habe, zurückziehe. Die Würde und Ehre der Vereinigten Staaten ließen daher keinen andern Weg übrig, als den schon unter dem 8. April 1916 für den Fall angedeuteten, daß Deutschland seine U-Boot-Methoden nicht aufgeben wolle. Daß Deutschland aber seine Zusicherung vom 4. Mai 1916 an ganz bestimmte, von der amerikanischen Regierung zu erfüllende Voraussetzungen geknüpft hatte, für deren Verwirklichung Präsident Wilson nicht das geringste getan hat, wird wohlweislich verschwiegen. Daß Wilson es auch nicht einmal für nötig befunden hat, seinen Schritt in eine den politischen Anstand wahrende Form zu kleiden, hat der Reichskanzler kürzlich ausgeführt.

Aber nicht zufrieden mit dieser Handlungsweise hat Wilson auch alle neutralen Regierungen aufgefordert, seinem Vorgehen zu folgen. Er hat sich dabei aber nur Absagen geholt, von denen die schwedische ganz besonders bemerkenswert ist, weil sie das unneutrale Verhalten Wilsons offen kennzeichnet. Nur China scheint neuerdings der Aufforderung Wilsons unter dem amerikanischen und englischen Druck folgen zu wollen.

Eine Kriegserklärung der Vereinigten Staaten ist bis jetzt nicht erfolgt, wohl aber hat Wilson große Summen für die Beschleunigung militärischer Vorbereitungen und Vollmachten zum Schutz amerikanischer Interessen vom Kongreß gefordert. Infolge des Widerstandes einiger Senatoren ist diese Frage jedoch noch nicht entschieden. Wie mir scheint, ist Wilson, der seine Wiederwahl hauptsächlich den pazifistisch gesinnten Weststaaten verdankt und dessen Stellung durch

Digitized by Google

die am 4. März stattgehabte Aenderung in der Zusammensetzung des Kongresses erschwert ist, durch unsern Entschluß in eine etwas unbehagliche Lage gebracht worden, für die er eine klare Richtlinie noch nicht gefunden hat. Das ergab sich besonders aus seinem Versuch, Oesterreich-Ungarn hinsichtlich des U-Bootkrieges in einen Gegensatz zu Deutschland zu bringen, ein Versuch, der ihm aber natürlich nicht gelungen ist. Wie aber auch die weitere Entwicklung der amerikanischen Ereignisse sein möge, wir können ihr mit Ruhe und gutem Gewissen entgegensehen. Militärisch hat der Beitritt Amerikas zu unsern Feinden nicht viel zu bedeuten. Gewinnen wir aber den Krieg, so ist damit auch für die Wahrung unsrer wirtschaftlichen Interessen die nötige Grundlage gegeben.

Ueber die Zeit, in der der neue U-Bootkrieg im Verein mit den zu erhoffenden neuen Taten Hindenburgs den Kriegswillen unsrer Gegner brechen wird, lassen sich bestimmte Angaben natürlich nicht machen. Das aber wissen wir sicher, daß wir in ihm ein Mittel haben, das bei scharfer, undurchlöcherter Anwendung zu einem guten Enderfolg führen muß. Man muß immer scharf im Auge behalten, daß der unbeschränkte U-Bootkrieg nach zwei Richtungen wirken soll. Einmal soll er Schiffsraum in möglichst hohem Umfang vernichten, und zweitens soll er dadurch auf die Befahrung des Sperrgebiets durch neutrale Schiffe abschreckend wirken.

Nach beiden Richtungen ist bisher ein starker Erfolg eingetreten. Wenn auch die Höhe des im Februar vernichteten Frachtraums noch nicht bekannt sein kann, weil noch nicht alle im Februar tätig gewesenen U-Boote in die Häfen zurückgekehrt sind und unsere Feinde ihre Verluste aus guten Gründen verschleiern, so können wir aus den bisher veröffentlichten Meldungen des Admiralstabes doch schon mit Sicherheit entnehmen, daß das Februarergebnis dasjenige des Januar ganz erheblich übertreffen wird. Je mehr die Jahreszeit fortschreitet, um so günstiger werden aber die Verhältnisse für unsere U-Boote, weil sie dann nicht mehr in dem Maße wie jetzt durch lange Nächte, Nebel und schlechtes Wetter in ihrer Betätigung gehindert werden. Wir können also die zuversichtliche Hoffnung hegen, daß der weitere Fortgang des neuen U-Bootkrieges dem schönen Beginn entsprechen wird und daß vielleicht schon bis zum Spätsommer England mürbe sein wird. Man muß immer festhalten, daß für England die Handelsflotte einer seiner Hauptlebensnerven ist, daß es also eine zu weitgehende Dezimierung derselben, auch ganz abgesehen von den immer größer werdenden Versorgungsschwierigkeiten und der hoffentlich bald drohenden Lebensmittelnot nicht wird ertragen können.. Mit dem Schwachwerden Englands stürzt aber das ganze Ententegebäude zusammen, selbst wenn eine vorzeitige Absplittterung einzelner Teile infolge von Lebensmittel- und Kohlennot oder aus allgemeinen politischen Gründen nicht eintreten sollte. Natürlich wäre dies für uns ganz besonders günstig.

Weiter aber wissen wir sicher, daß unsre heldenmütigen U-Bootsbesatzungen und unsre ganze herrliche Flotte der Größe der auf ihnen ruhenden Aufgabe voll gewachsen sind. Jeder U-Bootskommandant, Offizier, Unteroffizier und

Digitized by Google

Mann ist erfüllt von dem tiefen und heiligen Bewußtsein, daß in seinen Händen in erster Linie die Zukunft Deutschlands und seiner Bundesgenossen ruht, und daß für die Erreichung dieses Ziels kein Opfer zu schwer sein darf. Dafür bürgt uns das bisher von den U-Booten schon Geleistete, dafür bürgt uns aber weiter noch der herrliche Erlaß unsres Kaisers an seine Marine vom 1. Februar 1917. In wohlbedachter Weise wendet sich dieser Erlaß an die ganze Marine. Denn das muß immer scharf festgehalten werden, daß die Unterseeboote für sich allein, ohne den Rückhalt der Hochseeflotte, zu der von ihnen verlangten Leistung nicht befähigt sein würden. Nur unsre kampfkräftige Hochseeflotte zwingt den Feind, die innere Nordsee zu meiden, nur sie gewährleistet den U-Booten ein sicheres Auslaufen und eine sichere Rückkehr. Die Hochseeflotte ist und bleibt also der eigentliche Kern unsrer Seemacht, wie dies ja übrigens nur der geschäftlichen Erfahrung entspricht.

England hat natürlich die Schwere unsrer Bedrohung voll erkannt und strengt unter der Führung seines überaus willensstarken, rücksichtslosen und zielbewußten Diktators Lloyd George alle Kräfte und Nerven an, unsre Berechnungen zu vereiteln. Diese Anstrengungen, zu denen auch die Zurückhaltung der in den englischen Häfen am 1. Februar liegenden neutralen Schiffe und andre fortgesetzte Zwangsmaßnahmen gegen die Neutralen gehören, sind keineswegs zu unterschätzen, aber wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß sie die Erreichung unsres Ziels nicht wesentlich beeinflussen werden. Die militärischen Gegenmittel innerhalb des Sperrgebiets halten sich, wie der Staatssekretär des Reichsmarineamts neulich sagte, in normalen Grenzen. Sie bestehen ebenso wie früher in der Hauptsache in festen oder geschleppten Netzen, Torpedobootszerstörern und andren leichten bewaffneten Fahrzeugen, unter denen die von Amerika gelieferten sehr schnellen Motorboote eine wesentliche Rolle spielen. Weiter sind noch zu nennen sog. U-Boots-Fallen in Gestalt unverdächtig aussehender oder sich unverdächtig benehmender Schiffe, die mit einer gut versteckten Armierung versehen sind, ferner gut ausgebildete Unterwasser-Schallvorrichtungen, mit denen U-Boote entdeckt und möglichst lange im Bereich der Verfolgung gehalten werden sollen. Mit all diesen Mitteln finden sich aber die U-Boote auf Grund der schon früher gesammelten Erfahrungen gut ab. Aber wenn auch U-Bootsverluste, mit denen selbstverständlich gerechnet worden ist, eintreten, so werden diese durch den laufenden Zugang neuer Boote ganz sicher mehr als wett gemacht. Vielfach hört man die Befürchtung, daß England mit neuen technischen Mitteln — auch der bewährte Edison soll sich so in den Dienst dieser Aufgabe gestellt haben —, doch noch Erfolg haben können. Diese Befürchtung ist unzutreffend. Jeder, der sich mit technischen Fragen beschäftigt hat, weiß, daß zwischen einem brauchbaren Gedanken und seiner Verwirklichung in der Praxis im großen ein weiter, dornenvoller Weg liegt, der meist nur in Jahren zurückgelegt werden kann. Daß sich in Zukunft Mittel zur wirksamen Bekämpfung der U-Boote finden werden, ist wohl kaum zu bezweifeln, denn in der Technik ist es noch immer so gegangen. Für diesen Krieg kommt aber derartiges nicht

Digitized by Google

in Betracht. Die ganze Hilflosigkeit der britischen Regierung ergibt sich am besten daraus, daß sie in allen Werkstätten Anschläge angebracht hat, in denen den Erfindern brauchbarer Abwehrmittel hohe Belohnungen versprochen werden.

Von hohem Interesse wird das weitere Verhalten der englischen Hochseeflotte sein. Es gibt in England viele Stimmen, die das Einsetzen der Grand Fleet zur Austilgung der U-Bootspest verlangen und auf die glorreichen früheren Seekriege hinweisen, deren Erfolge dem Angriffsgeist der Flotte zu verdanken waren. Entschließt sich England zu einem solchen Vorgehen nicht, was aus den schon früher angeführten Gründen wahrscheinlich ist, so käme zur Vereitelung unsres Ziels nur ein Sieg zu Lande in Betracht. Diesen wird aber das Genie Hindenburgs auch weiter zu verhindern wissen. Hochinteressant ist jedenfalls der Wandel in der englischen Kriegspolitik, der durch die Anwendung in den Seekriegsmitteln und die Unrichtigkeit der allgemeinen politischen Voraussetzungen eingetreten ist. Früher führte England seine Kriege immer nach dem Rezept „der Seekrieg nährt, der Landkrieg verzehrt". Während also auf dem Kontinent in den meist von ihm angezettelten Kriegen die Staaten sich gegenseitig schwächten und England sich höchstens mit Geld oder kleinen Truppenkörpern auf einer Seite beteiligte, dafür aber mit Hilfe seiner Flotte den feindlichen Seehandel vernichtete und wertvolle Kolonialgebiete einsteckte, hat es jetzt allmählich die ewigen Schwierigkeiten und Opfer des Landkrieges auskosten müssen.

England ist also gewissermaßen zur Kontinentalmacht geworden, ein Umstand, der natürlich für seine ganze weitere Entwicklung von weittragenden Folgen sein wird.

Für die wirtschaftlichen Gegenmittel, die in der Beschränkung der Einfuhr auf die durchaus nötigen Dinge, in Sparsamkeit mit Lebensmitteln, bezw. in der Einführung der bei uns schon lange geübten behördlichen Verteilung, in dem beschleunigten Bau von Handelsschiffen nach gleichartigen Plänen und aus ähnlichen Maßnahmen bestehen, ist es bei der verhältnismäßig geringen Menge der in England befindlichen Lebensmittel, die nach bestem fachmännischen Urteil am 1. Februar etwa für drei Monate reichten, voraussichtlich zu spät.

So hat also der letzte Teil dieses gigantischen Kampfes begonnen. Noch stehen uns harte Zeiten und schwere Kämpfe zu Lande und zu Wasser bevor, zu deren erfolgreicher Ueberwindung die ganzen Kräfte unsres Volkes voll eingesetzt werden müssen. Unermeßliche Blutopfer wird der Kampf noch kosten, aber dafür winkt unsrem herrlichen Volk auch ein hohes kostbares Ziel. Ist die englische Seetyrannei erst niedergeworfen, ist sie durch Verbesserung unsrer Lage im Westen und die dadurch bedingte Erweiterung unsrer Seegeltung daran verhindert, je wieder die frühere Bedeutung zu erlangen, dann ist nicht nur für uns und unsre Bundesgenossen, sondern für das ganze festländische Europa die Bahn offen für neue ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Das bis auf die heutige Zeit bewährte Wort von Kant, daß die englische Nation als Staat betrachtet gegen fremde Staaten der verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste von allen sei, ist dann hoffentlich seiner

Digitized by Google

Bedeutung entkleidet. Unter dem starken Schutze des friedlichen Deutschlands und seiner bewährten Bundesgenossen ist dann nicht nur die Freiheit der Meere, sondern auch das Dasein aller kleinen Staaten endgültig gesichert. Dann kann endlich auch mit dem Aufbau eines auf starker sittlicher Grundlage beruhenden Völker- und Seerechts begonnen werden, und an die Stelle der von dem Präsidenten Wilson mit hochtönenden, aber leeren Worten angestrebten Höherentwicklung der Menschheit tritt die deutsche lebendige Tat.

Zum Schluß wollen wir uns aber erinnern, daß unser Kaiser es ist, dem wir in der von ihm geschaffenen Flotte das Werkzeug verdanken, das uns jetzt zum endgültigen Siege führen soll. Sein genialer Geist hat im vorausschauenden Ahnen die Zukunftsbedürfnisse des Reichs fest und klar erkannt. Unsern Kaiser dürfen wir daher auch nicht vergessen, wenn alltäglich unser heißer Dank zum Himmel emporsteigt für alles Große, was Gott in diesem Kriege an unserm Volk getan hat und hoffentlich auch weiter tun wird.

Geistige Ursachen des Weltkrieges

Von

Dr. **Otto von der Pfordten**, Universitätsprofessor in Straßburg (Elsaß)

Viel verhandelt und umstritten stehen die äußeren politischen Ursachen dieses Weltkrieges vor unser aller innern Augen; mit Recht denkt man an sie zuerst, wenn das Wort auf die Ursachen kommt, und ihre Bedeutung und ernstliche Prüfung soll durch das Folgende in keiner Weise herabgesetzt werden. Nur scheint es mir gut, nicht zu vergessen, daß hinter all den diplomatischen Noten, Telegrammen, Erklärungen noch eine zweite innere Feldstellung in dauerndem Stellungskrieg sich gegenübersteht, die psychologischer Natur aus den geistigen Mächten zusammengeballt ist, von denen im letzten Grunde alles abhängt. Menschen machen Geschichte und Kriege, menschlicher Wille und menschliche Leidenschaft oder schlau berechnenden Verstand, und all die äußerlich sichtbaren Aktenstücke und Kundgebungen sind erst die Folge davon. Eine materialistische Geschichtsauffassung redet sich und andern ein, auch da ginge alles nach Gesetzen, die wir freilich nicht anzugeben oder auszusprechen vermögen, und vermeinen, große Linien aufzeichnen zu können, nach denen das alles so und nicht anders habe kommen müssen. Die populäre Denkweise sieht da viel richtiger; sie nennt einzelne Schuldige und Verantwortliche und spricht damit deren Willen die erste Ursache, das Primum movens, den Schneeball, aus dem die Lawine wird, unbefangen zu. Mag immerhin metaphysisch das Problem des freien Willens ein dunkles oder unlösbares sein: die empirische Realität seiner Kraft drängt sich im Kriege jedem Nachdenkenden unwiderstehlich auf, im guten und bösen; wir alle lernen mit dem Willen „zum Siege“ als der letzten und höchsten

Digitized by Google

Instanz über alle Maschinen und Erfindungen hinaus rechnen. Und da ist es der Wille einzelner, Führer, Minister, Hetzer oder Zeitungsschreiber, den wir am Werk sehen und dessen Wirkungen wir genau verfolgen und beobachten können.

Nur Konstruktionen, wie die eines Volksbewußtseins, Gesamtgeistes oder Gesamtwillens können darüber täuschen und den Schein befördern, als geschähe hier Naturnotwendiges und Unabwendbares mit der Sicherheit, die das gesetzmäßige Wirken der Naturkräfte kennzeichnet. Könnten einzelne nicht höchst wirkungsvoll die Masse beeinflussen, die hypothetische Volksseele lenken, so ließe sich diese Art der Geschichtsbetrachtung eher verteidigen und in fatalistischen Betrachtungen über die Schrecken und das Elend hinwegkommen; aber wenn sich auch über „den Krieg" in solchen Begriffsbildungen reden läßt, dieser Krieg zeugt deutlich davon, daß all das falsch ist. Und das möchte ich kurz zu beweisen unternehmen. Vorher aber muß einiges gesagt werden über die Eigenart der psychischen Erscheinungen, die im letzten Grund als Ursache des Kriegs anzusprechen sind.

Es sind das außer dem kühlen Verstande einzelner politischer Rechner, wie sie aber selbst in England selten sind, denn ganz kalten Blutes wird kein Krieg gemacht, vor allem die in der Psychologie sog. Affekte. Ein Affekt unterscheidet sich von einem einfachen Gefühl durch seine Stärke und längere zeitliche Dauer; auch wird er von einem charakteristischen Anfangsgefühl eingeleitet. Dieses beruht auf Vorstellungen, Gedanken oder Phantasiebildern, hervorgerufen durch äußere Eindrücke oder innere Erlebnisse. Sehr charakteristisch ist dies bei dem einfachsten Affekt, dem der Ueberraschung, wo eine Vorstellung plötzlich Raum und Macht in uns gewinnt. Für den Krieg aber kommen kaum solche, wohl aber kompliziertere Affekte in Betracht, die man, wenn sie einseitig lange das Denken und Handeln gleichmäßig bestimmen, auch Leidenschaften nennt. Solche setzen sich aber stets aus Gefühlen bzw. einzelnen Affekt-„Ausbrüchen" zusammen und man bezeichnet damit einen seelischen Zustand, in dem bestimmte Triebe, bei denen ja immer das Gefühl allein die Richtung des Handelns angibt, stärker sind als Nachdenken und vernünftig orientierter Wille. Wir haben also zu unterscheiden: gewisse Gedanken und Phantasiebilder, die zum Krieg führen, und die Arten von Affekten oder Leidenschaften, die auf ihnen beruhen.

Völker haben im allgemeinen nur ziemlich unklare Vorstellungen voneinander, die sich an, in strengerem Sinne, unwesentliche Sitten, Gewohnheiten, Gebräuche anschließen. Nur wenige haben tiefere Einsichten in das immer schwer in Worte zu fassende „Wesen" oder die „Seele" eines Volkes. Im Frieden herrscht im Grunde Gleichgültigkeit der Völker untereinander, gemischt mit dunkeln Sympathien oder Antipathien, denen aber niemals die Bedeutung zukommt, die ihnen von der bewußten Agitation nachträglich gegeben wird. Dagegen spielen Phantasiebilder eine stärkere Rolle; solche von möglichem künftigen Glück für das eigne Volk oder einer drohenden Gefahr von seiten des fremden. In diesen Urbrei bringt entweder ein wirklich allgemeiner fühlbarer Druck von Fremden oder der Samen der Aufstachelung und Anreizung durch Politiker erst den Keim für echte

Digitized by Google

Affekte; Hoffnung und Furcht werden lebhafter und verbreiteter, Mißtrauen und Angst, dazu überspannte Hoffnungen auf eigne Größe; endlich Neid, Rachegefühl und Haß. Zur wirklichen Flamme brechen sie bei einer Kriegserklärung hervor; da erwacht der Furor Teutonicus oder die gallisch-romanische Großmannssucht und Ruhmbegier in voller Stärke, oder endlich die Angst vor großer Macht gesellt sich zum Neid auf solche und die Hoffnung, den Nachbar gründlich zu demütigen. Immerhin: ursprünglich hat die Masse niemals politische Affekte; dazu fehlen ihr klare Vorstellungen und starke Phantasiebilder, denn sie hält sich an das Gegebene, und sowohl der Fremde als der etwaige Gewinn und Erfolg eines Krieges bleiben zu unbekannte Größen. Einzelne übersehen die Weltlage so deutlich und haben so scharfe politische Ziele, daß sie mit klaren, deshalb aber noch nicht richtigen, Gedanken zum Kriege treiben können. Diese verstandesmäßig bewußte Politik kann aber allein nichts leisten ohne die Aufpeitschung der Affekte; beide sind aneinander gebunden. Man kann wohl politische Gedanken von Staatsmännern als die Grundursachen der Kriege fassen, und sie waren es wohl auch allein bei kleineren Kabinettskriegen; bei den großen Volkskriegen etwa seit der Französischen Revolution bedürfen sie unbedingt der Resonanz durch aufgewühlte Affekte.

Daß nun in diesem Wechselspiel der Wille die ausschlaggebende Kraft ist und nicht blinde „soziologische" Gesetze walten, zeigt dieser Weltkrieg mit voller Deutlichkeit. Wir Deutschen können uns rühmen, von allen Nationen am affektfreiesten den andern gegenübergestanden zu haben. Von Haß auf irgendeine war nicht die Spur zu finden; selbst der Neid auf Englands Weltmacht nur schwach ausgebildet; gibt es heute ein „Gott strafe England", so ist das nur Englands Schuld. Auch die vielgeschmähten Alldeutschen wollten nur mächtige Fortentwicklung Deutschlands und Ausbreitung seiner Kultur, die sich heute als die erste in der Welt erwiesen hat; kein eigentliches Imperium, keine Zerschmetterung andrer stand auf ihrem Programm; neben England, womöglich nicht gegen es, wollten wir emporkommen. Und unser Erbübel ist ja gerade die übermäßige Bewunderung der Fremden; erst der französischen, dann der englischen, endlich der amerikanischen, in kleineren Kreisen gar der japanischen Art. Es hat tiefe psychische Gründe, warum wir im Grunde den Frieden lieben und einen Friedenskaiser hatten. Ja, vielleicht haben wir das allzu oft betont, und es ist uns als Gefühl der Schwäche gedeutet worden, wie es jetzt beim Friedensangebot im Dezember 1916 der Fall war. Der Prahler und Bluffer kann gar nicht begreifen, daß wirkliche Stärke nicht erst recht den Mund aufreißen sollte, weil eben, wie gleich noch zu betonen ist, jeder den andern zunächst nach sich selbst beurteilt. Und auch realpolitisch lag für uns keine zwingende Notwendigkeit vor, durch Krieg hochzukommen; bei einiger vernünftigen Einsicht Englands war Platz für beide auf der Erde, und es ist nur sein Tyrannendünkel, der keinen zweiten neben sich ertragen will und kann.

Aber so wenig hier eine wirkliche Notwendigkeit den Krieg herbeiführte, so wenig zeigen sich Gesetzmäßigkeiten bei den andern. Mit Rußland hatten wir

Digitized by Google

noch nie Krieg geführt; hundertmal war gesagt worden, zwischen uns beständen keine Interessengegensätze. Wie sollte dies auf einmal durch geheimnisvolle Massenwirkungen anders geworden sein, zumal beim Russen der Mangel an politischen Vorstellungen und Phantasie so groß ist, daß der Soldat noch heute keine Ahnung hat, weshalb er kämpft. Der kaufmännische Neid auf vermeintliche Abhängigkeit von der deutschen Industrie ist kein Gesamtaffekt; eigne Tüchtigkeit und Leistungen konnten da auch allein helfen, und schon jetzt sieht man dort ein, daß man uns gar nicht entbehren kann. Nein, hier ist es ganz klar, daß nur das phantastische Ziel der Eroberung Konstantinopels, Unterjochung des Balkans unter einen Panslawismus und Hoffnung auf Zertrümmerung Oesterreichs die Ursachen sind. Sie brauchten nicht durch eine blinde Naturmacht aufzutreten, denn sie waren ja fast völlig zurückgetreten, solange die russischen Politiker ihre Augen nach dem Osten gerichtet hatten; was aber in einem genau fixierbaren Zeitpunkt (japanischer Sieg) erst neu einsetzt, das ist künstlich gewollt und gemacht und nicht die Folge notwendiger Volksgegensätze und drängender „Entwicklungen".

Man redet bei solchen Fällen viel von Staatsnotwendigkeiten, zwingenden Bedürfnissen großer Staaten, berechtigter Sorge der Staatsmänner ausschließlich für deren Befriedigung. Es gibt aber im politischen wie im Privatleben eingebildete Bedürfnisse, und zu diesen zählen unbedingt die russischen. Rußland hat Konstantinopel nie besessen, hat im Mittelmeer gar nichts zu suchen und war ein mächtiger Staat ohne diese Ziele. Daß es kein glücklicher und blühender war, steht auf einem andern Blatte. Und was solange mindestens vergessen war, wie das angebliche Testament Peter des Großen, das kann doch nicht von heute auf morgen ein zwingendes Lebensbedürfnis für einen Staat sein. So hatte auch Serbien unter den Obrenowitsch in gutem Einvernehmen mit Oesterreich gelebt, von Italien und Rumänien ganz zu schweigen. Rußland aber hat auf ein Jahrhundert hinaus genug mit inneren Reformen zu tun, und den vielbesprochenen eisfreien Hafen braucht es nicht in der Türkei zu suchen; es ist lediglich die nackte Eroberungsgier nicht des Volkes, sondern weniger Drahtzieher, die ihm dieses Bedürfnis vorlügen, und dieses ist ganz einfach mit dem Hinweis auf das zehnte Gebot Mosis zu erledigen.

Nicht sehr viel anders steht es im Grunde bei Frankreich; denn auch die berühmte Revanche war zeitweilig völlig vergessen. Wer in den achtziger oder neunziger Jahren dort gereist ist, hat von Deutschenhaß nirgends das geringste gespürt. Und auch das Elsaß ist kein Lebensbedürfnis für Frankreich, wie es sich jetzt einbildet, zumal eine phantastische Grenze am Oberrhein gegen Deutschland schwerer zu verteidigen ist als der Vogesenkamm. Wenn also der Revanchetraum zeitweilig so völlig zurücktreten konnte, so war es wieder keine Naturnotwendigkeit, daß er auflebte, und wieder können wir das Datum feststellen, wo er künstlich neu belebt wurde. Das war Deutschlands Zurückweichen in der Marokkokrise und die Algeciraskonferenz; verbunden mit den Hoffnungen auf die Entente mit Rußland und England trat nun die Absicht auf, das alte

Digitized by Google

Volkserregungsmittel wieder aufzugreifen, und damit die Verhetzung bis in die Schulen hinein, eine der schändlichsten Versündigungen am Nachwuchs des eignen Volks, die die Geschichte kennt. Nirgends eine Spur von Gesetzmäßigkeiten, die den Krieg mit solcher Notwendigkeit hätten herbeiführen müssen, wie beim Gewitter der Zusammenprall der Wolken den Blitz und den Regen. Es hätte ganz anders kommen können, sehr gut sogar; und einzelne tragen die Schuld dafür.

Dagegen zeigt sich hier sehr deutlich eine schon berührte geistige Regelmäßigkeit, die zwar nicht zu Kriegen führen muß, aber indem sie Mißtrauen erzeugt und wach erhält, zu den Nebenursachen der Kriege zu zählen ist. Immer beurteilt jeder den andern nach sich selbst, erwartet vom andern, was er selbst in ähnlicher Lage tun würde, traut ihm alles das zu, was er in sich an Wünschen, Begierden, Hoffnungen entdeckt. Und zwar der einzelne wie die Völker; und nur wenigen gelingt es, sich ein objektives Bild ihrer Mitmenschen und Nachbarvölker zu verschaffen. Völkern nur, wenn sie eingehend und sorgsam darüber belehrt werden und natürlich gar nicht, wenn ihnen Falsches vorgelogen wird. So erklärt sich die Ueberzeugung vieler Franzosen und Engländer, Deutschland strebe nach der Weltherrschaft und werde sie sicher eines Tages überfallen. In der albernsten Weise kam das vor einigen Jahren in England zum Ausdruck in dem offiziell propagierten Theaterstück „An english-man's home" und der ganzen Mache von der Invasionsgefahr. Beide Länder können sich gar nicht vorstellen, daß man nicht nach Tyrannei über andre streben könne, die einen, weil sie sie unter Napoleon I. geübt hatten, die andern, weil sie sie noch heute üben. Hätten sie Deutschlands Militärmacht gehabt — was sie da getan hätten, wußten sie genau; also war Deutschland entweder schwach und man konnte hoffen, es zu zerschlagen, oder es heuchelte Bescheidenheit und Mäßigung und war im Grunde unersättlich, wie es Frankreich und England stets tatsächlich gewesen sind. Ganz besonders unmittelbar vor Kriegsausbruch schoß diese Saat des Mißtrauens in die Halme; die Depeschenwechsel zeigen, wie keiner dem andern traute, wir sehr mit Recht, die andern aber völlig mit Unrecht. Denn wir waren wohl Gott sei Dank allezeit zum Kriege gerüstet, hatten aber diesen Krieg für diesen Zeitpunkt in keiner Weise vorausgesehen, gewünscht oder vorbereitet, was sich dann bitter in jeder Weise geltend machte.

Aber auch vieles, was während des langen Krieges geschah, fällt unter diesen Gesichtspunkt. So die Behandlung der Gefangenen und der Zivilbevölkerung. Wir waren in beidem hochanständig, und die Fremden liefen noch Monate nach Kriegsbeginn in großen Städten und Badeorten völlig frei umher. Erst als wir zu unserm Schrecken erfuhren, wie schändlich und brutal die Gegner verfuhren, wurden wir strenger; wir hatten sie nach uns beurteilt. Genau so umgekehrt; sie waren fest überzeugt, wir würden alle Gefangenen töten, weil sie es am liebsten getan hätten, und glaubten ohne Nachdenken alle Lügenberichte, weil sie so handelten und ihnen die Grausamkeit natürlich ist. Die berühmten belgischen Greuel sind Produkte perverser Phantasie eines degenerierten Volkes;

Digitized by Google

die aufgefundenen Zeugnisse aus französischen Feldbriefen, ja aus offiziellen Armeezeitungen, Gedichten u. dgl. beweisen, daß die Franzosen alle diese Greuel begangen hätten, gelang es ihnen, in Deutschland einzudringen. So haben sie wenigstens die Vergewaltigung blonder Frauen, Raub von Kunstwerken und Kostbarkeiten und ähnliche Nichtswürdigkeiten in der Phantasie genossen, wie ja auch den Einzug in Berlin, die „Bestrafung" unsers Kaisers. Sie können nicht begreifen, daß wir nicht tun sollten, was sie uns tun oder gern getan hätten; so wie sie z. B. nicht faßten, daß unser Kaiser sich einen Triumpheinzug in Warschau oder Konstantinopel (!) versagte, wo ihre Phantasie ihn schon einreiten sah. Und es ist doch eine entsetzliche Tragikomödie, daß die Bevölkerung in Rumänien und sonst vor unserm Heere floh, vor den zivilisiertesten Soldaten, die die Welt jemals gesehen hat, um dann auf der Flucht und in Rußland zu erfrieren und zu verhungern — anstatt ruhig in ihren Wohnorten zu bleiben. Ueberall und ausnahmslos, auch beim Seekrieg, gilt: was du glaubst, daß der andre tut, lehrt, was du selber tust oder tun würdest. Beglaubigte, ja beschworene Nachrichten, wie sie unsre Repressalien dann zugrunde legen, gehören zu den Tatsachen, nicht zu den Affekten.

Dagegen beruht eine zweite Gruppe von Nebenursachen des Krieges durchaus auf irregeleiteten politischen Affekten, der Unzufriedenheit, der Nörgelsucht, der gehässigen Kritik; nämlich die inneren Streitigkeiten, die den Schein der Uneinigkeit erweckten und unsre Feinde auf Hilfe von innen her hoffen ließen. Hätten die österreichischen Volksstämme sich nicht jahrzehntelang im Frieden so schrankenlos und maßlos bekämpft, man hätte nicht so sicher mit dem Auseinanderfallen der Monarchie gerechnet. Hätten die Elsaß-Lothringer vor dem Krieg der Wahrheit die Ehre gegeben und nach Frankreich wissen lassen, daß es ihnen sehr gut ginge unter deutscher Herrschaft und sie gar kein Bedürfnis fühlten, erlöst zu sein, so wäre Frankreich der Vorwand genommen gewesen, deshalb Krieg zu führen. Aber sie ließen ihre Hetzapostel aus Lust am Tadeln der Obrigkeit reden, auch wo sie ihnen innerlich nicht beistimmten; und erst während des Kriegs, niemals vorher, rafften sich die eignen Genossen auf, die heute verachteten Landesverräter kräftig zu desavouieren. Und aus den Reihen unsrer eignen Internationalisten stammt das Wort Militarismus und das Geschimpfe auf ihn, dem noch im Winter vor dem Krieg die Zaberner Affäre die Krone aufsetzte; und vaterlandslos hat sich die Internationale überhaupt gebärdet, so daß die Hoffnung der Feinde berechtigt schien, sie würde im Ernstfall versagen. Heute ist das alles anders, Gott sei Dank; aber wenn diese Art von politischen Affekten aufs neue Herrschaft und Zügellosigkeit gewinnt, wird sie die Gegner immer wieder ermutigen, mit der traditionellen Uneinigkeit germanischer Stämme als einer zum Krieg anreizenden Möglichkeit zu rechnen.

Das aber führt auf den wichtigsten Gesichtspunkt dieser knappen Betrachtungen: die Bedeutung der geistigen Seite der Vorgänge für die Hoffnung auf einen lange dauernden — nicht einen ewigen, denn dies Wort sollen wir als zu kosmisch oder göttlich vermeiden — Frieden. Die

Digitized by Google

wesentlichsten Gedanken, die dazu bisher vorgetragen wurden, beziehen sich auf die äußere Seite der Dinge, Vereinbarungen, Abmachungen, Einrichtungen. Ist ja doch, etwa seit der Zeit der Französischen Revolution, der Glaube allgemein, durch Reformen der Staatsverfassung, öffentliche Institutionen aller Art, Gesetze und Paragraphen das Heil und Glück der Menschheit langsam, aber sicher herbeizuführen. Wiederum soll das alles nicht bekämpft oder herabgesetzt werden, um so energischer hier aber nochmals betont werden, daß der Wille die „Einrichtungen" schafft, Affekte ihre Benützung und Wirkungen bestimmen und nicht umgekehrt. Will man Völkertherapie treiben, so muß man nicht nur an die Chirurgie denken, sondern auch an die innere Medizin, besonders an deren naturgemäße Richtung, die nicht mit Apothekermitteln heilen will, sondern der Konstitution des Menschen von innen heraus durch Hebung ihrer eignen Kräfte zur Gesundung helfen will. Natura sanat, medicus curat; auch der friedensfreundliche Staatsmann, der sich Heilmittel für die Not der Völker ersinnt, sollte das beherzigen; in der Politik ist die „Natur" aber Geist und Charakter der Völker und ihrer Lenker.

Was nützt eine Abrüstung, die doch nur eine teilweise sein kann, und bei der wir infolge unsrer nie zu ändernden geographischen Lage keinesfalls anfangen können, solange der Wille bleibt, wenn irgend möglich, einen Staat „einzukreisen" oder zu überfallen? Eine geistige Abrüstung müßte vorhergehen, die feste Absicht, dem andern zu gönnen, was man ihm ohne Schädigung der eignen Staatsnotwendigkeiten und Lebensinteressen gönnen kann; Raum für alle hat die Erde. Die Möglichkeit dazu hat gerade Deutschland in vierzig Friedensjahren gezeigt. Aber freilich hat dieser Krieg den Gedanken fast zur Utopie gestempelt; denn es steht nicht mehr so mit den Affekten wie vorher. Die Leidenschaften sind entfesselt; Entrüstung, Zorn und gerechte Wut über unerhörte Schandtaten sind nicht mit dem Schwamme wegzuwaschen; nicht vergeblich hat der Franzose aller Kreise die Boches jahrelang beschimpft, wie noch nie einem Volke geschah, nicht umsonst uns noch kürzlich englische Minister Verbrecher und Mörder genannt, unvergessen werden die Taten der Russen in Ostpreußen bleiben. Wenigstens dem jetzt lebenden Geschlecht, das den Ekel an der Lüge der Feinde und die tiefe Bitterkeit über ihre Handlungen nicht wieder los werden wird, solange es lebt. Die Ungeborenen und Kinder mögen es vergessen.

Einstweilen gälte es, die entfesselten Affekte zu dämpfen und den Glauben der Völker aneinander wiederherzustellen. Eine ungeheure Arbeit, viel schwerer als Schiedsgerichte und Haager Konferenzen. Ehe man die „Grundmauern des Friedens legen" und in ihrem Bezirk ein „internationales Konzert" eröffnen kann, müßten die Instrumente auf andre Töne gestimmt sein als heute; die bloße Aufforderung, angenehmere und freudenvollere Töne anzustimmen, genügt nicht. Was dazu nötig und möglich wäre, verdiente angestrengtestes Nachdenken, besonders auch der Neutralen. Keine Einrichtungen, nicht einmal die Umwandlung aller Regierungsformen in Demokratien oder die Einführung

Digitized by Google

des parlamentarischen Systems könnte da helfen; denn die erbittertsten Kriegshetzer saßen und sitzen in so eingerichteten Ländern. Sondern der kalte und scharfe Verstand der Politiker müßte sich in den Dienst dieser Aufgabe stellen, den Glutofen der Lüge zu löschen und den irregeleiteten Völkern zur Erfassung der Wahrheit zu helfen. Sie müßten sich entschließen, eine Hetzpresse nicht zu begünstigen und zu benutzen, sondern mit gesetzlichen Maßnahmen zu bekämpfen; wenn man sich dabei darauf verläßt, die Leserwelt werde keinen Geschmack mehr an der Verhetzung finden, kann man lange warten. Aufklärung über das Fremde, Aufhören der Prahlerei mit vermeintlich nur dem eignen Volke möglichen Leistungen, ehrlicher innerer Respekt vor Tüchtigkeit, wo sie sich zeigt — das wären Richtlinien, deren Pflege besonders auch den Neutralen ans Herz zu legen sind. Dann mag auch einmal eine Zeit kommen, wo Einrichtungen für den Frieden den nötigen inneren Rückhalt haben und die geistigen Ursachen für künftige Kriege langsam mehr und mehr verschwinden.

*

Während diese Seiten gesetzt wurden, fand ich durch Zufall ein Wort Bismarcks bei Moritz Busch, „Tagebuchblätter" (I, 293): „Ich habe einen Lieblingsgedanken in bezug auf den Friedensschluß, das ist, ein internationales Gericht niederzusetzen, das die aburteilen soll, die zum Kriege gehetzt haben — Zeitungsschreiber, Deputierte, Senatoren, Minister . . "

Völkerverkehr und Gedankenaustausch im Altertum

Ein Versuch

von

Ed. König (Bonn)

Wie der dankbare Genuß der reichen Verkehrsmittel der Neuzeit immer und immer wieder einmal den Blick auf die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse zurücklenkt, so erinnert auch die teilweise Hemmung des Verkehrs, die durch den gegenwärtigen Krieg herbeigeführt worden ist, an die früher auf diesem Gebiete herrschenden Zustände. Deshalb dürfte es jetzt nicht unzeitgemäß sein, das Auge auf den Völkerverkehr im Altertum und auf den dadurch vermittelten Ideenaustausch zurückschweifen zu lassen, und ich unternehme diese Betrachtung, weil ich wenigstens für einen Teil der dabei zu erörternden Punkte einige Materialien von aktuellem Interesse vorführen zu können meine. Eine natürliche Richtung beim Vorwärtsschreiten einer solchen Untersuchung scheint aber diese zu sein.

Digitized by Google

I

Den Anfang der Untersuchung bildet natürlicherweise die Frage nach den Anlässen, Mitteln und Bedingungen oder Begleitmomenten des internationalen Gedankenaustausches.

Gewiß einer der frühesten und häufigsten Anlässe zur gegenseitigen geistigen Anregung der Menschheitsteile lag in den Völkerwanderungen. Wie nahe diese in jener Zeit lagen, in der die Erdbewohner erst noch im Begriffe waren, von der Stufe des Jagd- oder Fischereibetriebes und der Nomadenwirtschaft zur Stufe des Ackerbaues und der erst dadurch stärker bedingten Seßhaftigkeit fortzuschreiten, braucht nicht weiter auseinandergesetzt zu werden. Es wäre ja nun ein verlockendes Thema, auf einen Teil dieser frühesten Völkerwanderungen, nämlich die Züge der Indogermanen und Semiten, speziell einzugehen,[1]) aber ich widerstehe dieser Versuchung und erinnere vielmehr sofort an eine für den internationalen Ideenaustausch sicher sehr folgenreiche Völkerwanderung. Das war jene, mit deren Erwähnung Herodot sein Geschichtswerk so begonnen hat: „Die Gelehrten unter den Persern sagen, daß die Phönizier die Urheber der Zwistigkeit (nämlich zwischen den Griechen und den andern Völkern) gewesen seien. Denn nachdem diese von dem Meere, das den Namen „Rotes Meer" führt, zu diesem (dem mittelländischen) Meere gekommen waren und das Land besetzt hatten, das sie auch jetzt noch bewohnen, haben sie sich sofort großen Unternehmungen zur See gewidmet. Indem sie aber ägyptische und assyrische Waren wegtransportierten, besuchten sie, wie das übrige Land, auch Argos häufig." Welch triebkräftiges Ferment im staatlichen und wirtschaftlichen und geistigen Leben der Mittelmeerländer wurden doch die Phönizier (oder Kanaaniter), nachdem sie, „wie sie selbst sagen",[2]) vom Erythräischen Meere, also jedenfalls vom Südosten her, an die Westküste Vorderasiens gelangt waren. Um auf ihren geistigen Einfluß nur ein einziges Wort zu verwenden, braucht ja bloß an die Rolle erinnert zu werden, die sie in der Geschichte, wenn nicht der Erfindung, so doch der Verbreitung der Buchstabenschrift gespielt haben.[3])

Daß zunächst weiter auch kriegerische Zusammenstöße oftmals auf mannigfache Weise auch die geistige Auseinandersetzung der Nationen befördert haben, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Denn auch selbst der rauhe Eroberer mußte wenigstens nach Kenntnis der Sprache des angegriffenen Gebietes streben, und hie und da wurden auch Siegesdenkmäler mit der Sprache und Schrift des erobernden Volkes in einem fernen Gebiete zu Ausgangspunkten der Ideenwanderung. Man denke nur z. B. an die ägyptischen, assyrischen und lateinischen Inschriften, die in der Nähe des Hundsflusses nördlich von Beirut

---

[1]) Vgl. darüber auch Friedr. Hertz, Rasse und Kultur (1915), S. 85 ff.

[2]) Dies fügt Herodot in VII, 89 hinzu.

[3]) W. Larfeld, Griechische Epigraphik, 3. Aufl. (1914), S. 209: Die Aneignung des phönizischen Alphabets durch die Bewohner des östlichen hellenischen Festlandes hat „ungefähr im elften vorchristlichen Jahrhundert stattgefunden".

Digitized by Google

Zeugnis von den Heerzügen ablegen, die sich dort auf der Küstenstraße bewegt haben.[1]) Wie viele Generationen haben daran die fremden Idiome studiert!

Was aber der Krieg nicht zuwege brachte, das wurde durch die Notwendigkeit politischer Verhandlungen zwischen den Staaten geschaffen: eine weithin verständliche Diplomatensprache. Eine solche war schon einigermaßen das Babylonische. Denn in dieser Sprache und mit Keilschrift konnten Beherrscher Babyloniens mit den Pharaonen Amenophis III. und IV. korrespondieren, wie die 1889 in Mittelägypten gefundenen zirka dreihundert Amarna-Texte beweisen, und von großartigem Interesse ist, daß sich darunter auch ein in Babylonisch und mit Keilschriftzeichen geschriebener Brief vom ägyptischen Pharao Amenophis III. an Kadaschmanbîl befindet! Eine allgemeinere Verkehrssprache von viel größerer Bedeutung wurde aber dann das Aramäische. Mit besonderer Deutlichkeit tritt dies ja in den Berichten über das bekannte Jahr 701 hervor, in welchem Sanherib Jerusalem belagerte. Denn bei den Verhandlungen zwischen den assyrischen Gesandten und den Bevollmächtigten des judäischen Königs haben damals die letzteren gebeten, nicht hebräisch zu sprechen, damit die auf der Stadtmauer sitzende Volksmenge nicht die teilweise scharfen Auseinandersetzungen verstehen könne. Und welche Sprache wurde nun zur Verständigung unter den beiderseitigen Deputierten gewählt? Nicht die assyrische, wie man erwarten könnte, sondern die aramäische (2. Kön. 18, 26). Wie dieser nördlichste Zweig des semitischen Sprachstammes also schon im achten Jahrhundert den höheren Staatsbeamten Vorderasiens geläufig war, so finden wir das Aramäische als die in den Kanzleien Palästinas und Persiens gebrauchte Sprache auch wieder z. B. im fünften Jahrhundert, denn hebräisch geschriebene Briefe wurden erst in das Aramäische übersetzt, wenn sie an die persische Regierung gesandt werden sollten (Esr. 4, 7 usw.), und mit dieser Geltung des Aramäischen als einer weithin bekannten Verkehrssprache hing es jedenfalls auch zusammen, daß dieser Dialekt auch in den Schriftstücken verwendet ist, die als Hinterlassenschaft der jüdischen Militärkolonie auf der südägyptischen Nilinsel Elephantine seit 1907 entdeckt worden sind.[2])

Welch mächtiger Vermittler für das gegenseitige Verständnis der Völker fernerhin von jeher der Handel gewesen ist, soll natürlich nur im Vorübergehen nicht ganz verschwiegen werden, um zu den Reisen überzuleiten, die noch außerdem und mehr direkt zur Anknüpfung geistigen Verkehrs unternommen wurden. Unter diesen ist aber in neuerer Zeit besonders die Fahrt des Aegypters Wen-Amon wichtig geworden, der um 1100 nach Norden fuhr und z. B. die phönizische Stadt Byblos besuchte.[3]) In seinem Bericht ist zunächst die Notiz wichtig, daß von Aegypten fünfhundert Papyrusrollen nach Byblos als Kaufpreis

[1]) Benzinger, Hebräische Archäologie, 2. Aufl. (1907), S. 12.

[2]) Herausgegeben hauptsächlich von Ed. Sachau, Aramäische Papyrus und Ostraka usw. (1911).

[3]) Sein Reisebericht ist z. B. von Ranke in Greßmann, Altorientalische Texte und Bilder (1909), I, S. 229 f. übersetzt.

Digitized by Google

für Holz vom Libanon geschickt wurde, und mehrfaches Interesse muß folgende Anrede des Aegypters an den Fürsten von Byblos erregen: „Läßt du dir nicht einen Denkstein machen, auf dem du sagst: „Amon-Re, der Götterkönig, ... sandte um Bauholz ... Ich ließ es fällen ... und brachte es nach Aegypten, um für mich zehntausend Lebensjahre von Amon zu erflehen“ ...? Wenn dann in künftigen Tagen ein Bote aus Aegypten, der schriftkundig ist, kommt und deinen Namen auf dem Denkstein liest, dann wirst du Wasserspenden im Westen empfangen, wie die Götter, die dort leben.“ [1]) Von den Reisen im Altertum, die mehr oder weniger schon wissenschaftliche genannt werden können, sind ja viele, wie die des Pythagoras und Herodot, so allgemein bekannt, daß sie nur in Erinnerung gebracht zu werden brauchen. In den Zeiten der helleniſtischen Kultur wurden die Wanderungen gewisser Klassen von Philosophen dann so sehr Sitte, daß diese auch von den jüdischen Schriftgelehrten nachgeahmt wurde. Denn „im Lande Fremder reist er umher, denn Gutes und Böses bei Menschen wird er erproben“ (Sir. 39, 4, Vulgata).

Fast noch mehr selbstverständlich traten unter den Mitteln des Völkerverkehrs von frühester Zeit her auch die Briefe auf. Solche sind ja nicht etwa in den Ländern und Zeiten ausgeschlossen, wo man die babylonisch-assyrische Keilschrift verwendete, bei der — was erst neuestens recht gewürdigt wurde — nicht Papyrus, sondern wesentlich der weiche Ton in Betracht kam. Nein, auch in den Euphrat-Tigrisländern sind Massen von Briefen ausgegraben worden, die auch mit Briefumschlägen versehen sind. Denn eine Anzahl der Tontäfelchen ist „mit einem Tonmantel umgeben, der, gleichfalls beschrieben und gebrannt, offenbar dazu bestimmt war, den Kern zu schützen, und als der direkte Vorläufer unseres Briefkuvertes betrachtet werden darf“.[2]) Wie bald aber solche Briefe auch zwischen Völkern den Ideenaustausch vermittelten, ist schon oben bei der Berührung der Korrespondenz zwischen babylonischen Herrschern und zwei Pharaonen zugleich mitgezeigt worden.

Neben diese nunmehr aufgeführten hauptsächlichsten Anlässe und Mittel des Völkerverkehrs trat hie und da noch ein Moment als Voraussetzung solchen Verkehrs hervor, das, so oft es sich zeigt, einen ganz besonderen Lichtblick für den kulturgeschichtlichen Forscher bildet. Diese besonders begrüßenswerte Voraussetzung geistigen Völkerverkehrs ist die Toleranz. Von deren Auftreten in der menschlichen Geistesgeschichte habe ich mir, gelegentlich wenigstens, die folgenden Spuren notiert.

Gewiß gehört hierher schon die Beobachtung, daß wir die Patriarchen in friedlichem Verkehr mit Vertretern andrer Kulte sehen. Denn, um den einen oder andern Fall herauszuheben, welche anmutende Szene bietet sich in der

---

[1]) Ueber die weitverbreitete Sitte der Totenspeisung kann man viele babylonische, arabische und andre Belege finden in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion kritisch dargestellt“ (1912), S. 68.

[2]) Carl Bezold, Ninive und Babylon (1903 ff.), S. 17 f.

Digitized by Google

Begegnung des von seinem Kriegszuge zurückkehrenden ersten Patriarchen mit Melchisedek, dem „König von Salem und Priester Gottes, des Höchsten", wobei jener nicht bloß die Segnung, sondern auch die Speisung seiner Truppen annimmt und ihm seinerseits einen Tribut von der Beute spendet, die er bei der Befreiung seines neugewonnenen Heimatlandes davongetragen hat. Oder wie friedlich wohnt der heroische Kämpfer für die Idee des Monotheismus in Israel, der Thisbiter Elia, drüben am phönizischen Meeresgestade bei der Witwe in Zarpath, und welcher tolerante Verkehr zwischen dem Propheten Israels und dem damaszenischen Feldherrn Naeman! Sehr bemerkenswert ferner ist aber auch die Duldung, die der Achämenide Cyrus, der Verehrer des Ahuramazda, den andern Kulten in dem von ihm am 12. Oktober 539 eroberten Babylon gewährte. Der keilschriftliche Cyruszylinder hat uns dieses sein Verhalten in bezug auf die babylonische Religion bezeugt, und er muß, obgleich er von einem Babylonier geschrieben wurde, das religiöse Verhalten des Herrschers im wesentlichen richtig darstellen, weil er sonst von den Tatsachen Lügen gestraft worden wäre. In bezug auf die israelitische Religion aber besitzt die Duldsamkeit jenes Perserkönigs ihr Dokument bekanntlich in dem von ihm erlassenen Befreiungsedikt (2. Chron. 36, 23 f.). Denn auch dieses enthält eine Tatsache als seinen Kern, wenn auch dieser in der hebräisch vorliegenden Fassung des Erlasses dem Könige eine unbegründete positive Stellung zu Jahve geben sollte. Weiterhin ist ein neues Schlaglicht auf die Geschichte der Toleranz durch die kürzlich entdeckten Urkunden der jüdischen Gemeinde von Elephantine geworfen worden. Denn da tritt es scharf zutage, daß von seiten der Perser gegenüber dem Jahvekultus wieder Duldung geübt, diese ihm aber von seiten der Aegypter schließlich verweigert wurde. So wird es ausdrücklich in einem Haupttexte dargestellt, indem es heißt: „Bereits in den Tagen der Könige von Aegypten haben unsre Väter jenen Tempel in der Festung Jeb gebaut, und als Kambyses Aegypten betrat, fand er jenen Tempel gebaut vor, aber die Tempel der Götter Aegyptens riß man alle nieder, dagegen in jenem Tempel hat niemand irgend etwas verdorben" (Zeile 13 f.). Erst als Arsâm, der persische Statthalter, einmal (im Jahre 410) zum Sitze der Regierung gereist war, machten die Priester des Stadtgottes von Elephantine (Chnûb = Anubis) ein Komplott, und darauf „drangen sie in jenen Tempel ein und zerstörten ihn bis auf den Boden" (Zeile 5—9).

So war das Licht der Toleranz wieder einmal ausgelöscht worden und damit eine Hauptbedingung für das geistige Zusammenwirken von Menschheitskreisen an jenem Punkte zerstört.

II.

Und worin nun zeigen sich die Wirkungen solchen geistigen Völkerverkehrs? Die hauptsächlichsten von seinen Früchten dürften die folgenden sein:

1. Wenn bei Besprechung dieser Wirkungen nicht von der selbstverständlichen Erweiterung des Horizontes gesprochen werden soll, so wird an die erste

Digitized by Google

Stelle in ihrer Reihe natürlicherweise eine sich anbahnende Bereicherung des Sprachschatzes gesetzt. Denn das ist überall ein fast unwillkürlich einsetzender Prozeß, daß mit dem Uebergang von Waren, wie er durch Import und Export eintrat, oft auch die Bezeichnungen derselben weiter wanderten. Ebenderselbe sprachliche Vorgang vollzog sich selbstverständlich auch oft bei der Kenntnisnahme von fremden Verkehrsmitteln und Waffen, gesellschaftlichen und staatlichen Institutionen, sittlichen und religiösen Anschauungen.

Betreffs dieses Vorgangs erhebt sich nur allerdings oft die schwere Frage, ob in einer Bezeichnung wirklich ein Fremdwort bzw. ein Lehnwort vorliegt, oder ob wir es nicht mit einem Parallelgebilde zu tun haben, das in der verwandten Sprache des betreffenden Landes sich von selbst für einen importierten Begriff gestaltet hat. Diese Frage muß ja oft z. B. auftauchen, wenn es sich um die Einwanderung der babylonischen Kultur auf Länder handelt, die ebenfalls semitischredende Bewohner hatten. Um ein einziges Beispiel zu erwähnen, so haben die Hebräer einen selbständigen Ausdruck für „Kreis" besessen, der kikkar lautete. Wenn sie nun auch den Begriff oder das Gewicht des Talentes von Babylonien her übernommen haben, so darf doch nicht auch der Ausdruck dafür als von dort entlehnt angesehen werden. Das nächstliegende Urteil ist vielmehr, daß die Hebräer ihren Ausdruck für „Kreis" auch zur Bezeichnung des besonders wichtigen Kreises, des Talentes, verwendet haben. An diesem Punkte gibt auch der neueste Bearbeiter dieser speziellen Frage die Unsicherheit der Entlehnung zu.[1]) Aber bei manchen andern Wörtern ist er trotz seines erklärten Gegensatzes zum Panbabylonismus doch noch zu sehr geneigt, das Zuwandern aus Babylonien anzunehmen. Die Möglichkeit von Parallelbildungen, die gerade in der Geschichte des Indogermanischen und Semitischen sich so deutlich zeigt, wird dabei nicht scharf genug ins Auge gefaßt. Sichere Fremd- oder Lehnwörter aus dem Babylonisch-Assyrischen haben wir im Hebräischen hauptsächlich da, wo ihr Auftreten auch zeitlich fixiert werden kann und mit der direktesten Berührung von Assyrien und Babylonien mit Palästina zusammentrifft.[2]) Da tritt z. B. das Wort tartan als Bezeichnung des Oberfeldherrn (Jes. 20, 1 usw.) als Nachahmung des assyrischen Titels turtanu auf.

Uebrigens sind Fremdwörter wirklich in erster Linie als Herolde neuer Gedanken zu würdigen. Wie sehr hat sich dies z. B. bei den Wanderungen der griechischen Philosophie oder des römischen Rechts gezeigt! Deshalb lasse man auch jetzt in bezug auf das Herüber- und Hinüberfluten von Wörtern über Völkergrenzen dem Werden der Dinge ihren natürlichen Lauf! Was bildet eine größere Gefahr für den Fortschritt der Menschheit? Das Eindringen von einigen Fremdwörtern in die heimische Sprache oder ihre künstliche Zurückdämmung, die

---

[1]) Heinr. Zimmern, Akkadische (d. h. babylonisch-assyrische) Fremdwörter als Beweis für babylonischen Kultureinfluß (1915), S. 21.

[2]) Seit zirka 740, dem Beginn der assyrischen Herrschaft über Palästina.

Digitized by Google

auch eine Beeinträchtigung des Völkerverkehrs und eine Einengung des Gesichtskreises zu befördern droht?

2. Eine weitere Wirkung des Zusammenstoßes von Völkern zeigt sich im Sprachenwechsel, und auch dieser ist eine Erscheinung, die, wenn nicht wegen ihrer Häufigkeit, so doch wegen der mit ihr zusammenhängenden bzw. ihr zugeschriebenen Konsequenzen auch gerade in der Gegenwart die vollste Beachtung verdient.

Wie häufig der Eintritt von Sprachenwechsel der Völker auch schon im Altertum gewesen ist, kann schon durch folgende Beispiele hinreichend bewiesen werden. Denn ein Sprachentausch ist zunächst bei den Phöniziern anzunehmen. Denn gemäß ihrer schon oben nach Herodot erwähnten Wegwanderung vom Erythräischen Meere, gemäß ihrer rotfarbigen Darstellung auf den ägyptischen Gemälden und gemäß dem zusammenstimmenden Berichte Justins und der hebräischen Quellen[1]) sind sie vom Südosten her in das Sprachgebiet der Semiten eingetreten und haben sich einen mit dem Hebräischen nicht identischen, aber vielfach ähnlichen Dialekt angeeignet. Viel bekannter ist, daß die Bewohner Palästinas in den letzten Jahrhunderten v. Chr. statt des Hebräischen vielmehr das Aramäische als Volkssprache annahmen, und daß diese nach der mohammedanischen Eroberung Palästinas durch das Arabische verdrängt worden ist. Andre Fälle von solchem Sprachenwechsel sind noch bekannter. Denn wer besänne sich, um nur noch an wenige Tatsachen zu erinnern, nicht von selbst darauf, daß die Langobarden in Oberitalien und die Westgoten in Spanien zum Gebrauche des romanischen Sprachidioms übergegangen sind?

Von besonderem Interesse und geradezu aktueller Wichtigkeit sind nun aber die geistesgeschichtlichen Folgen, die von solchem Sprachenwechsel teils wirklich herbeigeführt worden sind, teils aber ihm nur irrtümlicherweise oder tendenziös angedichtet werden.

Denn selbstverständlich sind Völkern oder Volksteilen mit der andern Sprache auch manche neue Kulturelemente zugeströmt. Denn was bei der Aneignung von Fremdwörtern in kleinerem Maßstabe eintritt, daß mit ihnen zugleich auch fremde Kenntnisse herüberkommen, das findet natürlicherweise bei der Uebernahme einer ganzen Sprache noch in höherem Grade statt. Denn als z. B. die Langobarden in den Gebrauch der lateinischen Sprache hineinwuchsen, haben sie natürlich damit zugleich eine Anzahl von Mitteln der Kulturverfeinerung kennen gelernt. Kann denn aber aus einem Sprachentausche auch eine Hemmung des Kulturfortschrittes sich ergeben? Gewiß, es kann davon gesprochen werden, daß die Masse eines Volkes, das zu einer andern Sprache übergeht, nach einer andern Denkrichtung abgelenkt und dadurch in seinem geraden Fortschritte auf-

[1]) Justinus, Historiae XVIII, 3, 2: „Tyriorum gens condita a Phoenicibus fuit, qui terrae motu vexati, relicto patriae solo, Assyrium stagnum primo, mox mari proximum litus coluerunt"; Gen. 10, 6 ff.; z. B. auch gebilligt von Rich. Lepsius in der Einleitung zu seiner Nubagrammatik (1880), S. XCV ff.; C. P. Tiele, Babylonisch-Assyrische Geschichte (1888), S. 490.

Digitized by Google

gehalten wird. Aber ob dies nicht meistens gerade dem wirklichen Fortschritt dient? So war es doch, als die Goten, deren Interesse für den Krieg so groß war, daß Ulfilas, um es nicht noch mehr zu entfachen, bei seiner Bibelübersetzung die meist von kriegerischen Taten handelnden Bücher der Könige wegließ, mit der Annahme der lateinischen Sprache und Literatur von diesem hochgradigen Kriegsinteresse weg zur Beschäftigung mit der Wissenschaft vom Recht und andern Kulturzweigen angeleitet wurden. Ein wirklicher Stillstand des Kulturfortschrittes kann aber von der Aneignung einer andern Sprache nicht abgeleitet werden.

Indes ist man auf einer gewissen Seite neuerdings geneigt, dem Sprachenwechsel eine Veräußerlichung im Gebrauche der Sprache, eine Vergröberung des Verhältnisses zwischen der Seele des Sprechenden und den gebrauchten Wörtern zuzuschreiben.

Dies trifft aber nicht einmal in bezug auf die behauptete Veräußerlichung zu. Denn bald ist man, wie jeder aus eigner Erfahrung wissen wird, bei dem Gebrauche einer fremden Sprache, ebenso mit dem Geiste und dem Herzen bei der Sache, wie wenn man sie in der eignen Sprache behandelt. Auf jeden Fall darf die Behauptung, daß die Verwendung eines durch Sprachenwechsel eingetauschten Idioms nur eine äußerliche Beziehung des Subjektes zu den Worten zulasse, nicht vollends diese Wendung nehmen. Eine solche eingetauschte Sprache sei nur zum Besprechen von äußerlichen Seiten des Lebens geeignet, aber die innerlichen Seiten an der Kultur und die innigsten Regungen des Seelenlebens zum Ausdruck zu bringen, dazu sei eine solche neue Sprache nicht passend. Diese Behauptung hält vor den geschichtlichen Tatsachen keineswegs stand. Vielmehr kann aus der Wirklichkeit, wie sie z. B. bei der Bewohnerschaft des heutigen Palästina vorliegt, klar das Gegenteil bewiesen werden. Denn sie drückt in der zuletzt eingetauschten neuarabischen Sprache auch die innersten Gefühle und Strebungen des Seelenlebens ebenso aus, wie ein Volk in seiner Muttersprache. Auch für das Liebesgekose zwischen Mutter und Kind und für das Liebesgeflüster zwischen Braut und Bräutigam ist den Palästinensern ihre neue Sprache nicht ungeeignet, nicht zu kalt.[1]) Folglich ist es unbegründet, was neuerdings mehrfach behauptet worden ist, daß z. B. die deutsche Sprache in Grenzdistrikten nicht zur Belehrung über Religion geeignet sei. Wenn es noch eines Gegenbeweises bedürfte, so läge es z. B. darin, daß ja die Kinder im heutigen Palästina ihre arabischen Lieder am Osterfeste oder am Barbarafeste mit einer Gefühlstiefe singen, die nichts zu wünschen übrigläßt.

3. Als eine dritte Frucht des Völkerverkehrs sproßt auf geistesgeschichtlichem Gebiete der Literaturaustausch empor. Aber so naheliegend uns neueren diese Wirkung zu sein scheint, so langsam hat sie sich doch im Altertum angebahnt. Wenigstens muß ich so nach den Beobachtungen urteilen, die sich mir auf meinem eignen Arbeitsgebiete dargeboten haben.

---

[1]) Dies beweisen ja die Literaturprodukte, die von G. Dalman in seinem „Palästinischer Diwan" (1901) gesammelt worden sind.

Digitized by Google

In der althebräischen Literatur zeigt sich allerdings mehr universalistischer Geist, als gemeinhin vorausgesetzt wird. Die Träger der hebräischen Kultur erkannten ja an vielen Stellen ihres Schrifttums auch die Weisheit andrer Völkerschaften an. Oder ertönt nicht ihr Lob z. B. in den Worten: „Ist denn keine Weisheit mehr in der idumäischen Stadt Theman?“ [1]) Auch sind Glieder fremder Nationen mehrfach den Israeliten als Muster hingestellt, wie z. B. der Künstler Hiram aus Tyrus oder die Bewohner von Kittim (d. h. Zypern) oder die Moabiterin Ruth. [2]) Ja, was noch weniger bekannt ist, einzelne fremdländische Literaturprodukte sind in das klassische Schrifttum der Hebräer aufgenommen, wie die Sentenzen des Königs Lemuel, „die ihn seine Mutter lehrte“ (Spr. 31, 1—9). Aber ein ausländisches Buch ist in der althebräischen Literatur nicht zitiert. Auch wo sicher gegen die dualistische Weltanschauung der Perser opponiert wird, wie in dem exilischen Teile des Buches Jesaja (45, 7), wird nicht auf das Buch Avesta hingedeutet und beruht die Kenntnis der fremden Religion nach aller Wahrscheinlichkeit nur auf dem mündlichen Verkehr mit Bekennern derselben.

Auf die also beim althebräischen Schrifttum zu beobachtende Sachlage, daß Literaturwerke andrer Nationen nicht in ihm erwähnt werden, wird nicht etwa ein schlimmes Licht geworfen, wenn man die Beziehung der semitischen Babylonier zur Literatur der Sumerier ins Auge faßt. Nämlich das Schrifttum dieser früheren Bewohner Babyloniens ist ja samt der Buchstabenart, in der es geschrieben war, von den später einrückenden Semiten übernommen worden. [3]) Das war ein besonderer Fall. Er hat sich nur allemal dann ereignet, wenn ein noch primitives Volk sich des Gebietes einer literarisch und künstlerisch überlegenen, aber militärisch schwächeren Nation bemächtigte. Wieder ein eigenartiger Fall der Wanderung von Literaturprodukten begegnet uns in den schon erwähnten Amarnatexten (zirka 1400 v. Chr.), die ja im allgemeinen aus Korrespondenzen zwischen babylonischen Fürsten und Pharaonen und zwischen ägyptischen Statthaltern in Palästina-Syrien und ihrem Oberherrn bestehen. Darin sind nämlich auch zwei babylonische Literaturerzeugnisse enthalten, der Mythus von der Vermählung der Unterweltgöttin Ereschkigal mit dem Kriegsgott Nergal und der Mythus von Adapa. Diese literarischen Produkte Babyloniens sind also mit nach Aegypten geschickt und dort studiert worden, wie sich an gewissen roten Punkten erkennen läßt, die in ihnen angebracht worden sind.

Aber ein gewöhnlicher Fall von Literaturwanderung, der außergewöhnliches Interesse beansprucht, ist durch die in Elephantine gefundenen Texte wieder in das Licht der Geschichte gerückt worden. Denn unter ihnen sind auch Stücke von dem berühmten Achikarroman gefunden worden, der ja von dem weisen Kanzler des assyrischen Königs Sanherib erzählt, der einen Neffen an Kindes

[1]) Jer. 49, 7; Obadja, V. 8; Baruch 3, 23 usw.
[2]) 1. Kön. 7, 14; Jer. 2, 10—13; Ruth 2, 11 f.
[3]) Vgl. z. B. Carl Bezold, Ninive und Babylon (1903 ff.), S. 12 usw.

Digitized by Google

Statt annimmt, durch dessen Verleumdungen um Ehre und Freiheit gebracht wird, dann wieder Anerkennung erlangt und den pietätslosen Neffen mit solchen Vorwürfen maßregelt, daß dieser vor Aerger den Geist aufgab. Von diesem alten „Erziehungsroman" wußte man freilich schon lange, daß er in syrischer, arabischer, äthiopischer, armenischer und andern Uebersetzungen zu vielen Völkern gewandert ist. Aber nun ist kürzlich bekanntgeworden, daß er bereits im fünften Jahrhundert v. Chr. bis nach Südägypten in die jüdische Militärkolonie von Elephantine sich verbreitet hat.[1]) Welch deutliches Beispiel von dem durch Völkerverkehr veranlaßten Gedankenaustausch!

4. In wievielen andern Beziehungen der Völkerverkehr auch schon im Altertum das geistige Leben beeinflußt hat, läßt sich nicht leicht lückenlos darstellen. Denn natürlich wirkte auch das stumme Heranströmen der Landesprodukte eines fremden Volkes und die stille Beobachtung seines eigenartigen Gewerbfleißes, seiner Kunstdenkmäler, seiner Sitten und seines Kultes indirekt auf die Gedankenwelt des Beobachters. Wie manche innere Selbstbehauptung der eignen Anschauungen, aber auch wie manche Selbstkorrektur mußte aus solchem Kontakt hervorblitzen, und wieviel positive Förderung auf der andern Seite sich dabei vollziehen!

So ist es ein breiter Strom geistigen Einflusses, der nachweisbar schon im fernen Altertum aus dem internationalen Verkehr entsprang, und wurde er durch die kriegerischen Zusammenstöße absolut gehemmt? Nein, auch sie förderten die gegenseitige Kenntnis der Völker, lehrten ihre Macht schätzen und ließen beim Anblick fremden Erfindungsgeistes auf militärtechnischem Gebiete das Feuer des eignen kriegerischen Genies zu noch helleren Flammen emporsteigen. Welcher starke Quell der Beruhigung für den Kulturgeschichtsforscher in dieser gegenwärtigen kriegerischen Verwicklung zwischen den Völkern!

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Aus der Franzosenzeit in Belgien

Einer der besten Kenner der Franzosenzeit in Belgien (1794 bis 1814), der französische Historiker L. de Lanzac de Laborie, stellt in seinem auf reichem archivalischen Materiale beruhenden, zur Geschichte der belgischen Frage höchst lehrreichen, zweibändigen Werke (1895) als seinen allgemeinen Eindruck fest, daß nach zwanzig Jahren französischer Herrschaft in Belgien „die Assimilation der Herzen, die moralische Eroberung" nichts weniger als vollkommen gewesen sei. Diesen Widerstand der Belgier gegen die französische Herrschaft könne man jedoch mit einem Hinweise auf ihre nationale Vergangenheit nicht erklären. Denn sie seien ja nicht wie die Polen „Söhne eines ehemals berühmten Vaterlandes" gewesen, hätten

[1]) Vgl. Ed. Meyer, Der Papyrusfund von Elephantine (1912), S. 119 f.

Digitized by Google

vielmehr schon seit Jahrhunderten unter der Fremdherrschaft gestanden und seien 1794 für die Annexion reif gewesen. Und er kommt dann zu dem Schlusse, daß vielmehr Frankreich und Frankreichs Vertreter in Belgien daran schuld gewesen sein müßten, daß das Gefühl des belgischen Volkes die Annexion an Frankreich trotz zwanzigjähriger Gewöhnung nicht gebilligt habe.

Trotz ihrer vielleicht etwas zu scharfen Formulierung treffen diese Sätze durchaus das Richtige. Nur wird man entgegen diesem französischen Urteile nicht gut leugnen können, daß Belgiens nationale Vergangenheit immerhin auch zu den Mächten zu rechnen ist, die sich der „moralischen Eroberung" widersetzen. Gewiß haben die Belgier schon seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, spätestens seit der Abdankung Karls V., den sie noch als einen wirklichen Landesfürsten geachtet haben, zuerst unter spanischer, dann unter österreichischer Fremdherrschaft gestanden. Allein sie sind trotzdem Belgier oder wenigstens sei es Flamen, sei es Wallonen geblieben und haben sich vor allem ihre von der Vorväter Tagen ererbte örtliche Selbständigkeit nicht einmal durch die immer zum Absolutismus und zum Zentralismus neigenden beiden habsburgischen Linien völlig verkümmern lassen. Auch abgesehen von der ersten großen belgischen Revolution, der sog. brabantischen unter Joseph II., sind sowohl unter der spanischen wie unter der österreichischen Herrschaft belgische Aufstände vorgekommen. „Berühmt" war das belgische Vaterland vielleicht nicht, aber ausgezeichnet durch einen lebhaften Sinn für Selbstverwaltung und Selbstbetätigung. Auch dieser ist nun unter französischer Herrschaft nicht mehr auf seine Rechnung gekommen.

Außerdem haben die Franzosen, besonders in der ersten republikanischen Zeit, auch in Belgien gerade eine Tendenz der alten österreichischen Verwaltung mehr oder minder übernommen, die den gut katholischen Belgiern beider Rassen trotz der besonders in den wallonischen Gebieten und auch in den flämischen Städten schon etwas weiter verbreiteten Aufklärungsbewegung ganz besonders verhaßt war, und gegen die sich teilweise schon die brabantische Revolution gerichtet hatte: den kirchenpolitischen Josephinismus, den Kampf gegen die Kirche, und zwar in verschärften, unter der Republik zu kirchenschänderischem Vandalismus ausartenden Formen. Es wäre interessant, über die von den französischen Republikanern in Belgien zerstörten oder ausgeplünderten Kirchen eine Statistik aufzunehmen. Dieser Kampf gegen die Kirche aber, wie ihn in Belgien die Republik, in abgeschwächten Formen aber auch das Kaiserreich, besonders seit 1809, geführt haben, ruft nicht nur die belgische Geistlichkeit mit Einschluß teilweise der wallonischen, sondern auch die belgische Laienwelt, zumal das flämische Landvolk immer wieder gegen die Franzosen in die Schranken und hat die „Assimilation der Herzen" ebenso stark erschwert wie im benachbarten Rheinland. Für die vollendete, oft die brutalsten Methoden nicht verschmähende Unduldsamkeit dieser französischen Libre-Penseurs mit der Beamtenschärpe haben nicht einmal die von der Aufklärung berührten Kreise der belgischen Intelligenz volles Verständnis.

Zudem haben sich die Republikaner während der ersten Jahre dadurch sehr ungünstig in Belgien eingeführt, daß sie das Land nach dem Vorgange der alten französischen Könige einfach als erobertes Land behandelten und nach Kräften aussogen. Die schönen Phrasen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, mit denen auch das Direktorium besonders seit der Fruktidorrevolution im Herbst 1797 nicht sparte, konnten niemand darüber hinwegtäuschen, daß diese namenlose Mißwirtschaft gerade auch der französischen Zivilverwaltung die unter österreichischer Herrschaft in fröhlichem Aufblühen begriffenen belgischen Lande über kurz oder lang an den Rand des wirtschaftlichen Abgrunds bringen mußte. Es ist deshalb kein Wunder, daß die Republikaner, als sie angesichts ihrer militärischen Nöte während des zweiten Koalitionskrieges auch noch die Aushebungslast unleidlich verschärften, in Belgien schließlich einen offenen Aufruhr entfesselten, der mit Waffengewalt niedergeschlagen werden muß. Die belgischen Rebellen haben wie Löwen gekämpft und in einem von vornherein aussichtslosem Kampfe gegen die französische Uebermacht den französischen Troupiers manch blutigen Denkzettel hinterlassen.

Digitized by Google

Erst Bonaparte hat auch in Belgien mit unhaltbaren Zuständen aufgeräumt. Er hat zwar die Konskription noch verschärft, aber gleichwohl auch bei den Belgiern den militärischen Geist zu erwecken verstanden. Wie man umfangreichen Erinnerungswerken belgischer Kriegshistoriker entnimmt, haben die belgischen Regimenter in der großen Armee eine ehrenvolle Rolle gespielt. Napoleon hat auch in Belgien militärische Ueberlieferungen geschaffen, die mit seinem Sturze nicht vollständig zugrunde gegangen sind. Noch der große belgische Festungserbauer Brialmont war der Sohn eines napoleonischen Offiziers.

In der Kirchenpolitik ferner hat Napoleon einen leidlichen Frieden hergestellt. Wenn dieser Friede zwar auch in Belgien gegen das Ende seiner Herrschaft wieder ins Wanken gerät und die Brutalisierung des Papstes durch den Kaiser auch bei den belgischen Gläubigen tiefe Entrüstung hervorruft, unter der noch die napoleonischen Konkordatsbischöfe auch in Belgien zu leiden haben, so sind doch diese Irrungen an innerer Schärfe mit den schweren Zerwürfnissen zwischen Regierung und Volk, wie sie auf diesem Gebiete der republikanischen Zeit das Gepräge geben, nicht mehr zu vergleichen. Bis in die letzten Tage seiner Herrschaft hinein hat der eiserne Wille des Imperators auch die Belgier im allgemeinen in stummer Unterwürfigkeit gehalten.

Auch den Belgiern liebt sich Napoleon, zumal wenn er von Stadt zu Stadt hoheitsvoll und doch leutselig das Land durchzieht, als der segenspendende Friedefürst zu zeigen. Auch in Belgien sind seine Verdienste um Justiz- und Verwaltungsreform allgemein anerkannt und haben bis in die Gegenwart fortgewirkt. Nicht zuletzt hat er sich um die wirtschaftliche Wiederherstellung und Blüte des Landes entschiedene Verdienste erworben. Besonders die belgische Industrie in ihren Hauptzweigen, die Montan- und Metallindustrie nebst der Tuchindustrie der Wallonen und die Baumwollindustrie der Flamen, hat unter Napoleon in erfolgreichem Kampfe gegen die englische Konkurrenz goldene Tage gesehen. In den Kreisen dieser belgischen Fabrikanten herrschen nicht nur Napoleonbegeisterung und Napoleonkult, sondern auch ganz ohne Rücksicht auf die Rassenunterschiede eine freilich stark geschäftlich beeinflußte französische Gesinnung. Und so ließe sich auch sonst noch mancherlei anführen, woraus nun doch geschlossen werden muß, daß den Franzosen trotz allen Widerständen (namentlich auch der schon damals in ihrer Muttersprache bedrohten Flamen) und trotz der Kürze der Zeit in Belgien nicht minder wie im Rheinland nicht nur flüchtige, sondern recht nachhaltige moralische Eroberungen gelungen sind. Zudem blieben französische Justiz- und Verwaltungsordnung auch noch nach dem Sturze Napoleons erhalten.

Und doch hat die so verhängnisvolle Französierung Belgiens, der auch so viele Flamen verfallen sind, erst im weiteren Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts die entscheidenden Fortschritte gemacht. Gewiß vermag sie an die republikanisch-kaiserliche Franzosenherrschaft und natürlich auch an noch ältere Vorbilder anzuknüpfen. Aber als beherrschende Erscheinung im belgischen Kulturleben noch der Gegenwart hat erst die belgische Revolution von 1830/31 den französischen Einfluß heraufgeführt. Schon die doppelte Tatsache ist bis zur Gegenwart in Belgien unvergessen geblieben: daß die Franzosen nicht nur bei der Befreiung Belgiens von der holländischen Herrschaft tätige Hilfe geleistet, sondern auch das befreite Belgien gegen den Oranier mit Erfolg verteidigt haben. Darüber hinaus ist aber die Arbeit der Pénétration Pacifique nie zum Stillstand gekommen. Und daß ihre Wurzeln bis in die alte Franzosenzeit von 1794 bis 1814 vielfältig zurückreichen, ließe sich, unbeschadet aller Ausnahmen und Hemmnisse, an mehr als einem Beispiele nachweisen.

Prof. Dr. J. Hashagen (Bonn).

Digitized by Google

Offensivgeist

Unsre Kriegslasten stehen erst dann im rechten Licht, wenn wir sie in Vergleich setzen mit unsern Kraftquellen und den Lasten der Feinde. Unsre Geldwirtschaft hat den Stürmen des Krieges getrotzt, sie wird auch den künftigen Anforderungen standhalten.

Zwar steht dahin, ob Begeisterung und Opferfreude der ersten Kriegszeit, das trutzige Zusammenstehen aus der Stunde der Gefahr hinüberzuretten seien in die Zeit des Friedens. Aber was zweifellos als Gewinn aus schwerer Heimsuchung uns bewahrt bleiben wird, das ist der geläuterte Ernst der Lebensauffassung, die Arbeitsamkeit und Betriebsamkeit, die gespornte deutsche Erfindungsgabe und Organisationskunst, das deutsche Volksvermögen mit seinen reichen Einkommensquellen, von denen freilich manche neu erschlossen und neu gefaßt werden müssen.

Eine ausreichende Kriegsentschädigung wird uns die Neuordnung der wirtschaftlichen Dinge erleichtern. Mit ihr werden wir reicher, ohne sie ärmer, aber nicht wirtschaftsunfähig sein. Die Aussichten für eine solche Entschädigung steigen natürlicherweise in dem Maße, als wir unsre Ueberlegenheit, unsern Sieg vollständig machen, indem wir zu den militärischen Erfolgen den geldwirtschaftlichen Sieg fügen. Können wir das? Die neue englische Anleihe war als Kraftprobe gedacht; sie schließt, wobei nichts verkleinert werden soll, jedenfalls nicht so ab, daß sich die Hoffnungen jenseits des Kanals auch nur halbwegs erfüllt hätten. Das neue Geld deckt knapp den Bedarf von fünf bis sechs Monaten, die ersehnte Umwandlung der schwebenden kurzfristigen Schulden in eine langfristige Anleihe aber ist so gut wie völlig mißlungen. Und das, obwohl der englische Markt eine Schonzeit von mehr als anderthalb Jahren genossen hatte! Dabei ist England, dessen Schwierigkeiten sich häufen (U-Bootkrieg, Ernährungssorgen, Beeinträchtigung der Einfuhr und der Ausfuhr), eine Hauptstütze der Entente oder sollte sie doch sein. Daß die Stütze brüchig wird, ist um so beachtlicher, als das Zusammenraffen langfristiger Kapitalien im eignen Lande der Bundesgenossen nachgerade auf bedrohliche Schwierigkeiten stößt. Zudem wachsen die Verschuldungen ans Ausland (Amerika übte von Anfang an eine zärtlich wohlwollende Neutralität, während es für uns nur Neutralität-„Ersatz" hatte), und die Kriegsaufwendungen geldlicher Art sind ungefähr doppelt so hoch wie die unsrigen.

Demgemäß ergibt sich beim Abmessen der beiderseitigen Widerstandskraft ein mehrfaches Mißverhältnis zuungunsten der Feinde. Also wird der Sieg auf dem Gebiete der Finanzen unser sein, wenn die Einsicht in die eigne Kraft und die Erkenntnis der feindlichen Lage bei uns daheim jenen hochgemuten Offensivgeist wecken, den Hindenburg kündet: „Das deutsche Volk wird seine Feinde nicht nur mit den Waffen, sondern auch mit dem Gelde schlagen." Und einmal muß da drüben die Erkenntnis aufdämmern, daß ein Weiterkämpfen nur die Opfer — und den deutschen Vorsprung steigert.

Digitized by Google

Literarische Berichte

Geschichte Friedrichs des Zweiten, genannt Friedrich der Große. Von Thomas Carlyle. In sechs Bänden. Deutsche autorisierte Uebersetzung von J. Neuberg. Durchgesehen und eingeleitet von Karl Linnebach. 3. Aufl. 1. Band. Berlin, R. v. Decker. Geh. M. 6.—, in Pappband M. 7.—, in Halbpergament M. 8.—.

Das Lebenswerk Thomas Carlyles, des großen Schotten, war es, Brücken zu schlagen zwischen England und Deutschland, den englischen Geist zu vertiefen, indem er in ihm Verständnis und Ehrfurcht für die Menschheitsleistungen des deutschen Geistes weckte. Soweit dies Lebenswerk überhaupt Erfolg hatte, ist er durch den Weltkrieg auf Jahre, vielleicht auf immer vernichtet. Aber das mindert weder das gewaltige Verdienst des genialen Eiferers noch die Dankesschuld, in der wir Deutsche uns ihm gegenüber fühlen. Und so begrüßen wir es schon als ein Werk der Pietät, als einen schönen Versuch, einen Teil unsrer Dankesschuld abzutragen, daß mitten im Weltkrieg eine neue Ausgabe der Neubergschen Uebersetzung von Carlyles berühmter Biographie Friedrichs des Großen erscheint; wir zweifeln auch nicht, daß diese neue Ausgabe Erfolg haben und weite Verbreitung finden wird. Vielleicht wird mancher nur deshalb zu dem Buche greifen, weil er den in Deutschland seit Kriegsausbruch so oft erwähnten und wieder abgedruckten Brief Carlyles an die „Times“ (vom November 1870) gelesen hat — als das einzige, was er bis dahin von dem Verfasser zu Gesicht bekam; andre werden durch die begeisterte Würdigung, mit der ein so tiefer und feiner Schriftsteller wie Thomas Mann die vorliegende Neuausgabe begrüßt hat, zu ihr hingeleitet werden; keiner aber wird es bereuen, das Buch zur Hand genommen und sich darein vertieft zu haben. — Um seinen Landsleuten einen möglichst weiten Einblick in deutsche Geschichte und Zustände zu verschaffen, greift Carlyle tief in die Vergangenheit zurück; zwei von den fünf Büchern des ersten Bandes behandeln die Geschichte Brandenburgs und der Hohenzollern vom Jahre 928 bis 1713, dem Regierungsbeginn Friedrich Wilhelms I. So kommt es, daß dieser erste Band nur bis zum Jahre 1726 führt, aber trotzdem fühlen wir uns von vornherein medias in res gestellt. Die epische Breite ist immer von unzähligen Glanzlichtern bezeichnender farbenreicher Einzelheiten durchhellt, immer dramatisch belebt durch das ungeheure, cholerisch sich entladende Temperament des Autors und immer erwärmt von verständnisvoller Liebe für deutsche Art, einer in den tiefsten Kern des Menschlichen dringenden Liebe, die sich der deutschen „Barbaren“ nicht schämt, auch wo sie wirklich noch in vielen Dingen Barbaren waren, und die nichts weiß von der giftigen, verleumderischen Antithese „Potsdam—Weimar“; war doch dieser Biograph Friedrichs auch der Herold und Dragoman Goethes für England und hat den deutschen Idealismus in der weltentrückten Gestalt etwa eines Novalis mit derselben Wärme begriffen und seinen Landsleuten begreiflich zu machen versucht, wie er das Genie des politischen Realismus, Bismarck, erkannte und bewunderte. — Wer den heute vorliegenden ersten Band des Carlyleschen Friedrichs-Buches gelesen hat, wird Carlyle lieben und die weiteren Bände, die hoffentlich in rascher Folge erscheinen, mit freudiger Spannung erwarten.

—y—

Die Illustrationsverfahren. Eine vergleichende Behandlung der verschiedenen Reproduktionsarten, ihrer Vorteile, Nachteile und Kosten. Von Otto F. W. Krüger. Mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig. Gebunden M. 12.—.

An guten Lehrbüchern über die einzelnen Illustrationsverfahren ist ebensowenig Mangel wie an umfangreichen Werken, die die Kenntnis vom Wesen der gesamten Reproduktions- und Drucktechnik vermitteln wollen. Für die Graphiker und noch mehr für den Laien fehlte aber bisher ein Werk, das nicht nur die verschiedenen Illustrationsverfahren praktisch erörtert, indem es in klarer, leicht verständlicher Weise die jeweilige Technik schildert, sondern auch die Vorzüge und die Schattenseiten der einzelnen Verfahren ausführlich behandelt. Es fehlte an einer kritischen Behandlung sämtlicher Reproduktionsverfahren, die den einzelnen in den Stand setzt, sich ein Urteil über die Reproduktionsart zu bilden, die er gern verwenden möchte oder die ihm von der Reproduktionsanstalt empfohlen wird. Diesem Mangel hat Krüger, der Direktor der graphischen Abteilungen des Brockhausschen Verlages, abgeholfen, indem er seine reichen Erfahrungen in dem vorliegenden Buche niederlegte. Alles Wissenswerte und Wichtige über die Photographie, die Hoch-, Tief- und Flachdruckverfahren, die Kombinationsverfahren, den Relief- und Prägedruck ist eingehend und unter Beifügung von einem sehr reichen Bildermaterial

Digitized by Google

erläutert und, was sehr wertvoll ist, es sind auch die Vorzüge und Nachteile der einzelnen Verfahren dargelegt. Der Verfasser hat es verstanden, seine Abhandlungen anregend und in allgemein verständlicher Weise zu gestalten, so daß ihm auch ein dem Gegenstande bisher Fernerstehender leicht zu folgen vermag. Auf die illustrative Ausstattung des Buches ist natürlich das größte Gewicht gelegt worden; wir haben hier ein Abbildungsmaterial vor uns, das in gleich sorgfältiger Auswahl und in gleicher Vollzähligkeit noch nirgends geboten wurde und das auch in bezug auf die technische Herstellung der Verlagsbuchhandlung Ehre macht.

Von Sadowa nach Sedan. Von Graf Stephan Tisza. Autorisierte Uebersetzung von Dr. J. Schwartz. Warnsdorf i. B., Ed. Strache. 123 S. M. 3.—.

Es ist zu begrüßen, daß dies Werk des ungarischen Ministerpräsidenten jetzt auch uns zugänglich geworden ist. Erschienen ist es bereits 1912 in ungarischer Sprache in der Budapester Monatsschrift „Beobachter". Ohne neues Material beizubringen und auch ganz ohne den Anspruch, dem Fachmann neue Aufschlüsse zu geben, stellt es einen im höchsten Maße lesenswerten, rein historisch gehaltenen Ueberblick über die unmittelbare Vorgeschichte der Gründung unsers Deutschen Reiches dar. Im allgemeinen wird man seinen Urteilen durchaus beipflichten können; auf die Einwände, die gelegentlich doch zu erheben sind, ist ein näheres Eingehen nicht nötig angesichts der Eigenart des Buches. Denn im Gegensatz zu der historischen Form hat es seinen größten Wert für uns auf rein politischem Gebiet. Es ist das beste Hilfsmittel zum richtigeren Verständnis der Persönlichkeit des Grafen Tisza und seiner eignen Politik. Der Sinn des Buches ist ein rückhaltloses Bekenntnis zu der Bismarckschen Art der Staatsmannschaft. Von stärkstem Interesse ist es, zu sehen, mit welch loderndem Temperament und welch hoher Bewunderung der Mann, in dessen Händen heute die Geschicke Ungarns liegen, sich die Grundsätze der Diplomatie Bismarcks zu eigen macht und sie bei aller Betonung des durch die Veränderung der äußeren Verhältnisse bedingten Wandels doch als die dauernd gültigen aufstellt. An manchen Stellen, so z. B. bei der Besprechung der heute so brennenden Frage der Annexionen, gewinnt die Darstellung die unmittelbarste aktuelle Bedeutung. Jedem, der bemüht ist, die Probleme, die sich vor unsern Staatsmännern erheben, gründlich zu durchdenken, bietet die Betrachtung der damaligen Zeit, wie sie das Buch Tiszas liefert, reiche Anregung und Förderung.

Sehr zu bedauern ist es nur, daß die Form, in der es dem deutschen Leser vorgelegt wird, so gar nicht auf der Höhe steht; die Uebersetzung ist eine ganz ungewöhnlich schlechte. Man fühlt deutlich durch, mit welchem Schwung das Original geschrieben sein muß und wie sehr der deutsche Text dahinter zurückbleibt. Auch spricht es nicht gerade für das historische Verständnis des Uebersetzers, wenn er es für angemessen hält, in seinem kurzen Vorwort den Satz zu bringen, man brauche nur für Napoleon III. Poincaré, für Ollivier Viviani, für den Herzog von Gramont Delcassé und für Leboeuf Millerand zu setzen, „und die Geschichte der Entstehung des Deutsch-Französischen Krieges von 1914 bis 1916 ist geschrieben". W. W.

Goethe-Handbuch. In Verbindung mit H. Bieber, A. v. Bloedau, W. Bode, H. Bräuning-Oktavio u. a. herausgegeben von Dr. Julius Zeitler, 1. Band. Aachen—Glück. J. B. Metzler. Stuttgart. Geh. M. 14.—, geb. M. 16.—.

Als Zweck dieses „Goethe-Handbuchs" wird in der Einleitung zu dem vorliegenden ersten Band bezeichnet: „die Goethesche Welt lexikographisch, in alphabetischer Folge nach Stichworten geordnet darzustellen und das Wissen um Goethe sowie den Stand der gegenwärtigen Goetheforschung ebenso wiederzugeben, wie ein systematisches Bild der gesamten Goetheschen Geistes- und Kulturwelt zu vermitteln". Dies Programm illustriert sich am besten dadurch, daß wir aus dem Inhalt des über 700 Seiten starken ersten Bandes auf gut Glück einige Stichworte herausgreifen (die gesamte Anzahl der Stichworte wird gegen 2500 betragen): Abstammungslehre, Aesthetik, Alter, Amerika, Amtliche Stellung und Tätigkeit, Anna Amalia, Arbeitsweise Goethes, Baukunst, Beethoven, Bibel, Bildende Künste, Börne, Boisserée, Burschenschaft, Byron, Christentum, Christiane, Deutsche Sprache, Dilettantismus, Dom in Köln, Eckermann, Egoismus, Entsagung, Erziehungsroman, Farbenlehre, Faust, Französische Revolution, Frauen, Fremdwörter, Friedrich der Große, Gartenhaus Goethes, Genie, Geschichte, Glück. — Man kann aus diesen Schlagworten schon ersehen, daß das Werk, wenn es erst vollständig vorliegt, dem Goethefreund und -forscher wirklich einen überaus anregenden Ueberblick und praktischen Zugang zu der Welt Goethes, seinem Leben und Dichten, seinem Denken und Handeln, seinen Schicksalen und Umgebungen bieten wird. Es wird eines jener Nachschlagebücher werden, die nicht allein trocken sachliche Auskunft, sondern Ausschnitte lebendigen Lebens geben; und auch wer sich manche Einzelheiten anders wünschen möchte (z. B. genauere Stellenangabe für wichtige, oft ziemlich entlegene Zitate) oder von dem einen oder andern Beitrag nicht voll befriedigt ist,

Digitized by Google

wird immer wieder zu diesem Goethe-Handbuch greifen und greifen müssen, sei es, um sich über bestimmte Einzelheiten zu unterrichten, sei es, um sich einmal wieder ganz im allgemeinen den ungeheuren Reichtum, die unerschöpfliche Daseinsfülle der Goetheschen Welt anschaulich vor Augen zu bringen. Unter den 36 Mitarbeitern des „Handbuchs" befinden sich viele bewährte und klangvolle Namen der Goetheforschung, so daß wir von vornherein mit vollem Vertrauen an dies in gewissem Sinne monumental zu nennende Werk herantreten. ss.

Der Weltkrieg in der Karikatur. Von Ed. Fuchs. Erster Band: Bis zum Vorabend des Weltkrieges. Mit 333 Textillustrationen u. 47 Beilagen. München, Verlag von Albert Langen. Gebunden M. 22.50.

Für Eduard Fuchs, der bereits die beiden hervorragenden Werke „Die Karikatur der europäischen Völker vom Altertum bis zur Neuzeit" und „Die Frau in der Karikatur" herausgegeben hat, lag es nahe, auch die Karikatur des Weltkrieges zu schreiben. „Die satirische Resonanz, die der Weltkrieg in der internationalen Karikatur gefunden hat," sagt der Verfasser, „stellt eines der wertvollsten Hilfsmittel dar, die Tiefe der allgemeinen Leidenschaften während dieser bedeutsamen geschichtlichen Epoche zu ermessen und, was noch wichtiger ist, sowohl den Umfang der Klarheit als auch den der Unklarheit zu erkennen, der in den Köpfen über das Wesen und die unerbittlichen Notwendigkeiten dieser Umwälzung vorhanden sind. Denn noch immer ist die Karikatur die untrüglichste Offenbarungsform der Massenpsyche, weil in ihr auch deren Untergründe sichtbare Gestalt annehmen." Der erste Band des großangelegten Werkes, dessen zweiter Band natürlich erst nach dem Kriege geschrieben werden kann, liegt jetzt vor, er behandelt die Karikatur während des „Kampfes um die Weltherrschaft 1430–1815", „Vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden" und das „Zeitalter des Imperialismus". Daß wir von Eduard Fuchs, der das Gebiet ja geradezu souverän beherrscht, nur ein reifes und wertvolles Buch erwarten konnten, stand ja von vornherein fest und braucht nicht erst betont zu werden. Wir haben es hier mit einem Werke zu tun, das einen hohen geschichtlichen Wert hat. Die Ausstattung des Buches ist mustergültig. H.

Die .·. Brüder im Weltkrieg. Von Dr. jur. Heinz Brauweiler. Köln, Bachem. (90 S.). M. 1.75.

Vom fraglichen Anteil der Freimaurerei in Frankreich und Italien am Ausbruch des gegenwärtigen Krieges hat man wohl die und jene einzelne Bemerkung in den Zeitungen gefunden. Daher ist es interessant, über diesen Gegenstand eine zusammenhängende Untersuchung zu lesen. In dem vorliegenden Buche wird namentlich eingehend nachgewiesen, wie die italienischen Freimaurer von jeher gegen Oesterreich gewühlt und die irredentistische Bewegung auf das eifrigste geschürt haben (S. 20 ff.). Einer weitgehenden Aufmerksamkeit darf dieses Buch also sicher sein. Ed. König.

Der Dichter Dornenwege. Eine einseitige Literaturgeschichte von Wilhelm Ruland. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler. 148 S. M. 2.— (3.—).

Wie schlecht es vielen Dichtern im Leben ergangen ist, erzählt der Verfasser in lebhaft teilnehmender Darstellung, indem er die Geschichte der Weltliteratur vom Altertum bis auf unsre Tage durchwandert. Er behauptet, „jedweden Schein von Gelehrsamkeit vermeiden" zu wollen, und seine Schrift „lehnt es dankend ab, literarhistorisch gewertet zu werden". Eine wissenschaftliche Prüfung würde in der Tat manches zurechtzurücken haben und vor allem fordern, daß in dem Buch, damit es sich über den Standpunkt einer an sich ganz lesenswerten Anekdotensammlung erhebe, die Frage gestellt und möglichst beantwortet werde, welche Beziehungen denn zwischen den Dornenwegen und dem Schaffen der Dichter bestehen.
H. Brömse.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Ideelle Bestrebungen und Wirklichkeitssinn in Krieg und Politik

Von

Generalleutnant Freiherrn v. Freytag-Loringhoven,
Dr. h. c. der Universität Berlin

Die nunmehr bald drei Jahre schwer ringenden Völker Europas mußten sich von den seltsamen ideologischen Kundgebungen des Präsidenten Wilson eigentümlich berührt fühlen. Uns Deutsche stieß nicht nur die weltferne und europafremde Art in diesen Auslassungen ab, sondern vor allem, daß sie von dem Leiter eines Staats kamen, über dessen mittelbare Teilnahme am Kriege auf seiten unsrer Gegner wir uns längst im klaren befanden. Wer draußen seine Mannschaft unter amerikanischer Munition zusammenschmelzen sah, dem drängte sich handgreiflich die Ueberzeugung auf, daß der Krieg längst sein Ende gefunden hätte, wenn unsre Gegner nicht von Nordamerika so reichlich mit Kriegsbedarf versehen worden wären. Wie der einzelne Mensch nicht selten auffallende Widersprüche in sich vereinigt, so auch die Völker. Im amerikanischen Charakter liegt in einer uns unverständlichen Weise ausgesprochener Geschäftssinn neben Hang zur Sentimentalität. Darum fehlt dem sonst so praktischen Amerikaner in Fragen der auswärtigen Politik der gesunde Wirklichkeitssinn.

Daß dieser indessen auch bei uns nicht allzuhäufig anzutreffen ist, lehrte die Art der anfänglich im Verborgenen, dann in der Oeffentlichkeit sich breit machenden Erörterungen über die Kriegsziele. Der gesunde Sinn des Volkes in seiner Masse versteht es nicht, warum gerade wir, die Angegriffenen und mit dem Untergange Bedrohten, nach gewaltigen Erfolgen durch Verzichtleistungen zu einem beschleunigten Friedensschluß beitragen sollten. Vor allem das Heer begreift solche Anwandlungen nicht. Dieses ist durch den langen Krieg mehr oder weniger zum Berufsheer geworden. Aehnliches zeigte sich bereits bei den Armeen der französischen Republik, die schon Anlagen zum Prätorianertum besaßen, als in Gestalt Napoleons ein neuer Cäsar an ihre Spitze trat. Ist auch unter dem deutschen Kaisertum im deutschen Volksheere kein Boden für die Entwicklung solchen Prätorianertums, so hat sich doch auch hier gemeinsam vergossenes Blut als ein wunderbar fester Kitt erwiesen. Nicht etwa nur die Führer sind es, die da fordern, daß der Friede und die

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

weitere Entwicklung, die er anbahnt, den Errungenschaften unsrer Waffen als Lohn aller Anstrengungen und durchlebten Gefahren entsprechen müsse, sondern das Heer als solches, der beste und kräftigste Teil unsers Volkes. Mit dieser Stimmung werden wir auch nach geschlossenem Frieden zu rechnen haben. Man gebe sich darüber keiner Täuschung hin: Selbstvertrauen und Wirklichkeitssinn haben sich in unserm Volke unter dem feindlichen Trommelfeuer, in der Seeschlacht, auf kühnen Kreuzer- und Unterseebootfahrten merklich gesteigert. Für Ideologien ist da kein Verständnis. Die heimkehrenden Feldgrauen werden denjenigen sicherlich geringe Aufmerksamkeit schenken, die ihnen von Völkerverbrüderung reden. An ihrer freien männlichen Kriegerpersönlichkeit wird weltfremde Stuben- und Parteigelehrsamkeit abprallen. Die Art der besten unsrer Kämpfer wird sich gleich weit entfernt halten von jenem unzeitigen Großtun, das sich in unserm Volke vor dem Kriege so vielfach breitmachte und wesentlich dazu beitrug, uns im Auslande unbeliebt zu machen, und jenem unerträglichen Selbstbewußtsein, jener heuchlerischen Selbstgerechtigkeit, die der Engländer überall zur Schau trägt. Eine Steigerung des deutschen Menschen wird sich erkennen lassen, das hoffen wir bestimmt.

Bei dem Streit um die Kriegsziele, so sehr er politischen Wirklichkeitssinn bei zahlreichen Deutschen vermissen ließ, darf allerdings das eine nicht außer acht gelassen werden, daß es unsrer Politik schwer möglich war, von Anbeginn bestimmte Kriegsziele ins Auge zu fassen, und daß infolgedessen vielfach ein Gefühl der Unsicherheit im Volke entstand. Man vergaß, daß nach einem Worte Moltkes[1]) „die Politik sich vorbehalten muß, im Verlauf des Krieges ihre Ansprüche zu steigern, oder aber (je nach dem militärisch Erreichten) sich mit einem minderen Erfolge zu begnügen hat". Für unsre Gegner als die Angreifer war das Ziel, die Vernichtung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, von Anbeginn gegeben, für uns, die wir gemeinsam mit unsern Verbündeten einen Verteidigungskrieg führten, konnte es zunächst nur in erfolgreicher, wenn auch im Westen angriffsweiser Abwehr bestehen und sich erst allmählich nach Maßgabe der militärischen Erfolge steigern. Auf diese Weise ist das ideelle Moment, das für uns in der Verteidigung lag, vielfach überschätzt und als Richtschnur für Kriegspolitik im allgemeinen hingestellt worden. So berechtigt und wertvoll das ideelle Momen im Kriege ist, so darf es doch nicht allein maßgebend sein, auch ist es solche niemals gewesen.

Ideelle Beweggründe gaben den Antrieb zu den Religionskriegen, so grausa sie auch geführt wurden, aber selbst in ihnen waren reine Absichten keineswegs vorherrschend. Treitschke nennt das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges ein solches „harter Staatsräson, da jeder Nachbar den Nachbarn als Feind beargwöhnte".[2]) Die katholische Gegenformation diente unter klerikalem Antrieb doch in erster Linie dynastischen Interessen, vor allem der Ausdehnung der Macht des

[1]) Mil. Werke II.[2]. Aufsatz vom Jahre 1871 „Ueber Strategie".

[2]) Ausgewählte Schriften I, S. 171. „Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit."

Digitized by Google

Hauses Habsburg. Von protestantischer Seite wird Gustav Adolf mit Recht als Retter in höchster Not gepriesen, und ohne Zweifel war es ihm um die evangelische Sache zu tun. Ranke sagt von ihm, der evangelische Glaube sei für ihn alles gewesen. „Er stritt für das Bestehen des Protestantismus mit vollem Herzen. Er hatte denselben zum Prinzip seiner Heerführung gemacht; er selbst gehörte ihm mit freudigem und sicherem Bekenntnis an.“ [1]) Anderseits betont Treitschke nicht minder zutreffend, daß Gustav Adolf unwandelbar an dem Gedanken seines skandinavischen Großreichs und an dessen Vergrößerung durch die deutschen Küstenländer festgehalten habe. Er kommt zu dem Ergebnis, daß „ein gnädiges Geschick den Retter des Protestantismus hinweggerufen habe, gerade in dem Augenblick, da er der Feind unsers nationalen Staatswesens werden mußte“.

Es wäre kleinlich, wollte man darüber mit dem Schwedenkönige rechten, daß er nicht lediglich aus idealen Gründen, aus religiösen Antrieben gehandelt habe. Es hieße das die Macht der Tatsachen im geschichtlichen Leben verkennen, die Rolle, die dem Helden als Vollstrecker einer Idee zufällt. Losgelöst von der Wirklichkeit, wird die Idee zum bloßen Phantom nach Art pazifistischer Schwärmereien. Solche Ideale erzeugen Schwäche, nicht aber Kraft, wie wir sie in einem Gustav Adolf bewundern. Läßt sich doch Ideelles und Wirkliches in diesem Leben überhaupt nicht trennen. Eine solche Vorstellung blieb der neuesten Zeit vorbehalten. Frühere Geschlechter dachten viel zu einheitlich, als daß sie auf ähnliches hätten verfallen können. Darum sind wir keineswegs berechtigt, uns über sie erhaben zu dünken, wie denn Jakob Burckhardt [2]) treffend bemerkt: „Die Argumentationen mit Bestechlichkeit, Liederlichkeit und besonders mit Gewalttätigkeit der vergangenen Zeiten oder bei den Barbaren mit Grausamkeit, Treulosigkeit usw. sind irrig. Man beurteilt eben alles nach demjenigen Grad der äußeren Lebenssekurität, ohne die wir nicht mehr existieren können, und verurteilt die Vergangenheit daraufhin, daß diese Lebenslust in ihr nicht existierte, während sich doch auch jetzt, sobald die Sekurität, z. B. im Kriege, suspendiert ist, alle Greuel melden.“ Wer wollte dem Baseler Professor nach dem, was uns der jetzige Krieg gebracht hat, nicht beistimmen?

Darum ist das Verdienst unendlich größer, in dieser Welt, die, wie sie der Mensch nun einmal gestaltet hat, keineswegs die beste aller Welten ist, tatenfroh und doch in reinem Streben zu wirken, als Theorien über die Verbesserung der Welt nachzuhängen. Der Zauber, den insbesondere wahrhaft bedeutende Soldatennaturen auf uns ausüben, liegt eben darin, daß sie inmitten des rauhen Kriegshandwerks sich selber treu blieben, in der Vereinigung von Feldherrngröße und edlem Menschentum, die wir an ihnen gewahren. Nur „moralisierende Nüchternheit“, um mit Treitschke [3]) zu sprechen, kann das bestreiten, und leider ist sie

---

[1]) Wallenstein, 4. Aufl., S. 183.

[2]) Weltgeschichtliche Betrachtungen, S. 65.

[3]) Historische und politische Aufsätze II, „Das deutsche Ordensland Preußen“.

Digitized by Google

herrschend in unserm Geschichtsunterricht. Man denke nur an das Schlagwort vom „finsteren Mittelalter", das Scheffel im ersten Kapitel seines Ekkehard so hübsch verspottet.

Gestalten wie Prinz Eugen von Savoyen, Friedrich der Große, die Helden der Befreiungskriege, Radetzky, Lee, Moltke gehören zu den vollkommensten Vertretern der Menschheit. Darum liegt auch ihrem Handeln im Kriege bei Aufwendung höchster Energie jede Brutalität fern. Aufstieg der Staaten, lebenfördernde Kraft nach innen und außen ist niemals dort zu finden gewesen, wo Abkehr von den Bedingungen bestand, die das wirkliche Leben vorschreibt.

Friedrich der Große war ganz Realpolitiker, für Ideologien hatte er kein Verständnis. Das auf ihn folgende Geschlecht dachte freilich anders. Die von Preußen 1799 und 1805 befolgte Politik hat sich denn auch schwer gerächt. Schon 1799 hätte der Staat Friedrichs des Großen nimmermehr abseits stehen dürfen, wo die Wogen eines großen Völkerringens seine Grenzen umbrandeten. Ueber die schiefe Stellung, in die Preußen dadurch geriet, daß es den entschlossenen Willen zur Macht nicht besaß, sagt Sybel:[1]) „Preußen blieb inmitten des zwei Weltteile umfassenden Brandes untätig, nach dem persönlichen Willen des Königs, gegen den lebhaften Wunsch der Minister. Der Beschluß entsprang aus völlig reinen Beweggründen . . . Gewiß ist die Gesinnung eines Königs zu loben, der nicht Waffenruhm für sich, sondern den Segen des Friedens für sein Volk ersehnt. Aber auch das ist königlich, die Freude des Augenblicks für die Sicherheit der Zukunft dahinzugeben und nach der Einsicht des hohen Amtes das Opfer des täglichen Behagens für das bleibende Wohl des Ganzen dem Bürger aufzuerlegen. Und so ward hier die Entschließung des Königs im höchsten Grade verhängnisvoll. Sie war schlimmer als der so viel bescholtene Abschluß des Baslers Friedens."

Als man sich dann im Dezember 1805 in Berlin nicht dazu aufzuraffen vermochte, den demütigenden Vertrag von Schönbrunn abzulehnen und damit einen unvergleichlichen Augenblick versäumte, entscheidend in das Schicksal Europas einzugreifen, war diese Empfindung in Preußen und überhaupt in Norddeutschland keineswegs allgemein. Zwar die Armee trauerte, „in der Masse des Volks aber," so schreibt Feldmarschall Freiherr von der Goltz,[2]) „sowohl wie in den Kreisen der Gebildeten pries man die Weisheit, die den Krieg noch einmal zu vermeiden gewußt hatte, und glaubte, darin den Triumph diplomatischer Geschicklichkeit zu erkennen." Die Zeitungen gaben unverhohlen der Freude Ausdruck, daß der Friede erhalten geblieben war. Dieses philisterhafte Geschlecht lebte in der selbstgefälligen Täuschung, daß die bloße Mobilmachung der preußischen Armee Napoleon in seine Schranken gewiesen habe. Kein Wunder, philosophierte man doch damals in Deutschland mit Vorliebe über die Abschaffung der stehenden Heere und über die Möglichkeit und baldige Herbei-

[1]) Geschichte der Revolutionszeit IX.
[2]) Von Roßbach bis Jena und Auerstedt.

Digitized by Google

führung einer Zeit des ewigen Friedens. „Noch nie war eine Epoche im Zusammenhange aller Umstände mehr geeignet, dieses große, die Menschheit beglückende Projekt zu realisieren als die jetzige," schrieben die „Berlinischen Nachrichten" ein halbes Jahr vor Ulm und Trafalgar. Feldmarschall Freiherr von der Goltz bemerkt hierzu,[1]) daß uns solches in jenen Tagen unaufhörlicher Kriegsgefahr in Deutschland wie ein Märchen klinge. Nicht anders wird es ein künftiges Geschlecht anmuten, daß vor dem jetzigen Weltkriege und all der verhaltenen Feindschaft gegen uns, die sich in ihm offenbarte, die Apostel des Weltfriedens in Deutschland von manchen Seiten überhaupt Beachtung finden konnten. Wie jetzt der Weltkrieg, so hat damals Napoleon mit harter Hand die selbstgefälligen Gebilde weltfremder Philosophie zerstört.

Zwar ist erst jüngst von Hans Delbrück[2]) wieder darauf hingewiesen worden, daß wir uns von den legendarischen Uebertreibungen freimachen sollten, denen zufolge wir in Napoleon nur eine „Eroberungsbestie" zu sehen hätten, aber doch gleichzeitig betont, daß sein hochmütiger Despotismus nicht nur England, sondern auch die Festlandsmächte hätte reizen müssen. Daß er zeitweilig, und zwar nicht nur nach dem Frieden von Amiens, eine Friedenspolitik hat treiben wollen, ist gewiß. Es geht das nicht nur aus seinen Handlungen, sondern auch aus seinen Aeußerungen hervor. Nur war es eben eine Friedenspolitik auf seine Art, denn, wie auch Delbrück sagt, fuhr er fort, die Hegemonie, die Frankreich durch die Revolutionskriege gewonnen hatte, auch im Frieden rücksichtslos geltend zu machen und auszubeuten. In diesem Genius lag scheinbar Unversöhnliches hart nebeneinander. In dem Tatmenschen, der über die Ideologen auf der Welt nichts als Spott hat, macht sich zugleich frühzeitig eine starke dichterische Einbildungskraft geltend. Sie ist nach Taine[3]) sogar der am meisten hervorstechende Zug in seiner Begabung. Das fortwährende Planen ins Grenzenlose hat bei ihm der Nüchternheit, deren ein Staatsmann und Heerführer bedarf, jedenfalls späterhin Eintrag getan und nicht zum wenigsten seinen Sturz herbeiführen helfen. Die Kraft und das Unvermögen, seine Einbildungskraft der Wirklichkeit anzupassen, steigerten sich mehr und mehr. Er zerstörte vielfach selber die Gebilde, die seine dichterische Phantasie soeben erst geschaffen hatte, und sein unersättlicher Ehrgeiz erscheint in diesem Sinne als eine mittelbare Folge seiner schrankenlosen Phantasie.

Dieser Ehrgeiz gewann, sobald sein Haupt die Kaiserkrone trug, etwas Cäsarenhaftes, und, wie ihm die Geschichte stets nur Nahrung für seine Phantasie gewesen war, verquickte er altrömische Vorstellungen mit falsch verstandenen mittelalterlichen. Er träumte sich in die Rolle Karls des Großen hinein und vergab Reiche als Lehen. Dabei wurde von ihm übersehen, daß zur Karolingerzeit die Nationalitäten als solche noch kaum zum Bewußtsein erwacht waren,

[1]) A. a. O.

[2]) Das Beispiel Napoleons. Preußische Jahrbücher, März 1917.

[3]) Les origines de la France contemporaine. Le régime moderne I.

Digitized by Google

während er historisch gewordene Gebilde vorfand, die schon Jahrhunderte überdauert hatten. Nur ein Imperator echt jakobinischer Schule vermochte den Wahn zu hegen, an deren Stelle willkürlich die Schöpfungen seiner Eintagsstaaten setzen zu können. Unter der Einwirkung solcher Vorstellungen aber mußte seine Politik immer mehr den Boden der Wirklichkeit verlieren, und dadurch auch notgedrungen seine Kriegführung leiden. Sein sonst so untrüglicher Blick verlor den Maßstab für das Mögliche. Der große Sohn der Revolution konnte seinen Ursprung nicht verleugnen. Gleich den heutigen Befürwortern unbegrenzter Volksfreiheit fehlte ihm jede Achtung vor dem geschichtlich Gewordenen und damit das Gleichmaß und die Abgeklärtheit, die solche verleiht. Nicht anders als bei den Lenkern der heutigen, uns feindlichen großen Demokratien trübte ihm der Tyrannenwahn den politischen Scharfblick, gleich ihnen bediente er sich der Phrase und der Lüge, bis er sich in deren Netzen selbst mehr und mehr verfing.

Daß die großen, uns feindlichen Demokratien sich an einer Scheinfreiheit genügen lassen und eine plutokratische Regierung über sich dulden, liefert den Beweis, daß keine Staatsform an sich imstande ist, Angriffsabsichten völlig zu unterdrücken. Selbst wenn es gelänge, das Kapital seines Einflusses zu berauben, bliebe die Volksmasse doch immer dem Willen Einzelner untertan. Es sei auf den Artikel „Geistige Ursachen des Weltkrieges" von Professor von der Pfordten im Aprilheft dieser Zeitschrift hingewiesen. Dort wird der überzeugende Nachweis geführt, daß stets einzelne Persönlichkeiten in letzter Linie die Schuld an kriegerischen Verwicklungen zuzuschreiben war, wobei die größere oder geringere Zahl dieser Männer an sich gleichgültig ist. So wird es auch in Zukunft bleiben. Darum soll man die Versuche, die Kriege durch internationale Abmachungen einzuschränken, nicht von der Hand weisen, sich aber von solchen nicht mehr versprechen, als sie zu leisten imstande sind, will man sich nicht vom Boden der Wirklichkeit entfernen.

Wie wenig die heutige Zeit der Volksheere die Gefahr kriegerischer Verwicklungen aus der Welt zu schaffen imstande ist, hat ebenfalls der Weltkrieg erkennen lassen. Die der Suggestion in hohem Maße zugängliche Volkspsyche läßt an sich nicht einen erdachten Maßstab legen, sie spottet der Ideologie in gutem wie in schlimmem Sinne. Für uns Deutsche ergibt sich daraus die Lehre, unsre bisher geübte Rechtlichkeit den Fremden gegenüber weiter aufrecht zu erhalten, nicht aber, ihnen nachzulaufen und nach ihrem Beifall zu geizen. Wir müssen endlich das Streben nach moralischen Eroberungen aufgeben und erkennen, daß in der Politik Dankbarkeit, sog. schöne Gesten, die Bezeigung von Ritterlichkeit gegen die brutale Macht der Tatsachen nichts vermögen. Stolz auf die Gewalt des deutschen Schwertes wollen wir aus diesem Kriege hervorgehen und uns diesen Stolz bewahren.

Digitized by Google

Rußlands militärisches Ende?

Von

General der Infanterie a. D. Freiherrn v. Woinovich

Kann man überhaupt davon sprechen? Gewiß nicht in dem Sinne, als ob der russische Koloß bereits niedergeworfen und für alle Zeiten unschädlich gemacht worden wäre, aber immerhin davon, daß seine Gefahr für Westeuropa endlich richtig erkannt und auf ihren wahren Umfang zurückgeführt wurde.

Ein Reich von über 150 Millionen Einwohnern wird niemals aufhören, durch das Gewicht seiner Bevölkerungsziffer allein auf Europa zu drücken. Zehn oder mehr Millionen Waffenfähiger im Osten werden stets, ob Republik oder Monarchie, für Mitteleuropa und dessen Schicksal in Betracht kommen. Darauf kommt es jedoch bei unsrer Betrachtung weniger an, denn wenn wir gegenwärtig von einem militärischen Ende Rußlands sprechen, so verstehen wir darunter weniger die Abnahme der physischen Gefahr, die bisher von Rußland zu drohen schien, als die dauernde Entlastung von dem Alpdrucke, den Rußlands immense Wehrmacht bisher auf Westeuropa ausübte.

Allerdings wurde diese Gefahr seit jeher überschätzt. Allein zu dieser Erkenntnis sind wir doch erst durch die Ereignisse der jüngsten Zeit gelangt, wenngleich wir sie auch früher unschwer richtiger einzuschätzen imstande gewesen wären. Bei mehr Vertiefung und Eingehen in die Psyche des russischen Volkes und in alle russischen Verhältnisse überhaupt, denn bei größerer Rücksichtnahme auf die Geschichte dieses Volkes im speziellen und jene der Slawen im allgemeinen, wäre es niemals dazu gekommen, daß Europa so lange derart unter dem Banne dieser doch nur asiatischen Volksmassen gestanden wäre, als es volle anderthalb Jahrhunderte tatsächlich der Fall gewesen.

Die geschichtliche Erfahrung lehrt uns schon, daß Rußland trotz seiner immensen Volkszahl noch niemals einen großen Krieg *allein* glücklich ausgefochten hat. Seine Rolle in den Befreiungskriegen 1812 und 1813/14 war doch nur jene des Menschenreservoirs. 1828/29 und 1877/78 waren die Machtverhältnisse der Kämpfenden zu ungleich, und selbst damals waren die Erfolge Rußlands gering und schwer erkauft. Im Krimkrieg und im Russisch-Japanischen Kriege manifestierte sich die ganze *innere* Schwäche des Reiches derart, daß schon nach ersterem das Gleichnis vom „Koloß mit den tönernen Füßen" aufkommen konnte. Diese auffallenden Erscheinungen legen es nahe, zu untersuchen, ob deren Ursachen nicht vielleicht in Eigenschaften des russischen Volkes, Staates und Heeres liegen, mit denen mehr oder weniger auch in Zukunft gerechnet werden muß. Diese Untersuchung muß sich deshalb auf *alle* Verhältnisse des russischen Volkes und Staates erstrecken, da die militärische Bedeutung des Reiches doch in inniger Relation zu denselben steht, indem sie ja nur deren Produkt darstellt.

Digitized by Google

Wenn jemals, so war Rußland speziell im gegenwärtigen Kriege dazu prädestiniert, seine zahlenmäßige Ueberlegenheit militärisch zur Geltung zu bringen. Wir kennen zwar noch nicht vollständig genau die Stärke der Streitkräfte, die es gegen die Zentralmächte schon bei Beginn des Krieges in Bewegung zu setzen vermochte, doch ist die Annahme berechtigt, daß sie sich wie 2:1 verhielt — Rußland hatte also den Sieg, militärisch beurteilt, fast in der Tasche. Was sehen wir statt dessen? Binnen Jahresfrist waren alle großen Offensivversuche der Russen nach Ostpreußen, Schlesien, Westgalizien, Ungarn gescheitert, Polen, Wolhynien, Litauen und fast alle festen Plätze des Kriegsschauplatzes erobert und die russischen Streitkräfte fast bis an die Grenzen Altrußlands zurückgedrängt.

Man kann hierfür weder die mangelnde Tapferkeit seiner Krieger noch die mindere Eignung seiner Generale verantwortlich machen, die Ursache muß anderswo gesucht werden; denn weder an Hingebung und Opfermut, noch an Führung hat es den Russen im allgemeinen in dem Maße gefehlt, daß es so kommen mußte.

Die Ursachen des Versagens der russischen Armee sind daher nicht an der Oberfläche, sondern tiefer zu suchen. Tatsächlich ist das auch der Fall. Der Hauptsache nach liegen sie in der Inferiorität des slawischen, und zwar speziell des russischen Volkes gegenüber den Völkern Westeuropas, insbesondere gegenüber jenen der germanischen Rasse. Damit soll den Russen durchaus nicht nahegetreten werden — aber die Rassen sind sich eben nicht vollkommen gleichwertig. Der Russe hat gewiß seine guten Eigenschaften, wie der Slawe überhaupt, jene der westeuropäischen Völker überwiegen jedoch. Die Geschichte hat dies übrigens schon dargetan; fast überall, wo Slawen auf Germanen stießen, im friedlichen und kriegerischen Verkehr miteinander wetteiferten, hat sich die Ueberlegenheit der letzteren in jeder Hinsicht erwiesen.

Die Rassen sind eben nicht gleichwertig. Es gibt mindere, gute und bessere. Die romanische Rasse ist gewiß gut; jahrhundertelanges Ringen auf allen Gebieten hat jedoch die Superiorität der germanischen Völker gezeigt. In noch höherem Grade gilt dies im Wettbewerb zwischen Slawen, speziell Russen, und Mitteleuropa.

Zur Begründung dieser Behauptung müssen die Charaktereigenschaften, der Gang der Kulturentwicklung und die geschichtliche Vergangenheit der Slawen im allgemeinen und der Russen im besonderen einer Betrachtung unterzogen werden.

Die charakteristischen Eigenschaften der Russen sind: Schwerblütigkeit, mangelnder Tätigkeitstrieb, Fatalismus, Unaufrichtigkeit, Vorwalten der Phantasie und Selbstüberschätzung. Während die Südslawen, wahrscheinlich infolge ihrer Berührung mit okzidentaler Kultur, lebhafteren Geistes sind, manifestiert sich bei den Russen die jahrhundertelange innige Berührung mit den Völkern des Orients, mit denen sie schon von Haus manches gemeinsam hatten, noch besonders durch eine gewisse geistige Passivität und körperliche Trägheit, sowie bei aller ihrer

Digitized by Google

sonstigen Gutmütigkeit durch eine Hinneigung zur Grausamkeit. Das russische Volk ist gewiß nicht bildungsunfähig, neigt jedoch mehr zu kontemplativem und passivem als zu aktivem Verhalten und besitzt großen Hang zur Indolenz.

Religion, innige, jahrhundertelange Berührung mit Byzantinern, Tataren, Mongolen, orientalische Regierungsformen und -maximen haben dazu beigetragen, wie bei allen geknechteten Völkern, die Selbständigkeit wie Germanen oder Ungarn nicht gekannt, einen Bodensatz von Falschheit und Unaufrichtigkeit — die Waffen unfreier Völker — zurückzulassen. Zur gedeihlichen Entwicklung des Volkscharakters fehlten den Russen die welterschütternden Bewegungen der Kreuzzüge, die individualisierenden Einflüsse der Feudalzeit, des Rittertums und die Kämpfe der Reformation. Das russische Volk war im Begriffe, wie seinerzeit das byzantinische oder noch früher das chinesische, in seinem Fortschritte zu erstarren. Daraus riß es zwar Peter der Große, jedoch allerdings verhältnismäßig spät, denn das ganze Mittelalter mangelt ihm noch heute mit seinen großen christlich-germanischen Traditionen über Treue, Glauben und wahre Moralbegriffe.

Als Beweis hierfür mag die Geschichte des russischen Volkes seit Peter dem Großen dienen. Eine beständige Folge von Regentenmorden, Aufständen des Volkes, Emeuten des Adels und des Heeres, Satrapen- und Günstlingswirtschaft wie im alten Orient usw. Hierbei fällt besonders auf der Mangel an Treue — Vasallentreue ist gänzlich unbekannt —, der sich speziell in den oberen Schichten der Gesellschaft stets aussprach. Die Günstlinge der Zaren zum Beispiel, von diesen mit Gnaden überschüttet, waren es meistens, die sich gegen ihre Wohltäter verschworen und sie oft in heimtückischer Weise ermordeten oder gegen sie rebellierten; selbst das geheiligte Band der Natur ward mißachtet, wie z. B. durch Alexander I., der dem Morde seines Vaters nicht ferne stand.

Der Bildungsgang, den das russische Volk seit seiner Emanzipation durch Peter den Großen mitmachte, trug durchaus nicht bei, das moralische Niveau desselben zu heben. Waren *vor* Peter dem Großen noch gewisse, wenn auch veraltete Schranken einer patriarchalischen Moral vorhanden, so wurden diese durch die plötzliche und gewaltsame Beseitigung der altrussischen Zustände vollständig entfernt und an ihre Stelle das *Nichts* gesetzt. Denn die Bildung des Aufklärungszeitalters des achtzehnten Jahrhunderts verwirrte nur die russischen Geister, die an solche Kost nicht gewohnt waren, und machte einem schrankenlosen Egoismus, besonders der gebildeteren Klassen, Platz. Dieser griff langsam auf das Volk über, insbesondere infolge des Beispieles einer überaus zahlreichen Beamtenschaft, die nur die Aeußerlichkeiten der Kultur angenommen hatte, im übrigen aber gesinnungslos war und nur dem Hange nach Genuß und Reichtum lebte. Amtsmißbrauch und Bestechung wurden allgemein; der Staat wurde als Melkkuh für den einzelnen betrachtet. Gewiß sind ähnliche Erscheinungen auch manchen Völkern des Westens nicht gänzlich fremd, doch blieben sie dort immerhin nur sporadisch, während sie in Rußland am Mark und an der Moral des Volkes nagten. Was aber das einschneidendste für den Staat

Digitized by Google

war — während die Wehrmacht der Westmächte von derlei Erscheinungen im großen und ganzen verschont blieb, ist es schon lange bekannt, daß Angehörige der russischen Armee ihre Stellung dazu mißbrauchen, um sich zu bereichern, und daß die allgemeine Korruption in das Offizierkorps eingedrungen ist und den gleichen Moralbegriffen huldigt wie die Intelligenz, was natürlich nicht verfehlen konnte, auf die großen Massen und damit auf die Armee verheerend einzuwirken.

Die papstähnliche Stellung der russischen Herrscher an der Spitze der russischen Kirche trug auch dazu bei, die so wünschenswerte Erhabenheit der Religion in den Augen des Volkes, besonders in denen der Intelligenz sinken zu lassen. Der „heilige Synod", die vom Zaren ernannte oberste kirchliche Behörde, war keineswegs, selbst in ihren dogmatischen Entscheidungen, unabhängig. Er besetzte die höchsten kirchlichen Würden mit Kreaturen des Zaren oder der Regierung, die stets Werkzeuge in deren Händen blieben. So konnte es nicht fehlen, daß die derart nach weltlichen Gesichtspunkten geleitete Kirche bald an Einfluß auf die Gläubigen einbüßte. Tatsächlich sank nirgends die Kirche in höherem Maße zum Werkzeug der weltlichen Regierung herab wie in Rußland, wo sich infolgedessen die gebildeteren Klassen nach und nach ihr ganz entfremdeten, ihr den Rücken kehrten und sich dem Nihilismus ergaben. Die zarische Kirche schien demnach bald nur mehr über die dumpfe und stumpfe Menge der Bauern und des Volkes Einfluß zu besitzen, wie dies noch bis vor kurzem geglaubt wurde. Die Ereignisse der letzten Zeit weisen jedoch darauf hin, daß auch in dieser Sphäre die Autorität des Zar-Papstes und des Klerus auf gänzlich vermorschten Tragsäulen ruhe. Mit diesem Zusammenbruch und mit dem Versagen der Armee ihrem obersten Kriegsherrn gegenüber stürzte die scheinbar unerschütterliche Macht des russischen Selbstherrschertums wie ein Kartenhaus in sich selbst zusammen.

Wie dies bei der Armee im besonderen gekommen sein mag, soll im folgenden erörtert werden.

Die russische Armee war äußeren Feinden gegenüber stets tapfer, tüchtig und opfermütig. Auch in diesem Kriege blieb sie es. Ihre Masse war allerdings niemals im Bewußtsein einer heiligen Sache in den Kampf gezogen, wie etwa gegenwärtig jene der Zentralmächte. Ihr genügte der Wille des Zaren, um sich in den Tod treiben zu lassen, das „Weshalb" blieb ihr gleichgültig. Der Zar schien doppelte Gewalt über die Massen zu haben: als oberster Kriegsherr und als Oberhaupt der rechtgläubigen Kirche — also gewissermaßen „schrankenlos". Fast unbemerkt für Außenstehende schwand jedoch mit der Zeit die Macht des Zaren sowohl als kirchliche als auch als militärische Autorität dahin.

Diese schwindende Autorität des Zaren als des kirchlichen Oberhauptes Rußlands und die Verringerung des Einflusses der Religion auf die Massen schufen hauptsächlich den Boden, auf dem das Versagen des Heeres möglich werden konnte. Natürlich trugen noch eine Anzahl andrer Umstände dazu bei. So die Persönlichkeiten der letzten Zaren — eine so mächtige wie weiland Nikolaus I. hätte gewiß den Zusammenbruch trotz allem zu verhindern

Digitized by Google

gewußt —, das verhältnismäßig geringe Ansehen, das die Armee und ihre Führer im Lande und in der russischen Gesellschaft genossen (Martynow), der letzte unglückliche Japanisch-Russische Krieg, das militärische Mißgeschick der Jahre 1915 und 1916, endlich der Mangel jedes militärischen und dynastischen Gefühls, ohne welche wenigstens wir Angehörige der Zentralmächte uns ein richtiges, festgefügtes Heer gar nicht zu denken vermögen das allen äußeren und inneren Stürmen trotzt und das in der Hand des Staatsoberhauptes unter allen Umständen ein verläßliches Werkzeug bleiben soll. Wie anders war es doch 1848 in Preußen und Oesterreich als gegenwärtig in Rußland. Da blieben trotz allen Stürmen die Heere verläßlich, und es fanden sich treue und kraftvolle Männer, die das Steuer des Staatsschiffes ergriffen und es in den sicheren Hafen lenkten, wie es Windisch-Grätz, Radetzky und Jelacic taten. Diese Tugend, d. h. jene nimmer wankende Treue des Heeres und der Führer desselben, scheint der russischen Armee vollkommen zu fehlen oder wenigstens nicht im erforderlichen Maße vorhanden zu sein. Wie benahmen sich beispielsweise Männer wie Alexejew, Brussilow, Rußki usw. dem Zaren gegenüber, dem sie wohl alles verdanken. Bei ihnen ist wohl keine Spur von Vasallentreue geschweige denn von Ritterlichkeit und soldatischen Tugenden zu finden. So war es eben in Rußland seit jeher, unter Paul I. und selbst unter Peter dem Großen, dessen Lieblingstruppen, die Preobraschenskischen Garden, sogar gegen ihn meuterten. Was galt also im russischen Heere seit jeher der Treuschwur, den es seinem Kriegsherrn leistete? Wie ganz anders dürfte es ähnlichenfalls wohl in den Heeren der Zentralmächte beschaffen sein! Es scheint den Völkern slawischer Rasse, insbesondere den Russen und hauptsächlich ihrer Armee, von Haus aus jenes moralische Empfinden und das Verständnis für Treu und Glauben abzugehen, die doch die Grundpfeiler aller Staaten bilden und die die westlichen Völker im allgemeinen, die germanische Rasse aber im besonderen, in so hohem Grade stets beseelten. Wer erinnert sich nicht, der es je gesehen, jenes Monumentes von Thorwaldsen in Luzern, einen Löwen darstellend, der die Erinnerung an jene Schweizergarden verewigt, die ihre Soldatentreue einem fremden Herrscher gegenüber, an den sie nur durch den Treueid gebunden waren, bis zum Tode hielten? Das Gefühl hierfür scheint offenbar den Russen von der Natur versagt worden zu sein, wie ihre geschichtliche Vergangenheit, die eine fast ununterbrochene Folge von Verschwörungen, Regentenmorden u. dgl. darstellt, erweist.

Wenn wir dies alles in Betracht ziehen, so können wir allerdings noch immer nicht die Möglichkeit als ausgeschlossen betrachten, daß der russische Staat und mit ihm dessen Heer in Zukunft wieder zu größerer Bedeutung gelangen, wohl aber vermögen wir für die allernächste Zeit, wahrscheinlich auch für die Dauer des gegenwärtigen Krieges, von einem militärischen Ende Rußlands insofern zu sprechen, als sich ein gründlicher Wandel in den inneren Verhältnissen Rußlands und somit auch seines Heeres, wenn überhaupt, erst zu einem viel späteren Zeitpunkte fühlbar machen könnte.

Digitized by Google

Englands Niedergang

Von

John L. Stoddard

Wir stehen den großen Ereignissen, welche täglich die ganze Welt erdbebenartig erschüttern, zu nahe, um ihre mächtige Tragweite ganz zu erfassen. Gestern fiel ein mächtiges Königreich, heute dankt der Zar aller Russen ab, morgen vielleicht erklärt Amerika den Krieg, so wickelt sich vor unsern wachen Blicken und sogar über Nacht Geschichte ab. Häufig wecken uns Nachrichten, welche vor einem Jahrzehnt uns unglaublich erschienen wären. Wir erleben politische und soziale Umwälzungen, deren Ausgang Jahrhunderte hindurch die Rassenkultur beeinflussen wird; und was auf all dieses Blutvergießen und alle Verwüstung folgen wird, kann möglicherweise noch mehr Ueberraschung bringen als die heutigen Greuel. Augenscheinlich richten wir die Bühne für einen neuen Akt in dem großen Drama her, das die Menschheit auf diesem Planeten spielt — ein Trauerspiel, dessen Verwicklung wir bisher nicht begreifen können. Wenn in den kommenden Jahren irgendein zweiter Gibbon die grausenerregenden Ereignisse erzählen wird, die wir jetzt durchleben, wird er sie (denke und hoffe ich) unter dem Titel: „Verfall und Ende des britischen Reiches" schildern. Denn dies scheint der wesentliche Kern des riesenhaften Ringens zu sein. Andre Ergebnisse sind allerdings mit hineinverschlungen, wie z. B. das Emporkommen der teutonischen Völker, die Wiederherstellung der Ordnung nach der Anarchie auf dem Balkan, das Verschwinden Frankreichs aus der Zahl der Großmächte, die Umwandlung der moskowitischen Tyrannenwirtschaft in eine Verfassungsregierung; aber die bedeutsamste Wirkung dieser verheerenden Umwälzung wird die Auflösung des Riesenreiches sein, das so lange die Meere allmächtig beherrscht, die besten Teile der Erdkugel an sich gerissen und die ganze Welt sich untertänig gemacht hat.

Dieser Sturz ist allerdings nichts Neues in den Jahrbüchern der Geschichte. Im Gegenteil, aus dem Studium der Vergangenheit mußte man gerade ihn voraus erschließen. Während der Jahrhunderte, die verflossen sind, seit der Mensch zuerst seine Berichte auf die Ziegeltafeln Mesopotamiens schrieb, sind Herrscherhäuser, Königreiche und Kaiserreiche erstanden und gefallen in fast rhythmischer Regelmäßigkeit. Babylonien, Assyrien, Persien, Griechenland, Karthago, Rom, das arabische Kalifat und das weit ausgedehnte Spanien sind nur einige in der langen traurigen Reihe der Reiche, welche eins nach dem andern in ein Nichts versunken sind. Auch die Regierungen und die Völker haben gleich den Pflanzen Geburt, Wachstum, Aufblühen und höchste Blüteentfaltung, denen ein Hinwelken und das Absterben folgt. Einige der Städte, wie Babylon, Ninive, Troja, Tyrus, Sidon und Karthago, sind zu unfruchtbaren Schutthaufen zusammengefallen, und selbst diejenigen, aus deren Trümmern ein spärliches Leben hervor-

Digitized by Google

keimt, sind, mit ihrer früheren Pracht verglichen, tatsächlich tot. Der Samen ihrer Lebenskraft kann auf einen andern Boden wohl übertragen werden, aber einmal verwüstete Felder tragen nie wieder reiche Ernte wie früher. Der ganze Umkreis des Mittelländischen Meeres, was zeigt er andres als die Bestätigung dieser Wahrheit?

„Rising, falling, waxing, waning,
Men and nations come and go:
Reaching glory, then declining,
As the ebb succeeds the flow.

Nor is ground, once lost, recovered;
Greece and Rome are not replaced;
All the sites of pagan learning
Still lie desolate and waste."

Als das mächtige Rom zusammenbrach, zuckte die ganze von ihm einst beherrschte Welt noch jahrelang unter den heftigen darauffolgenden Schwankungen. Heute sinkt ein noch größeres Reich als das der Cäsaren auch beständig tiefer und tiefer. Es wird nicht plötzlich niederstürzen wie eine riesige Eiche, welcher der Holzfäller die Axt an die Wurzel gelegt hat, sondern eher langsam zusammenbrechen, wie ein riesenhaftes ehernes Standbild, dessen Sockel zerbröckelt. Trotzdem ist seine Macht immer noch so groß und reich an Gold, Schiffen, Kolonien und an dem wenig erklärbaren Etwas, „Ansehen" genannt, daß viele seinen Fall für unmöglich halten. Darum ertragen sie teils aus Furcht, teils aus Hoffnung auf Lohn seine Anmaßung und gehorchen seinen Befehlen. Aber wird die Welt es einst wanken sehen, dann werden über den ganzen Erdball Jauchzen und Jubel und der Ruf: „Genug mit Albion!" ertönen. Denn Britannien ist in seinen Eroberungen brutal und rücksichtslos gegen diejenigen vorgegangen, die ihm Widerstand zu leisten wagten. Bei seiner Beurteilung dürfen wir uns durch Freundschafts- und Achtungsgefühle gegen englische Einzelpersonen nicht irreleiten lassen. Mancher Engländer billigt politisch Handlungen, die er als Privatmann verabscheuen würde. Dasselbe offenbart sich auch in dem Ausdruck seiner Gefühle. „Was halten Sie von der Königin Viktoria?" fragte einmal ein Ausländer einen britischen Untertanen. „Fragen Sie mich als Menschen oder als Engländer?" war die Antwort. „Als Menschen." „Als Mensch," erwiderte der Brite, „ist meine Meinung, daß sie eine dumme alte Frau ist; aber als Engländer betrachte ich sie als unsre edle Königin."

Bei unparteiischer Betrachtung der englischen Geschichte bis auf die Gegenwart entsetzen wir uns über die Menge der darin zutage tretenden Scheinheiligkeit und Grausamkeit. — Aushungerung und Verwendung von Wilden sind schon lange Englands bevorzugte Waffen, ja man kann die Aushungerung sogar Großbritanniens Spezialität nennen. Die vielen Millionen (ich gebrauche diesen Ausdruck mit Wohlbedacht), welche durch seine strafbare Nachlässigkeit oder verbrecherische Absicht vor Hunger gestorben sind, bilden eine zahllose Menge Opfer, deren Geist zu Gott um Rache schreit. In Irland,

Digitized by Google

das bei geeigneter Bebauung leicht eine Bevölkerung von 10 Millionen ernähren könnte, sind jetzt nicht viel mehr als vier Millionen, von denen viele halb dem Hungertode verfallen sind. Dieses Elend erreichte seinen höchsten Gipfel besonders in zwei herzbrechenden Hungersnöten von 1740 und 1848. Bei der ersten schätzt man, daß die Todesfälle die erschreckende Höhe von 400000 in einer Bevölkerung erreichten, die damals nur 1500000 zählte. Ein Augenzeuge jener Ereignisse schrieb in einer „Irlands Stöhnen" betitelten Flugschrift folgendermaßen: „Bei meiner Rückkehr nach diesem Lande vorigen Sommer (1740) fand ich es als den Schauplatz des jammervollsten Elends, von dem ich je gelesen hatte. Not und Elend standen auf jedem Gesicht geschrieben, die Landstraßen waren mit Sterbenden und Leichen bedeckt. Viele wurden nur auf den Feldern und in den Gräben beerdigt, in denen sie starben." Die Hungersnot von 1848 ist einer der verdammenswertesten Schandflecken der Geschichte Englands, weil Todesfälle damals gar nicht hätten eintreten dürfen.

Während der drei Hungerjahre, die mit dem 5. Januar 1849 endeten, wurden von den verhungernden Leuten an Steuern an Großbritannien mehr als 13000000 Pfund Sterling gezahlt! In derselben Zeit betrug die Ausfuhr nach England als Mietstribut der im Auslande lebenden Gutsherren ungefähr 600000 Stück Rindvieh, 839000 Hammel, beinahe 700000 Schweine, 240000 Zentner Weizenmehl und 3659000 Zentner Hafer und Mehl!!

Hungers Sterben ist etwas Schreckliches sogar für ein Einzelwesen, aber wenn Hunderte und Tausende vor Hunger sterben, ist es ein Volksunheil. Und wenn diese Tausende inmitten der Nahrungsmittel sterben, die ihre eigne Arbeit zutage gefördert hat, die aber nichtsdestoweniger von ihnen weg verschifft werden oder zu deren Ankauf sie nicht das nötige Geld haben, dann ist die Regierung, die diesen Zustand veranlaßt hat oder ihn nicht hebt, des schwärzesten Verbrechen schuldig. Ueber diese furchtbaren Geschehnisse, die vor nur neunundsechzig Jahren sich abspielten, berichtet Mr. Sullivan folgendes: „Oft blieb ich stehen und mußte Zeuge von den Vorgängen sein, aber die Tränen verdunkelten mir den Blick, und ich erstickte fast vor Leid und Gram. Es war herzzerreißend, man hätte den Verstand darüber verlieren können. Bald reichten Särge und Leichentücher nicht mehr aus. Täglich legte sich irgendein armes Geschöpf auf der Straße oder auf dem Fußwege nieder wie zum Schlafe und war bald darauf starr und steif. In unserm Bezirk war es eine alltägliche Erscheinung, daß am frühen Morgen beim Oeffnen der Haustür der Leichnam eines armen Opfers daran angelehnt gefunden wurde. Wir pflegten zwei Männer anzustellen, die täglich mit Wagen und Pferd die Toten auffammelten. Auf dem Felde und an den Grabenrändern lagen die Opfer, so wie sie hingefallen waren."

Vieles könnte zu diesen grausigen Berichten hinzugefügt werden, wenn man die Vertreibung unzähliger irischer Familien aus ihren Heimstätten und die zwangsmäßige Auswanderung von Millionen irischer Untertanen beschreiben wollte. Es mag genügen, folgendes aus dem Werk des Statistikers Mr. Mulhall:

Digitized by Google

„Fünfzig Jahre Nationalen Fortschrittes“ anzuführen: Die jetzige Regierung (Königin Viktorias) ist seit Elisabeths Zeit die unglückseligste gewesen, wie man aus der folgenden Statistik ersieht:

Am Hungertode starben	1 225 000
Aus Haus und Hof vertrieben . .	3 668 000
Ausgewandert sind	4 186 000

Die Bevölkerungszahl Irlands ist von 8 500 000 im Jahre 1846 auf 4 370 000 in 1911 gefallen! Kein andres Land in Europa oder anderwärts hat solche Austilgung im großen Stile erlitten. Die Auswanderung ist seit 1837 auf 84 Prozent der jetzigen Bevölkerung gestiegen!

Der berühmte Theologe Sidney Smith schrieb folgendes: „In dem Augenblicke, wo Irland erwähnt wird, verlieren die englischen Politiker den gesunden Menschenverstand und verfahren mit tyrannischer Grausamkeit und blödsinnigem Dünkel.“ Ferner sagte Gladstone: „Ich kenne in der Geschichte kein schwärzeres und schmutzigeres Geschäft als die Einverleibung Irlands durch England.“ Sir Roger Casement erklärt: „Während der letzten hundert Jahre sind wohl 2 000 000 Irländer in die englischen Flotten und Heere aus einem absichtlich seiner Nahrung beraubten Lande eingestellt worden. Fast alles, was Irland hervorbringt oder verbraucht, darf nur über England hinausgehen oder hereinkommen, und zwar unter Zollzahlung an den englischen Handel!... Seine vierzig Häfen, die schönsten im ganzen Westeuropa, liegen leer und arbeitslos. Mit mehr als 1000 Meilen Seekante nach Westen und mit dem Seeverkehr zwischen Europa und Amerika ist Irland unter Englands Druck zu einer ökonomischen Knechtschaft erniedrigt worden, wie es eine zweite in der ganzen Kulturwelt nicht gibt!“

Dennoch sind die durch Aushungerung unter den irischen Untertanen Großbritanniens verübten Greuel der Zahl nach unbedeutend, wenn man sie mit den Ergebnissen der Hungersnöte in **Britisch-Indien** vergleicht. Die „Indian National Party“ hat vor kurzem eine schön gedruckte Flugschrift von 68 Seiten unter dem Titel „Britische Herrschaft in Indien“ herausgegeben. Sie enthält Zitate aus den Reden und Schriften von über siebzig hervorragenden britischen Untertanen, und das so aus den eignen Angaben der Briten gesammelte Beweismaterial ergibt ein niederschmetterndes, verdammendes Urteil über die Raubgier, Selbstsucht und Härte englischer Politik. Es wirkt um so nachdrücklicher, wenn wir erwägen, daß die Engländer, deren Worte angeführt werden, zu den berühmtesten Staatsmännern, Rednern und Schriftstellern gehören, die Großbritannien in den letzten 150 Jahren hervorgebracht hat. Dazu zählen Männer wie Lord Lytton, Lord Mayo, Lord Salisbury, Lord Macaulay, Sir Edwin Arnold, Edmund Burke, Sheridan, John Bright, Lord Teignmouth, Bischof Heber, William Digby, Frederic Harrison, Sir Walter Strickland, John Stuart Mill, Archibald Colqhoun, Keir Hardie und Meredith Townsend. Die Aeußerungen dieser und andrer von Entsetzen erfüllter Engländer werden in diesem

Digitized by Google

Flugblatt in 173 kurzen markigen Auszügen von zwei bis zwanzig Zeilen wiedergegeben. Jeder, der das wahre Wesen der englischen Herrschaft in Indien kennen lernen will, sollte jene aufmerksam lesen und sich hinein vertiefen. Unterziehen wir einige unsrer Prüfung!

„Der Verlust an Menschenleben durch Kriege beträgt in der ganzen Welt in 107 Jahren (1793—1900) 5 Millionen, während der Verlust an Menschenleben durch Hungersnöte in Indien sich in 10 Jahren (1891—1900) auf 19 Millionen beläuft!" (William Digby in „Prosperous British India".)

„Die britische Regierung in Indien ist die Gewaltherrschaft einer Reihe von Königen, deren Herrscherzeit aus klimatischen Gründen sich auf 5 Jahre beschränkt." (Marquis of Salisbury.)

„Die Inder sind von allen Ehren, Würden und Aemtern ausgeschlossen, die der gewöhnlichste Mann in England übernehmen würde." (Hon. T. J. Shore.)

„Jede von einem Engländer übernommene Rupie bleibt für immer für Indien verloren." (Edmund Burke.)

„Die Wahrheit ist, daß die indische Gesellschaft, als Ganzes genommen, unter unsrer Herrschaft furchtbar verarmt ist, und daß sich dieser Vorgang jetzt mit reißend wachsender Schnelligkeit vollzieht." (Horace Hyndman: „The Bankruptcy of India".)

„Die Tatsache, daß am Ende einer zweihundertjährigen Beherrschung des Handels und einer mehr als zehnjährigen unumschränkten politischen Herrschaft wir einer so unbeschreiblichen Armut des Volkes und Hungersnöten über Hungersnöten von solcher Schwere und Größe gegenüberstehen, daß die Welt vor Entsetzen starrt, scheint widerspruchslos zu beweisen, daß in allen diesen Jahren England nicht das Wohl Indiens zu seinem Hauptziele genommen, sondern Indiens Wohlfahrt seiner eignen Bereicherung untergeordnet hat." (Rev. J. T. Sunderland, 1900.)

„90 Prozent männliche und 99 Prozent weibliche Personen in Indien sind Analphabeten." (J. Ramsay Macdonald.)

„Für die Bezirksvorstände sind die Inder nur ebensoviele Samenkörner, aus denen in einer Oelmühle das Oel ausgepreßt werden soll." (Keir Hardie in „India, Impressions and Suggestions".)

„Die Steuereinschätzungskommission der Regierung überläßt dem Landbauer nicht soviel Lebensmittel, daß er sich und seine Familie ein ganzes Jahr erhalten kann." (Sir William Hunter, 1879.)

„Für mich ist Ceylon die Insel des Elends; wenn ich daran denke, schäme ich mich, Engländer zu sein." (Sir Walter Strickland.)

„Unter unsrer Herrschaft fliegt das Volk dem Untergang entgegen." (T. G. Pedder in „Official Report".)

„Ich bin vollkommen überzeugt, daß die Hungersnöte in Indien unter unsrer aufgeklärten, allumfassenden Herrschaft die unmittelbare Folge unsrer nachlässigen Herrscher sind, die nicht das Richtige zu rechter Zeit und auf die rechte Art tun." (William Digby in „Prosperous British India".)

Digitized by Google

„Wir haben alles Mögliche getan, um die jämmerlichen Geschöpfe noch mehr verarmen zu lassen, die der grausamen Selbstsucht des englischen Handels unterworfen sind." (Montgomery Martin in „History of India".)

Diesen von Engländern getanen Aussprüchen seien noch einige Angaben des ehemaligen Staatssekretärs der Vereinigten Staaten, Hon. William J. Bryan, aus einer Flugschrift hinzugefügt, die er nach seinem Aufenthalt in Indien im Jahre 1906 veröffentlichte. Es muß bemerkt werden, daß die Verbreitung dieser Schrift in Indien von der britischen Regierung verboten wurde, und man sagt, daß heute die Ausführung derselben aus Amerika von den amerikanischen Behörden verboten ist. Ihre deutsche Ausgabe ist von Karl Curtius, Berlin, verlegt. Unter anderm schreibt Mr. Bryan:

„Die Regierung von Indien ist so unverantwortlich und selbstherrlich, wie die russische Regierung es je gewesen ist, und in zwei Punkten ist sie schlimmer. Erstens weil sie von Fremden ausgeübt wird, während die russischen Beamten doch Russen sind. Zweitens weil das System einen großen Teil der eingehenden Steuern aus dem Lande herausnimmt, während die russische Regierung die Gelder, die sie vom Volke eingesammelt hat, im Lande verbraucht ... Das indische Volk zahlt Steuern, aber es hat keinerlei Stimme in bezug auf ihre Höhe oder ihre Verwendung. Es zahlt der Regierung nahezu 225 000 000 Dollar (900 Mill. Mark) im Jahre, und hiervon werden nahezu 100 000 000 Dollar (400 Mill. Mark) für ein Heer ausgegeben, in dem Inder nicht Offiziere werden können ... Sir Henry Cotton weist nach, daß das Sparguthaben in den englischen Banken im Durchschnitt 100 Dollars (400 Mark) auf den Kopf der Bevölkerung ausmacht, während es in Indien 50 Cent (2 Mark) beträgt. Wie kann man aber von Indern ein fettes Bankguthaben erwarten, wenn das durchschnittliche Jahreseinkommen 10 Dollar (40 Mark) ist? ... Die „Home Charges", wie sie genannt werden (in England zu zahlende Unkosten der indischen Verwaltung), nehmen ungefähr ein Drittel der gesamten Einkünfte in Anspruch. Nahezu 100 000 000 Dollar (400 Mill. Mark) gehen jedes Jahr von Indien nach England; mehr als 15 000 000 Dollar (60 Mill. Mark) werden den europäischen Beamten der Zivilverwaltung bezahlt. Welches Volk könnte einen solchen Abfluß ertragen, ohne allmählich zu verarmen? ... Die Unwissenheit des indischen Volkes ist eine Schande für das stolze Land, welches anderthalb Jahrhunderte hindurch das Schicksal jenes Volkes in Händen gehabt hat. Der Herausgeber der „Indischen Welt", einer in Kalkutta erscheinenden Zeitschrift, sagt in seiner Ausgabe vom letzten Februar: „Wenn Indien für freiheitliche Einrichtungen noch nicht reif geworden ist, so ist es sicherlich nicht seine Schuld. Wenn Indien nach 150 Jahren englischer Herrschaft noch da steht, wo es im Mittelalter stand, welch traurigen Kommentar bedeutet dies zu den zivilisatorischen Einflüssen dieser Herrschaft." ... Während der Engländer sich gerühmt hat, den Lebenden den Frieden zu bringen, hat er Millionen zum Frieden des Grabes geleitet; während er die Ordnung hervorhebt, die er geschaffen hat unter streitenden Völkerschaften, hat er das Land durch legalisierte Plünderung ausgesogen.

Digitized by Google

Plünderung ist ein hartes Wort, aber kein Drehen und Deuteln kann das gegenwärtige System seiner Schändlichkeit entkleiden."

Wenn wir uns jetzt der Behandlung der **Buren in Südafrika** durch die Engländer zuwenden, führt uns eine neue Seite einen Geiz, eine Grausamkeit und Gemeinheit vor, die in den Jahrbüchern der kultivierten Welt unübertroffen dastehen. Der britische Krieg in Südafrika 1901 wurde fast einstimmig verurteilt, und sogar Tausende von Engländern hatten für ihn nur Worte der Mißbilligung. Die Beweggründe für denselben waren fast ganz dieselben wie die, welche Großbritannien veranlaßten, in den heutigen europäischen Krieg einzugreifen. In Südafrika kämpfte England, um den Bergwerksbesitzern und Spekulanten zu helfen, welche die dortigen Gold- und Diamantenlager ausbeuteten. Heute kämpft es, natürlich unter Beihilfe aller jener, deren es habhaft werden kann, um seinen gewaltigen Handelsrivalen niederzuwerfen. Die Welt kennt die englische Art der Kriegführung in Transvaal recht gut; wenn aber etwa die jetzigen, Europa überflutenden Wogen der Schrecken jene grausigen Vorkommnisse in Vergessenheit getaucht haben sollten, so ist es vielleicht nützlich, einige wenige Tatsachen daraus ans Tageslicht zu fördern.

Die begabte afrikanische Schriftstellerin Olive Schreiner schrieb: „Hunderte von englischen Südafrikanern, welche, wie ich, nicht einen Tropfen holländischen Blutes in den Adern haben, fühlen tief die Schande und die Jämmerlichkeit unsrer Lage. Nur weil wir Engländer sind, haben wir uns bemüht, von dem Haupte unseres Landes die Verantwortlichkeit des schrecklichsten, ungeheuerlichsten Verbrechens, das seine Geschichte befleckt, abzuwenden — aber vergebens." Der folgende Bericht über die Brandschatzung von Dullstroom wurde vom Leutnant Morrison von der kanadischen Artillerie geschrieben und in der „London Truth" veröffentlicht: „Wir drangen von Tal zu Tal, Rinder und Schafe wegführend, brennend, plündernd, Frauen und Kinder austreibend oder sie weinend und verzweifelt auf den Ruinen ihrer einst so schönen Landsitze zurücklassend ... Es war ein tieftrauriges Bild, die kleinen Heimstätten brennen, die Rosensträucher oben in den schönen Gärten verwelken und die leidvollen Gruppen von heimatlosen und unglücklichen Frauen und Kindern im jammervollsten, verzweifeltsten Elend unter den rauchenden Ruinen weinen zu sehen, während wir fortritten."

Winston Churchill, der frühere Marineminister, schrieb damals als Kriegsberichterstatter der „Morning Post": „Es gibt nur ein Mittel, den Widerstand der Buren zu brechen, und zwar die denkbar härteste Unterdrückung. Mit andern Worten, wir müssen die Alten töten, damit die Kinder uns fürchten." In den von Kitchener eingerichteten Konzentrationslagern waren 54 326 Kinder und 38 022 Frauen zusammengepfercht! Von jenen starben über 20 000! Die englischen Zeitungen vom November 1901 stellten fest, daß eine Choleraseuche nicht eine so große Sterblichkeit erzielt hätte und daß im Durchschnitt aus jedem Tausend 383 starben. — Eine sehr wichtige, mitsprechende Tatsache in diesem schmachvollen Kriege war auch der von der Presse ausgeübte Einfluß, welche von Großbritannien gekauft, bestochen oder beherrscht wurde, um die

Digitized by Google

öffentliche Meinung Europas und Amerikas und sogar der eignen mißbilligenden Mitbürger auf seine Seite zu bringen. Hätten die Deutschen vor sechzehn Jahren sich an diesem mächtigen Kampfmittel Großbritanniens eine Warnung genommen und sich gegen diesen heimtückischen Preßeinfluß gewappnet, würden sie heute mehr Freunde und weniger Feinde haben.

Ein rechtlich denkender und aufrichtiger englischer Schriftsteller, John A. Hobson, widmet in seinem „The War in South Africa" betitelten Buche ein Kapitel diesem Uebel, das schon 1901 unter dem Namen „The Chartered Press" bestand. Die Aufklärung, welche er von der vergiftenden Macht dieser Vereinigung gewissenloser Bearbeiter der öffentlichen Meinung gibt, ist furchtbar, wurde aber damals kaum beachtet. Unter anderm sagt er: „Der mächtigen englischen Presse Südafrikas, die im Besitze und unter der Leitung einer Handvoll reicher, durch die engsten Handelsvorteile verbundener Leute stand, gelang es, zuerst das Publikum Südafrikas aufzureizen, dann den Haß in der britischen Bevölkerung anzufachen und endlich die südafrikanische Bevölkerung über die Gesinnung in Großbritannien zu täuschen. Unter übrigens gleichen Umständen könnten heute dieselben Worte gelten, was den wahrhaft teuflischen Einfluß betrifft, den heute in England und Amerika Lord Northcliffe durch seine zahlreichen Zeitungen ausübt, der allein, mehr als irgendein andrer auf der Erde, für die Vorenthaltung der Wahrheit und die Vorherrschaft des die Welt verheerenden Hasses verantwortlich ist. Somit können wir uns nicht verhehlen, daß einer der mächtigsten Verbündeten Englands das weitausgeworfene Netz der Zeitungen, der Verleger und Berichterstatter ist, die es für die parteiische Sichtung der Nachrichten, für die Aussaat des Hasses und die Entstellung der Tatsachen in allen Weltteilen bezahlt, nur um seinen eignen Vorteil zu fördern und seine Verbrechen zu beschönigen."

Keine Zusammenfassung von Englands Sünden aber wäre vollständig, ohne die Heranziehung seiner Beziehung zu China. Hier hat Großbritannien Jahre hindurch das Verbrechen begangen, Leib und Seele von Millionen Chinesen zugrunde zu richten, indem es sie zur Einführung des Opiums zwang, damit es für seine Regierung in Indien genug Geld verdiene. Das bedeutet die Geschichte der Entsittlichung eines Viertels der menschlichen Rasse durch das führende christliche Volk der Welt! Großbritannien brachte das Opium nach China. Mit dem Bajonett in der Hand erzwang es seinen Gebrauch, bis es als ein entsetzliches Nationallaster Wurzel faßte. Vergeblich erhoben die chinesischen Beamten Einspruch. Sie reichten ein Gesuch an die englische Regierung und einen um Erbarmen flehenden Brief an die Königin Viktoria selbst ein. Vergeblich verbrannten sie schließlich das fluchwürdige Gift oder warfen es in den Fluß bei Kanton, ebenso wie die Amerikaner 1773 im Hafen von Boston den englischen Tee versenkten. Als Antwort darauf erklärte England den Krieg an China, bombardierte Kanton, ergriff von Hongkong Besitz, das ihm jetzt noch gehört, und

Digitized by Google

erpreßte eine Entschädigung von 21 Millionen Dollar! Und was war das Ergebnis? Der kaiserliche Hof in Peking erließ 1906 ein Edikt, in welchem folgende Worte sich befinden: „Opium steht so lange schon bei dem Volke im Gebrauch, daß drei bis vier Zehntel der Bevölkerung Opium rauchen." Das bedeutet, daß etwa 150 Millionen Chinesen als Opfer dem Opiumgenusse verfallen sind, und das heißt: fünfzig Millionen mehr als alle Einwohner der Vereinigten Staaten! Man muß tatsächlich fragen: Wo gibt es ein chinesisches Heim ohne Opium? Heute macht die chinesische Regierung verzweifelte Anstrengungen, das Uebel auszurotten, aber es ist zweifelhaft, ob sie dieser Sisyphusaufgabe gewachsen sein wird. Dem chinesischen Geschmack zu Gefallen fabriziert Großbritannien in Indien immer noch Opium und sendet es tonnenweise nach China. Noch im Jahre 1906 betrieb die indische Regierung die Mohnkultur auf 655000 Morgen. England war vor die Wahl gestellt, entweder China sittlich zugrunde zu richten oder auf ein jährliches Einkommen von 22 Millionen Dollar für den indischen Staatsschatz zu verzichten. Die Entscheidung der Wahl wird jeder Kenner der englischen Regierung selbstverständlich finden. Bemerkenswert ist die Tatsache, daß im Vertrage von 1858, als China zur Einführung der schädlichen Droge gezwungen wurde, die Briten eine Klausel einschoben, dahin gehend, daß die christliche Religion volle Duldung genießen müsse! Man denke auch an Sir John Bowring, der 1856 Kanton wegen des Opiumzwanges in China bombardierte. Dieser Marineoffizier war der Verfasser eines volkstümlichen Chorals, der mit den Worten anfing: „Im Kreuze Christi steht mein Ruhm."

Kann man sich da wundern, wenn ein chinesischer Vizekönig erklärte: „Nehmt euer verfluchtes Opium fort, und dann könnt ihr von Jesu zu uns reden." Ein andres Beispiel dieser Heuchelei und Selbstüberschätzung liefert der Fall des Freibeuters Hawkins, des ersten Engländers, der den Sklavenhandel betrieb und der, obgleich zum Admiral ernannt, einer der größten Halunken war, der ungehenkt umherging. Dieser „Held", der an der afrikanischen Küste Sklaven stahl und sie an die Spanier in Westindien verkaufte, denen er mit dem Erschießen drohte, wenn sie seine Schiffsladung nicht kauften, befuhr die Meere in „Jesus" und „Johannes der Täufer" getauften Schiffen, und wenn seine Sklavenschiffe bei einem Sturme in Gefahr waren, befahl er einem Kaplan, Gott um Schutz für seine Auserwählten anzuflehen! Das wäre nun alles recht belustigend, wenn diese „Inselpharisäer", wie selbst der englische Romanschriftsteller Galsworth sie nennt, sich nicht wirklich für die auserwählten Werkzeuge Gottes hielten! Wenn sie die Hütten verbrennen und die Länder der hilflosen Eingeborenen verwüsten, fühlen sie, daß sie nur Gottes Willen ausführen; daß es ihre Aufgabe ist, diesen Völkern das Evangelium zu bringen (und zufällig auch Whisky und Baumwollwaren), und daß die „Bettler" bestraft werden müssen, weil sie „Gottes Vorsehung" widerstehen!

In Wirklichkeit ist aber die einzige, von den Eroberern angebetete Gottheit

Digitized by Google

der Mammon, und das Bild, das sie sich von ihrem Gotte machen, ist ein von John Bull auf die Wolken geworfener Riesenschatten.

Ehe wir jedoch diesen Punkt verlassen, müssen wir hinzufügen, daß, nicht zufrieden damit, China durch Opium zugrunde zu richten, Großbritannien die Erlaubnis zu Opiumspelunken unter den Chinesen in Hongkong, in den Kolonien, in Hinterindien, Ceylon und gewissen andern Kronkolonien erteilt. In Singapore allein gab es im Jahre 1907 97 konzessionierte Opiumläden und 444 konzessionierte Opiumrauchräume.

Wenn Englands Versündigung in **Aegypten** nicht ganz so belastend wie in Irland, Indien, Südafrika und China gewesen ist, kommt es daher, daß es das Nilland allmählich, fast ohne Widerstand und unter dem feierlichen Versprechen baldiger Räumung sich aneignete, ein Versprechen, das selbstverständlich nicht gehalten wurde ... Wie feierlich und behördlich maßgebend dasselbe gegeben wurde, erkennt man beim Durchlesen einzelner dieser Bedingungen, die eine „Damaging Evidence against English Hypocrisy" benannte Flugschrift enthält. Unterziehen wir einige unsrer Prüfung!

Sir Beauchamp Seymour schrieb an den Khedive Tewfik, Alexandria, 26. Juli 1882:

„Ich, der kommandierende General der englischen Flotte, halte es für angemessen, unverzüglich noch einmal Eurer Hoheit zu bestätigen, daß die Regierung Großbritanniens nicht die Absicht hat, Aegypten zu erobern noch in irgendeiner Weise die Religion und die Freiheiten der Aegypter zu schädigen. Der einzige Zweck ist, Eure Hoheit und das ägyptische Volk gegen Aufrührer zu schützen ..."

Der Rt. Hon. Mr. W. E. Gladstone im Unterhause, 10. August 1882:

„Ich kann so weit gehen, dem geehrten Herrn auf die Frage, ob wir eine unbegrenzte Okkupation Aegyptens beabsichtigen, zu antworten. Ohne Zweifel ist dies unter allen Dingen der Welt etwas, das wir nicht tun werden. Es würde durchaus im Widerspruche stehen zu allen Grundsätzen und Ansichten der Regierung Ihrer Majestät, zu der Europa gegebenen Bürgschaft und, ich kann wohl sagen, zu den Ansichten Europas selbst ..."

Lord Derby im Oberhause, 26. Februar 1885:

„Wir haben von Anfang an die Tatsache fest im Auge behalten, daß unsre Besetzung nur vorübergehend und nur von der Vorsicht geboten sei ... Wir beabsichtigen nicht, Aegypten dauernd zu besetzen ... Für diesen Punkt haben wir uns bei dem Lande und bei Europa verbürgt ..."

Lord Salisbury im Oberhause, 10. Juni 1887:

„Es stand uns nicht frei, das Protektorat über Aegypten zu beanspruchen, da Ihrer Majestät Regierung sich wiederholt verbürgt hat, es nicht zu tun ..."

Digitized by Google

Lord Salisbury im Oberhause, 11. August 1889:

„Wenn mein edler Freund ... uns auffordert, aus Hütern Eigentümer zu werden ... und unser Bleiben in Aegypten für dauernd zu erklären, muß ich sagen, daß mein edler Freund nach meiner Meinung nicht genügend die Heiligkeit der von der Regierung und der Königin gegebenen Verpflichtungen, bei denen zu verharren wir gebunden sind, in Betracht zieht. In einer derartigen Sache haben wir nicht zu erwägen, was uns am genehmsten ist, noch was uns den größten Vorteil bringt; wir haben nur den Weg ins Auge zu fassen, an den wir durch unsre eignen Verpflichtungen und durch das Völkerrecht Europas gebunden sind ..."

Mr. Gladstone im Unterhaus, 9. August 1883:

„Die Ungewißheit, die sich vielleicht eines Teiles der öffentlichen Meinung bemächtigt hat, hängt mit jenen Wünschen zusammen, welche auf die dauernde Besitzergreifung Aegyptens und seine Einverleibung in unser Reich zielen. Wir erklären uns aufs entschiedenste gegen diese Vollziehung und wollen nichts damit zu tun haben, sie herbeizuführen. Wir sind gegen diese Einverleibungstheorie; wir sind gegen alles, was ihr irgend annähernd gleicht; und wir sind gegen jede Rede, die auch nur eine Hoffnung darauf anbahnen möchte. Wir sind gegen dieselbe auf Grund von Englands Vorteil, auf Grund unsrer Pflicht gegen Aegypten; wir sind dagegen auf Grund der besonderen und heiligen, in feierlichster Weise und unter den kritischsten Verhältnissen der Welt gegebenen Sicherheiten, die uns das weiteste Vertrauen Europas während schwieriger und peinlicher Vorgänge eingetragen haben und welche, wenn eine Bürgschaft überhaupt feierlicher und heiliger als eine andre sein kann, eine ganz besondere Heiligkeit uns in diesem Falle einzuhalten bindet. Wir stehen auch unter dem Eindruck, daß eine über einen bestimmten Zeitpunkt hinaus verlängerte Besetzung zur Einverleibung führen kann, und daher ist es unsre Hauptsorge, daß die Besetzung nicht allmählich den Charakter der Permanenz annehme." Kann eine Rede deutlicher sein?

In auffallendem Widerspruch zu diesen feierlichen Bürgschaftserklärungen der Regierung Großbritanniens stehen nun die folgenden Worte eines Sir Edward Grey im Unterhause vom Oktober 1911, drei Jahre vor Ausbruch des jetzigen Krieges: „Wir werden dauernd in Aegypten bleiben, um den Eingeborenen die Kultur zu bringen!" Lord Cromer, der britische Generalkonsul, beherrschte, als ob es so sein müßte, den Khedive in jeder Weise und regierte in Aegypten unumschränkter als der Vizekönig von Indien in Hindostan. 1914 erklärte dann England schließlich die Einverleibung Aegyptens in sein Kolonialreich! Während Englands zeitweiliger Besitzergreifung von Aegypten behufs Zivilisierung der Eingeborenen sind empörende Handlungen der Grausamkeit von den „Kulturträgern" vorgekommen, einschließlich der abscheulichen Ermordung der „weißgekleideten" Derwische im Sudan, welche

Digitized by Google

Kitchener den Beinamen Schlächter von Omdurman verschaffte, und einschließlich des Zu-Tode-Peitschens und Hängens der Eingeborenen in Deshawai, unweit Kairo, wo die Dorfbewohner versucht hatten, das Abschießen ihrer Tauben und das Niedertrampeln ihrer bebauten Felder durch die sportliebenden englischen Offiziere zu verhindern. Ueber diese letztere Schandtat berichtet der furchtlose britische Schriftsteller G. Bernard Shaw hinsichtlich der den armen Bauern zugemessenen Bestrafung dafür, daß sie versucht hatten, ihr Eigentum vor der mutwilligen Zerstörung zu schützen: „Abd-el-Nebi wurde, in Anbetracht der seinem Weibe angetanen Schmach, nur zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Damit er sich nicht für den Rest seiner Tage einsam fühlen sollte (beim Eintritt ins Zuchthaus war er fünfundzwanzig Jahre alt), wurde noch ein junger Mann von zwanzig Jahren mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe ihm zugesellt! Hassan wurde gehängt, aber als ein besonderes Zeichen der Rücksicht auf seine Familie wurde er angesichts seines Hauses aufgeknüpft, wo vom Dache aus sein Weib, seine Kinder und Enkel sich an dem Anblicke weiden mußten. Da man am Galgen nur für einen Mann Platz hatte, und dieser eine halbe Stunde hängen bleiben mußte, damit sie ihre Arbeit wirksam getan und einer Familie reichlich Zeit gelassen hatten, ihn hin und herschwingen zu sehen, setzten sie das unterhaltende Schauspiel fort, indem sie jedem von acht Leuten fünfzig Geißelhiebe geben ließen, also elf mehr, als das Gesetz Mosis erlaubt! Sechs andre wurden auf sieben Jahre in das Zuchthaus geschickt. Einer bekam fünfzehn Jahre. Summe der Morgenarbeit: Vier gehängt, sieben zu lebenslänglichem Zuchthause, sechs zu sieben Jahren, drei zu einem Jahre schwerer Arbeit und fünfzig Rutenhieben und fünf zu fünfzig Rutenhieben verurteilt. Einer dieser Bauern rief auf dem Gerüste aus: „Möge Gott uns für diese Welt voll Gemeinheit, Ungerechtigkeit und Grausamkeit reichlich entschädigen!"

Lord Cromer erklärte dieses Verfahren für „gerecht und notwendig"; aber Bernard Shaws Ansicht ist: „Die Offiziere hatten sich schändlicher Herausforderung schuldig gemacht. Sie hätten einen strengen Verweis und die Mitteilung erhalten sollen, daß das, was ihnen widerfahren, sie sich nur selbst zuzuschreiben hätten; die Dorfbewohner, welche jene angegriffen, hätten mit Milde behandelt werden sollen, mit dem Vermerk, daß künftig das Abschießen der Tauben verboten sein soll."

Im Zusammenhange hiermit erinnert man sich an das Bekenntnis des Exgouverneurs von Kanada, Lord Elgin, der während seines Aufenthaltes in Kalkutta sagte: „Ich habe selten — weder von Mann noch Frau —, seit ich nach dem Orient kam, einen Ausspruch gehört, der sich mit der Annahme vertrug, daß das Christentum jemals in die Welt gekommen sei. Nur Abscheu, Verachtung, Grausamkeit, ob Chinese oder Inder der Gegenstand war... Wenn leidenschaftliche Furcht und Haß hierauf gepfropft werden, ist das Ergebnis furchtbar; eine vollkommene Gefühllosigkeit gegen die Qualen der Opfer jener Leidenschaften, was man sehen muß, um es zu verstehen und zu glauben."

Digitized by Google

Ein andres Land, das den verderblichen Einfluß Englands auch gefühlt hat, ist **Persien**. Der Exschatzmeister dieses Landes (ein Amerikaner) Mr. W. H. Shuster sagt in seinem 1912 erschienenen lichtverbreitenden Buche: „The Strangling of Persia" (Die Erdrosselung Persiens): „Nur die Feder eines Macaulay oder der Pinsel eines Wereschtschagin könnten die schnell wechselnden Szenen treu wiedergeben, die den Fall dieses alten Volkes begleiteten, Szenen, in denen zwei mächtige und angeblich aufgeklärte christliche Völker ein treuloses Spiel mit Wahrheit, Ehre, Anstand und Recht spielten, und von denen wenigstens das eine nicht zögerte, zu den abscheulichsten Gewaltmaßregeln zu greifen, um seine politischen Ziele zu erreichen und Persien alle Möglichkeit zu einem Wiederaufleben zu rauben... Die Konstitutionellen des neuen Persiens werden wenigstens nicht umsonst gelebt, gekämpft haben und in einzelnen Fällen gestorben sein, wenn die Vernichtung der persischen Herrschaft vielleicht der zivilisierten Welt die Augen geschärft hat, für den Geist des internationalen Briganten tums, welcher die Weltpolitik 1911 kennzeichnete." Wir müssen uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß der englische Staatsmann, der mit Rußland die Schandtat ausheckte, derselbe Verbrecher war, der 1914 die Welt in den Krieg stürzte — Sir Edward Grey!

Mr. Shuster sagt ferner: „Es liegt klar am Tage, daß Persien das hilflose Opfer des frevelhaften Spiels war, das einige wenige europäischen Mächte mit dem Geschick jahrhundertelanger Uebung noch heute, mit schwächeren Völkern als Einsatz, mit dem Leben, der Ehre und Entwicklung ganzer Rassen als Pfand spielten. Sir Edward Grey stellte sich auf den Standpunkt, daß England den Bestand und die Unabhängigkeit Persiens nicht garantiert habe. Es ist indessen interessant, zu beobachten, daß in einer Besprechung der persischen Angelegenheit im Oberhause Lord Curzon am 22. März 1911 die folgende nicht herausgeforderte Angabe machte: „Meiner Ueberzeugung nach haben der fortdauernde Bestand und die Unabhängigkeit Persiens, die von der Regierung Seiner Majestät in der Vorrede zur englisch-russischen Konvention 1907 garantiert wurden, keine kräftigere Stütze als die Regierung Seiner Majestät!" Wieviel man auf die politische Wahrheitsliebe Sir Edwards geben darf, haben wir auch in dem jetzigen Konflikt gesehen!

Ferner sagt Mr. Shuster: „Die Tatsache, daß die jüngst durch England und Rußland erfolgte Vernichtung der persischen Herrschaft nicht Neues in der Geschichte ist, mindert in nichts das Traurige daran... Zugunsten „russischen Vorteils" oder „britischen Handels" sind unschuldige Leute en gros hingeschlachtet worden. Nie ein Wort über die Millionen Wesen, deren Leben zerstört, deren Rechte mit Füßen getreten und deren Eigentum eingezogen worden ist!" Sein abfälliges Urteil als das eines Amerikaners wird auch von Engländern selbst anerkannt. In einem in der bedeutenden Londoner Zeitung „The Nation" veröffentlichten Artikel vom 9. Dezember 1911 finden wir die klarst ausgesprochene Verurteilung der Politik Sir Edwards und der Führung der britischen Regierung. Unter der Ueberschrift „Der persische Bittsteller" heißt

Digitized by Google

es: „Die öffentliche Meinung hat nicht die Regierung, die in ihrem Namen handelt, berechtigt, eine ebenso gemeine wie schwache Politik zu verfolgen. Sir Edward Grey darf nicht gleichgültig gegen die Wünsche seiner Landsleute bleiben, und seine Politik kann gestürzt werden. Es lohnt sich der Mühe, nachzuweisen, daß der instinktive Abscheu, den jeder normal veranlagte Engländer bei diesem Höhepunkt eines unheilvollen Kurses empfindet, auf berechtigtem Grunde ruht ... Wir haben den Bittsteller von unsern Knien wegtreiben lassen; wir haben mit andern zusammen seine Rechte verletzt. Wir retten unsre Ehre durch Schließen der Augen, während am Schlusse des Vorganges ihm die Taschen ausgeraubt werden." (Schluß folgt)

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

VIII

Die diesmal mitgeteilten Briefe aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs umfassen die Zeitspanne vom Herbst 1893 bis zum November 1894. Auch sie greifen immer wieder auf die Persönlichkeit Bismarcks und seine Anschauungen zurück. Mit größter Freude erfüllte Kardorff die in diesen Zeitraum fallende endliche Herstellung eines freundlicheren Verhältnisses zu Kaiser Wilhelm II. Von ihren einzelnen Stadien, dem bekannten Telegramm des Kaisers an den erkrankten Altreichskanzler vom 19. September 1893, der Sendung des Flügeladjutanten v. Moltke nach Friedrichsruh am 22. Januar 1894, dem Besuch des Fürsten Bismarck beim Kaiser vom 26. Januar und der Erwiderung dieses Besuchs in Friedrichsruh am 19. Februar, findet namentlich der Aufenthalt Bismarcks in Berlin am 26. Januar in Kardorffs Briefen einen lebhaften und interessanten Widerhall. In dem Mittelpunkt der brieflichen Auslassungen aber steht der russische Handelsvertrag und die — trotz des äußeren Erfolges — eng mit eben diesem Vertrage zusammenhängende Erschütterung der Stellung des Reichskanzlers Caprivi, die ihren Abschluß im Oktober 1894 mit der von Kardorff seit langem prophezeiten Verabschiedung des Bismarckschen Nachfolgers fand.

Wie in fast allen wichtigen Fragen stimmte Kardorff hinsichtlich des russischen Handelsvertrages durchaus mit Bismarck überein, nur daß bei diesem mehr die hochpolitischen, bei Kardorff mehr die wirtschaftlichen Gesichtspunkte in den Vordergrund treten. Bismarck hat bekanntlich gegenüber der Handelsvertragspolitik des „neuen Kurses" stets den Standpunkt eingenommen: „Durch

Digitized by Google

Liebenswürdigkeiten und wirtschaftliche Trinkgelder für befreundete Mächte werden wir den Gefahren, die im Schoße der Zukunft liegen, nicht vorbeugen, sondern die Begehrlichkeit unserer einstweiligen Freunde und ihre Rechnung auf unser Gefühl sorgenvoller Bedürftigkeit steigern." [1]) Dem ersten der Handelsverträge, dem österreichischen, hat Bismarck um so mehr den schärfsten Widerstand entgegengesetzt, weil er, weitschauender als sein Nachfolger, sich von vornherein über die Konsequenzen des österreichischen Abschlusses klar war. Als dann seit dem Herbst 1893 nacheinander die Handelsverträge mit Spanien, Rumänien, Serbien und Rußland auf das Tapet kamen, hätte der Altreichskanzler, dem das Wohl und Wehe der deutschen Landwirtschaft so dringend am Herzen lag, dieser gern wenigstens den russischen Vertrag als den schädlichsten erspart gesehen. Noch im März 1893 bezeichnete Bismarck einen russischen Handelsvertrag als „vollkommen unmöglich". [2]) Gleichzeitig hat er die Regierung in den „Hamburger Nachrichten" auf das eindringlichste vor der „ungeduldigen Hast der Jagd" nach dem Zustandekommen des Vertrages gewarnt, [3]) die die Position Deutschlands beim Abschlusse auf das schwerste schädigen müsse. Wieder und wieder hat er die Regierung darüber zu belehren gesucht, wie sie bei den Verhandlungen sich vor dem schweren Schaden bewahren könne, den die früheren Verträge im Gefolge gehabt hatten. Auf die Dauer vermochte sich Bismarck freilich der Ueberzeugung nicht zu verschließen, daß es, nachdem einmal das Prinzip der Meistbegünstigungsverträge seit dem österreichischen Handelsvertrage immer weiter ausgedehnt sei, nicht wohl angehe, Rußland allein davon auszuschließen, wenn nicht das Verhältnis zu diesem ernstlich gefährdet werden solle. So kam der Fürst aus dem immer von ihm festgehaltenen Gesichtspunkt des freundschaftlichen Verhältnisses zu Rußland heraus zu dem Schluß: „Wir glauben, daß die Situation, die vor Abschluß des russischen Vertrages unsrerseits durch Abschluß des österreichischen geschaffen worden war, uns in die Lage gebracht hat, den russischen Abschluß nicht versagen zu können. Wir sind aber überzeugt, daß eine deutsche Geschäftsleitung, die sich alle Konsequenzen des österreichischen Abschlusses von Hause aus klar gemacht hätte, denselben nicht geleistet haben würde." [4])

Bei dieser Sachlage sah sich Fürst Bismarck außerstande, durch eine klare und entschiedene Stellungnahme für oder wider den russischen Handelsvertrag, wie sie Kardorff von ihm wünschte und einmal durch Vermittlung von Herbert Bismarck erbat, bestimmend auf dessen Schicksal einzuwirken. Seine Haltung lief, wie Kardorff einmal zutreffend bemerkt, auf den Rat an seine Anhänger hinaus: Den russischen Vertrag nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, aber auf Kompensationen für die Landwirtschaft zu dringen.

---

[1]) „Gedanken und Erinnerungen" II, 265.

[2]) Erich Marcks, Männer und Zeiten II (4. Aufl.), S. 65.

[3]) „Handelsverträge sonst und jetzt." Hermann Hofmann, Fürst Bismarck 1890 bis 1908, II, 215.

[4]) Das. S. 297.

Digitized by Google

In dieser Richtung hat denn auch Kardorff als der getreueste Interpret Bismarckscher Gedanken fortdauernd gewirkt. Er suchte die Kompensationen einmal in der Aufhebung des sog. Identitätsnachweises, für die er schon seit Jahren eingetreten war, sodann in einem Zuschlagszoll für die Unterwertigkeit der russischen Valuta, schließlich überhaupt in einer den Interessen der Landwirtschaft entgegenkommenden Regelung der Währungsfrage.

In bezug auf die Aufhebung des Identitätsnachweises hat Kardorff in der Tat seine Forderungen durchsetzen können. Er sah den Vorteil davon für die Landwirtschaft als so groß an, daß er schließlich nur aus „prinzipiell schutzzöllnerischen Gründen", weil eine Bindung der landwirtschaftlichen Zölle auf lange Jahre hinaus erfolgt war, gegen den Handelsvertrag stimmte; ohne eine solche prinzipielle Stellung, meinte er einmal, hätte er ebensogut dafür stimmen können.

Minderer Erfolg war Kardorff in der Währungsfrage beschieden, wo alle seine Hoffnungen und Bemühungen durch die Macht der Tatsachen zunichte wurden. In späteren Jahren hat sich ja Kardorff selbst der Erkenntnis nicht mehr zu verschließen vermocht, daß die Voraussetzungen, unter denen die Anhänger des Bimetallismus in den Kampf um die Währung eingetreten waren, vor allem der befürchtete Goldmangel, durch die ungeheure, auf keine Weise vorauszusehende Zunahme der Goldproduktion auf den Kopf gestellt worden waren.[1]) Damals aber, 1893/94, war Kardorff mit seinen Freunden noch hoffnungsfroher und streitlustiger wie je. Sie erreichten in der Tat, daß im Februar 1894 unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs Graf Posadowsky eine freilich im wesentlichen resultatlos verlaufende Kommission behufs Erörterung von Maßregeln zur Hebung und Befestigung des Silberpreises, die sog. „Silberkommission" zusammentrat, zu deren Mitgliedern auch Kardorff gehörte. Auch sonst konnten die Anhänger der Doppelwährung manche erfreuliche Anzeichen eines Umschwungs zu ihren Gunsten buchen, so namentlich die Erfolge der Bewegung in Frankreich, Amerika und selbst in England, wo die konservativen Staatsmänner Salisbury, Balfour und Chaplin, die im März 1894 das liberale Ministerium Gladstone ablösten, entschieden „silberfreundlich" waren. Besondere Hoffnungen setzte Kardorff, wie früher auf Bismarck, der auch in diesen Jahren seiner platonischen Neigung für Doppelwährung treu blieb — „Ich hätte nichts gegen die Doppelwährung," sagte er am 14. März 1893 zu dem jungen Historiker Erich Marcks, „wenn sie nur innerhalb der Welt durchführbar wäre,"[2]) — so jetzt auf den Finanzminister Miquel, der sich in der Tat damals in der Frage des russischen Handelsvertrags wie in der Währungsfrage sichtlich dem Standpunkt der Agrarier näherte, um es freilich in der Frage der ersten großen Kanalvorlage, des Dortmund-Rheinkanals, schon wieder mit ihnen zu verderben.

[1]) Siehe Kardorffs „Erinnerungen an den Feldmarschall v. Moltke" in „Deutsche Monatsschrift", ed. Julius Lohmeyer, Bd. III (1902), S. 39 Anm.

[2]) Erich Marcks, Männer und Zeiten II, 67.

Digitized by Google

Ihren eigentlichen Widersacher sahen dagegen Bimetallisten und Agrarier nicht ohne Grund in dem Reichskanzler Caprivi. Keiner hat ihn in dieser Zeit schärfer befehdet als Kardorff. Zahlreich sind die Zusammenstöße, die er in den Jahren 1893 und 1894 mit dem Nachfolger Bismarcks in der Währungs- wie in der landwirtschaftlichen Frage hatte. Wenn freilich auch Kardorff gleich dem Gros der konservativen Partei, die Caprivis Rede vom 14. Dezember 1893 zum Anlaß genommen hatte, um politisch und gesellschaftlich völlig mit ihm zu brechen, sich an der Boykottierung Caprivis beteiligte — worüber seine Briefe vieles enthalten —, so wirkte bei ihm nicht zuletzt die Erinnerung an dessen schnödes Verhalten gegen Bismarck aus dem Jahre 1892 nach. Dem Historiker erscheint es wie eine rächende Nemesis, daß Caprivi, der das häßliche Mittel des gesellschaftlichen Boykotts gegen den zur Hochzeit seines Sohnes nach Wien reisenden Bismarck angewandt hatte, nun selbst dem gleichen Schicksal anheimfiel.

Aus Kardorffs Briefen geht hervor, mit welcher Ungeduld er auf den Sturz Caprivis wartete. Im Oktober 1894 trug Kardorff sich mit der Idee, eine Adresse des Landtags, möglichst aus allen Parteien, ins Werk zu setzen, um den König zu bitten, die Personalvereinigung zwischen dem Reichskanzler- und dem Ministerpräsidentenposten, die seit 1892 unterbrochen war, wiederherzustellen. Bei dieser Idee, deren Ausführung der Sturz Caprivis am 26. Oktober zuvorkam, wurde Kardorff indessen nicht allein von dem persönlichen Gesichtspunkt, sondern ebensosehr von dem sachlichen geleitet, daß die engste Verbindung zwischen dem deutschen und preußischen Regime schlechthin eine Notwendigkeit sei. Einst hatte Kardorff 1869 im Landtage beantragt, die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses in bezug auf Abgrenzung der Wahlbezirke, Wahlmodus und Zahl der Abgeordneten mit der des Reichstags in Einklang zu bringen.[1]) Auch jetzt ging er mit Vorliebe noch ähnlichen Gedanken nach; nur suchte er das Heil jetzt vorwiegend in einer gegenseitigen Annäherung des Reichstagswahlrechts und des preußischen Wahlrechts. Ausführlich hat Kardorff diesen Gedanken, der schon auf die Empfehlung eines nach der Leistung abgestuften Pluralwahlrechts hinausläuft, wie es heute auf der Tagesordnung steht, in einem interessanten Brief vom 12. November 1893 an den Reichstagsabgeordneten Otto Arendt, seinen treuen Kampfgenossen in der Frage der Doppelwährung, entwickelt. Auch in der Kanzlerfrage ging Kardorff ganz von der Ueberzeugung aus, daß das preußische und das deutsche System nicht wie unter Caprivi und Eulenburg auseinanderklaffen dürften, sondern nach Möglichkeit harmonisch zusammenfallen müßten. Für eine starke und einheitliche Stellung des Reichskanzlers und Ministerpräsidenten, in der Art wie sie Bismarck ausgeübt hatte, war Kardorff vor allem auch aus dem besonderen Gesichtspunkte, daß eine solche feste Stellung die sicherste Gewähr gebe gegen eine zu starke Ausprägung des persönlichen Regiments. Gerade die Jahre 1893 und

[1]) Vgl. Oktoberheft 1916, S. 35.

Digitized by Google

1894 haben ja gezeigt — auch dafür bieten die Briefe Kardorffs mancherlei Belege — wie mißlich es bleibt, wenn der Monarch sich, um einen Bismarckschen Ausdruck zu wiederholen, zu sehr der „ministeriellen Bekleidungsstücke" entäußert, und wie leicht er alsdann einer scharfen Kritik anheimfällt. So führen uns die Kardorffschen Papiere wieder und wieder in die schwierigen und zarten Probleme des Verhältnisses des Ministerpräsidenten und der Minister zum Monarchen, des Monarchen zu Parlament und Oeffentlichkeit ein, wie sie auch gerade heutigentags die Gemüter bewegen und erregen. Auch von Kardorffs brieflichen Ergüssen gilt in vollstem Maße das olim meminisse juvabit!

Kardorff an den Reichstagsabgeordneten Otto Arendt

Wabnitz, den 12. November 1893.

Die Abgeordnetenwahlen[1]) sind in meinem Sinne günstig, d. h. in dem Ihnen bekannten Hintergedanken von mir, daß der Freisinn durch sein Verschwinden aus dem Landtage mürbe gemacht werden muß für eine gleichzeitige Modifikation des Landtags- und des Reichstagswahlrechts. Ich hoffe, Sie noch dazu zu bekehren, daß dies die einzige richtige Politik ist. Auf die Dauer können ohne Gefahr für Staat und Reich so heterogene Versammlungen wie Abgeordnetenhaus und Reichstag nicht nebeneinander bestehen, ohne schwere Konflikte hervorzurufen.

Bezüglich der Modifizierung des Reichstagswahlrechts glaube ich, wird man auf drei Dinge zurückgehen müssen:

1. Anlegen von dauernden Wahllisten (alter Vorschlag von Miquel) mit Erhöhung der Altersgrenze.
2. Obligatorische Aberkennung des Wahlrechtes bei einer ganzen Reihe von Delikten (Bruch des Arbeitsvertrages, Widerstand gegen die Obrigkeit etc.) auf je drei bis fünf Jahre.
3. Ausbildung des Systems der Zuschlagstimme für
   a) Ablegung der Militärdienstzeit;
   b) höhere Bildung (Abiturientenexamen);
   c) Staats- und Kommunaldienst oder Mitgliedschaft von Parlamenten (Kreistage, Landtage);
   d) Grundbesitz;
   e) Einkommensteuer.

Vielleicht kann man noch obligatorische Stimmabgabe hinzufügen — Nichtstimmen unter Geldstrafe stellen — und längeres als einjähriges Domizil hinzufügen.

Was die Währungsfrage anbelangt, so habe ich mich des Wagnerschen Aufsatzes in den Delbrückschen Jahrbüchern[2]) gefreut; im übrigen, meine ich,

[1]) Die Abgeordnetenwahlen hatten am 7. November 1893 stattgefunden. Die Konservativen gewannen zwölf, die beiden freisinnigen Parteien verloren von dreißig Sitzen zehn.

[2]) Gemeint ist der Aufsatz des bekannten Altmeisters der Nationalökonomie Adolf Wagner, „Die neueste Silberkrisis und unser Münzwesen" in Bd. 74 der „Preußischen Jahrbücher".

Digitized by Google

wird die laute Stimme der Ereignisse uns von Währungsdebatten dispensieren können. Der schwere Krach in Banken, den ich voraussah, wird uns mehr Anhänger schaffen als die schönsten Reden und die besten wissenschaftlichen Abhandlungen; denn unsre Behauptung, daß die Welt das Silber nicht zu entbehren vermag, wird jetzt auch dem blödesten Auge ad oculos demonstriert werden.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 26. November 1893.

Ob die Handelsverträge[1]) fallen oder durchgehen, ist reines Würfelspiel. Wir zählen einhundertachtzig ziemlich sichere Gegner und ebensoviele Anhänger der Verträge. Einige zwanzig unsichere Kantonisten werden den Ausschlag geben.

Ich habe meinen Freunden gestern sehr zu Danke gesprochen und Caprivi sein ganzes landwirtschaftliches Sündenregister vorgehalten. Er bekam einen roten Kopf, sagte aber nichts.[2])

*

27. November 1893.

Ich werde morgen zum Etat reden kontra Bebel und Richter.[3]) Man hält Caprivis Stellung für sehr erschüttert. Hoffentlich wahr!

*

10. Dezember 1893.

Ich habe von dem alten Bismarck die Aufforderung erhalten, ihn in Friedrichsruh zu besuchen. Es scheint ihm gar nicht sehr gut zu gehen, und will ich doch hin auf einen Tag.

Hier habe ich von morgens früh bis abends spät so viel zu tun, daß ich ernsthaft überlege, ob ich nicht das Reichstagsmandat aufgeben und mich auf das Abgeordnetenhaus beschränken soll.

Morgen geht die Beratung der Handelsverträge an. Es wird, wie es scheint, von den Stimmen der Polen abhängen, und auf diese ist nicht viel Verlaß. Der spanische Handelsvertrag, der die Landwirtschaft gar nicht berührt, geht durch.

Caprivi hat mir seine Karte geschickt; ich habe dieselbe nicht erwidert.

*

14. Dezember 1893.

Caprivi hielt heute im Reichstag eine grandios ungeschickte Rede, die ich morgen zu verarbeiten suchen will.[4])

---

[1]) Dem am 16. November 1893 zusammengetretenen Reichstage wurden gleich anfangs neue Handelsverträge mit Spanien, Rumänien und Serbien vorgelegt, die auf derselben Grundlage beruhten wie die früher abgeschlossenen Handelsverträge mit Oesterreich-Ungarn, Italien, Belgien und der Schweiz. Die erste Beratung der neuen Verträge erfolgte vom 23. bis 25. November; sie wurden an eine Kommission verwiesen.

[2]) Siehe Kardorffs Reichstagsrede vom 25. November 1893. Sten. Ber. S. 76 ff.

[3]) Kardorff kam erst am 29. November zu Wort. Vgl. Sten. Ber. S. 163 ff.

[4]) Caprivi wandte sich in seiner Rede vom 14. Dezember vor allem gegen die agitatorische Methode, die in der agrarischen wie in der Währungsfrage besonders von Kon-

Digitized by Google

Stumm sprach sehr geschickt für die Verträge,[1]) so daß meine Aufgabe, das abweichende Votum der Majorität der Fraktion zu motivieren, keine leichte sein wird. Ich hoffe, ihr aber gewachsen zu sein.[2])

Marschall gab in der Währungsfrage eine sehr konnivente Erklärung ab. Miquel ist ganz bimetallistisch.

Herbert Bismarck kommt morgen her. Der Kaiser will jetzt partout nach Friedrichsruh, Bismarck besuchen,[3]) aber Schweninger legt sein Veto ein, behauptend, die Aufregung könnte Bismarck töten. Mit dem Befinden scheint es nämlich doch nur sehr langsam sich zu bessern, und Schweninger hat allen Besuch untersagt, weil Bismarck bei solchen regelmäßig Diätfehler begeht.

*

5. Januar 1894.

Ich bin von morgen ab jeden Tag sehr besetzt; morgen abend Hofball, den ich nicht zum drittenmal absagen kann; übermorgen bin ich wegen des Prinzen Heinrich bei Berlepsch zum Diner gebeten. Ich vermute, daß mich der Prinz Heinrich wegen der Budgetkommission (Marinebewilligungen) sprechen will. Glücklicherweise hat seine Herrschaft Opatow im Kreise Kempen bei der Neuverpachtung statt 45000 Mark nur 30000 Mark gebracht. Ich kann ihm also sagen: da die Landwirte keine Einnahme mehr hätten, und ihnen das Letzte noch durch den russischen Handelsvertrag[4]) genommen werden solle, fürchtete ich, daß starke Streichungen von der Majorität vorgenommen werden würden.

---

servativer Seite angewandt werde. Er rief u. a. der konservativen Partei zu: „Es ist nicht konservativ, Majoritäten gegen Autoritäten ins Gefecht zu führen. Es ist nicht recht, Massen gegen die Autorität der Regierung ins Gefecht zu führen." Caprivi erreichte mit solchen Vorwürfen nur, daß sich eine „unüberbrückbare Kluft" zwischen ihm und den Konservativen auftat. Die „Kreuzzeitung" schrieb am 20. Dezember rund heraus: „Das Tafeltuch zwischen dem Reichskanzler und den Konservativen ist von ersterem zerschnitten." Auch Kardorff wandte sich in seiner Rede vom 15. Dezember scharf gegen den Vorwurf der agitatorischen Methode. Er sagte es Caprivi ins Gesicht, daß die Agitation, die den Bund der Landwirte hervorgerufen habe, ihren Ursprung hauptsächlich in denjenigen Reden finde, die Caprivi im Reichstag über die Landwirtschaft gehalten habe. Vgl. Sten. Ber. S. 493 ff.

[1]) Das. S. 457 ff.

[2]) Die Abstimmungen fielen gegen die Handelsvertragsgegner aus; am 13. Dezember wurde der rumänische Handelsvertrag mit 189 gegen 165 Stimmen in zweiter Lesung, am 15. Dezember definitiv, am 14. auch der spanische und der serbische Handelsvertrag angenommen.

[3]) Seit das Telegramm des Kaisers vom 19. September 1893, durch das dem erkrankten Bismarck zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ein Winteraufenthalt in einem der kaiserlichen Schlösser in Mitteldeutschland angeboten war, eine Wiederannäherung zwischen dem Kaiser und Bismarck angebahnt hatte, lag eine persönliche Begegnung beider nahe.

[4]) Die Einbringung des Handelsvertrages mit Rußland, die am 19. Februar 1894 erfolgte, warf schon seit dem Herbst 1893 ihre Schatten voraus.

Digitized by Google

Politisch sieht die Situation krauser aus wie je; denn der Minister Wedel[1]) sagte mir gestern, daß er Caprivis Abgang für sehr nahe bevorstehend halte. Wahrscheinlich folgt ihm Eulenburg als Reichskanzler.

*

12. Januar 1894.

Die Währungsenquete[2]) wird hauptsächlich zur Belehrung Seiner Majestät berufen. Miquel ist sehr gut und fest. Boetticher schwenkt auch um und hat sich schon mehrfach dahin geäußert: „Wir lassen die Herren darüber nicht im Zweifel, daß wir auf bloße Versprechungen nicht für den russischen Vertrag zu haben sind, sondern nur durch greifbare Tatsachen."

*

27. Januar 1894.

Gestern war hier großer Trubel;[3]) ich habe Herbert und Bill gesprochen. Der alte Bismarck ist sehr bewegt gewesen, aber körperlich sehr frisch und munter. Der Jubel beim Einzuge war unbeschreiblich. Boetticher ist der erste gewesen, der sich einschrieb; Bismarck hat seinen Empfang aber verweigert. Caprivi hat erst nachträglich überhaupt etwas erfahren: alle Wetterfahnen haben schleunigst geschwenkt, und je schlechter ihr Gewissen war, um so eifriger für Bismarck sich gezeigt mit Einschreiben, mit Fahren auf den Bahnhof usw. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff Caprivi jetzt ebenso schnell wie früher Bismarck. Der Moltke[4]) ist der Breslauer Kürassier, Bruder der Danckelmann. Er soll hauptsächlich die Umstimmung des Kaisers hervorgerufen haben, der ihn sehr liebt. Auch Stumm hat sich schleunigst eingeschrieben und wollte beim Einzuge nicht zu Bosse, dem Kultusminister, auf dessen Balkon gehen, weil er dort Boetticher getroffen hätte! Als Stumm mich fragte, ob ich mich nicht auch einschriebe, antwortete ich, ich hätte es nicht nötig. Ich hatte bis 1 Uhr den Tag Budgetkommission, lief dann zu Henckel, wo ich leider zum Lunch zu spät, aber für den Einzug zurecht kam, und dort auf dem Balkon Gräfin Sierstorpff

---

[1]) Der Minister des Königlichen Hauses v. Wedel-Piesdorf. Die Gerüchte von einer Kanzlerkrise, die auch in die Presse übergingen, wurden indessen von der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" dementiert.

[2]) Es war die Berufung einer Kommission behufs Erörterung von Maßregeln zur Hebung und Befestigung des Silberwertes geplant, die dann auch am 22. Februar unter dem Vorsitz des Reichsschatzsekretärs Graf Posadowsky zusammentrat und bis zum 4. Juni tagte, freilich ohne greifbare Resultate zu zeitigen.

[3]) Am 26. Januar 1894 weilte bekanntlich Fürst Bismarck beim Kaiser in Berlin. Näheres darüber bei Penzler, a. a. O. V, 186 ff.

[4]) Flügeladjutant Graf Moltke, der am 22. Januar 1894 dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh ein kaiserliches Schreiben mit der bekannten Flasche Steinberger überbracht hatte. Er war übrigens nicht ein Bruder, sondern ein Neffe der Gräfin Eberhard v. Danckelmann, geb. Gräfin Moltke auf Groß-Peterwitz in Schlesien.

Digitized by Google

und Tochter, Frau v. Arnim-Kröchlendorff,[1]) Bill Bismarck, Heinrich Carolath[2]) und Frau, Graf Tschirschky[3]) und noch einige andre fand ...

Man hält Eulenburg für Caprivis Nachfolger, was mir sehr recht wäre. Es ist nicht ausgeschlossen, daß Herbert Bismarck dann Staatssekretär des Auswärtigen wird, vorausgesetzt, daß Boetticher, Marschall, Berlepsch usw. gehen. Herbert ist auch heute zur Gratulationscour und Galaoper befohlen und muß infolgedessen von Friedrichsruh, wohin er seinen Vater begleitete, noch in derselben Nacht wieder hierher fahren. Die ganze Sache war so überraschend gekommen, daß er hier gar keine ausreichende Uniformsachen hatte — er mußte sich schwarze Hosen von seinem Bruder Bill borgen und kam zu diesem Zwecke zu Henckel, wo ich ihn sprach —, später wurde aber Bill auch auf das Schloß zitiert und hat sich nun seinerseits Hosen von Henckel borgen müssen.

*

28. Januar 1894.

In den nächsten Tagen soll die Währungsenquete-Kommission zusammentreten. Von den Mitgliedern weiß ich außer mir bisher nur die Namen von Otto Arendt, Graf Mirbach und Bamberger.

Der Kaiser hat gestern zu Levetzow[4]) gesagt: „Nun hoffe ich doch, daß ihr euch anständig benehmt" — soll heißen: beim russischen Handelsvertrage. Ich hoffe, daß wir uns unanständig benehmen.

Bismarck ist sehr kontentiert von seiner hiesigen Anwesenheit, und wenn ich das mit der Betrübnis der andern kombiniere, so nehme ich doch an, daß sie zu etwas führen wird.

*

29. Januar 1894.

Hier beherrscht noch immer Bismarcks Anwesenheit die Situation. Caprivi, Boetticher, Marschall usw. sehen sehr niedergedrückt aus. Reichstag und Landtag machen kräftig in der agrarischen Politik, und in der Währungsfrage finden wir unvermutet Unterstützung von dem französischen Landwirtschafts-Zentralverbande, dessen Vorsitzender Méline,[5]) ein sehr einflußreicher Deputierter, verlangt, Frankreich solle die Initiative für die Doppelwährung ergreifen. Das kommt uns für die Enquete gut zustatten.

---

[1]) Malwine v. Arnim-Kröchlendorff, jüngere Schwester des Fürsten Bismarck.

[2]) Heinrich, Prinz zu Schönaich-Carolath, das bekannte Mitglied des Herrenhauses und Reichstages.

[3]) Graf v. Tschirschky-Renard, Besitzer der Fideikommißherrschaft Groß-Strehlitz in Schlesien.

[4]) Wirklicher Geheimer Rat v. Levetzow, der langjährige Präsident des Deutschen Reichstages.

[5]) Felix Jules Méline, bekannter französischer Staatsmann, Führer der schutzzöllnerischen Partei und Vorsitzender der Zollkommission, 1896 bis 1898 französischer Ministerpräsident.

Digitized by Google

Ich rede morgen in der großen Finanzfrage (Auseinandersetzung zwischen Reich und Einzelstaaten), und werde hoffentlich meinen guten Tag haben, da ich hinter Richter rede.[1])

Frankreich macht einen Getreidezoll von 7 Franken, während wir nur 3,50 haben!

*

31. Januar 1894.

Die politische Situation ist noch immer für Bismarck günstig. Prinz Heinrich ist begeistert für ihn, und der Kaiser geht in wenigen Tagen nach Friedrichsruh.[2]) Ich war heute zum Hofball befohlen, habe mich aber entschuldigt.

*

2. Februar 1894.

Hier steht noch immer die Bismarckfrage auf der Tagesordnung, und das beste Zeichen, daß die Dinge eine günstige Wendung nehmen, ist, daß sowohl der Fürst wie die Fürstin Bismarck sehr kontentiert sind. Graf und Gräfin Henckel fahren morgen nach Friedrichsruh.

In einigen Tagen ist großes Diner bei Caprivi, zu dem der Kaiser sich angesagt hat, und das ich glücklich vermeiden werde, weil ich nicht nur keine Karte bei Caprivi abgegeben, sondern es auch vermieden habe, seine mir zugeschickte Karte zu erwidern. Das Ganze ist natürlich nur angelegt, um wegen des russischen Handelsvertrages einen Druck auszuüben, dessen Scheitern noch immer wahrscheinlich ist, weil das Zentrum nicht für ihn zu stimmen wagt (aus Furcht vor den Agrariern und vor Bayern). Ich habe den Vorschlag gemacht, einen Zuschlagszoll für die Unterwertigkeit der Valuta Rußland gegenüber zu erheben, und hoffe, daß die Wirtschaftliche Vereinigung ihn annimmt. Aber die Regierung versteht nicht, daß dies der einzige Weg ist, den Vertrag zur sicheren Annahme zu bringen.

Bei dem russischen Vertrage wird die große Rechte wieder geschlossen stimmen (sie machen es zur Fraktionssache). Bei uns werden wieder dreiundzwanzig gegen fünf Stimmen sein, die von Stumm regiert werden.

Ueber die Währungsenquete verlautet noch nichts Näheres. Inzwischen spitzen sich die Dinge in England so zu, daß unser dortiger Freund Hermann Schmidt, der sonst immer pessimistisch war, schreibt: Gladstones Sturz stehe nahe bevor,[3]) und Balfour werde dann unbedingt die Doppelwährung für Indien und England bringen.

*

[1]) Im Gegensatz zu dem Abgeordneten Richter trat Kardorff in seiner Reichstagsrede vom 30. Januar 1894 aufs wärmste für den Grundgedanken der großen Finanzvorlage, das Reich von den Matrikularbeiträgen der Einzelstaaten unabhängig zu machen, ein. Vgl. Sten. Ber. S. 934 ff.

[2]) Der Besuch des Kaisers in Friedrichsruh erfolgte erst am 19. Februar 1894.

[3]) Er erfolgte in der Tat im März 1894. Balfour, der in dem auf Gladstone folgenden Kabinett Salisbury wieder das Amt des ersten Lords im Schatzamt übernahm, hat freilich die von den Bimetallisten auf ihn gesetzten Hoffnungen nicht erfüllt.

Digitized by Google

6. Februar 1894.

In die Währungsenquete sind O. Arendt, Graf Mirbach und ich einberufen, ferner Bamberger und Büsing.[1]) Mirbach hat lange mit Posadowsky[2]) konferiert, und diesen haben wir ganz für uns. Daneben sind vortreffliche Nachrichten aus England. Gladstones Fall erwartet man in wenigen Wochen, und Chaplin, Balfour und Salisbury haben die Einführung der Doppelwährung für England und Indien auf ihr Programm geschrieben.

Noch früher wie Gladstone stürzt hoffentlich Caprivi. Der Kaiser scheint endlich dahinter gekommen zu sein, daß es mit ihm nicht geht. Gestern war großes Kaiserdiner bei Caprivi.[3]) Außer Stumm und dem Präsidenten waren nur Nullen anwesend, da wir ihn sozial völlig schneiden, zu Stumms großer Betrübnis, der sich die erdenklichste Mühe gibt, mich dazu zu bringen, bei ihm Karten abzugeben; sogar Rickert war schon zu demselben Zwecke bei mir.

Ich will heute zu Henckel gehen, um etwas von Friedrichsruh zu hören. Schuwalows Toast auf Caprivi beim Kaisergeburtstagsdiner scheint auf direkte Anordnung von Petersburg erfolgt zu sein. Russen, Sozialdemokraten, Polen, Freisinnige haben eine tolle Angst, daß Bismarck wieder Einfluß gewinnt.

*

9. Februar 1894.

Heute hatte ich eine lange Konferenz bei Posadowsky wegen der Währungsenquete. Die Zusammensetzung ist bis jetzt gut für uns. Die Wahl einiger Sachverständiger steht noch aus ... Stumm hat abgelehnt, was mir lieb ist.

Das Schicksal des russischen Handelsvertrags ist noch immer gleich unsicher. Wenn die Regierung in der Währungsfrage gut ist, so bekommt sie ihn. Andernfalls ist sie darauf angewiesen, das Zentrum zu erkaufen, denn bis jetzt bleiben ihr sichere Gegner die einhundertfünfundsechzig Stimmen, welche gegen den rumänischen Vertrag waren, und weitere zwanzig bis dreißig Stimmen, die gegen den russischen Vertrag vereidigt sind.

*

11. Februar 1894.

Der Kaiser wirbt jetzt auf Diners sehr unvorsichtig für den russischen Handelsvertrag. Er hätte es gar nicht nötig. Denn wenn die heute von der Regierung beantragte Aufhebung des Identitätsnachweises, die wir schon vor Jahren verfochten haben, durchgeht, so ist der Vorteil für die Landwirtschaft

---

[1]) Reichstagsabgeordneter Bankdirektor Otto Büsing, eine bekannte Goldwährungsautorität.

[2]) Graf Posadowsky-Wehner, Staatssekretär des Reichsschatzamts, später Nachfolger des Ministers v. Boetticher als Staatssekretär des Innern.

[3]) Nach den Blättermeldungen hätte der Kaiser in der Tat auf dem Kanzlerdiner am 5. Februar die Erwartung ausgesprochen, daß Patriotismus und Bewußtsein der Verantwortlichkeit den Reichstag zur Annahme des russischen Handelsvertrages veranlassen werde. Der Reichstagspräsident v. Levetzow verteidigte die ablehnende Haltung der Konservativen.

Digitized by Google

größer als der Nachteil der Herabsetzung des Zolles. Ob aber diese Aufhebung eine Majorität findet, ist mehr als zweifelhaft, und fällt sie, so bleibt das Schicksal des Handelsvertrages auch zweifelhaft. Caprivis Stellung gilt übrigens für unhaltbar, auch wenn der Vertrag durchgeht.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Berlin, den 13. Februar 1894.

Der heutige Artikel der „Hamburger Nachrichten“[1]) wird hier sehr verschieden interpretiert. Die einen sehen darin einen Angriff gegen den Kaiser (Beeinträchtigung der freien Entschließungsfähigkeit des Reichstages), die andern, zu denen ich gehöre, suchen darin das Signal, daß der Fürst sich für Annahme des Handelsvertrages erklären werde.

Ich setze voraus, daß dabei Kompensationen eintreten, und würde allerdings die Befreiung von dem heutigen unfähigen Personal für die einfachste Kompensation erachten.

Unter allen Umständen würde ich aber der ganzen Stimmung in agrarischen und konservativen Kreisen gegenüber es für sehr wünschenswert halten, daß der Fürst, sobald er den Zeitpunkt für geboten erachtet, die Parole klar und bestimmt ausgibt.

Es liegt noch heute so, daß, wenn der Fürst sich gegen den Handelsvertrag ausspricht, die Annahme sehr zweifelhaft ist (obschon ich an sie glaube), daß aber, falls er die Annahme befürwortet, diese mit einer glänzenden Majorität gesichert ist, trotz des Bundes der Landwirte und trotz der bayerischen Stimmen.

Im Bundesrate scheint es über die Frage der Staffeltarife[2]) zu ernsten Differenzen mit Bayern zu kommen und, wie man behauptet, wegen Ueberschreitung der Kompetenzen des Reichskanzlers durch Zusagen in dieser Frage auch zu ernsthaften Differenzen zwischen dem preußischen Staatsministerium und der Reichsverwaltung.

Ich teile Ihnen dies in der Hoffnung mit, einige Zeilen Antwort auf meine Frage zu erhalten, ob Sie es für nützlich halten, wenn ich über die

---

[1]) Ueber den russischen Handelsvertrag hatte sich Bismarck in den „Hamburger Nachrichten“ am 9. (nicht am 13. Februar; ob das Datum des Briefes verschrieben ist?) ausgelassen. Der Artikel erkannte an, daß der russische Handelsvertrag das notwendige Ergebnis der ersten Handelsverträge mit Oesterreich usw. sei, die Bismarck nach wie vor als verhängnisvoll ansah. Unter solchen Umständen vermied Bismarck jetzt eine scharfe Stellungnahme; doch beklagte er lebhaft, daß der Vertragsentwurf von neuem den Bruch zwischen den landwirtschaftlichen und industriellen Interessen herbeiführen müsse.

[2]) Ueber die Frage der Aufhebung der sog. Getreidestaffeltarife vom 1. September 1891, d. h. der in Form einer fallenden Skala eingeführten Tarifermäßigung für Getreide, Hülsenfrüchte und Mühlenprodukte, gab der Eisenbahnminister Thielen am 21. Februar im Abgeordnetenhause eine auf die demnächstige Berufung des Landeseisenbahnrats hinweisende Erklärung ab. (Siehe dieselbe bei Schultheß, Europäischer Geschichtskalender 1894, S 68 f.) Der Landeseisenbahnrat sprach sich dann am 6. März für die Aufhebung der Staffeltarife aus.

Digitized by Google

Stimmungen und die Situationen hier einige Zeilen an den Fürsten richte, oder ob Sie mir raten, es nicht zu tun, eventuell ob Sie selbst ihm eine Mitteilung machen wollen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 14. Februar 1894.

Hier geht alles in altem Geleise fort. Der Kaiser hat gestern bei Eulenburg den Konservativen gesagt, er betrachte es als ihre Pflicht, sich beim russischen Vertrage mindestens der Abstimmung zu enthalten, worauf ihm Kanitz erwiderte, das wäre der sicherste Weg, die konservative Partei von Grund aus zu ruinieren. Inzwischen geht der Kaiser in wenigen Tagen nach Friedrichsruh, und dann wird man ja wissen, wie die Chancen stehen. Caprivi schickt jetzt einen Tag um den andern Boten an mich, ob ich nicht bei ihm Karten abgeben wollte, er habe das Bedürfnis, mit mir zu verhandeln. Ich erwidere immer, daß ich durchaus nicht das gleiche Verlangen trüge. Heute fragte mich endlich Stumm, ob ich kommen würde, wenn Caprivi mir mitteilte, daß er mich zu sprechen wünsche, worauf ich erwiderte, sobald Caprivi diese Mitteilung mir als Vorsitzenden der Budgetkommission zugehen ließe, hielte ich mich verpflichtet, derselben nachzukommen; aber wenn sie mir als Abgeordnetem zuginge, würde ich sie ablehnen, worüber Stumm sehr betrübt war. Bronsart[1]) ist in der Budgetkommission vorzüglich, sehr höflich, aber sehr bestimmt.

Gestern wurde die Frage der gemischten Ehen durch das Zentrum aufgetan wegen der bekannten Kabinettsorder Friedrich Wilhelms IV., die Offizieren verbietet, ein eidliches Versprechen für katholische Kindererziehung abzugeben. Da von evangelischer Seite niemand sprach, so ergriff ich das Wort und führte aus, die Kabinettsorder wäre allerdings antiquiert, durch die Verfassung vielleicht aufgehoben und ganz überflüssig, denn wenn ein Offizier durch Abgabe eines solchen Versprechens sich um die Achtung seiner Glaubensgenossen gebracht habe, würde der oberste Kriegsherr schon deswegen genötigt sein, ihn zu verabschieden. Nachher kamen die Zentrumsleute zu mir und sprachen mir ihre persönliche volle Sympathie mit meinen Anschauungen aus, wenn schon sie natürlich aus politischen Gründen fordern müßten, daß der Staat sich darum gar nicht kümmere. Bronsart benahm sich dabei sehr taktvoll und vergab sich nichts.

Mit den Sozialdemokraten in der Kommission, Bebel, Singer und Meister[2]), werde ich vorzüglich fertig. Sie folgen meinen geschäftlichen Anordnungen ganz willig und unterstützen bei jeder Gelegenheit meine Autorität als Vorsitzender!

*

16. Februar 1894.

Hier ist alles ganz kunterbunt. Bayern, Hessen und Württemberg machen wegen des russischen Handelsvertrages Schwierigkeiten, und das ist wohl der

[1]) General Bronsart v. Schellendorff, der neue Kriegsminister.

[2]) Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Hannover (Stadt).

Digitized by Google

innere Grund, weshalb der Kaiser übermorgen nach Friedrichsruh fährt, um sich dort Rat zu holen.[1]) Die Stimmung der Konservativen ist sehr unwirsch. Bismarck rät, den russischen Vertrag nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, aber auf Kompensationen für die Landwirtschaft zu dringen. Ob diese zu erreichen sind (Aufhebung des Identitätsnachweises), ist aber ganz zweifelhaft.

*

17. Februar 1894.

Das Schicksal des russischen Vertrages ist nach wie vor zweifelhaft. Caprivi entsendet jetzt beinahe täglich einen andern zu mir, um mit mir zu verhandeln, ob ich nicht in persönlichen Verkehr mit ihm treten wolle (nacheinander Rickert, Stumm, Boetticher, Lerchenfeld);[2]) ich lehne es aber immer mit größter Seelenruhe als völlig nutzlos ab und beschränke mich darauf, zu erwidern: Wenn er mich als Vorsitzenden der Budgetkommission zu sprechen wünsche, so sei ich verpflichtet, bei ihm anzutreten, aber auf sonstigen persönlichen Verkehr müßte ich verzichten, und ich würde auch nur über Dinge Auskunft geben, welche die Budgetkommission unmittelbar angingen.

Um die Polen für die russischen Verträge zu kaufen, hat man ihnen geradezu wahnwitzige Konzessionen gemacht, die polnischen Rekruten, die bis jetzt unter die deutschen Regimenter verteilt wurden, nur im V. Armeekorps zu lassen. Sie brauchen also künftig nur ihre Offiziere totzuschießen, um eine polnische Nationalarmee zu haben, die bei einem französischen Kriege uns in den Rücken fällt.

Am 19. geht der Kaiser nach Friedrichsruh; hoffentlich wird dort die Situation geändert.

*

19. Februar 1894.

Ich war gestern mit Mirbach in Schönhausen. Heute fährt der Kaiser nach Friedrichsruh, wohin Herbert nicht geht (auf unser Zureden), damit der Kaiser Bismarck allein hat.

Auf einem Diner bei Stephan[3]) ist Caprivi wieder für alle Konservativen Luft gewesen, und Mirbach erzählte sehr komisch, wie er sich eigentlich bei dem Herumstehen vor und nach Tisch nirgends habe hinwenden können, ohne daß ihm die Hälfte der Zusammenstehenden den Rücken zugekehrt habe. Der Kriegsminister, der ihm bei Tisch gegenübergesessen hat, hat ganz laut über Tisch gesagt, er habe Halm und Ar[4]) und wisse ganz genau, wie miserabel es der Landwirtschaft gehe.

*

[1]) Der Kaiser hat bei seinem Besuch in Friedrichsruh am 19. Februar bekanntlich politische Fragen nicht berührt. Vgl. Kardorffs Brief vom 22. Februar.

[2]) Der bayerische Gesandte Graf Lerchenfeld.

[3]) Der bekannte Staatssekretär des Reichspostamts.

[4]) Bekanntlich hatte Caprivi sich im Reichstag damit gebrüstet, er besitze weder Ar noch Halm.

Digitized by Google

Undatiert; 22. Februar 1894.

Gestern abend war die Eröffnungssitzung der Währungskommission.[1]) Wir fahren gut und glücklich, obgleich man uns perfiderweise in die Minderheit gesetzt hat; aber ich erklärte sofort, auf Abstimmungen würden wir uns nicht einlassen, sondern immer unsre Gutachten getrennt abgeben. Graf Mirbach schied auf Verabredung aus, um der Außenwelt unsre ungenügende Vertretung bemerkbar zu machen.

Der Kaiser hat mit Bismarck nur militärische Sachen gesprochen; gleichwohl ist Bismarck von dem Besuche befriedigt.[2])

*

25. Februar 1894.

Der Kaiser ißt jetzt alle Augenblicke bei Ministern, und es werden dort nur Abgeordnete eingeladen, von denen man annimmt, daß auf sie für den russischen Handelsvertrag einzuwirken ist. Bei den Konservativen ist das vergebens, und bei uns auch. Wir haben fünf bis sechs Stimmen für den Vertrag und dreiundzwanzig dagegen. Stumm ist sehr unglücklich darüber, macht alle möglichen Witze; z. B. will er den Vertrag in die alte Handelsvertragskommission verweisen, weil er in dieser sitzt, und das Zentrum in ihr zur Hälfte pro und zur Hälfte kontra vertreten ist, in Wirklichkeit stellt das Zentrum siebzig Stimmen Nein und nur zwanzig Ja.

Die Stimmung im allgemeinen ist so schlecht als möglich; es wird mehr geschimpft wie jemals ...

In der Budgetkommission wird kräftig gestrichen; namentlich finden alle Forderungen, die Seine Majestät für seine Privatanschauungen erhebt, keine Gnade, und die Notwendigkeit strenger Sparsamkeit hat noch niemals einen ähnlichen praktischen Ausdruck gefunden.

*

28. Februar 1894.

Wir stecken mitten in den Handelsvertragsdebatten. Ich habe gestern recht glücklich geredet,[3]) besser, wie es aus den Zeitungen ersichtlich ist, die mich wie gewöhnlich wegen der bimetallistischen Ausführungen schlecht behandeln.

Der Handelsvertrag geht sicher durch, wahrscheinlich mit ziemlicher Majorität, nachdem die Regierung die Aufhebung des Identitätsnachweises in eine Form gebracht hat, welche dem deutschen Getreide eine Exportprämie von 3 Mark 50 Pfennig, also eine sehr ausreichende Kompensation für die Landwirtschaft verbürgt.

Ich werde aus prinzipiell schutzzöllnerischen Gründen, weil die Bindung der landwirtschaftlichen Zölle auf zehn Jahre erfolgt und die Währungsfrage

---

[1]) Vgl. darüber Schultheß' Europäischer Geschichtskalender, Jahrgang 1894, S. 69. Das. auch die Liste der Teilnehmer.

[2]) Ueber den Besuch des Kaisers in Friedrichsruh am 19. Februar 1894 vgl. Penzler, a. a. O., V, 212 ff.

[3]) Kardorffs Reichstagsrede vom 27. Februar. Sten. Ber. S. 1445 ff.

Digitized by Google

noch nicht gelöst ist, gegen den Vertrag stimmen, ohne meine prinzipielle Stellung könnte ich ebensogut dafür stimmen.

Unter Bismarck hätten wir den russischen Handelsvertrag glatt angenommen, weil wir zu ihm das Vertrauen hätten haben können, er würde die Landwirtschaft nie im Stiche lassen. Alle Redner: Mirbach, der nach meinem Gefühle zu breit sprach, sonst vorzüglich boshaft, Lutz,[1]) der sehr grob war, Dr. König (Antisemit), bezogen sich permanent auf Bismarck und feierten ihn im Gegensatz zu Caprivi.[2])

Die Budgetkommission streicht namhaft weiter.

Für die Tribünenbilletts auf dem Reichstage ist jetzt eine große Nachfrage; es ist immer gepfropft voll. Die Debatten gestern und vorgestern waren auch sehr interessant. Bennigsen sprach wie gewöhnlich gut, nur zu endlos lange, anderthalb Stunden, und das ermüdet selbst bei dem besten Redner.

*

4. März 1894.

In der Budgetkommission kommen jetzt alle Ressorts dahinter, daß es sehr unbequem ist, wenn die Rechte der Regierung ihre Unterstützung versagt. Im russischen Handelsvertrage hat die Regierung einen geschickten Coup mit der Aufhebung des Identitätsnachweises gemacht, vorausgesetzt, daß diese die Majorität im Reichstag findet.

Der Zwiespalt zwischen Caprivi und dem preußischen Staatsministerium und der Zerfall des Bundesrats usw. treten immer klarer zutage. Ob Caprivi aber stürzt oder Miquel,[3]) bleibt zweifelhaft.

*

8. März 1894.

Ich überlege mir immer mehr, ob ich mein Reichstagsmandat nicht niederlegen und mich in den Landtag zurückziehen soll. Im Reichstage regieren doch Zentrum, Freisinn und Sozialdemokratie unumschränkt und sichern Caprivi unter allen Umständen eine Majorität. Wenn dieser also nicht stürzt (der Kampf zwischen ihm und Miquel wogt heftig hin und her), so ist alles Arbeiten umsonst, aber vielleicht behalten doch diejenigen recht, welche behaupten, er würde gehen, und zwar in wenigen Wochen.

Die „Kladderadatsch"-Geschichte[4]) hast Du wohl nicht verfolgt? Derselbe

---

[1]) Gutsbesitzer Friedrich Lutz, Vertreter des V. Mittelfränkischen Reichstagswahlkreises.

[2]) Am 1. März 1894 wurde der russische Handelsvertrag nach Schluß der ersten Lesung an eine Kommission verwiesen.

[3]) Ende Februar hatten Berliner Blätter Nachrichten über einen Gegensatz zwischen Caprivi und Miquel, der als Gegner der Handelspolitik der Reichsregierung bezeichnet wurde, gebracht. Trotz eines scharfen Dementis der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" dauerten die Erörterungen darüber fort.

[4]) Anfang 1894 erschienen im „Kladderadatsch" heftige Angriffe gegen zwei höhere Beamte des Auswärtigen Amtes, die Herren v. Kiderlen-Wächter und v. Holstein, die schließlich zu einem Duell zwischen Kiderlen-Wächter und Dr. Polstorff, dem Redakteur

Digitized by Google

hat zwei Herren des Auswärtigen Amtes schlimmer Dinge beschuldigt. Um die Aussöhnung zwischen Kaiser und Bismarck zu hintertreiben, sollen sie selbst Artikel gegen den Kaiser in Blätter gebracht und dem Kaiser dann, als von Bismarck verfaßt, gezeigt haben. Aber die beiden Herren Holstein und Kiderlen klagen unter keinen Umständen, weil, wie man sagt, der „Kladderadatsch" die Beweise in der Hand hat. Die Sache macht enormes Aufsehen.

*

11. März 1894.

Die letzte Woche war durch den mit vierundfünfzig Stimmen Majorität[1]) angenommenen Handelsvertrag sehr arbeitsreich. Die Aufhebung des Identitätsnachweises, für die ich seit vielen Jahren kämpfe, wird hoffentlich für die Landwirtschaft etwas Kompensation sein. Stumm hat dies mit großer Energie durchgesetzt, ebenso die Aufhebung der Staffeltarife, für Schlesien eine gleichgültige Sache.

Viele interessante Zwischenfälle sind zu verzeichnen: das Austreten des Grafen Dönhoff[2]) aus der konservativen Fraktion, nachdem er auf Andringen des Kaisers den Versuch gemacht hatte, sich sein Versprechen, gegen den Handelsvertrag zu stimmen, von seinen Wählern zurückgeben zu lassen. Das Kaisertelegramm an den Grafen Dönhoff lautet: „Bravo, Sie haben sich als echter Edelmann bewährt!" Die Nationalliberalen, welche ein gleiches Versprechen abgegeben hatten, haben dasselbe ehrlich gehalten (obschon viele mit großen Schmerzen), Graf Dönhoff nicht!

Für das Begasdenkmal werden statt 8 nur 4 Millionen bewilligt.[3])

*

6. April 1894.

Die Situation ist hier unverändert. Das Vertrauen auf den Fortgang Caprivis besteht noch, aber ohne äußerliche Merkmale. Meine Interpellation[4]) kommt erst heute vor.

Die „Kladderadatsch"-Geschichte spinnt sich immer weiter, ohne daß irgendetwas in Aussicht stände von Klage usw. Sie wird mit der Zeit langweilig. Bismarck soll ganz hervorragend frisch und munter sein, auch körperlich. Marschall

---

des „Kladderadatsch" führten. Eine volle sachliche Klärung des Falls ist bis auf den heutigen Tag nicht erfolgt.

[1]) Am 10. März war bei der zweiten Beratung des russischen Handelsvertrages Art. 1 des Vertrages in namentlicher Abstimmung mit 200 gegen 146 Stimmen angenommen worden.

[2]) Graf Dönhoff-Friedrichstein, Reichstagsabgeordneter für den Landkreis Königsberg und Mitglied des Herrenhauses.

[3]) Am 14. März bewilligte der Reichstag die erste Rate zur Errichtung des Nationaldenkmals, dessen Gesamtkosten auf 4 Millionen festgesetzt wurden.

[4]) Kardorff hatte an die im Bundesrat beantragte Neuausprägung von 22 Millionen Reichssilbermünzen die Interpellation geknüpft, ob eine Aenderung des Münzgesetzes von 1873 geplant sei. Die Anfrage wurde von dem Staatssekretär Graf Posadowsky verneinend beantwortet.

Digitized by Google

hat sich jetzt sehr hinter die Währungsfrage gelegt, und ich habe mich mit O. Arendt nach längeren Kämpfen, in denen er mir schließlich Modifikationen seiner Vorschläge zugestand, geeinigt.

*

29. April 1894.

Im Abgeordnetenhause sind die Debatten sehr wenig ansprechend. Das Gezänk beim Kirchengesetz zwischen Stöcker und Eynern resp. Eneccerus war sehr unerquicklich.[1]) Wir wollten die Bestimmungen darüber, wer als Mitglied der Kirchengemeinde zum Kirchenrate resp. zur Kirchenvertretung wählen darf, nicht den kirchlichen Organen allein überlassen, um Extravaganzen zu verhüten, hielten aber die Frage nicht für wichtig genug, um unsre Zustimmung zu dem Gesetze von der Annahme unsres Antrages abhängig zu machen und stimmten trotz der Ablehnung einstimmig für das ganze Gesetz.

Unser Antrag wurde nur durch die Zentrumsstimmen geworfen. Die Mehrheit der evangelischen Stimmen war für denselben. Zur dritten Lesung werde ich wahrscheinlich noch reden.

Die Landwirtschaftskammern[2]) kommen wahrscheinlich nicht zustande; ebenso fällt der 40-Millionen-Kanal.[3])

*

18. Mai 1894.

Wir werden, nachdem wir die Kanalvorlage heute glücklich geworfen, nun die Landwirtschaftskammern nach den von Zedlitz und mir formulierten Vorschlägen wahrscheinlich durchbringen, nachdem ich die schwierigen Verhandlungen mit den Deutschkonservativen glücklich zu einer Vereinbarung geführt habe.[4]) Stengel[5]) sprach recht gut und schneidig gegen die Kanalvorlage.

*

[1]) Ueber den im Abgeordnetenhaus eingebrachten Gesetzentwurf zur Abänderung der evangelischen Kirchen- und Synodalordnung war es in der Sitzung vom 28. April zu scharfen und schließlich sehr peinlichen Auseinandersetzungen zwischen den nationalliberalen Abgeordneten v. Eynern und Eneccerus und dem Abgeordneten Stöcker gekommen. Der Kampf drehte sich vor allem um die Bestimmung, daß schon ein Beschluß der Generalsynode genügen solle, das kirchliche Wahlrecht abzuändern.

[2]) Am 18. Januar 1894 hatte der Landwirtschaftsminister v. Heyden im Abgeordnetenhaus einen Gesetzentwurf über die Einführung von Landwirtschaftskammern vorgelegt. Bei der Beratung kam es zu Schwierigkeiten, besonders über das Wahlrecht zu den Kammern; nach den Sitzungen vom 24. und 25. April schien das Zustandekommen des Gesetzes ernstlich gefährdet.

[3]) Am 21. April war im Abgeordnetenhause die Vorlage wegen des Dortmund-Rhein-Kanals eingebracht worden, die aber auf den geschlossenen Widerstand der östlichen Agrarier stieß und am 18. Mai mit 186 gegen 116 Stimmen abgelehnt wurde.

[4]) In der Tat wurde das Gesetz über die Landwirtschaftskammern am 22. Mai in der durch Kardorffs Bemühungen zustande gekommenen konservativ-liberalen Kompromißfassung angenommen.

[5]) Der freikonservative Abgeordnete Konsul a. D. und Bergwerksbesitzer Stengel stellte sich in seiner Rede vom 17. Mai auf den Standpunkt, daß „in einer Zeit, wo wir

Digitized by Google

22. Mai 1894.

Miquel ist unsre ganze bimetallistische Hoffnung mit Posadowsky zusammen, der bis jetzt gut ist. Leider ist an die Stelle des erkrankten Schorlemer[1]) Schalscha in die Kommission eingerückt, der leicht zu heftig und grob wird.

Die Landwirtschaftskammern haben wir sehr verständig mit den Nationalliberalen und den Deutschkonservativen zurechtgemacht, denen beiden zuletzt nichts übrigblieb, als unsre Vorschläge anzunehmen, ein sehr hübscher Erfolg unsrer Fraktion.

*

26. Mai 1894.

Seine Majestät hat sich in Pröckelwitz gegen Dohna[2]) sehr nett über Bismarck ausgesprochen, der es weitererzählt hat, und einen nicht genannten Herrn aus der Umgebung scharf angelassen, weil dieser etwas gegen Bismarck vorgebracht hatte, den er von ganzem Herzen liebe und verehre, und mit dem er nie wieder auseinandergehetzt werden könne und wolle. Dagegen hat er ihn bisher über politische Dinge noch nicht befragt ...

Der Kaiser hat Rominten (Hochwildjagd) aufgegeben, was man hier dahin deutet, daß vielleicht ein Krach im Ministerium droht (Eulenburg, Miquel, Bronsart kontra Caprivi, Heyden, Berlepsch).

*

30. Mai 1894.

Der große Krach zwischen Reichskanzler und preußischem Staatsministerium scheint munter fortzugehen. Caprivi ist wütend, daß Kanitz, Ad. Wagner und Gamp, die er für seine schlimmsten persönlichen Feinde hält, in die unter Heyden tagende Agrarkommission[3]) einberufen sind, welche die Zustände der Landwirtschaft untersucht. Aber der Kaiser soll bis jetzt überhaupt noch keinen Minister gesprochen haben.

Kardorff an den Reichstagsabgeordneten Otto Arendt

Wabnitz, den 5. Oktober 1894.

Nach meinen Nachrichten ist Schwenkung in Polenfrage Tatsache, und wird eine Verschärfung des Strafgesetzbuches kontra Anarchismus[4]) vorgeschlagen werden — und Caprivis Stern ist eben in rapidem Sinken.

---

ein viel besseres, regelmäßiger wirkendes und allenthalben besser hingelangendes Verkehrsmittel haben, die Eisenbahnen, der Bau von großen Binnenschiffahrtskanälen überhaupt ein Anachronismus sei".

[1]) Freiherr v. Schorlemer-Alst, der bekannte Zentrumsabgeordnete.

[2]) Im Mai 1894 weilte der Kaiser zu einem Jagdaufenthalt in Pröckelwitz bei dem Grafen zu Dohna-Schlobitten.

[3]) Vom 28. Mai bis 1. Juni tagte in Berlin unter dem Vorsitz des Landwirtschaftsministers v. Heyden eine Landwirtschaftliche Konferenz zur Beratung über die Ursachen und Abhilfe der landwirtschaftlichen Krisis. Das Verzeichnis der Teilnehmer, unter denen jedoch der freikonservative Abgeordnete Gamp nicht figuriert, siehe bei Schultheß, Europäischer Geschichtskalender, Jahrgang 1894, S. 123.

[4]) Seit der Kaiser in seiner Königsberger Rede (6. September) sein „Auf zum Kampf

Digitized by Google

Ich habe neulich Limburg-Stirum für die Idee zu interessieren gesucht, eventuell eine Adresse des Landtages an Seine Majestät zuwege zu bringen (von möglichst allen Parteien), um Seine Majestät zu bitten, die Personalvereinigung zwischen Reichskanzler und Ministerpräsidenten wiederherzustellen. Es würden dazu intime, diskrete Vorbesprechungen zwischen Eugen Richter und Huene oder Lieber und den Chefs der Kartellparteien nötig sein, denn eine Partei allein kann nie die Initiative ergreifen. Limburg war abgeneigt, wollte aber überlegen.[1])

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Wabnitz, den 21. November 1894.

Daß die Wiedervereinigung von Ministerpräsidenten und Reichskanzler erreicht und Caprivi beseitigt erscheint, ist ja an sich sehr erfreulich; wenn aber Chlodwig Hohenlohe nur ausersehen ist, um Philipp Eulenburg[2]) Platz zu machen, wenn Marschall und Holstein die auswärtige Politik weiter bearbeiten, Boetticher und Berlepsch die Sozialdemokraten nach wie vor beschützen usw., so bleibt noch viel zu erstreben, ehe die Verhältnisse gesunden können.

Wie die übrigen Minister einschließlich unsers Freundes Miquel beim Abgang des Kanzlers und des Ministerpräsidenten ruhig auf ihren Plätzen bleiben konnten, statt in corpore ihre Demission einzureichen, ist mir vom konstitutionellen Standpunkte aus ganz unverständlich, und schön ist es wahrlich nicht, wenn Lucanus[3]) mit der seidenen Schnur dann erst zu den einzelnen herumgeschickt wird ...

Sollten Sie nach Varzin gehen, so bitte ich, daß Sie Ihrem Vater meine Empfehlungen übermitteln und, sobald die Uebersiedlung nach Friedrichsruh geglückt ist, mir seine Erlaubnis erwirken, ihn dort aufzusuchen.

---

für Religion, für Sitte und Ordnung gegen die Parteien des Umsturzes!" gerufen hatte, schwebten Erörterungen und Erwägungen in der Richtung der dann am 6. Dezember eingebrachten Umsturzvorlage. Seit Oktober war in der Presse viel von einem Gegensatz zwischen Caprivi, der angeblich keine Neigung gehabt hätte, im Reichstage eine Aktion gegen den Umsturz zu beginnen, und Eulenburg, dem Befürworter entschiedener Maßregeln, die Rede. Bekanntlich ist aus diesen Presseerörterungen der Anlaß zu der gleichzeitigen Verabschiedung Caprivis und Eulenburgs (26. Oktober) erwachsen.

[1]) Zu einer solchen Adresse des Landtags an den Kaiser ist es nicht gekommen. Bei der Ernennung Hohenlohes zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten (29. Oktober) wurde die seit 1892 bestehende Trennung beider Aemter im Sinne Kardorffs wieder beseitigt.

[2]) Graf Philipp zu Eulenburg, seit 1894 Gesandter in Wien, galt schon bei Hohenlohes Ernennung vielfach als der „kommende Mann".

[3]) Der bekannte Chef des Zivilkabinetts.

Digitized by Google

Die russische Revolution und ihre Aussichten

Von

Geh. Rat Prof. Dr. Schiemann (Berlin)

Die russische Revolution ist jetzt wenig über einen Monat alt, und man kann sich heute nicht nur ein Bild ihrer Vorgeschichte und ihres bisherigen Verlaufs, sondern auch ihres wahrscheinlichen Ausganges machen.

Daß die Teilnahme Rußlands am Weltkriege ihren Abschluß durch eine Revolution finden solle, war von Anbeginn der wesentlichste Punkt im Programm der revolutionären Organisationen im Lande, wie der in der Fremde lebenden russischen Emigranten. Dieser Zukunftsperspektive stand die der liberalen und radikalen Parteien in der Duma gegenüber, die gleichfalls vom Ausgang des Krieges eine durchgreifende Wandlung der politischen Zustände des Reiches erwarteten. Ihre Ideale lagen im französischen und englischen Abendlande und ihr Ziel war die Herstellung eines parlamentarischen Regiments. Sie waren höchst verstimmt über die Regierung des Zaren, aber ursprünglich weder antimonarchisch noch antidynastisch. Diejenigen, die von ihnen zumeist links standen, scheinen allerdings an die Möglichkeit einer Ersetzung Nikolaus' II. durch seinen Bruder Michael gedacht zu haben, feste Pläne bestanden jedoch nicht. Diese Partei, die in den Reihen der Duma und in den Landschaftsversammlungen (den Semstwos) sowie in den Vertretungskörpern der Städte ihre Vertreter hatte, war durchaus nationalistisch gesinnt und hat vornehmlich die Deutschenhetze der Regierung nicht nur mitgemacht, sondern nach Möglichkeit zugespitzt.

Eine ganz andre Richtung vertrat der Zar und was sich aus den Reihen der hohen Beamtenschaft und des Hofes um ihn gruppierte. Nikolaus II. wollte, wie er seinem Vater Alexander an dessen Totenbette versprochen hatte, vor allem die Selbstherrschaft des Zarismus ungeschmälert auf seinen Nachfolger übertragen und stand den Bestrebungen der Revolutionäre ebenso feindselig gegenüber wie den parlamentarischen Bestrebungen der Liberalen. In den Krieg war er gedrängt worden einerseits durch den Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, anderseits durch den Kriegsminister Ssuchomlinow und durch den Minister des Innern Maklakow. Der Mann, der bisher ein Gegengewicht gegen diese treibenden Kräfte ausgeübt hatte, der berüchtigte Mönch Rasputin, war in den entscheidenden Tagen nicht in Petersburg. Nikolaus II. wurde mit dem Gespenst der drohenden Revolution geschreckt, man gewann ihn für den Gedanken, daß nur ein Krieg ihren Ausbruch verhüten könne. Der Sieg sei dank der ungeheuren zahlenmäßigen Uebermacht der Entente sicher, danach aber werde der siegreiche Zar ohne große Schwierigkeit mit Liberalen und Revolutionären aufräumen können. Daß diese Erwägungen durchschlugen, ist sicher. Auch hat Nikolaus II. sich während des

Digitized by Google

ganzen Verlaufs des Krieges zu keinem Zugeständnisse verstanden und alle liberalen Elemente von leitenden Stellungen ferngehalten. Alle Gouverneursposten und ebenso die Posten der kommandierenden Generale wurden mit Männern besetzt, die auf den absoluten Zaren eingeschworen waren. Das Verhängnis Nikolaus' II. war das sittenlose Treiben des von ihm sowie namentlich von der Zarin begünstigten Rasputin. Die Duma, die alle Gewalttaten der Regierung gegen die Fremdvölker und die drakonischen Maßregeln gegen Sozialisten und Revolutionäre unterstützte, entrüstete sich über das Treiben Rasputins und bemächtigte sich einer Reihe von ärgerlichen Unterschlagungsprozessen, um einzelne Mitglieder der Regierung so bloßzustellen, daß Nikolai sie fallen lassen mußte. Stürmer und Sjuchomlinow, der Prozeß gegen Manuilow wurden die großen Sensationen des Tages, es folgte das Zerwürfnis Nikolaus' mit dem Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch, wie denn überhaupt die ganze Sippe der Großfürsten viel Anstoß erregte und keineswegs als eine Stütze der Monarchie gelten konnte. Die Ermordung Rasputins durch den Fürsten Jussupow und den bekannten ehemaligen Konservativen Purischkewitsch, die überall, mit alleiniger Ausnahme des Hofes, jubelnd begrüßt wurde, ist eines der letzten Symptome der sich vorbereitenden Abwendung von Nikolaus II. gewesen. Der Zar klammerte sich zuletzt an einen liberalen Renegaten, Protopopow, und als dieser der mächtigste Mann in Rußland zu sein schien, kam die Katastrophe zum Ausbruch. Ihr äußerer Verlauf kann als bekannt vorausgesetzt werden. Eine Hungerrevolte in Petersburg führte zu Straßenkämpfen, in deren Entwicklung die Garderegimenter zum Volk übergingen und die soeben durch ein Reskript des Zaren vertagte Duma im Hinblick auf das völlige Versagen der gesetzlichen Regierungsorgane sich erst zu einer provisorischen Regierung, danach auch zu einem Exekutivkomitee konstituierte. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind diese Entschlüsse auf Rat der Botschafter Englands und Frankreichs gefaßt worden. Aber beide, provisorische Regierung und Exekutivkomitee, sahen sich unter dem Druck der Volksmassen und des Militärs genötigt, Führer der Sozialrevolutionäre, Kerenski und Tscheidse, in ihren Schoß aufzunehmen. Ein schwächlicher Versuch eines treugebliebenen Generals, Iwanow, Truppen gegen Petersburg zu führen, mißglückte. Der General wurde verhaftet. Ebensowenig gelang es dem Zaren, ins Hauptquartier zu entkommen, um die kommandierenden Generale für sich zu gewinnen. Er ward genötigt, kehrtzumachen, und wurde in Pskow bewogen, zugunsten seines Bruders zu entsagen. Inzwischen hatte sich ein Ausschuß der Arbeiter und Soldaten gebildet, der eine Art Grundrechte formulierte, zu deren Anerkennung die provisorische Regierung sich bequemen mußte. Sie verkündete eine allgemeine Amnestie für alle politischen Verbrechen, die so gefaßt war, daß die bei den Straßenkämpfen in Petersburg und wo immer sonst verbrochenen Morde an Offizieren und an der städtischen Bevölkerung nicht bestraft werden konnten, sie mußte außerdem versprechen, eine konstituierende Versammlung baldmöglichst auf Grund des allgemeinen, direkten, geheimen Wahlrechts zu berufen. Deputierte der Duma wurden von dem zum Kriegsminister er-

Digitized by Google

nannten Abgeordneten Gutschkow an die Front geschickt, die Generale ausnahmslos für die neue Regierung gewonnen und die Armeen auf ihren Namen vereidigt, ein Teil von ihnen nachträglich abgesetzt. Alles schien so einen der Revolution günstigen Verlauf zu nehmen. Von den Großfürsten zeigte keiner Charakter und den Mut, die Rechte der Dynastie zu behaupten. Sie mußten alle ihre militärischen Würden und Stellungen niederlegen, auch der Generalissimus Nikolai Nikolajewitsch mußte weichen; jetzt hat man ihn wegen seiner Niederlage an den musurischen Seen unter Anklage gestellt. Aus dem entthronten Zar wurde bald danach ein Gefangener, der neben den abgesetzten und verhafteten Würdenträgern in Zarskoje Selo ein gefährliches Unterkommen fand. Alle Städte Rußlands erkannten den geschehenen Umsturz an. Die Geistlichkeit verordnete, daß die Fürbitten für den Zaren und das kaiserliche Haus in den Gottesdiensten wegzufallen hätten, aber der heilige Synod zeigte in seiner neuen Zusammensetzung, nachdem die Metropoliten von Nowgorod und Moskau gefangengesetzt waren, hierarchischen Ehrgeiz. Er verlangte Zusammentritt eines Konzils vor der konstituierenden Versammlung und einen Patriarchen als Oberhaupt. Böse Unruhen fanden überall statt, wo die Flotte ihren Stand hatte, zumal in Kronstadt, Helsingfors, Reval, Wladiwostok. Ganz unklar schien die Haltung der Bauernschaft; in Mittelrußland und an der Wolga haben Agrarfrevel stattgefunden, die an die Greuel des Jahres 1905 erinnern. Der Landhunger spielt nach wie vor die bestimmende Rolle. Auch steht nicht fest, welchen Einfluß das so plötzliche Verschwinden des Zaren auf die Haltung der Bauern haben wird. Der Zar war gleichsam ein Fetisch, an den zu glauben seit Jahrhunderten die Ueberlieferung der Bauernschaft war. Die Bauern aber stellen 85 Prozent der Gesamtbevölkerung Rußlands dar. Dazu kommt die überaus wichtige Frage, welches die Stellung sein wird, die den Fremdvölkern gewahrt oder von ihnen erzwungen wird. Die Polen haben in dem von uns ins Leben gerufenen Königreich bereits ihren Mittelpunkt gefunden, den Finnländern ist volle Autonomie und Herstellung ihrer verletzten Landesrechte zugesagt worden; was sie wollen, ist jedoch mehr: volle politische Selbständigkeit und Unabhängigkeit. Die Ukrainer streben nach Anerkennung ihrer Nationalität als eines von dem Großrussentum wesentlich verschiedenen Faktors, endlich regen sich die Mohammedaner im Kasanschen und Astrachanschen sowie in den zentralasiatischen Gebieten und im Kaukasus. Der Gedanke einer föderativen Organisation gewinnt immer mehr an Boden und nebenher die Forderung voller Gewissensfreiheit für alle Angehörigen der Konfessionen, die nicht zur offiziellen Staatskirche gehören. Neben Mohammedanern, Protestanten, Juden kommen die Unierten und die zahlreichen Angehörigen der russischen Sekten dabei in Betracht.

Ueberlegt man alle diese Tatsachen, so läßt sich mit Bestimmtheit sagen, daß die russische Revolution in ihren Anfängen, nicht vor ihrem Abschluß steht. Zur Zeit überwiegt noch die überlegene Intelligenz der Männer, die sich in der provisorischen Regierung zusammengefunden haben. Von ihnen geht die natio-

Digitized by Google

nalistische Strömung und die Parole Fortsetzung des Krieges im Verein mit der Entente aus. Es ist ihnen gelungen, einen Teil der Sozialisten zu sich herüberzuziehen. Daß sie nicht auf die Dauer die Stärkeren bleiben, kann heute bereits mit Bestimmtheit gesagt werden. Ein wichtiges Konfliktsmoment bildet die Frage nach der Zeit für den Zusammentritt der konstituierenden Versammlung. Die provisorische Regierung will sie erst nach erfolgtem siegreichem Frieden, die Gruppe der Sozialrevolutionäre will sie gleich zusammentreten lassen.

Eine entscheidende Bedeutung kommt der Proviantierung der großen Städte und der Armee zu. Versagt sie, so folgt das völlig Unberechenbare.

Der erste Eindruck, den die Kriegserklärung Amerikas gemacht hat, war ermutigend. Um so größer wird die Enttäuschung sein, wenn sich bald herausgestellt haben wird, daß Wilsons Entscheidungen nur die Bedeutung von Drohungen, nicht die von kriegerischen Taten zukommt. Der Krieg wird weder von Amerika noch auf amerikanischem Boden oder durch amerikanische Waffen entschieden werden. Die Entscheidung liegt in unsern Händen und wie sie ausfällt, darüber gibt es in Deutschland keinen Zweifel. Noch aber geben England und Frankreich ihr Spiel nicht verloren. Namentlich ist England bemüht, durch seine diplomatische Vertretung, durch Beeinflussung der Presse und durch große Geldmittel, die für englisches Interesse werben, Einfluß zu gewinnen. Sollten diese Versuche fehlschlagen, so scheint es entschlossen, Gewalt zu brauchen und sich an den russischen Ostseeküsten festzusetzen. In der Umgegend Revals sind große Liegenschaften in englische Hände übergegangen. Es soll der Plan bestehen, die baltischen Inseln von Björkö bis Oesel für sie zu gewinnen. Welche Gefahr das für uns bedeuten würde, braucht wohl nicht ausgeführt zu werden.

Ueber die Bedeutung der Kometen für die Kosmologie

Von

Prof. Dr. K. Bohlin (Stockholm)

(Schluß)

7. Neuere Ansichten über die Struktur der Materie. Zur Bestätigung dessen, was in der hier dargelegten Theorie als hypothetisch gilt, kann man zweckmäßig die neueren Wandlungen der Ansichten über die Struktur der Materie anführen. Außer den den verschiedenen Elementen zukommenden Atomen mit verschiedenen Gewichten und davon abhängigen Valenzen (Verbindungsfähigkeiten) hat das Studium der elektrischen Entladungen durch Gase zur Annahme noch kleinerer Partikelchen der Materie geführt. Diese Partikelchen, die Elektronen, betragen an Gewicht nur ein bis zwei Tausendteile des Wasserstoffatomes, besitzen aber genau gleiche elektrische Ladung wie jener, ob-

Digitized by Google

schon mit entgegengesetzten Zeichen. Diese Auffassung ist durch P. Lenards Untersuchungen über die Absorption der Kathodenstrahlen bei verschiedenen Substanzen schon recht wahrscheinlich geworden. Der Umstand, daß die Kathodenstrahlen mit Leichtigkeit Metallschichten von 0,03 Millimeter Dicke zu durchdringen vermögen, zeigt, daß die Elektronen unbehindert durch die Moleküle durchgehen können, so daß die Zwischenräume zwischen den Elektronen, aus welchen die Metallmoleküle (nach J. J. Thomson) aufgebaut sind, sehr beträchtlich sein mögen. Es ist berechnet worden, daß das Gesamtvolumen aller Elektronen in einem Wasserstoffmolekül nur $2{,}5 \times 10^{-18}$, d. h. weniger als ein Billionteil des Moleküls ausmacht. In diesem Gebiete des Moleküls bewegen sich nach der Annahme die Elektronen in kreisförmigen Bahnen um das Zentrum des Moleküls. Wie unvollkommen diese Ideen noch sein mögen, so dürfen sie doch als Bild einer spezifischen Struktur der Moleküle betrachtet werden, von der wir annehmen, daß sie bei den organischen Elementen eine höhere Systematik erreicht hat als bei den anorganischen Elementen bzw. den Metallen.

8. Die allotropen Modifikationen. Die angeführte, in ihrem Werden erst begriffene Theorie der Elektronenstruktur der Materie erlaubt schon einen Ausblick auf die noch kompliziertere Struktur der organischen Materie, die sich im Laufe der Entwicklung auf den Planetenoberflächen unter der Einwirkung der Sonnenstrahlung vollzogen hat. Für diese Annahme eines komplizierteren Baues jener Elemente spricht das Vorhandensein der sog. allotropen Modifikationen gewisser Elemente. Die ersten Elemente, bei welchen allotrope Modifikationen bemerkt wurden, sind der Schwefel, der Phosphor und der Sauerstoff. Dieselben sind als organische Elemente nicht zu bezeichnen; sie sind aber den organischen Daseinsformen nicht fremd.

Der Schwefel kommt in der Natur in rhombischen Kristallen vor. Er schmilzt bei 114,5 Grad. Aus dem Schmelzprodukte kann man aber eine andre Form des Schwefels als nadelförmige monosymmetrische Kristalle erzielen. Diese Modifikation des Schwefels schmilzt dann erst bei 120 Grad. Die monosymmetrische Modifikation ist indessen labil. Bei gewöhnlicher Temperatur zerfällt er allmählich in die rhombischen Doppelpyramiden. Oberhalb 96 Grad ist dagegen die Nadelform die stabile. Eine dritte Form des Schwefels erhält man durch dessen Ueberhitzung zu 220 Grad, wo derselbe zähflüssig zu werden beginnt und bei Erkältung in den amorphen Schwefel, eine formlose plastische, aber auch etwas elastische Masse. Aber auch diese dritte allotrope Modifikation des Schwefels ist nicht stabil, sondern geht von selbst in die rhombische Form über, welcher Uebergang durch Erwärmung ohne Schmelzen gefördert wird.

Im gewöhnlichen Zustande besteht der Phosphor aus farblosen regulären Kristallen, ist bei gewöhnlicher Temperatur weich und bei niedriger Temperatur spröde, wird unter der Einwirkung des Lichts gelb oder sogar rotbraun und wirkt als Gift auf die Organismen. Unter langdauernder Einwirkung einer

Digitized by Google

Hitze von 240 bis 250 Grad entsteht daraus eine allotrope Modifikation, der rote Phosphor, ein karmoisinrotes Pulver, das aus hexagonalen Kristallen besteht. Diese Modifikation des Phosphors besitzt nun ganz andre Eigenschaften als der gewöhnliche Phosphor. Er ist geschmack- und geruchlos, nicht selbstleuchtend, nicht giftig und bleibt in der Luft unverändert. Außerdem ist eine dritte Modifikation in metallisch glänzenden Kristallen, der schwarze Phosphor, entdeckt worden.

Jene allotropen Umwandlungen des Schwefels und des Phosphors, die im Vergleich mit dem gewöhnlichen Schmelzen der Metalle ein mehr lebhaftes Verhalten gegenüber äußeren Agenzien darlegen, haben in dem Uebergang des Sauerstoffs in Ozon unter der Einwirkung der elektrischen Entladung ihren Gegensatz. Sie werden aber von den allotropen Modifikationen der ersten der organischen Substanzen, des Kohlenstoffs, bei weitem übertroffen. Der Kohlenstoff kommt in der Natur in freiem Zustande als Diamant und als Graphit vor. Beide Formen sind kristallisierte, dagegen eine dritte Form, die aus den Kohlenstoffverbindungen abgeschieden wird, amorph, und es gelingt, den amorphen Kohlenstoff in die kristallinische Form zu überführen. Während nun der Diamant die Elektrizität nicht leitet und in der Luft verbrennbar ist, so ist wieder der hexagonal kristallisierte Graphit ein guter Leiter der Elektrizität und bei hohen Temperaturen am beständigsten. Sowohl der amorphe Kohlenstoff wie der Diamant gehen bei hoher Temperatur in Graphit über. Die aus organischen Substanzen hergestellten Kohlen werden bei trockener Destillation glänzend („Glanzkohlen"), schwer verbrennbar und gute Wärmeleiter, beim Zersetzen im festen Zustande aber leicht brennbar und schlechte Wärmeleiter. Diese erste organische Substanz, der Kohlenstoff, zeigt sich also als Träger besonderer Eigenschaften, durch die er imstande ist, sich den äußeren Einwirkungen gegenüber zweckmäßig zu verhalten.

9. Die mehrfachen Spektra. Um jene Ideen für die Theorie der biodromen Entwicklung aufrecht zu halten, ist es offenbar erforderlich, eine ebensolche Neigung zur allotropen Modifikation auch für die zweite organische Hauptsubstanz, den Stickstoff, nachzuweisen. Und in der Tat, obschon eine Modifikation des Stickstoffs nach Art der Umwandlung des Sauerstoffs in Ozon physikalisch noch nicht nachgewiesen ist, zeigen doch die sog. mehrfachen Spektra einiger Substanzen, daß dieselben in allotropen Modifikationen existieren mögen. In erster Linie unter diesen Elementen mit mehrfachen Spektren steht aber eben der Stickstoff. Die bezügliche Entdeckung reiht sich an eine Untersuchung von Roscoe und Clifton über die sog. Verbindungsspektra an.[1]) Nachdem diese Forscher nachgewiesen hatten, daß die Metallspektra erst bei sehr hoher Temperatur in ihrer Reinheit zum Vorschein kommen und

[1]) H. E. Roscoe and Clifton, On the effect of increased temperature upon the nature of the light emitted by the vapour of certain metals or metallic compounds. Chem. News 5, p. 233—234 (1862).

Digitized by Google

daß bei niedrigerer Temperatur es die Verbindungen der Metalle, deren Oxyde und Chloride, sind, die sich im Spektrum zunächst zeigen, so verblieben doch einige Fälle, in welchen auch bei Anwendung des elektrischen Funkens eine und dieselbe Substanz mehrere und verschiedene Spektra zeigte. Es ist das unvergeßliche Verdienst der beiden Forscher Plücker und Hittorf,[1]) diese Tatsache nachgewiesen zu haben. Sie wird zuerst an Stickstoff ausführlich besprochen, welcher in Geißlerröhren ohne Leidener Flasche ein Bandspektrum zeigt, mit Flasche dagegen ein Linienspektrum. Die Forscher heben hervor, daß es sich nicht um eine allmähliche Veränderung des einen Spektrums in das andre handle:

„Es ist schon an und für sich unwahrscheinlich, daß bei Steigerung der Temperatur die abgeschatteten Bänder des einen Spektrums kontinuierlich in die hellen Linien des andern Spektrums übergehen würden; wünschenswert wäre nichtsdestoweniger ein experimenteller Beweis, daß der Uebergang der beiden Spektra ineinander ein diskontinuierlicher ist. — Man kann auch in der Tat das gleichzeitige Hervortreten beider Spektra hervorrufen, indem die beiden Spektra im Spektralbilde oszillatorisch aufeinander folgen oder mitunter sich decken. — Es ist hieraus ersichtlich, daß der Stickstoff zwei vollkommen verschiedene Spektra hat. Obschon wir auf dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft die Beziehung zwischen dem molekularen Zustande des Gases und seiner Lichtemanation nicht näher kennen, ist es jedoch unzweifelhaft, daß, wenn das Spektrum des Gases in das neue Spektrum übergeht, dies nicht ohne eine entsprechende Umlagerung der Gasmoleküle stattfinden kann. Infolgedessen müssen wir entweder eine chemische Zerlegung oder eine allotropische Modifikation des Stickstoffs annehmen. Unsre Experimente sprechen im ganzen für die letztere Annahme."

Plücker und Hittorf zeigen ferner, daß die Verhältnisse bei Stickstoff noch verwickelter sind, indem das Bandspektrum aus zwei verschiedenartigen Teilen besteht. Sie vermuteten, daß es um zwei verschiedene Bandspektra sich handelte, und es gelang ihnen auch, dieselben zu trennen. Der Stickstoff hat also drei verschiedene Spektra. Endlich fanden sie, daß bei Erhöhung des Druckes resp. der Entladung die Linien im Linienspektrum sich verbreitern, um nach und nach in einem kontinuierlich werdenden Grunde zu verschwinden, so daß der Stickstoff auch ein viertes kontinuierliches Spektrum zeigen kann.

Daß auch der Wasserstoff im Laboratorium zwei verschiedene Spektra zeigt, war lange schon bekannt, das erste aus einer einfachen Linienserie bestehend, das zweite sog. „weiße Spektrum", welches viel zahlreichere Linien enthält. Im Spektrum des Wolf-Rayet-Sterns ζ Puppis entdeckte E. C. Pickering eine neue Linienserie, die zweifelsohne dem Wasserstoff gehört und eine zweite Nebenserie des Wasserstoffs ausmacht.

---

[1]) J. Plücker and S. W. Hittorf, On the spectra of ignited gases and vapours, with especial regard to the different spectra of the same elementary gaseous substance. Phil. Trans. 155, p. 1—29 (1865).

Digitized by Google

Die Vermutung, daß auch die zweite prinzipielle Substanz der organischen Lebewelt, der Stickstoff, ebenso wie der Kohlenstoff durch allotrope Modifikationen charakterisiert sein könne, wird also durch die Experimente vollauf bestätigt, zumal auch der Wasserstoff noch zu allotropen Modifikationen Neigung zeigt.

10. Die Unzerstörbarkeit der Eigenschaften. Es ist von vornherein einleuchtend, daß die Eigenschaften der Elemente der Substanzen, die ihnen durch eine immerwährende natürliche Auswahl zuteil geworden sind, überhaupt unzerstörbar sind, weil sonst die Zwecke der Entwicklung nicht verfolgt werden würden. Trotzdem aber herrscht nicht absolute Sicherheit in dieser Beziehung, denn bis zu einem gewissen Grade werden tatsächlich die Eigenschaften durch diskontinuierliche Vorgänge aufgehoben, z. B. die äußeren Lebenserscheinungen durch übermäßige Hitze oder Kälte. Gerade diese immer drohende Gefahr ist es aber, die diesen Elementen Eigenschaften verliehen hat, wodurch dieselben sich salamanderartig aus den Katastrophen im Kosmos herausretten. Wir haben oben auf ihre Kleinheit als Bedingung für ihr schnelles Abschleudern von einem neuen Stern hingewiesen. Im ersten Augenblick aber, wenn sie den glühenden Herd noch nicht verlassen haben, bedürfen sie auch der Widerstandskraft gegen eine ganz momentane Wirkung der gesteigerten Hitze. Diese Widerstandskraft haben wir uns als durch die allotropen Modifikationen der Elemente gegeben zu denken, in dem Sinne, wie z. B. der Kohlenstoff bei solcher Gelegenheit in Graphit übergehen kann — die Modifikation des Kohlenstoffs, die gegenüber Erhitzung beständiger ist und die Elektrizität leitet.

Ohne besondere Erläuterungen wird es demzufolge einleuchtend sein, wie im Kosmos die biodromen Vorgänge sich abspielen. Der biologische Bestand, der auf einer Planetenoberfläche unter dem Einfluß der Strahlung des Zentralkörpers zu einer gewissen Entwicklungsstufe emporgestiegen ist, kommt bei der Erkältung des Planeten zur zeitweiligen Ruhe. Anstatt aber hierselbst für alle Zeiten ins Nirwana zu sinken, bewirkt einmal die disruptiv entstehende Kollision des Systems in sich selbst oder mit andern Körpern die oben beschriebene Ausstreuung in den Weltraum von hauptsächlich organischen und den sonst leichtesten Elementen von der Oberfläche des Planeten. Dieser hiernach im Weltraume schwebende Stoff zerfällt nach und nach in die organisch besonders ausgerüsteten Aggregate, die späterhin als Kometen ihre Saat über neue Himmelskörper zerstreuen, an welchen wieder die Lebensbedingungen (die Sonnenstrahlung) günstig sind.

An diesen Körpern würde zwar von selbst ein gewisses organisches Dasein sich ausbilden, wahrscheinlich aber würde die Zentralsonne eher erlöschen, als beispielsweise das Stadium des sog. Protoplasma je erreicht worden wäre.

Der biodrome Vorgang, den wir uns somit vorstellen, ist der notwendige und hinreichende zur Erhaltung und Entwicklung des Lebens im Kosmos. Jedenfalls ist aber die Erhaltung der Eigenschaften in dem oben beschriebenen Sinne auch die wesentliche Eigenschaft des Vorganges an sich selbst.

Digitized by Google

11. Die Strahlung der Kometen. Untersucht man näher die große Zahl von Kometenphotographien, die in letzterer Zeit veröffentlicht worden sind, so sind zurzeit zwei verschiedene Arten der Emanation zu unterscheiden. In dem einen Falle[1]) ist eine abgerundete, öfters birnenförmige Koma zu bemerken, von welcher die Strahlung in der Richtung von der Sonne in der Weise emaniert, daß der Schweif schon dicht an der Koma enger als der Kopf des Kometen ist und weiterhin nach und nach immer schmäler verläuft. Die Strahlung ist öfters fein streifenförmig, zuweilen mit abgesonderten, frei schwebenden Streifen. Anderseits sind die Streifen aber auch oft grob gezeichnet mit allerhand Verdichtungen und Knoten, wie bei Swifts Komet 1892,[2]) Komet Nordames 1893[3]) und Komet Morehouse 1908.[4]) Diese erste Art von Strahlung, die die verhältnismäßig weniger hellen Kometen charakterisiert, wird als der Radiationstypus[5]) bezeichnet.

Im andern Falle wieder scheint die Strahlung gegen die Sonne hin zu emanieren, um bald nach rückwärts abzubiegen. In größeren Abständen wird der Schweif öfters irregulär deformiert. Dieser Typus ist auch von Enveloppen charakterisiert, die nach der Sonnenseite hin den Kern umgeben und in welchen die Ejektionen vom Kern sich verlieren. Die ansehnlicheren Kometen gehören in der Regel zu diesem Typus, dem man den Namen Envelopptypus beigibt. Hierher gehörte z. B. der Halleysche Komet, zu gewissen Zeiten der Morehousesche Komet, sowie besonders der große Januarkomet 1910[6]) und der Komet Beljawski 1911.

Der Morehousesche Komet 1908 hat indessen über die Strahlung der Kometen mehr als andre Kometen Aufschluß ergeben. Die Entwicklung des Morehouseschen Kometen konnte in drei Stadien eingeteilt werden, die ungefähr in den Monaten September, Oktober, November 1908 einzuordnen sind. Die Septemberperiode umfaßt die Entwicklung des Kometen vom embryonalen Stadium. Er zeigt eine Weltwinkelemanation (anfangs 45 Grad) wahrscheinlich vom Envelopptypus abwechselnd mit einer gedrängten Radiation in sehr gesammelter Strahlung. Im Oktober treten die am meisten charakteristischen Strahlungsphänomene hervor. Der Komet zeigt in dieser Periode die deutlichste Enveloppstrahlung mit Entwicklung mehrerer Streifensysteme von scheinbar paraboloidischer Form. In größeren Abständen vom Kern entstehen Distorsionsformen, Strahlungsbrüche und nebelartiger Abschluß. Am 25. Oktober zeigte

---

[1]) Typisch für jene Art von Strahlung ist Perrines Komet 1902 (Lick Observatory Bulletin Nr. 42); Komet Borelly 1903 (Astrophys. Journal 1906); Komet Giacobini 1905 (Astrophys. Journal 1906).

[2]) C. A. Young, Manuel of Astronomy, p. 449.

[3]) Ibidem p. 450.

[4]) Lick Observatory Bulletin Nr. 161.

[5]) Neue Untersuchungen über die Kometen. Naturwiss. Rundschau, Jahrg. 1910.

[6]) Abgebildet im „Astrophys. Journal", März 1911, und in den „Astron. Nachr.", Nr. 4433.

Digitized by Google

der Komet um 6 Uhr 47 Minuten 46 Sekunden mitteleuropäischer Zeit Weitwinkelstrahlung (45 bis 60 Grad Winkel) in einer großen Anzahl von Strahlen und mindestens zwei Enveloppen. Am selben Tage, drei Stunden später, hat sich der Weitwinkel zu kaum 5 Grad verengt und bildet jetzt eine dichte Haube oder Apex von kurzen Strahlen (ungefähr 0 Grad 1 oder 27000 Meilen). Man kann die Geschwindigkeit, mit welcher diese neue Strahlung unter dem Drucke der zusammengedrängten Enveloppe hervorgeschoben wurde, zu 25 Sekundenkilometer berechnen. Während der Novemberperiode wird die Absonderung vom Kern immer heftiger; die Enveloppen verschwinden scheinbar oder sind scheinbar bis zur Unkenntlichkeit vermindert. Die Radiation wird gröber distordiert und nebelig. Die Koma wird mehr und mehr undeutlich und ohne Struktur, während der Schweif an Länge und Breite zunimmt.

Das Hauptphänomen der Entwicklung ist folgendermaßen zu deuten. Die Eruption vom Kern findet in der Richtung gegen die Sonne statt, möglicherweise aus Vakuolen, die sich unter dem Einflusse des Sonnenlichtes nach dieser Seite hin eröffnen. Gemäß unsrer Annahme[1]) wird der Kern des Kometen von einer gasförmigen Enveloppe umgeben, die den Kern als eine gewaltige Atmosphäre einschließt. Diese Enveloppe bildet eine Begrenzung entlang den Linien kleinsten Widerstandes für die eruptiven Partikelchen, die hierdurch rückwärts abgelenkt werden und in der Gegend des Antiapex (Schatten des Kerns) Abfluß in den leeren Raum finden. Durch die Eruptionen werden allmählich die hinteren Teile der Enveloppe abgenutzt, so daß dieselbe weiterhin als ein schildförmiger Schirm vor dem Kern des Kometen dasteht. Bei zunehmendem Drucke der Eruption entweicht und erweitert sich dieser Schirm, wobei Weitwinkelemanation erfolgt. Bei wieder abnehmendem Drucke zieht sich der Schirm wieder zusammen, wodurch die Emanation sich verengt und sogar als Parallelbündel von dem Antiapex des Kometen ausströmt. Diese beiden Strahlungsformen wechseln so lange ab, bis als Grenzzustand die letztere, die Radiationsstrahlung stabil bleibt. Dieser stabile Endzustand ist die Folge einer mehr und mehr konsolidierten Form der Enveloppe.

Jene Schildenveloppe ist es also, die das Agens darbietet, das den Schweif des Kometen in der Richtung von der Sonne dirigiert. Es ist zu bemerken, daß die Enveloppe viel größere Dimensionen hat als sichtbar sind, weil ein überwiegender Teil der den Kometen umgebenden Gase schon abgekühlt und unsichtbar sein dürfte. Diese Annahme steht in Uebereinstimmung mit der gebräuchlichen Erklärung der enormen Verminderung der Koma bei Annäherung des Kometen an die Sonne, sowie der wieder stattfindenden Ausdehnung der Koma, wenn der Komet sich von der Sonne entfernt.

12. Die scheinbare Akzeleration der Materie im Kometenschweife. Die hochinteressanten Messungen, die von Max Wolf und auf

[1]) Vgl. Neuere Untersuchungen über die Kometen. „Naturwissenschaftliche Rundschau", Jahrgang 1910.

Digitized by Google

dem Lick-Observatorium[1]) ausgeführt wurden, um die Geschwindigkeit im Kometenschweife festzustellen, ergeben übereinstimmend eine scheinbare Akzeleration in der Richtung des Schweifes. In Mittelwerten zusammengezogen stellen sich die Resultate folgendermaßen:

Abstand vom Kern Millionen Kilometer	Geschwindigkeit Sekundenkilometer	Größte und kleinste in dem Mittelwerte eingehende Geschwindigkeiten Sekundenkilometer
1,9	23,1	11,5 bis 46,3
4,0	27,2	5,6 „ 61,7
7,0	40,5	13,3 „ 72,7
10,9	50,8	21,1 „ 85,9
19,0	59,1	36,5 „ 87,1

Der Regel nach wachsen die Geschwindigkeiten, jedoch nicht immer; zuweilen kommt sogar Retardation vor. Die Erklärung dieses Verhaltens kann dadurch erbracht werden, daß die heftigsten Eruptionen vom Kometenkern auch am weitesten reichen, bevor sie erlöschen. In gewissem Grade kann auch der Druck der eruptiven Massen aufeinander die Geschwindigkeiten beschleunigen.

13. Der anagravitative Zustand der Materie, Kineonen. Seitdem Huygens seine Ansichten über die Gravitation (Discours sur la cause de la pésanteur, 1690) als Resultat eines Druckes beweglicher Partikelchen auf die Himmelskörper darstellte, haben sich eine Reihe von Forschern wie Euler, Lesage, Fritsch, Secchi, Schramm, Spiller, v. Dellingshausen, Isenkrahe,[2]) Lord Kelvin u. a. sich mit jener Theorie beschäftigt. Alle diese Forscher suchen die Erklärung der Gravitation in dem Vorhandensein von ganz kleinen Partikelchen im Weltraum — wir nennen sie Kineonen,[3]) — die mit unermeßlicher Geschwindigkeit sich wie die Moleküle eines Gases bewegen, dabei gegenseitig und auch gegen die Himmelskörper anstoßen. Der Vorgang ist in etwas neuerer Fassung folgendermaßen vorstellbar. Von den Kineonen, die einen gewissen Himmelskörper A von allen Seiten erreichen und ihn auch in der Regel durchdringen, wird eine gewisse Anzahl unter den Molekülen des Körpers aufgefangen, so daß die Zahl der den Himmelskörper verlassenden Kineonen kleiner ist als die Zahl der Kineonen, die sonst den Raum durcheilen. In allen von dem Himmelskörper ausgehenden Richtungen wird daher ein relatives Vakuum in bezug auf Bewegung von Kineonen entstehen, derart, daß, wenn ein zweiter Körper B in der Umgebung des Himmelskörpers A sich befindet, ein Ueberdruck auf ihn in der Richtung gegen A stattfindet. Dieser

[1]) Vgl. die Untersuchung von A. E. Glancy, Lick Observatory Bulletin No. 161.

[2]) Vgl. Bock, Ueber die Gravitation. „Vierteljahrsschrift der Astron. Gesellschaft", Jahrgang 1894, drittes Heft.

[3]) Vgl. Sur le choc considéré comme fondement des théories cinétiques de la pression des gaz et de la gravitation. Arkiv för Math. Astron. u. Phys., Bd. 1 Vetenskaps-Akademien, Stockholm 1904.

Digitized by Google

Ueberdruck macht sich als Anziehung des Körpers A auf den Körper B geltend. Gleichzeitig bewirken die aufgefangenen Kineonen im Körper A einen Zuwachs der innern Energie dieses Körpers, dem wieder durch Licht- und Wärmeausstrahlung das Gleichgewicht gehalten wird. Diese Vorstellungsweise bietet den Vorzug, sowohl zur Deutung der Gravitation als zur Erklärung des Leuchtens der Sterne beizutragen.

Indessen wird man sich leicht sagen, daß in dieser Weise die Gravitation in unermeßlichen Abständen vom Zentralkörper aufhören wird, ganz ebenso wie auch die Kapillarkräfte nur in ganz kleinen Abständen sich geltend machen.

Aber auch in andrer Weise wird die Gravitation aufgehoben werden können, nämlich wenn die Dimensionen des betreffenden Körpers so klein sind, daß ihn die Kineonen nur ausnahmsweise treffen können. In dieser Weise ist es leicht, sich vorzustellen, wie die von den Kometen abgesonderten Teilchen in relativ anagravitativem Zustande im Raume verharren können, bis sie von irgendeinem Himmelskörper aufgefangen werden. Dagegen werden sie sich dem Drucke der Eruption vom Kometenkern nicht entziehen können, weil dieser Druck viel dichter ist als man von dem Drucke der Kineonen annehmen kann.

Ueber den Beitrag des Drucklichtes zur Bewegung der Kometenschweife gehen die Ansichten auseinander. Dies beruht wohl hauptsächlich darauf, daß man dem angenommenen Drucke eine Wirkung in allen Richtungen zuschreiben müßte und daß die Maxwellsche Theorie in bezug hierauf noch nicht als endgültig ausgearbeitet angesehen werden kann. Eine Anleitung hierzu wird sich aber durch die Untersuchung dieses Druckes transversal zur Richtung der Kometenschweife, d. h. in bezug auf ihre Verbreiterung, vielleicht finden lassen.

14. Diskontinuierliche Vorgänge andrer Art. Ein solcher diskontinuierlicher Vorgang wie das Anstoßen zweier Galaktischen Systeme ist in der Wissenschaft zwar nicht verzeichnet, braucht aber offenbar durchaus nicht als unmöglich betrachtet zu werden. Da aber die beiden Galaktischen Systeme aus diskreten Sternen bestehen, so ist der zu erwartende Effekt eines solchen Zusammentreffens zweier Galaktischen Systeme nicht als so gigantisch aufzufassen wie die Größenordnung der Systeme selbst. Man hat sich vielmehr vorzustellen, daß nur einzelne Sterne der beiden Systeme sich dabei begegnen werden, und es ist sogar möglich, daß die beiden Systeme einander durchdringen würden, ohne daß dabei irgendein Zusammenstoß stattfinden würde. Es ist mit andern Worten denkbar, daß der ganze Vorgang so wenig aggressiv sein würde, daß er für die Individuen der Systeme überhaupt unmerkbar bliebe.

Digitized by Google

Organisation

Von

W. v. Blume, General der Infanterie z. D.

Es wird unsern Feinden sicherlich nicht leicht, uns Barbaren in irgendeiner Beziehung Anerkennung zu zollen. Aber auf einem Gebiete haben sie uns neuerdings einmütig Ueberlegenheit zuerkannt, nämlich auf dem der Organisation. „Welche Vorteile auch immer Deutschland im Frieden und im Kriege gewonnen hat, sie sind durch die organisierte Arbeit eines sorgfältig erzogenen Volkes gewonnen worden," heißt es u. a. in dem Leitartikel des „Manchester Guardian" vom 22. Juni 1916. In der Tat hat sich unsre politische, militärische, wirtschaftliche und soziale Organisation sowie unsre organisatorische Anpassungsfähigkeit an unvorhergesehene Anforderungen in dem gegenwärtigen Kriege gut bewährt, während sich in dieser Hinsicht bei den Gegnern erhebliche Mängel herausgestellt haben. In richtiger, wenn auch später Erkenntnis der ihnen daraus erwachsenden Nachteile sind nun die letzteren eifrig bestrebt, sich der unsrigen gleichartige Organisationen zu schaffen. Das kann ihnen jedoch, wenn überhaupt, so nur im Verlauf einer längeren Zeit gelingen. Zur Begründung dieser Ansicht bedarf es einer kurzen Untersuchung der Anforderungen, die an eine gute Organisation zu stellen sind, sowie der Grundlagen unsrer Organisation.

Organisieren heißt zusammenfassen und gliedern. Eine kleine Zahl von einsichtigen und verträglichen Menschen kann sich sehr wohl zusammenfinden, um einen einfachen, klar vorliegenden Zweck in gemeinsamer Tätigkeit bei unbeschränkter Willensfreiheit und voller Gleichberechtigung der einzelnen zu erreichen. Wenn aber die Zahl der Teilnehmer eine gewisse Grenze überschreitet, oder wenn es sich um schwierigere Aufgaben handelt, werden sich bei Unbeschränktheit und Gleichberechtigung aller Teilnehmer alsbald Hemmungen einstellen, die nur dadurch beseitigt werden können, daß eine Leitung persönlicher oder korporativer Art eingesetzt wird, der sich die einzelnen, soweit der gemeinsame Zweck es erfordert, unterzuordnen haben. Das ist die einfachste Form einer Organisation, gleichsam eine Organisationszelle. Größere Organisationen entstehen durch Zusammenschluß solcher Zellen unter gemeinsamer Oberleitung. Sie können durch ähnliche Zusammenfassung von Organisationsgruppen beliebig erweitert werden.

Die Leistungsfähigkeit einer jeden Organisation ist bedingt durch die Eigenschaften der in ihr vereinigten Einzelkräfte, durch die Tüchtigkeit der Leitung, sowie durch das Verhältnis, in dem die Einzelkräfte zu letzterer und zueinander stehen. Welche Merkmale können in diesen Beziehungen als charakteristisch für deutsche Organisation angesehen werden? Bei manchen Verschiedenheiten im einzelnen gleichen sie im wesentlichen der preußischen Organisation, an die wir

Digitized by Google

die weiteren Betrachtungen um so mehr anknüpfen wollen, als ihre geschichtliche Entwicklung besonders klar vor Augen liegt.

Den Grund zu dieser Organisation hat vor nunmehr zweihundert Jahren König Friedrich Wilhelm I. gelegt, ein Selbstherrscher von strenger Lebens- und Berufsauffassung, gesundem, praktischem Verstande und starker Willenskraft. Sein Hauptverdienst besteht in der Schaffung eines von hohem Pflicht- und Ehrgefühl beseelten Beamten- und Offizierstandes, mit deren Hilfe er dem noch wenig kultivierten Lande eine vorzügliche Verwaltung und durch Herstellung einer achtunggebietenden Kriegsmacht Sicherheit gab. In seinem Heere herrschte strengste Zucht und jener blinde Gehorsam, der die Soldaten, den taktischen Anforderungen der Zeit entsprechend, zu zuverlässigen Kraftwerkzeugen in der Hand der Führer machte. Die Volkserziehung war hauptsächlich auf Pflege der Sittlichkeit, der Genügsamkeit, des Ordnungssinnes, besonders der Unterordnung unter Gesetz und Obrigkeit gerichtet. Die Mittel aber, mit denen diese Zwecke im Heere wie im Volke gefördert wurden, müssen unter Berücksichtigung des Bildungsstandpunktes der Zeit betrachtet werden. Es herrschte ein scharfer Wind von oben, der in Verbindung mit der Rauheit des Klimas und der Dürftigkeit des Bodens geeignet war, dem Volkscharakter mehr Derbheit als Anmut zu verleihen.

Auf dieser soliden, durch Friedrichs des Großen weise und ruhmreiche Regierung gepflegten Grundlage hat sich der Staatsorganismus und das Volkstum in Preußen fortentwickelt, und zwar im Sinne einer Entfesselung und Höherbildung der Einzelkräfte. Diese Entwicklung hat sich nicht stetig, nicht ohne Unterbrechungen und selbst zaghaftes Zurückweichen vollzogen, fast immer war in solchem Falle die Besorgnis, das geschichtliche Fundament zu erschüttern, die Ursache des Zögerns. Nur einmal trug Fahrlässigkeit die Schuld: Nach dem Tode Friedrichs des Großen ruhte Preußen auf seinen Lorbeeren, bis es durch die Katastrophe von Jena jäh erweckt wurde. Dann folgte die große Stein-Hardenbergsche Reformzeit mit dem „Emanzipationsedikt" vom 9. Oktober 1807, das die Erbuntertänigkeit im ganzen Königreich aufhob, jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb jedem Preußen zugänglich machte und zwei Drittel der Bevölkerung mit unbeschränkter persönlicher Freiheit beschenkte. Es folgte die Städteordnung vom 19. November 1808, die die Städte zu lebenskräftigen Staatsgliedern, zu Trägern von Gemeinsinn und Vaterlandsliebe erhob und den Keim zur Selbstverwaltung legte, sowie die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, die, anfänglich nur stückweise, durch Gesetz vom 3. September 1814 aber als Ganzes ins Leben gerufen wurde und, die Verteidigung des Vaterlandes für eine Ehrenpflicht jedes waffenfähigen Preußen erklärend, eine so weittragende Bedeutung nicht nur für die Wehrkraft des Staates, sondern auch für die Volkserziehung gewonnen hat. Auch die ersten Anläufe zur Beteiligung des Volkes an der Staatsleitung fallen in jene Epoche. Sie haben freilich erst in der Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts festen Boden gewonnen. Als wichtige Etappen auf dem Wege zur Entfesselung und Verwertung der Einzelkräfte des Volkes für das Gemeinwohl

Digitized by Google

seien schließlich die in jenem Sinne erlassenen neuen Städte- und Landgemeindeordnungen sowie die das Gebäude der Selbstverwaltung krönenden Kreis- und Provinzialordnungen der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und unsre soziale Gesetzgebung der letzten vier Jahrzehnte erwähnt. Neben all diesen Reformen, den Weg für sie ebnend, schritt die Fortentwicklung des Schul- und Bildungswesens einher. Wie vieles auch auf diesem wichtigen Gebiete noch zu tun übrigbleibt, steht doch die Schulbildung der deutschen Nation auf höherer Stufe als die irgendeiner andern.

Indem in dieser Weise die Einzelkräfte des Volkes zu fruchtbarer Selbsttätigkeit herangebildet und mehr und mehr zur Mitarbeit am Staatsleben und für das Gemeinwohl herangezogen wurden, ist dies geschehen unter Festhalten am Prinzip strenger Zucht und Ordnung, an der Forderung peinlicher, williger Pflichterfüllung, selbstloser Ein- und Unterordnung, Einsetzung der ganzen Persönlichkeit für den höheren Zweck, lebendigen, aber die Tatkraft nicht beeinträchtigenden Verantwortlichkeitsbewußtseins.

So ist der Geist beschaffen, auf dem unsre Organisation und unsre Organisationsbegabung beruht. Für sie fehlt der geeignete Boden ebenso in einem von Revolutionen unterwühlten Lande wie in einem Volke, in dem Materialismus und Individualismus die Herrschaft üben, d. h. Wohlleben als höchstes Gut und unbeschränkte Freiheit der Verfügung über die eigne Person als unveräußerliches Recht (Selbstbestimmungsrecht) gelten. Er ist auch da nicht vorhanden, wo die Masse des Volkes auf tiefer Bildungsstufe steht oder des Zwanges zur Tätigkeit bedarf.

Was aber eine gute Organisation und Organisationsbegabung für einen Staat und ein Volk wert ist, das hat der bisherige Verlauf des Weltkrieges, dieses gewaltigen Prüfsteines, in helles Licht gestellt. Am deutlichsten ist dies am deutschen Heerwesen, wenn auch keineswegs an ihm allein, nachweisbar. Das deutsche Heerwesen hat sich als ein ebenso festes wie elastisches, anpassungsfähiges Gefüge erwiesen.

Die Heeresmacht, die das Deutsche Reich bei Ausbruch des Krieges infolge des Mobilmachungsbefehls des Kaisers aufstellte, wird nahezu das Zehnfache des Friedensstandes des Heeres von 1914 und das Vierfache des deutschen Kriegsheeres von 1870 betragen haben. Der Wehrpflicht waren 1914 alle kriegstauglichen Männer im Alter von siebzehn bis fünfundvierzig Jahren unterworfen, und alle zwanzig- und mehrjährigen wurden aufgerufen. Aber die Mobilmachung vollzog sich trotz ihrer großen Zahl und trotz der verhältnismäßig geringen, zu einer weit größeren Zahl von Neuformationen nötigenden Stärke des Friedensheeres mit Ruhe und Sicherheit in wenigen Tagen. Und die Reservekorps, die ebenso wie alle Landwehr- und Landsturmtruppen nur aus Neuformationen bestanden, wurden schon kurz nach Beginn der Kriegsoperationen neben den auf Kriegsstärke gesetzten Truppen des stehenden Heeres mit Erfolg im Felde verwandt. Die Landwehr- und Landsturmformationen bedurften etwas mehr Zeit zu ihrer inneren Festigung, aber auch sie sind zum großen Teil schon

Digitized by Google

kurz nach Beginn des Krieges kampfbereit gewesen und hier und da auch schon in den ersten Tagen für den Kampf mit Vorteil verwandt worden. Und mit gleicher Schnelligkeit und Sicherheit wie die Mobilmachung wurde mit Hilfe der Eisenbahnen der Aufmarsch des aus mehreren Millionen bestehenden Feldheeres ausgeführt.

Man muß sich vergegenwärtigen, von welchen Vorbedingungen der glatte Verlauf einer so großartigen Kräfteverschiebung abhängt, bei der in einem in hoher Blüte stehenden Lande die Männer in der Verhältniszahl von nahe an zehn vom Hundert der Gesamtbevölkerung plötzlich Haus und Hof, Beruf und Werkstatt verlassen müssen, um in wenigen Tagen aus ihnen kriegsfertige Truppen und Heerkörper zu bilden. Die Lösung der letztgedachten Aufgabe ist wesentlich von der Beschaffenheit des Friedensstandes des Heeres sowie davon abhängig, ob die Möglichkeit besteht, den gewaltigen Mehrbedarf, der bei der Mobilmachung an Führern, Militärbeamten, Technikern, Militärärzten usw., der über den Friedensstand des Heeres und der Flotte hinaus eintritt, zu decken. In befriedigender Weise kann diese Frage ihre Lösung nur in einem Staate finden, dessen obere und mittlere Volksschichten verhältnismäßig zahlreich sind, auf hoher Stufe der Geistes- und Charakterbildung stehen sowie Sinn und Verständnis für die im Heeresdienste von ihnen zu erfüllenden Aufgaben besitzen. Eine unerläßliche Vorbedingung für den geordneten Verlauf der Mobilmachung aber bildet ihre beständig auf dem laufenden zu erhaltende, alle Einzelheiten aufs genaueste regelnde Vorbereitung seitens der Militärbehörden und der großen Zahl der zur Mitwirkung berufenen Organe der Zivilverwaltung. Bedarf es schon hierfür einer gediegenen Organisation der Militär- und Zivilverwaltung und in beiden Verwaltungszweigen einer einsichtigen, an strengste Ordnung gewöhnten, unbedingt zuverlässigen Beamtenschaft, so gilt dies in noch höherem Maße von der Ausführung der Mobilmachung. Sie erfordert überdies verantwortungsfreudige Selbsttätigkeit aller Organe der Staatsverwaltung sowie willige Mitwirkung der gesamten Bevölkerung, vor allem pünktliche Befolgung der Gestellungsbefehle seitens der zur Fahne einberufenen Wehrpflichtigen. Insoweit es sich hierbei um die Mannschaften handelt, die die Friedensschule des Heeres durchgemacht haben, ist es in erster Linie Aufgabe der militärischen Erziehung, das Pflichtbewußtsein in ihnen so fest zu begründen, daß es auch nach erfüllter Friedensdienstpflicht lebendig bleibt. Mit Sicherheit kann freilich bei der besten militärischen Erziehung hierauf nur dann gerechnet werden, wenn der durch sie erzielte Geist bei den ins bürgerliche Leben zurückgekehrten Mannschaften nicht durch einen im Volke vorherrschenden gegensätzlichen Geist erstickt wird. Und die Gesinnung, mit der die militärisch noch nicht geschulten Wehrpflichtigen bei den Fahnen eintreffen, ist zunächst ganz vom Volksgeiste abhängig.

Diese Erwägung führt uns zu allgemeiner Betrachtung der wichtigen Wechselbeziehung, die zwischen dem Geiste eines Volksheeres und dem Volksgeiste, und zwar nicht nur im Kriegsfalle, sondern fortdauernd besteht, eine Frage, die aufs innigste mit der Organisationsfrage verknüpft ist. Bei all-

Digitized by Google

gemeiner Wehrpflicht und erfolgreicher erzieherischer Tätigkeit im Heere breitet sich im Laufe längerer Zeit die Wirkung der letzteren auch über den Kreis der in den Beurlaubtenstand übergetretenen Soldaten hinaus aus, vererbt sich von den Vätern auf die Söhne, fördert im ganzen Volke militärische Tugenden, die auch für das bürgerliche Leben von hohem Werte sind, wie Vaterlandsliebe, Pflichttreue, Tätigkeitstrieb, Ordnungs- und Gemeinsinn, und bewirkt, daß der junge Nachwuchs die Früchte der Erziehung, die die Alten im Heere genossen haben, diesem wieder zuträgt. So bekommt allmählich das Volksleben einen gewissen militärischen Zuschnitt. Das ist das Wesen des von unsern Feinden aus erklärlichen Gründen viel geschmähten, in der Vergangenheit aber auch in unserm eignen Volke nicht selten verkannten „Militarismus". Es hat bei uns ehrliche Gegner gegeben, die von ihm die Förderung der Kriegslust (des Chauvinismus) und Schädigung des mannhaften Unabhängigkeitssinnes, diese als Folge der Erziehung zur Disziplin, befürchteten. Was den ersteren Punkt betrifft, so ist es selbstverständlich, daß die militärischen Führer, die zugleich die militärischen Erzieher sind, Krieg und Gefahr nicht scheuen dürfen, vielmehr zuversichtlich und freudig ihnen ins Auge sehen. Auch bildet es einen wesentlichen Teil ihrer Aufgabe, bei ihren Untergebenen Mut und Entschlossenheit zu fördern, Furcht vor Gefahr zu verbannen. Das ist aber weit von Pflege des Chauvinismus entfernt. Des deutschen Offiziers persönliche kriegerische Neigungen werden durch Vaterlandsliebe und Gehorsamspflicht in Schranken gehalten. Fragen der Politik, der äußeren wie der inneren, steht er objektiv gegenüber. Er drängt nicht auf den Krieg hin, sondern lebt im Frieden seiner Friedensaufgabe und wartet ohne Ungeduld den Aufruf des Kaisers zu kriegerischen Taten ab. Und das deutsche Volk schreckt vor einem notwendigen Kriege nicht zurück, aber die Friedensliebe ist so fest in seinem Wesen begründet, daß die militärische Erziehung, selbst wenn sie es beabsichtigte, daran nichts zu ändern vermöchte. Die Besorgnis vor schädlichen Rückwirkungen der militärischen Disziplin auf den Volkscharakter aber beruht auf Unkenntnis der militärischen Verhältnisse. Zur Aufklärung hierüber mögen folgende Ausführungen dienen.

Das feste Fundament eines guten militärischen Geistes bildet die Disziplin, d. h. die Hingebung der ganzen Persönlichkeit an die militärischen Berufspflichten unter Einordnung in den Truppenverband und Unterordnung unter die militärischen Vorschriften und Befehle. Die Anforderungen an die militärische Disziplin sind nun einem gewissen Wandel mit den veränderlichen Anforderungen der Kriegführung, insbesondere denen der Kampfweise unterworfen. Die Kampfweise aber wechselt je nach der Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit der gebräuchlichen Waffen und ist andrerseits von den Charakter- und Geisteseigenschaften der Krieger abhängig. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, wo die Tragweite und Treffsicherheit der Feuerwaffen noch gering war, wurde der Kampf nahezu ausschließlich in geschlossener, vorzugsweise linearer Ordnung geführt, die auch dem damaligen Bildungsstande der Masse der Bevölkerung

Digitized by Google

insofern am besten entsprach, als sie geringe Anforderungen an die Intelligenz der einzelnen Krieger stellte. Am geeignetsten für diese Kampfweise waren die Soldaten und die Truppen, die dem Feinde mutig ins Auge sahen, die einfachen Waffen mit technischer Geschicklichkeit zu handhaben verstanden, sowie Kommandos, Vorschriften und Befehle mit peinlicher Genauigkeit ausführten. Darüber hinaus war das eigne Denken mehr schädlich als nützlich. Es blieb den Führern vorbehalten und war auch für sie, zumal für die Unterführer, durch genaue Vorschriften sehr vereinfacht. Der Soldat war mehr Glied einer Maschine als denkendes Wesen. Die Disziplin beruhte auf blindem Gehorsam, dem entsprach eine fast ausschließlich formalistische Erziehung: der unermüdlich und mit Härte betriebene Drill, dessen Uebermaß allerdings, wie nicht zu verkennen ist, gewisse beschränkende Wirkungen auf die Geeignetheit der Soldaten für das bürgerliche Leben ausüben konnte.

Darin ist nun, mit dem Zeitalter der Französischen Revolution beginnend, eine wesentliche Aenderung eingetreten, deren Ursache einerseits in der Vervollkommnung der Feuerwaffen, anderseits in der zunehmenden Intelligenz der Kulturvölker zu suchen ist. Nur an dem ersten Durchbruch der neuen Richtung hat auch der Umstand Anteil, daß die französischen Revolutionsheere infolge der Mangelhaftigkeit ihrer Organisation außerstande waren, in den bisherigen Kampfformen mit Truppen der alten Schule erfolgreich in Wettbewerb zu treten, deshalb Ersatz dafür in Zuhilfenahme andrer, formell minder schwieriger Kampfformen suchten. Solche Hilfe fanden sie in dem Uebergang von der viel Uebung erfordernden Linienformation zur Kolonnenformation, besonders aber in der freien Verwendung von Schützen zur Unterstützung der in geschlossener Ordnung kämpfenden Truppen. Das Verfahren bewährte sich so, daß die Heere aller Staaten dem Beispiele folgten. Von jener Zeit an gewann, wesentlich infolge der schnell fortschreitenden Vervollkommnung der Feuerwaffen, der Kampf in geöffneter Ordnung, das Schützengefecht, zunehmend an Bedeutung. Doch galt die Kolonne noch im Kriege von 1870/71 und selbst noch nach diesem Kriege als die für den Entscheidungskampf unentbehrliche Formation, und erst mit Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hat sich bei uns die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die geöffnete Ordnung unter heutigen Verhältnissen die am meisten Erfolg versprechende, ja bei Tage und sichtigem Wetter in wirksamem Feuerbereich allein noch anwendbare Gefechtsform ist. Nur außerhalb des wirksamen feindlichen Feuers ist die Anwendung der geschlossenen Ordnung noch möglich und auch unentbehrlich. Ihre frühere Bedeutung als Hauptkampfform hat sie aber gänzlich verloren.

Die geschilderte Entwicklung der Kampfweise hat nun auch eine tiefgreifende Veränderung der im Heere herrschenden Erziehungs- und Ausbildungsgrundsätze zur notwendigen Folge gehabt. Wir können einheitliche Grundsätze und auch einheitliche Formen für den Gebrauch der Truppen, folglich auch in der Erziehung und Ausbildung des Soldaten nicht entbehren, sonst würde die Fähigkeit zu einheitlicher Verwendung der Kräfte verloren gehen. Strenge Disziplin, ins-

Digitized by Google

besondere Einordnung und Unterordnung, bilden noch heute das Fundament der Stärke eines Heeres. Deshalb ist auch der maßvoll angewandte Drill noch ein gutes Erziehungsmittel, weil er die Pflicht des Gehorsams einschärft und an scharfe Anspannung der Kräfte gewöhnt. Hat doch auch die geschlossene Ordnung, wie bereits erwähnt, ihre Bedeutung für die Verwendung der Truppen außerhalb des wirksamen Feuers und für den Kampf im Dunkeln behalten. Aber der Begriff der Disziplin ist ein andrer geworden. Im Schützengefechte ist mit blindem Gehorsam und peinlichem Formalismus kein Erfolg zu erzielen. Tüchtig sind für es nur Soldaten, die den Willen des Führers, unter Umständen auch eine selbsterkannte Aufgabe mit eigner Einsicht gewandt und entschlossen ausführen. Diese Forderung der Zeit hat u. a. in folgendem Satze Ausdruck gefunden, der sich an hervorragender Stelle in der deutschen Felddienstordnung und übereinstimmend in allen Gefechtsvorschriften für die einzelnen Waffen befindet:

„So bleibt entschlossenes Handeln das erste Erfordernis im Kriege. Ein jeder — der höchste Führer wie der jüngste Soldat — muß sich stets bewußt sein, daß Unterlassen und Versäumnis ihn schwerer belasten als Fehlgriffe in der Wahl der Mittel."

Damit ist das Hauptziel der heutigen Erziehung und Ausbildung im Heere klar und deutlich ausgesprochen. Neben der Aufgabe, die deutsche wehrhafte Jugend zu Vaterlandsliebe, Pflichttreue, Selbstverleugnung und Ordnungsliebe auszubilden, steht als gleich gewichtig die weitere, sie zu einsichtigen, entschlossenen, selbständigen und selbsttätigen Männern zu erziehen. Die Besorgnis, daß knechtischer, für das bürgerliche Leben untauglich machender Geist im Heere gepflegt werde, findet in den tatsächlichen Verhältnissen heute keine Begründung mehr. Das Gegenteil ist der Fall.

Im Heere selbst hat die in der Taktik und in der Truppenausbildung zum Prinzip erhobene Verbindung von Selbsttätigkeit mit Ein- und Unterordnung sich auch auf andre Gebiete der großen Organisation: das Heeresersatzwesen, die Beschaffung und Zufuhr des Heeresbedarfs, das Sanitätswesen usw. übertragen und diese elastischer gemacht. In letzterer Beziehung sei nur daran erinnert, daß noch im Kriege von 1870/71 streng an dem bis dahin mit Recht befolgten Grundsatze festgehalten wurde, Veränderungen in der ursprünglichen Zusammensetzung der Truppen und Heerverbände nach Möglichkeit, selbst unter Verzichtleistung auf Vorteile, die dadurch erzielt werden konnten, zu vermeiden. In der Tat wirken ja derartige Formationsänderungen erschwerend nicht nur auf die innere Festigkeit der Truppenverbände selbst, sondern auch auf die Ordnung hinter der Front der Armee bis an die heimatlichen Hilfsquellen zurück, und es entstehen dadurch Schwierigkeiten, zu deren Ueberwindung es großer Einsicht und Selbsttätigkeit an vielen Stellen bedarf. Es ist nun überraschend zu sehen, mit welcher Leichtigkeit diese Schwierigkeiten in dem gegenwärtigen Kriege beim deutschen Heere überwunden worden sind und welche Vorteile dessen Oberleitung daraus gezogen hat, daß sie jeder Veränderung der Kriegslage ohne Bedenken

Digitized by Google

und ohne Zeitverlust durch Umgruppierung der Streitkräfte gerecht zu werden vermochte. Wo es einer neuen Armee oder der Verstärkung einer bestehenden bedurfte, war sie zur rechten Zeit zur Stelle und fügte sich leicht in den neuen Rahmen ein.

*

Zur Einschaltung der vorstehenden Betrachtungen über unser Heerwesen bin ich dadurch veranlaßt worden, daß in ihm nicht nur die charakteristischen Merkmale der deutschen Organisation, sondern auch die Grundlagen der deutschen Organisationsbegabung am deutlichsten in die Erscheinung treten. Daran, daß unsre militärische Organisation sich in dem gegenwärtigen Kriege glänzend bewährt hat, hat allerdings auch die weise Voraussicht der gewaltigen neuen Anforderungen, die ein großer Krieg in unsrer Zeit an den Staat, das Volk und die bewaffnete Macht stellt, wesentlichen Anteil. Mit Genugtuung erkennen wir an, daß Gleichgroßes auch auf andern Gebieten, besonders auf denen des Eisenbahnwesens und der Finanzwirtschaft, bei uns geleistet worden ist. Wo aber die Voraussicht nicht ausgereicht hat, da ist uns die deutsche Organisationsbegabung, unterstützt durch deutsche Wissenschaft und Technik, zu Hilfe gekommen. Das ist in dem gegenwärtigen Kriege auf dem Gebiete der allgemeinen Volkswirtschaft der Fall gewesen. An keiner Stelle, auch nicht an denen, die zuerst dazu berufen gewesen wären, hat man die Möglichkeit vorausgesehen, daß Deutschland in einen Krieg verwickelt werden könnte, in dem es nahezu von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten sein würde. In dieser Lage aber befinden wir uns seit Beginn des Weltkrieges. Zur Entschuldigung des Mangels an Voraussicht gereicht uns, daß jene Lage nur durch die gänzliche Mißachtung des Völkerrechts von seiten Englands herbeigeführt werden konnte. Wir verließen uns darauf, daß angesichts unsrer kräftig emporgewachsenen Flotte keine Macht mehr eine dem Völkerrecht entsprechende Blockade unsrer ganzen Küste durchzuführen vermag, und daß auch der Verkehr mit den uns benachbarten, gleichfalls ans Meer grenzenden neutralen Staaten nicht verhindert werden könne. England aber hat uns dieser Sicherheit durch völkerrechtswidrige Absperrung der Nordsee und Vergewaltigung der neutralen Staaten beraubt.

Daß die Hoffnung unsrer Feinde, uns dadurch auf die Knie zu beugen, zuschanden werden wird, verdanken wir zum guten Teil der Geschlossenheit unsrer Volkswirtschaft, die darin besteht, daß sowohl die Landwirtschaft als auch Industrie und Gewerbe unsre Lebensbedürfnisse ohne fremde Hilfe zu befriedigen vermögen. Aber es hat doch einer Wandlung unsrer gesamten Volkswirtschaft bedurft, um sie den veränderten Daseinsbedingungen anzupassen. Und daß wir dieser Anforderung gerecht zu werden vermocht haben, ist ein Ausfluß unsrer Organisationsbegabung. Daß hierbei mancher Fehlgriff vorgekommen ist, kann bei der völligen Neuheit der Aufgabe und bei deren in alle Gebiete des Volkslebens tief eingreifender Natur nicht wundernehmen. Fehler sind hier und da durch Schaffung entbehrlicher Organisationen begangen worden. Das Organisieren ist weder Selbstzweck noch ein Allheilmittel. Wenn im Volksleben ein

Digitized by Google

Zweck bei freiem Walten der natürlichen Kräfte erreicht werden kann, ist es oft mehr schädlich als nützlich, sie zu binden. Mängel sind bisweilen auch in fehlerhafter Ausgestaltung von Organisationen zutage getreten. Die zweckmäßige Zusammensetzung der untersten Glieder, der „Organisationszellen", die Art ihrer Zusammenfassung zu größeren Verbänden und zu einer Einheit, die Bestellung einer geeigneten Leitung der Glieder und des Ganzen, die richtige Abstufung der Verantwortlichkeiten und der ihnen entsprechenden Machtbefugnisse — das alles sind Organisationsfragen von Wichtigkeit. Fehler, die in diesen Beziehungen gemacht werden, haben schädliche Reibungen zur Folge und können den Nutzen einer Organisation in Frage stellen. An Vorkommnissen dieser Art hat es denn auch bei der Anpassung unsrer Volkswirtschaft an die Verhältnisse des gegenwärtigen Krieges nicht gefehlt. Gleichwohl können wir mit innerer Befriedigung auf das bei diesem Anlaß geschaffene Organisationswerk blicken. Es ist nicht Ueberhebung, wenn wir aussprechen, daß kein andrer Staat und kein andres Volk unter ähnlichen Verhältnissen Gleiches zu leisten vermocht hätte.

Wir wollen uns des erzielten Erfolges freuen und ihn bis zu erreichtem Endzweck des Krieges sichern, aber auch danach uns noch die in schwerer Prüfungszeit gesammelten Erfahrungen zunutze machen, vor allem nach Kräften dahin wirken, daß der Geist, auf dem unsre Organisationsbegabung und deren edelste Frucht, unser volkswirtschaftlicher Erfolg im Weltkriege, beruht, im Staate, im Volke und in unsrer bewaffneten Macht erhalten bleibe!

Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns

Von

Wolfgang Windelband

(Fortsetzung)

In Freiburg hatte der kranke Eichhorn die freundlichste Aufnahme und liebevollste Pflege im Hause des Freiherrn v. Gleichenstein gefunden. Mehrfach bezeichnet Amälie diesen als einen Kollegen ihres Mannes aus der Zentralverwaltung. Ich halte aber diese Angabe für irrtümlich, da die im Berliner Geheimen Staatsarchiv befindlichen Akten dieser Behörde, soweit ich sehe, nirgends diesen Namen auch nur erwähnen; er wird wohl auch im Hauptquartier gewesen sein, aber dort irgendeine andersartige Beschäftigung gehabt haben. Die erste Nachricht von Eichhorns schwerer Erkrankung gelangte an seine Angehörigen durch einen Brief, den Gleichenstein alsbald nach der Ankunft des Patienten an Amaliens Vater schrieb. Er sprach darin zwar von der sicheren Aussicht baldiger Genesung, jedoch war der Ton des ganzen Schreibens so gehalten, daß die Schwere des Falls deutlich hervortrat. Vorbereitet auf eine solche Nachricht mußte Amalie ja schon durch die letzten Mitteilungen sein, die sie von ihrem

Digitized by Google

Manne selbst erhalten hatte. Daß es sich nicht um eine leichte Erkrankung handelte, das konnte sie mit voller Sicherheit schon allein aus der Tatsache seiner Rückreise nach Freiburg entnehmen. Sie kannte die Pflichttreue ihres Mannes, sie wußte, daß es eines sehr ernsten Grundes bedurfte, um ihn dazu zu bewegen, seine ihm so liebe und so verantwortungsvolle Tätigkeit, überdies noch in einem so entscheidenden Augenblick, plötzlich abzubrechen. Dennoch war naturgemäß der Schreck, als sie die Bestätigung ihrer Befürchtung in der Hand hielt, ein gewaltiger. Sofort stand ihr Entschluß fest, an das Krankenbett des fernen Geliebten zu eilen. Ihr letzter Brief, den sie noch am 21. März ihm nach Frankreich hatte nachsenden wollen, enthielt schon die Nachschrift: „Ich weiß, daß Du krank bist. Ich bin auf dem Wege zu Dir. Sei getrost und freudig. Wenn ich bei Dir bin, wirst Du bald genesen. Fritz und Lotte begleiten mich, ich reise sicher und bequem." So machten sich denn die drei Geschwister auf zu einer Reise, wie sie sie in so ferne Gegenden bis dahin noch nicht in ihrem Leben unternommen hatten. In einem früheren Brief hatte Amalie der Hoffnung Ausdruck gegeben, ihrem Manne nach Süddeutschland folgen zu können. Das wurde also jetzt zur Wirklichkeit, aber unter wie anderen Verhältnissen, als sie es sich ausgemalt hatte! Wie muß es auf dieser Fahrt in ihrer so empfindsamen Seele ausgesehen haben! Das einzige, was sie wußte, war, daß Eichhorn auf den Tod erkrankt sei; die Nachrichten von der bald eintretenden und verhältnismäßig rasch fortschreitenden Besserung, die Gleichenstein ihrem Vater geben konnte, erreichten sie nicht mehr vor ihrer Abreise. So war ihr Gemüt also diese ganzen sich ihr endlos lang hindehnenden Tage hindurch von der Angst beherrscht, sie werde ihren Gatten nicht mehr am Leben finden. Die qualvollen Aufregungen dieser Reise werden anschaulich geschildert in den Briefen, welche die drei an ihre Eltern und Geschwister nach Berlin richteten, die hier wortgetreu abzudrucken aber zu weit führen würde; aus dieser Episode von Eichhorns Krankheit gebe ich im folgenden nur eine kleine Auswahl der ganz besonders charakteristischen und gleichzeitig sachlich interessierenden Briefe wieder, so sehr auch das rein Menschliche in ihnen allen der Mitteilung würdig wäre.

Jeden von Westen kommenden Kurier, den sie unterwegs trafen, hielten die drei Reisegenossen an und suchten von ihm Nachrichten über Eichhorns Befinden zu erfahren; keiner konnte ihre Wißbegier stillen. Zu den seelischen Leiden, die sie auf diese Weise auszuhalten hatten, kamen sehr erhebliche körperliche Anstrengungen: die Reise auf den durch das Dahinfluten der sich zurückziehenden und verfolgenden Heere fürchterlich mitgenommenen Straßen war alles eher als eine leichte. Sie wurde noch erschwert durch einen Umweg, den sie auf kaum fahrbaren Wegen um die von der französischen Besatzung noch behauptete Erfurter Zitadelle herum machen mußten. Tapfer hielten sie sich aufrecht. Den ersten Hoffnungsstrahl brachte das Zusammentreffen mit Arndt in Frankfurt a. M. Zwar war auch er nicht imstande, ihnen eine direkte Beruhigung zuteil werden zu lassen, jedoch konnten sie mit Recht annehmen, daß die Nachricht von Eichhorns Tode, wenn er inzwischen erfolgt wäre, gewiß zu Arndt

Digitized by Google

gedrungen sein würde. Das belebte die Hoffnung. Immerhin war es keine Sicherheit, und so lastete die sich mit jedem Tage steigernde Marter der Ungewißheit auf den Reisenden bis zu dem Augenblick ihrer Ankunft am Ziele. Welch ein glückseliges Aufatmen dann, als sie die frohe Kunde vernahmen, daß Eichhorn sich außer jeder Gefahr befand.[1])

Nicht genug Ausdrücke des Lobes und des Dankes konnten die Geschwister in ihren Berichten nach Hause finden für die Pflege, die der Arzt und alle Mitglieder der Gleichensteinschen Familie dem Kranken hatten angedeihen lassen, und für die Aufnahme, der sie selbst in dem gastfreien Hause begegneten. Dennoch berührte sie zunächst das süddeutsche Leben wie eine gänzlich andersgeartete Welt. Besonders hübsch und anschaulich sind die hierauf bezüglichen Schilderungen von Lotte Sack, der späteren Frau v. Hüser, die, soweit die wenigen von ihr erhaltenen Briefe ein Urteil zulassen, von ausnehmend frischem, sympathischem Wesen gewesen sein muß, von nicht geringerer Intelligenz als Amalie. Mit helleren Augen sah sie in die Welt als ihre ältere Schwester, zum Unterschied von dieser stets geneigt, die erfreulichen Seiten von allem, was ihr entgegentrat, stärker als die weniger erfreulichen auf sich wirken zu lassen. Der auf altehrwürdiger Tradition beruhende Lebenszuschnitt in dem vornehmen Hause machte den größten Eindruck auf die aus norddeutscher Pastorenfamilie Herkommende. „Solche sich ganz hingebende Gutmütigkeit," schreibt sie, „und solche Teilnahme und Pflege für Eichhorn hat etwas Fabel- und Feenhaftes, wir haben ausgemacht, daß wir Mitspieler in einem Goetheschen Roman sind. Alles hier ist altdeutsch, höchst einfach und würdig." „Höchst fremdartig und altväterisch siehts im Hause aus, wir haben heute Mittag von dickem Zinn gegessen, und so alles." Das Verständnis des süddeutschen Dialekts fällt ihr nicht ganz leicht. „Von dieser kauderwälschen Sprache habt Ihr keinen Begriff, der gemeine Mann spricht eine total fremde, aber auch alle Gebildeten haben einen höchst auffallenden Dialekt und tausend komische Wörter, wenn man's nur so wiedergeben könnte!" Alles in allem scheint sie sich aber in diesem ihr so neuen Milieu höchst wohlgefühlt zu haben, während Amalies Briefe, bei der allerdings auch die Sehnsucht nach dem zum erstenmal von ihr getrennten Kinde hinzukam, diesen Eindruck lange nicht in demselben Maße erwecken.

Eichhorns allmähliche Genesung fällt in die Zeit, da draußen in der Welt die gewaltigsten Ereignisse vor sich gingen. Die Napoleonische Macht brach vor den vernichtenden Streichen der verbündeten Heere zusammen. Die Hauptstadt fiel, die Alliierten hielten ihren Einzug in Paris, der Kaiser dankte ab und die Bourbons bestiegen wiederum den Thron Frankreichs. Als reiner Zuschauer nur noch, in keiner Weise mehr als Mithandelnder, wie er es bisher hatte sein

[1]) Am 30. März kamen sie nach neuntägiger Fahrt in Freiburg an; am Tage vorher hatte Max v. Schenkendorf, der Vertreter des Zentralverwaltungsrats am Karlsruher Hofe, Stein berichtet, daß Eichhorn „noch sehr bedenklich krank ist, daß der Arzt aber Hoffnung zu seiner Genesung in vier bis sechs Wochen hegt, bis dahin aber auch jede Erinnerung an ein Geschäft verboten hat" (Berliner Geheimes Staatsarchiv, Rep. 114. VII. 2).

Digitized by Google

dürfen, steht Eichhorn diesen Geschehnissen gegenüber. Die Kunde von ihnen drang natürlich nach Freiburg schneller als nach Berlin, und voller Jubel beeilten sich die Geschwister, sie dorthin weiterzugeben. Diese Briefe habe ich unten im Wortlaut mitgeteilt, da sie von größtem Interesse sind durch die in ihnen gefällten Urteile und eine wertvolle Quelle zur Erkenntnis der damaligen öffentlichen Meinung darstellen. Dieselbe Anschauungsweise, die wir aus einer großen Zahl andrer Zeugnisse der Zeit kennen, tritt uns auch aus ihnen entgegen: das Benehmen des französischen Volkes den Siegern gegenüber, die bereitwillige Unterordnung unter das von diesen Verfügte, vor allem die persönliche Haltung Napoleons empfanden viele gerade unter den Preußen als schmachvoll und seiner großen Vergangenheit unwürdig. Sehr scharf hat sich Stein in diesem Sinne ausgesprochen,[1]) auch Clausewitz[2]) und andre haben ähnlich geurteilt, und genau derselben Auffassung geben die offenbar dabei von Eichhorn beeinflußten Schwestern Ausdruck. Der große Irrtum, in dem sie alle sich dabei befanden, war der, daß sie die Titanenkraft und den ungebrochenen Machtwillen des Gestürzten so falsch einschätzten: sie glaubten, das Erreichte stelle eine endgültige Regelung dar, Napoleon füge sich in sein Schicksal. Ein Jahr später wurde die staunende Welt eines Bessern belehrt, als sie sich noch einmal zum Entscheidungskampfe mit ihm gezwungen sah. Seine Wiederkehr aus Elba läßt deutlich erkennen, aus welchen Gründen er nicht, wie so viele der Zeitgenossen es als das Würdigste empfunden hätten, in den Tagen, da alles für ihn verloren schien, seinem Leben ein Ende machte. Der Genius vertraute auch in der schwärzesten Zeit auf sich, er besaß den Glauben daran, daß sein Stern dereinst hell strahlend wieder aufgehen werde.

Von Interesse ist auch, daß unsre Briefe das bestätigen, was wir aus andern Quellen über die damals in Freiburg herrschende Stimmung bereits wissen. Es sind nicht so sehr nationale Gefühle gewesen, aus denen heraus der Sturz Napoleons hier mit solchem Jubel begrüßt wurde. Es ist sehr verfehlt, wenn man sie, wie das immer noch vielfach geschieht, dem Durchschnitt der damaligen Deutschen zuschreibt oder ihren Mangel, heutige Wertungsmaßstäbe in die damalige Zeit übertragend, moralisch verurteilen will. Zu ihrer Verbreitung fehlten eben vor allem in Süddeutschland alle notwendigsten Voraussetzungen. Vielmehr war der eigentliche Grund für die große Freude der Frei-

[1]) „Der Tyrann hat geendet wie ein Feigling. Solange es nur darauf ankam, das Blut der andern zu vergießen, war er damit verschwenderisch. Aber er wagt nicht zu sterben, um wenigstens muthig zu enden. Er nimmt ein Gnadengehalt an, er kehrt in die Nichtigkeit zurück, er unterhandelt, um sein Leben zu behalten und die Fortdauer eines schimpflichen Daseins zu sichern. Man versichert, daß er seine Tage zubringt mit Weinen und Seufzen. Welches Ungeheuer und welche Verächtlichkeit!" Lehmann, a. a. O., Bd. 3, S. 373; siehe dort auch ein weiteres Zitat, wonach Stein Napoleon als eine Mischung von Groteskem, Großem und Gemeinem kennzeichnet.

[2]) „Bonaparte ist zähe wie ein Jude und ebenso schamlos," schreibt er am 11. April aus Tournay an seine Frau. „Karl und Marie v. Clausewitz, ein Lebensbild in Briefen und Tagebuchblättern", herausgegeben von K. Linnebach, Berlin 1916, S. 371.

Digitized by Google

burger ihre Hoffnung, daß sich aus dem Zusammenbruch des Napoleonischen Systems die Rückbildung der Veränderungen ergeben werde, die unter ihm in den staatlichen Zuständen Süddeutschlands eingetreten waren. Der Breisgau war ja erst durch den Preßburger Frieden an Baden gekommen, und in dem seit dieser Zeit vergangenen Jahrzehnt waren die dann später von so großem Erfolg gekrönten Versuche der badischen Regierung, die Herzen der neuen Untertanen für sich zu gewinnen, zunächst noch ergebnislos geblieben. Der Zeitpunkt war hierfür auch ein besonders ungünstiger. Der um die Entwicklung seines Landes so hochverdiente Großherzog Karl Friedrich war so altersschwach geworden, daß nur noch nominell die Regierungsgewalt in seinen Händen lag, und sein 1811 auf den Thron gekommener Nachfolger war keine Persönlichkeit, die geeignet gewesen wäre, sich rasch auch bei Widerstrebenden populär zu machen. Und ein solches Widerstreben mußte bei den Breisgauern überwunden werden. Hatten sie doch von jeher zu den anhänglichsten und getreuesten Untertanen ihres angestammten Herrscherhauses Habsburg gehört. Ganz besonders stark war die oppositionelle Stimmung unter dem breisgauischen Adel. Er hatte unter dem österreichischen Regiment noch ständische Vorrechte besessen, und Baden hatte diese alsbald beseitigt. Das war zwar vom Standpunkt des staatlichen Allgemeininteresses nur eine Notwendigkeit gewesen; es ist aber durchaus begreiflich, daß die davon unmittelbar Betroffenen den sehnlichen Wunsch nach Wiederherstellung der früheren Zustände empfanden. Zu diesen Kreisen gehörte das Gleichensteinsche Haus, und so kommt es, daß Amalie und Lotte von einem so hohen Grade der Abneigung gegen die „fürchterliche" Karlsruher Regierung berichten konnten. Die Abneigung gegen diese, die Liebe zu Oesterreich und, wie Eichhorn und die Seinen voller Stolz feststellten, die Bewunderung für Preußen, das waren die drei hauptsächlichen Gesichtspunkte, die für die Stellungnahme der Breisgauer den politischen Ereignissen gegenüber maßgebend waren.

Eichhorns Genesung verlief glatt und unerwartet rasch, trotz großer seelischer Aufregungen, die er durchzumachen hatte: zwei Brüder und sein Schwager starben in Wertheim während dieser Wochen. Der Arzt brauchte das bisher streng durchgeführte Verbot aller Arbeit bald nicht mehr aufrechtzuhalten, und so schlug schon nach kurzer Zeit wieder die Stunde des Abschieds für das Ehepaar. Noch viel schwerer als im August des vorigen Jahres fiel die abermalige Trennung dem weichen Gemüt Amalies. Während sie damals hatte annehmen können, daß der Krieg ihren Mann nicht allzuweit von Berlin fortführen werde, mußte sie ihn jetzt in die ihr so verhaßte feindliche Hauptstadt ziehen lassen. Das gab ihrer Seele einen harten Stoß, ihre Briefe haben sich, obwohl sie jetzt nicht mehr für das Leben des Geliebten zu zittern brauchte, während dieses zweiten Teils der Trennung nicht wieder zu dem hohen Grade stolzer Zuversicht aufzuschwingen vermocht, wie sie so oft aus den bisherigen zu uns gesprochen hat. Aeußerlich fügte sie sich, da sie wußte, daß keine Gewalt der Erde ihren Mann von der Stelle seiner Pflicht fernhalten könne, nachdem seine Gesundheit wiederhergestellt war; innerlich litt sie um so tiefer. Ueber Heidelberg, wo die

Digitized by Google

von den Brüdern Boisserée angelegte Sammlung alter deutscher Meister einen mächtigen Eindruck auf sie machte, reiste sie heim zu ihrem Kinde.

Für Eichhorn ergab sich nach der Abfahrt Amalies eine unangenehme Lage: in dem Augenblick, da er selbst aufzubrechen gedachte, erhielt er die Nachricht von dem am 23. April zu Paris abgeschlossenen Waffenstillstand und von der angeblich unmittelbar bevorstehenden Rückkehr der Monarchen. So wußte er nicht, ob die Reise nach Paris für ihn überhaupt noch einen Zweck habe, ob er Stein und seine Behörde noch dort vorfinden werde. Einige Tage wartete er sehnsüchtig, aber vergeblich auf nähere Nachricht, dann entschloß er sich, doch zu fahren. Er kam auch noch rechtzeitig an, eine größere Wirksamkeit hat er aber nicht mehr ausüben können. Schon am 30. Mai wurde der Friedensvertrag unterzeichnet und unmittelbar darauf die Zentralverwaltung wieder nach Deutschland, nach Frankfurt a. M., zurückverlegt. Im ganzen hat sich Eichhorn nur knappe vierzehn Tage in Paris aufgehalten; nur einen einzigen Brief hat er seiner Frau von dort aus geschrieben, der erkennen läßt, daß sein bisher so ungünstiges Urteil über Frankreich auch durch die Eindrücke, welche die Hauptstadt auf ihn machte, nur noch verstärkt wurde.

Es kann nicht überraschen, daß Eichhorns Auffassung von dem in dem Friedensschluß für Preußen und Deutschland Erreichten sich genau in denselben Bahnen bewegt, wie die Urteile Steins, Gneisenaus und der andern preußischen Patrioten. Die Enttäuschung war ungeheuer, daß die Anstrengungen des preußischen Volkes keinen besseren Lohn erhielten, daß auf dem Wege zur nationalen Einigung Deutschlands kein größerer Schritt nach vorwärts getan wurde. Es schien diesen Männern, als ob die große Gelegenheit, die das Schicksal dargeboten habe, das ihnen vorschwebende Ideal zu verwirklichen oder zum mindesten doch sich ihm beträchtlich zu nähern, ungenützt vorübergelassen wäre.[1]) Und derselbe Ton hallt auch aus den Briefen Amalies wieder, die damit die Urteile des Berliner Freundeskreises ausspricht. Aber besonders erfreulich zu sehen ist es, daß gerade Eichhorn trotz aller Enttäuschung sich nicht einfach zu restlos ablehnender Verurteilung des Geschehenen hinreißen läßt; dazu ist seine Wesensart viel zu sehr nach dem Positiven hingewendet. Anstatt sich entmutigen zu lassen, betont er ausdrücklich, daß man über der Unzufriedenheit mit den ungenügenden Friedensbestimmungen doch nicht das Große vergessen dürfe, was schon erreicht sei. Sein Trost ist die bessere Zukunft, die auf der jetzt gelegten Grundlage erstehen könne: daß Preußen zum Bewußtsein dessen gekommen sei, was es bei richtiger Verwertung seiner Kräfte zu leisten vermöge, das sei die große Grundtatsache, aus der eine segensreiche Entwicklung sich ableiten lasse. Amalie spricht es ganz offen aus, daß der jetzige Friede doch nicht mehr bedeute als ein Waffenstillstand. Sie erwartet, daß auf dem Wiener Kongreß der Streit über die Form der Wiederaufrichtung Europas erst recht

[1]) Näheres über die Beurteilung des Pariser Friedens durch die deutschen Patrioten vgl. in der Zusammenfassung bei E. Müsebeck: E. M. Arndt, S. 517 ff.

Digitized by Google

entbrennen und daß aus ihm der große Krieg hervorgehen werde, der dann die endgültige Gestaltung, wie sie hofft, im Sinne der Guten bringe. Die feste Bürgschaft, daß sich noch alles zum Heile wenden werde, entnimmt sie aus dem Geist, der so mächtig sich in der Jugend Preußens entfaltete. Ohne es zu ahnen, vertritt sie damit die Auffassung, die auch Gneisenau teilte. Tatsächlich hat die Zukunft diese Entwicklung auch gebracht; jedoch mußte bis zur Vollendung noch eine weit längere Zeit vergehen, als die Patrioten es erhofft hatten. Noch war die ideelle Vorbereitung auf die nationale Einigkeit nicht in die breiten Massen des deutschen Volkes gedrungen, die allein ihrer Herstellung den festen Rückhalt geben konnten, und noch fehlten auch die politischen Voraussetzungen für sie. Dazu bedurfte es noch unendlicher Kleinarbeit und dann schließlich, nachdem diese geleistet war, der alle Widerstände durch die intuitive Ausnützung des sich bietenden Augenblicks über den Haufen werfenden Wirksamkeit der genialen und wahrhaft staatsmännischen Persönlichkeit. Eichhorn selbst hat den Anbruch der neuen, von ihm so heißersehnten Epoche nicht mehr erlebt, und als Amalie im Jahre 1862 starb, da stand zwar die Morgenröte schon am Himmel, aber es waren nur ganz wenige, besonders durchdringende Augen, die sie zu erblicken vermochten.

Für Amalies vornehme und wahrhaft deutsche Geistesart kennzeichnend ist der Wechsel, der in ihrer Stellungnahme gegenüber Frankreich nach dem Friedensschluß im Vergleich zu ihren früheren Briefen eintrat. Zwar blieb ihre bisher so offen zur Schau getragene Abneigung gegen das französische Wesen durchaus dieselbe, die Möglichkeit einer Wiederaufrichtung der französischen Vorherrschaft über Europa war ihr nach wie vor das Schrecklichste, was sie sich überhaupt ausmalen konnte. Aber diese Gefahr bestand nun nicht mehr. Frankreich lag am Boden, und dem Sieger ziemte es nach ihrer Auffassung, den Schmerz des Besiegten nicht durch unnötige Härte und durch berechtigte Gefühle verletzende Grausamkeit zu vermehren. Deshalb lehnte sie den maßlosen Franzosenhaß, wie ihn Arndt für jetzt und alle Zukunft predigte, als unedel weit von sich ab. Deutsche Eigenart, echte Weiblichkeit und christliche Religiosität sind für diese ihre Haltung bestimmend gewesen. Mit der Frommheit ihres Gemüts war der Haß durchaus verträglich gewesen, solange er sich gegen den fremden Unterdrücker richtete. Jetzt, da diese Rolle für Frankreich ausgespielt war, verurteilte sie Arndts allzu „leidenschaftsvolle Schreiberei".

Allerdings war die Gemütsverfassung, in der sie sich diese ganzen Monate über befand, besonders geeignet, sie zur Weichheit zu stimmen und für härtere Urteile unzugänglich zu machen. Immer unerträglicher empfand sie die Trennung von ihrem Mann. Eichhorns Aufenthalt in Frankfurt zog sich viel länger hinaus, als er ursprünglich angenommen hatte. Immer leidenschaftlicher werden Amalies Klagen, daß alle andern Frauen längst ihre Männer wieder zurück hätten, daß nur der ihre noch in der Ferne weile. Sicher hat die Rücksicht auf diese ihre Stimmung neben der Tatsache seiner eignen, noch lange nicht gefestigten Gesundheit sehr stark auf Eichhorn eingewirkt, ein an sich äußerst ver-

Digitized by Google

lockendes Angebot abzulehnen: Hardenberg forderte ihn auf, mit den Vertretern Preußens nach Wien zu gehen. Hierin liegt eine große Anerkennung für die Leistungen des doch erst so kurze Zeit mit diplomatischen Geschäften Vertrauten. Obwohl die Aufgabe ihn unendlich reizen mußte, blieb er zum Jubel seiner Frau fest, die von dem ganzen Kongreß, „dieser langweiligen Geschichte", nichts wissen wollte. So vollzog sich denn nach fast genau einjähriger Trennung die Wiedervereinigung der Gatten. Aber die Ablehnung des vom Staatskanzler gemachten Anerbietens hatte zur Folge, daß Eichhorn zunächst auch keine anderweitige höhere Verwendung erhielt. Er trat einfach wieder in die alten Verhältnisse zurück, ein Jahr lang ist er noch einfacher Kammergerichtsrat und Syndikus der Universität Berlin geblieben.

Amalie an ihren Vater

Freiburg im Breisgau am 8. Ap. 1814.

Geliebter Vater!

Eben, am Morgen des heiligen Freitag, erhalten wir Ihren Brief v. 27. M. Er macht uns sehr froh. Es ist das köstlichste Frühlings Wetter, mein lieber Eichhorn ist vollkommen gesund und so glücklich, heiter seelig, daß es eine wahre Freude ist, ihn zu sehen und zu hören. Vorgestern fuhr er zuerst aus. O, hätten Sie das mit erlebt. Wie war der theure Mann so bewegt: unter heißen Thränen betete er laut in Gottes schöner Natur sein inbrünstiges Dankgebet. Er kann garnicht genug die wunderbare Stimmung seiner Seele beschreiben. Er hatte völlig dem Leben entsagt, jetzt fühlt er sich neu und stärker wieder erwacht hier in der herrlichsten Natur und grade beim Erwachen der besseren Welt auf Erden. Die große Weltbegebenheit: Die Alliirten in Paris, erfuhren wir gestern officiel. Was für ein Jubel war das. O diese allgemeine Freude, dieses Entzücken, wie wird es auch in Berlin sein! Hier freut man sich aber unvermischter, auch steht die Critick nicht gleich auf, man ist mit allem zufrieden, wenn nur der Böse gestürzt ist. Gott Lob! Das ist er jetzt. Die Erklärung Alexanders[1]) entzückt Eichhorn, er ist über alles erfreut. Seine politischen Ansichten sind dieselben wie sonst. Er will nur nichts von Bonaparte wissen, doch gegen die Franzosen will er keine Rache üben. Eichhorn ist so eingeweiht in allen politischen Verhältnissen, daß er einem Alles klar machen kann, und die allerbesten Hoffnungen hegt. Das Vertrauen Steins ist unumschränkt, und sein Wirkungskreis ist höchst interessant. Da ich mich selbst überzeuge wie völlig hergestellt er ist, so sehe ich ein, daß er jetzt nicht von dieser Stelle abtreten kann, wo er so viel, so viel wirkt, und die allergenugthuendsten Empfindungen hat. Jetzt wird es noch Einiges in Paris zu thun geben, in welcher Art werde ich Ihnen mündlich sagen. Eichhorn meint, der Friede sei ganz nahe, und dann wird seine Lage

[1]) Der Zar hatte einer Pariser Deputation erklärt, daß er Frankreich und die Franzosen achte, daß er nur Napoleon persönlich bekämpfe, so daß also die Pariser, wenn sie sich angemessen verhielten, von ihm keine Feindseligkeit zu befürchten hätten.

Digitized by Google

wieder eine andere Gestalt gewinnen, für immer geht er nie aus Berlin. Der Hoffnung, Karl bald wieder zu sehen, können Sie sich ganz hingeben; jetzt ist er in Paris, und was wird er da noch interessantes sehen. Eichhorn wird nicht eher von hier abreisen, als bis der sehr vorsichtige Arzt es erlaubt. Dann reist er mit aller Bequemlichkeit mit dem Baron von Gleichenstein, und noch mit einem andern Freunde, die aufs Innigste um ihn besorgt sind. Seine Krankheit war deswegen so gefährlich, weil sie den Keim der Auszehrung in sich trug, offenbar durch zu große Anstrengung. Der Arzt kommt noch 2 Mal des Tages her, und curiert ihn mit einem Scharfsinn und einer Sorgsamkeit, die ihm uns ewig verpflichtet macht. Er macht dadurch eine Epoche hier in der Gegend, und sein Kranker ist sein Stolz und seine Freude. Er will ihn nun ganz gesund machen, und ich hoffe, es gelingt ihm mit Gottes Hilfe: denn Eichhorns Constitution ist nur reizbar, aber in den Organen völlig gesund. Die heutigen guten Nachrichten von Euch, Ihr Lieben alle, von meinem süßen Kinde, und alles andere rührt mein Herz tief, Gott wie soll ich Dich genugsam preisen! Nichts mehr wünsche ich, meine theuren Eltern, als wenn Sie meinen Eichhorn jetzt sehen und hören könnten! Mir däucht noch viel manichfaltiger und herrlicher hat er sich ausgebildet; auch die religiösen Seiten seines Gemüths haben sich gekräftiget, erhoben, zu meinem innigsten Entzücken. Deswegen hat er auch so viel edle Freunde; der herrlichste Kreis von Menschen versammelt sich auch hier um ihn. Des Morgens ist eine wahre Cour in seinem Zimmer. Es giebt hier die aller vornehmste, feine Welt. Unser Wirt gehört ganz unter diese, und seine wunderschöne Frau. Diese ist etwas kalt, die andern aber voller Herzlichkeit, vorzüglich besitzt der Baron feine Welt, einen herrlichen Verstand und die liebenswürdigste Gutmüthigkeit. Er opfert sich ganz auf, Fritz den Aufenthalt hier angenehm zu machen. Viel haben wir Ihnen zu erzählen, die Briefe sind nur unvollkommen. Jetzt von unserer Rückreise. Ich habe sie spätestens auf den 18. April festgesetzt. In der nächsten Woche wird Fritz noch nach Schaffhausen reisen den Rheinfall zu sehen. Auf unserer Rückreise werden wir uns in Heidelberg einen Tag aufhalten, und überhaupt nicht so entsetzlich schnell reisen; so sind wir, wills Gott! gewiß vor dem Mai bei Ihnen.

*

10. Aprill.

O dieses Osterfest. Was für eine Freude hier ist. Wie trifft dieses Fest so herrlich zusammen mit der neuen Welt auf der Erde. Nun, was sagen die Ungläubigen zu dem Fall des Mächtigen? jetzt so Ohnmächtigen. Sie wissen gewiß alles Herrliche aus Paris! Hier drängt sich eine schöne Nachricht nach der Andern. Eichhorn ist voller Freuden, allein der Lohn, den er sich wünschte, für alles was er that ist ihm jetzt geworden. Ich habe schon einmal gesagt, Er sowohl wie alle liebe Menschen hier freuen sich rein über die herrliche Offenbarung von Gottes Gerechtigkeit, keine kleinliche menschliche Ansicht mischt sich darein, darum sind sie auch glücklich, stören sich die Freude nicht durch neue

Digitized by Google

Sorgen, oder durch gehässige Beurtheilungen. Welch ein Fest für mich, ich habe meinen theuren Mann wieder, sehe seine Freude — wie würde mir sein, ohne das.

Heute ist alles hier geputzt, besonders die Kinder. Mein Hermann mag auch lieblich ausschauen (wie sie hier sprechen) Am 4. Ap. war Stein noch in Dijon, doch wird er nun wohl in Paris sein, und sein Werk forttreiben; er erwartet Eichhorn mit großer Sehnsucht. Auch ihn treibt sein heiliger Eifer fort, indessen folgt er ganz dem Arzt. — Lotte und ich werden auch nach Schaffhausen mitreisen, solche Gelegenheit kommt nicht wieder. Wir sollen heute in großer Gesellschaft erscheinen, dazu sind wir hier nicht gemacht. Was mir hier nicht gefällt, sind die vielen französisch Sprechenden, und durch sie die französischen Sitten. Alles haßt aber die Nachbarn, noch mehr aber die Badensche Regierung, die auch fürchterlich ist. Eichhorn ist ausgefahren, er grüßt von ganzem Herzen, desgleichen thue ich allen Freunden, Mutter und Geschwistern.

Amalie.

Charlotte Sack an ihre Eltern

Freiburg am 10. Aprill 1814.

Wenn ich auch nur wenig schreibe, schreiben muß ich doch, zu große Dinge sind geschehn, größere vielleicht als wir noch erlebten. Da ich einmal nicht mit den Berlinern diese begeisternde Freude theilen kann so möchte ich sie mit niemandem lieber als den lieben Freiburgern genießen, deutsch gesinnter kann kein Volk sein, mehr hat sich keins gefreuet, eine wahre Trunkenheit herrscht in den Tagen hier im Haus und in der Stadt, es kommt nun bei ihnen der fürchterliche Haß gegen die badische Regierung dazu, und der heiße Wunsch wieder oesterreichisch zu werden, dessen Erfüllung sie durch den Sturz Napoleons näher zu kommen hoffen. Was werden Sie alle sagen, wenn die große Nachricht zu Ihnen kommt, vielleicht wissen Sie es schon; sehen Sie wol bester Vater daß der Einzug in Paris ohne Greuel abgeht, das gesinnungslose Volk bleibt sich treu, u. kriecht vor dem Einen wie vor dem Andern. Uns kömmt sie herrlich zu statten, diese Niederträchtigkeit, aber ich verachte sie in tiefster Seele. Napoleon (Bonaparte) abgesezt, ein Bourbon berufen, der Senat abgefallen, welche ungeheure Begebenheiten! Nun macht sich das Andere von selbst, Gott sei gelobt! Das haben wir auch heute am ersten Feier Tage Morgens im Münster unter einer höchst glänzenden Versammlung gesungen, wobei die Kanonen auf den Bergen gelöst wurden. Der Wunder volle Münster im höchsten Schmuck, die Freiburger Welt festlich gekleidet, das viele Militair, alles dies machte einen höchst imposanten Anblick, das wunderschöne Wetter dabei, hier ist der volle Frühling, bei Euch meldet er sich wol kaum? Diesen Mittag wird der Einzug in Paris mit einem Mahl der ganzen vornehmen Welt gefeiert, recht störend ists uns nur bei diesem Fest, deren wir nie in Berlin haben, nicht unsre besten Kleidungsstücke hier zu haben, ja ich nicht einmal ein weißes. Eine große Demüthigung der Eitelkeit! Zumal da die vornehmen Freiburger, deren es hier

Digitized by Google

eine große Menge giebt, höchst elegant, und in den äußern Formen Parisisch sind. Die Moden kommen von ihnen zu uns. Aber in so großer erhabener Zeit seze ich mich groß und erhaben darüber weg. Fritz hat gestern während eines Spazierganges am Rhein, wohin ihn der Baron mitnahm, ein hübsches Gedicht gemacht, das heute bei Tisch gelesen wird.[1]) — Die Nachrichten häufen sich hier Schlag auf Schlag, soeben kömmt jemand mit der: Bonaparte habe sich auf Discretion ergeben; ich glaube es nicht, es wäre zu viel, dann wäre ja auch jeder Schein von Größe weg.

Man würde sehr falsche Schlüsse ziehn, wenn man nach dem Gleichensteinschen Hause, in dem es einestheils so altväterisch aussieht, auf die ganze Stadt schließen wolle, weit gefehlt, gestern machten wir Visiten bei Gräfinnen und Baroninnen usw., die waren eingerichtet wie die Vornehmsten und Elegantesten bei uns, auch thun die jungen Leute hier im Hause das Ihrige, die alte Mama ist nur etwas aus dem vorvorigen Jahrhundert. — Die hier allgemeine Verehrung für die Preußen ist höchst angenehm, ein Preuße ist immer willkommen, sie sagen Preußen und Spanien habens entschieden, die Brust schwillt einem dabei. Fritz ist als solcher mit der höchsten Artigkeit in den feinsten Gesellschaften aufgenommen worden, wohin ihn der Baron führte. Selten ist mir eine solche Vereinigung von dem feinsten Weltton mit der deutschesten Gradheit und Gutmüthigkeit vorgekommen als bei diesem, er ist in der ganzen Welt herumgereist. — Morgen geht Fritz nach Schaffhausen, u. ich mit ihm, auf der Post heißt das, ich würde es mir nicht vergeben dieser Quelle der erhabensten Empfindungen so nahe zu sein, ohne aus ihr geschöpft zu haben, das kommt mir nie wieder. Könnt' ich nur ein paar Berge u. ein paar Blicke von denselben mitbringen! Ihr schreibt aber so wenig, nun bekommen wir gewiß keine Antwort mehr auf unsere Briefe von hier. Ich freue mich bei alledem sehr aufs zu Hause kommen. — Wenn Sie wüßten wie fürchterliche Schreibmaterialien ich habe, würden Sie mein sehr schlechtes Schreiben entschuldigen.

(Fortsetzung folgt) Charlotte.

---

[1]) Das Gedicht „Bey der Feyer des Einzugs der verbündeten Heere in Paris und des Sturzes Napoleons" erschien dann in den „Teutschen Blättern" vom 14. April 1814.

Digitized by Google

Kaiser Karls V. Anleihen bei den Fugger und ihre Bedeutung für seine Regierung

Von

Archivrat Dr. J. Lulvès

Der mächtige Kaiser Karl V. als Schuldner bei dem Augsburger Handelsherrn Anton Fugger, welcher großmütig den Schuldbrief seines kaiserlichen Gastes vor dessen überraschten Augen in das lodernde Kaminfeuer wirft! Der packende Gegenstand für ein bekanntes Oelgemälde von Prof. Carl Becker, das in Abbildungen vielfach verbreitet ist.

Die in das Jahr 1546 verlegte Szene gehört allerdings dem Gebiete der Sage an. Geschichtlicher Wahrheit entsprechen jedoch die in ihr angedeuteten finanziellen Beziehungen zwischen Kaiser und Kaufmann. Mehr noch! Letzterer besaß tatsächlich eine stark ins Gewicht fallende, auch für die Politik bedeutsame Ueberlegenheit über ersteren.

Nie ist Wert und Bedeutung des Geldes für eines großen Fürsten Macht schon äußerlich so erkennbar zum Ausdruck gebracht worden wie bei Karl V. (1519—1556).[1])

Karls V. andauernde Geldverlegenheit war ein wenig erfreuliches Erbteil von seinen Eltern und Großeltern her, insonderheit von seinem deutschen Großvater Kaiser Maximilian I. (1493—1519). Der sog. „letzte Ritter" war bereits Schuldner der Bankierfamilie der Fugger. Ursprünglich Weber aus Langen auf dem Lechfeld, waren diese im letzten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts nach Augsburg übergesiedelt und hatten sich dort dem Handelsstand zugewandt. Spezereien, Gewürze, Seiden- und Wollstoffe waren ihre hauptsächlichsten Handelsartikel. Im Silber- und Kupferbergbau (seit 1448 zuerst zu Schwaz in Tirol) erwarb sich sodann der Fuggersche Familienzweig „von der Lilie" (von der Gilgen) den Grundstock seines großen Vermögens.

Das Bedürfnis nach barem Gelde war bei den Landesfürsten gestiegen, seitdem an Stelle der alten Waffen die teueren Feuerwaffen, an Stelle der Lehnsmannen und Ritter geworbene Söldner, Kriegshandwerker, die Landsknechte, getreten waren. Auf das entsprechende Geldbedürfnis waren aber die damaligen Finanzverfassungen der zumeist noch auf Naturalwirtschaft angewiesenen Fürsten und Staaten fast nirgends eingestellt.

Da blieben die kapitalkräftigen Großkaufleute als Helfer und Retter in der Verlegenheit übrig; auf sie waren die Fürsten bei ihren Anleihen angewiesen.

---

[1]) Das ist durch die grundlegenden Untersuchungen des Kieler Professors der Staatswissenschaften Richard Ehrenberg über „Geldkapital und Kreditverkehr im sechzehnten Jahrhundert" (1896) dargetan worden, welche in den Arbeiten des Bonner Historikers Alois Schulte, vor allem: „Die Fugger in Rom 1495—1523" (1904), eine wertvolle Ergänzung erhalten haben.

Digitized by Google

Denn sie selbst besaßen gemeinhin nur sehr geringen Kredit; etwaigen unerwarteten Anspannungen des Geldmarktes bei plötzlich eintretenden politischen Krisen waren sie, ohne Hilfe einer Bank, schon gar nicht gewachsen.

Mit den Fuggern, die vielleicht seit 1476, sicher aber seit 1495 auch an der päpstlichen Kurie in Rom als Bankiers beglaubigt waren, stand nun Kaiser Maximilian I. in geschäftlicher Verbindung, unzweifelhaft seit 1492. Allerdings beobachteten die Fugger gegenüber dem schlechten Hausverwalter auf dem deutsch-römischen Kaiserthron bei ihren Vorschußleistungen, vornehmlich anläßlich seiner kriegerischen Unternehmungen, eine gewisse vorsichtige Zurückhaltung. Eine solche trat besonders offenkundig in die Erscheinung im Jahre 1511, als Maximilian bei einer schweren Erkrankung Papst Julius' II. allen Ernstes mit dem Plane umging, — Papst zu werden, beide Kronen der Christenheit, die geistliche mit der weltlichen, auf seinem Haupte zu vereinigen. Bei dem damaligen Chef des einheitlich geleiteten Handelshauses, Jakob Fugger, wollte er eine Anleihe von 300 000 Dukaten zur Bestechung der Kardinäle aufnehmen. Aus dem abenteuerlichen Unternehmen wurde jedoch nach Julius' II. Genesung nichts, sicher zum Glücke des Fuggerschen Vermögens.

Die letzten geschäftlichen Verhandlungen zwischen Maximilian und dem Fugger betrafen bereits den Eintritt seines Enkels Karl auf die Bühne der Weltgeschichte. War auch des alten Kaisers Geldverlegenheit schließlich derartig geworden, daß Jakob Fugger ihm im Jahre 1518 2000 Gulden und dann auf erneutes Andringen noch weitere 1000 Gulden zahlen mußte, weil der Monarch sonst buchstäblich „nichts zu essen" gehabt hätte, so betrieb jener doch gerade damals die Wahl seines Enkels zum römischen Kaiser mit allen Mitteln, natürlich mit Versprechungen von Geld. Solches besaß nun aber weder er noch der Enkel, sondern die Fugger, die bereits den jungen Fürsten seit seinem Regierungsbeginn in den Niederlanden in rühmlichster Weise pekuniär unterstützt hatten. Schon als der junge Erzherzog 1517 vom niederländischen Hofe nach Spanien reiste, war es Fuggersches Geld, das er mitgenommen hatte.

Während des jahrelangen Feilschens mit den einzelnen deutschen Kurfürsten, den Besitzern der Wahlstimmen, konnten erst der Großvater, der am 12. Januar 1519 starb, dann der Enkel, um die scharfe und rührige Mitbewerbung des französischen Königs Franz I. aus dem Hause Valois zu überbieten, nur Zahlungsversprechen der Fugger vorlegen. Lediglich von deren Geld und Kredit hing die Entscheidung des Weltkampfs zwischen den Häusern Habsburg und Valois, das Schicksal der deutschen Kaiserkrone, ja das Schicksal Deutschlands ab, zugleich aber auch von ihrer deutschen Gesinnung. Der Habsburger Verdienste und Ruhm, idealere Rücksichten überhaupt, spielten gegenüber den realen Geldfaktoren hier keine Rolle. Die deutschen Kurfürsten zeigten nur Vertrauen zu den Fuggern, zu den Bankiers, zu keinem der werbenden Könige oder der für sie eintretenden Fürsten. So stand es damals um den öffentlichen Kredit, den vorerst die Fugger wirklich organisiert haben; über einen solchen verfügten diese selbst in fast unbeschränktem Maße!

Digitized by Google

Die Kapital- und Kreditgewalt der Fugger zu gewinnen, ließ sich natürlich Franz I. sehr angelegen sein. Begünstigte ihn auch das Oberhaupt der Christenheit, Papst Leo X., so zerschlugen sich trotzdem die Unterhandlungen mit den deutschen Geldfürsten. Vielleicht auch wegen der nicht ausreichend Vertrauen erweckenden Sicherheit der französischen Versprechungen?! Wie der niederländische Finanzminister Hoochstraten jedoch rühmte, wollten die Fugger „gute und getreue Untertanen des Königs unseres Herrn" (Karl) bleiben. Nicht zu vergessen ist dabei, daß die politischen Interessen des Handelshauses sich unmöglich von denen der Habsburger trennen konnten. Denn die Grundlagen des rein Fuggerschen Geschäftes waren jetzt ihre Bergwerke in habsburgischen Landen, in Tirol, Kärnten, Schlesien und Ungarn (die letzteren durch die Verbindung mit der Familie Thurzo). Dabei betrieben sie immerfort einen beträchtlichen Warenhandel (mit Barchent nachweislich noch 1525).

Zu dem endgültigen Preise der deutschen Kaiserkrone (über 850 000 Gulden) steuerten allein die Fugger 543 000 Gulden zu. Karl wurde bei jener „schmählichen Stimmenauktion" kraft des Geldwertes seiner finanzgewaltigen Freunde und Anhänger gewählt. „Der Wahlakt selbst mit seinen feierlichen Reden war lediglich eine für das Volk bestimmte Komödie."

Die gewaltige internationale Bedeutung des Handelshauses oder vielmehr der Familienhandelsgesellschaft der Fugger ward im Jahre 1521 klar, als am 29. Mai zwischen Karl V. und Papst Leo X. die Liga gegen die Franzosen in Mailand abgeschlossen worden war. Zur Werbung eines großen Heeres von Schweizern und Landsknechten waren 200 000 Dukaten erforderlich, von denen die Hälfte der Papst tragen sollte. Für die Flüssigmachung der Geldmittel hatten die Fugger zu sorgen, die übrigens dabei sich mit besonderer Vorsicht erst zu decken suchten.

Die Macht des Geldes! Wenige Jahre später, im Frühjahr 1523, mußte sich der erste Monarch Europas, denn das war Karl nunmehr geworden, von dem über die Nichtbezahlung so vieler Rückstände ungeduldig gewordenen Jakob Fugger einen sehr scharfen, im Grunde wenig ehrerbietigen Brief gefallen lassen, in welchem er mit vorwurfsvoller Deutlichkeit an die Kaiser Maximilian erwiesene Gefälligkeit, „Eurer Majestät die römische Krone zu verschaffen," an sein Eintreten dafür „etlichen Fürsten gegenüber, die ihr Vertrauen und Glauben auf mich und sonst vielleicht auf niemand setzen wollten," erinnert ward: „Es ist auch bekannt und liegt am Tage, daß Eure Kaiserliche Majestät die römische Krone ohne meine Hilfe nicht hätten erlangen können ... Wenn ich hätte vom Hause Oesterreich abstehen und Frankreich fördern wollen, so hätte ich viel Geld und Gut erlangt, wie mir solches tatsächlich angeboten worden ist."

Gleichviel! Mochten die Fugger auch noch so klagen und über das Wahlgeschäft Unzufriedenheit zeigen, vornehmlich durch dieses waren sie um 1525 unbestritten die bei weitem einflußreichste Finanzmacht ihrer Zeit geworden. Für jährlich 135 000 Dukaten hatten sie 1524 die Verwaltung der Maestrazgos, der spanischen Kroneinkünfte aus den geistlichen Ritterorden von San Jago,

Digitized by Google

Calatrava und Alcantara, sowie die Pfandschaften in Neapel in Pacht genommen.

Im Februar 1524 führte die chronische Geldverlegenheit des Kaisers dazu, daß sein bedeutendes, in Oberitalien stehendes Heer, da es seit drei Monaten keinen Sold empfangen hatte, in eine unerträgliche Not geriet. Es mußte daran denken, sich aufzulösen. Oder aber in der Verzweiflung zum Angriff des Feindes schreiten? Der Versuch wurde gemacht und gelang: Bei Pavia vollständiger Sieg der Kaiserlichen, den die Gefangennehmung König Franz' I. krönte. Nun flossen dem kaiserlichen Sieger reiche Hilfsgelder zu, von England, Genua, Venedig, Mailand und vom Papste.

Bald jedoch bildeten die Fugger abermals den letzten Rettungsanker in den stets wiederkehrenden Finanznöten des Habsburger Herrschers, als zu solchen auch noch politische Bedrängnisse traten: Die Türken hatten bei Mohacz über die Ungarn einen entscheidenden Sieg erfochten. Papst Klemens VII. vereinigte durch die „heilige Liga" von Cognac Frankreich und England zu einem Bunde gegen den Kaiser, um dessen Uebermacht vor allem in Italien zu brechen (22. Mai 1526).

In jener Schlacht bei Mohacz war König Ludwig II. von Ungarn gefallen. Ihn hatte Anton Fugger, der Neffe des am 30. Dezember 1525 verstorbenen Jakob Fugger, mit wenigstens 50000 Gulden unterstützt. „Er wäre sicher nicht unterlegen," äußerte nachher ein Fuggerscher Faktor (Geschäftsvertreter) zu dem englischen Agenten John Hacket, „wenn er 150000 Dukaten mehr an barem Gelde besessen hätte."

Nach der durch die Notlage des Kaiserlichen Heeres begründeten Plünderung Roms, hatten sich vor allem wieder durch die Hilfe der Fugger (1527), aber auch anderer Geldleute, alsbald vorübergehend die Finanzen Karls V. gehoben. Da bewies sich ihm der Wert des Geldes im Kriege noch von einer neuen Seite: Es gelang ihm, den mächtigen Parteigänger des französischen Königs, Andrea Doria, dessen Forderungen Franz I. unbezahlt gelassen hatte, nunmehr auf seine Seite zu ziehen.

Charakteristische Beispiele für die hohe Bedeutung des Geldes im Kriege lieferten in den Beziehungen der inzwischen (1530) in den Grafenstand erhobenen Fugger zum Kaiser die folgenden Jahre: 1536 mußten jene zum Wiederbeginn des Krieges mit Franz I. für ein Darlehen von 100000 Dukaten einstehen. Allerdings mißglückte Karls südfranzösische Expedition. Seine Finanznot nahm wieder derartig zu, daß seine Räte sich genötigt sahen, ihm die Einstellung der Feindseligkeiten dringend zu empfehlen.

1537 mußten die Fugger, die soeben dem Kaiser weitere 100000 Dukaten vorgeschossen hatten, auch seinem Bruder Ferdinand I., dessen Königswahl ebenfalls nur durch ihre finanzielle Beihilfe möglich gewesen war, 83000 Gulden zur Inangriffnahme neuer Rüstungen gegen die Türken zur Verfügung stellen. Ja die bedrohlichen Fortschritte der Türken, mit denen sich der französische König verbündet hatte, zwangen die Habsburger Herrscher zur Aufnahme ganz ge-

Digitized by Google

waltiger Anleihen auf der damaligen Weltbörse Antwerpen, selbstverständlich auch diesmal unter Beihilfe der Fugger.

Wohl mochten letztere der vielen kaiserlichen Anleihen, bei den Schwierigkeiten der Unterbringung und der Rückzahlung, oft genug müde geworden sein, wie wir das aus Berichten des Vertreters des Bankhauses der Welser vom 26. Februar 1547 entnehmen; gerade eben hatten sie Karl V. zum bevorstehenden Feldzuge nach Sachsen unmittelbar hintereinander 122 477 Gulden und 20 000 Dukaten geliehen. Das half nichts: Die Aufgabe, immer wieder die unabwendbar notwendigen Geldmittel zu den nie abreißenden Feldzügen des Monarchen bereitzustellen, verblieb ihnen trotz alledem. Bereits am 15. Mai 1547 60 000 Gulden, sodann 150 000 Dukaten (August 1551), 70 000 Florins Rheinisch (April 1551), 76 000 Dukaten (Oktober 1551).

Bedeutungsvoller, ja wieder geradezu weltgeschichtlich entscheidend waren Beihilfe und Eingreifen der Fuggerschen Geldmacht zugunsten Karls V. gegen Schluß seiner Regierung in der großen Bedrängnis nach den Erfolgen Kurfürst Moritz' von Sachsen. Der Kaiser war hilflos, unfähig, seinen Feinden, die Deutschland nunmehr wirklich beherrschten, auch nur entgegenzutreten, lediglich aus Geldmangel. Die Kaufleute wollten nicht mehr borgen, weil er auf sichere Einkünfte nicht mehr Anweisungen geben konnte. Zur besseren Befestigung und Verproviantierung der dem Kaiser noch verbliebenen Plätze, zu weiteren Rüstungen überhaupt, fehlte es an Geld!

Die Feste Ernberg war am 19., Innsbruck am 23. Mai 1552 in Moritz' Hände gefallen. Der müde und abgehetzte kranke Kaiser mußte nach Villach fliehen. Bei ihm war Anton Fugger. Wie sein Onkel Jakob bei der Kaiserwahl nach Maximilians Tode, so hatte dieser Geldmann bei dem letzten großen Wendepunkt in Karls Regierung die Geschicke des Kaisers in seiner Hand, — des Kaisers, der eine Weltmacht besaß, die auch im Innern die Herrschergewalt seiner Vorgänger auf den Thronen Deutschlands und Spaniens in den letzten Jahrhunderten weit in den Schatten stellte. Der schlichte Augsburger Kaufmann rettete wieder den mächtigsten Herrscher der Christenheit aus einer geradezu verzweifelten Lage.

Bei den am 26. Mai in Passau eröffneten Verhandlungen brauchte sich Karl nicht mehr sämtliche Bedingungen der deutschen Fürsten bieten zu lassen: Moritz von Sachsen erlangte bei weitem nicht alles, was er anstrebte. Und woher dieser Umschwung?

Anton Fugger hatte dem Kaiser die Summe von 400 000 Dukaten vorgeschossen. Dadurch war die Werbung und Aufbringung neuer Truppen gesichert, das verlorene Uebergewicht des Herrschers wieder hergestellt. Von jener für damalige Verhältnisse ausnehmend hohen Summe behielt sich Karl die Verfügung über die größere Hälfte, 250 000 Dukaten, noch vor. Bereits im August desselben Jahres 1552 hatte er für sie eine entsprechende Verwendung, zur Bekämpfung eines neuen Einfalls des Königs von Frankreich. Dieser Krieg forderte im folgenden Jahre noch weitere Geldmittel von bisher unerhörtem

Digitized by Google

Umfang; sie spannten selbst die Kapital- und Kreditkraft eines Anton Fugger so stark an, daß ihm in einem Briefe an seinen Faktor in Antwerpen, Matthias Oertel, die Aeußerung des Unmuts entschlüpfte: „Ist fürwahr der Kaiserlichen Majestät großer Schaden, daß die will Krieg führen und das Geld auf Finanz aufnehmen. Es sollte diesen großen Herren billig die Lust zum Kriegen vergehen." Ein scharfes, aber gerechtes Urteil über die damaligen Eroberungs- und Rivalitätskriege, die im Gegensatz zu einem Kriege wie dem heutigen, dem Volksbewußtsein und Volksinteresse fremd geblieben waren.

Aber noch höher trieben die Kämpfe der Jahre 1555/56 die Schulden der spanischen Krone und der niederländischen Regierung. Den Löwenanteil an den Anleihen hatten abermals die Fugger zu tragen mit 200000 Kronen. Eine gesunde Weiterentwicklung ihrer Bank ward ihnen allmählich unterbunden.

Als ihr kaiserlicher Gönner und Schutzherr im Oktober 1555 die Regierung der Niederlande seinem Sohne Philipp abtrat, übernahm dieser damit eine ungeheure Schuldenlast. Daß ihre Begleichung einfach unmöglich war, mußte er bald offen eingestehen. Obendrein verschlang der fortdauernde Krieg mit Frankreich noch weitere Unsummen. Philipp wußte sich schließlich nicht anders zu helfen, als durch den brutalen Befehl, alle Zahlungen an seine Gläubiger in Spanien und in den Niederlanden einzustellen. Allein in Spanien hatten die Fugger gegenüber König Philipp II. Forderungen, die bis Ende 1560 auf fast 3 Millionen Dukaten oder 4 Millionen Gulden anwuchsen. Dazu kam die Fuggersche Forderung an das Haus Habsburg in den Niederlanden mit $1^1/_2$ Millionen Gulden, abgesehen von der bereits als wertlos erachteten sog. niederländischen Rentmeisterschuld in Höhe von etwa 900000 Gulden.

Das war die Hinterlassenschaft des ersten Monarchen der Welt, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging, an das Handelshaus, dem er seine Kaiserkrone und so oft die Möglichkeit der Erhaltung seiner Machtfülle verdankte. Galt auch der Kredit des Fuggerschen Hauses nicht für erschüttert, so geriet es doch in eine hochgradig gefährdete Lage! Seine weltwirtschaftliche Bedeutung schwand allmählich dahin. Im siebzehnten Jahrhundert folgte der Bankrott des Hauses!

Dabei war aber der Name der Fugger — gefeiert zugleich als Wohltäter ihrer Mitbürger und als Mäzene für Kunst und Wissenschaft — im Volksmunde für Jahrhunderte, unter Verewigung jener eingangs erwähnten legendenhaften Szene, typischer Gattungsbegriff gewaltiger Geldmacht geworden. Mit Recht sagt deshalb in seiner Betrachtung über das „Zeitalter der Fugger" R. Ehrenberg:

„Seit den frühen Tagen, als Kaiser Maximilian I. (1516) den Gesandten Heinrichs VIII. von England bat, er möchte doch Jakob Fugger versichern, daß sein König ihn, den Kaiser, weiter unterstützen wolle — bis zu dem kritischen Augenblicke, als der vor Kurfürst Moritz von Sachsen flüchtende Kaiser Karl V. dem Anton Fugger schrieb, er möchte doch um des Himmels willen nach Innsbruck kommen, das sei es, was er, der Kaiser, jetzt am meisten wünsche —, in dieser ganzen Zeit voll welterschütternder Ereignisse haben die Fugger ihren Platz an dem großen Schwungrade der Weltgeschichte gehabt."

Digitized by Google

„Pecunia nervus belli", der Spruch steht über der Pforte des „Zeitalters der Fugger". Welchen in jeder Beziehung ausschlaggebenden Wert das Geld für den Krieg hat, das lehrt die Geschichte der Fugger!

Die russische Revolution, ihre Ursachen und Wirkungen

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Ueber die Ereignisse, die sich seit Mitte März in Rußland abgespielt haben, sind wir fast ausschließlich durch die Meldungen des Bureaus Reuter und die Telegramme der unter englischem Diktate stehenden Petersburger Telegraphenagentur unterrichtet. Daß die Dinge dort einer Katastrophe zutreiben, daß es infolge, ja vielleicht schon während des Krieges zu einem Umsturze kommen würde, haben mit den russischen Verhältnissen vertraute Personen schon zu Beginn des Krieges vorhergesagt, freilich ohne überall Glauben zu finden. Der Verlauf der letzten Dumasitzungen ließ an dem Herannahen des Gewitters nicht mehr zweifeln. Am 28. Februar hatte der Kadettenführer Miljukow erklärt, die innere Lage Rußlands sei verzweifelter denn je. Das Volk müsse selbst die Leitung in die Hand nehmen, sonst sei keine Lösung möglich. Und der Führer der organisierten Arbeiterpartei, Kerenski, stimmte ihm bei; es sei der kritischste Moment des Krieges herangekommen, sagte er, das ganze System müsse geändert werden, man müsse den Abschluß des blutigen Krieges vorbereiten. Erst am 5. März erfuhr man über Kopenhagen von diesen Vorgängen. Vierzehn Tage später brach in Petersburg die Revolution aus. Ihr nächster Anlaß war die Lebensmittelnot, der gegenüber der Landwirtschaftsminister Rittich sich in der Duma als machtlos erklärte. Ein solches Geständnis konnte niemand überraschen, der Rußland kennt. Das Verkehrswesen war dort selbst in Friedenszeiten stets ein wunder Punkt, und eine Hungersnot in einzelnen Gouvernements gehörte zu den gewöhnlichen Erscheinungen. Bei einem überwiegend Ackerbau treibenden Lande mag dies befremden. Allein abgesehen von der mangelhaften Organisation der Transportverhältnisse in Rußland, darf man nicht vergessen, daß der Getreideexport von der Regierung bisher in jeder Art gefördert wurde, um durch den Erlös die Zahlungsbilanz aktiv zu erhalten, auf die Gefahr hin, daß das Volk verhungert. Geradezu katastrophal trat die Hungersnot im Sommer 1892 auf, und dazu mit bösartigen Begleiterscheinungen. Die Zahl der von der Cholera hinweggerafften Menschen wurde auf 200000 geschätzt. Zar Nikolaus, damals noch Thronfolger und Präsident des Hilfskomitees, erklärte allerdings einem fremden Botschafter gegenüber, der mit ihm darüber sprach, es könne von einer Not keine Rede sein, so gut kannte er sein Land.

Digitized by Google

Derartige Zustände mußten sich während eines Krieges doppelt fühlbar machen und schließlich zu Explosionen führen. Dieser Notstand gab also zweifellos den äußeren Anstoß zu der ganzen Bewegung. Auch eine gewisse Kriegsmüdigkeit mag im Spiele gewesen sein, die zur Zeit des Frühjahrsanbaues vom russischen Bauern mehr als sonst empfunden wird.

Wenn es aber überhaupt soweit kommen konnte, so trägt die Persönlichkeit des Zaren Nikolaus den Hauptteil der Schuld. Der amerikanische Gesandte Andrew D. White, der zu Anfang der neunziger Jahre in Petersburg tätig war, bezeichnet in seinen Erinnerungen den Exzaren als einen Schwächling, als indifferent, sorglos und gänzlich unfähig, die Zügel fest in die Hand zu nehmen. Mit diesem Urteil stimmt das des österreichisch-ungarischen Botschafters in Petersburg und späteren Ministers des Aeußern Grafen Aehrenthal durchaus überein. Zur Zeit der revolutionären Bewegung des Jahres 1905 schreibt er an einen Freund: „Wir sind hier in der vollen Reaktion. Das Unglück der Situation ist der unbedeutende, immer schwankende Kaiser und die mangelnde Energie der Regierung. Vielleicht besteht zwischen beiden Erscheinungen ein gewisser Zusammenhang." Das trifft noch heute zu.

Die Rolle, die die Kadetten beim Ausbruch der Revolution spielten, war trotz der drohenden Sprache Miljukows wohl kaum die führende. Sie waren, wenigstens bis in die letzte Zeit, nicht für einen Umsturz, solange der Krieg dauerte, sondern nur für einen Systemwechsel. Als aber die Katastrophe hereinbrach, ließen sie sich von der Woge des allgemeinen Unwillens emporheben, bemächtigten sich der Führung und „kanalisierten" die Bewegung, wie ein französisches Blatt sich ausdrückte. Die Dinge nahmen nun ihren Lauf. Der Zar dankte ab, ebenso Großfürst Michael Alexandrowitsch, und damit war die Frage der Dynastie, ja der Monarchie aufgeworfen. Eine konstituierende Versammlung soll nun über die künftige Regierungsform entscheiden. In welchem Sinne diese Entscheidung ausfallen wird, ist nach dem bisherigen Verlauf der Dinge kaum vorauszusagen. In jedem Falle bleibt dies eine innere Frage Rußlands, in die sich keine fremde Macht einzumischen hat. Ob es der gegenwärtigen Regierung gelingen wird bis dahin der endemischen Uebel, an denen Rußland krankt, Herr zu werden, und die Mißstände im Handumdrehen zu beseitigen, die zu der gegenwärtigen Bewegung geführt haben, wird man abwarten müssen. Es ist ja nicht ausgeschlossen, daß die zarentreuen Elemente, die Geistlichkeit, die Beamten, vielleicht auch ein Teil der Armee, eine Gegenrevolution versuchen werden. Die Bauern scheint man allerdings durch das Versprechen der Verteilung der Krongüter gewonnen zu haben. Soweit sich die Dinge bisher übersehen lassen, spricht aber die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die einzuberufende Konstituante sich seinerzeit für die Republik entscheiden wird, sowenig reif die breiten Massen des russischen Volkes für diese Regierungsform auch erscheinen mögen.

Viel näher liegt die Frage, und sie ist in der Oeffentlichkeit vielleicht etwas vorzeitig aufgeworfen worden, welche Rückwirkung die russische Revolution auf den Krieg bzw. auf einen baldigen Friedensschluß ausüben werde. Ueber die

Digitized by Google

wahre Stimmung des russischen Volkes geben die bisherigen Meldungen nur unzureichenden Aufschluß, ja sie wirken geradezu verwirrend. Nach den eingelangten Berichten hätten ebenso oft Demonstrationen für den Frieden wie für die Fortführung des Krieges stattgefunden. Das entspräche ja auch den Anschauungen der beiden führenden Parteien, die in diesem Punkte durchaus nicht eines Sinnes sind. Es wäre jedenfalls sehr falsch, von vornherein anzunehmen, die russische Revolution müsse auf den Krieg unbedingt eine abkürzende Wirkung ausüben. Man wird höchstens zugeben können, daß die innere Umwälzung die offensive Aktionskraft der russischen Armeen voraussichtlich herabsetzen werde. Daß die Mittelmächte ihrerseits stets bereit sind, zu einem für beide Teile ehrenvollen Frieden die Hand zu bieten, haben sie wiederholt erklärt. Erst unlängst hat der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Graf Czernin der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, daß eine Friedenskonferenz, auf der alle durch den Krieg aufgeworfenen Fragen zu lösen wären, der einzige Weg sei, um zu einem Ende zu gelangen. Der Zusammentritt einer solchen Konferenz stünde seines Erachtens der Fortsetzung des Kampfes nicht im Wege. Graf Czernin betonte bei dieser Gelegenheit neuerdings, daß Oesterreich-Ungarn nur einen Verteidigungskrieg führe. Aber auch Rußland will nach den Versicherungen des Präsidenten der gegenwärtigen provisorischen Regierung, Fürsten Lwow, sowie nach den Kundgebungen des Ausschusses der Arbeiterabgeordneten weiterhin nur einen Verteidigungskrieg führen. Bei dieser Uebereinstimmung der Anschauungen der leitenden Staatsmänner sollte man meinen, eine Verständigung wäre nicht allzu schwer zu erzielen. Allerdings halten Miljukow und seine Partei, getreu ihrem panslawistischen Glaubensbekenntnisse und dem von England ausgegebenen Schlagworte gehorchend, noch an ihren extremen Forderungen fest. Man wird also abwarten müssen, welche Richtung den Sieg davonträgt.

Es wurde wiederholt behauptet, die Verträge, die Rußland im September 1914 mit Frankreich und England geschlossen hat, enthielten eine Klausel, die Rußland im Falle innerer Unruhen von der weiteren Einhaltung seiner militärischen Verpflichtungen entbinde und sonach berechtigen würde, einen Separatfrieden zu schließen. Mag dem sein, wie ihm wolle, keine Macht kann gezwungen werden, weiter zu kämpfen. Sie setzt sich höchstens den wirtschaftlichen und finanziellen Folgen ihrer Handlungsweise aus. Ultra posse nemo obligatur. Daß die Verbündeten es sehr übelnehmen würden, wenn die russische Dampfwalze plötzlich ihren Dienst einstellen wollte, begreift sich. Bonar Law gestand, als er dem Unterhause von der Thronentsagung des Zaren Mitteilung machte, ganz offen ein, es sei „eine wirkliche Erleichterung für England, daß die Bewegung nicht auf die Erlangung eines Friedens hinziele, sondern daß im Gegenteil die Unzufriedenheit sich gegen die Regierung richtete, nicht weil sie den Krieg weiterführt, sondern vielmehr deshalb, weil sie ihn nicht mit der Wirksamkeit und Energie weiterführt, welche das Volk erwartet". Dazu wäre freilich ein großes Fragezeichen zu machen. Auch in Frankreich scheint man nicht ohne alle Besorgnis zu sein. Dafür spricht die Entsendung französischer und englischer

Digitized by Google

Abgeordneter nach Petersburg, die die Aufgabe haben, die russischen Revolutionäre, „die etwas verrückt geworden zu sein scheinen", an ihre Pflichten zu erinnern und dafür zu sorgen, daß Rußland nicht etwa ausspringe. Demselben Zweck soll wohl auch die von den Engländern inszenierte Deutschenhetze in Rußland dienen. „Die freien Bürger," heißt es in einem Appell der Regierung an das Volk und die Armee, „würden Sklaven Deutschlands werden, der preußische Sergeant würde sie aller Freiheit berauben". Und in einem von der Petersburger Agentur unterdrückten Passus der Zirkularnote Miljukows an die russischen Vertreter im Auslande wird von dem „Eroberungsgeiste einer räuberischen Rasse" und vom „preußischen Militarismus" gefaselt, dessen Bestreben, wie ein Ausschuß der Arbeiterabgeordneten von Petersburg behauptet, dahin geht, die Autokratie wiederherzustellen.

Die unzweideutigen Erklärungen, die seither der Deutsche Reichskanzler, Graf Czernin sowie die ungarische Regierung abgegeben haben, und nicht zuletzt der Appell der deutschen Sozialdemokraten an ihre russischen Gesinnungsgenossen werden das russische Volk hoffentlich darüber aufgeklärt haben, daß man es mit jenen Phrasen belügen wollte.

Ein Problem, vor das sich die neue Regierung sofort gestellt sah, war die Frage, welche Maßregeln zu treffen wären, um nach dem Fortfalle der starken Klammer, welche die autokratische Herrschergewalt darstellte, den weiteren Zusammenhalt des aus keineswegs homogenen Elementen bestehenden russischen Reiches zu verbürgen. Ein russisches Blatt, die „Russkaja Wolja", gab schon in den ersten Tagen der Ueberzeugung Ausdruck, die Zukunft Rußlands liege in der Befreiung aller Fremdvölker und der Auflösung Rußlands in einzelne Republiken, die miteinander einen Bund zu schließen hätten, also in dem Uebergange vom Zäsarismus zum Föderalismus. Eine Bewegung, die dieses Ziel verfolgt, scheint sich bereits in der Ukraine, dem „Grenzlande", vorzubereiten, wo ja seit langer Zeit separatistische Tendenzen bestehen. Nach Stockholmer Berichten hätten sich die ukrainischen Sozialisten bereits für die sofortige Lostrennung Kleinrußlands vom russischen Reiche ausgesprochen, allerdings, wie die Petersburger Agentur meldet, unter Vorbehalt ihrer Vereinigung mit einem föderativen, freien Rußland. Aehnliche Strömungen machen sich in Finnland bemerkbar, wenngleich man dort eher eine abwartende Haltung einnehmen zu wollen scheint. Die neue Regierung hat es sich übrigens angelegen sein lassen, die Finnländer durch ein Manifest zu beruhigen, in dem ihnen die Aufrechthaltung ihrer 1899 konfiszierten Grundrechte zugesichert wurde. Alexander I. hat bekanntlich, noch während er mit Schweden im Kriege lag, die Annexion Finnlands ausgesprochen und den Finnen mittelst einer Proklamation vom 27. März 1809 ihre Verfassung, ihre Rechte und Privilegien sowie die Religionsfreiheit garantiert. Erst ein halbes Jahr später, im Frieden von Frederikshamn vom 17. September 1809, hat Schweden formell auf Finnland verzichtet. Olim meminisse juvabit!

Daß man auch der polnischen Frage gedenken würde, war vorherzusehen.

Digitized by Google

Mit ihrem Studium hatte sich ja die russische Regierung seit Beginn des Krieges beschäftigt, ohne zu einem Entschlusse kommen zu können. Das Problem wurde seither ohne Rußland gelöst.

Polen, das übrigens vorläufig noch von Deutschland und Oesterreich-Ungarn militärisch besetzt ist, hat aus ihrer Hand seine Unabhängigkeit erhalten. Da Rußland angeblich nichts andres will als die „Befreiung" der Polen, so hätte es nur die geschaffene Tatsache auch seinerseits anzuerkennen.

Sollte es tatsächlich zu einer Auflösung Rußlands in seine historischen Bestandteile und zur Schaffung autonomer Gebiete kommen, die nur ein völkerrechtliches Band vereint, so wird die Frage entstehen, wie sich die nationalen Gruppen künftighin orientieren werden. Jedenfalls muß man sich noch auf manche Ueberraschungen gefaßt machen. Wird ein so gewaltiger Körper wie Rußland eine solche „rudis indigestaque moles", wie Bismarck es einmal nannte, vom Fieber ergriffen, so sind Komplikationen nie ausgeschlossen. Die Mittelmächte, welche durchaus keinen Grund haben, dem Zarentume eine Träne nachzuweinen, werden den Prozeß der Neugestaltung des großen Nachbarreiches mit ebensoviel Sympathie als Wachsamkeit begleiten.

Wien, 12. April 1917.

Ein Ritt durch den nördlichen Peloponnes vor vierzig Jahren

Erinnerungen

von

F. v. Duhn

(Schluß)

So ging es noch einige Tage durch eine der schönsten Küstenlandschaften der Erde, wo eine großartige Natur, bei deren Gestaltung hier auch vulkanische Kräfte mit tätig gewesen waren, reizvollste Einzelbilder, stets wechselnde Ausblicke auf die Küsten und Berge Mittelgriechenlands, interessante Erinnerungen des Altertums und enge Berührung mit einer liebenswürdigen, unverdorbenen und stets gleich gastfreien Bevölkerung sich vereinigten, um in Verbindung mit unsrer so ganz freien Art zu reisen, uns in die glücklichste Stimmung zu versetzen. Ein Höhepunkt wurden einige Tage in Aegion, der Hauptstadt der achaischen Landschaft, dem Mittelpunkt der Kultur und des Handels mit Korinthen, deren Felder weithin der hier zu bedeutender Ebenenbildung sich ausweitenden Landschaft ihr Gepräge geben. Die Stadt liegt ähnlich wie etwa Sorrento: eine schmale Marina, von der man zu einer auf leise ansteigenden Terrassen bequem ausgebreiteten Ortschaft emporblickt, die von reichem Baumwuchs und Gärten umgeben, lose gebaut, besonders in diesen Frühlingstagen ungemein an-

Digitized by Google

mutig auf uns wirkte. Die atheniſche Regierung hatte die Freundlichkeit gehabt, unſre Ankunft dem Bürgermeiſter (Demarchen) anzukündigen und uns ſeiner beſonderen Obhut zu empfehlen. Die Folgen waren überwältigend. Während unſers gleich beim Einreiten abgeſtatteten Beſuches wurde uns die landesübliche Bewirtung angeboten mit Kaffee und ſüßen Früchten, ſowie den unvermeidlichen Zigaretten, die man ſich ſtets ſelbſt dreht und deren Ablehnung unverſtändlich und zuweilen unvorſichtig wäre, weil man damit ſymboliſch angebotene Gaſtfreundſchaft ablehnen würde. Dann aber wurde uns auf ſilbernem Teller die beim Demarchen für uns eingelaufene Poſt überreicht und außerdem eröffnet, daß während unſrer Anweſenheit in Aegion zwei Herolde der Stadt dauernd zu unſrer Verfügung und um uns ſein würden, damit uns nichts paſſierte und es uns an nichts mangle. So ritten wir denn in aufſehenerregender Begleitung dieſer beiden Herolde zu dem Hauſe, auf dem Höhepunkte der Stadt an ihrer Hauptſtraße, an welches wir von Athen aus zu gaſtfreundlicher Aufnahme empfohlen waren, der Familie Panagiotopulos. Als wir auf unſern etwas fragwürdigen Gäulen vor der Tür eines dreiſtöckigen großen und ſehr eleganten Hauſes hielten und nun gar fein gekleidete Damen auf dem Balkon erſchienen und uns freundlich bereits von oben begrüßten, als Diener herauseilten, um uns behilflich zu ſein und wir beim Eintritt in das Haus von einem noch jungen, aber ſchönen und energiſch dreinſchauenden Manne herzlich begrüßt wurden — ohne vorher angemeldet zu ſein —, da erſchien uns zunächſt dies alles nach den bisher überſtandenen Strapazen einer ungewöhnlichen Reiſe und für europäiſche Begriffe doch recht ungewöhnlichen Quartieren wie ein Märchen, und zwar wie eins, das eigentlich etwas herausfiel aus dem Stil, in den wir uns nun einmal hineingedacht hatten. Und als wir nun erſt in das ſchöne, uns hoch oben im Hauſe auf Marmortreppen zugängliche ſchöne Zimmer mit herrlicher Ausſicht auf Meer, Parnaß und die lokriſchen Berge, ſauber glänzenden Pariſer Betten und entſprechender Einrichtung geführt wurden, das wir bewohnen ſollten, da beſchlich uns zunächſt, warum ſoll ich es leugnen, ein faſt unbehagliches Gefühl, als ob es hier mit jenem uns ſo erfreulich geweſenen traulichen Verkehr mit den Gaſtfreunden nichts ſein würde, als ob odyſſeiſche Empfindungen hier europäiſcher Konvenienz würden weichen müſſen.

Nichts verkehrter als dieſe Beſorgnis! Nachdem wir uns ſo weit gereinigt und geſellſchaftsfähig gemacht, wie es unſre beſcheidenen Reiſeverhältniſſe geſtatteten — es war ſchon eine ſpätere Nachmittagsſtunde —, geleitete uns unſer liebenswürdiger Gaſtfreund durch die Stadt. Ueberall wurde er, obſchon erſt vierundzwanzigjährig, mit einer gewiſſen Deferenz begrüßt, von alt und jung. Einer unſrer Herolde, die ſich auch hierbei an unſre Sohlen hefteten, nannte dieſen Andreas Panagiotopulos zu mir den „Kyrios tu topu mas“, den Herrn unſers Ortes. Bald trat dieſer, bald jener auf ihn zu, auch Frauen, mit den verſchiedenſten Anliegen, namentlich als wir auf einem ſchönen, die Stadt beherrſchenden Platz mit köſtlicher, freier Fernſicht uns niedergelaſſen hatten, bei einem landesüblichen Maſtix. Niemals iſt mir die Entſtehung der altgriechiſchen

Digitized by Google

Tyrannis so klar geworden als in diesen Tagen von Aegion. Die Familie, von deren fünf Söhnen Andreas der älteste war, neben zwei Töchtern, nahm eine beherrschende Stellung im Orte und in der ganzen Landschaft ein; der ausgedehnteste Grundbesitz gehörte ihr, sie war aber auch offenkundig bemüht, diesen Besitz der Allgemeinheit zugute kommen zu lassen und aus diesen Rechten auch selbstauferlegte Pflichten abzuleiten. Mit schönem und auf sehr festem Untergrunde beruhendem Idealismus entwickelte Andreas uns diese Verhältnisse mit völliger Offenheit und bereitete uns damit vor, der übrigen Familie verständnisvoll entgegenzutreten. Der Vater war tot, die Mutter, welche an der Spitze der langen Abendtafel würdig präsidierte, noch nach alter Sitte mit dem roten, an die Mütze der Inselbewohner, auch des Dogen von Venedig erinnernden weichen Troddelfes bedeckt, eine liebe, prächtige Frau, sprach nur Griechisch und war selbst die Tochter eines Mannes, der noch, wie sie mir mit Stolz erzählte, als Klephte in den Bergen des Peloponnes gehaust, auch im Freiheitskrieg den Türken und Aegyptern tüchtig zu schaffen gemacht hatte. Sie hatte ihre Kinder augenscheinlich selbst, und zwar glänzend, erzogen. Andreas stand bereits allein und zielbewußt dem ganzen Hauswesen und der Finanzverwaltung vor, die andern Brüder, trotz ihrer Jugend alle merkwürdig fertige, tüchtige Menschen, hatten in diesem kleinen Staat jeder sein besonderes Amt, für das sie sich verantwortlich fühlten und mit bescheidenem Stolz davon berichteten. Dabei auch äußerlich gut gebildet, sprachen sie Französisch und Englisch, Andreas auch noch Italienisch, und, unsre größte Ueberraschung am Abend, die liebenswürdigen und schönen Töchter auch Deutsch, und zwar vortrefflich, obschon sie es nur in Athen gelernt hatten. Keiner von ihnen war bisher im Ausland gewesen, doch verriet mir Andreas seine Absicht, demnächst für einige Zeit nach Italien zu gehen, um besonders in Apulien die feine Oelzucht zu erlernen. Es wurmte ihn, wie er mir sagte, daß das griechische Oel, einst das beste der Welt, jetzt nur gut sein sollte, um nach Marseille und England verschifft zu werden zur Seifenfabrikation. Das müsse anders werden.

Nach der Abendmahlzeit wurde von den Töchtern auf schönem Flügel musiziert und gesungen — uns alles wie ein Traum. Der Gipfelpunkt war aber für Freund Lolling, den Ostfriesen, als nach wundervoll durchschlafener Nacht der Diener anklopfte und rief, in unserm Vorzimmer stände der Tee für uns bereit. Hätte in diesem Augenblick rechts ein unedierter Inschriftstein, links der Tisch mit dem Tee gestanden, ich glaube, Lolling hätte in der Tat zuerst zum Tee gegriffen, so sehr begeisterte ihn dieser damals in Griechenland überhaupt noch seltene, auf unsrer eigenartigen Reise natürlich ganz unerhörte Genuß. Ich habe ihn nie so schnell vom Lager emporschnellen sehen.

Drei Tage vergingen im Abstreifen von Stadt und Umgebung, gehegt und gepflegt von dieser einzigartigen Familie, unglaublich schnell. Am zweiten Tage wurde ein von den fünf Söhnen vorgeschlagener Ritt nach der zwei starke Reitstunden oberhalb Aegions gelegenen einstigen Stadt Rhypes mit einem Erlebnis eingeleitet, das hernach viel Fröhlichkeit auslöste, aber in der ersten Wirklichkeit

Digitized by Google

doch bedenklich aussah. Lolling war kein gelernter Reiter. Er durchreiste Griechenland zwar zu Pferde, aber das waren ruhige Packtiere, an schwere Arbeit gewöhnt, mit breiten, zum Mitanhängen von Gepäck eingerichteten Holzsätteln, auf denen andre Gangart als gemächlicher Schritt kaum denkbar war, dafür saß man denn auch ganz behaglich in solchem Sattel, oft wenn die stundenlange Spreizung der Beine unbequem wurde, im Frauensitz, wenn nicht gerade schauend, dann wohl schreibend oder lesend. Unsre Pferde waren entlassen. Besorgt fragte Lolling, als der Ritt vorgeschlagen und von uns natürlich dankbar angenommen war, was für Pferde wir denn bekommen würden. Andreas lächelte und beruhigte Lolling über deren Güte. Als nun aber nach dem mittäglichen Frühstück wir aus unserm Zimmer fröhliches Pferdegetrappel und Wiehern hörten und herabblickten, wurde Lolling sehr besorgt. Statt der breiten Packsättel glänzten schöne englische Sättel auf ungeduldig tänzelnden und scharrenden der Familie gehörenden Rossen. Wir wurden heruntergebeten und Lolling als dem älteren und würdigeren von uns das wohl beste Pferd angeboten. Besorgt blickte er bald auf mich, bald auf die vom Balkon unserm Ausritt mit Interesse zuschauenden Damen. Kaum saß er jedoch im Sattel, da toste sein Pferd los, die lange Straße im Sturm hinab und am unteren Ende statt nach links vielmehr nach rechts dahin auf der Straße nach Patras. Die Sache sah sehr besorglich aus, es war, wie er mir selbst gestand, das erstemal, daß er auf englischem Sattel sitzen sollte und ein kraftvolles Pferd zu meistern hatte. So schnell es ging, schwangen wir uns auf die Pferde und jagten nach, so rasch die Pferde laufen konnten. Glücklicherweise waren unsre beiden Herolde, auch gut beritten gemacht, etwas vorangeritten und konnten, was uns wohl sehr schwer gewesen wäre, den an ihnen vorbeisausenden ihrer besonderen Obhut anvertrauten Lolling nach freilich immer noch geraumer Zeit einholen und sein Pferd zum Stehen bringen, indem sie mit Geistesgegenwart quer davorsprengten. Wir waren sehr froh, als wir unsern Freund zurückkommen sahen, er ruhig hoch zu Roß, die Herolde einer links, einer rechts, mit der einen Hand jeder sein Pferd, mit der andern Lollings führend. In ziemlich aufgelöstem Zustand langte er an. Das einzige, was er zu mir herausbringen konnte, waren die zwei Worte: „Nie wieder!" Von jetzt ab mußten wir im Schritt reiten, hin und zurück, er immer in beschriebener Weise zwischen seinen beiden Dioskuren.

Von Aegion aus beabsichtigten wir eine Rundtour um den Gebirgsklotz des Panachaikon, um einige noch sehr wenig bekannte Gebiete des westlichen Achaia und des nördlichen Arkadien zu besuchen. Pferde und ein Begleiter wurden gemietet und am vierten Tage nach unsrer Ankunft verließen wir Aegion, nicht ohne eine gewisse Freude darüber, daß unser Weg uns noch einmal dorthin zurückbringen würde und die gastfreie Familie uns bat, sie dann wieder aufzusuchen. War der Abschied also auch noch kein definitiver, so war er doch nicht minder herzlich, und die sorglichen Mitgaben ein erfreulicher Ersatz für manch kleines Gepäckstück, das wir in Obhut zurückließen.

Auf unsern Rosinanten ritten wir meist hart am Meere westwärts, die

Digitized by Google

Natur lachte ringsum in schönster Morgenstimmung und wir mit ihr. Zwei Stunden waren wir unterwegs, manchen dankbaren Blick auf das sich immer mehr entfernende Aegion zurückwerfend und der schönen und für unsre Zwecke auch fruchtreichen Tage gedenkend. Plötzlich wird es zu unsrer Rechten laut, und aus dem Gebüsch stürmen fünf Reiter hervor, uns im Nu umschließend. Aber es waren keine Uebles wollenden Räuber, sondern die fünf Brüder Panagiotopulos. Mit herzlichem Lachen freuten sie sich unsrer Ueberraschung und veranlaßten uns, seitwärts abzubiegen, dem Meere zu, wo wir bald nahe dem Strande ein reizendes Sommerhaus inmitten eines wohlgepflegten Gartens erblickten, vor dem wir abstiegen. Wir wunderten uns über nichts mehr, als wir eintretend in dem nach dem Meere geöffneten Saale ein köstliches Mahl aufgetragen sahen. Bei fröhlichem Gläserklang, angesichts des herrlichsten Landschaftsbildes, das in strahlender Sonne eigens für uns ausgebreitet lag, wurde noch einmal Abschied gefeiert und für unser materielles Wohl in so gastfreier Weise gesorgt, daß wir hernach den langen Ritt bis Patras ohne jeden materiellen Gedanken durcherleben und die neuen Eindrücke des großartigen neuen Ausblicks auf Jonisches Meer und Inseln und die in kühn getürmten Formen sich zu großer Höhe aufbauenden Berge Aetoliens in voller Frische auf uns wirken lassen konnten, als wir die letzten Küstenecken vor und an dem Eingang in den korinthischen Golf umreitend uns der Westseite Griechenlands näherten. Wie manches spätere Mal, wenn ich mit Dampfschiff oder gar Eisenbahn diesen Weg in der einen oder andern Richtung wieder machte, drängte die Erinnerung an diesen ersten Ritt durch wonniges Land die Eindrücke der Gegenwart zurück und erweckte Mitleid mit den heutigen Reisenden, die ihre Hellasfahrten mit moderner Schnelligkeit zu erledigen genötigt sind.

Nach einigen nützlichen Tagen im schon damals stattlichen Patras, das aus seiner am Berge hinaufziehenden Altstadt sich nach allen Seiten hinauszurecken begann, in unsern Zwecken auf das liebenswürdigste gefördert durch das damalige deutsche Konsulatshaus Hamburger, auf dessen Weingut Gutland wir schöne Abendstunden am Abhang des Gebirges zubringen durften, erfreulichen Weinhandel Griechenlands mit dem damals noch so fernen Deutschland vorahnend, ritten wir wieder ins Gebirge hinein, diesmal direkt südwärts auf das mächtige Massiv des Erymanthus zu, hinüber in das Tal des Peiros, wo uns die Reste der Stadt Pharai eine Enttäuschung bringen sollten. Mit mehr Glück wurden mehrere andre Ruinenkomplexe weiter im Gebirge drin durchforscht, wichtige Paßfestungen, wie Leontion und das größere Tritaia, deren bedeutsame Lage sie auch noch mit der Romantik fränkischer Grafenburgen umkleidete. Das große und reiche Dorf Hagios Vlassis, hart unterm Erymanthos in wunderbarer Wald- und Quellenfrische gelegen, war uns ein prächtiger Ausgangspunkt für die Durchstöberung dieser äußerst selten besuchten Berglandschaften. Dann östlich weiter hinein in den Nordzipfel Arkadiens, wo das schon in einem arkadischen Hochtal liegende Städtchen Kalavryta, unterhalb der antiken und wieder fränkischen Bergfeste Kynaitha, viel des Interessanten bot, freilich auch

Digitized by Google

den Kummer, daß der eigensinnige Finder einer altertümlichen Bronzefigur der Artemis Lusia sich nicht von ihr trennen wollte, obschon ich ihm zusagte, sie dem atheniſchen Museum überbringen zu wollen, denn ich fürchtete, daß das künſtleriſch und wiſſenſchaftlich gleich wertvolle Stück in unrechte Hände kommen und ſich verlieren könnte. Jetzt freut ſich das Berliner Muſeum des Beſitzes.

Hier und gleich darauf machten wir intereſſante Erfahrungen mit griechiſcher Kloſtergeiſtlichkeit, die nicht mit Recht immer im Ruf ſteht, einen höheren Bildungsſtand darzuſtellen als die Weltgeiſtlichen, wenn auch manche Klöſter unter ihren Mitgliedern rühmliche Ausnahmen zeigen, die es begreiflich machen, daß die höchſten kirchlichen Würdenträger meiſtens frühere Kloſtergeiſtliche, daher wie dieſe unverheiratet ſind. Aber in vielen Klöſtern, namentlich abgeſchiedenen, im Lande zerſtreuten, ſind die Mönche wenig mehr als Bauern in geiſtlicher Tracht, die, ſei es das Gemeingut bewirtſchaften, wenn die Klöſter koenobitiſch ſind, d. h. jeder auf ſeinen Privatbeſitz zugunſten des Kloſters verzichtet hat, ſei es ſein eignes Stück Land, wenn das Kloſter idiorhythmiſch iſt, d. h. wo der einzelne ein Stück Grundbeſitz als Eigentum bebaut und vererbt. Von Ueberanſtrengung merkt man jedoch weder im einen noch im andern Falle was, und die Atmoſphäre der Behaglichkeit, die dem Kloſterangehörigen Lebensbedürfnis zu ſein ſcheint, teilt ſich dem Beſucher wohlig mit, der meiſtens mit großer Freundlichkeit und Gaſtfreiheit aufgenommen wird. So galt von Kalavryta aus unſer erſter Kloſterbeſuch dem benachbarten Kloſter Hagia Lavra, von wo durch den Erzbiſchof Germanos von Patras 1821 zuerſt die Fahne des Aufſtandes entfaltet wurde. Ueberhaupt ſind die Kloſtergeiſtlichen ſchon durch den Gegenſatz zum Islam und die Erinnerung an die allmächtige Kloſterherrlichkeit im byzantiniſchen Reich meiſt energiſche Patrioten. Ob der Abt unſrer Hagia Lavra ein ſolcher war, hatten wir keinen Anlaß, zu ergründen, dagegen machte er uns durch eine negative Eigenſchaft Eindruck. Wir ſtanden auf dem von einer mächtigen, gewiß uralten Platane beſchatteten Platz vor der langgeſtreckten Kloſterfront und betrachteten mit Intereſſe eine lateiniſche antike Inſchrift — lateiniſche hier eine große Seltenheit —, und ich hatte ſie gerade kopiert und feſtgeſtellt, daß ſie einem hier jung verſtorbenen römiſchen Offizier aus der erſten Kaiſerzeit gehörte, ſeinen Dienſtgrad und ſein Lebensalter angab, als der Abt heraustrat und mir verſicherte, wie ſehr es ihn freue, daß ich dieſe Inſchrift abgeſchrieben hätte, denn ſie ſei in der Tat ſehr wichtig, da ſie hier eingemauert worden ſei als Urkunde über die Stiftung des Kloſters durch einen der alten byzantiniſchen Kaiſer. Daher komme es auch, daß ſie ſo ſchwer lesbar und gar nicht verſtändlich ſei, da ſie ja in der Sprache und Schrift der Byzantiner aufgeſetzt wäre. Wir trauten unſern Ohren nicht, zogen aber doch vor, den würdigen weißbärtigen Herrn nicht zu belehren, da der notwendigen Vorſtufen zu viele und die Gefahr, ihn um eine ihm ſo werte Illuſion ärmer zu machen, doch zu groß geweſen wäre.

Eine ganz andre Erfahrung mit dem Abt eines Kloſters ſollte ich zwei Tage ſpäter machen. Wir verließen das ſchöne Kalavryta — die Stadt der

Digitized by Google

schönen Quellen sagt ihr Name —, um durch die enge Schlucht des Erasinos, der eine Menge arkadischer Gewässer in tosendem Schwall dem Meere zuzuführen hat, wieder zum Golf herabzureiten. Unterwegs sollte jedoch das größte Kloster Griechenlands, Megaspiläon, besucht werden, das hoch über dem Ostufer wie angeklebt an einen meist ganz überhängenden Fels und durch diese gesicherte Lage den Angriffen Ibrahim-Paschas entgangen, durch seinen stattlichen, episch vergrößerten Aufbau imposant wirkt. Das Mittelalter schien uns bis in die unmittelbare Gegenwart zu reichen in diesem mächtigen, damals noch von gegen 250 Mönchen bewohnten Kloster. Ja, sogar das Altertum. Denn die troischen Greise um Priamos schienen vor uns leibhaft zu sitzen, als wir gegen Abend in den von wundervollen alten Nußbäumen überschatteten Vorhof einritten und um den Stamm einer uralten, gewaltigen Platane inmitten des Hofes die ältesten Mönche, etwa zwölf, sich der Abendruhe freuten, alle ungemein würdige, weißbärtige Männer, die den griechischen Mönchsnamen „Kalogeroi", schöne Greise, in höchstem Maße verdienten. Aus ihrer Mitte erhob sich der Abt, näherte sich uns würdigen Schrittes und hieß uns willkommen. Als wir unsre Empfehlungen vorwiesen, erklärte er uns für würdig, das Zimmer zu beziehen, welches vom König Otto bewohnt gewesen sei: ein allerdings schöner, luftiger, augenscheinlich seinerzeit für den Besuch des Königs mit schönen Diwanen usw. hergerichteter Raum, einer der höchstgelegenen in dem ausgedehnten, aber kulissenartig schmalen Baukomplex. Freilich überzeugte uns die Nacht, daß man nicht ungestraft in Zimmern und Betten schläft, in welchen der Hunger gewisser Insekten lange nicht befriedigt war. Mit auserlesener Gastfreundschaft wurden wir behandelt, hatten den ganzen folgenden Tag zu tun, um das Kloster und namentlich die leider recht vernachlässigte und nur an theologischer Literatur praktischer Art einigermaßen reiche Bibliothek zu durchmustern. Man ließ uns schalten und walten, freute sich aber über jedes anerkennende Wort ganz kindlich.

Als wir am Morgen des dritten Tages im Begriff waren, abzureiten und ich schon aufgestiegen war, nachdem wir uns feierlich verabschiedet hatten, näherte sich mir der Abt und bat mich mit leiser Stimme, aber bedeutungsvollem Wink, ihm noch einmal zu folgen. Er führte mich in sein Zimmer, schloß hinter uns ab und bat mich, niederzusitzen. Ich wurde sehr gespannt, was werden sollte, dachte mit einiger Besorgnis an einen besonderen Abschiedstrunk zu so früher Stunde, bis der Abt, sich mir gegenüber setzend, mit dem Ausdruck der Vertraulichkeit das Wort nahm: „Nicht wahr, du bist ein Deutscher?" Als ich das bejaht, fragte er: „Du wirst nach Deutschland zurückgehen?" Ich konnte auch diese Frage bejahen, wenn ich ihm auch nicht verhehlte, daß darüber noch einige Zeit vergehen würde. „Gut, dann will ich dir einen Auftrag mitgeben. Du weißt, ich bin der Abt von Megaspiläon und wirst wissen, was das bedeutet. Wenn du nach Deutschland zurückkommst, gehe zu eurem Bismarck, sage ihm einen Gruß vom Abt von Megaspiläon und berichte ihm folgendes: Wir haben keinen guten Tausch gemacht, als wir den Otto wegjagten und dafür den

Digitized by Google

Georgios erhielten. Er mag ein ganz guter Mann sein, aber er hat kein Herz für uns Griechen. Das merken wir ganz genau. Wir sind daher bereit, auch ihn wegzujagen — unsern Georgaki (verkleinernde Sprachform) — und ich, der Abt von Megaspiläon, werde dafür sorgen, daß das geschieht, wenn er, euer Bismarck, unser König werden will." Dann legte er bedeutsam den Finger auf den Mund und die Audienz war vorbei. Ich wurde mit besonders herzlichem Händedruck verabschiedet. Ich habe oft bedauert, keine Gelegenheit gehabt oder gesucht zu haben, um Bismarck ein paar vergnügliche Minuten zu bereiten, mich aber noch öfter gefreut, und jetzt wahrscheinlich alle wahren Freunde der Griechen mit mir, daß der Bestand der Dynastie durch derartige Machenschaften eines Klerus, dem außer Bismarcks überwältigender Persönlichkeit auch wohl sein damals gutes Verhältnis zu Rußland Eindruck machte, nicht einen Augenblick in Frage gestellt worden ist.

Um Mittag waren wir auf der einsamen Höhe des Stadtberges des alten Bura, einer Stadt, die 373 v. Chr., als das Meer in dieser von andauernder Erdbewegung heimgesuchten Gegend die ganze Stadt Helike verschlang, zur Hälfte abstürzte, noch heute erkennbar. So weltverlassen liegen jetzt oben die Trümmer der wiederaufgebauten Stadt, daß auf unsre Frage an einen sich uns unaufgefordert anschließenden Hirten, warum er denn so bis an die Zähne bewaffnet gehe, die Antwort kam: „Es gibt hier so viele Wölfe, und ich wollte den Herren zur Seite sein, da ich sah, daß Sie unbewaffnet waren." Er blieb die Stunden hindurch treu neben uns, ohne daß wir ihm hernach die geringste Erkenntlichkeit außer etwas Tabak hätten erweisen können. Wie überhaupt der Besucher Griechenlands, namentlich wenn er von Italien kommt, durch die vornehme diskrete Art dieser alten Kulturträger angenehm berührt wird. Die Hände werden nur geöffnet zu treuherzigem Handschlag. Ich hatte u. a. die Aufgabe, überall nach alten Inschriften zu suchen. Unser Hirt versicherte mir, daß vor wenigen Jahren in den Trümmern des alten Theaters eine große griechische Inschrift gefunden worden sei. Da sei aber der Papas des benachbarten Dorfes gekommen und habe bei Nacht den Stein wieder vergraben, damit nicht die Franken kämen und aus der Inschrift entnähmen, wo hier die Schätze der alten Hellenen begraben lägen. War es doch in dieser Zeit im ganzen Peloponnes die Vorstellung des Volkes, Schliemann habe auf alten Steinen gelesen, wo er graben müsse, um „den Schatz" zu finden, welchen er Mykene verdankte. Man zerschlug sogar Steine in der Wahnidee, der Schatz sei in diesen Steinen verborgen, auf den Steinen stände das, und die Franken verständen das zu lesen.

Nachdem wir nachmittags noch einen Besuch in einem Gutshof in der Ebene unterhalb Bura gemacht hatten, der einen Besitz des Klosters Megaspiläon darstellte und an den wir warm empfohlen waren, ritten wir abends wieder im gastlichen Aegion ein, auf das herzlichste begrüßt. Nachdem wir noch einen schönen Tag dort verweilt, brachte uns diesmal das Dampfschiff nach Patras.

Digitized by Google

Von dort aus sollte Olympia besucht werden, wo die Ausgrabungen des Deutschen Reiches, unsre erste Friedenstat, im zweiten Jahre im Gange waren und durch die topographischen und künstlerischen Funde — die Giebelfiguren des Zeustempels, die Metopen, soweit erhalten, und die Nike des Paionios waren bereits gefunden — gewaltig lockten. Jetzt bringt uns die Bahn in fünf Stunden von Patras hin. Damals war das anders. Teure lange Wagenfahrt oder der noch langsamere aber billigere landesübliche Ritt auf Pferd oder Maultier mit dem zweimaligen Nachtquartier waren in jeder Richtung nötig. Aber man hatte auch was davon. Zunächst glückte mir gleich am ersten Tage mit Hilfe von griechischen und lateinischen Inschriften und geographischer Berechnung die erstmalige richtige Ansetzung der wichtigen alten Stadt Dyme, namhafte Kolonie Roms noch in der Kaiserzeit. Ich konnte die Lage identifizieren mit derjenigen des heute blühenden Ortes Kato-Achaia. Den ganzen Tag über fand ich fast durchweg unbekannte Inschriften, darunter große griechische, zum Teil in achäischen Dialektformen, und eine ganze Reihe römischer, sogar solche, die sich auf das kaiserliche Haus bezogen; ich klatschte und schrieb ab, was ich konnte, und heimste einen Schatz von Inschriften ein, der allein die ganze Reise gelohnt hätte. Leider verriet ein Träger, den ich mitnahm, um mein Material zu tragen, einem französischen Gelehrten, der nach meiner Rückkehr in Athen von diesen Funden hörte und sofort hinreiste, die sämtlichen Steine, welche mit ebenso großer Schnelligkeit wie Heimlichkeit in der Zeitschrift des französischen archäologischen Konkurrenzinstituts veröffentlicht wurde, so daß meine Veröffentlichung überflüssig wurde, wenn auch später die genauere Lesung und bessere Kopie von berufenen Seiten meinen in Athen deponierten Abschriften zuerkannt wurde. Des Instituts wegen, das mich auf diese Reise gesandt hatte, tat mir dieser Fall später leid, so gleichgültig ich sonst gegenüber Prioritätsfragen stets gewesen bin, wenn nur überhaupt die Veröffentlichungen erfolgen.

Am Abend des zweiten Tages sollten wir Ali-Tschelebi erreichen, einen einsamen Wartturm aus türkischer Zeit, neben kleinem Dörfchen, wohin wir zur Aufnahme empfohlen waren. Es war schon die Landschaft Elis, in der wir ritten, diesmal allein, ohne jeden Begleiter, weit und eben hingebreitet und mit lichtem Walde bestanden. Bei topographischen Kundschaftungen hatten wir die Landstraße verlassen und uns weit ins Land verloren. Als es zu dunkeln begann, war die Straße nicht zu finden und nirgends ein erhöhter Punkt oder gar in dieser menschenleeren Gegend irgend jemand, den man hätte fragen können. Das spärliche Licht des im Süden immer rasch heraufkommenden Abends, später Wachszündhölzer, ermöglichten mit einiger Not, noch gelegentlich einen Blick auf die Karte und den Kompaß. Wir machten uns schon bereit, im Freien zu kampieren — glücklicherweise war es nicht mehr geradezu kalt, wenn auch frisch —, Freund Lolling richtete sein Lager auf dem immerhin feuchten Boden, und ich suchte mir zwei Bäume aus, um mich hungrig daran aufzuhängen, als ich noch einen letzten Versuch, in östlicher Richtung vorzu-

Digitized by Google

dringen, machte, der vom Glück begünstigt war; nach kaum einer guten Viertelstunde entdeckte ich, beinahe daranstoßend, Telegraphenstangen, die einer geraden Linie durch den Wald folgten, aber doch, wenn auch im Dunkel mit nicht geringer Mühe, schließlich auf die Straße führten, wohin beträchtlicher Stimmaufwand dann auch Lolling lockte. Nach einer halben Stunde waren wir in der glücklichen Lage, den erstaunten Wirt im Turm von Ali-Tschelebi aus dem ersten Schlaf zu rufen und bald darauf bei behaglich und auch kulinarisch zweckdienlich prasselndem Feuer der vergangenen Not beruhigt und belustigt zu gedenken.

Zwei Tage später gegen Abend bogen wir um die letzte Ecke, welche Olympia vor uns verbarg. Von halber Höhe des Hügels, auf dem das Dorf Druva, die Wohnstätte unsrer deutschen Ausgräber, lag, erblickten wir die heilige Altis, erkannten die Stätte des Zeustempels, welche schon frei aufgedeckt dalag, sahen östlich und westlich von ihr große Trümmermassen hell schimmern, vom deckenden Erdreich befreit, am Nordrand, hart unter dem bewaldeten Hügel des Kronion, andre liegende Säulenreihen, aufgehende Mauerstücke und dazwischen die leuchtende Fläche von Steinplatten: das Heraion; dazwischen und auch nach andern Richtungen laufende dunkle Streifen: die Gräben, mit denen wir nach damals noch geübtem älterem System das Ausgrabungsgebiet durchfurchten, um zunächst nach den wichtigeren Bauten zu suchen. Am Rande des Grabungsfeldes Holzschuppen zur Aufnahme der Fundstücke, andre kleinere längs des Kronionabhanges, die für Unterkunft und Verpflegung der vielen Arbeiter dienten. Ueberall reges Leben, Grabende und Schiebkarrenzüge, diese ein bis dahin in Griechenland unbekanntes Bild; die Schiebkarre, seitdem auch dort überall eingeführt, verdankt das Land erst unsern Olympiaarbeiten. Besonders wurde unser Blick gefesselt durch den Transport einer hell leuchtenden Marmorstatue eines Jünglings von augenscheinlich weichen, von der uns schon durch Photographien, die wir in Athen sahen, vertrauten Art der Giebelskulpturen des Zeustempels ganz verschiedenen Formen. Die Statue lag frei auf einem niedrigen Rollwagen, durch Unterlagen geschützt, und wurde vorsichtig längs des westlichen Kronionfußes nach einem nahen Schuppen im Kladeostal am Aufgang nach Druva geschoben. Bei Fortsetzung unsers Rittes nach Druva hinauf blieben unsre Blicke und Fernstecher auf dies Bild gerichtet, das uns als etwas so ganz Eigenartiges, sonstiger olympischer Art Fremdes begrüßte. Es war der 8. Mai. Da es dunkelte, konnten wir nicht mehr hinab, trafen oben schon mit den damals die Ausgrabung leitenden Herren zusammen und drückten Dr. Gustav Hirschfeld, dem damaligen Führer der Olympiaexpedition, und seiner uns liebenswürdig im Expeditionshause begrüßenden jungen Frau unsre Freude aus, gerade zu einem augenscheinlich für Olympia merkwürdigen neuen Funde zurechtgekommen zu sein. „Ja," meinte Hirschfeld, „sonderbar genug, hier einer doch wohl römischen Statue zu begegnen, die trotzdem recht schön zu sein scheint." Die bedingte Form der letzten Worte war berechtigt angesichts der noch ausstehenden Reinigung der Figur. Noch öfter während

Digitized by Google

des munteren abendlichen Zusammenseins kam die Rede auf den neuen Fund, aber auch auf vieles andre. Es war für uns eine Freude, nach den etwas mühevollen Wochen und so manchem doch recht zweifelhaften Quartier behagliche deutsche Häuslichkeit zu genießen und in zweifellos reinen guten Betten zu schlafen.

Der folgende Morgen fand uns früh auf. Als wir nach dem Frühstück hinunterstiegen, bat ich Hirschfeld, doch gleich in jenen Schuppen treten zu dürfen, um auf die neue Statue einen neugierigen Blick zu werfen. Trotz der noch nicht entfernten Decke von Erdreichresten, Kalkspuren, Sinter usw. fielen mir zwei Eigentümlichkeiten sofort auf: die wundervolle Ausführung des Nackten, soweit es sichtbar war, sowie des Gewandes, das teils mit der Statue verbunden, teils in losen Streifen daneben lag, doppelt wirkungsvoll in dem prachtvollen leuchtenden parischen Marmor, alsdann in auffallendem Gegensatz dazu die Vernachlässigung der Rückseite und des Haares. Ich verhehlte Hirschfeld meine Meinung nicht, daß das Werk für eine römische Arbeit zu lebensvoll, zu gut und dabei zu ungleich sei. Es müsse griechisch sein. „Nun ja," meinte Hirschfeld, „wir müssen sehen." Es wurde Auftrag erteilt, mit vorsichtiger Reinigung der Statue zu beginnen. Wir gingen weiter, vom dem beglückten Leiter der nun schon in ihrem zweiten Jahre stehenden Grabung auf das liebenswürdigste überall umhergeführt unter Betrachtung des schon Gewonnenen und Vermutungen über die Lage des noch Verborgenen. Rasch war der Vormittag herum. Als wir, um zur Mittagspause hinaufzureiten, die Altis verlassen wollten, bat ich Hirschfeld, noch einmal vor die neue Statue treten zu dürfen. Etwas ungeduldig meinte er lächelnd: „Man merkt, daß Sie gerade von Rom kommen" — ich war mehrere Jahre mit Sammlung und Verarbeitung von Antiken in römischem Privatbesitz beschäftigt gewesen — „und solch späte Dinge Sie besonders interessieren." Die Reinigung hatte Fortschritte gemacht und meinen ersten Eindruck verstärkt. Ich verteidigte einen Ansatz in die erste Zeit nach Alexander, glaubte im sich enthüllenden Gesicht Anklänge an Lysippos zu sehen, der die Folgezeit besonders kraftvoll beherrscht hat. Hirschfeld hielt gerade die mangelhafte Ausführung der Rückseite und die mehr abbozziert wirkende Art des Haares für Zeichen einer nur auf den Schein der Ansichtsseite arbeitenden, gleichmäßig gewissenhafte Durcharbeitung vernachlässigenden Kunst, die er nur als römisch glaubte ansehen zu können. Ich widersprach. Beim Frühstückstisch setzte sich die Verhandlung lebhaft fort, an der auch die beiden Architekten sich beteiligten, das Interesse an diesem neuen Funde drängte alles andre zurück. Ich fragte nach der Bestimmung des neu gefundenen Baues, jener Säulen und Fußbodenfläche am Kronionfuß, wo die Statue gefunden war. Hirschfeld erklärte, noch zu schwanken, da er in jener Gegend das Pelopion suche, sich dasselbe aber nicht mit so alten Säulen umgeben denken könne. Es wurde der Name Heraion aufgeworfen. Hirschfeld gab die Möglichkeit zu, obwohl es ihn beschwerte, daß der große Graben, mit dem man, vom Zeustempel ausgehend, diesen Bau gefunden hatte, dann das

Digitized by Google

Pelopion dort, wo es Pausanias verzeichnet hatte, hätte durchqueren müssen, ohne daß man es gemerkt hätte, eine Annahme, die sich später als zutreffend herausstellte. Als es hieß: vielleicht also Heraion, bat ich Hirschfeld, doch mal gleich im Pausanias nachzusehen, ob er nichts Derartiges erwähne; ich glaube mich bestimmt zu erinnern, daß er neben den ganz alten Kunstwerken im Heraion auch späteres erwähne. Da in der Tat bei der noch sehr im Rückstand befindlichen Aufdeckung dieses Teiles der Altis das Gesamtbild noch sehr dunkel war, begriff ich vollkommen, daß die ausgrabenden Herren gerade über diesen Teil ihren Pausanias noch nicht so im Kopfe hatten, daß ihnen jede Notiz gegenwärtig war. Hirschfeld erhob sich und ging ins anstoßende Arbeitszimmer, um Pausanias zu holen; wir setzten zunächst ohne besondere Spannung unser Frühstück fort, nicht ohne einen leise scherzenden Tadel der freundlichen Wirtin, daß die Wissenschaft uns selbst bei Tisch keine Ruhe ließe. Da wurde rasch die Tür aufgestoßen, und von der erhöhten Schwelle rief Hirschfeld, das Buch hoch in der Hand schwingend, freudestrahlend: „Meine Herren, wir haben Praxiteles!" Und verlas die wenigen Worte, in denen Pausanias im Heraion die Statue des Hermes nennt, der den kleinen Dionysos auf dem Arm trage. „Es ist aber ein Werk von Praxiteles." Wir flogen auf und hinab zur Altis, hinein in den Schuppen und auf die Knie rings um die Statue. Und es begann ein Schaben und Putzen, ein Befühlen und Beschauen durch uns glückliche Menschen, ein fröhliches Durcheinanderschwirren der Freude und kritischen Betrachtung der Einzelheiten und nun auch der Gesamtwirkung der aus ihrem Erdmantel sich herausarbeitenden Statue, ein Beachten der damals noch an verschiedenen Punkten deutlichen Farbspuren, ein Bewundern der Erhaltung der Oberfläche da, wo sie überhaupt vorhanden ist, das uns nun auf die Fundumstände führte, auf die Tatsache, daß sie ungefähr genau da gefunden wurde, wo Pausanias sie im Heraion nennt, auf ihre Einbettung in den aufgelösten grünlich-weißen Lehm vom Kronion, aus dem die Luftziegel der aufgehenden Mauern des Tempels bestanden, deren Niederstürzen die Statue mit sich riß und sie dadurch so wunderbar einschloß, auch gegen Zerstörung durch Feuchtigkeit sicherte, so daß sie bis auf die Stücke, welche Mittelaltergräbern, die Material für Füllung ihrer ledigen Kalköfen sammelten, zufällig in die Hände fielen, so unberührt geblieben ist, wie wenige Werke der hohen Kunst des Altertums. Somit war auch die Entdeckung des zweiten von unsrer deutschen Expedition gefundenen Tempels, des Heraion, des ältesten Tempels auf dem Boden Griechenlands, nunmehr bestätigt. Es war ein kurzes und doch inhaltreiches Telegramm, das angesichts der vor uns liegenden herrlichen Statue an Ernst Curtius nach Berlin aufgesetzt wurde.

Noch ein paar schöne ungemein inhaltsreiche Tage in Olympia, unvergeßlich durch den strahlenden Schein, welchen das große Erlebnis des ersten Tages auf unser Dortsein warf, dann trennten wir uns. Freund Lolling wandte sich südwärts, Messenien zu, um seine Vorstudien für Baedeker fortzusetzen, mich rief die berufliche Pflicht nach Athen zurück. Heute verläßt man

Digitized by Google

Olympia mit dem Frühzug und ist gegen Abend in Athen. Damals mußte abermals eine Folge langer Ritte durch Berg und Wald gemacht werden, zuletzt eine Seetour, um auf der kürzesten Strecke bei Wegritt am ersten Tage am fünften in Athen zu sein. Aber wie schön war es, so allein mit seinem Pferdeburschen durch das noch so unberührte Arkadien zu reiten! Liebenswürdiger wirklich arkadischer Gastfreiheit mich erfreuend, mußte ich nun, wie im ersten Nachtquartier in Aspra Spitia bei dem kinderreichen Papas, an den ich empfohlen war, so nächtigen, daß ich meine Hängematte im einzigen Wohnraum des Hauses hoch über dem unter mir auf hartem Bretterlager ruhenden Ehepaar, zu dessen rechter Seite die Söhne, zur linken die Töchter, beide schon großenteils erwachsen, lagen, aufhing und die amüsantesten Naturkinderfragen zu beantworten hatte, oder aber in dem entlegenen Bergnest Dimitzana, dem Hauptort eines Regierungskreises, zu meiner Ueberraschung erfreulichste Unterkunft bei dem Präfekten finden, der mich mit Freundlichkeiten überschüttete, aber mich doch in Erstaunen setzte, als er bei abendlicher Unterhaltung über die Reiseverhältnisse in Europa von den Eisenbahnen sprach und einer eventuellen Bahnverbindung nach Europa. So sehr war selbst einem gebildeten studierten Manne seiner Zeit der Gedanke unfaßbar, daß Griechenland jemals durch das Innere der Balkanhalbinsel mit Europa verbunden werden könnte — die Türkei war den Leuten, was uns vor Stanley das Innere Mittelafrikas, ein großer, weißer Fleck —, daß er im Tone der Verzweiflung sagte: „Ja, aber wie werdet ihr denn eine Eisenbahn nach Europa über das Meer bauen können?“ Fünf bis sechs zusammenhängende Stunden lang ritt ich an diesen Tagen auf wenig betretenen Pfaden — von Fahrstraßen war keine Rede — durch köstlichsten Hochwald, den der König durch dänische Förster und eine Forstschule in guten Stand setzen und erhalten ließ, in diesem Lande, wo man sich so oft nach Waldesschatten und der dadurch dem Lande zu bringenden und festzuhaltenden Feuchtigkeit sehnt, ein sehr positives Verdienst: um so ruchloser, wenn die selbstlosen Bemühungen von Generationen in so wasser- und humusarmer Landschaft, wie Attika, durch verbrecherische Brände, wie kürzlich an den Parneshängen bei Tatoi, vernichtet werden. Am Nachmittag des dritten Tages ritt ich hinab in die ostarkadische Ebene, um in dem schon damals volkreichen Tripolitza, der Erbin von Tegea und Mantinea, zu übernachten. Ich war empfehlungslos, weil man mir gesagt hatte, dort sei ein ganz ordentliches Gasthaus. Ich fand es auch am Markte. Doch verstärkte sich mir der Eindruck von Unordnung und Schmutzigkeit bedenklich, als ich in das einzige Gastzimmer, eine Treppe hoch, geführt wurde, wo von den drei Betten mir eins angewiesen wurde mit dem Bemerken, über die beiden andern sei schon für andre verfügt. Zahlreiche frische Wanzenspuren an den Wänden ließen nichts Gutes ahnen; das Bett war mit vielfach gebrauchtem Leinen überzogen und schmutzstarrende Decken lagen darauf. Da mir aber gesagt wurde, es gäbe nichts andres, fügte ich mich in das Unvermeidliche und bestellte mir bei den ebensowenig erfreulichen Wirtsleuten etwas zu essen, da ich von 5 Uhr früh geritten und nichts genommen

Digitized by Google

hatte, mit der Mahnung, das wenigstens gut zu bereiten. Ich hatte etwa eine Stunde darauf zu warten, setzte mich also auf den Platz, wo vor einem Kaffeehaus unter einer Platanenreihe an langem Tisch eine große Reihe Männer beim Kaffee rauchend und schwatzend saßen. Ich nahm an einem Einzeltisch Platz. Mir fiel auf, daß die Aufmerksamkeit der Tischgesellschaft sich immer mehr mir zuzuwenden schien. Nach einiger Zeit kam einer der Herren zu mir, höflich fragend, woher ich käme, wohin ich ginge, ich sei augenscheinlich kein Grieche. Ich beantwortete die Fragen. Er: „Wo sind Sie abgestiegen?" Ich: „In jenem Gasthaus dort." Er: „Sie werden dasselbe wieder verlassen!" Ich: „Warum? Die Notwendigkeit würde mich in Verlegenheit bringen. Denn es soll das einzige Gasthaus am Platz sein, außerdem habe ich mir dort schon mein Essen bestellt." Er, dringlicher: „Und Sie werden es dennoch verlassen. Ich befehle es Ihnen." Ich, erstaunt: „Wie wollen Sie mir das befehlen, ich habe doch das Recht, zu tun, was mir beliebt." Er: „Ich bin der Astynomos (Polizeipräfekt). Sie müssen das Haus sofort verlassen; denn auf dem Besitzer schwebt der ernste Verdacht, daß er nicht unschuldig ist an einem Morde, der gestern nacht in seinem Gastzimmer vorgefallen ist. Er wird morgen früh verhaftet und sein Haus geschlossen werden." Die letzten Sätze sprach er mit leiser Stimme. „Zunächst bitte ich Sie nun, hier nicht allein sitzen zu bleiben, sondern zu uns zu kommen. Das Weitere wird sich finden." Ich wurde neben einen freundlichen Herrn gesetzt, Arzt, der mich deutsch anredete und sich als alten Studenten der Heidelberger Universität vorstellte. Mein Nachbar auf der andern Seite war der Demarch (Bürgermeister). Während ich mit den Herren der äußerst freundlichen Tafelrunde einen Kaffee nach dem andern auf ihre Kosten trank — anders taten sie es nicht —, kam ein grotesker Zug heran: zwei Herolde der Stadt trugen mein Gepäck, aufgerollte Plaidtasche und Handkoffer sowie sonstige Utensilien, die ich im Gastzimmer schon herausgenommen hatte; wir erhoben uns, und der ganze Zug, von zwei weiteren Herolden begleitet, Demarch und Astynomos, mich in der Mitte, voran, alle andern Herren, wohl zwanzig, hinterher, bewegte sich unter größter Teilnahme der zusammengeströmten städtischen Bevölkerung durch einige Straßen zu einem kleinen Hause, das mir auch als Gasthaus bezeichnet wurde. Der jungverheiratete Wirt fiel aus den Wolken, als er solchen Honoratiorenzug seinem bescheidenen Häuschen nahen sah, fühlte sich aufs höchste geehrt und stellte zwei Zimmer zur Verfügung, die verhältnismäßig sauber zu sein schienen, wenn ich auch recht hatte, auch hier die Nacht zwischen Himmel und Erde in meiner Hängematte zuzubringen. Nun kam aber die Frage der Verpflegung, da er nur Gastzimmer stellen konnte. Als ich den mich in corpore begleitenden Herren von meinem berechtigten Hungergefühl sprach, erklärten sie, dafür möchte ich sie sorgen lassen. Uebrigens äußerte der Demarch schon während der Prozession, daß ich sein Gast sein würde für den Fall, daß mir das Gasthaus nicht konvenierte.

Die Herren verabschiedeten sich in geradezu herzlicher Weise. Es verging kaum eine Viertelstunde, da begann ein Klopfen an der Haustür, das nun zu-

Digitized by Google

nächst gar nicht aufhörte. Immerfort mußte mein Wirt oder seine junge Frau wieder öffnen und Gericht auf Gericht, herrliche Schüsseln voll Djaurti (dicker Milch), Käse aller Art, Brot, Kuchen, Oliven, Würsten, Wein und sonstige Herrlichkeiten fanden sich bei mir zusammen, daß der Tisch hätte brechen mögen. Jeder der Tischgenossen vom Markte hatte sich veranlaßt gesehen, mir derartige Gastgeschenke zu senden. Jedoch keiner ließ seinen Namen hinzufügen, so daß jeder persönliche Dank ausgeschlossen war. Selbst Blumensträuße fehlten nicht. Ich hätte die ganze Tafelrunde mit diesen Reichtümern bewirten können, und mußte mich nun mit meinem treuen Pferdeburschen, den ich gerade hatte fortschicken wollen, aber nun dienstlich zurückbeorderte, weil ich wirklich seine Hilfe und die des Wirtes mit seiner Frau brauchte, um mich durch solches „Tischchen deck dich" hindurchzuessen, wobei natürlich für die nächsten Tage für den Wirt noch genug übrig blieb.

Als ich am folgenden Morgen um 6 auf dem Markt erschien, um einen Platz zu finden in der zum Golf von Nauplia fahrenden Kutsche, war für mich ein schöner Platz neben einem General und zwei jungen Kaufleuten belegt; schon im Gasthof mußte ich die beschämende Wahrnehmung machen, daß der Wirt keine Bezahlung von mir für die Nacht annahm, auch keinerlei noch so bescheidene Vergütung. Ich sei Gast der Stadt Tripolitza gewesen und er würde von der Stadt bezahlt. Und am Wagen wurde mir die Auskunft, die Stadt habe den Platz für mich belegt und dafür gesorgt, daß ich angenehme Reisegefährten hätte. Keiner der Herren war da, um meinen Dank entgegennehmen zu können. Es blieb mir nur die Möglichkeit, für so spontane Fürsorge und Gastfreundschaft mit einigen auf Karten hinterlassenen Dankesworten meine Empfindungen auszudrücken.

Dann angenehmste Fahrt auf schöner Straße. Auf der Paßhöhe, wo Arkadien und Argolis sich scheiden, zog der Fuhrmann einen Hammel hervor, der von ihm mit großem Geschick am offenen Feuer im Freien gebraten wurde und mit einigen Oliven und Schafkäse ein ausgezeichnetes Mahl abgab. Der Blick streifte zurück über die weite Tallandschaft und die sie rings umgebenden Waldberge. „Auch ich war in Arkadien," konnte ich sprechen. Denn vorwärts breitete sich vor unserm Blick der weite Golf von Nauplia mit der ragenden Burg von Argos, im tiefsten Winkel Mykene, vor uns unter dem beherrschenden Palamidi das schon bekannte Nauplia und die lange Küste der argivischen Halbinsel, vorn durch Hydra wundervoll abgeschlossen, während ferne Inseln der Kykladen den Blick immer weiter hinauslockten. Wieder ein wundervolles Stück griechischer Geographie!

Dann ging's in raschem Trab hinab. Am Meer, bei den sagenberühmten Quellen von Lerna wartete eine Barke, die uns in zweistündiger Segelfahrt nach Nauplia hinüberbrachte. Die See war bewegt, mein General, ein lieber alter Bramarbas, lag wie eine Leiche auf dem Schiffsboden und seufzte: „Ja, auf dem Lande bin ich ein großer General, auf dem Wasser ein Waschlappen." In Nauplia ruhten meine freundlichen Begleiter nicht, sie hatten dort eine

Digitized by Google

Menge befreundeter Familien, alle mußten von 4 Uhr nachmittags bis zum Abgang des Dampfers nach dem Piräus um 11 Uhr abends besucht werden, und ich mußte überall mit. Eine unendliche Kette von Besuchsunterhaltungen, untermischt mit ebenso vielen Kaffees mit Zubehör und bei einer der Familien ein schwerwiegendes Abendessen. Ein Student, mit den beiden befreundet, begleitete uns und fuhr schließlich mit nach Athen. Als wir am Morgen auf Deck stundenlang zusammensaßen und die Unterhaltung mit den liebenswürdigen jungen Menschen nicht abbrach, beschienen von der Sonne Homers und umsprungen von fröhlichen Delphinen, gestanden mir meine beiden Begleiter von Tripolitza, daß sie noch keine andre Sprache als Griechisch könnten, jetzt aber ernstlich an Französisch gehen wollten. Sie sagten das, weil ihr Freund sich redlich bemühte, mir gegenüber sein Französisch anzubringen. Ich antwortete ihm grundsätzlich nur Griechisch, da die Genossen sonst nicht hätten folgen können. Auf seine Frage, warum ich ihm denn nicht Französisch antwortete, da er doch aus meinen Antworten entnähme, daß ich Französisch könne, erwiderte ich: „Oui, monsieur, en France je parlerai français, aber (auf Griechisch) in Hellas spreche ich eure Sprache." Beglückt und dankbar schauten mich die beiden Kaufleute an und drückten mir leise die Hand. Die starke und durch die langen Jahrhunderte der Unterdrückung nur gekräftigte nationale Empfindung, von deren Widerstandskraft unsre Tage wieder so erhebende Beweise geben, das Bewußtsein, einem Volk von altem Adel anzugehören, war bei diesen einfachen jungen Leuten ebenso schön ausgebildet, war ein Grundzug ihres Wesens, wie ich auf unsrer Reise das schon bei so vielen erlebt hatte. Es ist nicht der aufdringliche Patriotismus des Italieners oder Franzosen oder der hochmütige des Engländers, eher ein durch Leiden still aber stark gewordener. Als ich im Herbst 1913 auf einem Bergpfad der Insel Leukas einem fröhlich emporsteigenden jungen Griechen begegnete, dem ich ansah, daß er eben aus dem siegreichen Heere entlassen war und ihn anredete, bestätigte er meine Vermutung und sagte nur ganz glücklich: „Ich freue mich, gesund nach Hause zu kommen und namentlich darüber, daß die Meinigen nicht wissen, daß ich komme." Kurz erzählte er, ohne jede Ruhmredigkeit, von den Anstrengungen des Feldzuges gegen Bulgaren und Türken. Auf meine bewundernde Anerkennung hatte er nur die bescheidene Antwort: „Was wollen Sie, Herr, es ging ja für unser Vaterland." Man hat die Griechen schon öfter als uns näherstehend anzusehen versucht als die Romanen. Das ist richtig. Sie sind uns wahlverwandt.

Digitized by Google

Zwei Könige der Belgier: Leopold II. und Albert

Von

Geh. Rat Dr. Zingeler

Den Satz: Nil nisi bene de mortuis habe ich von jeher bekämpft und halte ihn für unrecht. Wenn man das Wort so auslegen will, daß man von den Toten nur die Lichtseiten und keineswegs die Schattenseiten aufstellen soll, so ist das schon unrichtig; denn nur die Schattenseiten machen die Lichtseiten um so glänzender leuchtend. Ein sprechendes Beispiel ist Bismarck, dessen wir bei den gegenwärtigen Zeiten so oft denken. Wer behaupten wollte, daß Bismarck keine Schattenseiten in seinem Charakter gehabt habe, der kennt den großen Kanzler nicht. Seine hervorragenden Fähigkeiten als Staatsmann werden durch seine persönlichen Schattenseiten nicht beeinträchtigt, sondern treten um so strahlender hervor.

Wenn der Satz aber sagen will, und seine Ausleger wollen es, man soll von den Toten die Schattenseiten verdecken und Lichtseiten an ihre Stelle setzen, so ist das unmoralisch, und der Satz: Nil nisi bene de mortuis verdient um so größere Bekämpfung. Es sollte vielmehr an seine Stelle gesetzt werden: Nil nisi vere de mortuis.

Das gilt vor allem von Leopold II., König der Belgier. Leopold II. war sicher kein untadelhafter Charakter, und er bietet dem Kritiker hinreichend Stoff zur Beurteilung seiner Eigenschaften. Aber wir haben es hier nicht mit ihm als Mensch zu tun.

Einige Jahre vor seinem Tode (er starb 1885) kam Fürst Karl Anton von Hohenzollern, der den König genau kannte, mit mir auf Leopold II. zu sprechen. Er kannte den König gut aus seiner diplomatischen Laufbahn, war er doch Vorsitzender des preußischen Ministeriums gewesen; auch wußte er näheres von ihm als Verwandter. Seine Tochter Marie war nämlich die Frau des Bruders Leopolds II., des Grafen Philipp von Flandern. Er sagte mir damals: Leopold II. ist als Mensch hinsichtlich seines Charakters immerhin anfechtbar, aber als Regenten hätten die Belgier keinen geeigneteren finden können als den Sohn ihres Königs Leopold I. Sie werden es noch erleben — und sein Auge flammte dabei auf —, daß Deutschland einen Waffengang mit Frankreich machen wird, machen muß; denn den Franzosen juckt das Fell nach neuen Hieben, und der gallische Hahn will noch einige Federn ausgerupft haben, bevor er Ruhe gibt. Aber das weiß ich, daß Leopold II. der neutralste von den Neutralen sein wird. Das war das Wort eines Mannes, der den Pulsschlag von Europa gefühlt, das war das Wort eines Mannes, der Großes geleistet hat.[1])

[1]) Karl Anton Fürst von Hohenzollern. Ein Lebensbild. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1911.

Digitized by Google

Leopold II. und Fürst Karl Anton haben den Krieg von 1914 und den folgenden Jahren nicht erlebt. Aber ich glaube doch, daß Karl Anton recht hatte mit seinem Urteil über Leopold II. Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 spielte hart an der belgischen Grenze, und die französischen Belgier bestürmten genug die Regierung und den König, einzugreifen für Frankreichs Interesse. Aber der König blieb neutral, er hatte es so versprochen und hielt es für das Beste für sein Land.

Es ist bekannt, daß Leopold II. den Kongo-Belgischen Staat gründete, und wir wollen etwas Zukunftspolitik hier treiben, nachdem Asquith, Lloyd George, Briand und wie die Wortführer und Redehelden der andern feindlichen Staaten heißen mögen, stets das Fell verkaufen, ehe sie den Bären haben, und Belgisch-Kongo zu Deutschland schlagen. Belgisch-Kongo gäbe mit Deutsch-Kongo und Mozambique ein schönes Stück Afrika.

Ganz anders steht es mit Albert, dem König der Belgier. Er war nicht zum Nachfolger König Leopolds II. bestimmt, da er der zweitgeborene Sohn ist. Albert ist der Sohn Philipps des Grafen von Flandern, des Bruders Leopold II., der wegen seiner Schwerhörigkeit auf die Nachfolge verzichtete. Seine Mutter war die Tochter des Fürsten Karl Anton, Prinzessin Marie von Hohenzollern, die auch zeitlebens eine gute Deutsche war und auf die ihr Vater große Stücke hielt. Der älteste Sohn des Grafen Philipp war Balduin, den die französischen Belgier sowie die französierenden Deutschen Baudouin nannten. Er starb infolge eines Typhusanfalls, und die Franzosen haben seinen Tod zum großen Schmerze der Mutter anders dargestellt. Zwischen Albert von Belgien und König Ferdinand von Rumänien, die rechte Vettern sind (der Vater von König Ferdinand und die Mutter von Albert waren Geschwister), lassen sich leicht gleichlaufende Linien ziehen. Beide kannten das Deutschtum oder konnten es doch kennen, beide haben ihren Ratgebern mehr geglaubt als ihren eignen Augen, beide haben sich von den Engländern über den Löffel barbieren lassen. Beide haben ihr Land verloren, Dank den englischen Ratgebern, König Ferdinand von Rumänien und Albert von Belgien. Erst war Albert an der Reihe, dann Serbien, dann Montenegro und dann nach dem Wunsche und nach dem Vorgehen von England und Frankreich der König von Griechenland. Dieser König war jedoch zu gescheit und zu ehrlich. Dann kam der Rumäne an die Reihe und zuletzt der Kaiser von Rußland, eine Beute der englischen Politik, der englischen Mißgunst und des englischen Eigennutzes.

Als der Zar noch in Amt und Würden war, da haben ihm die Engländer schön getan, ihn belobt, ihn als würdigen Dritten im Bunde gegen die Zentralmächte hochgehalten. Als sie dann den Zaren vom Throne stürzten und die Revolution in Rußland hervorbrachten durch ihre Heuchelei und Machenschaften, da gaben sie ihm noch verschiedene Eselstritte auf den Weg. Man braucht dabei gar nicht an die Fabel zu denken, welche vom Löwen und vom Esel handelt: denn den Zaren halte ich durchaus nicht für einen Löwen und den Engländer noch weniger; den letzteren halte ich vielmehr für einen Schakal.

Digitized by Google

Wer kommt nun an die Reihe? Italien wahrscheinlich. Als ich das letztemal in Rom war, da flatterten viele Fahnen draußen, denn es war ein monarchisches Fest. Wie erstaunte ich aber, als mir ein Großindustrieller mit bezeichnendem Lächeln sagte: „Glauben Sie doch nur ja nicht, daß wir Römer monarchisch gesinnt sind. Vier Fünftel der Bevölkerung, wenn nicht noch mehr, sind antimonarchisch und wahrscheinlich republikanisch."

Albert ist ein Nachfolger seines Oheims Leopold II., König Ferdinand ist auch ein Nachfolger seines Oheims Karl I., der ein tüchtiger Regent und guter Deutscher war. Hätten die beiden ihren Vorgängern gefolgt, so würden sie besser getan haben und hätten ihre Königreiche behalten.

Die Gräfin von Flandern sagte mir einmal: Die Kriege werden nicht mehr in den Kabinetten der Könige gemacht. Wenn der Krieg von 1914 damals schon entbrannt wäre, so würde ich gesagt haben: aber die Könige prägen den Kriegen den Charakter auf. So hat auch Albert gehandelt. Er hat dem Krieg von 1914 seinen Willen, seinen Starrsinn aufgeprägt. Albert ist von seiner Frau her mit dem bayerischen Königshause verwandt, mit König Ludwig III. von Bayern, mit dessen Sohn, dem deutschen Heerführer Kronprinz Rupprecht, und den bayerischen Prinzen überhaupt. Rechte Vettern von ihm sind der Fürst Wilhelm von Hohenzollern, über dessen Deutschtum kein Zweifel bestehen kann, von dessen beiden Söhnen, der Erbprinz Friedrich als Offizier im Felde steht, während Prinz Franz Josef von den Engländern als Offizier der „Emden" gefangengenommen wurde, und Prinz Karl von Hohenzollern, der als preußischer General im Felde steht und der zugleich sein Schwager ist, da er eine Schwester des Königs geheiratet hat. Wollte er den Hohenzollern nicht glauben, so hätte er sich leicht bei den bayerischen Verwandten seiner Frau erkundigen können. Aber statt dessen glaubte er den Engländern. Sein Hauptberater oder vielmehr Mißrater war sein früherer militärischer Erzieher General Jungbloth. Die Jungblut stammen aus Westfalen. Der Großvater von Jungbloth war Offizier bei König „Immer Lustik". In der Folge schrieb man sich, wiewohl früher die Familie den biderben, deutschen Namen Jungblut geführt hatte, Jungbloth, Jungblooth sieht schon fremder aus und hat englischen Charakter, zumal wenn es englisch gesprochen wird.

Er brauchte den Krieg nicht, um sich zu halten. Er hat ihn nur vom Zaune gebrochen, um den Engländern und in zweiter Linie den Franzosen schön zu tun. Und dazu ist er ein Deutscher, wenigstens von seiner Mutter, und sein Vater war ein Koburger, hatte alle seine Verwandten in Deutschland. Nun hat er das Seinige. Nie wird er wieder König der Belgier werden, wenigstens nicht des Belgiens in seinem alten Umfange. Die französischen Belgier lieben die Flamländer nicht, weil die einer Herkunft sind mit den ihnen verhaßten Holländern. Mag Albert König der Franzosen werden, was kümmert es uns? Die französischen Konservativen haben ja ein Auge auf ihn geworfen. Albert kann ja für Frankreich Calais zurückerobern von den Engländern, die es dank der schwächlichen Politik Poincarés und dem Eigennutz von Briand besetzt

Digitized by Google

haben. Die Engländer haben Calais seit Jahrhunderten erstrebt und wollen in Calais ein französisches Gibraltar errichten, wenn ihnen das spanische — hoffentlich — infolge des Krieges verloren geht; denn das spanische Gibraltar ist doch nur ein Stachel im Fleische Spaniens. Albert ist zwar kein Franz von Lothringen, Herzog von Guise, der den Engländern Calais abnahm. Albert hätte eine andre Politik verfolgen sollen, dann wäre er jetzt noch König von Belgien.

Der Krieg als Förderer des Rechts

Von

Geh. Regierungsrat Neuberg

Es geht die Rede, man habe den Krieg von 1870/71 im Inlande kaum gespürt. Das Wort ist natürlich nur mit Vorsicht zu nehmen, ein Körnchen Wahrheit aber steckt darin. Wenn nämlich der Begriff „Spüren" dahin zu deuten ist, daß der damalige Krieg für das Inland nur wenig Ausnahmebestimmungen nötig gemacht habe, so ist das Wort richtig. Man achte, um sich zu überzeugen, auf das Bundesgesetzblatt damaliger Tage. Sein geringfügiger Umfang spricht zur Genüge. Wie anders heute! Das Reichsgesetzblatt von 1914 hat es auf eine hohe Nummernzahl gebracht, das von 1915 steht ihm nicht nach, und 1916 ging das so weiter. Und der Inhalt? Kriegsbekanntmachungen. Kaum daß sich etwas andres dazwischen wagt. Da ist ein Auslieferungsvertrag, ein Zusatzvertrag mit Dänemark über Unfallversicherung, die üblichen Anlagen zur Eisenbahnverkehrsordnung, im übrigen fast nur Kriegsrecht, sei es, daß der Krieg Aenderungen des vorher bestehenden Rechts bedingt (so etwa beim Gesetze über die Bekämpfung gemeingefährlicher Krankheiten), sei es, daß er neues Recht schafft. Hier ein Blick auf das Kriegsrecht unter dem Gesichtspunkt seiner Segenswirkung. Darf man so sagen? Von einer Segenswirkung reden? Und umgekehrt. Gibt es eine Rechtssatzung, der die Segenswirkung abgeht? Schwerlich. Es hat aber gerade das Kriegsrecht dieser Tage gezeigt, daß das Recht in den ernsten Zeiten des Kampfes andre Aufgaben hat als sonst und seine Tätigkeit dann etwas zeigt von der segnenden Hand, die in schwerer Zeit Schweres zu lindern sucht. Ja, das Recht geht in dieser Beziehung eigne Wege, es entäußert sich gewissermaßen seiner selbst, es schränkt sich selbst ein. Es weiß, daß es ein Idealzustand ist, wo jede Rechtssatzung unnötig, wo alle irdischen Personen im Frieden leben, ein Idealzustand schwerlich erreichbar und im Hinblick darauf, daß die menschliche Natur durch edlen Kampf gewinnen kann, vielleicht gar nicht erstrebbar, erstrebenswert nur, soweit es sich um tausend und aber tausend Fälle des menschlichen Kleinlebens handelt. Hier ist oft zu viel Streit, zu unnützer Streit, dem muß in Kriegszeiten vorgebeugt werden. Wo Gewaltiges die ganze Nation bewegt, da soll der einzelne sein

Digitized by Google

einzelnes zu vergessen suchen, und wenn er es doch im Rechtsweg verfolgen will, dann soll das möglichst kurz und einfach geschehen, schon die Rücksicht auf die staatlichen Organe der Rechtspflege erfordert das, hat sich doch ihre Zahl durch die Anteilnahme am Kampf fürs Vaterland nur zu sehr gemindert. Und hier treten mit Vorteil für die Allgemeinheit die Bekanntmachungen zur Entlastung der Gerichte ein. Sie bringen manches, was vordem undenkbar erschien. Die für die Strafgerichte ergehende ist von geringerer Bedeutung für die Allgemeinheit, wird aber um so freudiger vom Juristen begrüßt werden, denn sie beseitigt einige Formalitäten, die sich nach unsrer Strafprozeßordnung durch die Zeiten schlichen und längst nach Abhilfe riefen. Wesentlicher ist die Verordnung für die bürgerlichen Gerichte. Zwar in einem ist sie neuerdings schon wieder aufgehoben worden, die längst gewünschte Erweiterung des sog. außerordentlichen Prozeßverfahrens war nur ein Traum. Das auch von den Landgerichten eingeführte Mahnverfahren ist wieder beseitigt worden. Aber auch abgesehen davon, ist sie wesentlich.

Fortan soll vor dem Amtsgericht zunächst mit dem Mahn-, nicht Klageverfahren vorgegangen werden. Das Sühneverfahren wird erweitert, die Erstattung der Kosten der obsiegenden Partei eingeengt, die Möglichkeit, gegen alles und jedes Urteil in die Berufung zu gehen, abgeschnitten usw., alles Maßnahmen, die im wesentlichen in dem Geiste erlassen sind, dem durch den Krieg Beschwerten nicht noch mehr Erschwernis, als unbedingt nötig ist, aufzuerlegen. In der gleichen Bahn einer Selbstbeschränkung des Rechts bewegt sich das Gesetz betreffend den Schutz der infolge des Kriegs an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen. Es erging kurz nach Kriegsbeginn und lehnt sich an ein durch den siebziger Krieg veranlaßtes Gesetz vom 21. Juli 1870 an. Hier wird in bürgerlichen, bei den ordentlichen Gerichten anhängigen Rechtsstreitigkeiten eine Unterbrechung des Verfahrens angeordnet, und zwar für alle Personen, die entweder zur Land- oder Seemacht des Reichs gehören oder sich dienstlich aus Anlaß des Krieges im Ausland aufhalten oder als gefangen oder als Geiseln in Feindes Gewalt sind. Wie ein bewährter Ausleger der Kriegsnotgesetze, Hachenburg, gesagt hat, „ist der Ausgangspunkt ein leicht verständlicher. Die bezeichneten Personen dienen dem Vaterlande. Sie wagen ihr Blut und ihr Leben. Damit ist unerträglich, daß sie infolge dieser Abwesenheit den Angriffen im Rechtsweg preisgegeben sein dürfen. Es ist nicht so sehr das wirtschaftliche Moment, das hier entscheidet. Das Reich erfüllt eine sittliche Pflicht. Sie liegt als solche allen seinen Bürgern ob und fließt aus dem Grundgedanken, daß die im Felde kämpfenden Männer einen Anspruch auf jedwede Hilfe und Unterstützung haben". In neuerer Zeit wurde die Wohltat der Bestimmung auf die immobilen Truppen erweitert. Zwar war darüber kein Zweifel, daß sie nicht ohne weiteres den mobilen gleichgestellt werden könnten. Wohl aber soll der Immobile, der tatsächlich an der Wahrung seiner Rechte verhindert ist, die Vorteile der Aussetzung des Verfahrens genießen. Verwandt mit solchem Gesetze sind Bekanntmachungen, die ergingen auf Grund

Digitized by Google

der Bestimmung im Gesetz über die Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen. Hiernach soll der Bundesrat während der Zeit des Kriegs diejenigen Maßregeln anordnen dürfen, die sich zur Abhilfe wirtschaftlicher Schädigungen als nötig erweisen — jene merkwürdige Bestimmung, kraft deren der Bundesrat eine das Maß seiner sonstigen Gewalt weit übersteigende Befugnis erhält, gewissermaßen der Generalgesetzgeber des Deutschen Reiches für die Kriegszeit wird, dies mit dem einzigen Vorbehalt, daß des Bundesrats Maßnahmen dem Reichstag bei seinem nächsten Zusammentritt zur Kenntnis zu bringen, auch auf dessen Verlangen wieder aufzuheben sind. Aenderungen der sozialpolitischen oder Arbeiterschutzgesetze soll der Bundesrat nicht vornehmen, im übrigen ist er unbeschränkt, und tatsächlich sind schon sehr wertvolle Maßnahmen getroffen worden. So ist bestimmt, daß jemand, der infolge des Krieges zahlungsunfähig geworden ist, zur Abwendung eines Konkursverfahrens beim zuständigen Konkursgericht die Anordnung einer Geschäftsaufsicht beantragen darf. Ob Zahlungsunfähigkeit infolge des Kriegs, darüber hat das Gericht zu befinden. Dabei ist noch besonders darauf Bedacht genommen, das Verfahren möglichst billig und zum schuldnerischen Wohl zu führen; so sollen die Aufsichtspersonen nicht aus dem Kreis der Konkursgläubiger genommen werden, es sind die Handelsvertretungen anzugehen, willige und geeignete Personen zu benennen. Eine weitere sehr segensreiche Bekanntmachung ist jene, die für bürgerliche Rechtsstreitigkeiten, die bei den ordentlichen Gerichten anhängig sind oder anhängig werden, die Möglichkeit zuläßt, auf Antrag des Beklagten eine mit der Verkündung des Urteils beginnende Zahlungsfrist von längstens drei Monaten im Urteile zu bestimmen. Wieder entscheidet über die Zulässigkeit das Gericht ganz nach seinem freien Ermessen, es ist nicht nur die Lage des Beklagten in Rücksicht zu ziehen, nein, auch, um Härten zu vermeiden, darauf zu achten, daß dem Kläger die Zahlungsfrist nicht unverhältnismäßige Nachteile bringe. Was ganz neu ist und bisherigen Bestimmungen der Prozeßordnung glatt widerstreitet, was sich aber als eine Anordnung von segensreichster Wirkung ausgestalten durfte, ist eine Satzung, daß ein Schuldner befugt sein solle, unter Anerkennung der Forderung des Gläubigers diesen vor das Amtsgericht zur Verhandlung über die Bestimmung der Zahlungsfrist zu laden — also ein ganz ungewohntes Bild, ein Rechtsstreit, der nicht vom Gläubiger, nein, vom Schuldner ausgeht, dies in der richtigen Erwägung, daß der Schuldner oft, namentlich auch vor der Fälligkeit der Forderung, ein beachtliches Interesse daran habe, sich über den Zeitpunkt, zu dem er zahlen muß, Gewißheit zu verschaffen. Trotz der guten Absicht, von der sie geleitet, erlangte diese Bestimmung in ihrer ersten Fassung wenig praktische Bedeutung. Es war das im wesentlichen darauf zurückzuführen, daß die Entscheidung nur in einem auf Antrag des Gläubigers zu erlassenden Anerkenntnisurteile ergehen konnte, der Gläubiger daher jederzeit in der Lage war, den vom Schuldner erstrebten Zweck durch das Ausbleiben im Termin oder durch die Unterlassung des Antrags zu vereiteln. Weitere Schwierigkeiten kamen dazu, so durch die Kostenfrage, kurz, eine Bekannt-

Digitized by Google

machung vom 20. Mai 1915 änderte die Bestimmung in den gedachten Richtungen um, hielt sie im übrigen aber aufrecht.

Ueber die Wirkung der gerichtlichen Bewilligung einer Zahlungsfrist, über die sich nun erst eine neuerliche Bekanntmachung vom Sommer 1916 ausspricht, fand sich in der seinerzeit erlassenen Bekanntmachung nur die Vorschrift, daß dadurch der Zinsenlauf nicht berührt werde. Sogenannte Verzugszinsen sind also zu entrichten. Der Verzug kann aber nach Gesetz und Vertrag noch andre Folgen für einen Schuldner haben, man denke an die Verpflichtung, eine Wohnung wegen Verzugs mit der Mietzinszahlung zu räumen, weiter — eine Folge, die besonders bei Abzahlungsgeschäften sehr häufig ist — an den Eintritt eines Rücktrittsrechts für den Gläubiger. Darüber, inwieweit die gerichtliche Bewilligung einer Zahlungsfrist auf diese Folgen eines Verzugs einwirkt, war in der Bekanntmachung nichts gesagt. Um geeignete Vorsorge zu treffen, mußte somit eine weitere erfolgen. Hier ward (unter dem 18. August 1915) die Befugnis gegeben, auf schuldnerischen Antrag anzuordnen, daß die Rechtsnachteile, die mit der nicht rechtzeitigen Zahlung der Geldforderung verbunden sind, soweit sie nicht schon vor dem 31. Juli 1914 eingetreten waren, als nicht eingetreten gelten sollten oder erst nach fruchtlosem Ablauf einer auf höchstens drei Monate zu bemessenden Frist eintreten sollten. Voraussetzung für die Anordnung ist, daß sie nach Lage des Beklagten gerechtfertigt und daß sie auch dem Kläger keinen unverhältnismäßigen Nachteil bringt, sie kann auch von der Erfüllung bestimmter Bedingungen abhängig gemacht werden — also auch hier kein Nachgehen der Verordnung nur um ihres Bestehens halber, sondern ein weises Abwägen des Für und Wider, ehe sie zur Anwendung gebracht wird. Doch auf immer Neues hat das Recht zu sinnen. So erfordert namentlich die Rücksicht auf — auch gewesene — Kriegsteilnehmer besondere Satzung. Ist durch die Teilnahme am Kriege die wirtschaftliche Lage des Schuldners wesentlich verschlechtert, so daß sein Fortkommen gefährdet erscheint, so kann (unter bestimmten weiteren Voraussetzungen) die Zahlungsfrist verdoppelt werden. Besonderes aber war noch für die Hypotheken und Grundschulden zu verfügen. Bei den Schwierigkeiten, mit denen heutzutage die Beschaffung größerer Hypothekenkapitalien verbunden ist, genügte die nach jener Bekanntmachung wie gesagt auf höchstens drei Monate festzusetzende Frist keinesfalls. Es mußte deshalb das Prozeßgericht ermächtigt werden, die Zahlungsfrist für Hypotheken und Grundschuldkapitalien höher zu bemessen. Eine Aenderung der wirtschaftlichen Lage des Grundbesitzes erfolgte indes trotzdem nicht. So ward in Abweichung von der bisherigen Regel für die bezeichneten Kapitalforderungen eine mehrmalige Stundung jedesmal mit bestimmter Höchstgrenze zugelassen. Wie die Denkschrift besagt, sind Unbilligkeiten gegenüber den Gläubigern nicht zu besorgen, da bei jeder weiteren Hinausschiebung von neuem zu prüfen, ob die Maßregel durch die Lage des Schuldners gerechtfertigt ist und ob dem Gläubiger keine unverhältnismäßigen Nachteile entstehen.

Die Rechte am Grundstücke aber erforderten die Sorge des Gesetzgebers

Digitized by Google

noch in besonderer Weise. Es können nämlich die Nachteile, mit denen die Zwangsverwaltung eines Grundstücks für den Schuldner verbunden sind, unter den jetzigen Zeitläuften zu solcher Schädigung führen, daß sie den wirtschaftlichen Zusammenbruch des Schuldners zur Folge haben. Dem gilt es entgegenzuwirken. Zunächst heißt es darauf zu achten, die Kosten des Zwangsverwaltungsverfahrens möglichst zu beschränken. Die Klagen über deren Höhe waren alt, eine Bekanntmachung vom April 1915 über die Zwangsverwaltung von Grundstücken entlastete demgemäß das Verfahren von Kosten und traf Sorge, daß die Verwaltung möglichst nur solchen Personen übertragen werde, die für ihre Tätigkeit keine Vergütung beanspruchen und wegen ihrer besonderen Beziehungen zum Grundstück ein eignes Interesse an der Verbilligung des Verfahrens haben. Andrer Art war die am gleichen Tage ergangene Bekanntmachung über den dinglichen Rang öffentlicher Lasten. Zu letzteren gehören die Beiträge der Anlieger zu den Straßenbaukosten, Pflasterkosten u. dgl. Ihr Betrag ist ziemlich hoch, die Aufbringung während der Kriegszeit sonach unter Umständen sehr schwierig. Weitgehendes Entgegenkommen seitens der Gläubiger, d. h. der Gemeinden, ist vonnöten. Damit sich nun aber letztere nicht ins eigne Fleisch schneiden, ist in Abänderung bisher bestehender gesetzlicher Vorschriften den Rückständen aus solchen Lasten im Zwangsversteigerungsverfahren ein gewisser Vorrang eingeräumt worden. Irgend jemand, insbesondere andre Grundstücksgläubiger, werden durch solches Gebaren nicht geschädigt, die Schuldner aber einer drückenden Kriegsschwierigkeit in wohltätiger Weise enthoben.

Und nun noch etwas vom Recht am Grundstücke. Alsbald nach Erlaß der Bekanntmachung über die Bewilligung von Zahlungsfristen hob der städtische Hausbesitz hervor, daß bei Bewilligung solcher Fristen in Mietstreitigkeiten dem Gericht die Möglichkeit fehle, die Wünsche der Hauseigentümer zu berücksichtigen. Auch klagte der Hausbesitz über Schwierigkeiten, die der Krieg für die Mietverpflichtung herbeiführe, weiter über Schädigungen aus der Kündigung von Hypotheken. Einigungsämter, die zur Regelung solcher Angelegenheiten hie und da in den Gemeinden bestehen, arbeiteten befriedigend, doch war ihre Tätigkeit insofern beschränkt, als ihnen jede Zwangsgewalt, insbesondere die Möglichkeit, die am Vergleich interessierten Parteien zum Erscheinen zu zwingen, fehlte. Eine Bekanntmachung des Bundesrats beseitigte diesen Mangel, und so hofft man, wie die Denkschrift hierüber sagt, daß die Feststellungen der Einigungsämter nicht nur vorteilhafte Vereinbarungen zwischen Mietern und Vermietern in bezug auf die vorzeitige Lösung von Mietverträgen, Räumung von Wohnungen, Gewerberäumen, Ermäßigung der vor dem Kriege vereinbarten Sätze für Geschäftslokale u. dgl. herbeiführen werden, sondern diese Feststellungen werden auch für die Bewilligung der Zahlungsfristen wie die Gewährung von Mietbeihilfen aus Gemeindemitteln so geeignete Unterlagen bieten, wie sie auf keinem andern Wege mit gleicher Vollständigkeit und Zuverlässigkeit zu schaffen sind. Dabei verschließt man sich nicht der Erkenntnis der Tatsache, daß die Tätigkeit der Einigungsämter nur eine aufklärende und vermittelnde bleibt;

Digitized by Google

führt das Verfahren vor dem Einigungsamt nicht zur Verständigung unter den Parteien, so bleibt die Anrufung und Entscheidung des Gerichts vorbehalten. Bei den Beratungen der Haushaltskommission des Reichstags wurden Anregungen laut, den Hinterbliebenen eines im Kriege gefallenen Mieters eine kurze Kündigungsfrist zu sichern und dieses Recht auch gegenüber abweichenden Vertragsbestimmungen zur Geltung zu bringen. Diese Anregungen wurden eingehender Prüfung unterzogen, insbesondere über die Bedürfnisfrage Erhebungen angestellt. Es hatte auch zunächst das bisherige Ergebnis dieser Erhebungen die Notwendigkeit gesetzlichen Einschreitens nicht dargetan, vielmehr hatte sich gezeigt, daß die Vermieter etwaigen Wünschen der Hinterbliebenen, das Mietverhältnis vorzeitig zu lösen, zumeist nachgekommen waren — wo das aber nicht der Fall, die Einigungsämter segensreich gewirkt hatten. Immerhin kamen, wie eine neuerliche Denkschrift an den Reichstag besagte, Fälle vor, wo solches Entgegenkommen der Vermieter nicht zu finden war, sei es aus Eigennutz, sei es, so bei Verwaltern fremder Vermögen, aus Besorgnis vor Schaden. Deshalb die Bekanntmachung über das Kündigungsrecht der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern, die auch den Vermieter schützt, indem sie ihm das Recht gibt, gegen eine offenbar unbegründete Kündigung beim Amtsgericht zu widersprechen.

Wo Licht, da auch Schatten. Gerade auf dem Gebiete der Hausmiete hat sich das im Kriege gezeigt. Das obenerwähnte so wohltätige Gesetz, betreffend den Schutz der infolge des Kriegs an Wahrnehmung ihrer Rechte behinderten Personen zeitigte auf diesem Rechtsgebiete Mißbräuche. Unter Bezug auf die Bestimmungen des Gesetzes lehnten Kriegsteilnehmer trotz günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen die Zahlung laufender Verbindlichkeiten, insbesondere der Mietschulden, ab. Unzuträglichkeiten dieser und andrer Art führten zur Bekanntmachung über die Vertretung der Kriegsteilnehmer in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten vom 14. Januar 1915. Sie eröffnet die Möglichkeit, einen Antrag auf Aussetzung des Verfahrens abzulehnen — dies aber nur in Fällen, wo die Aussetzung offenbar unbillig ist, nämlich gegen Treu und Glauben gröblich verstößt. Immer sind bei Würdigung der Umstände die Interessen des Kriegsteilnehmers in den Vordergrund zu stellen; sprechen sie gegen die Fortsetzung des Verfahrens, so darf selbst ein Nachteil des Gegners kein Grund für die Ablehnung des Aussetzungsantrags sein. Im übrigen ist wohlwollend dafür gesorgt, daß einem Kriegsteilnehmer, der ohne Vertreter ist, ein solcher vom Vorsitzenden des Gerichts bestellt werden kann. Auf ein Gesetz zur Einschränkung der Verfügung über Miet- und Pachtzinsforderungen sei nur hindeutend verwiesen, nicht unerwähnt bleibe auch die Bekanntmachung über die Einschränkung der Pfändbarkeit von Lohn-, Gehalts- und ähnlichen Ansprüchen vom 17. Mai 1915; die Verordnung bestimmt, daß an die Stelle der für die Pfändbarkeit bisher maßgebenden Summe von 1500 Mark die Summe von 2000 Mark tritt; nicht unerwähnt bleibe ferner, wenn es sich um die Betrachtung der Segenswirkung des Krieges auf dem Gebiete

Digitized by Google

des Rechts handelt, die Bekanntmachung über Krankenversicherung und Wochenhilfe, wie die Verordnung, betreffend die Unterstützung der Familien von Mannschaften des Beurlaubtenstandes usw. Schon in den ersten Monaten nach Kriegsausbruch ergab sich, daß die Bestimmungen des Familienunterstützungsgesetzes nicht genügten, um von den Angehörigen der Kriegsteilnehmer alle wirtschaftlichen Schädigungen fernzuhalten. Es handelte sich in der Folge nun hauptsächlich darum, den Kreis der zu Unterstützenden zu erweitern, so wurden den Kriegsteilnehmern die im Ausland Festgehaltenen gleichgestellt, auch mußten die Unterstützungssätze erhöht werden.

Oft aber kommt es nicht so sehr auf deren Höhe an, wesentlicher kann vielmehr die Frage werden: wie lange sind sie zu zahlen? Da ist mancher Kriegsteilnehmer, von dem längst keine Kunde mehr eingegangen. Ist er als lebend oder als nicht lebend zu behandeln? Da hatte nun schon das früher bestehende Recht Sätze zur Erläuterung solcher unklarer Verhältnisse. Es hatte sich aber auch auf diesem Gebiete das Recht verbesserungsbedürftig erwiesen, und was an Aenderungen vonnöten war, hat die Bekanntmachung über die Kriegsverschollenheit vom laufenden Jahre in der Hauptsache berücksichtigt. Wesentlich ist hier vor allem ein Sichfreimachen vom unnützen Formalismus. Gewiß soll und darf niemand gewissermaßen vorlaut als tot erklärt werden, es darf aber anderseits das Verfahren auch nicht zu sehr erschwert, das Beweisverfahren insbesondere nicht zu streng geregelt sein. So soll fortan — nur dies sei hervorgehoben — zum Nachweis von Tatsachen, die bei dem Truppenteil des Verschollenen bekannt sind, eine mit dem Dienstsiegel versehene schriftliche Erklärung des militärischen Disziplinarvorgesetzten genügen. Eine Bestimmung, die in ihrer Freiheit weit über Bürgerliches Gesetzbuch und Zivilprozeßordnung hinausgeht. Verschollenheit eine Folge des Krieges — doch die geringste. Weit, weit mehr als die Zahl der Vermißten kommt die der Kriegsbeschädigten in Betracht. Für sie soll gesorgt werden. Doch auch hier rafft sich das Recht zu früher nie gekannter Höhe auf. Die bloße Zahlung einer Rente genügt ihm nicht. Besser als durch sie soll für Kriegsbeschädigte gesorgt werden dadurch, daß sie mit einem Male wirtschaftlich gestärkt werden. So die Bestimmung über Abfindung durch Zahlung eines Kapitals auf Antrag. Sie hängt davon ab, daß der Abzufindende über einundzwanzig Jahre alt ist, daß der Versorgungsanspruch anerkannt ist, daß ein späterer Wegfall der Kriegsversorgung nicht zu gewärtigen ist und daß die zu zahlende Summe zum Erwerb oder Stärkung von Grundbesitz verbraucht wird.

Die vorstehende Uebersicht wäre nur unvollständig, wenn nicht noch mit einem Worte auf die Bekanntmachungen eingegangen würde, die sich mit der Ernährung des deutschen Volkes während des Kriegs beschäftigen. Leider brachte diese der Regierung manche Sorge, die ihr hätte erspart werden können, die Sorge, angemessene Preise des Notwendigen festzusetzen. Es wird, wenn einst der Historiker von des deutschen Volkes Größe im gegenwärtigen Kriege zu erzählen hat, zu schweigen gelten davon, wie erbärmlich klein sich wucherische

Digitized by Google

Händlerkreise zu einer Zeit betragen haben, wo sie groß denken sollten. Leider gelang der Regierung nicht völlig, hier Sieger zu bleiben. Die Hoffnung, mit der bestehenden Gesetzgebung den Wucher zu schlagen, erwies sich als trügerisch. So wuchs auch hier das bestehende Recht über sich heraus. Es sei verwiesen auf die Bekanntmachung gegen übermäßige Preissteigerung mit ihrer Möglichkeit, zur Enteignung zu schreiten, und mit ihren Strafvorschriften. Oder weiter auf eine Bekanntmachung, die trügerische Anzeigen in den Zeitungen treffen sollte — Anzeigen von Warenmengen, die entweder wucherisch zurückgehalten wurden oder die tatsächlich gar nicht vorhanden waren. Weiter auf die Bekanntmachung über Errichtung von Preisprüfungsstellen, deren Aufgabe, aus der Kenntnis der Marktverhältnisse auf Grund der Erzeugungs-, Verarbeitungs- und sonstigen Kosten die den örtlichen Verhältnissen entsprechenden Preise zu ermitteln, die Bevölkerung aufzuklären, alle zuständigen Stellen zu unterstützen.

Und was dann die eigentlichen Bekanntmachungen zur Nahrungsmittelfürsorge anlangt, wie hat sich gerade auf diesem Gebiete die Zahl der Bekanntmachungen nach und nach außerordentlich gesteigert! Am Anfang ein wie schüchternes Ausfuhrgebot, wie solches auch 1870 erging und damals tatsächlich genügte. Heutzutage ein immer eingehenderes Arbeiten der Staatsmaschine bis zur energischen Weisung an die Stadtverwaltungen, bestimmte Nahrungsmittel sicherzustellen, nicht nur um die zur Ernährung des Volkes nötigen Stoffe bereitzuhalten, nein, auch um ihren Vertrieb zu angemessenen Preisen zu ermöglichen und so eine Lebenshaltung zu ermöglichen, die das Bitterschwere der Lage nicht ins Uebermäßige steigert. Es ist nicht zu verkennen und es soll, um das zu wiederholen, nicht verschwiegen werden, daß der Krieg auf dem Gebiete des Handels, der Volksernährung manches gezeitigt hat, was besser unterblieben wäre — aber selbst solche Mißstände haben ihren Segen, sie werden helfen, in der Zukunft vorzubauen.

Es sei geschlossen mit der Hervorhebung einer Bekanntmachung, die im Zusammenhang mit dem eben Gesagten steht, aber eigenartigen Inhalts ist: der Verordnung, die die Einfuhr bestimmter Gegenstände verbietet. Sie soll im Nebenzweck dazu dienen, die deutsche Valuta zu heben, sie soll aber vor allem den Abfluß deutscher Werte ins Ausland hindern für solche Gegenstände, die im Inland entbehrt werden können, die dem Luxus und der Genußsucht dienen und deren Verbrauch dem Volksempfinden in schwerer Zeit widerspricht. Welche Gegenstände in Betracht kommen, das sei dahingestellt. Gerühmt sei aber das Recht, das darauf bedacht ist, Volksuntugenden einzudämmen, und eine solche ist der Hang zum Luxus, wie er sich namentlich in der Zeit vor dem Krieg in oft recht häßlicher Weise geoffenbart hat.

Digitized by Google

Berichte aus allen Wissenschaften

Geschichte

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges[1])

Der Gedanke, schon jetzt, während das Kriegsunwetter noch tobt, eine geschichtliche Darstellung dieser welterschütternden Ereignisse herauszugeben, mag im ersten Augenblicke vermessen scheinen, zum mindesten stark verfrüht, da es vorläufig doch fast unmöglich ist, die geschichtliche Wahrheit in voller Reinheit zu erkennen. Dennoch hat dies der als Berichterstatter des Berner „Bund" rühmlichst bekannte historisch-politische Schriftsteller Hermann Stegemann gewagt, indem er den ersten Band einer Geschichte des Krieges hat erscheinen lassen, der bis zum 15. September 1914 reicht. Dieser „feine, strategische Analytiker", wie ihn Generaloberst v. Kluck nennt, hat auf Grund der täglichen Veröffentlichungen der Heeresleitungen, zufällig aufgefundener Befehle, von Feldpostbriefen, Verlustlisten und des Studiums der Karte, unter Zuhilfenahme einer durch geschichtliche und kriegswissenschaftliche Studien gezügelten, aber auch geschärften Kombinationsgabe die große Aufgabe in einer Weise gelöst, daß man damit voll zufrieden sein kann. Als Schweizer steht er beiden Parteien durchaus unparteiisch gegenüber und hat sich auch bemüht, objektiv zu urteilen, ohne seine subjektive Anschauung der Ereignisse ganz auszuschalten. Besonders anzuerkennen ist, daß Stegemann der politischen Lage Europas vor dem Kriege und den Verhandlungen, die dem Kriegsausbruche vorangingen, ausführliche Betrachtungen gewidmet hat, die er in dankenswerter Weise durch zahlreiche urkundliche Belege (allein 60 Druckseiten!) begründet. Es ist ein hoher Genuß, dem kundigen Verfasser durch die verschlungenen Wege der europäischen Politik zu folgen. Die Rücksicht auf den mir zustehenden Raum verbietet es mir, seine fast durchweg zutreffenden Auseinandersetzungen hier wiederzugeben, nur möchte ich einige besonders bemerkenswerte Stellen hervorheben. So sagt er S. 15 mit Recht, daß die Neutralisierung Belgiens zunächst und zumeist im Interesse Englands lag, ferner daß Belgien durch die Erwerbung des Kongostaats in einen inneren Widerspruch mit der ewigen Neutralität, die doch jeden Verzicht auf Machtzuwachs in sich schloß, geriet. Denn wenn es sich in Afrika nicht einem unerträglichen Flankendruck aussetzen wollte, mußte es fortan engen Anschluß an England und Frankreich suchen. Wenn man als Deutscher nicht alles unterschreiben wird, was Stegemann „vom Bruch und vom Mißbrauch der belgischen Neutralität" sagt, so kann man doch mit voller Ueberzeugung seiner Ansicht zustimmen, daß England nicht um Belgiens willen zum Schwert gegriffen, sondern die belgische Neutralitätsfrage lediglich zur Verstrickung Deutschlands in eine Zwangslage benutzt hat, aus der sich dieses vergebens durch Anerbietungen von größter Tragweite zu befreien suchte" (S. 66).

Höchst bemerkenswert sind auch die Darlegungen des Verfassers über das Balkanproblem. Von der Aenderung der russischen Politik nach dem Frieden von Portsmouth ausgehend, schildert er die verhängnisvollen Folgen der Entthronung Abd ul Hamids, die Einverleibung Bosniens und der Herzegowina durch Oesterreich-Ungarn und die dadurch herbeigeführte europäische Krisis, die durch das mannhafte Auftreten Fürst Bülows diesmal noch beschworen wurde. Aber unmittelbar nachher zog England die Verbindung mit Rußland enger, und schon „sahen russische Augen auf der Kuppel der Hagia Sophia das orthodoxe Kreuz schimmern". Ich muß mir leider versagen, auf die folgenden Abschnitte, die das Entstehen des Krieges schildern, näher einzugehen, überall zeigt sich wieder das objektive, kühle Urteil des Neutralen, so wenn er in dem Abschnitte „Kaiser und Zar" sagt:

[1]) Erster Band. (Mit 5 farbigen Kriegskarten. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 1917.)

Digitized by Google

„Auch Nikolaus II. hat den Frieden gewollt, aber ihm fehlte Kraft und Wille, die Politik seines Landes von Anfang an zu bestimmen, und die Möglichkeit, das Steuer zu wenden ...“ Treffend faßt Stegemann die Kriegsziele unsrer Feinde in dem Satze zusammen: „Wenn auch Rußland um den Ausgang zum freien Meere und den Besitz der Dardanellen kämpfte, Frankreich sich zur Wiedergewinnung der Rheingrenze erhob und Italien und Rumänien ihrem nationalen Leben abgesprengte Rassengenossen zuzuführen suchten, so wurden alle diese Bestrebungen doch von dem Kampfe Englands um Aufrechterhaltung seiner Welt- und Seeherrschaft überschattet.“

Der folgende Abschnitt des Buches schildert die militärische Lage Europas bei Beginn des Krieges. Stegemann vergleicht die Lage der Mittelmächte mit der Friedrichs des Großen im Jahre 1756. Wie dieser den ihn von allen Seiten umdrohenden Feinden gegenüber nicht in starrer Verteidigung verharrte, sondern den Angriff wählte und dabei das Kurfürstentum (nicht Königreich, wie Verfasser versehentlich sagt) Sachsen durchbrach, so mußte 1914 auch Deutschland nebst seinen Verbündeten dem konzentrisch zur Mitte zielenden Angriffe der Heere des Dreiverbands durch kräftige Stöße zuvorzukommen suchen. Dabei mußte von vornherein der Gedanke Beachtung finden, daß durch Hineintragen des Kampfes in feindliches Gebiet die wirtschaftliche Möglichkeit der Fortführung des Krieges wesentlich erleichtert wurde. Es werden nun der Aufmarsch der verschiedenen Heere, ihre Stärke und Zusammensetzung und die Kriegspläne der einzelnen Staaten in höchst anregender und einleuchtender Weise besprochen. Da dies seit Beginn des Krieges unsres Wissens zum ersten Male geschieht, ist es für jeden Leser natürlich von höchstem Interesse, den Schleier des Geheimnisses gelüftet zu sehen. Die Deutschen ballten ihre ganze Macht, mit Ausnahme von drei aktiven, einem Reservekorps und Landwehrformationen, im Westen zusammen, um den gefährlichsten Gegner zuerst niederzuringen, ehe die Russen ihre schwerfälligen Massen in Bewegung gesetzt haben würden. Sieben Armeen in einer Stärke von 33 Armeekorps und zahlreicher Kavallerie füllten die Strecke von Aachen bis Straßburg, rund 275 Kilometer! Bemerkt sei, daß die Armee Kluck um ein Korps zu stark, die 3. Armee um ein Korps zu schwach angegeben worden ist.

Ihnen gegenüber standen hinter der mit allen Mitteln der Kriegskunst befestigten Mosel- und Maaslinie, „der, abgesehen von der Rheinlinie, nichts von ähnlicher Stärke an die Seite gestellt werden konnte“, 5 französische Armeen mit 20 Korps, 10 bis 12 einzelnen Divisionen, ebenfalls zahlreicher Kavallerie, einer Heeresreserve von einem Korps und dem von Afrika im Anmarsch befindlichen XIX. Korps, zwischen Lüttich, Namur und Antwerpen 6 belgische Infanterie- und 1 Kavalleriedivision, und im Raume von Maubeuge die englische Armee in der geringen Stärke von 4 Felddivisionen.

Der französische Aufmarsch krankte daran, daß er für zwei Fälle eingerichtet war, also sich das Gesetz vom Gegner vorschreiben ließ. Für den Fall, daß die Deutschen die Neutralität Belgiens beachten würden, war eine Aufstellung von vier Armeen zwischen Belfort und Montmédy geplant, eine fünfte (der Nummer nach die 4.) sollte sich in der Gegend Neufchâteau—Gondrecourt—Bar le Duc versammeln. Für den entgegengesetzten Fall hatte die 4. Armee Befehl, sich in die Gegend von Sedan vorzuschieben, während die 5. sich ganz links beinahe bis zur Sambre zog. So mußte gleich nach Bekanntwerden des Einrückens der Deutschen in Belgien eine Verschiebung von Truppen eintreten, die die beabsichtigte Angriffsbewegung dermaßen verzögerte, daß die gleiche Absicht der Deutschen eher zur Ausführung kam. Ich übergehe die fesselnde Schilderung der militärischen Vorbereitungen bei den Oesterreichern und Ungarn, Bulgaren und Türken, den Russen, Rumänen, Serben, Montenegrinern und Italienern, um zu der Darstellung der kriegerischen Ereignisse selbst zu kommen. Die Zeit bis zum 15. September umfaßt drei hauptsächliche Kriegshandlungen: Die große Offensive im Westen bis zur Marneschlacht, einschließlich des Rückzuges zur Aisne, die ersten Kämpfe in Ostpreußen und die dort fallenden großen Entscheidungsschlachten bei Tannenberg und an den masurischen Seen, und endlich den Feldzug

Digitized by Google

der Oesterreicher und Ungarn in Galizien und Südpolen bis zum Rückzuge hinter den San. Die Nebenkriegsschauplätze in Serbien, Montenegro und in den Kolonien, sowie die Ereignisse zur See hat Verfasser einem späteren Bande vorbehalten. Mit bemerkenswertem Geschick und großartiger Kombinationsgabe weiß Stegemann die riesenhaften Operationen der großen Heere im Westen wie im Osten darzustellen und, soweit dies die einstweilen noch spärlich fließenden Quellen gestatten, zu begründen und zu beurteilen.

Wir sehen, wie beide Heere, sowohl das deutsche wie das der Verbündeten, ihren linken Flügel versagten, um mit dem rechten Flügel vorzustoßen. Aber welcher Unterschied zwischen den schwächlichen Vorstößen der französischen 1. und 2. Armee und der gewaltigen Angriffsbewegung der fünf deutschen Heeressäulen! Unter dem Schleier einer zahlreichen Heereskavallerie — ähnlich wie im Jahre 1870, nur daß sie diesmal den Karabiner zu gebrauchen wußte! — stürzen sich Kluck und Bülow auf die Belgier, während Held Emmich — der leider zu früh Verblichene — am 15. August Lüttich nimmt. König Albert, bei Haelen (12. August) Sieger, bei Tirlemont und Aerschot (18. und 19. August) besiegt, von den säumigen Engländern im Stich gelassen, räumt die Gettelinie und flüchtet nach Antwerpen. Die nachstürmenden Deutschen besetzen Brüssel und schlagen die Franzosen und Engländer bei Mons-Charleroi, an der belgischen Maas, an der Semois, bei Longwy, bei Le Cateau und Landrecies usw.; zu ermüdend ist es beinahe, all die Siege aufzuzählen, die vom Verfasser eingehend und trefflich geschildert werden.

„Am 1. September hatte der gewaltige Angriffsfeldzug, der Deutschlands Waffen in drei Wochen vom Rhein an die Maas und über die Aisne führte, den Gipfelpunkt überschritten." Während die Deutschen sich von ihren Nachschublinien mehr und mehr entfernten und weder Zeit hatten, Ersatztruppen einzureihen, noch ihre Bestände an Schießbedarf zu ergänzen, hatten sich die Franzosen ihren Depots immer mehr genähert, ihre Verluste zum großen Teil ersetzt und ihre Munitionsvorräte aufgefüllt.

Als nun Joffre am 4. September die Meldung erhielt, daß Klucks 1. deutsche Armee von Crepy nach Südosten abschwenke, also die befestigte Hauptstadt sowohl als die nördlich von ihr stehende neue 6. Armee rechts liegen lasse, befahl er für den 6. September jene große Offensive, die zur Marneschlacht führte. Trotzdem Kluck mit unerhörter Tatkraft seine Korps herumwarf und der seine rechte Flanke bedrohenden Armee Maunourys schwere Tage bereitete, trotzdem die deutsche 3. Armee im Verein mit dem Gardekorps die Front der Joffreschen Schlachtordnung beinahe durchbrochen hatte, wurde von der Obersten deutschen Heeresleitung am 7. oder 8. September der allgemeine Rückzug hinter die Aisne angeordnet. Die Gründe für diese Maßregel entziehen sich vorerst noch der Oeffentlichkeit; das, was man darüber mutmaßen kann, setzt Verfasser auf S. 213 in einleuchtender Weise auseinander.

Dem Feldzuge in Ostpreußen ist der nächste Abschnitt gewidmet. Der Aufmarsch der russischen 1. und 2. Armee und der Plan des Großfürsten Nikolai finden eine eingehende Würdigung. Den 11 Korps, 2 Schützenbrigaden, 6 Reservedivisionen und 1 Kavalleriekorps der Russen hatte Generaloberst v. Prittwitz nur das I., XVII. und XX. Armeekorps, das I. Reservekorps, die 3. Reservedivision und einige Landwehr- und Landsturmtruppen gegenüberzustellen. Mit diesem Häuflein (ohne das XX. Korps) focht er bei Gumbinnen gegen die 1. russische Armee und trat nach ehrenvollem Kampfe mit 8000 Gefangenen den Rückzug an, in der Absicht, das ganze östliche Weichselufer zu räumen. Da griff die Oberste Heeresleitung ein. Der Kaiser berief den im Ruhestand lebenden General v. Hindenburg zum Führer der Ostarmee, zu der zwei Korps und eine Kavalleriedivision aus dem Westen heranrollten. Aber noch ehe diese verhältnismäßig geringe Verstärkung eintraf, umkreiste der große Feldherr bei Tannenberg mit seiner Minderzahl die überlegene Armee Samsonows und nahm ihr 90000 Gefangene und unzähliges Kriegsmaterial ab. Es ist ein Genuß, auf Grund der glänzenden Darstellung Stegemanns, die durch Heranziehung geschickt gewählter Beispiele aus der Kriegsgeschichte und der Lehren Moltkes und Schlieffens noch an Reiz gewinnt, diese größte Vernichtungsschlacht aller Zeiten kennen zu lernen. Ebenso

Digitized by Google

anregend ist die Schilderung des zweiten Sieges, der Schlacht an den masurischen Seen, in der Rennenkampf sich durch eiligen Rückzug dem Schicksal Samsonows entzog, aber doch 30 000 Gefangene und 150 Geschütze verlor.

Ich komme nun zu dem letzten Abschnitt, dem Feldzug in Galizien und Südpolen. Hier haben dem Verfasser halbamtliche Quellen zur Verfügung gestanden, die auch bei uns bekannt sind, nämlich die Beihefte zu Streffleurs Oesterreichischen Militärblatt. Der Abschnitt bringt uns also im Gegensatze zu den andern sachlich wenig neues, aber die Darstellung und die Beurteilung aus Stegemanns glänzender Feder verlieren dadurch durchaus nicht ihren Wert. Wichtig für uns ist die Feststellung eines Neutralen, daß Rußland durch seine Bereitschaftsstellung schon im Frieden und durch die früh einsetzende Mobilmachung einen Vorsprung gewonnen hatte, der die kühn geplante und mit unerschütterlicher Hartnäckigkeit ausgeführte und fortgesetzte Offensive der k. u. k. Truppen zum Scheitern brachte. Militärisch besonders bemerkenswert ist die Kehrtschwenkung der 4. Armee (Auffenberg) nach dem Siege bei Zamosc-Komarow und ihr Eingreifen in die zweite Schlacht bei Lemberg.

Am 15. September sehen wir die österreichisch-ungarischen Heere im Rückzuge über den San, die gewaltigen Massen der deutschen Hauptmacht in der neuen Stellung an der Aisne; aber Hindenburgs siegreiches Heer stand in Ostpreußen zur „Umgruppierung" bereit und sollte bald die ängstlich lauschende Welt durch neue überraschende Taten in Erstaunen setzen.

„Aus der Rückschau betrachtet, erschien die am 15. September 1914 zu Ende gegangene Periode nur als ein von berauschendem Rhythmus durchglühtes und von beispielloser Dynamik der Bewegung getragenes Vorspiel der allgemeinen Kriegshandlung."

Ich schließe die Besprechung des Inhalts mit dem Geständnis, daß ich selten so fesselnd geschriebene Kriegsgeschichte gelesen habe. Der hohe Wert des Buches ist trotz seinem vorzeitigen Erscheinen unbestreitbar, ja selbst wenn die Quellen erst reichlicher fließen werden, wird es immer noch eine brauchbare Grundlage für die spätere kritische Darstellung bieten. Die beigegebenen „Betrachtungen zur Kriegslage" aus dem Berner „Bund" wären meines Erachtens bei einer Neuauflage doch wohl besser fortzulassen.

Die Auffassung und Beurteilung der Operationen, unterstützt durch interessante Vergleiche mit den Geschehnissen früherer Kriege würden jedem Fachmann Ehre machen. Der mehrfach betonte Zusammenhang der Ereignisse in Ost und West erleichtert das Verständnis der Beweggründe für die beiderseitigen Heeresleitungen. Die Sprache ist formvollendet und erhebt sich oft zu dichterischem Schwung.

Die Ausstattung ist, den Gepflogenheiten des Verlags entsprechend, würdig und geschmackvoll; die beigegebenen Kartenskizzen sind zweckmäßig und im allgemeinen deutlich gezeichnet. Doch wäre es erwünscht, wenn auf der Skizze der Marneschlacht die für die Beurteilung der Rückzugsfrage so wesentliche Lage am 9. September auf einem besonderen Blatte oder wenigstens auf einer Oleate (Klappe aus Oelpapier) Platz gefunden hätte, ebenso auf der Skizze des Polnisch-Galizischen Feldzuges die Lage am 7. September. Daß bei dem kleinen Maßstabe viele in der Darstellung vorkommende Namen fehlen, ist der Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit wegen unvermeidlich. Es empfiehlt sich dann, für die Leser, die nicht im Besitz einer Karte größeren Maßstabes sind, die fehlenden Orte mit einem der auf der Skizze vorhandenen in Verbindung zu bringen, z. B. Sivry, 4 Kilometer nördlich Consenvoye.

Mit Spannung sehen wir mit der ganzen militärischen und gebildeten Leserwelt dem Erscheinen des nächsten Bandes entgegen, der uns — davon sind wir überzeugt — in derselben anerkennenswerten Weise wie sein Vorgänger über die späteren Ereignisse aufklären wird, und dem wir dieselbe glänzende Aufnahme wünschen, die der erste Band allem Anschein nach gefunden hat.

Oberst Freiherr v. Dalwigk (Weimar).

Digitized by Google

Literarische Berichte

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 87—90. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis des Heftes 50 Pf.

Die letzterschienenen Hefte dieser bekannten und weitverbreiteten Flugschriftensammlung liefern wieder wichtige Beiträge zu den verschiedenen durch den Krieg neu entstandenen oder zu besonderer Bedeutung erweckten Fragen. In Heft 87, „Die deutschen Gewerkschaften im Krieg", schildert August Winnig zunächst, welch bedeutende Macht die deutschen Gewerkschaften allein schon durch die Zahl ihrer Mitglieder, dann aber durch ihre großartige Organisation und Disziplin darstellen, verschweigt nicht das stark auf „Hochspannung" angelangte Verhältnis, in dem die Gewerkschaften noch im Frühjahr 1914 zur Regierung und zu den Arbeitgebern standen, und weist dann nach, daß trotzdem das patriotische Bekenntnis, das die Gewerkschaften am 4. August 1914 und am 2. Dezember 1916 durch Wort und Tat ablegten, keinen Bruch mit ihrer Vergangenheit darstellt, daß es aber auch nicht einfach eine Selbstverständlichkeit war. Winnig zeigt, wie die Gewerkschaften, indem sie unausgesetzt die materielle Besserstellung der Arbeiter und damit auch deren geistige Hebung förderten, die Grundlage schaffen halfen nicht nur für ein kulturelles Gemeinsamkeitsgefühl, sondern auch für die nationalökonomische Einsicht, daß eine blühende deutsche Industrie Lebensbedingung für die Wohlfahrt auch des „vierten Standes" ist, daß also Arbeitgeber und Arbeitnehmer sehr weitgehende gemeinsame Interessen haben. — „Bargeldloser Verkehr, unsre Reichsbank und der Krieg" ist das von Dr. Hans Schippel behandelte Thema des 88. Heftes. Da bei uns der immer dringender geforderte bargeldlose Verkehr, besonders im Vergleich zu den englischen Verhältnissen, fast noch in den Kinderschuhen steckt, so daß weite Kreise sich über Begriff und Sache, um die es sich handelt, noch gar nicht einmal klar sind, so ist die vorliegende kleine Schrift als besonders zeitgemäß zu begrüßen, denn wenn sie einerseits nachweist, warum die möglichste Ausschaltung des baren Geldes (in Metall wie Papier) aus dem Verkehr dringend nötig ist, gibt sie andrerseits vortreffliche Ratschläge, wie diese Ausschaltung durchzuführen ist und der bargeldlose Verkehr sich in der Praxis gestaltet. Eine angefügte Literaturangabe gibt wertvolle Quellennachweise. — Heft 89 ist betitelt: „Beamtenrecht und Familie. Ein Beitrag zur sozialen Frage von Ministerialdirektor Dr. Karl Bälz." Ein hoher württembergischer Beamter macht, aus der Fülle praktischer Erfahrungen heraus, Vorschläge besonders über die künftige Gestaltung der Beamtenbesoldung, die eine Erhöhung der Bezüge der verheirateten, Ermäßigung der Bezüge der ledigen Beamten bezwecken. Damit wird eine überaus zeitgemäße Forderung erhoben; ihre Begründung erfolgt aus staatsrechtlichen Anschauungen, die durchaus nicht nur theoretischer Natur sind, wie denn überhaupt die Gesichtspunkte, von denen der Verfasser ausgeht, und die Ziele, auf die er hinweist, durch eine ethisch vertiefte, klare Anschauung der Wirklichkeit bestimmt sind. — Im 90. Heft handelt der Straßburger Professor W. Kapp über „Das innerpolitische Deutschland und der Krieg. Zur Psychologie der gegenwärtigen innerpolitischen Stimmungen und Bewegungen." Die kleine Schrift stellt einen wohlgelungenen Versuch dar, die starken Gegensätze, die sich im Verlauf des Krieges nach dem gehobenen einheitlichen Empfinden der ersten Kriegsmonate wieder in unserm politischen Leben zur Geltung gebracht haben, objektiv zu erklären aus großen geistigen Hauptströmungen, die schon vor dem Krieg bestanden haben, die durch ihn aber in ganz neue Richtungen gelenkt und veränderten Zielen zugewandt erscheinen. Statt mit einem plumpen „Entweder—Oder" sich für eines der gefährlichen Schlagworte „Kulturpolitik" und „Machtpolitik" zu entscheiden, fordert der Verfasser eine „Machtpolitik", die letzten Endes dazu helfen soll, die von der „Kulturpolitik" betonten Ideale in der Welt zu verbreiten.

Die Theorien des modernen Sozialismus über den Ursprung des Christentums. Von F. X. Kiefl. Kempten und München, Kösel. (XIII, 222.) M. 3.—.

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn im Zeitalter der neueren sozialistischen Bewegungen nicht auch das Christentum nach seiner Beziehung zum Sozialismus befragt worden wäre. Aber nötig war es nicht, daß bei diesen Untersuchungen oftmals eine positive Verwandtschaft und ein ursächliches Verhältnis zwischen sozialistischen Bestrebungen und dem Auftreten des Christentums angenommen wurde, wie es in den Büchern von Kalthoff, Max Maurenbrecher, auf dem evangelisch-sozialen Kongreß 1910 usw. geschehen ist. Diese neueren Meinungen werden in dem obenerwähnten Buche nun nicht nur nach ihrer geschichtlichen Entfaltung ausführlich dargestellt, sondern auch auf ein-

Digitized by Google

gehende Weise an den Quellen des Christentums geprüft. Wer über diese brennende Zeitfrage sich gründlich unterrichten will, kann nach keinem besseren Hilfsmittel greifen.

Ed. König.

Das selbständige Polen als Nationalitätenstaat. Von Georg Gotthein, M. d. R. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.60, in Pappband M. 2.40.

Diese soeben erschienene Schrift des bekannten Politikers lag im wesentlichen schon lange vor der Zwei-Kaiser-Proklamation, durch welche die Errichtung des Königreichs Polen angekündigt wurde, druckfertig vor. Die Veröffentlichung ist durch die nun in Polen geschaffenen Tatsachen nicht überflüssig geworden, da ja, wie der Verfasser selbst im Vorwort sagt, für Polen zunächst nur das „Ob", nicht das „Wie" entschieden ist. Gotheins wesentlichster Vorschlag ist, um es kurz zu fassen, die Gründung eines Nationalitätenstaates, der sich aus den drei Bestandteilen Polen, Kurland, Litauen zusammensetzen soll. Auch wer etwa diesem Gedanken zunächst grundsätzlich ablehnend gegenübersteht, wird gut tun, die Gründe, die Gothein für seine Ideen anführt, vorurteilslos zu prüfen. Außerdem aber macht eine Fülle des wichtigsten Materials ethnographischer, ökonomischer und sozialpolitischer Art die knappgefaßte Schrift zur Quelle reicher Belehrung für jeden, der sich aus praktischen oder allgemeinpolitischen Interessen mit den Gebieten und Fragen, um die sich die Gotheinsche Schrift dreht, beschäftigen will.

Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen. Von Kurt Faber. Verlag von Robert Lutz in Stuttgart. Geh. M. 6.—, geb. M. 7.50.

Kurt Faber, ein junger Elsässer, schildert in dem vorliegenden Buche seine Erlebnisse und Abenteuer unter Walfischfängern und Eskimos. Von San Franzisko führte ihn der Weg ins Eismeer, in die Polargegend, zum Eskimoleben, zu einem ungeheuerlichen Marsch von Tausenden von Kilometern über das ewige Eis. Er ist ein ganzer Kerl, dieser deutsche Draufgänger, er hat offene Augen, starke Fäuste und einen dicken Schädel. Er sieht sofort ein, wie töricht er war, ist aber sofort bereit, noch törichter zu sein und sich mutterseelenallein in den starren Polartod zu wagen. Um der Freiheit willen. Das erzählt er uns alles ganz schlicht und läßt uns alles miterleben: die Schiffshölle, die ungeheuerliche Kraftleistung des Polarlebens, den schweren Kampf mit der Naturgewalt. Es ist fabelhaft, was Faber geleistet hat; beim Lesen des Buches steigt bei uns immer wieder die Freude auf, daß wir unter uns solche Leute mit geradezu unglaublichem Tatendrang haben. Daß sie nicht vereinzelt dastehen, beweisen uns ja auch die Leute unsrer Marine, der „Möwe" und der Unterseeboote. Wir machen auf das außerordentlich fesselnde Buch besonders aufmerksam und empfehlen es auch zur Lektüre für die reifere Jugend, um so mehr, als sehr vieles daraus zu lernen ist.

H.

Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Lieferung 17: Die Ereignisse zur See; Lieferung 18: Die Ausräumung Serbiens; Lieferung 19: Die Balkanstaaten; Lieferung 20: Die Neutralen. — Deutschland. Verlag von F. Bruckmann A.-G., München. Subskriptionspreis der Lieferung M. 2.—, Einzelpreis M. 3.—.

Das vorliegende Werk, auf das wir bereits hingewiesen haben, ist unstreitig die reichhaltigste und beste Bildersammlung vom Weltkriege. Ebenso wie die bisher erschienenen Lieferungen, ist jede einzelne der vorliegenden neuen interessant. Die 18. Lieferung, welche die Ausräumung Serbiens behandelt, zeigt Bilder des buntbewegten Lebens, auf denen es „drunter und drüber" geht. Und sehr fein ist die Gegenüberstellung der Abbildungen, die König Peters I. Glück und Ende zeigen: sein feierlicher Einzug in Belgrad im Jahre 1903 und die zwölf Jahre später erfolgte Flucht im Ochsenkarren durch das unwirtliche Gebirge. Ganz besonders interessant ist die 17. Lieferung, die die Ereignisse zur See schildert: 231 Wirklichkeitsaufnahmen erzählen eindringlicher als Worte es könnten von den großen Begebenheiten auf hoher See bis zur Skagerakschlacht einschließlich. Man bekommt an der Hand dieses vortrefflichen Anschauungsmaterials einen Begriff von der modernen Kriegführung zur See, die weit über das hinausgeht, was der Nichtbeteiligte sich je hat träumen lassen. — Mit den neu erschienenen Lieferungen sind die ersten beiden Bände des Großen Bilderatlas des Weltkrieges abgeschlossen, sie enthalten rund 3400 Bilder und außerdem ein alphabethisches Namen- und Sachregister und bilden ein Urkunden- und Quellenwerk, dem bleibender geschichtlicher und künstlerischer Wert zukommt. Wie die Verlagshandlung mitteilt, wird der dritte Band Bilder bis zum Abschluß des Krieges und vieles bisher zur Veröffentlichung nicht zugelassene Material bringen.

Frühes Erlebnis. Novellen von G. Reck. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 2.—, in Pappband M. 3.—.

Im Gang der Handlung ganz verschieden, haben die drei in dem vorliegenden Band vereinigten Novellen doch etwas Gemeinsames: die vornehme literarische Haltung und die tiefempfundene Stimmung. Die Vergänglichkeit

Digitized by Google

der Dinge ist der Dichterin zum innersten Erlebnis geworden; und so liegt über dem, was sie uns erzählt und schildert, ein zarter Hauch der Wehmut und Entsagung. Aber auch wo die Dichterin uns innerlich schwache, gegen das Leben und die Uebermacht der Empfindung wehrlose Menschen schildert, haben wir das Gefühl, daß sie über ihnen steht, daß sie das Recht des vollen, starken Lebens gegenüber solchen ästhetisch wertvollen, aber für die bewegte Welt untauglichen Naturen voll anerkennt. Als besonders anziehend möchten wir aus den drei Novellen die mittlere, „Schwarzenberg", hervorheben, der schon ihr Schauplatz, die verträumte Herrlichkeit eines alten Rokokoparks — im weiteren Hintergrund eine berühmte deutsche Kunststätte mit dem internationalen Getriebe einiger Sommerwochen — eine eigentümliche, schwermütig bezaubernde Stimmung gibt.

Justus Möser. Eine Auswahl aus seinen Schriften. Mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. Rudolf Schulze. Kempten und München, Jos. Kösel. (Sammlung Kösel, Nr. 75.) 178 S. M. 1.—.

In großer Zeit wird eine Auswahl aus den Werken Mösers, die ganz von der Begeisterung für die Größe Deutschlands und von Heimatliebe erfüllt sind, doppelt willkommen sein. Neben Abschnitten aus den „Patriotischen Phantasien" bietet diese geschickte Zusammenstellung manche weniger bekannte Stellen aus den „Kleineren Schriften", aus der „Osnabrückischen Geschichte" und andres mehr. Immer denkwürdig und lesenswert bleibt vor allem auch der Aufsatz „Ueber die deutsche Sprache und Literatur". Vorangestellt ist ein liebevolles und sachverständiges Lebens- und Charakterbild. H. Brömse.

Kriegserinnerungen von 1870—71. Von Friedrich Leo. Mit einem Einleitungswort von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorff. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. Kart. M. 1.—.

Daß diese feinen, so ruhig und abgeklärt dargestellten und doch innerlich so lebendigen Kriegserinnerungen nicht erst, wie es geplant war, im ersten Bande von Leos kleinen Schriften, sondern in dieser geschmackvoll ausgestatteten Sonderausgabe erschienen, wird manchem eine Freude sein, der auch nur als genießender Leser sich fesseln und anregen läßt. Betrachtet man sie von einem weiteren Standpunkte aus, so liegt ihr Wert in dem hohen sittlichen Geist, der sie durchweht, und in der Bestätigung der schmerzlichen Beobachtung, wie anders von unsern Gegnern der Krieg von heute geführt wird als der Krieg von 1870.

Dr. Hans Zimmer.

Burg Hoym. Drei Erzählungen von Konrad Cosack. Bonn, Albert Ahn. 398 S. M. 4.— (5.—).

In eine Welt geistiger Höhenmenschen führt dies Buch, jenseits der gewöhnlichen Begriffe von gut und böse. Man mag moralisch die Nase rümpfen, muß aber dem Verfasser zugeben, daß er für seine Gestalten und ihre Erlebnisse durchweg aufmerksame und beifällige Teilnahme zu erwecken weiß. Die drei Geschichten sind gut erzählt und in eigentümlicher Weise miteinander verzahnt, so daß dieselben Personen in ihnen wiederkehren, alle überragend die Schloßherrin von Hoym, die wohl allzu frei von Vorurteilen erscheinen mag, dem Leser aber doch vertraut und lieb wird. Die künstlerische Gestaltungskraft ist jedenfalls anzuerkennen.

Br.

Oesterreich-Ungarn nach dem Kriege. Mahnungen und Wünsche eines Alten aus den Bergen. Von Wilhelm Edler v. Wannisch, Feldmarschalleutnant d. R. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Geh. M. 1.25.

Der Verfasser, den Lesern dieser Zeitschrift als einer ihrer treuesten Mitarbeiter aufs vorteilhafteste bekannt, ist ein Anhänger jener „österreichischen Staatsgesinnung", deren Vorhandensein, ja deren Möglichkeit vor dem Ausbruch des Weltkriegs von übelwollenden oder kleinmütigen Leuten bestritten und geleugnet wurde und die sich nun doch als ein moralisch sehr kräftiges, auch zahlenmäßig weitverbreitetes Element innerhalb der österreichischen Hälfte der Donaumonarchie bewiesen hat. Aus dieser Gesinnung heraus verlangt Feldmarschalleutnant v. Wannisch für das Verhältnis der beiden Reichshälften einen aufrichtigen, die Gegenseite achtenden, der Gesamtmonarchie opferwillig ergebenen Dualismus, für Zisleithanien ein verträgliches, auf partikularistischen Eigensinn verzichtendes, die eignen Rechte wahrendes, die der andern achtendes Zusammenleben der einzelnen Nationalitäten. Der zweite Teil seiner Schrift, der die österreichisch-ungarischen Kriegsziele aus den Lebens- und Sicherheitsbedürfnissen der Monarchie heraus entwickelt, ist auch für reichsdeutsche Leser sehr interessant und aufschlußreich. Wir können nichts Besseres hoffen, als daß die Gesamtlage am Ende des Weltkriegs den Mittelmächten ermögliche, diese durchaus maßvollen, aber fest umrissenen Ziele auch durchzusetzen.

Digitized by Google

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 37. R. Schwemer, Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Dritte Aufl. — Bd. 553 u. 554. J. Hashagen, Umrisse der Weltpolitik. I. 1871 bis 1907 und II. 1908 bis 1914. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. je M. 1.50.

Bahr, Dr. R., Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft. Deutschland, Oesterreich und Ungarn. Reichsverlag H. Kalkoff, Berlin. M. 1.—.

Bardo, Br., Deutsche Gebete. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. Kart. M. 1.50.

Conrad, Franz, Gewerbelehrer, Die einfachste Buchführung für Kleinhändler und Handwerker nebst Briefsteller für den kleinen Geschäftsmann. Berlin, Verlag L. Schwarz & Comp. Geh. M. 1.10, geb. M. 1.35.

Der Jude. Eine Monatsschrift. 1. Jahrgang. Heft 10 und 11 (Januar und Februar 1917). Berlin-Wien, R. Löwit Verlag. Pro Heft M. 1.— (Kr. 1.40).

Deutsche Zukunft. Grüße der deutschen Hochschulen an ihre Bürger im Felde auf das Jahr 1917. Berlin, Furche-Verlag. M. 1.—.

Die Friedensanregung vom Dezember 1916. Offizielle Mitteilungen vom 12. Dezember 1916 bis 24. Januar 1917. Haag, Neederlandsche Anti-Oorlog Raad.

Dihlmann, C., Werner Siemens. Seine Person und sein Werk. 1816 bis 1916. Festrede. Berlin, Julius Springer. M. 1.—.

Eichhorn, Dr. phil. Gustav, Deutsche Kriegspolitik und England. Zürich, Gebr. Leemann & Co. Fr. 5.—, M. 3.75.

G. Freytags Karte von Mitteleuropa mit den neuen Grenzen. Wien, Freytag & Berndt G. m. b. H. M. 1.— (Kr. 1.50).

Geh, Hans, Leutnant d. R., Homer im Felde, Bilder zur Ilias. Wilna 1917, Druck und Verlag der Zeitung der 10. Armee. M. 1.50.

Hans-Thoma-Bilder. Vierzehn vom Meister selbst ausgewählte Radierungen. Mit begleitendem Text von Prorektor Geh. Hofrat Prof. Dr. C. Bezold und Prof. Dr. C. Neumann. Berlin, Furche-Verlag. In Pappband geb. M. 8.—.

Hellen, Eduard von der, Die Sünden der Väter. Drama in vier Aufzügen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Geh. M. 2.50, geb. M. 4.—.

Hettner, Alfred, Englands Weltherrschaft und ihre Krisis. 3. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. Geh. M. 4.20.

Hofstaetter, Walther, Deutschkunde. Ein Buch von deutscher Art und Kunst. Mit 2 Karten, 32 Tafeln und 8 Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 2.70.

Liller Kriegszeitung. Die vierte Auslese. Herausgegeben von Hauptmann d. L. Höcker. Druck und Verlag der Liller Kriegszeitung. Geb. M. 4.—.

Loeb, Moritz, Schürer des Weltbrandes. Augsburg, Haas & Grabherr, Verlag. M. 2.—.

Matschoß, Conrad, Werner Siemens. Ein kurzgefaßtes Lebensbild nebst einer Auswahl seiner Briefe. Aus Anlaß der 100. Wiederkehr seines Geburtstages herausgegeben. 2 Bände. Berlin, Julius Springer. Geb. M. 20.—.

Mehrmann, Dr. Karl, Das neue Gleichgewicht der Staaten. Dresden, Verlag „Das Größere Deutschland". Geh. M. 1.50.

Oer, P. Sebastian, von, O. S. B., K. Sächs. Major a. D., Ohne Furcht und Tadel. Ein Wort von einem alten Kameraden an unsre jungen Offiziere. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. In Pappband M. 1.—.

Offe, Dr. Hans, Ziele und Wege der Erdkunde an höheren Schulen. Leipzig, G. Freytag, G. m. b. H.

Röttger, Karl, Der Eine und die Welt. Legenden von Weisheit, Wanderung, Nacht und Glück. München, Georg Müller Verlag. Geh. M. 4.—, geb. M. 6.—.

Schulze, Dr. Rudolf, Leopold v. Ranke, Männer und Zeiten der Weltgeschichte. Drei Bände. Köln a. Rh., J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.40.

Steinmeyer, Prof. H., Durchhalten! Maßhalten! Die Wege zum Frieden. Selbstverlag des Verfassers. 90 Pf.

Stuhlmann, Dr. Franz, Die Tagebücher von Dr. Emin Pascha. Braunschweig, Georg Westermann. Bd. I, Heft 1. M. 9.—.

Weber, Dr. Hans Siegfried, Deutsch-Russische Rückfiedlung. Dresden und Leipzig, „Globus", Wissenschaftliche Verlagsanstalt. M. 1.80.

Weißen Blätter, Die. Eine Monatsschrift. 3. Jahrgang. Heft 11, 12. 4. Jahrgang. Heft 1. Zürich, Rascher & Cie. Je M. 2.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Das Teſtament des Iſokrates

Gedanken über politiſche Sophiſtik

von

H. v. Arnim

Zu den vielen Feinden des deutſchen Volkes iſt durch die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten von Amerika ein neuer mächtiger hinzugekommen. Ich will heute nicht die Wichtigkeit dieſer Tatſache für den Fortgang und Ausgang des blutigen Ringens auf Land und Meer würdigen, ſondern nur ihre Bedeutung für den geiſtigen Kampf, der von unſern Feinden auf dem weiten Erdenrund in Rede und Schrift gegen uns geführt wird. Auch in dieſen iſt Amerika als gleichgeſinnter Bundesgenoſſe der Entente eingetreten und hat ſich durch den Mund ſeines Präſidenten und der angeſehenſten Wortführer der Nation zu denſelben geiſtigen und idealen Kriegszielen bekannt, die wir auch bisher von allen Wortführern der Feinde einmütig verkünden hörten. Auch Präſident Wilſon ſieht in Deutſchland einen „autokratiſch“ regierten, „militariſtiſchen“ Staat, der durch Ehrgeiz und Eroberungsdrang den Weltfrieden ſtört, der nur begründet und erhalten werden kann, wenn in allen Staaten die „demokratiſche Freiheit“ nach dem engliſch-franzöſiſchen Muſter durchgeführt wird. Auch Mr. Wilſon glaubt, wie ſeine Reden zeigen, daß dieſer Krieg für die Freiheit und Unabhängigkeit der „kleinen Nationen“ geführt wird, und obgleich er auf der einen Seite jede Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten einer andern Nation als unberechtigt verwirft, will er doch auf der andern im Intereſſe der Menſchheit nur ſolche Regierungs- und Herrſchaftsformen dulden, die von der Mehrheit der Beherrſchten freiwillig anerkannt werden und allen Bürgern gleiche Rechte geben. Mit den theoretiſchen Idealen ſteht auch bei Mr. Wilſon die Beurteilung der geſchichtlichen Vorgänge in engſtem Zuſammenhang, die zum Weltkriege geführt haben. Die Behauptung, daß der Krieg gegen Deutſchland geführt wird, um die demokratiſche Freiheit und die Unabhängigkeit der kleinen Völker gegen die Autokratie und den militariſtiſchen Eroberungsdrang Deutſchlands zu ſchützen, läßt ſich eben nur begründen, wenn wirklich dieſe Dinge nicht nur im allgemeinen Merkmale des Deutſchen Reiches, ſondern auch in dieſem beſonderen Falle die Urſachen des Krieges geweſen ſind. Jeder geſchichtlich und politiſch gebildete Deutſche, der den Vorgängen verſtändnisvoll gefolgt iſt, weiß mit zweifelloſer Gewißheit, daß dieſer ganze Gedankengang der Entente, zu dem ſich nun auch

Copyright 1917 by Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

die amerikanische Nation bekannt hat, zwar, wenn das Mehrheitsprinzip Richtigkeit von Gedanken verbürgen könnte, wahr sein müßte, tatsächlich aber irrig ist, und zwar nicht nur in seinem historischen Teil, der die Kriegsursachen betrifft, sondern auch in seinem theoretischen Teil, der die Kriegsziele und die durch den Friedensschluß zu schaffenden Voraussetzungen dauernden Weltfriedens angeht. Wir wissen auch, daß dies schon oft nicht nur von der Tagespresse, die freilich den Dingen nicht ganz auf den Grund gehen kann, sondern auch von Männern der Wissenschaft in tiefgründigen und überzeugenden Darlegungen ohne alle völkische Voreingenommenheit bewiesen worden ist und daß es von neuem beweisen zu wollen zwecklos wäre, nachdem die früheren Beweise niemand im feindlichen Lager gehindert haben, längst widerlegte Irrtümer von neuem zu wiederholen. Und doch handelt es sich dabei an sich nicht um unbeweisbare Dinge von der Art religiöser Glaubenssätze oder ästhetischer Werturteile, sondern um einwandfrei bezeugte Tatsachen und erfahrungsmäßig beweisbare Wahrheiten. Auf diesem Gebiete, sollte man meinen, müßte es immer möglich sein, zwischen ehrlichen und wahrheitsliebenden Menschen bestehende Meinungsverschiedenheiten durch sachliche Erörterung zu beseitigen, bei der man den Gegner nicht totzuschlagen braucht, um seinen Widerspruch für immer verstummen zu machen. Diese Art der Einigung hat sich aber in unserm Fall als unmöglich erwiesen. Die Frage nach den Ursachen dieser Unmöglichkeit ist durch die neuesten Ereignisse schwieriger geworden. Daß die Ententestaatsmänner ihre längst widerlegten Behauptungen über Deutschlands Schuld am Kriege und über die idealen Ziele ihrer Kriegführung immer von neuem wiederholten, überraschte uns nicht. Was hätten sie anders tun können? Um das Gewissen der Völker zu beruhigen, müssen die Machtzwecke, für die man Krieg führt, immer in ideal klingende Formeln eingekleidet werden. Wo diese Machtzwecke so mannigfaltig verschieden sind, wie bei den einzelnen Mitgliedern der Entente, da ist es sehr schwierig, als Generalnenner für alle eine einheitliche, ideal klingende Formel zu finden, und begreiflich, daß diese weder begrifflich klar noch sachlich einwandfrei ausfallen kann. Wirklich einig sind ja die Ententestaaten nur in dem einen Punkt, daß sie alle von der Vernichtung unsrer Macht große politische Vorteile für sich erwarten. Dieser allgemeine Vernichtungswille läßt sich aber, wenn die wirklichen Gründe, Machtgier und Bereicherungsstreben, verschwiegen bleiben müssen, am besten dadurch rechtfertigen, daß man den Feind als einen Störenfried schildert, der schon durch sein bloßes Dasein eine Gefahr für die Menschheit bildet. Daß das Märchen von den grausamen und blutdürstigen deutschen Barbaren willige Aufnahme bei ihren Völkern finden würde, darauf konnten die Staatsmänner der Entente mit Sicherheit rechnen. Sie wußten genau, daß ihre Völker im großen und ganzen an Wissen, Bildung und Menschlichkeit tief genug stünden und hoch genug zu stehen glaubten, um jederzeit für Rassenhaß und andre mit ihm verbundene niedrige Leidenschaften empfänglich zu sein, und daß die Minderzahl der Wissenden teils mit Augurenlächeln auf die Täuschung eingehen, teils nicht wagen würde, zu widersprechen, und wenn sie es doch wagte, mit den bei „freien"

Digitized by Google

Völkern üblichen Mitteln schnell zu sklavischem Schweigen „überredet" werden könnte. Es konnte uns also nicht überraschen, daß die Staatsmänner der Entente sich auf diese Formulierung der Ententesache einigten. Wir erkannten darin die in der Politik seit jeher unentbehrliche politische Sophistik, deren Aufgabe ist, die Ungerechtigkeit und Gewalttätigkeit der eignen staatlichen Machtpolitik mit dem Schein des Rechts zu bekleiden und für die Uneingeweihten in die ideale Tonart zu transponieren. Daß aber auch die amerikanische Nation durch ihre erleuchtetsten Wortführer sich zu den trügerischen Formeln der Ententekriegsziele bekannt hat, das ist für viele Deutsche eine Enttäuschung gewesen. Amerika braucht unsre Macht nicht zu fürchten; es will sich auch nicht auf unsre Kosten vergrößern; es hat kein schlechtes Gewissen uns gegenüber; und es verleumdet uns doch! Ich sehe hier ganz ab von dem Streit um den verschärften U-Bootkrieg, der zum Kriege geführt hat. In dieser Frage bedient sich Amerika unzweifelhaft der üblichen sophistischen Transposition eines reellen Nützlichkeitszweckes in die ideale Sphäre, wenn es aus Gründen der Menschlichkeit und des Völkerrechts gegen die deutsche Seesperre Einspruch zu erheben vorgibt; aus Nützlichkeitsgründen zeigt es sich parteiisch für England, wenn es das Recht amerikanischer Bürger, alle Teile des Weltmeeres auch während des Weltkrieges handeltreibend zu befahren, zwar gegen Deutschland mit Gewalt durchsetzen will, nicht aber auch gegen England, das mit der Blockierung Deutschlands vorangegangen war und dadurch erst den Vergeltungsakt der deutschen Seesperre hervorgerufen hatte. Nicht davon rede ich jetzt, sondern von Mr. Wilsons Bekenntnis zu den Kriegszielformeln der Entente, dem auch die überwiegende Mehrzahl der Senatoren und Repräsentanten zugestimmt hat. Wenn Mr. Wilson zwischen dem deutschen Volk und der deutschen Regierung unterscheidet und nur diese, weil sie monarchisch und „autokratisch" sei, für die Kriegsgreuel verantwortlich macht und der Zivilisation und dem Weltfrieden zuliebe bekämpfen will, so ist die Unrichtigkeit der Formulierung so offensichtlich, daß es schwer fällt, an Mr. Wilsons Aufrichtigkeit zu glauben. Kann es dem Präsidenten unbekannt geblieben sein, daß die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes diesen Krieg als durch Rußlands, Frankreichs und Englands Schuld uns aufgezwungen und als unvermeidlich anerkannt und ihn opferwillig, wenn auch in vollem Bewußtsein seiner furchtbaren Gefährlichkeit auf sich genommen hat? Zeigt nicht die Geschichte jedem denkenden Betrachter, daß demokratisch regierte Staaten um nichts weniger als monarchisch regierte zu einer den Frieden gefährdenden imperialistischen Politik neigen? Ging nicht schon in Athen demokratischer Radikalismus der inneren Politik mit Imperialismus in der äußeren Hand in Hand? Ist nicht Imperialismus in seiner gefährlichsten und wirksamsten Form als Streben nach Seeherrschaft die Seele der Außenpolitik des demokratischen England? Ist es nicht in Rußland viel mehr das demokratisch gesinnte Bürgertum als der „autokratische" Zar gewesen, der zur Eroberungspolitik gegenüber Oesterreich-Ungarn und der Türkei drängte? Ist sich Präsident Wilson nicht bewußt, daß er selbst jetzt weit „autokratischer" in die Frage, ob Krieg oder Frieden, eingegriffen hat als die beiden

Digitized by Google

Kaiser der Mittelmächte, und daß er für die Verlängerung des Krieges weit mehr als jene getan hat? Was ferner den Militarismus, d. h. die allgemeine Wehrpflicht angeht, so gibt es bekanntlich keine Einrichtung, die mehr als diese ein Volk von unnötigen Kriegen abhält, weil die mit ihnen verbundene Gefahr das ganze Volk trifft; während allerdings für notwendige Kriege, die für die höchsten Lebensinteressen des Volkes geführt werden, die allgemeine Wehrpflicht, als eine im besten Sinne demokratische Einrichtung, das denkbar höchste Maß kriegerischen Sinnes im Volke erzeugt. Eine dauernde Gefahr für den Weltfrieden bilden immer nur diejenigen Staaten, die in der Lage sind, ihre Kriege durch andre ausfechten zu lassen, und Kriege anstiften können, ohne die furchtbaren Folgen derselben am eignen lebendigen Volkskörper und auf den eignen Fluren zu spüren. Daher gibt es keinen gefährlicheren Staat für den Weltfrieden als England, dessen Minister des Auswärtigen Englands Kriegserklärung an Deutschland mit den ewig denkwürdigen Worten rechtfertigen konnte, daß voraussichtlich England durch Teilnahme am Kriege nicht mehr Verluste erleiden würde, als wenn es neutral bliebe. Darum ist nicht der deutsche Militarismus, sondern der englische Marinismus die größte Gefahr für einen gerechten und friedlichen Zustand der Menschheit, weil er England die Möglichkeit gibt, auf der ganzen Erde eine tyrannische Herrschaft auszuüben und sich auf Kosten aller übrigen Völker zu bereichern. Der Friede, der durch die englische Oberherrschaft der Menschheit gebracht werden könnte, die pax Britannica, wäre nicht ein Friede, bei dem jedes einzelne Volk zu seinem Recht käme und nach dem Maße seines Wissens und Könnens und Fleißes an den Gütern der Welt Anteil hätte, sondern ein Friede, den ein einzelnes privilegiertes Herrenvolk einer sklavisch gewordenen Menschheit als Joch und unentrinnbares Verhängnis auferlegte. Aus diesen Gründen hat es uns überrascht, daß Mr. Wilson von der Abschaffung des deutschen Militarismus und des deutschen und österreichischen Kaisertums einen Fortschritt des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt erwartet. Monarchen, die aus persönlichem Ehrgeiz ihr Volk in den Krieg treiben, gibt es heute auf der ganzen Erde nicht mehr. Was in Wahrheit die Staaten zum Imperialismus treibt, ist entweder, daß sie ihre Unabhängigkeit und Freiheit nur durch Gebietserweiterung und Herrschaft behaupten zu können meinen, oder der wirtschaftliche Beweggrund, daß das bisherige Staatsgebiet nicht ausreicht, allen Bürgern Brot und Raum für die Betätigung ihrer Kräfte zu geben. Diese Beweggründe aber wirken in den demokratischen Staaten und in den Republiken nicht weniger als in den Monarchien. Dazu kommt noch, daß eine starke monarchische Gewalt, wenn sie richtig ausgeübt wird, die stärkste Stütze der Demokratie bildet und am wirksamsten der Ausbeutung der Armen durch die Reichen entgegentreten kann. Ob an der Spitze des Staates ein Monarch steht, der durch Erbgang diese Würde erlangt hat, oder ein auf vier Jahre gewählter und nach ihrem Ablauf wiederwählbarer Präsident, ist für die Frage, ob und mit welchen Mitteln dieser Staat sich auszudehnen strebt, nicht von großer Bedeutung. Soweit aber doch ein Unterschied besteht, fällt er zugunsten des erb-

Digitized by Google

lichen Königs aus, da diesen die Fürsorge für die Erhaltung seiner Dynastie inniger mit dem Staate verknüpft und entschiedener vor gewagten Abenteuern warnt, als den Präsidenten die unsichere Aussicht auf Wiederwahl. Auch der Erbkönig kann ein Ehrgeiziger sein; der Präsident ist es so gut wie immer. Aber keinen von beiden wird in unsrer aufgeklärten Zeit der Ehrgeiz an sich mehr nach der kriegerischen als nach der friedlichen Seite treiben, da ein Krieg doch erst dann Ehre bringt, wenn ein Friede in Ehren unmöglich geworden ist. Die Probe auf die Richtigkeit seiner Verfassung besteht ein Staat vor allem im Krieg. Ich denke, der deutsche Staat hat im gegenwärtigen Kriege diese Probe bisher recht gut bestanden und wird sie auch weiter bestehen. Wir dürfen uns daher die Belehrungen verbitten, die Präsident Wilson uns über die Notwendigkeit unsrer Befreiung vom „autokratischen" Joch erteilt, und beanspruchen, daß man uns selbst überläßt, wie wir nach unsrer inneren Eigenart und nach unsrer politischen Lage unsre Freiheit und Unabhängigkeit am wirksamsten wahren zu können glauben. Amerika den Amerikanern, Europa den Europäern! Schon Aristoteles hat erkannt, daß es nicht eine schlechthin beste Verfassung gibt, die alle Völker zu allen Zeiten zu beglücken vermag, sondern die Verfassung der angeborenen und erworbenen Eigentümlichkeit der Bevölkerung und den besonderen Lebensbedingungen des Staates angepaßt sein muß. Die politische Freiheit kann in mannigfach verschiedener Weise aufgefaßt und durchgeführt werden. Nur diejenige politische Freiheit, die ein Volk aus seinem eignen Freiheitsbedürfnis heraus sich erringt und formt, kann ihm zum Segen gereichen. Daher gibt es keinen ärgeren Verstoß gegen den Geist der wahren Freiheit als den Versuch, einem fremden Volke Formen der politischen Freiheit aufzuzwingen, nach denen es nicht verlangt; wie es die Franzosen in den Revolutionskriegen versucht haben. Für uns Deutsche ist das Kaisertum unentbehrlich als Einheitsband der Nation. — Wie die politische Verfassung, so ist auch die Wehrverfassung eines Staates eine Einrichtung, über die er keine Vorschriften oder Ratschläge des Auslandes mit Nutzen verwerten kann. Die geographisch-politische Lage des Staates bedingt das Ausmaß militärischer Rüstung, das für ihn erforderlich ist. So ist für Deutschland, wenn es seine Freiheit und Unabhängigkeit wahren will, eine hochgesteigerte Wehrhaftigkeit unentbehrlich, weil es auf allen Seiten von unruhigen und eroberungslustigen Nachbarn umgeben ist. Erst spät und langsam ist in Deutschland die Erkenntnis gereift, daß es von Kopf zu Fuß gewappnet dastehen muß, um nicht wieder, wie in früheren Jahrhunderten, ein Tummelplatz für die Heere seiner Nachbarn zu werden. Diese Erkenntnis darf den Deutschen nie wieder verloren gehen. Die militärische Rüstung ist kein Sport, den wir zum Vergnügen oder aus Neigung betreiben, sondern eine schwere, entsagungsvolle Pflicht, die uns durch unsre geographisch-politische Lage auferlegt ist. Staaten wie England und die Vereinigten Staaten von Amerika sind durch ihre geographisch-politische Lage in normalen Zeiten der harten Notwendigkeit solcher Rüstung enthoben. Sie wollen und können, scheint es, nicht einsehen, daß unser abweichendes Verhalten in diesem Punkte, wie auch

Digitized by Google

in dem der politischen Verfassung, nicht eine Rückständigkeit, sondern eine notwendige Anpassung an unsre geographische und politische Stellung in Europa ist. Durch Aenderungen ihrer Weltstellung können auch sie in dieselbe Notwendigkeit versetzt werden. Während des Weltkrieges sah England sich genötigt, im Widerspruch mit seinen tiefeingewurzelten Ueberlieferungen, zur allgemeinen Wehrpflicht überzugehen. Müßte dadurch nicht in einsichtigen Engländern die Erkenntnis reifen, daß die Gründe, die für sie zeitweilig die allgemeine Wehrpflicht nötig machen, für uns dauernd bestehen? Darum muß das deutsche Volk es ablehnen, sich durch die westlichen Demokratien aus den Netzen der „Autokratie" und des „Militarismus" befreien zu lassen. Denn diese „Befreiung" würde die Vernichtung seiner Unabhängigkeit und Freiheit bedeuten.

Wenn Präsident Wilson trotz allen diesen offenkundigen Tatsachen und naheliegenden Erwägungen gegen den deutschen „Autokratismus" und „Militarismus" für die hohen Grundsätze der demokratischen Freiheit, für die Unabhängigkeit der großen und kleinen Völker, für Völkerrecht und Weltfrieden in die Schranken zu treten behauptet, also gerade die Grundsätze gegen uns ausspielt, deren Durchführung, soweit sie praktisch möglich ist, auch uns am Herzen liegt, so liegt es namentlich dem deutschen Beurteiler nahe, jene erhabenen Schlagworte im Munde des Präsidenten Wilson für bloße politische Heuchelei zu halten. Nach meiner Ueberzeugung würde dieses Urteil zu weit gehen. Mir scheint, daß Präsident Wilson und mit ihm viele andre geistig und sittlich hochstehende Amerikaner, die ihm zugejubelt haben, obgleich sie natürlich in erster Linie durch den Nutzen ihres Landes bestimmt werden, doch auch gleichzeitig aufrichtig glauben, einer erhabenen Idee und dem Wohle der Menschheit durch ihren Kampf gegen die deutsche Regierung zu dienen. Zu wahrhaft gerechter Beurteilung geschichtlicher Kämpfe kann nur derjenige gelangen, der durch wissenschaftliches Geschichtsstudium solcher Zeiten, die keine selbstsüchtige Anteilnahme mehr in seiner Seele wecken, in der Kunst geschult ist, sich in die Lage und die Beweggründe beider streitenden Parteien hineinzuversetzen. Nur auf diesem Wege kann ein Unbeteiligter die Einsicht gewinnen, welche Sache die bessere, d. h. diejenige ist, deren Sieg dem Wohle der Menschheit dienlicher ist. Diese Einsicht setzt sehr umfassende Tatsachenkenntnis und eine über die nationalen Einseitigkeiten erhabene freie Menschlichkeit voraus. Wer sie besäße, wäre würdig, in einem internationalen Schiedsgericht zu sitzen, aber zum leitenden Staatsmann wäre er nicht geeignet. Denn dieser muß in seinem ganzen Wesen Sachwalter, nicht Richter sein. Ihm ziemt es nicht, die Wahrheit zu vertreten, sondern seine, seines Volkes Wahrheit, nicht das an sich Gerechte, sondern seines Volkes Recht, namentlich in Zeiten erbitterten Kampfes. Auch er bedarf, um die Besten seines Volkes für den Kampf zu begeistern, Ideen, die über den materiellen Vorteil seines eignen Volkes hinausgehen, den er in erster Linie zu fördern berufen ist. Er muß immer zu beweisen bestrebt sein, daß das durch praktische Verhältnisse gegebene Nützlichkeitsinteresse seines Staates mit den höchsten Zielen, für die sich ein idealer Sinn begeistern mag, im Einklang steht. Diese höchsten Ziele sind aber Menschheitsziele, und

Digitized by Google

das höchste von allen ist eine durch Gerechtigkeit befriedete Menschheit. Indem nun der Staatsmann den Nutzen, für den er arbeitet, mit der Idee, die diese Arbeit im idealen Sinne rechtfertigen soll, in seiner Seele vermählt, erzeugen sie daselbst ein Kind, das beiden Eltern ähnlich sieht, die „Nationaldoktrin", den „politischen Doktrinarismus". Dieses Kind ist aber um so mehr ein zwitterhaftes, widerspruchsvolles und unzuverlässiges Wesen, je weniger die Eltern einander wesensverwandt waren. Bald kehrt sie das väterliche, bald das mütterliche Erbteil hervor, und um nicht wegen der Widersprüche getadelt zu werden, in die sie sich hiedurch unaufhörlich verstrickt, hat sie sich als Busenfreundin und ständige Ratgeberin die politische Sophistik erwählt, die durch ihre Trugkünste die Widersprüche zu bemänteln weiß. Der Vater hat seine Freude an dieser Tochter, die, wenn es zu wählen gilt, lieber ihm als der Mutter folgt. Namentlich begünstigt der Vater den Verkehr mit der Freundin und freut sich, wenn es der Tochter mit Hilfe der Freundin gelingt, der Mutter Gehorsam vorzutäuschen, wo sie in Wahrheit dem Vater folgt. Die Mutter aber läßt sich auf die Dauer nicht täuschen. „Lieber," sagt sie, „folge ganz deinem Vater, als daß du solch ein Doppelspiel treibst." Aus Kummer über die Tochter stirbt die Mutter oder verläßt doch die Seele jenes Staatsmannes, in der sie von dem Vater die Tochter empfangen hatte. Er aber beachtet dies kaum. Denn er glaubt in der Tochter einen vollen Ersatz für sie, ja ihr verschönertes Abbild zu besitzen. Es freut ihn, daß die Tochter und ihre Feundin sich mit dem Vater soviel besser vertragen als mit der weiland Mutter, und daß seit deren Verschwinden in seiner Seele Friede herrscht. — So könnte man in mythischer Form die Stellung der meisten Staatsmänner zu den normativen Ideen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des allgemeinen Menschheitswohles kennzeichnen. Sie sehen diese Ideen, ohne es zu wissen, immer durch die Brille der Macht- und Wohlfahrtsinteressen ihres eignen Staates. Handelt es sich um Erhaltung und Förderung der Zivilisation, dann meinen sie, an ihres Volkes Wesen müsse erst die Welt genesen; die Idee der Freiheit stellt sich ihnen nur in der Form dar, die sie in ihren heimischen Einrichtungen angenommen hat, und diese andern Völkern aufzunötigen, das, meinen sie, sei ein ideales Ziel; die Idee eines auf Völkerrecht und Gerechtigkeit begründeten Weltfriedens möchten sie verwirklicht sehen — durch die Hegemonie ihres eignen Volkstums; die Idee der staatlichen Selbständigkeit der kleinen Völker hat an ihnen warme Fürsprecher, wo sie diese von ihrem Staate, nicht aber, wo sie sie von einem Nebenbuhler tatsächlich abhängig machen würde; denn tatsächlich unabhängig ist unter den heutigen Verhältnissen kein Kleinstaat, auch wenn seine Souveränität unbestritten ist. So treiben sie überall und oft in gutem Glauben Realpolitik mit den Schlagworten und Losungen der Idealpolitik. Diese Losungsworte sind für die Masse der Menschen bestimmt; bei ihr erweisen sie sich wirksam; daß sie sich für eine tiefergehende wissenschaftliche Betrachtung als nicht einwandfrei erweisen, schadet ihrer Wirkung nicht; denn die wenigen reinen Idealisten, welche die Ideen in ihrer reinen, d. h. übernationalen und menschheitlichen Form schauen und ver-

Digitized by Google

ehren, haben in keinem Staate politischen Einfluß, sondern werden überall als unpraktische Querköpfe verhöhnt. In diesem Sinne möchte ich auch dem Präsidenten Wilson Ehrlichkeit in der Vertretung seines pseudoidealistischen Doktrinarismus zubilligen. In der politischen Literatur und Redekunst haben sich von jeher Aufrichtiges und Unaufrichtiges aufs innigste verschmolzen.

Was tief in den einfachsten Grundverhältnissen des menschlichen Lebens begründet ist, das pflegt sich durch große Weltepochen ungeachtet der größten geschichtlichen Wandlungen unverändert zu erhalten. Es dient daher zur Bestätigung eines in der Gegenwart beobachteten Lebensgesetzes, wenn wir es im fernen Altertum in gleicher Weise wirksam finden. So möchte ich jetzt meine Bemerkungen über „politischen Doktrinarismus" und „politische Sophistik" in Präsident Wilsons Verhalten an dem antiken Klassiker der politischen Tendenzschriftstellerei, Isokrates von Athen, dem Sophisten und Doktrinär, nachprüfen. Ich werde mich dabei nicht an das Hauptwerk des Isokrates halten, den um 380 v. Chr. veröffentlichten „Panegyrikos", in dem der Verfasser die griechischen Staaten ermahnt, ihre Streitigkeiten und Kriege untereinander zu beenden, sich unter Führung Athens zu einem die ganze Nation umfassenden Staatenbund zusammenzuschließen und sich mit der so geeinten Kraft der Nation gegen den alten Nationalfeind der Griechen, den Perserkönig, zu wenden, um nicht nur die seit dem Königsfrieden von 387 unter persische Herrschaft geratenen Griechenstädte zu befreien, sondern auch den überschüssigen Kräften des griechischen Mutterlandes, die jetzt in ihrer Heimat Unruhe und Bürgerzwist anstifteten, Siedelungsland in den fruchtbaren und schwach bevölkerten Gebieten Asiens zu erwerben und für lohnende wirtschaftliche Betätigung Raum zu schaffen; nicht an dieses berühmteste Werk der reifen Mannesjahre des Isokrates will ich anknüpfen, sondern an den „Panathenaikos", die letzte Schrift des greisen Sophisten, die er in seinen drei letzten Lebensjahren (341—338 v. Chr.) verfaßte. Diese Schrift, gewissermaßen das Testament des greisen Lehrers politischer Redekunst und Schriftstellerei, der auf das geistige Leben und die politischen Ideen der Griechen des 4. Jahrhunderts v. Chr. einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, wiederholt nicht nur die Hauptgedanken aus der ersten Hälfte des „Panegyrikos" und aus seinen übrigen Hauptschriften, sondern gibt uns auch einen tieferen Einblick als irgendeine andre seiner Schriften in die von ihm mit vollem Bewußtsein gelehrte Kunst, „politischen Doktrinarismus" und „politische Sophistik" in der für die Bearbeitung der öffentlichen Meinung wirksamsten Weise miteinander zu verschmelzen. Der „Panathenaikos" ist nämlich, wie seine Form sowohl wie sein Inhalt zeigt, nicht eine zu praktischer Bearbeitung der öffentlichen Meinung bestimmte Broschüre, wie der „Panegyrikos" oder die „Friedensrede" desselben Verfassers, sondern ein technisches Musterbeispiel für den angehenden politischen Redner und Schriftsteller, wie er zu verfahren hat, um für oder gegen einen Staat oder ein Volk in Hellas Stimmung zu machen. Die Aufgabe, die sich Isokrates hier stellt, Athen auf Kosten Spartas zu verherrlichen, wird nicht, wie im „Panegyrikos", um der praktischen Forderung

Digitized by Google

willen gelöst, Athen in dem zu gründenden hellenischen Staatenbund und in dem Krieg gegen das Perserreich die Führung zu sichern, sondern rein theoretisch um ihrer selbst willen. Ausdrücklich sagt Isokrates § 37, 38, nicht nur die Ankläger Athens, sondern auch seine Lobredner, die teils Athens Verdiensten nicht ganz gerecht wurden, teils durch übermäßige Lobsprüche Widerspruch erregten, hätten ihm zu seiner Arbeit den Anstoß gegeben; und am Schluß § 271 rechnet er seine Rede zu den belehrenden und „technischen" im Gegensatz zu den bloß „epideiktischen". Sie sei nicht zur Irreführung der Hörer geschrieben, sondern ziele auf Wahrheit; sie solle dem Hörer nicht nur schmeicheln und Angenehmes sagen, sondern auch Tadel und ernste Mahnung ans Herz legen. Die Belehrung ist aber unverkennbar nicht für die große Menge, sondern für den fachmännisch gebildeten Politiker bestimmt; sie ist teils sachlich, indem bestimmte politische Gedanken entweder direkt vertreten oder indirekt dem Leser nahegelegt werden, teils formal und technisch, insofern für Kunstregeln der politischen Darstellung Musterbeispiele gegeben werden. Die Vergleichung Athens und Spartas, die das Grundgerüst der ganzen Schrift bildet, wird nämlich eingeleitet und wieder und wieder unterbrochen und auch abgeschlossen durch Abschnitte, in denen der Verfasser selbst als Person hervortritt und die Absichten, die er mit seiner Lehrtätigkeit und Schriftstellerei im allgemeinen und mit dem „Panathenaikos" und seinen einzelnen Abschnitten im besonderen verfolgt, für den Leser und gegen seine didaktischen und literarischen Nebenbuhler apologetisch und polemisch erläutert. Die eben geschilderte Stilform des „Panathenaikos" macht es gewiß, daß er nicht einen praktisch-politischen Zweck verfolgt (in der Tat war auch 341 v. Chr. die Rivalität zwischen Athen und Sparta kaum noch von großer praktischer Bedeutung), sondern das Testament des greisen Isokrates als Lehrers politischer Darstellungskunst und politischer Doktrin vorstellt. Durch diese Gesamtform ist es auch gerechtfertigt, daß den zweiten Teil die Wiedergabe einer Besprechung bildet, die angeblich im Anschluß an den Vortrag des ersten Teiles in der Schule des Isokrates zwischen ihm und seinen Schülern stattgefunden hat. Diese Besprechung bietet dem Verfasser willkommene Gelegenheit, dem Leser Winke zu geben, wie er das ganze Werk auffassen soll, dessen tieferer Sinn sich nicht dem naiven, sondern nur dem kritisch forschenden Leser offenbare.

Dies mußte ich vorausschicken, um die folgenden Bemerkungen über den Sinn des „Panathenaikos" verständlich zu machen. Dieser stellt sich anders dar, wenn man nur die Vergleichung Athens und Spartas betrachtet, ein für Athen und gegen Sparta Stimmung machendes politisches Pamphlet, anders wenn man die Randglossen, von denen sie durchzogen ist, die Einleitung, den Schluß und vor allem die Unterhaltung mit den Schülern mit in Rechnung stellt, wo Isokrates durch den Mund des spartanerfreundlichen Schülers sein Bestes gibt. Denn hier kommt auch Sparta zu seinem Recht. Es wird aber angedeutet, daß, was hier offen ausgesprochen wird, der kritische Leser schon aus dem ersten Teil als Isokrates' wahre Meinung erraten konnte.

Digitized by Google

Den Gegensatz von Athen und Sparta hat Isokrates in der äußeren Politik als den Gegensatz selbstloser, die ganze Völkergemeinschaft fördernder Friedenspolitik zu selbstsüchtiger, nur eigne Herrschaft und eignen Reichtum erstrebender Machtpolitik aufgefaßt, in der inneren Politik als Gegensatz wahrer Demokratie zu einer Oligarchie, die nur innerhalb eines privilegierten engeren Kreises das demokratische Prinzip gleicher Berechtigung zuläßt; in kultureller Beziehung als den Gegensatz des „zivilisierten" Staates, in dem alle Tugenden und Künste des Friedens gleichmäßig gepflegt werden, zu dem „militaristischen" Staat, der um der Machtzwecke seiner äußeren Politik willen nur Tapferkeit und militärische Disziplin in seinen Bürgern ausbildet, alle übrigen Tugenden, Wissenschaften und Künste dagegen vernachlässigt. Alles, was in diesen Gegensatzpaaren auf die athenische Seite fällt, ist geeignet, einem Staat in der Völkergemeinschaft Vertrauen und Liebe zu erwerben, während die Sparta zugeschriebenen Eigentümlichkeiten in der Völkergemeinschaft notwendig Furcht, Neid und Haß hervorrufen; aber wohlgemerkt, nur bei der Masse der Ungebildeten, in der „öffentlichen Meinung". Wer daher einen Staat loben will, nicht vor den Einsichtigen, sondern vor der „zivilisierten Welt", d. h. vor der Masse der Ungebildeten, der muß ihn als friedlich, als selbstlosen Schützer der Schwachen (der kleinen Staaten und Völker), als demokratisch, als „zivilisiert", als in allen Künsten und Wissenschaften fortgeschritten darstellen; und wer einen Staat in Verruf bringen will bei den Neutralen, der muß ihn als kriegerisch und eroberungssüchtig, als autokratisch oder oligarchisch, als rückständig in allem Wahren und Guten und Schönen der Zivilisation schildern. Man konnte damals auch nicht anders verfahren als heute die Ententerhetoren, wenn sie den Kreuzzug gegen Deutschland predigen. Daß dagegen die oben genannten drei Gegensatzpaare in einem tiefen inneren Zusammenhang stehen mit dem vierten des See-, Handels- und Kolonialstaates zu dem ackerbautreibenden Binnenlandstaat, das läßt Isokrates aus Gründen, die wir später erkennen werden, nicht zur Geltung kommen. Er selbst ist sich natürlich der mannigfaltigen Einwände wohl bewußt, die ein geschichtlich tiefer blickender Beobachter gegen die Zurückführung des Gegensatzes Athen—Sparta auf den oben geschilderten allgemeinen Gegensatz, so einleuchtend sie scheinen mag, erheben müßte. Aber er will ja nur zeigen, wie man technisch richtig bei der Empfehlung und bei der Verketzerung eines Staates in der Völkergemeinschaft verfahren muß; und daß er das richtig gezeigt hat, wird durch das genau gleiche Verfahren der heutigen Verleumder Deutschlands bewiesen. Indem Isokrates jene Gegensätze zum Maßstab der Bewertung Athens und Spartas nimmt, legt er einen „politischen Doktrinarismus", und zwar die athenische Nationaldoktrin, zugrunde, die in Athen aus der Ehe von Nutzen und Idee gezeugt worden war. Die Herrschaft Athens, so lautet diese Nationaldoktrin, bringt der griechischen Völkergemeinschaft Sicherheit gegen die Barbaren, Autonomie für jeden griechischen Kleinstaat, demokratische Freiheit und Gleichheit im Innern, dazu Friede und Gedeihen und Reichtum und die Blüte der Künste und Wissenschaften. Leider war diese schöne Doktrin, als Isokrates

Digitized by Google

den „Panathenaikos“ schrieb, schon längst durch die geschichtlichen Tatsachen widerlegt worden. Sie entsprach auch keineswegs seiner eignen wissenschaftlichen Ueberzeugung. Er war sich vielmehr bewußt, sie nur mit einem erheblichen Aufwand von „politischer Sophistik“ durchführen zu können, und auch dann mit überzeugender Wirkung nur für die große Masse, nicht für denkende Männer. Von diesen hoffte er, daß sie zwischen der auf Massenwirkung berechneten Doktrin, die er seiner Vergleichung Athens und Spartas zugrunde legte, und seiner wahren, nur versteckt angedeuteten Meinung zu unterscheiden wissen würden. Namentlich wer bei ihm selbst in der Schule die sophistischen Künste gelernt hatte, trat an ein solches Werk nicht mit naiver Gläubigkeit heran und ließ sich nicht durch die Kunstgriffe blenden, die er selbst zu handhaben verstand. Isokrates ist vor allem stolz darauf, daß er einen doppelten Sinn in sein Werk gelegt hat, einen banalen für die große Masse, wie es jeder politische Redner und Schriftsteller, der wirken will, tun muß, und einen tieferen Sinn formaler sowohl wie sachlicher politischer Belehrung für den kundigen Fachmann. Deswegen lobt ihn ja der spartanerfreundliche Schüler, weil er seine Rede zweideutig gestaltet habe, so daß Lob als Tadel und Tadel als Lob aufgefaßt werden könne, ein Verfahren, das im privaten Geschäftsverkehr, zur Uebervorteilung angewendet, als schimpflich und als Zeichen großer Schlechtigkeit gelten müsse, in der Politik dagegen, bei der Beurteilung von Eigentümlichkeiten und Verhältnissen des Völkerlebens, als schön und tiefsinnig; und während Isokrates selbst für seine ganze Schrift einen hohen Wahrheitsgehalt in Anspruch nimmt, läßt er seinen geistreichsten Schüler sagen, sie sei voll von mannigfaltiger Doppelsinnigkeit und Täuschung, nicht jener unsittlichen Art der Täuschung, durch die man seine Mitbürger übervorteilt und schädigt, sondern von jener Art, die dem Hörer als künstlerisches Spiel geistigen Genuß und daneben nützliche Belehrung zu bieten vermöge. Wir müssen unbedingt annehmen, daß Isokrates dieses Lob, dem der ganze anwesende Schülerkreis begeistert zustimmt, auch selbst für sich beansprucht, obgleich er die von dem Spartanerfreunde vertretene Auffassung seines Werkes ebensowenig ausdrücklich bestätigt wie ablehnt. Hätte er sie bestätigt, so hätte er ja die Amphibolie aufgehoben, in der er einen Hauptvorzug seines Werkes findet, während er sie so für die Masse der Leser bestehen läßt, auch für die heute lebenden Philologen. „Ich weiß wohl,“ läßt er den Spartanerfreund sagen, „daß du in meiner Deutung nur eine Schädigung für die schriftstellerische Wirkung deines Werkes erblickst. Du glaubst deinem Werke dadurch größeren Erfolg zu sichern, daß du seinen tieferen Sinn versteckst. Denn was für jeden einfachen Leser verständlich ist, wird nicht so hochgeschätzt wie das, was man nur durch eindringende geistige Bemühung sich verständlich machen kann. Ich aber, wenn ich mir erlauben darf, dir, dem so unendlich Ueberlegenen, einen Rat zu geben, möchte glauben, daß du gut tun würdest, deine wahre Meinung so schnell wie möglich dem ganzen Publikum, und namentlich auch dem spartanischen, offenbar zu machen, bei dem der bisher verlesene Teil der Rede doch Mißstimmung erregen könnte.“ Schließlich gibt er dem Isokrates den

Digitized by Google

Rat, der Ausgabe seiner Rede die in seinem Seminar über sie geführten Verhandlungen als Anhang beizugeben, was den Beifall aller Seminarmitglieder findet. Da nun Isokrates diesem Rat entsprechend verfahren ist, so muß man wohl, obgleich er der Auffassung des Spartanerfreundes nicht ausdrücklich beipflichtet, doch annehmen, daß er ihren Inhalt zum mindesten teilweise billigt und durch den Anhang seinen Lesern zu richtiger Auffassung des Hauptteiles den Weg weisen will. Nur wenn man so versteht, darf sich ja Isokrates das Lob, das ihm von der Korona auf Grund der Erläuterungen des Spartanerfreundes gespendet wird, er habe seine Rivalen in dieser Rede so weit übertroffen, wie Homer die Kykliker — nur dann, sage ich, darf er es wirklich sich aneignen und stolz darauf sein; nur dann bildet dieser Schluß das künstlerisch notwendige Gegengewicht zu seinen in der Einleitung enthaltenen Klagen über die Anfeindungen seiner Rivalen und über die Verständnislosigkeit des Publikums! Nur dann bildet der Dank an Schüler und Leser, wie sie hier zu Worte gekommen sind, und die Warnung an die Kritiker, nicht voreilig über die Schrift abzusprechen, bevor sie diese wirklich verstanden haben, einen passenden Abschluß des Ganzen. Ist mein Gedankengang richtig, so beweist er, daß Isokrates seine Rede in dem Sinne amphibolisch hat gestalten wollen, daß das für die große Menge berechnete Lob Athens für den auf Wahrheit zielenden Leser viel Tadel enthält, und umgekehrt der für die Menge bestimmte Tadel Spartas für den Wahrheitsfreund viel hohes Lob. Das letztere gilt ja auch zum größten Teil von den Anklagen der Entente gegen uns. Ein Staatsmann wird sich wünschen, den schönen Schein, der die vielen anlockt, mit dem Wesen zu vereinen, dem das Lob der Kenner, der wenigen, gilt. (Schluß folgt)

Die belgische Frage

Von einem bekannten Reichstagsabgeordneten

I. Notwendigkeit des Festhaltens der bisherigen belgischen Gebiete

Es sei gestattet, auf Grund einiger Kenntnis der belgischen Verhältnisse nachstehend einige Gedanken über deren Ausgestaltung in einer möglichen Zukunft zum Ausdruck zu bringen.

Es ist für Deutschland eine unabweisbare militärisch-politische Notwendigkeit, die Hand auf der belgischen Küste zu behalten.

Die militärischen Gründe liegen in der strategischen Bedeutung der Küste als maritimer Operationsbasis und als Landungsstelle für feindliche Truppen.

Die politischen Gründe ergeben sich aus dem Verhältnis zu England. Ein dauernder Friede wird nur möglich sein, wenn England gezwungen wird, unsre Machtstellung anzuerkennen. Es kommt bloß mit jenen aus, die es respektiert, und allein die feste Behauptung der flandrischen Küste in deutschem Besitz kann

Digitized by Google

uns die erforderliche Achtung verschaffen. Ferner ist für die Zukunft die Fiktion eines „neutralen Belgiens" unhaltbar geworden. Das Land kann militärisch und politisch nur noch England oder Deutschland dienstbar werden. Jedenfalls ist eine spontane Entwicklung der belgischen Politik nach der deutschen Seite hin absolut ausgeschlossen. Von einem unserm Einfluß entzogenen Belgien haben wir vor allem auch den wirtschaftlichen Boykott zu erwarten, der bei dem großen Umfang unsrer Handels- und Transitinteressen schwer ins Gewicht fallen würde.

Die Lebensinteressen Deutschlands gebieten also, daß Belgien tatsächlich in deutsche Gewalt kommt. Die neuere Geschichte bietet kein Beispiel dafür, wie eine solche Unterordnung eines Kleinstaates unter die Interessen einer Großmacht mit der unerläßlichen Schonung eines zivilisierten Volkes zu vereinigen ist. Man wird darum nicht nach Mustern suchen dürfen, nach denen die neuen staatsrechtlichen Verhältnisse Belgiens zu ordnen wären. Die zu lösende Aufgabe muß vielmehr als eine Art politisches Novum betrachtet werden.

Es wird darauf ankommen:

1. Alle Garantien für die Sicherheit Deutschlands zu schaffen.
2. Deutschland davor zu bewahren, daß die Belgier innerpolitische Rechte und Einfluß in Deutschland gewinnen.
3. Das Verhältnis Belgiens zu Deutschland heute schon so zu gestalten, daß die Richtung auf einen späteren engeren Anschluß vorgezeichnet ist.

Diese Ziele sind auf folgende Weise zu erreichen:

Deutschland erhält das Besatzungsrecht an der Küste, welches unmittelbar das Besatzungsrecht der Festungen und militärische Vorkehrungen gegen Frankreich nach sich zieht. Die genaue Ausarbeitung des Besatzungsplanes bleibt den Militärbehörden vorbehalten. Aus praktisch-politischen Erwägungen ist jedoch zu fordern, daß der Generalgouverneur bzw. Statthalter in Brüssel den Oberbefehl über die Truppen behält. Da er einen Teil der Hoheitsrechte ausübt, bedarf er dieser Stärkung seiner Autorität.

Die militärische Besetzung erfordert ohne weiteres, daß ein gewisser Teil der Verkehrsmittel unter deutsche Oberleitung komme. Die Eisenbahnen können wenigstens mit ihren wichtigsten Linien als Kriegsentschädigung zu Eigentum an das Reich übergehen, und von diesem an die preußisch-hessische Eisenbahnverwaltung zum Betrieb übergeben werden. Eine Verwendung der Ueberschüsse für belgische Zwecke kann in Frage kommen. Die Kontrolle des Post- und Telegraphenwesens muß derartig organisiert werden, daß ein engerer Anschluß an das deutsche Netz möglich wird.

Das deutsche Besatzungsrecht schließt das Fortbestehen einer selbständigen diplomatischen Vertretung Belgiens und eines belgischen Heeres aus. Deutschland übernimmt mit der diplomatischen Vertretung den vollen Schutz des Landes nach außen hin. Dafür zieht es die Bewohner zu Beitragsleistungen heran. Das geschieht am zweckmäßigsten durch eine Wehrsteuer,

Digitized by Google

welche nach Art der preußischen Einkommensteuer anzulegen und in ihrer Höhe vom Generalgouverneur alljährlich festzusetzen ist. Um die Möglichkeit einer festeren Verbindung mit Deutschland zu eröffnen, könnte die Wehrsteuer auf Lebensdauer jedem Belgier erlassen werden, der freiwillig im deutschen Heere dient.

Die wirtschaftliche Beherrschung bzw. Nutzbarmachung des Landes, sowohl als Absatz- wie als Produktionsgebiet, verlangt eine engere Verknüpfung mit dem deutschen Wirtschaftsgebiet. Die Eingliederung erfolgt am besten im Anschluß an die Einführung sozialpolitischer Reformen, welche die belgische Industrie unter die gleichen Bedingungen stellt wie die deutsche. Es wäre zu untersuchen, ob die Eingliederung in das deutsche Zollgebiet sofort ganz und gar oder stufenweise zu erfolgen hätte.

Die belgische Großindustrie muß unter deutsche Kapitalskontrolle kommen. Zu diesem Zwecke sind die Aktien der Großunternehmungen als Kriegsentschädigung zu fordern und den bisherigen Besitzern durch Rententitel der neuen belgischen Staatsgebilde zu ersetzen.

II. Grundlinien der künftigen Gestaltung

Das bisherige Belgien als solches muß als staatsrechtlicher Begriff und politisches Gemeinwesen verschwinden. Der Staat von 1830 ist ein künstliches Gebilde ohne historische und ethnische Berechtigung. Es ist nicht aus dem inneren Lebensbedürfnis eines einheitlichen Volkstums entstanden, sondern als ein Produkt der europäischen Diplomatie zu betrachten. In einer äußerlichen Zentralisation fesselt es zwei grundverschiedene Rassen aneinander, die in stets heftiger werdendem Kampfe leben und darin ihre besten Kräfte nutzlos aufreiben. Durch den Rassenkampf wurde der soziale und politische Fortschritt stark aufgehalten. Es wäre unmoralisch, diese Zwangsehe weiterbestehen zu lassen.

Infolge des Krieges würde versucht werden, den Rassengegensatz auf einige Zeit aus der inneren Politik auszuscheiden und Deutschland gegenüber eine nicht vorhandene Einheit zu simulieren. Diese müßte notwendig zum Nachteil des Flamentums ausschlagen, weil alles Deutschverwandte als unpatriotisch und feindlich, alles Französische und Französierende als patriotisch und verdienstvoll hingestellt würde, sowohl auf wirtschaftlichem wie auf kulturellem Gebiete.

Die Flamen und Wallonen waren im Verlauf ihres Rassenkampfes dazu gekommen, das Programm der Verwaltungstrennung nach der Sprachgrenze aufzustellen. Es erscheint daher nur als eine natürliche Fortbildung, Belgien in zwei getrennte Staaten aufzulösen.

Die fünf flämischen Provinzen sind als Flamland, die vier wallonischen als Wallonien zusammenzufassen. Die Hauptstädte sind Gent und Lüttich oder Namur. Brüssel kommt mit der Provinz Brabant zu Flamland. Da es der Herd der französischen Bestrebungen ist, da die Provinz Brabant ferner in ihrem südlichen Teil von Wallonen bewohnt ist, bleibt das Ferment des Rassenkampfes in einer gesunden Weise auch fernerhin wirksam.

Digitized by Google

Die Sprachgrenze deckt sich, das erwähnte Südbrabant und Brüssel ausgenommen, mit den Provinzgrenzen. Die Trennung folgt also durchaus zwanglos einer bereits heute verwaltungsmäßig festgesetzten Linie. Im Lauf der Jahrhunderte hat sich die Sprachgrenze örtlich kaum verschoben, und der Schluß ist berechtigt, daß sie sich auch in Zukunft nicht ändern wird.

Jeder Staat erhält weitgehende Selbstverwaltung und eignes Parlament. Die Frage nach der Staatsform wird man im übrigen dahin beantworten können, daß sich wohl eine obligatorische am meisten empfehlen dürfte.

Der in Brüssel residierende Generalgouverneur stellt zwischen beiden Staaten eine Art Mittelpunkt her. Er bildet insofern ein zentralisierendes Element in beiden sonst getrennten staatlichen Gebilden.

Es steht ihm ein Einspruchsrecht gegen die Beschlüsse der beiden Parlamente zu.

Es mag dabei jetzt eine offene Frage bleiben, inwieweit unter Mitwirkung des Generalgouverneurs etwa gemeinsame Angelegenheiten beider Staaten zu ordnen wären. Jedenfalls müßten alle Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, in denen geistige und religiöse Interessen mitsprechen und bei denen der Volkscharakter eine Rolle spielt, den Einzelstaaten bleiben unter Wahrung des Einspruchsrechtes des Generalgouverneurs. Es handelt sich hier hauptsächlich um das Schulwesen und die Kirchenpolitik. Da die Geistlichkeit sich in Belgien eine staatsrechtliche Unabhängigkeit bewahrt hat und da nicht sofort an eine Aenderung gedacht werden kann, ist die Zweiteilung geeignet, die wahrscheinlichen Widerstände zu schwächen.

Innerhalb dieser auf den heutigen Provinzialverbänden aufgebauten Staaten behalten die Gemeinden ihre bisherige Selbstverwaltung.

*

Mit diesen Grundlinien würde die künftige Entwicklung in einer Richtung festgelegt, die den deutschen Interessen entspricht und über die Endziele keine Zweifel zuläßt. Auf der andern Seite würde damit das Ergebnis eines längst begonnenen Werdeprozesses anerkannt. Das Aufleben des Rassenkampfes in Belgien ist die Folge des erstarkten Rassengefühls. Die Wallonen wurden dadurch veranlaßt, nach der Herrschaft im Staate zu streben und die Flamen in ihrer Sprache und ihrem Volkstum zu vernichten. Die Flamen ihrerseits waren sich seit hundert Jahren ihrer Stammesart und ihrer Zugehörigkeit zur germanischen Völkerfamilie stets bewußter geworden. In der großdeutschen Bewegung während der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts hatte man schon angefangen, dieses Gemeinsamkeitsgefühl zu pflegen, und moderne Führer des Flamentums haben betont, wie sehr ihr Stammescharakter sie auf den nahen und fernen Anschluß an die deutsche Kulturwelt hindrängt. In einem selbständigen Staate werden die Flamen von dem steten Kampfe gegen ein vorherrschendes fremdes Element befreit sein und mit allen Kräften ihrem lange vernachlässigten Volkstum eine Wiedergeburt bereiten können. Diesem Wieder-

Digitized by Google

erwachen und Erstarken eines hochbegabten, aber lange unterdrückten germanischen Stammes kann Deutschland nicht gleichgültig gegenüberstehen. Es liegt im Interesse seiner weltpolitischen Zukunft, sich dieses Volkstum näher zu bringen und damit auch das Küstenland der Schelde und Nordsee um so fester in seinem Besitz zu erhalten.

Die Frage, wie Antwerpen zu behandeln sei, mag vorläufig dahingestellt bleiben; vielleicht würde es sich rechtfertigen, ihm eine ähnliche kommunale Selbständigkeit zu geben, wie dem Flamlande oder Wallonien, wobei freilich die handelspolitische Frage und die Rückwirkung auf unsre deutschen Hansestädte und auch Emden besonders sorgfältig abzuwägen wären. Darüber vielleicht einmal später.

Friede

Von

W. H. de Beaufort,
Präsidenten der Zweiten Kammer der Generalstaaten

Der Wunsch nach Frieden fängt an, sich immer weiter auszubreiten, sowohl in den neutralen wie den kriegführenden Ländern, aber er kommt in verschiedener Weise zum Ausdruck. In den kriegführenden Ländern ist er untrennbar an die Hoffnung auf Sieg geknüpft; in den neutralen besteht wohl mehr oder weniger Sympathie mit einer der streitenden Parteien, aber, wenn der Druck des Krieges dort jahrelang empfunden wurde, läßt der Wunsch, daß er ein Ende nehmen möge, diese Sympathien sich einigermaßen abkühlen. Zumal, wenn die Aussicht, daß eine der Parteien völlig zerschmettert werden soll und die andre die Friedensvorschläge fast eigenmächtig feststellen kann, mehr und mehr verschwindet und ein Frieden im Anzug zu sein scheint, bei dem alle streitenden Parteien sich darein fügen müssen, Opfer zu bringen, und keine von ihnen eine höhere Machtstellung erlangen soll, als vor dem Kriege der Fall war. Muß ein solcher Friede kommen — so sagt man —, dann nur so schnell wie möglich.

Man ist jedoch nicht blind gegen die Gefahr eines solchen Friedens, der nur in geringem Maße auf Bestand hoffen läßt, vielmehr sobald wieder gebrochen werden würde, als eine der Parteien sich stark genug fühlen würde, den Krieg wieder aufzunehmen. Dies zu verhüten, ist der glühende Wunsch aller Neutralen.

In diesen wenigen Zeilen möchte ich einige Bedingungen andeuten, die nach meiner Ueberzeugung der Beständigkeit des Friedens dienlich sein würden.

Daß auch in den kriegführenden Ländern sich solche finden, die für einen beständigen Frieden sprechen und meinen, daß bei der bestehenden Machtverteilung in Europa, die zunächst nicht verändert werden soll, von einem entscheidenden Krieg keine Rede sein kann, bin ich sicher.

Als erste Bedingung gilt: Kein Wirtschaftskrieg nach dem Frieden! Zwar kann ich nicht glauben, daß die Völker sich diesen Krieg werden aufdrängen

Digitized by Google

lassen, aber da der Gedanke immer wieder auftaucht und droht, halte ich eine ernstliche Warnung für angezeigt. Ein Wirtschaftskrieg würde dem Handel die Flügel lähmen und die Industrie in falsche Bahnen lenken; er würde außerdem den Preis der meisten Waren erhöhen, ein starker Antrieb zur Schmuggelei sein und endlich die Entfremdung zwischen den Völkern dauernd machen.

Zweitens: die Rüstungen zu Land und zur See müssen vermindert werden. Dies fordert auch der finanzielle Zustand aller Länder, der kriegführenden und der neutralen.

Ohne Ersparnisse an unproduktiven Ausgaben ist die Aufbringung der Zinsen für die Kriegsschulden unmöglich. Durch die Verminderung der Rüstungen wird aber auch die Gefahr hinfällig, daß ein Krieg unvermutet ausbrechen könnte. Die Regierungen müssen, wie in früheren Perioden der Geschichte, warten, bis sie völlig gewaffnet sind.

Die Bedenken hiergegen können völlig beseitigt werden durch die Bryanverträge, die bei ehrlicher Befolgung die Bürgschaft für lange Vorbereitungszeit für jeden Krieg bieten. Für eine völlige Abrüstung ist natürlich mehr nötig als ein Bryanvertrag, aber dies Mehr gehört vorläufig zum Unerreichbaren, während der Abschluß eines Bryantraktats im Bereich des Möglichen liegt.

Drittens müssen alle rein politischen Bündnisse zwischen Großmächten, soweit sie einen offensiven oder defensiven Charakter tragen, ein Ende nehmen. In einem Europa, das einen dauernden Frieden anstrebt, müssen, wie in dem Europa nach dem Wiener Kongreß von 1815, alle Großmächte in politischen Fragen gemeinschaftlich handeln. Sie müssen einander völlig frei gegenüberstehen und nicht durch einzelne Sonderverträge gebunden sein, wenn sich Zwistigkeiten einstellen, die eine friedliche Lösung fordern.

Aber nicht auf den Regierungen allein ruhen Verpflichtungen, sondern auch die Völker müssen durchdrungen sein vom Gefühl ihrer Verantwortung. Vor allem die geistlichen Leiter; aber insbesondere die Staatsmänner und die Presse. Diese dürfen nicht, wie es vor 1914 nur allzusehr der Fall war, vom Krieg wie von einem unabwendbaren Ereignis sprechen oder gar die Frage immer wieder aufwerfen, wann er beginnen soll, und was noch schlimmer ist, betonen, daß er auch seine guten Seiten habe. In den kleineren Staaten herrscht fast allgemein die Ueberzeugung, daß der Krieg das größte Unglück ist, das ein Volk treffen kann und daß er keinerlei Vorteile bietet, die einigermaßen im Verhältnis stehen zu dem entsetzlichen Elend, das er verursacht, und daß, wenn das Ansehen des gewinnenden Staates erhöht wird, dies nur für den Augenblick ist, da die gereizte Eifersucht andrer Staaten früher oder später Gelegenheit zu finden weiß, um Rache zu nehmen. Sollte es unmöglich sein, daß diese Ueberzeugung auch in Großstaaten Raum gewänne und daß sie dort die Handlungen der Regierungen leitete? Die Antwort muß lauten: Es würde nur möglich sein, wenn alle Großstaaten einstimmig über diesen Punkt dächten; ist aber die politische

Digitized by Google

Entwicklung in Europa nicht allmählich in eine Richtung gelangt — auch infolge des gegenwärtigen Krieges —, die diesem Ziel entgegensteuert?

Um der Entwicklung die gewünschte Richtung zu geben, muß auch darüber gewacht werden, daß kein Haß oder Mißtrauen zwischen den Völkern gesät wird durch Verdächtigung und ungerechte Vorschläge oder, was noch schlimmer ist, durch gefälschte Berichte. Glücklicherweise besteht in allen Ländern eine ernste Presse, die nach Wahrheit strebt, aber leider daneben eine minderwertige, die Gefallen daran findet, phantastische Gerüchte zu verbreiten, in dem Bewußtsein, daß ein großer Teil des lesenden Publikums es nicht unangenehm findet, irregeführt zu werden. Der Gesetzgeber kann diese tadelnswerten Neigungen zügeln, kann sie aber nicht völlig verhindern.

Ich schätze es hoch, daß die Redaktion einer Zeitschrift in einem kriegführenden Lande mir, dem Bürger eines Landes, das während des ganzen Krieges eine ehrliche Neutralität bewahrt hat, Gelegenheit gibt, über eine so gewichtige und zarte Sache, wie der künftige Friede ist, sein Urteil zu äußern. Die Kürze, die ich dabei beobachtet habe, schien mir durch die Umstände geboten. Ich zweifle nicht, daß die kurze Berührung der Hauptpunkte völlig genügen wird, um das mir wünschenswert Erscheinende darzulegen. Längere Ausführungen würden vielleicht zu Betrachtungen führen, die eher am Platz sein werden, wenn der Friede in Europa wiederhergestellt sein wird.

Bismarck und Kardorff

Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs

Von

Friedrich Thimme

IX

Der Aera Hohenlohe, in deren erstes Drittel (Herbst 1894 bis dahin 1896) der Briefwechsel Kardorffs uns jetzt hineinführt, brachte der freikonservative Parlamentarier von vornherein ein günstiges Vorurteil entgegen, das sich noch steigerte, als der neue Kanzler bald nach seinem Amtsantritt dem Altreichskanzler einen freundschaftlichen Besuch in Friedrichsruh (13. Januar 1895) machte. Hoffnungsvoll schrieb Kardorff am 18. Januar 1895 an seine Gemahlin: In der Politik scheint wirklich auf allen Gebieten Rückkehr zum alten — bismärckischen — Kurse bevorzustehen.

Freilich, in wirtschaftspolitischer Hinsicht sollte Kardorff bald enttäuscht werden. Hohenlohes Versagen in der Währungsfrage, in einem Moment, wo die bimetallistische Richtung im Staatsrat, im Reichstage und in beiden Häusern des Landtages unleugbare Erfolge davontrug, die in erster Linie ganz persönliche Erfolge Kardorffs waren, Hohenlohes Stellungnahme gegen den

Digitized by Google

Antrag des Grafen Kanitz auf Schaffung des Getreidehandelsmonopols, in dem Kardorff nächst der Währungsfrage das einzige Rettungsmittel für die schwer daniederliegende Landwirtschaft sehen wollte, sein Verharren bei der Capriviſchen Handelsvertragspolitik ſtimmten die Hoffnungen, die Kardorff auf den Kanzler geſetzt hatte, ſtark wieder herab. Ende 1896 ſtand die Sache ſo, daß Kardorff dem Reichskanzler nur noch in der auswärtigen Politik ſein Vertrauen bewahrte. „Wir haben," ſo äußerte er ſich am 2. Dezember 1896 in einer Reichstagsrede, „das volle Vertrauen, daß die auswärtige Politik wieder in die ruhigen alten Bahnen zurückgelenkt iſt, in denen ſie Fürſt Bismarck mit ſo großer Meiſterſchaft zu halten verſtand ... Wir glauben, daß auch in der Sozialpolitik heute mehr und mehr zu den Grundſätzen zurückgekehrt wird, die Fürſt Bismarck ſeinerzeit immer vertreten hat. Aber was die Wirtſchaftspolitik anbetrifft, ſo geſtehe ich, daß ich nicht einen Schatten von Vertrauen zu der gegenwärtigen Regierung habe, daß es ihr ernſt darum iſt, der Landwirtſchaft zu helfen." Mit allem Nachdruck hielt Kardorff auch in dieſem Punkte Hohenlohe das Vorbild des Altreichskanzlers vor: „Fürſt Bismarck hatte den Grundſatz — er hat das häufig wiederholt —, daß es die erſte Sorge eines jetzigen preußiſchen Staatsmanns ſein müſſe, für eine blühende deutſche Landwirtſchaft zu ſorgen." Ganz im Sinne Bismarcks, der ſich ja in gleicher Tendenz in zahlreichen Reden und Anſprachen geäußert hat, ſah Kardorff darin nicht bloß ein wirtſchaftliches, ſondern ſchlechthin ein hohes politiſches Gebot: „Sie ſehen, wie mit dem Schwinden der landwirtſchaftlichen Kraft, mit dem Entvölkern des platten Landes, mit der Verarmung des platten Landes Hand in Hand geht das Herabſinken der monarchiſchen Geſinnung im Volke, wie ſich am beſten zeigt durch die vermehrten Wahlen der Sozialdemokratie. Ich glaube, es iſt Zeit, der Landwirtſchaft zu helfen, ſie iſt die einzige, die den Kampf gegen die Sozialdemokratie mit Erfolg führen kann."

Man ſieht aus ſolchen Worten von neuem, wie völlig Kardorff in allen ſeinen Grundanſchauungen mit Bismarck übereinſtimmte; auch bei dieſem tritt ja der Kampf gegen die Sozialdemokratie in den letzten Jahren ſeines Lebens mehr und mehr in den Vordergrund. Nur in einem einzigen Punkte entwickelten ſich Kardorffs Anſichten abweichend von Bismarck: er betrifft das Zentrum und deſſen Verhältnis zur Sozialdemokratie. Während Kardorff in der Erkenntnis, daß ohne die Hilfe des Zentrums der „weitere ſchwere Kampf gegen die Sozialdemokratie und das Manchestertum", in dem beide, Bismarck und Kardorff, eine erſte Staatsnotwendigkeit ſahen, überhaupt nicht mit Erfolg geführt werden könne, mit aller Kraft ein näheres Verhältnis zwiſchen dem Zentrum und den Mittelparteien anſtrebte, wollte Bismarck die günſtige Auffaſſung ſeines Freundes über das zukünftige Verhalten der Zentrumspartei gegenüber der Sozialdemokratie nicht teilen; er iſt der Kardorffſchen Auffaſſung wohl geradezu in den „Hamburger Nachrichten" entgegengetreten.[1]) Kardorff ließ ſich dadurch

[1]) Siehe Penzler, a. a. O., VII, 84 f.

Digitized by Google

in seiner Ueberzeugung nicht beirren, so bitter gerade er auch das Verhalten des Zentrums bei der versagten Ehrung zu Bismarcks achtzigstem Geburtstag empfunden und in seiner berühmten Reichstagsrede vom 23. März 1895 gegeißelt hatte. Nach wie vor hat er seinen ganzen Einfluß in den Parlamenten wie in der Presse in der Richtung des konfessionellen Friedens als einer Vorbedingung des Zusammengehens mit dem Zentrum geltend gemacht. Das tritt besonders in seinen Briefen an Dr. Hugo Jacobi, den Chefredakteur der „Berliner Neuesten Nachrichten", hervor, zu denen Kardorff seit dem Jahre 1895 in ein näheres Verhältnis getreten war. Kardorff hat damals häufig selbst in den „Berliner Neuesten Nachrichten" das Wort ergriffen; so in einer am 8. November 1895 abgedruckten, gegen den Minister von Boetticher gerichteten Erklärung, die Bismarck vorher gutgeheißen hatte. In der Zentrumsfrage versagte sich freilich Dr. Jacobi, der hier ganz auf dem Bismarckschen Standpunkt verharrte, den Bestrebungen Kardorffs; er hat diesem gelegentlich die Aufnahme einer Erklärung zugunsten des Zentrums abgeschlagen. Heute, wo durch den Krieg die Einwendungen, die man vom Bismarckschen Standpunkt aus gegen das Zentrum zu machen hätte, durchweg gegenstandslos geworden sind, wird man die Kardorffschen Ausführungen mit erhöhtem Interesse lesen.

Leider sind die Briefe Kardorffs nicht überall so ausführlich, wie man sie wünschen möchte, auch wo sie den Fürsten Bismarck betreffen. Kardorffs wiederholte Besuche in Friedrichsruh werden nur kurz gestreift; über seine Anteilnahme an der Huldigungsfahrt der 424 Mitglieder des Reichstags und der beiden Häuser des Landtags am 25. März 1895, unmittelbar nach der Ablehnung der offiziellen Beglückwünschung zum achtzigsten Geburtstag des Fürsten durch den Reichstag, erfahren wir aus den Briefen nichts. Auch jener denkwürdigen Reichstagssitzung vom 23. März wird in den Briefen nicht gedacht, obwohl sie einen Höhepunkt in Kardorffs parlamentarischem Leben darstellt. Unvergeßlich sind die Worte geblieben, die er damals der Reichstagsmehrheit entgegenschleuderte: „Wenn dieses Votum von der Mehrheit des Deutschen Reichstags so abgegeben wird, wie es die Herren Abgeordneten Singer, Richter und Graf Hompesch hier beantragt haben, so sage ich mir, daß gegenüber unserem gesamten deutschen Vaterlande, und nicht bloß gegenüber unserem gesamten deutschen Vaterlande, sondern gegenüber ganz Europa, und nicht bloß gegenüber ganz Europa, sondern gegenüber der ganzen Welt, und nicht bloß gegenüber der ganzen Welt der Gegenwart, sondern für alle Jahrhunderte der Zukunft der Reichstag sich unsterblich lächerlich macht!" Man muß die Schilderung lesen, die Dr. Paul Liman während der Sitzung unter dem frischen Eindruck des Geschehenen von Kardorffs Auftreten entworfen hat: Was Kardorff mit lauter, den ausbrechenden Jubel der Freunde, das Toben der Gegner scharf durchschneidender Stimme sprach, das sei der Gipfelpunkt der Handlung gewesen. „Mächtig, unwiderstehlich drang aus ihm der Kampfeszorn heraus." — „Bei den Worten, wie unsterblich lächerlich sich der Reichstag zu machen im Begriff sei, brach es los auf allen Seiten und oben auf den Tribünen ... Und kecklich stieg Kardorff herab, ihn kümmerte die Wut der andern nicht. Der

Digitized by Google

erste, der ihm die Hand herzhaft drückte, war Herbert Bismarck." — Auch Bismarck hat Kardorff, der so mutig für ihn eingetreten war, den Freundesdienst nie vergessen.

Auch in der Folge sollte sich noch manche Gelegenheit ergeben, wo Kardorff sich des angegriffenen Freundes mit leidenschaftlicher Wärme annahm, so manche andere, wo er nachdrücklich die Politik des Fürsten Bismarck als ein leuchtendes Vorbild hinstellte, und wo er die Mahnungen und Warnungen des Alten im Sachsenwalde unterstrich. Nur einmal ereignete es sich, daß Kardorff sich mit Bismarck nicht ganz zu identifizieren vermochte; das war, als die „Hamburger Nachrichten" im Oktober 1896 die Enthüllungen über den Rückversicherungsvertrag mit Rußland, den Caprivi 1890 hatte fallen lassen, brachten. Auch Kardorff vermochte sich damals dem Eindruck nicht zu entziehen, daß es um solche Enthüllungen doch etwas Mißliches sei. Mit allem Nachdruck aber hielt Kardorff, auch jetzt wieder Bismarcks getreuester Kämpe, daran fest, daß dieser nur aus heißer Sorge um das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes, also aus dem edelsten und höchsten Motiv, nicht aber aus den ihm von seinen Gegnern untergeschobenen kleinlichen und gehässigen Beweggründen heraus, jene schwere Verfehlung der Caprivischen Politik aufgedeckt habe. Kardorff hat auch, als infolge der Enthüllungen Bismarcks die Spannung zwischen dem Kaiser und dem Hause Bismarck von neuem zunahm, unbedingt zu diesem gestanden. Um höfische Gunst und Gnade ist es Kardorff, einem der aufrechtesten und innerlich unabhängigsten Männer seiner Zeit, nie zu tun gewesen. Das wird sich mit besonderer Deutlichkeit in der nächsten Veröffentlichung zeigen.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Berlin, den 5. Dezember[1]) 1894.

Die erste Beratung des Budgets soll am nächsten Dienstag oder wahrscheinlich am Mittwoch stattfinden. Ich glaube, daß Sie, falls Sie nicht reden wollen, bei der Generaldiskussion, ohne Aufsehen zu erregen, fehlen können. Dann kommt die Generaldiskussion der Vorlage kontra Sozialdemokraten,[2]) in der uns Stumm, denke ich, genügend vertreten wird. Ich persönlich beabsichtige, erst zum zweiten Tage der Etatsberatung wieder zu erscheinen, also nächsten Mittwoch oder Donnerstag, und erst nach Weihnachten regelmäßig hier zu bleiben, da ich mich für verpflichtet erachte, dem Ueberhandnehmen der Hasen und Fasanen in meinem Kreise persönlich nach Kräften entgegenzutreten.

Die heutige Einweihungsfeier war würdig und eindrucksvoll; Stimmung für Hohenlohe unter den nationalen Parteien (exkl. des äußersten Hammersteinschen Flügels der Rechten) vortrefflich; man erwartet, daß er den Kurs wieder

[1]) Am 5. Dezember fand die Eröffnung des Reichstages, gleich darauf die feierliche Schlußsteinlegung des neuen Reichstagsgebäudes in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin statt.

[2]) Am 6. Dezember ging dem Reichstag die sogenannte „Umsturzvorlage" zu.

Digitized by Google

in das alte Bismarcksche Fahrwasser hinüberleiten wird. Marschall sah gedrückt aus, Boetticher dagegen machte den Eindruck, daß er den neuesten Kurs mit Begeisterung und Entschlossenheit mitmachen wird ...

Man atmet wieder auf, nachdem die geistige Impotenz Caprivis beseitigt ist.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Wabnitz, den 8. Dezember 1894.

Eben in Besitz Ihres Briefes gelangt, beeile ich mich, Ihnen zu erwidern, daß auf Dienstag früh eine Fraktionssitzung anberaumt werden soll, um die an das Haus zu bringenden Anträge zu beraten (Handwerkerfrage usw.).

In der Sonntagsfrage bin ich ganz mit Ihnen einverstanden. Ich gehöre zu den wenigen Abgeordneten, welche gerade wegen der puritanisch-englischen Tendenz des Gesetzes, die in praxi nur der Sozialdemokratie zugute kommt, gegen das ganze Arbeiterschutzgesetz[1]) gestimmt haben. Im übrigen halte ich das Wettrennen der Fraktionen um die Priorität von Initiativanträgen für recht entbehrlich, und im Reichstage selbst gewinnt diese Ansicht die Oberhand, so daß schon viele geneigt sind, eine Aenderung der Geschäftsordnung über die Behandlung resp. Priorität solcher Anträge eintreten zu lassen.

Am Mittwoch soll um 10 Uhr Wirtschaftliche Vereinigung sein. Die Zentrumsherren treten jetzt bei und haben mich gebeten, eine Liste bei ihnen zirkulieren zu lassen, auf welche diejenigen ihre Namen eintragen, die eingeladen zu werden wünschen.

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 13. Dezember 1894.

Hohenlohe macht einen verhältnismäßig frischen Eindruck. Er war bei seiner Programmrede[2]) erkältet (heiser), sonst aber erschien er uns noch sehr elastisch. Ich will in den nächsten Tagen mit ihm konferieren, nachdem er den Wunsch dazu ausgesprochen hat.

Herbert Bismarck sagte mir heute, daß sein Vater wiederholt den Wunsch ausgesprochen, mich zu sehen, d. h. in Friedrichsruh, sobald er dorthin zurückgekehrt sei.[3])

[1]) Kardorff meint das Gesetz betr. Abänderung der Gewerbeordnung vom 1. Juni 1891, das u. a. auch die Sonntagsarbeit regelte. Das Gesetz war aber zunächst nur für das Handelsgewerbe in Kraft getreten; Ende 1894 stand die Ausdehnung auf die Industrie in Frage, die dann auch zum 1. April 1895 erfolgte.

[2]) Hohenlohe hatte am 11. Dezember die erste Beratung des Etats mit einer Rede eröffnet, in der er u. a. sagte: „Ich will Ihnen kein Programm entwickeln. Ein solches würde nur dann am Platze sein, wenn mein Eintritt in die Geschäfte mit einem sogenannten Systemwechsel verbunden gewesen wäre. Das ist nicht der Fall und konnte um so weniger der Fall sein, als die meisten Gesetzentwürfe, die Ihnen vorgelegt werden, schon zur Zeit meines Herrn Amtsvorgängers beschlossen oder vorbereitet waren; damit will ich nicht sagen, daß ich in allen Punkten die Wege meines Vorgängers gehen werde."

[3]) Am 21. Dezember 1894 siedelte Fürst Bismarck von Varzin nach Friedrichsruh über.

Digitized by Google

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 8. Januar 1895.

Ich hatte einen langen Besuch von Dr. Jacobi,[1]) der mir über die politische Situation berichtet hat, die verworren genug erscheint. Hohenlohe hat ihm gegenüber den dringenden Wunsch ausgesprochen, mich zu sehen. Ich war aber schon fort und werde es abwarten, ohne mich anzudrängen. Wenn ich kann, fahre ich nächsten Sonnabend nach Friedrichsruh.

*

18. Januar 1895.

In der Politik scheint wirklich auf allen Gebieten Rückkehr zum alten Kurse bevorzustehen.

*

Undatiert, Ende Januar 1895.

Im Abgeordnetenhause habe ich nicht gesprochen, weil Miquel mir neulich gesagt, ich würde in den Staatsrat berufen, der über die Mittel zur Bekämpfung der Not der Landwirtschaft befragt werden soll.[2])

In der Währungsfrage scheine ich das Zentrum erobert zu haben, und die Aufforderung an die Regierung, die Initiative zur Regelung der Währungsfrage zu ergreifen, wird mit einer Anzahl von Unterschriften an das Haus kommen, die schon eine Majorität des Reichstags darstellt.

Zum 4. Februar bin ich zu Hammerstein[3]) zu einer Besprechung der Zuckersteuerfrage geladen. Hammerstein hat viel guten Willen; was er leisten kann, muß aber abgewartet werden.

*

7. Februar 1895.

Soeben gesprochen in der Interpellation Hitze und versucht, Berlepsch auf seine gestrige Rede festzunageln; er hat sie aber heute wieder umgedreht.[4])

---

[1]) Dr. Hugo Jacobi, Chefredakteur der „Berliner Neuesten Nachrichten", früher der „Allgemeinen Zeitung" (gestorben 4. November 1906), der in näheren Beziehungen zu Hohenlohe stand. Er gehörte zu den wärmsten Anhängern Bismarcks, bei dem er wiederholt in Friedrichsruh weilte. Bekanntlich ist Jacobi, nach Lothar Buchers Tod, zeitweilig mit der Sichtung und Prüfung des Materials zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" beauftragt gewesen. Vgl. Poschinger, Also sprach Bismarck, III, S. 96, Anm., 249 Anm.

[2]) Am 18. Februar gedachte der Kaiser in der dem Vorstand des Bundes der Landwirte erteilten Audienz der bevorstehenden Berufung des Staatsrats, dem alle Maßregeln zur Hebung des Notstandes der Landwirtschaft vorgelegt werden sollten; am 25. erfolgte durch Kabinettsorder die Einberufung der Engeren Versammlung des Staatsrats auf den 12. März; auch Kardorff erhielt, ohne Mitglied des Staatsrats zu sein, eine besondere Einladung.

[3]) Ernst Freiherr von Hammerstein-Loxten, seit November 1894 Landwirtschaftsminister an Stelle von der Heydens.

[4]) Gemeint ist Kardorffs Reichstagsrede vom 6. Februar anläßlich der Interpellation der Zentrumsabgeordneten Hitze und Lieber über die Arbeitervertretungen. Kardorff hatte aus der Erklärung des Ministers von Berlepsch, daß in den Bestrebungen zugunsten der

Digitized by Google

In der Währungsfrage geht alles gut. Der Antrag Kardorff-Mirbach (Einberufung internationaler Währungskonferenzen durch Deutschland behufs Wiederherstellung des Silbers zum Münzmetall) zirkuliert bei allen Fraktionen zur Unterschrift und kommt mit Majorität in den Reichstag.[1]) Gestern wurde derselbe in der Wirtschaftlichen Vereinigung einstimmig angenommen. In der Budgetkommission geht es gut; sie folgt mir herrlich und ist ganz nett.

Kardorff an Graf Herbert Bismarck

Berlin, den 26. Februar 1895.

Wollen Sie nicht im Plenum für die von der Budgetkommission mit guter Majorität zur Bewilligung empfohlenen vier Kreuzer sprechen? Ich würde dies in Ihrem Interesse für sehr nützlich halten; Sie verstehen weshalb.[2])

Die Konservativen sind allerdings durch die Provinziallandtagsrede sehr verstimmt;[3]) Boetticher trägt den Kopf wieder sehr hoch; aber nach meiner Auffassung ist die Vermehrung der Kreuzer für den politischen Dienst in den andern Weltteilen eine so unabweisliche nationale Forderung, daß es doch ein großer Fehler wäre, wenn die Verstimmung der Konservativen sich durch das Nein einiger Querköpfe unter ihnen Luft machen und das mit die Forderung gefährden sollte. Mirbach ist völlig meiner Meinung, und ich hoffe, daß seine Autorität die Sache wohl gelingen läßt.

Die after dinner-Gespräche sind allerdings schlimmer gewesen wie die Rede selbst.

*

Undatiert; 13. März 1895.

Gestern war Staatsratssitzung, recht interessant über den Antrag Kanitz; ich werde heute sprechen.[4]) Die Sitzung dauert unter dem Präsidium des Kaisers

---

Arbeiter und in der Ausführung des Kaiserlichen Erlasses vom Februar 1890 eine Verzögerung eingetreten sei, da jedes Gesetz erst sorgfältig darauf geprüft werden müsse, ob nicht die sozialdemokratische Agitation durch dasselbe gestärkt werde, heraushören wollen, daß ein Fortschreiten der sozialen Gesetzgebung in der Richtung obligatorischer Arbeiterausschüsse usw. nicht geplant sei; allein Berlepsch trat am 7. Februar einer solchen Auffassung entgegen.

[1]) Der Antrag Graf Mirbach und Genossen kam am 15. Februar im Reichstag zur Erörterung; er wurde, nachdem der Reichskanzler erklärt hatte: er sei geneigt, mit den verbündeten Regierungen in Erwägung zu ziehen, ob nicht mit andern, an der Bewertung des Silbers wesentlich beteiligten Staaten in einen freundschaftlichen Meinungsaustausch über gemeinschaftliche Maßregeln zur Abhilfe einzutreten sein möchte, mit großer Majorität angenommen.

[2]) Die Beratung des Marineetats, bei der auch die Bewilligung von vier Kreuzern in Frage stand, erfolgte am 1.—2. März. Herbert Bismarck ergriff nicht das Wort, wohl aber Kardorff, der nach einer gelegentlichen Aeußerung im Reichstage „auf dem äußersten rechten Marineflügel stand"; ein kleiner Teil der Konservativen stimmte gegen die Vorlage.

[3]) Auf dem Diner des Brandenburgischen Provinziallandtages vom 23. Februar hatte der Kaiser in deutlicher Ablehnung der überspannten Forderungen der Agrarkonservativen gesagt: „Ich möchte dringend davor warnen, überspannte Hoffnungen zu hegen oder gar die Verwirklichung von Utopien zu verlangen."

[4]) Die Sitzungen des Staatsrats, die am 12. März vom Kaiser mit einer Ansprache

Digitized by Google

von 10 Uhr früh bis 7 Uhr abends mit eineinhalbstündiger Unterbrechung zum Frühstück um 1 Uhr — ziemlich angreifend.

*

Ohne Datum; zirka 15. März 1895.

Ich schreibe Dir aus der Staatsratssitzung, wo ich mich so gesetzt habe, daß Seine Majestät mich nicht sehen kann. Es ist uns hier sehr gut gegangen mit dem Bimetallismus, durch die geschickte Hilfe Huenes, der die Goldwährungsleute zu einem Antrage provozierte, der die Reichswährung aufrecht erhält — und dieser Antrag wurde mit großer Majorität abgelehnt, so daß es nun ganz klar war, daß der Staatsrat die Initiative Deutschlands zum Bimetallismus will. Nun brachte der „Reichsanzeiger" den Beschluß des Staatsrats ganz umgekehrt mit den gewissen ausdrücklich gestrichenen Worten, und er gab dadurch Gelegenheit, die Sache in allen Blättern ausführlich zu besprechen.[1])

Seine Majestät sehr gnädig gegen mich, hat Marschall gesagt, mein Währungsantrag habe ihm Eindruck gemacht; gestern sprach er eine halbe Stunde mit mir ganz allein über große politische Dinge; ich habe kein Blatt vor den Mund genommen und flott weg gesprochen (Caprivi, Bismarck, England und Rußland).

*

Ohne Datum; zirka 21. März 1895.

Die Staatsratssitzungen sind gerade zu Ende, was sehr gut ist, denn diese Sitzungen sind furchtbar angreifend, weil man nicht herausgehen kann.

Im Reichstag liegen wir im Kampfe mit Freisinn und Zentrum, die es nicht leiden wollen, daß der Reichstag Bismarck gratuliert; es kommt wahrscheinlich zum Skandal, wobei wir nur gut abschneiden können.

Ich werde wohl mein Landratsamt niederlegen, um bessere Zeit für meine politische Arbeit zu gewinnen.[2])

*

---

eröffnet wurden, dauerten bis zum 20. März. Es stand in ihm u. a. der Antrag Graf Kanitz auf Monopolisierung der Getreideeinfuhr und Festsetzung von Minimalpreisen zur Beratung; er wurde indessen schließlich mit großer Majorität abgelehnt. Kardorff wird sich, nach seiner Reichstagsrede vom 30. März zu schließen, wesentlich zugunsten des Antrags Kanitz geäußert haben.

[1]) Die Beratung der Währungsfrage im Staatsrat fand am 14. und 15. März statt; sie ergab die Annahme eines Antrages, wonach zunächst das Ergebnis der von dem Reichskanzler am 15. Februar im Reichstag angekündigten internationalen Verhandlungen abgewartet werden sollte. Der „Reichsanzeiger" berichtete insofern irrtümlich über die Annahme des Antrags, als er bei seiner Wiedergabe die ausdrücklich gestrichenen Worte „ohne unsrer Reichswährung zu präjudizieren" stehen ließ. Er rektifizierte diesen Irrtum in der Ausgabe vom 18. März.

[2]) Kardorff legte in der Tat im weiteren Lauf des Jahres 1895 das Landratsamt, das er zwölf Jahre innegehabt hatte, nieder. Bei seinem Scheiden aus dem Amte fand seine Wirksamkeit an der Spitze des Kreises Oels die reichste Anerkennung.

Digitized by Google

Ohne Datum; 16. Mai 1895.

Heute wurde im Herrenhaus gegen jämmerlichen Widerspruch von Hohenlohe unsre Währungsresolution angenommen mit guter Majorität (74 gegen 48).[1] Der kleine Mann wird immer bemitleidenswerter; wir werden ihm jetzt feste Opposition machen.[2] Mirbach hat recht gut gesprochen. Ich war auf der Tribüne — Miquel war zweideutig; er wird jetzt von uns auf das Entweder-Oder gestellt (für die Abstimmung im Staatsministerium). Im Abgeordnetenhause hoffen wir auf eine große Majorität, werden jedenfalls alles herantrommeln.

*

21. Mai 1895.

Eben Währungsdebatte im Abgeordnetenhause prachtvoll verlaufen; der abschwächende Antrag Rintelen wurde mit 188 gegen 92 Stimmen (also zwei Drittel Majorität) abgelehnt, und unser Antrag von derselben Majorität angenommen.[3] Ich sprach mit andauerndem Beifall und wurde nach der Abstimmung stürmisch beglückwünscht.

*

14. Juni 1895.

Bismarcks Rede an den Bund der Landwirte[4] wird hier heftig kommentiert. Der Kaiser ist über dieselbe, wie ich höre, äußerst ungehalten.

*

Undatiert, Ende Juni 1895.

Hast Du Bismarcks letzte Rede gelesen? Sie ist zorniger, als er bisher jemals gesprochen hat. Ich fürchte nur, daß er dadurch, bei der Natur von Seiner Majestät, Boetticher eher befestigt als stürzt.

*

[1]) Graf Mirbach brachte seinen Währungsantrag aus dem Reichstage auch im Herrenhause in einer Fassung ein, die die Regierung auf das „Endziel eines internationalen Bimetallismus" festzunageln strebte. Fürst Hohenlohe begnügte sich bei der Beratung des Antrags am 16. Mai mit der dürftigen Erklärung: der Antrag gehe über das im Reichstage Geforderte hinaus, aber eine andre Erklärung als dort könne er nicht abgeben.

[2]) In der Tat ist Kardorff in der Folge mehrfach in seinen Reden gegen Hohenlohe aufgetreten, so im Reichstag am 9. Dezember 1895, wo er der Regierung Mangel an Einheitlichkeit des Entschlusses und an Energie vorwarf, welchen Vorwurf Hohenlohe aber in seiner Erwiderung vom 10. Dezember in das Reich der Legende verweisen wollte.

[3]) Im Abgeordnetenhause hatte der Abgeordnete Arendt den gleichen Antrag wie Graf Mirbach im Herrenhause eingebracht; er wurde am 20. und 21. Mai beraten. Der Zentrumsabgeordnete Rintelen beantragte die Worte „mit dem Endziel eines internationalen Bimetallismus" zu streichen; auch Miquel äußerte sich skeptisch, ob der Bimetallismus das einzige Mittel sei, um den Silberpreis zu heben. Kardorffs Rede siehe Sten. Berichte 1894/95, S. 2162 ff.

[4]) Am 9. Juni hatte Bismarck den Zentralausschuß des Bundes der Landwirte empfangen. In der Ansprache an den Ausschuß, bei der er „von der Leber weg" sprach, fehlte es nicht an Ausfällen gegen die „Kleber als Minister", was allgemein auf den Minister v. Boetticher bezogen wurde.

Digitized by Google

1. Juli 1895.

Die Hammersteinsche Geschichte wird sehr übel; mein Brief an Mirbach hat durchgeschlagen, so daß die Partei wenigstens sagen kann: „Wir haben ihm gekündigt.“ [1])

Kardorff an den Fürsten Bismarck

Wabnitz, den 29. Oktober 1895.

Ist es opportun, daß ich die beifolgende Notiz in den „Berliner Neuesten Nachrichten“ veröffentliche? Ich stelle deren Korrektur gehorsamst anheim. Aber ich habe das Gefühl, daß die große Loyalität, mit der Eure Durchlaucht Boettticher gegenüber verfahren sind, doch einmal mit dem Verhalten Boettichers Eurer Durchlaucht gegenüber [2]) in das rechte Licht gesetzt werden sollte.

Zu meiner Freude höre ich durch Jacobi, daß Eurer Durchlaucht Befinden im ganzen zufriedenstellend ist. Ich bitte um die Erlaubnis, bei Eröffnung des Reichstages mich auf einen Tag in Friedrichsruh einfinden zu dürfen.

Fürst Bismarck an Kardorff

Friedrichsruh, den 1. November 1895.

Verehrter Freund!

Ihr gefälliges Schreiben vom 29. v. M. habe ich erhalten, und habe keine Bedenken gegen die Veröffentlichung der hier wieder beigefügten Erklärung, namentlich wenn die kleine Streichung vorgenommen wird, die ich auf S. 3 mit Bleistift angedeutet habe.

Ihr freundlicher Besuch ist mir jederzeit, und also auch bei der Eröffnung des Reichstages willkommen. Der Ihrige

v. Bismarck.

---

[1]) Am 4. Juli wurde der Chefredakteur der „Kreuzzeitung“, Reichs- und Landtagsabgeordneter Freiherr v. Hammerstein, der schon seit einigen Monaten in mehreren Blättern beschuldigt war, Gelder der „Kreuzzeitung“ im eignen Interesse verwandt zu haben, von seiner Stellung als Redakteur durch das Komitee der „Kreuzzeitung“ suspendiert. Ende des Jahres wurde er bekanntlich in Brindisi verhaftet. Vgl. dazu Leuß, Wilhelm Freiherr v. Hammerstein, S. 121 ff.

[2]) Seit Bismarck in seiner Ansprache an den Zentralausschuß des Bundes der Landwirte vom 9. Juni mit deutlicher Anspielung auf den Minister v. Boettticher der „Kleber als Minister, von denen nicht zu erwarten ist, daß sie irgendwie landwirtschaftliche Interessen mit Energie bei ihren Kollegen vertreten“, gespottet hatte, war das Thema „Boettticher“ in den Zeitungen nicht wieder zur Ruhe gekommen. Die Erörterung wandte sich einmal, veranlaßt durch einen Artikel in der „Zukunft“ vom 29. Juni (vgl. Penzler, a. a. O. VI, 260 ff.) der finanziellen Sanierung Boettichers aus den Mitteln des Welfenfonds, sodann aber seinem Verhalten gegen den Fürsten Bismarck zu, das nach dessen Auffassung (vgl. die von Bismarck inspirierten Artikel der „Hamburger Nachrichten“ vom 24., 25., 26. Juni, 13., 14., 18. Oktober; Hermann Hofmann, a. a. O. VI, 325 ff.) weder loyal noch dankbar gewesen wäre.

Digitized by Google

Kardorff an Dr. Hugo Jacobi, Chefredakteur der „Berliner Neuesten Nachrichten"

Wabnitz, den 4. November 1895.

Anbei ein kleiner Artikel, den ich erst nach Friedrichsruh sandte, um zu erfahren, ob seine Veröffentlichung genehm sei. Ich erhielt mit freundlichen Zeilen die Zustimmung mit der Bitte, auf der dritten Seite das mit Bleistift durchstrichene Wort „große" zu streichen, und mit dem Wunsche, daß ich mich gelegentlich in Friedrichsruh sehen lassen möge.

Den Eingang habe ich nachträglich etwas modifiziert, da man die Authentizität der Zeitungsberichte doch anzweifeln könnte.[1])

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 11. November 1895.

Artikel kontra Boettticher vortrefflich.[2]) Ich schreibe nur, um zu warnen, daß „Berliner Neueste Nachrichten" sich nicht zu weit für den Pastor Witte kontra Stoecker engagieren. Mein Ortsgeistlicher ist nämlich zufällig jahrelang, und zwar gerade in der Zeit der Witteschen Kämpfe Diakon bei diesem gewesen, und das Urteil dieses sehr ruhigen und objektiven und sehr achtungswerten Herren geht dahin, daß Witte durchaus nicht zuverlässig und wahr sei und tatsächlich etwas verschroben. Er pflegt zu sagen: in Hinterhaltigkeit und Neigung zu sehr gefärbten Darstellungen war Witte Stoecker völlig gewachsen: aber während dieser ganz nüchtern und klar seine Ziele verfolgte, war Witte in

[1]) Der Artikel Kardorffs, der am 8. November 1895 von den „Berliner Neuesten Nachrichten" gebracht wurde, knüpfte an Aeußerungen Boettichers über das Zustandekommen des Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzes an, nach denen Bismarck der Abstimmung über das Gesetz trotz seiner Befürwortung desselben im Plenum doch mehr passiv gegenübergestanden hätte. Demgegenüber konstatierte Kardorff, der seinerzeit vor der Abstimmung über das Gesetz mit Bismarck Rücksprache genommen hatte, also genau über dessen wirkliche Meinung unterrichtet war: „Vorgetragenen Bedenken gegenüber machte Bismarck geltend, daß Fehler des Gesetzes sich auch später beseitigen ließen, daß seine Ablehnung aber ein politischer Akt von großer Tragweite sei. Die Stellung des Ministers v. Boettticher, der das volle Vertrauen Seiner Majestät des Kaisers besitze, der durch sein großes Talent, mit dem Bundesrat zu verhandeln, und durch seine hervorragende Arbeitskraft ihm im Augenblick ein sehr wertvoller Mitarbeiter sei, würde durch die Ablehnung so erschüttert werden, daß er kaum glaube, ihn dann noch halten zu können. Herrn v. Boettichers Abgang bedeute aber eine Erschwerung des Verkehrs Seiner Majestät mit ihm, dem Reichskanzler, und so wenig er auf die gefaßten Entschließungen von Abgeordneten irgendwelche Einwirkung ausüben wolle, so bäte er seine persönlichen Freunde doch, diejenigen Folgen erwägen zu wollen, welche das Ausscheiden des Ministers v. Boettticher nach sich ziehen könne."

[2]) Die „Berliner Neuesten Nachrichten" hatten den Abdruck der Kardorffschen Erklärung mit zustimmenden Ausführungen begleitet, in denen die Tatsache scharf herausgestellt wurde, daß Bismarck sich in seiner Voraussetzung, in Boettticher einen absolut sicheren und zuverlässigen Vertreter der kanzlerischen Politik zu besitzen, völlig getäuscht habe.

Digitized by Google

manchen Punkten, wenn nicht gerade toll, doch stark verdreht. Zum Beispiel falsch ist die Ansicht, die Witte zu verbreiten sucht, als ob der Streit mit Stoecker ihm sein Amt gekostet und Verfolgungen zugezogen habe — nicht sein Kampf mit Stoecker, sondern ganz andre Streitigkeiten mit den Kirchenbehörden haben die Maßregeln gegen ihn veranlaßt. — Ich bemerke, daß dieser mein Pastor durchaus kein Anhänger Stoeckers und sehr wahrheitsliebend ist.[1])

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 15. November 1895.

Ich höre von Graf Mirbach, daß ernsthaft von Marschall als Nachfolger Hohenlohes die Rede ist. Eine Bestätigung der Prophezeiung Bismarcks an Hohenlohe: „Wenn Sie Boetticher, Marschall, Holstein nicht sofort kaltstellen, werden diese Leute Sie ebenso fortzuintrigieren wissen, wie sie es mit mir fertiggebracht haben."[2])

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 26. November 1895.

Besten Dank für Ihren Orientierungsbrief. Bezüglich Lucanus habe ich schon im vorigen Jahre dieselbe Ansicht vor sehr maßgebenden Personen ausgesprochen, wie Bronsart (nämlich vor Hohenlohe) — anscheinend, ohne den gewünschten Eindruck zu machen.

Die Konservativen sind zum Teil so töricht, jetzt wieder um den Präsidentenposten ambieren zu wollen, und ist scheinbar von seiten des Zentrums ihnen der Vorschlag gemacht, sich mit dem ersten Vizepräsidenten zu begnügen und einen Freisinnigen zum zweiten Vizepräsidenten zuzulassen, um ein für allemal die Mittelparteien kaltzustellen.[3]) Bei der großen Torheit der Deutschkonservativen und ihrer Sucht nach einer Zentrumsallianz ist nichts unmöglich!

---

[1]) Das Urteil Kardorffs über den vielerörterten Streit Stoecker-Witte (vgl. darüber Dietrich v. Oertzen, Adolf Stoecker II, 44 ff.) ist insofern von Interesse, als es von neuem zeigt, wie unbefangen Kardorff auch über politische Gegner sich zu äußern pflegte. Daß Kardorff den kurz vorher (September 1895) vom „Vorwärts" veröffentlichten „Scheiterhaufenbrief" Stoeckers scharf verurteilte, versteht sich von selbst.

[2]) Diese Aeußerung Bismarcks dürfte bei dem Besuch gefallen sein, den Hohenlohe bald nach seinem Amtsantritt dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh (13. Januar 1895) machte. Auch Hohenlohe war sich im Herbst 1895 klar darüber, daß von einer Anzahl Politiker und hoher Streber gegen ihn intrigiert werde. „Denkwürdigkeiten" II, 523.

[3]) Bekanntlich war der Reichstagspräsident v. Levetzow am 23. März 1895 infolge der Ablehnung seines Antrags, den Fürsten Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstag zu beglückwünschen, vom Präsidium zurückgetreten; an seine Stelle war der Zentrumsabgeordnete v. Buol getreten. Am 4. Dezember wählte der Reichstag das vorige Präsidium wieder; der Wunsch der Konservativen, im Präsidium wieder vertreten zu sein, ging also nicht in Erfüllung. Vgl. Kardorffs Brief vom 4. Dezember.

Digitized by Google

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 4. Dezember 1895.

Köllers plötzlichen Abgang[1]) hast Du wohl vernommen. Ich habe als seinen Nachfolger Hohenlohe dringend Heydebrand[2]) anempfohlen. Es heißt, Lucanus solle es werden. Köller scheint seine Verabschiedung der Militärstrafprozeßordnung zu verdanken, in der er mit Bronsart aneinandergeraten war.[3])

Uebermorgen will ich mit Stumm nach Friedrichsruh fahren.

Montag will ich zum Etat eine große Rede halten, die mir hoffentlich glücken wird.

In der Präsidentenwahl ist es mir gelungen, zu hintertreiben, daß die Konservativen vom Zentrum den ersten Vizepräsidenten annehmen; sie konnten sich aber doch nicht enthalten, für Buol zu stimmen, während wir und die Nationalliberalen weiße Zettel abgaben.

Der Reichstag macht einen elenden Eindruck; kein Mensch hat Luft an ihm, alle sind unlustig. Auf Friedrichsruh freue ich mich.

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 25. Dezember.

Bezüglich der Notiz über Beginn des Kulturkampfes durch die Gründung der ultramontanen Zeitungen[4]) bitte ich um Aufnahme der Anlage: es ist mir persönlich von Wichtigkeit, wegen meiner Stellung im Reichstage und der Möglichkeit, bei geschickter Operation das Zentrum für eine Politik kontra Sozialdemokratie wenigstens zum Teil zu gewinnen, die Gegensätze im Augenblick nicht zu verschärfen.

*

Der hier angeführte Aufsatz Kardorffs, der charakteristischerweise von den „Berliner Neuesten Nachrichten" nicht gebracht wurde, verdient gerade in unsrer Zeit, wo die von Kardorff so nachdrücklich geforderte Beilegung alles konfessionellen Haders die verheißungsvollsten Fortschritte gemacht hat, an das Tageslicht gezogen zu werden.

„Die „Berliner Neuesten Nachrichten" haben in einer Notiz in der Nr. 614 einen Artikel der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" wiedergegeben, in welchem

---

[1]) Am 8. Dezember nahm der Minister des Innern v. Köller seine Entlassung; an seine Stelle trat der Regierungspräsident in Düsseldorf, Freiherr von der Recke.

[2]) Regierungspräsident v. Heydebrand und der Lase in Breslau.

[3]) Vgl. darüber Schultheß, Europäischer Geschichtskalender 1895, S. 196 ff.

[4]) Am 24. Dezember 1895 hatten die „B. N. N." eine Notiz aus der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" gebracht, in der es anläßlich des in den Januar 1896 fallenden fünfundzwanzigjährigen Jubiläums einer Reihe von Zentrumsblättern hieß: „Ganz nebenbei wird dadurch abermals der Beweis geführt, daß nicht Fürst Bismarck, sondern die ultramontanen Heißsporne den Kulturkampf begannen. Fürst Bismarck stand im Januar 1871 noch im Feld, Paris war noch nicht eingenommen, da organisierten sich die Ultramontanen in nicht gerade loyaler Weise, angefeuert von den jungrömischen Elementen und ehrgeizigen Politikern wie Mallinckrodt und Savigny."

Digitized by Google

auf das fünfundzwanzigjährige Jubiläum verschiedener Zentrumsblätter am 1. Januar 1896 hingewiesen und der Schluß daran geknüpft wird, daß hiernach unzweifelhaft der Beginn des Kulturkampfes durch die Ultramontane Partei selbst nachgewiesen sei.

Ich erachte es heute, nachdem der konfessionelle Frieden die letzten Jahre hindurch unausgesetzt glückliche Fortschritte gemacht hat, und auch die Gemüter unsrer katholischen Mitbürger sich allmählich zu beruhigen begonnen haben, nicht für richtig, einen alten Streitpunkt: wer hat angefangen? wieder aufzunehmen. Eine Einigung über denselben wird niemals erfolgen, denn das Zentrum wird immer unsre Zulassung der Okkupation Roms durch den König von Italien, die evangelische Bevölkerung dagegen die Beschlüsse des Vatikanischen Konzils und die Bildung der Zentrumsfraktion als die Ursachen ansehen, die zu dem schweren kirchlichen Konflikte führten.

Gegenwärtig liegen aber die politischen Verhältnisse bei uns im deutschen Vaterlande so, daß auf evangelischer wie auf katholischer Seite das Bewußtsein immer mächtiger wird, daß nur der Zusammenschluß der staatserhaltenden Elemente beider Konfessionen eine gedeihliche politische, wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Deutschen Reiches zu verbürgen vermag.

Dieser Zusammenschluß kann sich aber nur verwirklichen, wenn von beiden Seiten die möglichste Sorgfalt angewendet wird, den alten Streit zu vergessen und zu begraben. Immer und immer wird ein Gegensatz der katholischen und der evangelischen Weltanschauung bestehen bleiben; aber dieser Gegensatz soll und darf es nicht hindern, gegen gemeinsame Gegner eine gemeinsame Abwehr zu suchen, und deshalb liegt es nicht im nationalen Interesse, heute die alten Zwiste wieder ans Tageslicht zu zerren, selbst nicht auf Provokationen seitens der Zentrumspresse hin. Wir dürfen nicht rückwärts, sondern müssen vorwärts sehen."

Wilhelm v. Kardorff-Wabnitz.

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 3. Januar 1896.

Ich lege keinen Wert mehr auf meine von Ihnen beanstandete Entgegnung, trotzdem ich glaubte, daß eine aus einer andern Zeitung übernommene Notiz nicht sofort als die Meinung der „Berliner Neuesten Nachrichten" zu gelten habe. Aber ich muß anerkennen, daß sie an hervorragender Stelle gebracht war und insofern doch vielleicht in diesem Sinne aufzufassen war.

Worauf es mir ankommt, ist, daß die „Berliner Neuesten Nachrichten" nicht den Ton derjenigen nationalliberalen Blätter kontra Zentrum annehmen wie die „Kölnische Zeitung", die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", die „Nationalzeitung" usw., einen Ton, der jede Verständigung mit den anständigen Elementen des Zentrums ausschließt, auf welche wir in wirtschaftlichen, sozialen, politischen und Finanzfragen absolut im Reichstage angewiesen sind.

Und ich hatte besondere Veranlassung, dies hervorzuheben, weil nicht ganz ohne Aussicht auf Erfolg gegenwärtig gewisse Unterhandlungen mit dem Zentrum

Digitized by Google

schweben, welche von einschneidender Bedeutung für unsre weitere politische Entwicklung sein können.[1])

Man soll auch nicht ganz vergessen, daß gerade die Mittelparteien bei den Wahlen zum Reichstage niemals wieder zu Kräften gelangen können, solange sie jede Gelegenheit vom Zaune brechen, um dem Zentrum etwas am Zeuge zu flicken. Dies ist es, was es dem Zentrum unmöglich macht, gegen sie eine minder feindliche Haltung einzunehmen, und was den demagogischen Elementen im Zentrum immer wieder das Uebergewicht verschafft.

Bismarck ist im Jahre 1879 genau so verfahren, wie ich wünschte, daß die Mittelparteien heute verfahren möchten. Ja er wollte sogar soweit gehen, das Expatriierungsgesetz[2]) aufzuheben, und vielleicht ist es zu bedauern, daß er sich damals von Goßler überreden ließ, an demselben festzuhalten. Heute wäre diese Aufhebung ein Schlag ins Gesicht für die evangelische Welt; damals wäre sie ohne besonderes Aufsehen ein Mittel gewesen, die antinationalen Bestrebungen Windthorsts lahmzulegen und seinen sehr ins Wanken geratenen Einfluß auf die Partei auf ein Minimum zu reduzieren.

Ich habe niemals mein evangelisches Bewußtsein verleugnet; aber es liegt im Interesse der evangelischen Bevölkerung, daß die gemäßigten Parteien wieder mehr zu Kräften kommen, und dies ist nur zu erreichen, wenn sie es aufs äußerste vermeiden, die katholischen Anschauungen ohne Not zu verletzen und sich im Gegenteil bemühen, ihrerseits selbst auf Provokationen der Zentrumspresse nicht zu erwidern, sondern Frieden zu halten.

Handeln wir anders, so treiben wir nur die Geschäfte Stoeckers und Eugen Richters.

Für Ihre Mitteilungen aus Friedrichsruh bin ich sehr dankbar; sie stimmen völlig mit den schon erhaltenen Berichten. Daß Bismarck wenige Worte über die Orientfrage sagen konnte, ist sehr wichtig, und bei der schnellen Fassungsgabe des Kaisers völlig genügend — diese Worte zu hören, wird doch auch wohl der Zweck des Besuches[3]) gewesen sein.

---

[1]) Das bezieht sich wohl auf Kardorffs Bemühungen, das Zentrum für ein Vorgehen gegen die Sozialdemokratie zu gewinnen. Vgl. seine Reichstagsrede vom 9. Dezember 1895 (Sten. Berichte 1895/97 S. 25 f), in der er sich ganz im Sinne seiner Briefe an Dr. Jacobi äußerte.

[2]) Das heißt das Jesuitengesetz. Daß Bismarck das Jesuitengesetz aufzuheben bereit gewesen und daran nur durch den Kultusminister v. Goßler abgebracht worden wäre, war bisher nicht bekannt. Es hat aber nichts Unwahrscheinliches, wenn man sich erinnert, wie objektiv sich Bismarck 1885 über den Orden äußerte. Er hatte in der Hauptsache gegen den Orden nur seinen Kosmopolitismus, seine Neigung zur Vaterlandslosigkeit einzuwenden, erkannte aber z. B. am 28. November 1885 an, daß der Jesuitenorden geschickter, duldsamer und klüger als mancher andre sei. Vgl. auch Bismarcks Reichstagsrede vom 28. November 1885: „Die Jesuiten sind feine Beobachter — ich spreche mit Hochachtung von ihnen, sie sind eine Kraft, eine Gewalt, der man seine Anerkennung nicht versagen kann."

[3]) Gemeint ist der Besuch, den der Kaiser am 16. Dezember 1895 auf der Rückreise von Kiel dem Fürsten Bismarck in Friedrichsruh machte. Vgl. darüber Penzler a. a. O.,

Digitized by Google

... Wollen Sie nicht gelegentlich immer wieder den Gedanken verarbeiten, wie völlig antikonstitutionell eine Entwicklung ist, bei welcher Minister wie Boetticher unter jedem Regime bleiben, mag es Bismarck, Caprivi, Eulenburg oder Hohenlohe heißen,[1]) wie sie sich selbst dadurch zu subalternen Souschefs degradieren, ohne jede politische Bedeutung usw., wie der schützende Schild des verantwortlichen Staatsministerii dadurch immer mehr verschwindet und die Person Seiner Majestät immer tiefer in die Parteizänkereien verstrickt wird?

Kardorff an seine Gemahlin

Friedrichsruh, den 2. Januar 1896.

Gestern nachmittag mit Mirbach hierhergefahren. Außer uns noch Flügeladjutant a. D. Graf Lehndorff hier. Bismarck sehr munter und vergnügt; es war eine reizend interessante Unterhaltung. Der alte Fürst freut sich auf Lenbach, der bald kommt,[2]) und den er persönlich gerne hat. Er war so geistig frisch wie in den letzten Zeiten, dabei jovial und wundervoll erzählend.

*

Berlin, den 21. Februar 1896.

Zur fünfundzwanzigjährigen Feier der ersten Reichstagssitzung hatten wir unsre Teilnahme davon abhängig gemacht, daß Levetzow einen Toast auf Bismarck ausbringen sollte. Anfangs großer Widerspruch von Sozialdemokratie, Freisinn und Zentrum; aber da wir fest blieben, haben wir es durchgesetzt.

Kardorff an Dr. Jacobi

Wabnitz, den 6. Dezember 1896.

Die öffentlichen Prozesse: Spielerprozeß Hannover, Kotze-Schrader und dieser Lützow-Leckert[3]) untergraben das monarchische Prinzip und wären unter Bismarck einfach unmöglich gewesen: er hätte in allen diesen Fällen eine kurze und einfache Remedur gefunden und das öffentliche Verfahren, das Blößen und Schäden aufdeckt, deren Bekanntwerden nur der Sozialdemokratie zugute kommt, vermieden.

VI, 386 f. Daß bei dem Besuch über die Orientfrage gesprochen ist, die infolge der schweren Ruhestörungen in Armenien, Mazedonien usw. akut zu werden drohte, war bisher unbekannt.

[1]) Schon am 12. Dezember 1894 hatte Kardorff im Reichstag mit Bezug auf den Kanzlerwechsel ausgeführt: „Wenn der Reichskanzler und der Ministerpräsident von Preußen zu gleicher Zeit ihr Amt niederlegen, so ist es nach meiner Ansicht aus konstitutionellen Gründen nötig, daß das gesamte Ministerium dem Monarchen seine Portefeuilles zur Disposition stellt, ferner auch deshalb, damit die Freiheit der Krone in ihren Entschließungen gewahrt wird."

[2]) Franz Lenbach traf um die Mitte Februar in Friedrichsruh ein, um auf Befehl des Kaisers ein lebensgroßes Bild Bismarcks für den Saal des Reichskanzleramts in Berlin herzustellen.

[3]) Vgl. Schultheß, Europäischer Geschichtskalender, Jahrgang 1896, S. 145 f.

Digitized by Google

Kardorff an seine Gemahlin

Berlin, den 14. Dezember 1896.

Uebermorgen großes Diner bei Hohenlohe; ich natürlich nicht mehr geladen,[1]) was mir sehr angenehm ist.

*

Die spärlichen Brieffragmente aus dem Jahre 1896 mögen ergänzt werden durch einen Auszug aus Kardorffs Reichstagsrede vom 16. November, in der er wieder einmal als ein beredter Anwalt und als treuester Freund Bismarcks auftrat. Bekanntlich hatten die „Hamburger Nachrichten" am 24. Oktober Enthüllungen über den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag gebracht, die zwar keineswegs durchaus neu waren, gleichwohl aber im In- und Auslande ungeheures Aufsehen machten. Sie gaben, nachdem der „Reichsanzeiger" schon am 27. Oktober erklärt hatte: „Diplomatische Vorgänge der von den „Hamburger Nachrichten" erwähnten Art gehören ihrer Natur nach zu den strengsten Staatsgeheimnissen; sie gewissenhaft zu wahren, beruht auf einer internationalen Pflicht, deren Verletzung eine Schädigung wichtiger Staatsinteressen bedingen würde," zu einer Interpellation des Zentrumsabgeordneten Graf Hompesch im Reichstage Veranlassung (16. November), in deren Beantwortung der Reichskanzler Fürst Hohenlohe, ohne allerdings den Fürsten Bismarck zu nennen, abermals die Verpflichtung zu „unbedingter Geheimhaltung" betonte. Um so schärfere Angriffe wurden, während sich der Zentrumsabgeordnete Lieber mit einiger Zurückhaltung äußerte, von den Abgeordneten Richter und Liebknecht gegen den Fürsten Bismarck gerichtet. Liebknecht schreckte vor dem Vorwurf eines „vorbedachten Verbrechens" nicht zurück. Mit aller Wärme nahm sich Kardorff des Angegriffenen an. Ohne sich darauf zu versteifen, daß Bismarck zu seinen Veröffentlichungen unbedingt berechtigt gewesen sei, hob er nachdrücklich hervor, daß diesen dabei nur die Sorge um das Wohl des Deutschen Reiches geleitet haben könne. Er suchte die Debatte gleichzeitig ganz im Sinne des Bismarckschen Rezeptes einer Sammlung der staatserhaltenden Parteien zu führen, nur daß er, in diesem Punkte zuversichtlicher als der Fürst, gerade auch das Zentrum in den Kreis einzubeziehen strebte. Es ist eine der charakteristischsten Reden Kardorffs, die die beiden Seiten seines Verhältnisses zu Bismarck: die unbedingte Anhänglichkeit an den großen Staatsmann, das Festhalten an dem Bismarckschen Standpunkt bei voller Wahrung der eignen Selbständigkeit wie in einem Brennspiegel zusammenfaßt. Unter anderm sagte Kardorff: „Ich bin dem Herrn Abgeordneten Dr. Lieber bei seiner Begründung der Interpellation dankbar, daß er wenigstens nicht dazu beigetragen hat, die Debatte durch persönliche Ausfälle gegen den Fürsten Bismarck zu verbittern ... Ich bin ihm heute dafür dankbar, denn ich habe das Gefühl, daß vielleicht der Herr Abgeordnete Dr. Lieber doch nachträglich auch zu dem Bewußtsein gekommen ist, daß ohne die konservativen

[1]) Wohl mit Rücksicht auf sein Eintreten für Bismarck in der Frage der Enthüllungen über den russischen Rückversicherungsvertrag.

Digitized by Google

Parteien eine positive Politik in Deutschland nicht gemacht werden kann — ohne die nationalen Parteien, will ich lieber sagen, denn die Nationalliberalen gehören in diesem Sinne mit zu den konservativen Parteien —, und daß es darauf ankommt, den mittleren Boden der Verständigung zwischen der Zentrumsfraktion und diesen Parteien zu finden, auf dem noch ein gangbarer Weg in allen Fragen beschritten werden kann. Wir erkennen dankbar, daß Sie das nicht getan haben. Wir wissen ja die Differenzen, die Sie vom Fürsten Bismarck trennen; ich darf aber wohl daran erinnern, daß die großen Politiker, die früher Ihre Fraktion leiteten, die Abgeordneten Windthorst und Freiherr v. Frankenstein, von dem staatsmännischen Genie des Fürsten Bismarck eine andre Meinung hatten, als sie hin und wieder jetzt in manchen Volksversammlungen auch von den Herren vom Zentrum zutage gefördert wird. — Meine Herren, wir sind vom Fürsten Bismarck, solange wir ihn als Leiter der Regierung erlebt haben, und auch späterhin, daran gewöhnt, daß alle Augenblick einmal von ihm eine Tatsache ausgeht oder ein Wort, was allgemeines Erstaunen, allgemeines Verblüffen selbst bei seinen treuesten Anhängern erregt, daß sie sich im Augenblick nicht zurechtfinden. Aber, meine Herren, wir wissen auch aus Erfahrung, daß in der übergroßen Mehrzahl aller dieser Fälle die weitere Entwicklung ganz klar zeigte, daß er jederzeit das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes im Sinn gehabt hat, wenn er irgend etwas tat und sagte, und daß dies das einzige Kriterium gewesen ist, nach dem er einzig und allein zu handeln gewohnt war ... Wir wissen bei Fürst Bismarck, daß er jederzeit bereit ist, alles hinzugeben für das Wohl des Vaterlandes. Ja, meine Herren" —nach links —, „Sie haben ihm das nicht geglaubt, Sie haben ihm immer persönliche Interessen untergeschoben. Auch seine Anhänger sind vielfach überrascht worden durch die Enthüllungen; aber ich glaube, in der großen Zahl — sie zählt ja nach Millionen im Deutschen Reich, die ihm heute noch treu anhängen — ist das Bewußtsein vorherrschend, Fürst Bismarck würde die Enthüllungen nicht gemacht haben, wenn er sie nicht im Augenblick für das Gedeihen und das Wohl des Deutschen Reiches für notwendig gehalten hätte. Wenn die Herren die Notwendigkeit nicht einsehen und begreifen, so kann ich nur daran erinnern, sie haben die Notwendigkeit seiner früheren Politik auch niemals einsehen können, und vielleicht hatte er doch in seiner früheren Politik manchmal recht, vielleicht hat er auch in dem, was er heute sagt, recht."

Kardorff schloß seine Rede mit dem Wunsche, daß das Resultat der Debatte die Parteien, die etwas Positives schaffen wollen, mahnen möge, „nicht in der Vergangenheit herumzurühren", sondern auf die Zukunft zu sehen und zu sehen, wo sie da Gesichtspunkte auffinden könnten, in denen sie sich zum Wohle des deutschen Volkes einigen können. Ein Wunsch und eine ernste Mahnung, die Kardorff heutigestags sicherlich mit noch ganz andrer Dringlichkeit und auf breiterer Basis, in erster Linie aber doch wieder an die Adresse derselben Parteien wie im Jahre 1896 richten würde!

Digitized by Google

Die Wahrheit über die militärische Lage und über das militärische Ende der Entente

Von

General der Infanterie a. D. Freiherrn v. Woinovich

Wenn man die feindlichen Preßberichte studiert, so fällt die einmütige, monotone Wiederholung der Notwendigkeit, aber auch der Unausbleiblichkeit des endgültigen Sieges der Entente besonders auf. Den Wunsch unsrer Feinde nach Sieg mag man noch begreifen, woher kommt aber die scheinbare Ueberzeugung von der Gewißheit des endlichen Erfolges? Sie entspringt offenbar nur krankhafter Einbildung. Unwillkürlich revidiert man im Geist unsre militärische Lage auf allen Kriegsschauplätzen, um herauszufinden, ob, trotzdem wir sie als sehr günstig erachten, nicht dennoch gewisse Umstände oder wenigstens Anzeichen vorhanden sind, welche der Entente ein Recht zu ihren Hoffnungen geben könnte.

Wenn wir dies tun, müssen wir die Lage zunächst vom rein militärischen und dann auch vom politischen Standpunkte betrachten und unsern Erwägungen folgendes vorausschicken: Trotz aller Verdrehungen seitens der Entente, selbst der elementarsten Begriffe auf jeglichem, besonders aber auf militärischem Gebiete, vermag die ewige Wahrheit nicht aus der Welt geschafft zu werden, daß der Waffenerfolg im Kriege die alleinige Grundlage für den Ausgang des Krieges überhaupt bildet; er prägt sich aber in letzter Linie doch der Hauptsache nach durch Landgewinn aus. Noch niemals im Laufe der Geschichte ist einem „gründlich Geschlagenen", der beträchtlichen Landverlust erlitten, der Enderfolg des Krieges zuteil geworden, wenngleich nicht zu bestreiten ist, daß die politische Verwertung mancher Waffenerfolge mitunter zu wünschen übrig ließ.

Es ist daher vorerst festzustellen, was man unter militärischen Erfolgen überhaupt versteht. Bis zum heutigen Tage unzweifelhaft die mit den Waffen erzwungene dauernde Besitznahme größerer Landstriche, bedeutender Städte, Waffenplätze und ähnlicher „Faustpfänder" mehr. Das gegenseitige „Abwägen" dieser Faustpfänder nach Größe, Bedeutung usw. ergibt dann die Größe des Enderfolges, des Sieges, und bildete seit jeher die Grundlage für das Zustandekommen des Friedens.

Trotz aller gegenteiligen Versicherungen und Selbstvorspiegelungen der Entente muß diese, sofern sie noch zurechnungsfähig, doch selbst zugestehen, daß in dieser Hinsicht ihrem Passivum ein großes Aktivum der Zentralmächte gegenübersteht. Jedermann vermag sich davon durch einen Blick auf die Karte zu überzeugen. Im großen kann man den Landgewinn der Zentralmächte auf Hunderttausende von Quadratkilometern beziffern; ganze Königreiche und Länder sind in demselben inbegriffen. Schon über diese Tatsache allein kommen unsre Gegner, trotz aller Verdrehungen der Wahrheit und trotz aller Bemühungen, unsre Vorteile abzuleugnen oder zu verkleinern, nicht hinaus. Es handelt sich

Digitized by Google

aber nicht nur um Landgewinn allein an, es muß auch berücksichtigt werden, ob und inwiefern derselbe den Kriegszielen einer der kämpfenden Parteien förderlich ist, resp. denselben entgegenkommt. In dieser Beziehung dürfte es wohl jedem Kinde klar sein, daß das eroberte Belgien und die nördlichen Departements Frankreichs, das bis zur alten Grenze Rußlands eroberte Königreich Polen, das eroberte Rumänien, Serbien, Albanien, Montenegro und Mazedonien unsre Kriegsziele als erreicht erscheinen lassen, um so mehr, als durch dieselben von Haus aus keine Eroberungen bezweckt wurden, sondern nur die Existenz der Zentralmächte gewahrt werden sollte, die aber wirksam nur durch die Erwerbung von gewaltigen Faustpfändern zu erreichen war, weil diese allein die Gewähr dafür boten, daß die gewünschte Sicherheit von den Gegnern auch erlangt werden würde. Diese „Faustpfänder" uns wieder zu entreißen, müßte daher das nächste Ziel der Entente sein, wozu aber ein neuer, für sie noch schwierigerer Krieg als der bisherige erforderlich wäre, denn nach militärischer Erfahrung ist das Wettmachen kriegerischer Mißerfolge von der Art, wie ihn die Entente erlitten, unendlich schwer, wenn nicht ganz aussichtslos.

Die Bemühungen der Entente müssen sich demnach in Hinkunft dahin richten, uns zunächst das Errungene zu entreißen. Dann erst könnten sie zur Gewinnung von „Faustpfändern" schreiten, auf Grund deren sie ihre bis jetzt geradezu lächerlichen Ansprüche aufzustellen vermöchten. Wie gering daher ihre Chancen für die Fortsetzung des Krieges und für die Erreichung dessen sind, was sie als Endziel derselben betrachten, mag schon hieraus entnommen werden. Es bedarf daher ganz unerhörter, neuerlicher Aufpeitschung der Leidenschaften und Wiederbelebung der Kriegslust ihrer Völker, zu welchem Zwecke sie in unsinnigster Weise in den Augen der Welt ihre Chancen auf Erfolg zu vergrößern und der Allgemeinheit zu suggerieren suchen, ungeachtet dessen, als die Einsichtigeren unter ihnen wohl selbst daran zweifeln dürften. Psychologisch läßt sich dies wohl nur als letztes verzweifeltes Mittel betrachten, im Volke die schwindenden Aussichten auf Erfolg festzuhalten.

Es wäre jedoch unvollständig, wollte man die bisherigen Erfolge der Zentralmächte lediglich durch die Größe der von ihnen eroberten Gebiete darstellen; die Intensität der vorangegangenen Kämpfe, die politische und moralische Wertung derselben darf nicht außer acht gelassen werden. Wenn wir das tun, müssen wir in erster Linie auf die gigantischen Kämpfe des Jahres 1914, zu Beginn des Krieges, hinweisen, wo die ungebrochene Macht der Entente, die Millionenheere Rußlands und Frankreichs nicht imstande waren, die Legende von der „Dampfwalze" zu verwirklichen, wo das Schicksal Frankreichs an einem Haare hing, ungeachtet mannigfacher politischer Enttäuschungen, die die Zentralmächte damals durch den Ausfall Italiens und Rumäniens erfuhren; wir müssen ferner auf die großartigen Erfolge des Jahres 1915 auf allen Kriegsschauplätzen hinweisen, auf das mirakelhafte Versagen der italienischen Offensive gegen Oesterreich-Ungarn, das den Zentralmächten gegen alle Erwartung eine unverhoffte militärische und politische Stärkung eintrug, auf die Eroberung Serbiens, Montenegros, Albaniens und Mazedoniens, endlich auf die nicht

Digitized by Google

weniger an das Wunderbare grenzende Abwehr der rumänischen Offensive im Jahre 1916, die sich zu einer glänzenden Episode unsrer Waffen gestaltete, den Balkan in die Gewalt der Zentralmächte brachte und aus Mitteleuropa einen ehernen Staatenblock schuf, der im Osten bis zum Sereth und zur Donaumündung sich erstreckte. Solchen militärischen, politischen und moralischen Erfolgen stehen feindlicherseits nur Niederlagen und verfehlte verlustreiche Unternehmungen gegenüber. Wir wollen nur an die Sommeschlachten 1916, an die neun Isonzoschlachten, an die Dardanellenexpedition der Anglo-Franzosen und an jene der Armee Sarrails erinnern. Die militärische Bilanz, die sich in enormem Länderverlust für die Entente aussprach, wird daher noch durch eine gewaltige Einbuße politischer und moralischer Art bedeutend vermehrt, so daß es sehr schwer wird, entscheiden zu können, welche von beiden mehr ins Gewicht fällt. Für uns ist es sonnenklar, daß beide zugunsten der Kriegsziele der Zentralmächte in die Wagschale fallen, und wir vermögen nicht daran zu zweifeln, daß die Einsichtigeren unter unsern Gegnern dies auch erlernen werden, wenn anders die allem Anscheine nach in den Geistern der Entente eingetretene Depression dies überhaupt noch gestattet.

Diese Einsicht mag bei den Führern der Entente, denen man eine gewisse Energie und Verbissenheit nicht abzusprechen vermag, die an Wahnwitz grenzende Entstellung der wahren, militärischen und politischen Sachlage zur Folge gehabt haben, dieses Anklammern an vagen, durch nichts, am allerwenigsten aber durch den bisherigen Gang des Krieges berechtigte Hoffnungen auf eine Wendung des Kriegsglückes, durch welche sie ihre Völker über die Wirklichkeit irrezuführen hoffen. Im Westen sind ihre letzten Hoffnungen, gegenwärtig noch weit mehr als zu Beginn des Krieges, wo sich die militärische Ueberlegenheit der Zentralmächte noch nicht völlig ausgeprägt hatte, auf das Uebergewicht an Zahl ihrerseits und auf unsern wirtschaftlichen Niederbruch gestützt. Sie berauschen sich förmlich bei der Addition der Riesenzahlen an Menschen, welche ihnen in allen Weltteilen zu Gebote stehen, um uns niederzuringen — ihre Hoffnung auf unsre Aushungerung hingegen hat sich in jüngster Zeit, wohl infolge des U-Bootkrieges, sichtlich abgeschwächt. Sie vergessen aber in ihrer „rage des nombres", daß sie schon seit Beginn des Krieges vergeblich auf die Zahl ihre Hoffnungen setzten, um mit dem Rechenstifte aus dem Riesenkampfe siegreich hervorzugehen, und daß es sich hiermit ähnlich verhält wie mit den gepriesenen letzten silbernen Kugeln der Engländer. Wiederholt schon wurden sie in ihren Erwartungen bitter enttäuscht, so nach Eintritt Italiens, dann nach jenem Rumäniens in den Kampf: jedesmal vergeblich! Nun glauben sie sicher annehmen zu können, daß die hundert Millionen Amerikaner und die dreihundert Millionen Chinesen den Ausschlag geben werden. — Auf welche weitere Kräftevermehrung sie nach dem sicheren Scheitern dieser Erwartungen künftig rechnen wollen, ist unerfindlich!

Daß aber das Eintreten Amerikas und Chinas in die Reihe unsrer Gegner durchaus nicht unsre Niederlage besiegeln wird, das scheint selbst den erleuchtetsten Köpfen der Entente bisher noch unverständlich, und dennoch ist es so.

Digitized by Google

Die Erfahrungen aller Zeiten im allgemeinen, jene der Kriegsgeschichte im besonderen bestätigen es, daß die Uebermacht, wenn sie nicht gerade auf dem Schlachtfelde zur Geltung gelangt, keineswegs ausschlaggebend ist. Uns stehen über die Bevölkerungszahlen der Länder im Altertum nur unvollkommene Nachrichten zu Gebote, doch ist die Annahme zulässig, daß sich das römische Reich zu Zeiten in erbittertem Kampfe mit der ganzen übrigen damals bekannten Welt, also dieser gegenüber in einem Verhältnis befand, das annähernd jenem entsprechen dürfte, welches gegenwärtig zwischen der Bevölkerungszahl der Ententeländer im Gegensatz zu jener der Zentralmächte besteht. Aehnliche Verhältnisse wiesen die Kämpfe zwischen Westeuropa und den Hunnen, zwischen Mongolen, Tataren, Sarazenen und Osmanen einerseits, gegen die christliche Welt anderseits wiederholt auf. Nirgends entschied selbst eine doppelte oder dreifache Uebermacht. In der modernen Zeit endlich hätte Napoleon auch der ihm weit überlegenen Koalition standgehalten, wenn er der Zusammensetzung seiner Wehrkraft mehr Aufmerksamkeit geschenkt haben würde. Niemals und nirgends war demnach die Ueberzahl allein entscheidend.

Die Stellungnahme fast der ganzen übrigen Welt — zwölf Staaten — gegen uns imponiert wohl auf den ersten Moment durch die Gegenüberstellung ihrer Gesamtwehrkraft oder noch mehr ihrer Bevölkerungsziffern, verliert aber bei ruhiger Betrachtung gar viel von ihrer Schreckhaftigkeit. Schon die exzentrische Lage der meisten Staaten, einige sogar durch den Ozean von uns getrennt, erschwert ihre Betätigung gegen die Mittelmächte auf das höchste und verhindert in jedem Falle ein einheitliches Vorgehen. Auch liegt in der Vielheit dieser unsrer Gegner und in ihren divergierenden Interessen ein wesentliches Schwächemoment. Wir vermögen dies schon aus den bisherigen Vorgängen des Weltkrieges zu erkennen. Theoretisch wurden sich die Ententemächte schon längst darüber klar, daß ein gleichzeitiger, einheitlicher Ansturm ihrerseits für die Mittelmächte das gefährlichste wäre; in praxi sehen wir jedoch, daß es ihnen bis jetzt nicht gelang, diese Erkenntnis in Wirklichkeit umzusetzen. Bald war es Egoismus, wie seitens der Italiener, bald Scheelsucht, wie zwischen Engländern und Franzosen, bald divergierende Ansichten über die beste Art der Kriegführung, wie zwischen Russen und Franzosen, welche dies verhinderten.

Wie sollen nun erst Amerikaner oder gar Chinesen in diesem Rahmen zu einheitlichem Handeln gebracht werden? Durch das Weltmeer von uns getrennt, andern Rassen und Weltanschauungen angehörend, andern Entwicklungsganges, an den Krieg noch nicht gewöhnt, wird es im besten Falle ein bis zwei Jahre brauchen, bevor wir allen Ernstes mit ihnen zu rechnen haben werden. Wird England, von den Unterseebooten in seiner Ernährung bedroht, so lange die Kraft haben, Frankreich, Rußland und Italien an der Stange zu halten? Bezüglich Rußlands erscheint dies schon gegenwärtig mehr als fraglich.

Wir vermögen daher, trotz der Fortdauer erbitterter Kämpfe, angesichts der geschilderten militärischen Lage an allen Fronten und der geringen Aussichten der Entente, ihre militärische und moralische Situation zu verbessern, nicht nur von

Digitized by Google

einem Abflauen des Krieges, somit von einem bevorstehenden militärischen Ende der Entente, sondern auch von einem politischen Ende des Krieges zu reden, dem dieser wegen Unabänderlichkeit der durch die Zentralmächte errungenen militärischen Erfolge entgegengeht. Daß noch Monate vergehen dürften, bevor dies völlig zur Tatsache wird, ändert angesichts der langen Dauer des Krieges an der Sache nur wenig.

Die Bedeutung der flandrischen Küste für die Seegeltung Deutschlands

Von

Admiral z. D. Dick

Der Ausspruch von Kant, daß die englische Nation, als Staat betrachtet, gegen fremde Staaten der verderblichste, gewaltsamste, herrschsüchtigste und kriegserregendste von allen sei, ist durch diesen Krieg von neuem in grelles Licht gesetzt worden. Die englische Politik hat unter Wiederbelebung des französischen Revanchedurstes und durch Zurückleitung der russischen Expansionsbestrebungen vom fernen Osten auf den nahen Osten unter Eduard VII. die sogenannte Einkreisung Deutschlands zustande gebracht. Sie war es, die durch Zusicherung englischer Hilfe den Zar veranlaßte, durch die russische allgemeine Mobilmachung den Stein ins Rollen zu bringen und den Krieg zu entfesseln. Vorwiegend unter ihrem Einfluß entwickelte sich dann das weitere politische Spiel, das durch den Eintritt von Japan, Italien, Portugal und Rumänien in die Zahl unsrer Feinde, die jeder wahren Neutralität spottende Haltung der Vereinigten Staaten und schließlich durch die aktive Teilnahme auch dieses Staates und vielleicht der Republik China und andrer amerikanischer Länder gekennzeichnet ist. Wahrlich eine gigantische Leistung, die aber doch nur die Fortentwicklung des Systems darstellt, das schon jahrhundertelang von den englischen Staatsmännern befolgt worden ist. Den europäischen Kontinent nicht zur Ruhe kommen lassen, ihn politisch, wirtschaftlich und finanziell schwächen und zerrütten, Uneinigkeit säen, um die Kräfte gegenseitig zu binden, eine Betätigung nach Uebersee nach Möglichkeit zu erschweren und dadurch das Aufkommen einer ebenbürtigen Macht zu verhindern, dabei selbst aber unter möglichster Fernhaltung von den Wirren des Festlandes mit Hilfe überragender Seemacht weite Kolonialgebiete einstecken und dadurch dem Handel und der industriellen Entwicklung neue Bahnen öffnen, so lautet in Anlehnung an den bekannten Nationalökonomen Alexander von Peez ungefähr die Formel, nach der die englische Politik seit dem Dreißigjährigen Krieg geleitet worden ist und die zur Aufrichtung des riesigen englischen Weltreichs geführt hat.

Mit diesem Grundsatz war natürlich auch in unsrer Zeit das Entstehen einer politischen Ordnung in der Mitte Europas, die, um mit den Worten Moltkes

Digitized by Google

über Zweck und Wesen der Reichsgründung zu sprechen, „stark genug wäre, dem Festland den Frieden zu erhalten", auf die Dauer nicht vereinbar. Um so weniger, als diese Nation vermöge ihrer natürlichen reichen Veranlagung und ihrer durch die militärische Erziehung geschulten Arbeits- und Organisationskraft sich zu einem immer stärkeren Wettbewerber auf wirtschaftlichem Gebiet entwickelte und infolgedessen zum Schutz ihrer schnell wachsenden maritimen Interessen zum Bau einer entsprechenden Flotte gedrängt wurde. Dieses Aufblühen des mit jugendlicher Kraft und Selbständigkeit auf allen Gebieten vorwärtsstrebenden Deutschen Reiches mußte mit Naturnotwendigkeit das schon bequem gewordene und infolge seiner staatlichen Struktur vielfach an veralteten Methoden klebende Großbritannien zur Gegenanstrengung auf politischem und maritimem Gebiet anspornen; es mußte die Möglichkeit eines Krieges naherücken, sobald die Gunst der Umstände dem seemächtigen Nachbarn ausreichende Sicherheit für den Erfolg zu bieten schien, sobald er also den bekannten langen dummen Kerl Bismarcks gefunden hatte. Durch die Niederschlagung Deutschlands und die damit verbundene starke Schwächung Rußlands und Frankreichs sollte dann die politische und wirtschaftliche Vormachtstellung Englands in der Welt von neuem für absehbare Zeit gesichert werden. Nur durch Aufgabe oder ganz wesentliche Einschränkung der uns durch unsre wirtschaftliche Entwicklung und unsre Volksvermehrung vorgezeichneten weltpolitischen Ziele, also mit andern Worten durch den Uebertritt in die Abhängigkeit oder Gefolgschaft Englands hätte diese Zuspitzung der Dinge verhindert werden können. So ist dieser Krieg, auch wenn er als russisch-österreichischer Krieg entbrannte, doch in seiner eigentlichen Natur nichts andres als die schon lange in der Luft liegende deutsch-englische Auseinandersetzung; als der Kampf, der darüber entscheiden soll, ob Deutschland sich als gleichberechtigte Weltmacht gegen das nach seiner Meinung zur Weltherrschaft berufene englische Herrenvolk durchsetzen kann, ob Deutschland zum Heil der Menschheit den starken und selbständigen Platz in der Welt, unabhängig von dem angelsächsisch geleiteten Kapitalismus — wie Großadmiral von Tirpitz kürzlich sagte — einnehmen wird, der ihm nach seiner von starken sittlichen Grundsätzen getragenen Kultur gebührt.

Es ist allgemein bekannt, daß der Grundgedanke des deutschen Flottenbauplanes das sog. Risikoprinzip war. Es sollte eine Flotte geschaffen werden, deren gesetzmäßig festgelegte Stärke einen Krieg auch für den seemächtigsten Gegner mit solchen Gefahren verbinde, daß dessen eigne Weltmachtstellung in Frage gestellt werde. Also lediglich als ein Verteidigungsmittel war unsre Flotte gedacht, das in wohl ähnlicher, aber doch wieder grundsätzlich verschiedener Weise wie die Armee durch die Schwerkraft seines Daseins Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung gegen Bedrohung durch neidische Gegner sicherstellen sollte. Für die Größenbemessung der Flotte war noch die Annahme maßgebend, daß dieser seemächtigste Gegner, also Großbritannien, mit Rücksicht auf seine Weltinteressen und die gesamte politische Lage dauernd gezwungen sein werde, wesentliche Teile seiner Schlachtflotte außerhalb der Heimat zu verwenden.

Digitized by Google

Die unter dem Einfluß Englands allmählich sich ändernde Weltlage hat diese Grundlage des Flottengesetzes nicht unberührt gelassen. Infolge der Verständigung mit Japan, Frankreich und Rußland, die zu verhindern unsre Politik nicht in der Lage war, konnte Großbritannien nicht nur nahezu seine gesamte kampfkräftige Seemacht in den Heimatgewässern zusammenziehen, sondern darüber hinaus auch noch besondere Verabredungen treffen, um für den Kriegsfall die Verwendung aller Ententeflotten nach einem gemeinsamen Plane sicherzustellen. Zwar wurde unsre Flotte durch die Novellen zum Flottengesetz von 1906, 1908 und 1912 verstärkt, verhältnismäßig wenig dem Umfang nach, aber doch erheblich in bezug auf innere Kraft. Im besonderen ist dabei der Uebergang zum sog. Dreadnought oder Großkampfschifftyp im unmittelbaren Anschluß an das Vorgehen Englands zu erwähnen, das dadurch in der Annahme, wir könnten diesem Schritt weder finanziell noch technisch folgen, unsre Flotte ein für allemal zu einem minderwertigen Machtmittel zu machen hoffte. Allein diese Anstrengungen waren nicht ausreichend, zumal sie in den letzten Jahren vor dem Krieg durch die angestrebte Verständigung mit England stark beeinflußt wurden, während gerade diese Zeit von England in hohem Maß für die Verstärkung seiner Flotte ausgenutzt wurde. Auch war ja das Flottengesetz vor dem Krieg noch weit von seiner Durchführung entfernt. Der Flottenbau sollte erst 1920 abgeschlossen sein.

Infolge dieser ganzen Entwicklung, also der Bündnispolitik Englands, die auch außerordentliche Anstrengungen seiner Bundesgenossen zu Lande im Gefolge hatte, und unsrer unfertigen und daher zu schwachen Flotte, war somit im Sommer 1914 das Risikoprinzip für England nur ungenügend verwirklicht. Großbritannien glaubte daher um so unbedenklicher am Kriege teilnehmen zu können, als auch mit Belgien geheime Abmachungen bestanden und unsre innerpolitischen Verhältnisse Anzeichen starker Spannungen zu bieten schienen. Lord Grey hat im Parlament ja ganz offen ausgesprochen, er glaube nicht, daß England durch Beteiligung am Kriege mehr leiden würde wie als Neutraler.

Trotzdem aber hätte England, das die zielbewußte Arbeit in unsrer Flotte und den in ihr herrschenden Geist wohl kannte, diesen Entschluß doch kaum so leichten Herzens gefaßt, wenn es nicht in der geographischen Gestaltung der Nordsee noch über einen weiteren ungeheuren Vorteil verfügt hätte.

Um sich dies klarzumachen, braucht man sich nur den Atlas anzusehen. Man bemerkt dann, daß die Nordsee, trotz ihrer verhältnismäßigen Größe und gegen die Ostsee westlich vorgeschobenen Lage, doch eigentlich auch nur ein Binnenmeer darstellt, das durch eine lange Barriere oder Mole, die großbritannischen Inseln, von dem Weltmeer abgeschlossen ist. Von den beiden Ausgängen ist der südliche durch den Aermelkanal sehr eng und deshalb leicht zu beherrschen. Die Entfernung von Calais nach Dover beträgt nur etwa 35 Kilometer, eine nach seemännischer Auffassung sehr kleine Strecke. Durch diese Straße flutet im Frieden der breite Strom des Seeverkehrs, der die östlichen Länder mit dem Ozean verbindet. Die andre Ausfahrt zwischen Norwegen und Schottland ist

Digitized by Google

zwar wesentlich breiter. Die Entfernung beträgt zwischen Norwegen und den Shetlandinseln etwa 300 Kilometer, zwischen diesen und den Orkneyinseln etwa 70 Kilometer. Aber auch diese Ausfahrt, die im Frieden wegen des bedeutend längeren Weges und der ungünstigen klimatischen Verhältnisse fast gar nicht benutzt wird, bietet einer militärischen Ueberwachung bei guter Organisation keine besonderen Schwierigkeiten, besonders da die englische Flotte auf den Orkneyinseln einen vorzüglichen Stützpunkt in der Skapa Flow-Bucht (bei Kirkwall) besitzt. Auch der seit Anfang des Jahrhunderts ausgebaute Kriegshafen Rosyth in der Nähe von Edinburg ist nicht allzu weit entfernt.

Infolge dieser Gunst der geographischen Verhältnisse schien es also für England leicht, durch Ueberwachung der beiden Ausgänge jeden Handelsverkehr von und nach der Nordsee unter Kontrolle zu halten und — allerdings unter Verletzung aller völkerrechtlichen Grundsätze — nach Belieben im eigenen Interesse zu beeinflussen. Man brauchte dafür nicht einmal wertvolle Schiffe in Ansatz zu bringen, es genügte ein Park von armierten Hilfsschiffen, denen als Stütze einige alte Kreuzer beigegeben waren. Bei der weit zurückgezogenen Lage der deutschen Nordseestützpunkte und der günstigen Seitenlage der englischen Häfen der Ostküste stellte ja jeder deutsche Vorstoß gegen die Bewachungslinien ein schwieriges und gefährliches Unternehmen dar, das den etwaigen Erfolg kaum lohnte. Die bei solchen Vorstößen etwa vernichteten Bewachungsschiffe konnten sofort durch neue ersetzt werden. England verfügte ja in seiner großen Handelsflotte über außerordentlich große Hilfsmittel. Für die Absperrung des Kanals konnte außerdem von Minen, Netzen und andern mechanischen Hindernissen Gebrauch gemacht werden.

Bei dem Völkerrecht muß ich hier noch einen Augenblick verweilen. Nach der Londoner Deklaration, die im Jahre 1909 im Anschluß an die zweite Haager Friedenskonferenz auf englische Einladung hin zustande kam und nach der einmütigen Ansicht aller Bevollmächtigten im wesentlichen dem anerkannten internationalen Recht entsprach, daher auch als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet werden mußte, darf die Blockade nur auf die feindlichen Küsten und Häfen sowie auf besetzte feindliche Gebiete ausgedehnt werden. Ferner darf relative Bannware, also Gegenstände, die sowohl für Kriegs- wie für Friedenszwecke Verwendung finden, nicht beschlagnahmt werden, wenn sie nach neutralen Häfen bestimmt ist, ganz gleichgültig, wie ihre endgültige Bestimmung sein mag. Ueber diese Grundsätze sowie über die in der Deklaration enthaltenen Bannwarenverzeichnisse haben sich England und auf sein Anstiften auch unsere übrigen Feinde glatt hinweggesetzt. Wenn England auch bei Beginn des Krieges die Londoner Erklärung noch nicht bestätigt hatte und in dieser Beziehung diplomatische Verhandlungen schwebten, so kann dies doch nichts daran ändern, daß wir es hier mit einem Vorgehen zu tun haben, welches aller modernen Kultur und den seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts vorhandenen Bestrebungen, das Seerecht den fortgeschrittenen Auffassungen anzupassen, Hohn spricht. Wir konnten ein solches barbarisches Vorgehen, das einen Rückfall in die schlimmsten

Digitized by Google

Zeiten englischer Seewillkür darstellt, um so weniger erwarten, als auch die Vereinigten Staaten von jeher Vorkämpfer für eine Verbesserung des Seerechts gewesen waren und als zwischen diesem Land und Deutschland überaus lebhafte Handelsbeziehungen bestanden. Man mußte annehmen, daß die Vereinigten Staaten sich eine derartige völkerrechtswidrige Blockade und Aushungerung Deutschlands nicht gefallen lassen würden. Wie bekannt, ist es anders gekommen. Zwar hat der Präsident Wilson die Blockade mit scharfen Worten als ungesetzlich und nicht zu verteidigen gebrandmarkt, aber auf der andern Seite hat er sie ebenso wie alle sonstigen barbarischen Schritte Englands tatsächlich ruhig hingenommen. Dieser Verlauf der Ereignisse ist in Verbindung mit den ungeheuren Munitionslieferungen, in deren Dienst sich alsbald die ganzen Vereinigten Staaten stellten, meines Erachtens ein klarer Beweis, daß höchstwahrscheinlich schon vor dem Kriege, sicher aber bald nach seinem Beginn geheime Abmachungen zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten getroffen worden sind. Die Verhältnisse im Stillen Ozean haben dazu wahrscheinlich Veranlassung gegeben. Für den Verlust seines Handels mit Deutschland und dessen Bundesgenossen wurden die Vereinigten Staaten aber durch die riesenhaften Kriegsmateriallieferungen an die Entente mehr als entschädigt.

Wie dem nun auch sein mag, England konnte jedenfalls uns gegenüber unter Duldung Amerikas und Ausnutzung seiner geographischen Vorteile die Erdrosselung aus der Ferne wählen, ein Verfahren, bei dem seine große kostbare Flotte sich aus der deutschen Bucht fernhalten konnte und völlige Freiheit des Handelns genoß. England wollte seine Flotte, diese starke Stütze seiner Politik, offenbar ganz bewußt schonen und nur sehr günstige Gelegenheiten zum Schlagen ausnutzen, bei denen ein leichter Sieg ihm gewiß schien. Das Vorgehen gegen die deutsche Bucht hätte zweifellos zu großen Verlusten geführt, denn dieses Kampffeld war unsrer Flotte infolge der langjährigen Uebungen aufs genaueste vertraut, und Offiziere und Mannschaften brannten darauf, ihr Können zu zeigen. Auch die Beschießungen der englischen Ostküste durch unsre Flotte und die Skagerrakschlacht, die infolge der Entschlußkraft unsres Flottenchefs zweifellos gegen den Willen des englischen Flottenchefs zustande kam und natürlich in einen großartigen englischen Sieg umgelogen worden ist, haben an diesem Defensivsystem nichts ändern können. Im Gegenteil ist es nach der Skagerrakschlacht noch ausgeprägter in die Erscheinung getreten, denn in ihr zeigten sich ja schlagend die hohen Eigenschaften unseres herrlichen Personals, die Ueberlegenheit unsrer Munition und die bessere Unterwasserkonstruktion unsrer Großkampfschiffe. Die Erkenntnis dieser Umstände hat den englischen Admiral a. D. Morsty im „Manchester Guardian“ die Worte schreiben lassen: „Müssen wir uns noch einmal der fürchterlichen Gefahr aussetzen? Verlangt das Ansehen unsrer Flotte noch einen weiteren Beweis? Ich denke, nein! Der Feind muß uns in unsern Gewässern aufsuchen, wenn er schlagen will.“ Auch der frühere Marineminister Churchill hat es ja im „London Magazine“ ganz offen ausgesprochen: „Ohne Schlacht haben wir alles, was die siegreiche Schlacht uns

Digitized by Google

geben könnte. Sache der deutschen Flotte ist es, die große Flotte in ihren Gewässern aufzusuchen. Wenn die deutsche Flotte das nicht wagt, so ist es, weil sie sich nicht stark genug fühlt."

Wie mußte nun dieses Verfahren auf die Tätigkeit unsrer Flotte einwirken? Betrachtet man wiederum die Karte, so sieht man zunächst, daß die deutsche Nordseeküste den innersten südöstlichen Winkel des von der Nordsee gebildeten Parallelogramms bildet und von nur bescheidener Ausdehnung ist. Sie erstreckt sich von der Insel Röm im Norden bis zur Ems im Westen. Weiter bemerkt man, daß unsre Küste von den im Nordseegebiet in Betracht kommenden Gegnern England und Frankreich weit entfernt ist, und daß alle wichtigen, für die Betätigung unsrer Kriegsflotte vorhandenen Anlagen, die Kriegshäfen von Helgoland und Wilhelmshaven sowie der Westausgang des Kaiser-Wilhelm-Kanals, sich auf ein kleines Gebiet in der Ecke unsres Küstendreiecks zusammendrängen. Nimmt man dazu noch die für uns so ungünstigen Wassergrenzen der Nordsee im Norden und Westen, unter deren rücksichtsloser Abschließung wir nun schon $2^3/_4$ Jahre leiden, so haben wir ein volles Bild der Stiefmütterlichkeit, mit der uns das Schicksal in maritimer Beziehung bedacht hat.

Weiter müssen die Entfernungen in Betracht gezogen werden. Von Helgoland nach der Themse und Dover sind es etwa 600 Kilometer, nach dem Firth of Forth etwa 700 Kilometer, während die Entfernung von der Ems nach der Themse und Dover etwa 500 Kilometer, diejenige vom Lister Tief (am Nordende der Insel Sylt) nach dem Firth of Forth etwa 700 Kilometer beträgt. Die Ems und das Lister Tief kommen als Stützpunkte für leichte Streitkräfte in Frage. Zum Durchfahren dieser Strecken brauchen deutsche Flottenteile bei hoher Geschwindigkeit 16 bis 22 Stunden. Unsre Flotte muß also, wenn sie dem jetzigen strategischen Verhalten Großbritanniens gegenüber zur Geltung kommen, also überhaupt Gelegenheit haben will, die feindliche Flotte durch direkten Angriff zu schädigen, weite Vorstöße bis in die englischen Gewässer oder an die englischen Küsten unternehmen und dort nötigenfalls so lange kreuzen, bis es dem Feind gefällt zu erscheinen.

Es liegt auf der Hand und wird ja eigentlich schon schlagend durch die vorhin genannten englischen Aussprüche bewiesen, daß für die weit schwächere Flotte eine solche strategische Offensive, die weitab von den eignen Stützpunkten führt und der Hin- und Rückmarsch an eine ganz bestimmte, dem Feind bekannte Richtung gebunden ist, nicht in Betracht kommen kann. Der Befehlshaber muß trotz aller Schlüsse, die er aus dem Verhalten des Feindes glaubt ziehen zu können, doch immer damit rechnen, daß stark überlegene feindliche Kräfte ihm entweder sofort entgegentreten oder daß er erst durch den Kleinkrieg mit Torpedobooten, Unterseebooten und Minen bei Tag und Nacht geschädigt und im Anschluß daran zu einer Schlacht in großer Entfernung von seinen Häfen gezwungen wird. In einem solchen Fall würde aber, auch wenn er keine Niederlage erleidet, der Rückmarsch, der wegen seiner vielfach havarierten Schiffe nur mit mäßiger Geschwindigkeit ausgeführt werden könnte, besonders wegen der

Digitized by Google

Torpedoboots- und Unterseebootsgefahr, außerordentlich schwierig sein. Der Fall des Schlachtkreuzers „Lützow" hat ja die Schwierigkeit der Bergung eines schwer havarierten Schiffes, das sich weit von seiner Basis befindet, klar gezeigt. Dazu kommt noch, daß die Ausfahrt unsrer Flotte aus dem Dreieck der deutschen Bucht, eben weil es sich um ganz bestimmte Richtungen handelt, durch feindliche U-Boote leicht beobachtet und funkentelegraphisch gemeldet werden kann, daß der Feind sich also auf unsre Unternehmungen einrichten kann. Auch die schnell wechselnden Sichtigkeitsverhältnisse der Nordsee sind von Bedeutung. Mit Rücksicht hierauf mußte die Kriegsleitung unsrer Hochseeflotte aus wohlerwogenen militärischen und politischen Gesichtspunkten Zurückhaltung und Vorsicht auferlegen. Die Lage des Flottenchefs und seiner Offiziere und Mannschaften war und ist also nicht leicht, zumal da bei der Armee der fortgesetzte Kampf an der Tagesordnung ist. Wenn trotzdem in den schnellen und mehr blitzartig ausgeführten Vorstößen nach der englischen Küste und in der Skagerrakschlacht herrliche Erfolge erzielt worden sind, so ist das ein Beweis nicht nur der Entschlußkraft der Führer, sondern auch des ausgezeichneten Zusammenarbeitens der einzelnen Teile der Flotte.

Aber damit sind die Leistungen unsrer Hochseeflotte an sich noch keineswegs erschöpft. Durch das Schwergewicht ihres Daseins hat sie die Dardanellenverteidigung wesentlich erleichtert, indem sie das Gros der englischen Flotte an die Heimat band; lediglich durch ihr Vorhandensein ermöglicht sie unsern U-Bootkrieg, indem sie die englische Flotte von unsern Küsten fernhält, und schützt sie Holland und die nordischen Neutralen vor einer direkten Bedrohung durch die feindlichen Schiffe und damit vor einem Schicksal, wie es Griechenland zuteil geworden ist. Darüber muß man sich durchaus klar werden, wenn man die Bedeutung der Hochseeflotte richtig einschätzen will. Außerordentlich bemerkenswert ist nach dieser Richtung auch folgende Bemerkung des früheren ersten Seelords der englischen Admiralität, Lord Fisher, die er zu Beginn des Jahres 1915 in einer das Dardanellenunternehmen betreffenden Denkschrift gemacht hat: „Solange die deutsche Hochseeflotte ihre gegenwärtige große Stärke und ausgezeichnete Schießtüchtigkeit besitzt, solange ist es für uns geboten und wirklich eine Lebenssache, daß die englische Flotte sich auf keinerlei Unternehmung einläßt, die ihre bestehende Ueberlegenheit beeinträchtigen könnte. Diese Ueberlegenheit ist durchaus nicht zu groß angesichts der bereits erlittenen schweren Verluste an wertvollen Schiffen wie unschätzbaren Offizieren und Mannschaften, die während der Kriegszeit nicht ersetzt werden können (worin sich die Flotte so wesentlich vom Heere unterscheidet).

Selbst die älteren Schiffe sollten nicht aufs Spiel gesetzt werden; denn man kann sie nicht verlieren ohne Einbuße auch an Mannschaften, und sie bieten die einzige Reserve hinter der großen Flotte."

Die Möglichkeit der direkten Betätigung der Hochseeflotte erhält aber ein ganz andres und sehr viel vorteilhafteres Gesicht, wenn man sich unsre Seegeltung durch die flandrische Küste erweitert denkt. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir uns dann in größter Nähe der Themse und des Aermelkanals

Digitized by Google

befinden und dadurch eine unmittelbare starke Bedrohung Englands an einer seiner empfindlichsten Stellen ausüben können. Die Themse hat ja nicht nur als Hauptzufuhrstraße von England, sondern auch als Kriegshafen Bedeutung. Auch Dover, Portsmouth und Plymouth, und auf französischer Seite Dunkerque, Calais, Le Havre und Cherbourg sind hier zu nennen.

Schon jetzt hat uns in dieser Beziehung die flandrische Küste sehr wertvolle Dienste geleistet, obschon Zeebrügge und Brügge mit ihren nur auf beschränkten Handelsverkehr zugeschnittenen Einrichtungen in keiner Weise die Eigenschaften eines Stützpunktes für eine Kriegsflotte besaßen. Es mußten unter dem Druck der Verhältnisse deshalb behelfsmäßige Anlagen geschaffen werden, die in der Hauptsache nur für die im Kriege mit Hilfe sofort greifbarer Kleinmotoren gebauten kleinen U-Boote, für kleine Torpedoboote und für Wasser- und Landflugzeuge und eine beschränkte Zahl großer Torpedoboote ausreichen. Diese Streitkräfte haben sich aber fortgesetzt in hervorragender Weise in Angriff und in der Abwehr betätigt und besonders der feindlichen Handelsschiffahrt großen Schaden zugefügt. Der Anteil der auf Zeebrügge basierten kleinen U-Boote an dem versenkten feindlichen Frachtraum ist bedeutender, als die Oeffentlichkeit im allgemeinen annimmt. Auch für den jetzigen U-Bootkrieg ist Zeebrügge mit Brügge von sehr großer Bedeutung. Wie sehr England diesen fortwährenden Druck gespürt hat, geht aus den häufigen Angriffen hervor, welche die englische Flotte mit Hilfe besonders gebauter, sehr stark armierter und gepanzerter Fahrzeuge geringen Tiefgangs und durch Flugzeuge gegen Zeebrügge und Brügge unternommen hat. Der Zweck dieser Unternehmungen war immer, die maritimen Einrichtungen Zeebrügges und Brügges zu zerstören und diese Orte dadurch als Stützpunkte für unsre U-Boote unbrauchbar zu machen. Erfolge sind allerdings dank der umfangreichen Abwehrmaßnahmen in Gestalt von Küstenbefestigungen, Flugzeugabwehrbatterien u. dgl. nicht erreicht worden. Auch im englischen Parlament und in der englischen Presse hat man sich häufig in klagenden Worten mit Zeebrügge beschäftigt und besonders nach Beginn des rücksichtslosen U-Bootkrieges die Zerstörung dieses Piratennestes verlangt.

Ist nun an der flandrischen Küste ein gut ausgebauter maritimer Stützpunkt vorhanden und sind schon im Frieden entsprechende Seestreitkräfte dort stationiert, so eröffnen sich ganz andre Aussichten. Gerade dieses Seegebiet ist wegen der Nähe der feindlichen Angriffsobjekte und seiner beschränkten Ausdehnung für Unternehmungen aller Art und das Zusammenwirken von Ueberwasserschiffen, U-Booten und Flugzeugen außerordentlich geeignet. Alle Möglichkeiten, die Seestreitkräften bei Tag und bei Nacht in handstreichartigen oder größer angelegten Unternehmungen offen stehen, können daher in weitgehendem Umfang ausgenutzt werden. Im besondern ist auch zu beachten, daß Aufklärungsmeldungen der Flugzeuge, U-Boote, Torpedoboote usw. über feindliche Bewegungen, Auslegen von Netzen und Minen sofort und schnell ausgenutzt werden können, während dies von Wilhelmshaven aus nicht möglich ist. Eine Absperrung des Kanals, wie sie in diesem Kriege durch Netze, Minen und andre mechanische Hilfsmittel sehr wirk-

Digitized by Google

sam stattgefunden hat, ist nicht mehr möglich, und der Transport von Truppen und Kriegsmaterial über den Kanal nach Frankreich ist dauernd in hohem Maße gefährdet.

Aber auch für die Flottenunternehmungen aus der deutschen Bucht heraus entsteht ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Einmal sind dem Flottenchef die von Flandern aus erhaltenen Nachrichten über die Aufklärungsergebnisse der dortigen Seestreitkräfte sowie über die Witterungsverhältnisse der westlichen Nordsee, die häufig von derjenigen der östlichen Nordsee ganz verschieden sind, unter allen Umständen von wesentlichem Wert. Sie können sogar seine Entschlüsse entscheidend beeinflussen. Dann aber, und das ist vielleicht der wesentlichste Punkt, lassen sich zahlreiche Fälle denken, in denen ein direktes Zusammenarbeiten zwischen den Seestreitkräften der deutschen Bucht und denjenigen von Flandern nach gemeinsamem Plan möglich und vorteilhaft ist. Der Flottenchef wird also in seinen Plänen erheblich freier, er kann großzügiger arbeiten und bei Wahrung der nötigen Vorsicht kühnere Kombinationen in Betracht ziehen. Nicht zu vergessen ist auch, daß die flandrische Küste für die Ortsbestimmung unsrer Luftschiffe von großem Vorteil ist.

In allen diesen Beziehungen hat der Krieg wertvolle Erfahrungen und reiche Anregungen geliefert. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß es unter den Seeoffizieren in Flandern und den Admiralen und Kommandanten der Flotte nicht einen einzigen gibt, der nicht von dem außerordentlichen Wert der flandrischen Küste für unsere Seegeltung voll überzeugt ist und ihre Beherrschung als eine Lebensbedingung für Deutschland ansieht.

Als weiterer Vorteil eines gutausgebauten Stützpunktes in Flandern für unsre Seekriegführung wäre schließlich noch zu nennen, daß Schiffe, die im westlichen Teil der Nordsee havariert oder abgedrängt worden sind, natürlich mehr Aussicht auf sicheres Einlaufen haben, wenn ihnen auch noch ein westlich gelegener Rückzugweg offen steht. Auch in dieser Beziehung liegen ja durch unsre Torpedobootsvorstöße schon Erfahrungen vor. Auch für unsere großen U-Boote, die wegen ihres weiten Fahrbereichs und ihrer hohen technischen Durchbildung über ein hohes Maß von Selbständigkeit verfügen, kann unter Umständen ein so weit vorgeschobener Stützpunkt doch sehr nützlich sein.

Die technische Möglichkeit, Zeebrügge und Brügge in erforderlichem Umfang auszubauen, ist durchaus vorhanden. Das Fahrwasser ist stetig und der Baggerung einer selbst für Schlachtschiffe ausreichenden Fahrrinne durch die Sande steht nichts im Wege. Allerdings hat der Hafen von Zeebrügge unter Sandablagerungen zu leiden. Aber auch, wenn man das durch Beeinflussung der Strömung nicht beheben könnte — wir haben auf diesem Gebiete durch die Regulierung des Jadefahrwassers große Erfahrung —, würde es sich nur um regelmäßige Baggerung handeln, wie diese ja auch in den Einfahrten von Wilhelmshaven erforderlich ist. Das Gelände zwischen Zeebrügge und Brügge ist für Tiefbauarbeiten günstig. Die jetzige Seeschleuse von Zeebrügge ist 20 Meter breit und 150 Meter lang, reicht also für die heutigen kleinen Kreuzer gerade noch aus. Aber auch wenn man sofort den Bau einer neuen größeren Schleuse für

Digitized by Google

erforderlich hält — schon im Interesse der Sicherheit würde das nicht zu umgehen sein —, sind die Kosten eines solchen Hafenbaues verhältnismäßig gering. Mit den Kosten eines Schlachtschiffes würde man voraussichtlich die einmaligen Bedürfnisse im wesentlichen befriedigen können.

Daß die Beherrschung der flandrischen Küste durch die Marine auch für die Armee als Flankendeckung des Aufmarschgeländes gegen Frankreich von hohem Wert ist, bedarf keiner näheren Begründung. Man braucht sich ja nur vorzustellen, wie anders sich unsere gesamte Lage hätte gestalten können, wenn unser blitzschneller Einmarsch in Belgien nicht die englischen Landungspläne und alle diesbezüglichen Verabredungen mit Frankreich und Belgien zunächst über den Haufen geworfen hätte. Ich erinnere dabei auch an ein Wort von Kitchener, daß die englische Grenze auf der Linie Namur—Lüttich liege. Die etwaigen Folgen für unser niederrheinisches Industriegebiet brauche ich nur anzudeuten. Ich muß hier noch ein Wort über Dunkerque, Calais und Boulogne einschalten.

Natürlich wären auch diese Orte für uns militärisch von Wert. Für Calais käme noch in Betracht, daß wir durch seinen Besitz den Kanaltunnelbau unmöglich machen könnten. Allein wir haben diese Orte nicht im Besitz, und es ist auch sehr zweifelhaft, ob ein siegreicher Friedensschluß sie uns verschaffen könnte. Man darf den Bogen auch nicht überspannen, denn wir haben ja auch noch an andere wichtige Forderungen in Europa und in Uebersee zu denken und können auch unsern türkischen Bundesgenossen England gegenüber nicht im Stiche lassen. Ich meine aber auch, daß wir die genannten Orte entbehren können, wenn wir Flandern besitzen, besonders auch mit Rücksicht auf die dadurch entstehende Veränderung der ganzen militärischen und politischen Situation, auf die ich noch zu sprechen komme. Den Kanaltunnel wird man auch durch Sprengung vom U-Boot aus unbrauchbar machen können.

Betrachtet man die durch unsere Beherrschung der flandrischen Küste entstehende Veränderung der militärischen Lage nun vom Standpunkt Großbritanniens aus, so ergibt sich ohne weiteres, daß sie einen tiefgehenden Einfluß auf seine Seestrategie haben muß. Die Notwendigkeit, gegen die vorhin genannten Unternehmungen von Flandern aus stetig gerüstet zu sein, zwingt es zu dauernder Bereitstellung starker Seestreitkräfte im Süden, die für eine andere Verwendung nicht in Betracht kommen. Wenn dadurch allein schon die gesamte Verwendung der englischen Flotte stark beeinflußt wird, so gilt dies nicht weniger von den Rücksichten, die der britischen Seekriegsleitung durch die Möglichkeit des Zusammenwirkens zwischen unseren auf Flandern und die deutsche Bucht sich stützenden Flottenteilen auferlegt werden. Die englische Flotte wird also durch Flandern in weitgehendem Maße in unseren Bann gezwungen. Eine Zurückhaltung der Flotte, wie sie jetzt aus wohldurchdachten Gründen geübt wird, ist außerordentlich erschwert, und England muß mit dauernden ernsthaften Kämpfen und als Folge davon auch mit starken Verlusten rechnen. Das Risiko, das unsere Flotte nach dem Flottengesetz darstellen soll, tritt dann trotz Nordseegestaltung und Völkerrechtswillkür wieder scharf in die Erscheinung.

Digitized by Google

Ich komme damit zur allgemeinen Seite der Flandernfrage. Deutschland bedarf, um sich als Großmacht in der Welt zu behaupten und seine berechtigten weltpolitischen Ziele weiter verfolgen zu können, auch bei friedliebendster Politik eines starken Rückhalts, einer stark gefestigten Stellung nicht nur zu Lande, sondern auch zu Wasser. Gerade dieser Krieg, in dem jetzt nahezu die ganze Welt gegen uns und unsere Bundesgenossen, aber ganz zweifellos in erster Linie gegen uns, als stärkste Stütze des Vierbundes, zusammengeschlossen ist, hat uns über die Bedeutung der Seegeltung und die Ungunst unsrer Küstengestaltung, die den Zutritt zum Weltmeer von Englands Gnade abhängig macht, handgreiflich die Augen geöffnet. Der vielfach ausgesprochene Gedanke, daß wir ja in dem Unterseeboot das Mittel hätten, um England in Zukunft von einem Krieg gegen uns abzuhalten, entbehrt der Begründung. Wohl haben wir die Gewißheit, daß wir heute durch unsre U-Boote, die in weitsichtiger Weise von dem langjährigen Staatssekretär des Reichsmarineamts von vornherein für die Hochseeverwendung entwickelt wurden, bei zäher Weiterführung des Krieges Großbritannien in absehbarer Zeit zu einem für uns brauchbaren Frieden zwingen können. Aber auch für die Zukunft mit diesem Zustand zu rechnen, wäre überaus leichtfertig und widerspräche jeder technischen Erfahrung. Noch stets ist ein einseitiger militärtechnischer Fortschritt durch die Gegentechnik seiner Uebermacht entkleidet worden. Ich stimme in dieser Beziehung den Aeußerungen von Lloyd George in seiner letzten Guildhallrede durchaus zu, daß er noch niemals einem unlöslichen menschlichen Problem begegnet sei. Außerdem wird sich aber natürlich Großbritannien, das sich seiner wirtschaftlichen Schwächen und der heutigen Nachteile seiner Inselage voll bewußt geworden ist, für die Zukunft ganz anders sicherstellen. Die Bemühungen nach Begründung einer neuen englischen Landwirtschaft, die Bestrebungen, Industrie und Handel mit Hilfe des durch die brutalsten Mittel gewonnenen Ueberblicks über Art und Organisation des Weltwettbewerbs sowie Aenderung des ganzen Erziehungssystems auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, sind dafür einwandsfreie Beweise. An die Stelle des vorübergehenden technischen Vorteils müssen wir also durch Verbesserung unsrer Küstengestaltung, durch Vorschieben unsrer Seegeltung bis an den Kanal etwas Bleibendes setzen, das seiner ganzen Natur nach durch die Entwicklung der Technik nicht überholt werden kann. Der dem Flottengesetz zugrunde liegende Risikogedanke verteilt sich dann gewissermaßen auf die flandrische Küste und die Hochseeflotte. Beide wirken, sich gegenseitig ergänzend und stützend, in demselben Sinne. Während wir ohne die flandrische Küste ein ausreichendes Risiko infolge der sehr viel schwierigeren Verwendung unsrer Seestreitkräfte nur durch eine Flotte herbeiführen könnten, die auch zur strategischen Offensive gegen England befähigt ist, kann mit ihr der Gedanke bestehen bleiben, daß unsre Flotte in bezug auf ihre Größe nur einen bestimmten, ausreichend bemessenen Bruchteil der englischen auszumachen braucht. Dieser Gesichtspunkt ist wohl zu beachten. Landanlagen sind immer billiger als Schiffe und können ohne Schwierigkeit weiter ausgestaltet und verbessert werden.

Digitized by Google

Aber es kommt noch ein sehr viel wichtigerer Gesichtspunkt hinzu. Beherrscht die Marine die flandrische Küste, beherrscht die Armee das belgische Aufmarschgebiet, so wird infolge der dadurch entstandenen Aenderung der maritimen und landmilitärischen Lage unsre ganze Machtstellung außerordentlich verstärkt. Und zwar nicht nur England und Frankreich gegenüber, sondern auch nach Osten bis nach Japan hin und über den Atlantischen Ozean hinaus nach Westen bis zu den Vereinigten Staaten, mit einem Wort also in der ganzen Welt. England und Frankreich werden in ihrer Weltbedeutung und ihrer auf politische Umwälzungen gerichteten Handlungsfreiheit geschwächt, wir aber gewinnen dadurch in demselben Maße an weltpolitischer Anziehungskraft und Gewicht. Indirekt wird unsre Macht durch den Druck auf England auch den Vereinigten Staaten fühlbar. Die Lösung der belgischen Frage in einem für uns günstigen Sinne verleiht also der Welt ein neues Gepräge und schafft für unsre äußere Politik eine ganz neue Grundlage. Die Rückwirkung auf die Sicherheit von kolonialem Besitz, der sonst weiter von Englands Gnaden abhängig wäre, auf die Stärkung und Sicherung des überseeischen Handels brauche ich nur anzudeuten. Wir erhalten dann die Möglichkeit, der Welt als wirklicher starker Friedenshort zu dienen und dafür zu sorgen, daß ein neues, den heutigen Kulturbegriffen entsprechendes Völkerrecht nicht nur entsteht, sondern auch die Feuerprobe des Krieges aushalten kann. Ich erinnere hierbei an den Ausspruch des Völkerrechtslehrers Triepel: „Wem es gelingt, Englands Macht zu brechen, der wird dem Völkerrecht eine neue Gasse bahnen." Hüten wir uns also vor dem Gedanken, daß etwa internationale Verträge uns Sicherheit bieten könnten, sondern halten wir fest, daß nur ein gestärktes Deutsches Reich mit entsprechender Seegeltung uns selbst, unsern Bundesgenossen und damit auch allen kleinen Staaten eine gesunde Lebensmöglichkeit zu bieten vermag. Für dies alles ist aber die befriedigende Lösung der belgischen Frage von höchster Bedeutung. Wir müssen England durch unsre Macht den Glauben nehmen, daß der Himmel ihm für alle Ewigkeit die Vorherrschaft auf der See und damit auch die Vormachtstellung in der Welt anvertraut habe.

Nun wird von andrer Seite der Gedanke, uns nicht auf unsre augenblickliche technische Ueberlegenheit in der U-Bootswaffe zu verlassen, sondern Geographie gegen Geographie zu setzen, zwar auch vertreten, aber an Stelle von Flandern wird Aegypten als die Stelle bezeichnet, auf deren Bedrohung unsre Zukunftsaufgabe gerichtet sein müsse. Es kann ja keinem Zweifel unterliegen, daß Aegypten und im besonderen das Gebiet des Suezkanals außerordentlich wichtige Punkte des britischen Weltreichs sind. Bismarck hat z. B. in dieser Beziehung nach dem Tagebuch von Moritz Busch im Jahre 1882 gesagt: „England hat Aegypten so nötig wie das liebe Brot, wegen des Suezkanals, der nächsten Verbindungslinie zwischen der östlichen Hälfte des Reichs und der westlichen. Der ist wie der Nerv im Genick, der das Rückgrat mit dem Gehirn verbindet." Außerdem ist ja allgemein bekannt, daß der große leitende Gedanke der englischen Ausdehnungspolitik vor dem Kriege auf eine Zusammenschließung von Südafrika

Digitized by Google

und Aegypten einerseits und Indien und Aegypten anderseits hinzielte. Auch im Kriege hat England dieses Ziel zäh im Auge behalten. Seine Unternehmungen in Mesopotamien, Arabien und gegen Palästina legen dafür Zeugnis ab. Aber trotzdem müssen wir an Flandern festhalten. Selbst wenn, wie wir natürlich alle hoffen und annehmen, unser Bündnis mit der Türkei ein dauerndes sein wird, ist die Bedrohung Aegyptens und des Suezkanals nicht leicht, weil England das Suezkanalgebiet während des Krieges außerordentlich stark befestigt hat und auch in Zukunft auf die Stärkung dieser Stellung das größte Gewicht legen wird. Dazu kommt, daß doch nur unser Bundesgenosse an Aegypten grenzt, das Land also unserm direkten Machtbereich entrückt ist. Flandern aber liegt vor unsrer Tür und ist in unsrer Hand, und durch die Beherrschung von Flandern drücken wir indirekt auch auf Aegypten. Wir dürfen also unmöglich die reale Gegenwartsgarantie in Gestalt von Flandern gegen die Zukunftsmöglichkeit in Form von Aegypten austauschen. Ich sehe hierbei ganz ab von dem Wert, den Flandern mit seinen noch ungehobenen großen Bodenschätzen für unsre Industrie und unsern Handel besitzt, sowie von der Bedeutung Antwerpens als Ausfuhrhafen für unser rheinisches Industriegebiet und als Anlaufhafen für unsre überseeischen Passagierdampfer, denen ja Southampton und Cherbourg aus mehrfachen Gründen nicht mehr genehm sein werden. Auch diese Fragen sind von außerordentlicher Bedeutung für die Wiedererstarkung von Industrie und Handel nach den im Kriege erlittenen schweren Verlusten. Ich meine, daß wir nur mit Flandern unsre wirtschaftliche Position gegen England und Amerika behaupten können.

Ueber die weitgehende Bedeutung einer Beherrschung der flandrischen Küste durch Deutschland ist sich aber natürlich auch Großbritannien durchaus im klaren. Das heutige Belgien ist von englischen Staatsmännern seit dem Ausgang des Mittelalters als Glacis von England betrachtet worden, und die englische Politik war von dieser Zeit ab immer sorgfältig bemüht, das politisch und wirtschaftlich wichtige Land nicht in die Hand einer starken Festlandsmacht kommen zu lassen. Als solche galt nach dem Ende der spanischen Herrschaft in erster Linie Frankreich, und auch der Vertrag von 1830, dem Belgien sein Dasein als selbständiger Staat verdankte, war hauptsächlich gegen Frankreich gerichtet. Wir müssen uns daher darüber klar sein, daß England, auch wenn es unter der Wirkung des U-Bootkrieges um Frieden nachsucht, mit Hilfe seines Bundesgenossen Amerika unter dem Schlagwort des Schutzes der kleinen Staaten alle Hebel in Bewegung setzen wird, um die angebliche Selbständigkeit Belgiens wiederherzustellen. Zugeständnisse auf kolonialem Gebiet werden dabei voraussichtlich eine Hauptrolle spielen. Aber allen solchen Versuchen müssen wir mit eisernem Willen entgegentreten, denn gerade diese auch bisher schon gezeigte Hartnäckigkeit in bezug auf Belgien beweist am besten seinen Wert für uns. Die Wiederherstellung Belgiens in seinen früheren Zustand würde nichts andres bedeuten, als daß wir uns gegen England nicht haben durchsetzen können, denn in der belgischen Frage siegt entweder England oder wir. Nur ein Belgien, das unter unserm politischen, mili-

Digitized by Google

tärischen und wirtschaftlichen Einfluß steht, gibt uns die nötige Ellbogenfreiheit und bietet die Gewähr, daß die wirtschaftspolitischen Abmachungen, die im Friedensvertrag zum Wiederaufbau unsrer Industrie und unsers Handels festgelegt werden müssen, auch wirklich eingehalten werden. Die Vorherrschaft in Belgien bildet im Verein mit einer befriedigenden Lösung der übrigen Kriegszielfragen nur die folgerichtige Fortsetzung unsrer Politik, die wir unter dem Drang der Verhältnisse seit zwei Jahrzehnten getrieben haben und die auf friedlichem Wege nicht zum Ziel gelangen konnte. Eine solche Lösung sichert aber auch gleichzeitig das Werk von Bismarck, indem sie dem Reich eine bessere kontinentale und damit auch eine bessere weltpolitische Grundlage gibt.

Der Eintritt der Vereinigten Staaten in den Kreis unsrer Feinde kann an dieser Betrachtung nichts ändern. Nicht nur zu Lande, sondern auch zur See können wir allen etwaigen Folgen dieses Ereignisses mit Ruhe entgegensehen. Ich brauche in dieser Beziehung nur an die bekannten Aussprüche Hindenburgs zu erinnern. Bleiben aber unsre Fronten zu Lande unüberwindlich und bringt der U-Bootkrieg das Ergebnis, das wir von ihm bei zäher und undurchlöcherter Durchführung in absehbarer Zeit mit Sicherheit erwarten, so muß sich auch Amerika unsern Forderungen fügen. Mit dem Zusammenbruch Englands stürzt der ganze Vierbund in sich zusammen, und eine Fortsetzung des Krieges durch Amerika allein wäre weiter nichts als ein Schlag in die Luft. Aber gerade durch den Beitritt Amerikas auf die Seite unsrer Feinde wird eine für uns günstige Lösung der belgischen Frage nur noch dringender, weil unser Druck auf England die einzige Gegenwirkung darstellt, die wir diesen für absehbare Zeit verbündeten Ländern gegenüber ausüben können.

Mögen also die ruhmreichen verbündeten Armeen und die herrlichen, von der Flotte gestützten U-Boote in Verbindung mit dem ungetrübten zähen Siegeswillen und einem gesunden politischen Sinn unsers Volkes daheim in absehbarer Zeit einen vollen Sieg über unsre europäischen Feinde und damit auch über die Vereinigten Staaten erringen. Möge der letzte Milliardensieg dafür ein gutes Vorzeichen sein. Möge aber auch der dann folgende diplomatische Kampf seiner Aufgabe, die militärischen Erfolge politisch auszumünzen, voll gewachsen sein, und möge es ihm gelingen, die Zukunft Deutschlands und seiner Bundesgenossen einwandfrei sicherzustellen. Nur dann verwirklicht sich das vom Reichskanzler am 27. Februar gesprochene Wort: „Es gibt nur eine Forderung des Tages: kämpfen und siegen, um einen dauerhaften Frieden zu erringen, der uns Entschädigung gewährt für alle erlittene Unbill und der einem starken Deutschland ein gesichertes Dasein und eine gesicherte Zukunft bietet." Nur dann trifft auch zu, was Fürst Bülow in seiner deutschen Politik erhofft, wenn er sagt: „Wie der Charakter der Engländer nun einmal ist, und nachdem wir zum erstenmal im Lauf der Weltgeschichte mit England in Krieg geraten sind, hängt unsre Zukunft davon ab, daß wir unter gleich rücksichtsloser Einsetzung aller Kräfte und Mittel den Sieg erringen und freie Bahn gewinnen. Wir haben nach einem vom deutschen Volk mit unvergleichlichem Heroismus, aber auch mit furchtbaren

Digitized by Google

Opfern gegen die halbe Welt geführten Krieg das Recht und die Pflicht, mit der eignen Sicherheit und Unabhängigkeit zur See wirklich ausreichende und vor allem reale Gewähr für die Freiheit der Meere, für die fernere Erfüllung unsrer weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Aufgaben zu erlangen. Wie in dieser Beziehung das große Ringen ausgeht, wird entscheidend sein für das Gesamtergebnis und die Gesamtbeurteilung des ganzen Krieges."

Ich für meine Person bin der Ansicht, daß bei dieser Gesamtbeurteilung die Lösung der belgischen Frage mit an erster, vielleicht sogar an allererster Stelle stehen wird, denn Seegeltung und Weltgeltung sind dem Sinne nach völlig gleichwertige Begriffe.

Geistige Wirkungen des Krieges

Von

Universitätsprofessor Dr. Otto Freiherr von der Pfordten (Straßburg)

Nicht die vielumstrittene Frage, ob der Krieg an sich ein Gut oder ein Uebel ist, noch ob man Kriege führen soll oder nicht, bildet den Inhalt der folgenden knappen Erwägungen, sondern wie er wirkt, wenn er nun einmal stattthat. Etwas davon spürt ja in dieser Zeit jeder, und der ungeheure Kampf ist zwar noch nicht zu Ende, dauert aber doch schon lange genug, daß sich einiges darüber sagen läßt; nicht allerdings über mögliche noch ungeahnte Nachwirkungen, die sich erst nach Friedensschluß herausstellen könnten. Man sieht ja wohl kommen, daß in allen Ländern, die gehungert haben, und dazu gehören die meisten Beteiligten und Neutralen, neuerdings gar schon Städte im reichen Amerika, ein starker Wunsch entstehen wird, viel und möglichst gut zu essen, aber das wird bald vorübergehen. Wenigstens wenn die allgemeine Verkehrsstörung, die nun im dritten Jahre, statt wie man früher geglaubt, gleich zu Anfang, ihren allseitig hemmenden Einfluß zeigt, einigermaßen wieder ausgeglichen sein wird. Und daraus einen neuen Aufschwung geistigen Materialismus prophezeien zu wollen, liegt kein Anlaß vor; einem längeren phäakischen Genußleben werden die vielfachen und großen Aufgaben stark entgegenwirken, die wenigstens unseres Volkes sicher warten, will es sich bald und womöglich früher als die andern von den Schäden und Zerstörungen dieses Krieges erholen. Dazu sind sicher äußere Maßnahmen aller Art von der allergrößten Wichtigkeit, und nichts liegt mir ferner, als deren Bedeutung herabzusetzen. Nur da es der Geist der Menschen ist, der alle solche Pläne und Vorkehrungen leiten muß, darf man auch die innere Seite all dieser äußerlich so gewaltigen und eindrucksvollen Vorgänge nicht übersehen.

Fassen wir zunächst den Krieg an sich ins Auge, nicht nur gerade diesen, und zwar seine am leichtesten faßbare, phänomenale Seite, so erscheint er als

Digitized by Google

ein großer Offenbarer geistiger Zustände, und nie ist das Erkennen seiner selbst und der andern leichter als in diesen stürmischen Zeiten.

Es ist, als hätten die Völker und die Einzelnen, wie in dem orientalischen Märchen, ein Kraut genossen, das sie zwingt, ihre geheimsten Gedanken herauszusagen. Die Masken und die Posen fallen, eine nach der andern; und auch ein Teil der Flut von Gemeinheit und Beschimpfung, die sich über uns ergoß, ist auf die starke Erregung zurückzuführen; nicht nur im Rausch, in jedem starken Affekt ist „Wahrheit", d. h. die Leidenschaft zwingt uns, zu künden, was wir so oft und lange verhehlten, nachdem die tausenderlei Rücksichten und Schranken gefallen sind. England hat ja einen Rekord an Heuchelei erreicht, auch noch lange im Kriege festgehalten, z. B. an dem Schutz der kleinen Staaten, der Neutralen, der Menschlichkeit usw. Aber die Ereignisse waren stärker als der Wille zur Lüge; Irland, Griechenland, die letzte Order in council vom Februar über den Handel auf der See, und Baralong & Co. schreien zu laut, als daß noch ein Vernünftiger nicht das nackte Gesicht des Seetyrannen durch alle Phrasenschleier hindurch erkennte. Frankreich mußte die Verkommenheit sogar seiner Akademiker enthüllen, die sich selbst entehrten, indem sie in das Bochegeschrei der Masse einstimmten, wie die im Frieden nur bei den Apachen kundgewordene Roheit und viehische Grausamkeit seines Volkscharakters, von der nun leider unsre Gefangenen und Verschleppten unzählige traurige Zeugen sind. Italien hat sich fast als kulturell höher stehend erwiesen, was ein scharfer Beobachter schon in den letzten Friedensjahrzehnten feststellen konnte; von Rußland hatte niemand Besseres erwartet; am originellsten und tragikomischsten aber wirkt die Zauberwurzel in Amerika. Auch die krampfhaft vorgehaltene Maske der Friedensliebe, des Schützers der Menschenrechte und des Pazifismus fiel, und das wahre Gesicht des heimlichen Verbündeten Englands, der schrankenlosen Geldgier und der uramerikanischen Rücksichtslosigkeit mußte heraus an das Tageslicht. Und siehe da, nun sehen wir es alle, auch die Unverbesserlichen, was wir von einer Friedensvermittlung von Amerikas Gnaden zu erwarten hätten; der große Offenbarer zeigt Völker und Menschen, wie sie wirklich sind, er verändert sie nicht. Noch heute wie zu allen Zeiten berauscht sich der Romane an Phrasen bis unmittelbar vor dem Zusammenbruch; und das im Grunde nüchterne und realpolitische England wird das erste Land sein, das zweifellosen Sachlagen mit möglichst wenig Selbsttäuschung Rechnung trägt; die Lügenmaske war für die Verbündeten und Gegner aufgesetzt, mit der Erregung aber wird auch dort der Entrüstungsrummel abflauen. Im ganzen: der Krieg erfindet nicht, er schwatzt's nur aus, wie Illo im „Wallenstein" vom Weine sagt.

Wird es danach wundernehmen, wenn ich behaupte, daß auch vom ethischen Gesichtspunkte, dem wichtigsten menschlichen Maßstab, aus gesehen, gute und böse Wirkungen sich im ganzen genommen die Wage halten? Daß der Krieg vor allem dynamisch wirkt, aufrüttelnd, erweckend, entwickelnd, nicht aber eindeutig im Sinne des Schlechten oder des Löblichen. Auch hier gilt ein Schillerwort; von den bekannten Versen in der „Braut von Messina" vor allem der

Digitized by Google

erste: „Aber der Krieg auch hat seine Ehre, der Beweger des Menschengeschicks“ und weiterhin: „Alles erhebt er zum Ungemeinen“; ob er dagegen „dem Feigen den Mut“ wirklich erzeugt, ist bestreitbar und wohl richtiger, daß sich mancher der in ihm schlummernden Tapferkeit nur nicht bewußt war und das Beispiel der Kameraden, der Zwang der Not, die Erregung des Augenblicks sie nur aus ihm herauslockte. Also nicht nur Enthüllung des wahren Charakters, sondern auch eine oft unerhörte Steigerung alles Menschlichen, eine Beschleunigung des Wachstums von Samenkörnern wie in einem Treibhaus, die sonst geschlummert oder sich nur allmählich entfaltet hätten, ein Hervorlocken des Unbewußten und Aufpeitschen des kaum Gedachten zur vollen Tat muß dem Kriege als solchem als Wirkung zugeschrieben werden. Ganz besonders nun *diesem* Kriege, in dem wie noch niemals das ganze Volk so in Mitleidenschaft gerissen wurde und zur Selbstbesinnung gezwungen; frühere kleine Kabinettskriege hatten wirklich manchmal den Sportcharakter, den die Engländer so gern auch jetzt festgehalten hätten, wenigstens wenn er zu ihren Gunsten gewesen wäre. Zumal wo unsre Erfolge sogar ein Doppelgesicht trugen und wir im eroberten Lande wieder organisierten, aufbauten, ja neue Kräfte entfesselten (Flamen, Polen), während seit dem „Roten Kreuz“ schon jeder Krieg den Gegensatz in sich trägt, daß man vorn vernichtet und hinter der Front pflegt und heilt, dort haßt und hier liebt, dort dem Tod, hier dem Leben dient. Ob es nun irgendwie, quantitativ betrachtet, schließlich doch ein *Mehr* des Bösen oder Guten ist, was bei dieser Riesendynamik herauskommt — wer wollte das entscheiden, wie es messen oder zählen, wie das gerecht abwägen?

Die *Tatsachen* jedenfalls sprechen keine eindeutige Sprache. Was haben sich Optimisten nicht anfangs alles für Wunder der Erneuerung, Reinigung, ja Wiedergeburt von diesem Heldenringen versprochen; und nicht nur bei uns, sondern z. B. auch in Rußland hat man solche Wunderhoffnungen gehegt und ausgesprochen. Und wie sind dann diese Idealisten enttäuscht herumgeschlichen, als alle Dämonen der Nacht aufwachten und alle Schlechtigkeiten ans Licht traten, und wie haben die Pessimisten triumphieren dürfen, die all den schönen Träumen widersprochen hatten. Wo immer jene etwas Großes und Herrliches laut zu rühmen wußten, gleich hatten die Kritiker etwas Unwürdiges und Häßliches entdeckt, das sich nicht wegleugnen ließ. Ich verzichte auf genaue Beispiele und schreibe der Kürze halber nur eine Reihe von Antithesen hin, ohne daß diese Liste Vollständigkeit erstrebte. Tapferkeit, Drückebergerei; Standhaftigkeit, Verzagtheit; Selbstbeherrschung, Kleinlichkeit; Heldenmut, Kriegspsychose (in ihren tausenderlei, auch „kryptogamen“ Formen!), Opfersinn, Geduld, Ausdauer; dagegen Grausamkeit, Blutdurst, Zerstörungslust. Vaterlandsliebe, krassester Egoismus; Entsagung, Kriegswucher; Spartanertum (besonders draußen), Genußsucht (in den Großstädten); Religiosität, gesteigerte und vertiefte; Irreligiosität, Atheismus, Zynismus. Geschlechtliche Sittlichkeit, Frauentreue; Unsittlichkeit, leichtsinnige Kriegerfrauen. Höchste Anstrengung und Leistungen; körperliche im Felde und bei den Land- und Fabrikarbeitern, auch

Digitized by Google

den Frauen; aber auch geistige in Wissenschaft und Technik, Kriegskunst und Finanzkunst; daneben trostloses Versagen von Menschen, auf die man gezählt hatte und die im Frieden oft den Mund am weitesten aufgerissen hatten. Erhebende und rührende Poesie, auch aus den Schützengräben; trockner Humor und gesunde Realistik; dagegen völliges Versagen der hohen Kunst, jammervollster Spielplan der deutschen Bühnen, unstillbares Bedürfnis nach „Amüsement", alberner Zerstreuung, Kinokunst usw. ohne Ende, ohne Ende. Jeder mag sich die Aufzählung nach eignen Erfahrungen und Erlebnissen ergänzen; ich bin überzeugt, das Resultat ist immer das gleiche.

Wenn sich etwas speziell von diesem Kriege behaupten läßt, so ist es wohl, daß sich im *ersten* Kriegsjahr mehr das Gute, im zweiten mehr das Schlechte offenbart hat. Im Anfang ein prachtvoller Aufschwung des ganzen Volkes, der erfreulich lange anhielt und vor dem sich die Geister der Finsternis scheu in ihre Winkel verkrochen und dort nur miteinander raunten und tuschelten. Aber die Zeit kam, da wagten sie sich alle wieder hervor, und es schien nur, als seien sie erst aufgewacht und losgelassen; sie hatten aber nur in den Ecken gewartet, daß der große Stellungskrieg, der Aufschub der Entscheidung und die diplomatischen Ränke und Drohungen eine gewisse Mattigkeit und Mutlosigkeit hervorriefen. Jetzt konnte man nach dem Fehlschlag des Friedensangebots und der mit logischer Klarheit und Schärfe auf dessen schamlose und gewissenlose Zurückweisung einsetzende neue „Kriegserklärung" einen neuen Aufschwung der besten Geister freudig beobachten. Im ganzen aber dauert dieser Krieg für die guten Wirkungen *zu lange*; ein kürzerer mag die Plusseite der ethischen Abrechnung verstärken. Dieser alles in Mitleidenschaft ziehende, an allen Nerven reißende und jeden einzelnen erfassende endlose Kampf ums Dasein gleicht schließlich alles wieder aus; die Guten macht er besser, die Schwachen stärker; aber auch die Habgierigen schamloser und die Kleinlichen gemeiner; die Religiösen bestärkt er in ihrem Glauben, die Zweifler treibt er unter die Spötter; schließlich bleibt nur wenig einschneidende geistige Aenderung übrig.

Daraus folgt, daß, wenn man für die Zukunft gute Wirkungen erhofft und herbeiführen will, man auch etwas dazutun muß. Positive und eindeutige Resultate hängen davon ab, was und wieviel wir aus dem Kriege *lernen*; man muß, wie der Engländer sagt: make the best of it. Allgemein gesagt: den unerfreulichen Wirkungen tunlichst neue Kräfte und Willen entgegenstemmen, den geistigen Acker düngen und seine Keime pflegen, und sich nicht darauf verlassen, daß sich das Erwünschte schon von selbst „entwickeln" werde. So wird oft beklagt die völlig *verkehrte Auslese* durch den Krieg, bei der die Wertvollsten nicht erhalten bleiben, sondern fallen oder stark beschädigt werden, während die Untauglichen und körperlich wie geistig Minderwertigen, ja die Schädlinge leben, gedeihen und sich ungestört vermehren. Um das zu kompensieren, ist das Programm: „Jedem Tüchtigen freie Bahn" sicher ein gutes Mittel; nur darf man nicht meinen, das sei durch die Erleichterung des Uebergangs von der Volksschule zu den Mittelschulen getan und ausgerechnet „da

Digitized by Google

unten" lauerten Tausende von Genies darauf, entdeckt zu werden. Nein, in allen Kreisen und Ständen stemmt sich die Mittelmäßigkeit, die Clique und der Neid gegen den Aufstieg der wertvollsten Persönlichkeiten. Auch ein Hindenburg saß schon in Pension und ein Helfferich in der Deutschen Bank; und zwischen solchen Führern und den ärmsten Söhnen des Landes gibt es tausend Zwischenstufen, auf denen Tüchtige umsonst in die Höhe schauen. Solange das unsinnige Wort in aller Munde ist: „das Gute ringt sich schon von selbst durch", ist da nichts zu hoffen. Erst müßte man lernen, daß das Gegenteil wahr ist; gerade das Gute hat es am allerschwersten und nur durch die Energien seines Trägers und vieler Mithelfer und Mitkämpfer vermag es sich in seltenen Fällen durchzuringen.

Sicher wird nach den großen Blut- und Geldopfern für die Allgemeinheit durch Kontrastwirkung eine starke Welle des Privategoismus und des fast völlig zurückgedrängten Individualismus einsetzen. Demgegenüber bildet einen zweifellosen Aktivposten, der nicht verloren gehen darf, die Kameradschaft des Schützengrabens und das gegenseitige Vertrauen von Hoch und Nieder, Gebildet und Ungebildet in unserm Heere. Das war für viele ein ganz neues Erlebnis, da im Friedensleben und seinem angespannten Kampf ums Dasein, um Stellen, Bevorzugungen, Vorteile aller Art mehr der Gegensatz, ja der stille Kampf, auch unter Kollegen und Genossen sich geltend gemacht hatte. Freundschaft war ganz selten geworden, Kameradschaft fast nur bei der Jugend zu treffen; tatsächlich zu spüren höchstens Interessengemeinschaften und gesellige Bekanntschaften. Das Vertrauen von Menschen verschiedener Lebenskreise aufeinander hatte in den sozialen Kämpfen besonders stark gelitten, und eine Klasse sah in der andern nicht den Bruder, sondern den Feind. Mit einem Schlage war in dem gemeinsamen Ziele des Kampfes, der täglichen Ineinanderarbeit an den verschiedensten Aufgaben, der mächtigen Zwecke, denen alle und nur jeder in seiner Art dienten, der äußere Anlaß zu neuer seelischer Annäherung gegeben, von der besonders aus dem ersten Kriegsjahr viele wundervolle Zeugnisse vorliegen. Nicht das gleiche erlebten die „Heimkrieger" und Zurückgebliebenen; zumal unter den zweifellosen Entbehrungen und Einschränkungen der letzten Jahre hat vielfach eine gegenseitige Erbitterung Platz gegriffen, die leider oft nicht unberechtigt ist; so der Freigebigen auf die Hamster, der Verordnungsgetreuen auf die heimlichen Uebertreter, des besonders leidenden Mittelstandes auf die Kriegswucherer, der geplagten Hausfrauen auf die vielfach unverschämt gewordenen Geschäftsleute usw. Da müssen uns die Feldgrauen nach dem Friedensschluß etwas mitbringen von ihrem neuerworbenen Kapital an Kameradschaft und Vertrauen, damit nicht aufs neue so viel wertvolle Energie durch innere Reibung verloren geht. Und nicht minder von einem dritten Aktivposten des Heereszuges und besonders der Kämpfe in fremden Ländern von Europa und Asien, der Anpassung an völlig neue und unerhörte Aufgaben und Leistungen aller Art: der zweifellos außerordentlich gesteigerten Intelligenz der überlebenden Kämpfer, die sich im Unterricht durch Offiziere, durch die Feldzeitungen wie im Lazarettleben der Ver-

Digitized by Google

wundeten oft noch vertieft und erweitert hat, wo sie auch viel Liebe und Güte ihrer Pflegerinnen lebendig zu spüren bekamen.

Dieses Kapital an Intelligenz werden Technik, Handel, ja auch die Wissenschaft bald spüren und für sich verwerten; unzählige, vorher ganz einfache Leute haben eine Weite des Horizonts und eine neue Orientierung des Denkens erhalten, die unserm Volk sicher einmal helfen wird, nicht nur die alte Stellung in der Welt wiederzugewinnen, sondern eine noch höhere Gestaltung wahrer Kultur heraufzuführen. Daß diese aber deutschen Charakter und Gepräge behalten und unsre geistige Eigenart ebenso siegreich durch die Länder tragen wie unsre Waffen, deren Macht und äußere Eindruckserscheinung, muß unser aller Wunsch sein. Nur zu bald werden sich, auch nach der Kontrastregel, die drei großen internationalen Bünde wieder geltend machen, der rote, der schwarze und der goldene, und dem Deutschtum und Volksbewußtsein seinen geistigen Sieg zu verderben versuchen. Internationalismus bedeutet ja beim deutschen Michel immer noch und wohl noch lange Bevorzugung des Fremden und Ausländischen, seiner Staatseinrichtungen, seiner Sitten, seiner Kunst. Nicht wie bei den Angloamerikanern, für die Internationalität allezeit nur ein andres Wort ist für die Herrschaft ihrer Rasse und ihrer Zivilisation. Wir erleben diese Krankheit der Ueberschätzung des Fremden ja während des Krieges zu andauerndem Aerger wahrer Patrioten; da müssen uns seinerzeit die Schützengrabenmänner helfen, denn sie wissen, daß es im letzten Grunde das deutsche Wesen ist, das über zehn offene Feinde und ein halbes Dutzend heimlich helfende Neutrale den Sieg gewinnen muß.

Ueber diese deutschen Sorgen hinaus aber läßt sich als idealer geistiger Gewinn aus diesem Weltkriege für die ganze Menschheit vor allem dreierlei feststellen. Es hat sich gezeigt der größere Wert aller Organisation über einen falschen, vom Westen bei uns importierten Freiheitsbegriff. Wahre Freiheit verträgt sich gut mit jener und findet in ihren Verwirklichungen gerade das richtige Feld ihrer Auswirkung. Uns ist natürlich, was die Romanen und Engländer uns eben jetzt schlecht nachmachen, das Zusammenballen der Einzelkraft in solche Organisationen und die soziale Gerechtigkeit, der sie dienen. Mag unzähliges Aeußere wieder ganz anders werden und muß die Privatwirtschaft unbedingt wieder zu ihrem Recht kommen: der geistige Sinn der Brotkarte darf nie wieder verloren gehen. Zum andern haben wir gelernt, daß schließlich doch die Wahrheit siegt über die Lüge und Heuchelei, und wenn selbst ganze Völker sich überbieten, darin einen Rekord zu schaffen. Fast sind Geistesarbeitern diese furchtbaren und wahnwitzigen Orgien immer erneuter Entstellungen, frechster Verdrehungen und Unterschiebungen in unerhörter Klimax bis zur gemeinen direkten Lüge schwerer zu ertragen als alle Kunde von Wunden, Leiden und Blut. Und doch, recht zäh und langsam, aber dennoch: schon kann man sehen, wie die Nebelschleier reißen und das gute Recht wie die schlichte Ehrlichkeit den Preis gewinnt. Und drittens wissen wir heute sicherer als jemals, daß der Geist Herr ist über die Materie und der Wille über die Maschine. Nicht

Digitized by Google

Nelson hat Recht behalten, der meinte, die Zahl allein könne den Feind vernichten; die Winterschlacht in Masuren und das Trommelfeuer an der Somme widerlegen das. Ginge es nach Zahlen und Statistik, wir müßten längst vernichtet sein. Und nicht Recht behalten auch jene, die meinten, unsre technische Ueberlegenheit in großen Mörsern, Flugzeugen und Unterseebooten sei das einzige, was wir der riesigen Uebermacht entgegenzusetzen hätten. Jene wollen erfunden und bedient sein, und was unsre Intelligenzen und Willen daraus gemacht haben und in unerhörter Anspannung andauernd damit erfolgreich leisten, ist das Entscheidende. Und fester Wille und stiller Mut ist es auch, der unsre Braven daheim befähigt, indessen den Entbehrungen, ja dem Hunger zu trotzen. So sind es schließlich die geistigen Wirkungen des Krieges selbst, die ihn beenden helfen und uns den Sieg gewinnen.

Englands Niedergang

Von

John L. Stoddard

(Schluß)

Es fehlt der Raum, um die rücksichtslose Politik der Engländer andern Ländern gegenüber im einzelnen zu verfolgen. Aber ob wir die Vernichtung der Seerivalen Spanien und Holland im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die Beschießung von Kopenhagen 1807, die Behandlung Napoleons in der Gefangenschaft, die Ungerechtigkeiten und Greueltaten in den nordamerikanischen Kolonien, den Versuch, die Vereinigten Staaten im Bürgerkriege von 1861 bis 1865 zu entzweien, oder jene sog. „kleinen Kriege" mit der schwarzen, roten, braunen und gelben Rasse, die dem britischen Reiche so ausgedehnte Strecken der Erdoberfläche eingetragen haben, betrachten, gleichviel: die rücksichtslose Politik Englands ist überall die gleiche. Die Beweggründe zu seinen Eroberungskriegen sind immer schmutzig gewesen, obgleich diese immer unter dem Schaubanner „für Freiheit, Gerechtigkeit, Christentum und Zivilisation" geführt wurden! So ist der **Matabelekrieg** in Afrika 1893 sogar von einem Engländer als ein „Aktienhändlerkrieg" bezeichnet worden, und einzelne Begebenheiten daraus erzählen ekelerregende Geschichten von der gewohnten dabei entfalteten Geldgier und Härte. Gelegentlich kommt es vor, daß britische Beamte vor der ihnen bei den Eingeborenen angewiesenen Tätigkeit zurückschrecken. So fand General Gordon die Politik, die er 1882 bei den Basutos verfolgen sollte, ungerecht und unedel. Er schrieb, daß er sie nicht in die Tat umsetzen könne, ohne sein Gewissen zu beflecken, und dankte ab. Englands langer Zwist mit dem König Cetewayo und die schließliche Eroberung des Zululandes ist ein ebenso greuelvolles Kapitel in dem endlos langen Sündenregister der Gebiets-

Digitized by Google

erweiterungen. Die Geschichte des Zulukrieges (sie ist von einer Engländerin, Frances E. Colenso, der Tochter des berühmten Bischofs von Natal, geschrieben) ist eine furchtbare Anklage der englischen Regierung und eine dringende Bitte, die „Ehre des britischen Namens zu wahren".

Einer der klarsten Denker, der charakterreinsten Männer und tüchtigsten Schriftsteller, die England in dem letzten Jahrhundert aufzuweisen hat, ist Frederic Harrison. In seinem Buche „National and Social Problems" sagt er über den Zulufeldzug: „Wir verurteilen diesen Krieg, in dem das heldenhafte Zuluvolk fast aufgerieben worden ist, unter allen Umständen als eine Uebeltat, die, vom Ehrgeiz angestiftet, ohne einen einzigen stichhaltigen Grund ... und mit jedem Mittel grausamer Ungerechtigkeit und frecher Barbarei durchgeführt worden ist. Wir verurteilen ihn weiter angesichts des außergewöhnlichen Heldentums des Volkes, das ihm zum Opfer fiel ... und vor allem, weil er eines jener aufkommenden Völker vernichtet hat, auf denen allein die Hoffnung auf die zukünftige Zivilisation Afrikas ruht." (Bitte, dieses sind die Worte eines Engländers!)

Ueber den Afghanenkrieg 1879 schreibt Harrison folgendes: „Der Krieg zur Unterjochung der afghanischen Rasse war fast ebenso leichtfertig und grausam; ein Krieg, der zu all den Akten der Ungerechtigkeit, Wortbrüchigkeit und Barbarei die erdrückende Belastung der Aussaugung von 200 Millionen unsrer Reichsgenossen (Inder) hinzufügte. Wir haben mit aller unsrer Kraft dagegen Einspruch erhoben, und noch einmal rufen wir das Gewissen unsrer Landsleute wach, sich von diesem gräßlichen Unrecht zu reinigen. Nachdem wir neulich die Führung der jetzigen Kriegsoperationen kritisiert haben, brauchen wir heute nichts mehr über die beispiellose Ungeheuerlichkeit zu sagen, daß man die Soldaten und Priester, welche dem Ueberfall eines friedlichen Volkes Widerstand entgegensetzten, als Anführer und Straßenräuber hängte."

Ueber diese Kämpfe der Engländer gegen die Wilden im allgemeinen schreibt derselbe mutige und gewissenhafte Engländer (S. 177): „Ein Menschenalter ist vergangen, seit die Engländer mit Weißen im Gefechte standen, und selbst diese besaßen kaum europäische Kultur. Unsre Soldaten kämpfen nie nach den Vorschriften und Bedingungen der modernen Kriegführung; sie treiben immer Schwarze, Rothäute, Braunhäute, „Niggers" oder Wilde irgendwelcher Rasse zusammen. Sie kämpfen selten, ohne nach beendetem Kampfe kaltblütig die Gefangenen zu töten! Sie lassen sie, zugweise vor das Geschütz gebunden, von den Kanonen zerschmettern; sie hängen sie am ersten besten Baume auf; sie erschießen sie in Schwadronen, zu Dutzenden; sie verbrennen Dörfer in Massen! Ich wiederhole noch einmal, daß ich nicht unsere Offiziere und Soldaten mutwilliger Grausamkeit zeihe, sondern es ist — eine unumstößliche Tatsache — das Schreckenswerk, das dem britischen Heere beim Betreten des Schlachtfeldes befohlen wird, und es befremdet mich, daß so wenige von ihnen durch diese Arbeit verrohen. Wir wissen von Leuten in

Digitized by Google

Jamaika, denen es ein Vergnügen zu gewähren schien, die Schwarzen zu prügeln und zu hängen, und ich selbst habe einen jungen Offizier sagen hören, daß ihm während des indischen Aufstandes nur dies durch eine Verwundung hindurchhalf, daß er allmorgendlich bis zum Fenster kroch, um dem Aufhängen der „Nigger" zuzusehen, die Gefangene aus der Schlacht waren, in der er sich seine Wunde geholt hatte."

Frederic Harrison ist natürlich nicht der einzige Engländer, der so mutig und genügend patriotisch war, seinen Landsleuten die Wahrheit zu sagen. Vor einigen Jahren erschien in der „London Truth" ein Gedicht: „Wo ist die englische Flagge?" Zu den bekanntesten Strophen daraus gehören diese:

„Where is the flag of England?
Seek the lands where the natives rot;
Where decay and assured extinction
Must soon be the people's lot;
Go! search for the once glad islands,
Where diseases and death are rife,
And the greed of a callous commerce
Now battens on human life!

Where is the flag of England?
Go, sail where rich galleons come
With shoddy and loaded cottons,
And beer and Bibles and rum;
Go, too, where brute force has triumphed,
And hypocrisy makes its lair;
And your question will find its answer,
For the flag of England is there!"

Auf die häufige Verwendung der Wilden bei der englischen Kriegführung haben wir schon hingewiesen. Was Großbritannien in dieser Beziehung leistete, als es Tausende unbarmherzige, blutdürstige nordamerikanische Indianer gegen seine eignen Stammesbrüder 1775 und 1812 losließ, habe ich schon mit vielen Einzelheiten in dem in der „Deutschen Revue" vom Februar 1916 erschienenen Artikel „Der Dank Amerikas" erzählt; es bedarf also hier keiner weiteren Erwähnung. Auch im Burenkriege verwendete Großbritannien gegen Holland Zulus. Darum kann es uns nicht in Erstaunen setzen, daß es jetzt seine schimpfliche Gewohnheit fortsetzt, indem es nach Europa aus allen Ecken der Welt fast 700 000 buntfarbige Wilde 17 verschiedener Rassen bringt, einschließlich Maoris, Fidschi-Insulaner und amerikanische Indianer, um weiße Christen und Rassenverwandte in dem „für Zivilisation gegen das Barbarentum" geführten Kriege zu töten! Die Engländer wollen sich nicht durch Verkehr mit Hindus, Mohammedanern dunkler Hautfarbe, Maoris, Negern und ähnlichen Typen der Menschheit erniedrigen, und die britischen Kolonien lassen keine Indianer und Japaner herein; aber sie scheuen sich nicht, sie über das Meer zu bringen, um ihrem „Tommy Atkins" bei der Schlächterei

Digitized by Google

von Europäern höchster Bildungsstufe und Erziehung zu helfen! Daß England und Frankreich dies getan haben, ist ein Verbrechen an der Kultur. Die von diesen Asiaten und Afrikanern verübten Bestialitäten sind in der Geschichte bereits verzeichnet; und die Nemesis der Geschichte wird für die Bestrafung dieses Verbrechens sorgen. Die Schwarzen haben jetzt europäisches Blut geleckt.

In Frankreich wird außerdem eine zahlreiche gemischte Nachkommenschaft einen dunklen, unauslöschlichen Fleck auf seinem Wappen zurücklassen. Die Wahrheit ist: der Engländer wird zur Förderung seiner politischen Pläne und seines Nationalwohlstandes vor keinem Verbrechen zurückschrecken, vorausgesetzt, daß er der Welt eine scheinbar glaubwürdige, moralische oder religiöse Entschuldigung dafür geben kann. Das ist in dem heutigen Kriege festgestellt worden, nicht nur durch das verabscheuungswürdige und unmenschliche, von der „Baralong" verschuldete Blutbad und durch das Imstichelassen der hilflos in der Nordsee ertrinkenden Deutschen durch den Kapitän des „King Stephen", sondern auch durch den vorsätzlichen Versuch, den edlen irischen Patrioten Sir Roger Casement zu berauben und zu ermorden, welchen Mr. Findlay ins Werk setzte, ein schon wegen seiner Roheit gegen die ägyptischen Eingeborenen berüchtigter Mann. Zuverlässig glaubwürdige Dokumente sowie Sir Roger Casements eigne Aussagen beweisen diesen heimtückischen Plan, dennoch hat die britische Regierung keine Notiz davon genommen, und Mr. Findlay bleibt auf seinem Posten und hat keinen Tadel erhalten! Die Einzelheiten dieser widerwärtigen Geschichte sind zu allgemein bekannt, um hier wiederholt zu werden, sie können leicht in den Zeitungen vom Januar 1915 wieder nachgelesen werden.

Eine andere in diesem Kriege von den Engländern begangene Schandtat ist die Verwendung von Dumdumkugeln, gegen die der Kaiser selbst bei dem humanen Wilson Einspruch erhoben hat! Diese Kugeln, die eine besonders zerfetzte Wunde schlagen und unnötig die Schmerzen vermehren, sind britischer Erfindung; sie sollten ursprünglich die verschiedenartigen Eingeborenenrassen verstümmeln oder töten, die sich der Bekehrung zum Christentum widersetzten. Ihr Name leitet sich tatsächlich von dem Dorfe „Dum-Dum" bei Kalkutta her, wo sie angefertigt werden. England hat die Verwendung derselben geleugnet, aber der Beweis des Gegenteils ist unwiderruflich geführt worden. Da die britische Regierung Hunderttausende indischer Soldaten nach Europa gebracht hat, ist nichts natürlicher, als daß diese Truppen ihre Munition aus ihren Dumdumfabriken mitgebracht haben.

Aber das Verbrechen aller Verbrechen Englands ist die Entfesselung des jetzt die Welt verheerenden Armageddon; das kann kein verständiger Mensch, der die Beweise dafür abwägt, bezweifeln. Rußland und Frankreich, wenn auch vereint, hätten es nicht gewagt, ihre Heere gegen Deutschland und Oesterreich zu schicken, hätte England ihnen nicht seine Hilfe zugesagt. Jahrelang hatte letzteres die Vernichtung der Flotte und des Handelswettbewerbs Deutschlands geplant und nach und nach die ganze Welt in Vorurteile gegen die Deutschen eingesponnen. Für die Demütigung des gefürchteten und darum

Digitized by Google

gehaßten Teutonen war ihm kein Preis zu hoch. Selbst die Abtretung Konstantinopels an Rußland und damit der Hegemonie auf dem Festlande an das Zarenreich bewilligte es, trotz seinem jahrhundertelangen Widerstreben gegen dieses Projekt. Denn seiner eignen im Wachsen begriffenen Untüchtigkeit und der durch Trunksucht und Sportwut allmählich in seinem Volke erzeugten Lähmung sich bewußt, fühlte es, daß es niemals seinen Feind überholen könne und ihn deswegen vernichten müsse! Anfangs schien die Aufgabe leicht; Frankreich und Rußland im Einverständnis mit Belgien sollten die Mittelmächte unterwerfen und zerschmettern, während England die deutsche Flotte vernichten wollte. Aber im Laufe der Jahre, und da die Teutonen zu ihrer Verteidigung Wunder der Tapferkeit vollbrachten, zeigte sich England immer brutaler, zynischer und anmaßender. Es hat von seinen eignen früheren Anordnungen im Seekriegsrecht abgesehen, es hat alles für Bannware erklärt, was auch den Nichtkämpfenden Mitteleuropas als Lebensmittel dienen konnte; es hat die Schiffe aufgebracht, die Ladungen beschlagnahmt und sogar die gestohlene Post der neutralen Länder erbrochen. Es hat Griechenland, die Schweiz, Portugal, Holland und Schweden geknechtet, mißhandelt und halb ausgehungert, um seinem Ziele näher zu kommen; es hat die einst unabhängige Republik der Vereinigten Staaten zu einer Lehnskolonie herabgedemütigt; tatsächlich hat es jeden durch Bestechung und Bedrohung gezwungen, ihm zu helfen, und auf den bloßen Verdacht hin, daß Rußland zum Frieden neige, hat es sich kein Gewissen daraus gemacht, in einem halbzivilisierten Lande eine Revolution zu entfachen und den Zaren zu entthronen — den Freund und Verbündeten Großbritanniens, den Vetter König Georgs!

Dasselbe wäre in Griechenland geschehen, hätte nicht das Volk trotz der ihm auferlegten Demütigung und Verfolgung seinem König die Treue gehalten. Es ist fast unbegreiflich, daß *Amerika*, trotzdem es die schamlosen Verbrechen Englands so unverhüllt vor sich sieht, sich auch zum Narren und Opfer Englands hergegeben hat. Es ist aber das weite Netz der *finanziellen* Beziehungen, in das England es verwickelt hat, die Furcht, die der Entente geliehenen Summen zu verlieren, das tödliche Gift der Presse, die in Englands Besitz und unter seiner Herrschaft steht, und schließlich ein gewisses Gefühl der *Mitschuld am Verbrechen* durch die riesigen Kriegsmaterialmassen, die Amerika den Verbündeten geliefert hat — dies alles hat seine schädliche Wirkung getan. Englands dreißigjährige hartnäckige Bemühungen, aus den Amerikanern die Erinnerung an die Vergangenheit zu tilgen, damit sie *nicht Britannien, sondern Deutschland* mit Mißtrauen und Feindseligkeit ansehen, haben leider Erfolg gehabt, und zwar dank der britischen Kunst falscher Darstellung in der Presse und dank einer kleinen Zahl aufgeblasener und kriechender, ihrer Vorfahren unwürdiger Englandfreunde.

Als Knabe, in der Nähe von Boston geboren und erzogen, war ich von vielen Marksteinen der Kämpfe meiner Väter gegen die englische Gewaltherrschaft umgeben. Diese Natur- oder gemeißelten Denkmäler heldenhafter Amerikaner,

Digitized by Google

die der Bedrückung durch Großbritannien Widerstand entgegengesetzt hatten, gaben meiner jungen Vaterlandsliebe Nahrung und erfüllten mich mit einem Abscheu gegen das „Mutterland", der noch erhöht wurde, weil ich wußte, erstens, daß meine Vorfahren aus Altengland vor ungefähr 300 Jahren wegen Verfolgung ihres Glaubens ausgewandert waren; zweitens, daß ihre Söhne 1776 und 1812 die Briten vertrieben hatten, und drittens noch durch meine eigne Erinnerung an den Bürgerkrieg von 1861 bis 1865, als England unsre Handelsmarine zugrunde richtete und sein Aeußerstes tat, um die Union aufzulösen. Darum teilte ich und teile noch die Gefühle Thomas Jeffersons, des zweiten Präsidenten der Vereinigten Staaten und Verfassers der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung: „Wir beurteilen die Regierung Englands als gänzlich morallos, unerträglich unverschämt, von Eitelkeit und Ehrgeiz aufgebläht, die nur nach der alleinigen Meerherrschaft trachtet, in Verderbtheit und tiefwurzelndem Haß gegen uns versunken, der Freiheit feindlich ist, wo immer sie das Haupt erhebt, und als den ewigen Störenfried des Weltfriedens."

Bis hierher haben wir den nach außen sich zeigenden Charakter Englands betrachtet. Hat es vielleicht in seiner inneren Verfassung etwas in Gegenrechnung zu bringen und Ersatz dafür zu leisten? Wir wollen sehen.

Wenn wir von Englands Vergehen im Auslande absehen, um sein Verhalten im Innern seines eignen Landes zu prüfen, finden wir einen die Zukunft des Inselreiches verhängnisvoll bedrohenden Zustand der Entartung und Morschheit. Allerdings hat es noch ungeheure Reichtümer, obgleich auch diese durch den heutigen Krieg bedeutend zusammengeschmolzen sind; aber Gold wird nie genügen, um es zu retten, sogar trotzdem Amerika ihm Milliarden noch zur Verfügung stellt. Wenn ein Mensch oder ein Volk an einer tödlichen, an seinem Lebensmark zehrenden Krankheit leidet, kann auch Gold nicht das Uebel heilen. Das werden Schwab sowohl wie Morgan bald genug herausbekommen. Schon mehrere Jahre vor Kriegsausbruch hatte sich England als unfähig erwiesen, manche seiner Lebensprobleme zu lösen, wie die ernsten Arbeiterausstände, die Orgien der verbrecherischen Tollheiten der kämpfenden Suffragetten und die große Ulsterbewegung gegen die Selbstregierung. Das bestürzende Versagen der weltberühmten riesigen britischen Marine beim Schützen seiner Handelsschiffe und sogar seiner eignen Küste gegen Angriffe, sowie die Niederlage im Skagerrak sind eine augenfällige, beachtenswerte Offenbarung englischer Unfähigkeit. Nur im Bestechen, Täuschen und Herausfordern andrer Völker hat England seinen Meister nicht gefunden. Lange Jahre hindurch habe ich Englands soziale und ökonomische Lage beobachtet und über die zahlreichen Bekenntnisse, Warnungen und Klagen gestaunt, denen die Engländer selbst in ihren Büchern, Zeitungen und Zeitschriften Ausdruck geben. Es tritt darin das Bewußtsein klar zutage, daß Deutschland in Handel, Schiffahrt, Wissenschaft, Erziehung, in Staats- und städtischer Verwaltung fortgeschritten ist, während England selbst Rück-

Digitized by Google

schritte verzeichnet. Es ist eine erschreckende Tatsache, daß in England über eine Million Almosenempfänger sind, d. h. 1 auf 38 Menschen, und jede vierte Person von mehr als 65 Jahren ins Armenhaus geht! Während die britischen Ersparnisse in Bankeinzahlungen von 1901 bis 1907 auf 85 Millionen Mark stiegen, erhöhten sich die deutschen Sparkassen- und Bankeinlagen während derselben Zeit auf 860 Millionen Mark!

Betreffs der britischen Volkserziehung sagte Mr. Balfour, der frühere erste Minister Englands, vor einigen Jahren: „Das Erziehungssystem dieses Landes ist falsch, erfolglos und gänzlich veraltet und macht uns zum Spott jedes fortschreitenden Volkes in Europa und Amerika."

In einem hervorragenden Buche: „Industrial Efficiency" (Gewerbefleißtüchtigkeit) schreibt der Engländer Mr. Arthur Shadwell folgendes:

„Wir sind ein Volk zum Spiel. Arbeit ist ein Unding, eine üble Notwendigkeit, von der man sich drückt und über die man so rasch als möglich hinweggeht, um zur wirklichen Lebensbeschäftigung zu eilen, zum golf course, bridge table, cricket field oder irgendeiner andern von den tausend Vergnügungen, die unsre Gedanken beschäftigen." Ein Amerikaner, John T. Taylor aus Neuyork (durch Dr. Shadwell mitgeteilt), schreibt dem „Daily Telegraph": „Ich setze meine Ueberzeugung als Soldat, Wundarzt, Lehrer der gesellschaftlichen Ordnung und Geschichtsforscher dafür ein, daß, wie schlecht auch immer Armee und Kriegsministerium Englands sind (und ich gebe zu, sie sind beide sehr schlecht), die große Mehrzahl des Volkes von Großbritannien noch viel schlechter als beide und im raschen Abnehmen aller starken Tugenden wirklicher Männlichkeit begriffen ist." Ein Russe, der seinen Namen E. O. zeichnet — so mitgeteilt durch Dr. Shadwell —, schreibt folgendes in der „Pall Mall Gazette": „Es ist zu spät für England, irgendwelche Schritte zu tun, seine Rasse vom schnellen Niedergang zu retten, weil während der letzten 30 Jahre das englische Volk geistig, sittlich und physisch bis ins Innerste in Fäulnis geraten ... Weder das Großstadtleben, noch Armut und die Härten des Lebens, sondern die verderblichsten Laster haben geistigen und sittlichen Verfall in alle Klassen des englischen Volkes, ganz gleich, ob reich oder arm, gebracht und es zu dem jetzigen unpatriotischen, feigen Kurs geführt. Ich lernte England während meiner dortigen Tätigkeit von 1870 bis 1879 kennen, und bei meiner jüngsten Untersuchung finde ich, daß erstaunliche Veränderungen in allen Lebensverhältnissen des werktätigen Volkes auch in den untersten Schichten stattgefunden haben. Doch die physische und sittliche Schwäche der Engländer und deren verbrecherische Verderbtheit sind ganze drei Zeitalter schlimmer, als sie vor dreißig Jahren gewesen sind." Mr. W. Lawler in seinem Werke „Menace of Socialism" (1909) schreibt: „Bei all unserm Reichtum und Fortschritt ist die Lage eines Drittels unsrer Arbeiterklassen in keiner Weise besser als das Los des urzeitlichen Menschen. Unsre schmutzigen Straßen werden durch eine endlose Schar schmutziger, betrunkener Verkommener verseucht ... Annähernd 13 Millionen unsres Volkes leben in und unter der Armuts- und Hungersnotgrenze. Es ist eine für uns beschämende Erkenntnis,

Digitized by Google

daß mitten unter uns ein großes Heer Menschen lebt, deren Leben viel erbärmlicher ist als das der Kaffern in Südafrika, der Indianer im nordwestlichen Kanada, der Neger in Jamaika und der Maoris in Neuseeland! Laßt die kläglichen Bataillone mit Weibern und Kindern durch Whitehall ziehen, welch ein Schauspiel des Elends und Jammers! Selbst wenn sie zu zwanzig in der Reihe, Schulter an Schulter vorbeieilten, würde der fürchterliche Zug vier Tage und Nächte ohne Rast dauern; und unter allen diesen Millionen ist nicht einer gut gekleidet, nicht einer an Seele und Körper gut entwickelt, nicht eine Frau gut ernährt, nicht ein Kind glücklich; sie sind alle niedergeschlagen, zerlumpt, alle elend. Das ist die Hefe des britischen Volkes!" ... Das ist nicht eine Beschreibung der Hölle; es ist das Bild eines Engländers von seinem England!

Und Mr. Price Collier (ein Amerikaner) sagt in seinem Buche „England und die Engländer" von dem Londoner Pöbel: „Volksmengen habe ich in Mexiko und den meisten Großstädten Europas gesehen. Nirgends ist aber so viel Schmutz, so viel Armut und Not, sind so viele nicht Ausgewachsene, so viele augenscheinlich mit widerwärtigen Krankheiten Behaftete, so viel menschliche Verderbtheit wie hier."

An diesem Punkte müssen wir eine andre im Inlande zutage tretende Seite des britischen Charakters beleuchten. Der folgende Auszug stammt aus einer vom Londoner (wohl zu merken!) Tierschutzverein veröffentlichten Flugschrift. Der Verfasser, Engländer von Geburt, heißt Mr. Norman Gale. Unter anderm schreibt er: „Die Bosheit, sich an Tierquälerei zu ergötzen, ist in jeder Grafschaft Englands alltäglich! Unter den ordnungswidrigen Auswüchsen des Sports ist wohl keiner für ein mitfühlendes Herz widerwärtiger als die Otternjagd, bei der manche der als gebildet geltenden Herren Englands unendlich viel blutdürstige Schlauheit aufbieten. Ihnen gilt „fair play" nur dann, wenn ein Tier es nicht genießen kann. Uebergehen wir die Tatsache, daß die Otternjagd im vollen Schwunge zu der Zeit steht, wo die Natur das Weibchen belastet. Aber was soll man von den Herren und Damen denken, die, gefolgt von einem Pöbel, der nur zu bereitwillig ist, alles nachzuäffen, um ihr unziemliches Betragen noch zu erhöhen, es für einen wirklichen Zeitvertreib halten können, vielleicht fünf, sechs Stunden lang ein Tier, das bald Mutter werden soll, den Strom auf und ab zu jagen! Wenn dieses in seiner erstaunlichen Schnelligkeit einen Zufluchtsplatz gefunden hat, wird es mit einem Stachelstock gestochen oder von einem Terrier angegriffen, der abgerichtet ist, seinen Herrn in unweidmännischer Art noch zu übertreffen, oder beim Schwanz herausgezogen und in die Mitte des Stromes geschleudert. Wenn schließlich die unwürdige Sippe ihrer Quäler sich um den toten Körper versammelt hat, ist es Gebrauch, daß der Herr ein Stück abschneidet und mit dem Blute des Opfers das Gesicht eines Kindes bestreicht, das zum erstenmal eine Otter hat töten sehen!" Wegen weiterer, noch gräßlicherer Einzelheiten dieser ekelhaften Bluttaufe verweist Mr. Gale auf einen Bericht von Mr. Joseph Collinson, betitelt: „Die gejagte Otter". Es ist jedoch nicht nötig,

Digitized by Google

noch mehr über diesen Gegenstand zu lesen, um danach den Charakter englischer Herren und Damen einzuschätzen.

Das sicherste Maß für die Verkommenheit und Vertierung eines Menschen liegt nicht immer in der Behandlung seiner Mitmenschen, denn Feigheit oder äußerliche Rücksichten können ihn zwingen, seine gewohnte Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit einzudämmen. Sein Charakter zeigt sich häufig deutlicher in seinem Betragen gegen stumme, hilflose Tiere, die ihm gewöhnlich keine Furcht einjagen können. Man kann bestimmt behaupten, daß in ganz Deutschland weit und breit nicht ein Dutzend Männer und sicherlich keine Frau die eben beschriebene Otternjagd ohne Ekel und Abscheu ansehen könnten. Aber das englische Herz ist ein hartes und grausames Ding, was durch Britanniens Geschichte in jedem Lande und durch Jahrhunderte bezeugt wird. Welch verdammendes Urteil über ein Volk liegt in den von einem seiner Söhne geschriebenen Worten: „Sich an Tierquälerei ergötzen ist in allen Grafschaften Englands alltäglich!"

Ein Zustand der Gefühllosigkeit gegen die Leiden der Tiere setzt eine ähnliche Haltung gegen hilflose Kinder voraus, und ich habe lange Jahre eine reichlich große Anzahl in den Zeitungen aufgeführter Fälle von unmenschlicher Behandlung der Kinder erlebt. Andre Länder mit Großbritannien in dieser Beziehung zu vergleichen, fehlt mir der Stoff, aber folgende Aufstellung machte Mr. R. J. Parr, der Hilfssekretär der „National Society for the Prevention of Cruelty to Children in London" (Nationalgesellschaft zur Abwehr grausamer Behandlung der Kinder von London): „Im Durchschnitt kommen uns täglich 120 Fälle von Grausamkeit gegen Kinder zur Kenntnis. Die Arbeit der Gesellschaft erstreckt sich über England, Wales und Irland; voriges Jahr hatte sie mit 38787 Fällen zu tun! Von diesen werden unter der Rubrik Vernachlässigung und Verhungerung 27190 beschrieben, 3398 Fälle von schlechter Behandlung und körperlichen Gewalttätigkeiten und 694 Sittlichkeitsverbrechen." Dabei muß man berücksichtigen, wie klein der Prozentsatz ist, der von diesen grausamen Fällen überhaupt bekannt wird, und wie viel kleiner noch der ist, den man abstrafen kann.

„Rücksichtslos nach außen und verkommen im Innern", so heißt das Verdikt, das man über dieses vielsprachige Mischlingsreich fällen muß, dessen blutgetränkte Fundamente auf Menschengebein ruhen. Eine furchtbare Reihe von Missetaten rechtfertigt wohl seine Auflösung. Zählen wir einige auf!

Schluß:

Jahrhunderte der Ungerechtigkeiten, gewaltsamer Vertreibungen, Aushungerung, Gemetzel in Irland.

150 Jahre der Erpressung, Grausamkeit, Hungersnöte und Unfähigkeit in Indien.

Der Krieg gegen die Burenrepubliken, nur durch Goldgier entzündet.

Digitized by Google

Die Ermordung von über 22000 Burenfrauen und Kinder durch Krankheiten, die Hunger und Kälte in den Konzentrationslagern verursachten.

Die Verführung von Millionen Chinesen durch die Zwangseinführung und den Verkauf von Opium.

Die anmaßende Entthronung des Khedive von Aegypten und die Einsetzung eines neuen Herrschers (einer Kreatur Großbritanniens).

Die lange Besetzung und schließliche Einverleibung Aegyptens trotz wiederholten feierlichen amtlichen Versprechungen, das Land freizugeben.

Der Bund mit Rußland zur gewaltsamen Erdrosselung Persiens.

Die vielen Eroberungen und grausamen Metzeleien unter den Eingeborenen in den Ländern der Zulu, Matabele, Afghanen, Birmanen und Tibetaner.

Die Verwendung von Wilden in den englischen Kriegen in Nordamerika, Südafrika und Europa.

Das Einstellen von über 25000 chinesischen Kulis als Sklaven in die südafrikanischen Goldbergwerke.

Der Versuch des britischen Gesandten in Norwegen, den Diener Sir Roger Casements zu bestechen, um seinen Herrn zu verraten, so daß Sir Roger nach England zu Verhör und Bestrafung gebracht werden könne.

Die Hauptverantwortung für die Heraufbeschwörung des jetzigen furchtbarsten aller Kriege durch Ränke und Verschwörungen mit Frankreich und Rußland einzig aus Neid und Furcht vor seinen Handelsrivalen.

Die absichtliche und unnötige Ausdehnung dieses Krieges auf die deutschen Ansiedelungen in Afrika, obgleich damit die Möglichkeit ernster Gefahr für die weiße Rasse gegeben war.

Die Herabwürdigung des Christentums in Indien und Afrika durch die brutale Behandlung der deutschen Missionare und ihrer Familien im Beisein der bekehrten Eingeborenen.

Die anmaßende Verletzung aller internationalen Abmachungen über Seekriegführung und der Rechte der Neutralen betreffs der Bannware, Lebensmittel und Posten sowohl wie der große, namentlich Griechenland, Holland, Schweden und der Schweiz zugefügte Materialschaden.

Greueltaten, wie die Ermordung von Deutschen durch die Schiffsmannschaft des „Baralong" und „King Stephen", Taten, die von der britischen Presse und von der Kanzel aus gebilligt wurden!

Der Gebrauch der von ihnen allein fabrizierten Dum-Dum-Kugeln, die allgemein als grausam verworfen werden.

Die Versuche, den König von Griechenland zu stürzen durch mit dem gekauften Verräter Venizelos geschmiedete Ränke.

Die Treulosigkeit gegen den eignen Verbündeten und Vetter des Königs Georg, den Zaren von Rußland und sein Haus und die Entfesselung einer Revolution mit ihren furchtbaren Wechselfällen in seinem Lande!

Digitized by Google

Seine despotischen Befehle an die Amerikaner und die Neutralen, keine Handels- und Finanzbeziehungen zu Häusern mit deutschen Teilhabern fortzuführen, ein System verwegener Einmischung in ihre Geschäfte, die zur Auflösung der Teilhaberschaften und der Entlassung der Geschäftsbeamten sowohl in Nord- und Südamerika als auch in Europa oder zu zwangsweisem Wechsel ihrer Namen geführt hat.

Die Korrumpierung der Welt durch Bestechung ausländischer Staatsmänner, Senatoren und Beamten.

Die gewissenlose Handhabung der Presse, daheim und draußen, durch Veröffentlichung der gemeinsten Verleumdungen, Entstellungen und Aufhetzereien zum Kriege, durch die Vergiftung der öffentlichen Meinung auf beiden Halbkugeln.

Die Vernarrtheit in Sport und Jagd, die häufig dazu führt, sich an Tierquälereien zu ergötzen, in jeder Grafschaft Englands.

Die Entartung des englischen Volkes in Sittlichkeit, Erziehung, Ackerbau und Gewerbefleiß nebst der schrecklichen Armut, dem Laster, der Grausamkeit gegen Kinder und der Verkommenheit in seinen Großstädten.

*

Angesichts dieser nicht abzuleugnenden Tatsachen ist erwiesen, daß das englische Volk als Ganzes auf abschüssiger Bahn geht. Seiner politischen Geschichte nach ist sein Christentum ein pharisäisches Trugbild, sein berühmtes Kirchengehen und seine Sabbatheiligung sind nur Schaustellung der „guten Form". Die von seinen Staatsmännern verfolgte Politik ist selbstsüchtig, zynisch, rücksichtslos. Seine obersten Klassen sind die unsittlichsten, seine niederen die rohesten der zivilisierten Welt geworden. Wozu eine Mittelklasse (die jetzt regierende), von Lloyd George aufwärts, fähig ist, können wir täglich beurteilen. Nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen ist es sicherlich Zeit, daß England der ausgedehnten Macht, die es so lange gemißbraucht hat, entkleidet werde. Seine Haltung vor der Welt ist durchsichtige Heuchelei. Es klagt ewig den deutschen Militarismus an, und dennoch ist sein unsern Planeten umspannender Navalismus eher eine wirkliche Gewaltherrschaft und eine mögliche spätere Gefahr für die Menschheit, als die deutschen Waffen es sind oder je sein könnten. Man betrachte die Erdkarte und sehe, wie England, außer daß es tatsächlich die See annektiert, allmählich seine Herrschaft über ein Gebiet ausgedehnt hat, das vierundfünfzigmal so groß als das Deutschlands in Europa und neunmal größer als das der Vereinigten Staaten ist!

Niemand erwartet, daß England wirklich in den Zustand der „Vernichtung" sinken wird, den es für das Schicksal seines heldenmütigen Rivalen Deutschland erhofft. Die Mittelmächte wünschen es nicht einmal, wenn es möglich wäre. Aber wir können als einen Erfolg dieses allgewaltigen Ringens hoffen, daß wenigstens Irland und Aegypten eigne Regierung bekommen, daß Indien eine gerechtere und segensreichere Verwaltung erhält, daß der Suezkanal für alle

Digitized by Google

Völker frei wird und daß Spanien Gibraltar zurückerhält. So würden die Fühler des riesenhaften britischen Seepolypen ausgeschnitten oder aus den Meerengen und Häfen des Globus losgemacht werden. Eines aber muß gewonnen werden: Das Meereszepter muß Britanniens Händen entwunden werden. Nicht um es einem andern zu geben, sondern damit die Meere selbst für alle Völker frei seien, und daß diese allgemein das Recht genießen, die Meere des Planeten zu durchschiffen, ungefesselt durch die Einmischung und das Gebot des „Herrschers der Wogen".

Daß dies durch den deutschen Unterseebootkrieg letzten Endes erreicht werden wird, hoffen alle Deutschen zuversichtlich.

Ein Dutzend von Britanniens Meerestyrannei gefesselter Völker schmachten nach diesem Resultate; Indien, Irland, Aegypten sehnen sich danach; die Mittelmächte kämpfen dafür; und wir wollen hoffen, daß unser langmütiger Gott es auch wünscht und zur Strafe für die Jahrhunderte von Verbrechen den Becher des Zorns, welcher jahrelang sich langsam füllte, nun den Vampirlippen Englands reichen wird, bis es ihn auf die Hefe geleert hat!

Kriegsmeteorologisches

Von

Geh. Hofrat Dr. S. Günther

Ebenso wie dieser Weltkrieg im allgemeinen mit gutem Rechte als ein wissenschaftlicher bezeichnet werden kann, in dem alle Hilfsmittel geistigen Könnens dem einen großen Ziele, der Bekämpfung des Feindes, dienstbar gemacht werden, so übt er auch seinerseits wieder eine Rückwirkung aus auf den Fortschritt der Wissenschaft selbst. Eine Fülle von Wechselbeziehungen verschiedenster Art hat sich bereits ergeben, und dieses Ergebnis wird sich noch beträchtlich steigern, wenn erst nach dem freilich noch nicht so bald zu erwartenden Abschlusse des gewaltigen Völkerringens das Fazit aus den Ereignissen gezogen werden kann. Auch die Meteorologie, die Lehre von der Atmosphäre, befindet sich in diesem Falle, und zwar ist es, zeitlich gesprochen, der erste Krieg, der solche Anregungen gegeben hat. Gewiß hat man sich auch in früheren Feldzügen um Wind und Wetter gekümmert, aber man nahm die Ereignisse einfach als solche hin und legte kein besonderes Gewicht auf deren eingehendere Betrachtung. Einzelne Gelegenheitsansätze sind ja wohl zu verzeichnen; so suchte Napoleon I. vor seinem Einfalle in Rußland sich ein Bild von dessen Klima zu verschaffen, und als Gambetta im Freiballon das belagerte Paris verließ, hatten sich seine Berater vermutlich auch über die augenblickliche Wetterlage so weit unterrichtet, daß eine Landung in dem von deutschen Truppen besetzten Gebiete vermieden werden konnte. Allein über solch schwache Versuche

Digitized by Google

scheint man niemals hinausgekommen zu sein. Sogar die allgemeinen klimatischen Verhältnisse der Kriegsschauplätze wurden von den maßgebenden Stellen viel zu wenig beachtet. So würde die Regierung von Tours dem Heere Bourbakis schwerlich den so kläglich gescheiterten Durchbruch durch unsre Stellungen bei Belfort im Januar 1871 angesonnen haben, wäre sie auch nur einigermaßen damit bekannt gewesen, wie ein strenger Winter in der Gegend, wo Vogesen und Jura aneinander grenzen, auszusehen pflegt.

Das ist nun alles anders geworden. Wenn wir aber, kurz gesprochen, die Beziehungen zwischen Krieg und Atmosphärenkunde einer Betrachtung unterziehen, so zeigt sich uns eine ganze Reihe verschiedenartiger Aufgaben. Zunächst kann man die Frage aufwerfen, ob der Krieg als solcher die Lufterscheinungen beeinflußt, und da hierauf eine in der Hauptsache verneinende Antwort zu erteilen sein wird, so sehen wir uns zu der umgekehrten Fragestellung geführt: Hängen unter Umständen Kriegshandlungen von dem ab, was in der Luft vor sich geht? Hier werden wir allerdings positive Tatsachen von nicht zu unterschätzender Bedeutung festzustellen haben.

Zunächst sei es gestattet, aus der Kriegsgeschichte das eine und andre Beispiel dafür anzuführen, daß dann und wann atmosphärische Vorkommnisse mit solchen, die auf den Krieg zurückzuführen sind, verwechselt werden können. Als Napoleon am 16. Oktober 1813 mitten in seinem berühmten, dem Gelingen nahen Angriffe bei Wachau stand, vernahm er ein dumpfes Dröhnen von Norden her, welches sein erprobter Schlachtengehilfe Berthier auf ein fernes Gewitter deutete, während das noch geübtere Ohr des Kaisers bald als wahre Ursache den preußischen, alle seine Erwartungen vernichtenden Ansturm bei Möckern herausfand. Umgekehrt ging es bei dem die Königgrätzer Schlacht einleitenden Gefechte von Skalitz. Der Kronprinz Friedrich beobachtete, wie Friedjung in seinem ausgezeichneten Werke über das Jahr 1866 erzählt, auf einer dem Feinde zu führenden Landstraße eine ungeheure Staubwolke, die sich seinem eignen Standpunkte näherte, und schloß aus ihr auf einen Rückzug des Generals v. Steinmetz in der Richtung gegen Glatz. In Wahrheit aber hatte man es mit einer gewaltigen Staubtrombe zu tun, die durch eine plötzlich aufspringende und schon in geringer Entfernung gar nicht mehr verspürbare Böe erzeugt worden war, ohne daß menschlicher Wille dabei im Spiele gewesen wäre.

Wichtiger als solch kleine Zwischenfälle ist die von vielen hochgewertete Möglichkeit, heftiges Schießen vermöge eine Veränderung des Wetters anzubahnen. Diese Hypothese hat ein recht stattliches Alter. Die noch jetzt bei wilden Völkerschaften in Ehren gehaltene Meinung, starke Geräusche dienten zur Verjagung böser Wetterdämonen, zumal der Gewitter, war auch im christlichen Mittelalter weit verbreitet, und in seinem um 1330 verfaßten Buche über „Magnae res naturales“ suchte ein österreichischer Mönch, Matthias Farinator, sogar eine Begründung des Aberglaubens zu geben; die durch den Lärm hinaufgetriebenen Luftmassen sollten den Blitz am Herabsteigen verhindern. Im acht-

Digitized by Google

zehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhundert ist eine größere Anzahl gelehrter Untersuchungen veröffentlicht worden, um klarzustellen, ob durch Geschützfeuer oder Glockenklang ein aufziehendes Gewitter „zerteilt" oder „vertrieben" werden könne. Ein oberbayerischer Marktflecken beschwerte sich bei der kurfürstlichen Regierung über eine Nachbargemeinde, welche eine ausgezeichnete Unwetterglocke besitze und durch deren Läuten Regen und Hagelschauer in die Gemarkung des Beschwerdeführers hinüberjage. Hier liegt freilich frommer Irrglaube inmitte, aber auch die Männer der Wissenschaft waren überzeugt, daß eine tüchtige Batterie namhaftes für die Gewitterabwehr zu leisten imstande sei („Flakbatterie" der Vergangenheit). Auch neuerdings ist dieser Wahn wieder herrschend geworden, und in manchen Alpenländern glaubte man durch Böllerschüsse den Hagelschlag verhüten zu können. Gerade entgegengesetzt verhalten sich, wie so häufig, auch in dieser Hinsicht die Amerikaner. Sie schießen, wenn sie Regen brauchen, und es hat sich da eine förmliche Theorie herausgebildet, die angeblich von gewissen Erfahrungen des Bürgerkrieges (1860 bis 1864) ausgeht.

Auch zuvor bereits gingen bei uns ähnliche Vorstellungen im Schwange, und daß der jetzige Krieg auf sie nur unterstützend wirken konnte, ist leicht zu begreifen. Sind doch niemals, seit der Erfindung der Explosivstoffe im vierzehnten Jahrhundert, so ungeheure Geschützmassen zur Anwendung gebracht worden. Nur weiß man anscheinend wieder nicht recht, ob die Artillerie im einen oder andern Sinne wirken soll. Ein Amerikaner verhält sich neutral, indem er die ungünstige Ernte des laufenden Jahres insofern mit dem Kriege in Verbindung bringt, als durch die Millionen von Kanonenschlägen die ganze Atmosphäre in Unordnung gebracht worden sei und alle Naturgesetze auf den Kopf gestellt würden. Das mag sich moralisch so verhalten, physikalisch dagegen ganz gewiß nicht. Man muß nur bedenken, daß jede Schlacht, und habe sie auch im Verhältnis zu früheren Kämpfen eine noch so gigantische Ausdehnung, nur ein ungemein kleines Flächenraumstück in unmittelbare Mitleidenschaft zieht, und daß die Detonationen ganz in der Nähe der Erdoberfläche verbleiben. Im Oktober 1904 machte der russische General Kuropatkin den Schlachtendonner wesentlich in der gleichen Weise für militärische Mißerfolge verantwortlich, wie wir dies neuerdings an dem „meteorologischen" Heerführer Italiens, an Cadorna, zu erleben hatten. Ersterer schrieb damals an den Zaren, bei Liaoyang und Mukden sei das Artilleriefeuer so furchtbar gewesen, daß sich eine Wasserflut vom Himmel auf die Erde ergossen habe und alle seine Schritte lähme. Von der Mandschurei dürfte das gleiche wie von Nordwestfrankreich gelten. Man wird somit zu dem allein berechtigten Schlusse gelangen, daß die Witterungsvorgänge der Einwirkung des Menschen selbst dann entrückt sind, wenn dieser, allerdings von ganz andern Beweggründen geleitet, die Atmosphäre in bisher unerhörter Weise durch seine vielgestaltigen Feuerwaffen erschüttert.

Auf ein durchaus verschiedenartiges Gebiet sehen wir uns geführt, sobald wir an ein jetzt stark in den Vordergrund gerücktes Problem der Akustik heran-

Digitized by Google

treten. Der Schall wird durch die Luft fortgeleitet, und deren Eigenschaften sind auch für die Stärke und Entfernung maßgebend, mit welcher und auf welche hin eine stärkere Störung des atmosphärischen Gleichgewichtes sich geltend macht. Schon während der Befreiungskriege wurden Nachrichten über die Vernehmbarkeit ungewöhnlich starken Geschützdonners gesammelt; die Schlacht bei Leipzig wollte man in Franken schon Tage zuvor geahnt haben, ehe bei der damaligen schleppenden Art des Zeitungsdienstes beglaubigte Mitteilungen über den entscheidenden Sieg in das Publikum drangen. Natürlich lieferte auch das Jahr 1870 manch einschlägiges Beispiel, immerhin jedoch nur in geringem Ausmaße. Ganz anders steht es im gegenwärtigen Weltkriege. Jetzt hat sich die atmosphärische Physik ernstlich der Fragen angenommen, wie es mit der Verbreitung solcher Detonationen steht, die durch ihre Gewalt und ebenso durch die Häufigkeit ihres Auftretens über das, was ehemals bekannt war, so außerordentlich hinausgehen. Drei geographische Oertlichkeiten sind es insbesondere, welche nur allzu reichlichen Stoff zu derartigen Untersuchungen geliefert haben: Antwerpen, Verdun und die mittlere Somme.

Eine auch nur einigermaßen ausreichende Uebersicht über die bislang erzielten Ergebnisse, wie man sie — um nur einige Namen zu nennen — hauptsächlich den Arbeiten der Deutschen Meinardus, v. d. Borne, W. Schmidt und des Niederländers van Everdingen zu danken hat, kann natürlich an diesem Orte nicht gegeben werden, und es muß genügen, nur einige wichtige Punkte hervorzuheben. Um den Bezirk, innerhalb dessen die beiderseitigen Artillerien ihre verderbenbringende Tätigkeit ausüben, legt sich zunächst ein Gebiet normaler Hörbarkeit. Daß dasselbe nicht gerade eine Kreisfläche darstellt, bedarf nicht des Beweises. Die Beschaffenheit des Geländes, das Vorhandensein von Erhebungen, Wäldern usw. wird nicht ganz gleichgültig sein, aber ungleich mehr wird sich die herrschende Windrichtung als einflußreicher Faktor geltend machen. Wie weit die Schallwelle unmittelbar vordringt, ist nicht von vornherein zu bestimmen, zweifellos geht diese Strecke weit über 100 Kilometer hinaus. So konnte in manchen Fällen das dumpfe Grollen der Sommeschlacht in dem rund 170 Kilometer von Bapaume abstehenden Antwerpen deutlich gehört werden. Noch auffälliger war die akustische Wirkung, als im November 1916 unsre Flieger die noch um ein gutes Stück weiter entfernten Munitionslager von Cerisy zum Auffliegen brachten; nicht nur ein unbestimmtes Geräusch gelangte bis in den Norden Belgiens, sondern man vermochte sogar eine Reihe von Einzelschlägen deutlich zu unterscheiden, offenbar davon herrührend, daß der Brand immer wieder auf neue Lagerstätten übergriff. Auch der einzige zurzeit in Belgien tätige Erdbebenmesser, derjenige von Brüssel, reagierte lebhaft auf die einzelnen Stöße.

Angesichts der großen Ausdehnung, welche dem soeben besprochenen Gebiete zukommt, mußte es nun um so auffallender erscheinen, daß man mitunter in verhältnismäßig nahe beim Kampforte gelegenen Gegenden wenig oder nichts von dem Getöse merkte, wohl aber wieder in viel weiterem Abstande. Man hat

Digitized by Google

vielfach auf eine ganz neuartige Erscheinung geschlossen und dafür eine recht zweckmäßige Bezeichnung geschaffen, indem man von einer sich um das Gebiet der normalen Hörbarkeit herumlegenden Zone des Schweigens sprach. Die Ansicht, daß dergleichen erstmalig in diesem Kriege hervorgetreten sei, ist allerdings nicht zutreffend. Auch 1870 hat es sich mehr denn einmal zugetragen, daß eine nur wenige Stunden jenseits eines heftigen Zusammenstoßes stehende Truppe zwar den Himmel mit den bekannten hellen „Korkzieherwölkchen" der französischen — von den Deutschen damals noch nicht verwendeten — Schrapnells bedeckt sah, ohne die Sprache der Kanonen zu hören. Die obenerwähnten Nachforschungen nun haben ergeben, daß diese Zone, deren Begrenzungslinie begreiflicherweise noch viel unregelmäßiger sein muß, auch eine nicht unbeträchtliche Ausdehnung haben kann. Besonderes Vertrauen darf man der Materialiensammlung van Everdingens bezüglich der Beschießung von Antwerpen schenken, weil das Observatorium des niederländischen Meteorologen, de Bilt bei Utrecht, der holländisch-belgischen Grenze ziemlich nahe liegt, und weil ihm von allen Seiten seines Vaterlandes Mitteilungen zugegangen waren. Am 8. Oktober 1914, an welchem Tage das Ringen um die äußere Fortslinie Antwerpens seinen Höhepunkt erreichte, betrug die Breite der Zone im Norden und Osten der belagerten Stadt ungefähr 60 Kilometer. Und nunmehr hat dieser Krieg, was vorher wohl im Einzelfalle geahnt worden sein mochte, noch nie aber hatte bestätigt werden können, die Tatsache festgestellt, daß jenseits der Schweigzone sich ein Gebiet anormaler Hörbarkeit ausbreitet, über dessen Charakter und Größe sich Zuverlässiges noch nicht aussagen läßt. Vor allem ist zu bedenken, daß vom feindlichen Kriegsschauplatze her keine Angaben vorliegen können.

Ueber die Ursache einer so auffallenden Unterbrechung der Schallfortleitung ist bereits viel nachgedacht worden. Man hat die Vermutung ausgesprochen, es gäbe in der Höhe eine Fläche, über welche die Schallwellen nicht hinausgelangen können, wo sie also das akustische Seitenstück jenes optischen Phänomens zu erleiden hätten, welches unter dem Namen der Totalreflexion bekannt ist. Auf das Vorhandensein einer solchen akustischen Spiegelfläche ist unter dem Gesichtspunkte hingewiesen worden, daß in einer 10 bis 12 Kilometer betragenden Vertikaldistanz vom Boden die von den allerorts wesentlich gleichbleibenden Gasen gebildete Troposphäre aufhöre und an sie die Wasserstoff als Hauptbestandteil aufweisende Stratosphäre sich anschließe. Ob aber von einer sozusagen festen Grenze zwischen beiden Lufträumen gesprochen werden und ob eine solche Fläche, wenn man an ihr Dasein glaubt, die Fähigkeit besitzen kann, Schallwellen vollständig zu reflektieren, das ist noch eine ganz ungeklärte Frage. Dagegen scheint aus den bislang vorliegenden Beobachtungen geschlossen werden zu dürfen, daß die Windrichtung, wie man das ja erwarten konnte, einen recht namhaften Einfluß zumal auf die Ausdehnung des anormalen Gebietes äußert. Wie sich das gestalten könnte, ist in jüngster Zeit auf dem hier allein zum Ziele führenden Wege, auf dem mathematischen, dargetan worden.

Digitized by Google

Bereits 1912 hat sich der Japaner Fujiwhara mit dem Probleme beschäftigt, indem er allerdings nicht artilleristische Schallwirkungen, wohl aber die in seinem Lande nichts weniger als seltenen Vulkangeräusche der Betrachtung unterstellte. Seine sich im bezeichneten Sinne zugunsten der Windrichtung aussprechenden Resultate fand er durch die in den Abhandlungen der ungemein regsamen Gesellschaft für Erdbebenkunde in Tokio niedergelegten Notizen über die Fortführung der vulkanischen Auswürflinge bekräftigt. Sande, Aschen, Lapilli usw. erfüllen im wesentlichen einen Kreisausschnitt, in dessen Mittelpunkt der feuerspeiende Berg liegt, und dessen Mittellinie sich mit der Windrichtung deckt. Mit Berücksichtigung alles dessen, was wir über die physikalischen Eigenschaften der uns zugänglichen Luftschicht wissen, hat nun Emden die Gestalt des Schallstrahles rechnerisch geprüft und unter gewissen Voraussetzungen die Grenzlinien der Schweigzone bestimmt. Ein Wind von gleichbleibender Stärke drückt den nicht mehr geradlinigen, sondern gebogenen Schallstrahl nieder, so daß im Windschatten (seemännisch gesprochen in Lee) die Zone der direkten Hörbarkeit wächst, auf der entgegengesetzten Seite (in Luv) dagegen abnimmt. Die „Grenzkurve" verläuft dann angenähert symmetrisch zu einer die Zone des Schweigens normal halbierenden Vertikallinie, um in einer angenäherten Horizontalentfernung von 70 bis 80 Kilometer den Erdboden wieder zu berühren und dann anzusteigen, so daß jetzt die Zone der abnormen Hörbarkeit beginnt, deren Ausdehnung nach der Leeseite hin besonders zunimmt. Es wäre nach der gestaltlichen Beschaffenheit jener Kurve nicht undenkbar, daß sich unter günstigen Umständen auch noch weitere Flächenräume der Stille und der erneuten Hörbarkeit herausbilden könnten.

Für die Verfolgung der Geschosse auf ihren Bahnen ist die Erforschung der Windverhältnisse in höheren Regionen unerläßlich.

Wenn die Vernachlässigung dieses Studiums in manchen Fällen nur sachliche Nachteile im Gefolge haben würde, ändert sich die Lage der Dinge, wenn es sich neben der Vermeidung derartiger Uebelstände auch um das wertvollste Kriegsgut, um das Menschenleben, handelt. Zu Beobachtungszwecken erheben sich Vehikel aller Art in die Luft, und die neueste Zeit hat diese Fahrzeuge auch mit den mannigfachsten Zerstörungsmitteln auszurüsten gelehrt. Der Luftballon, das Luftschiff und das Flugzeug gehören nunmehr zur unentbehrlichen Ausstattung des Feldheeres und verlangen gebieterisch, daß man die Bedingungen erkunde, unter denen allein sie ihre Wirksamkeit erfolgreich zu betätigen vermögen.

Der Freiballon freilich, der seit einigen Jahrzehnten der atmosphärischen Physik die größten Dienste geleistet hat, ist in der Kriegszeit so gut wie gänzlich ausgeschaltet. Rein wissenschaftlich betrachtet, ist es gleichgültig, wohin er ohne sein Zutun getrieben wird, aber wenn er zum Feinde hinübergeht, so ist mit diesem Fehlgange ein schwerer Verlust an Menschen und Material verknüpft. Dagegen hat der ältere Bruder des Freiballons, der Fesselballon, eine ganz unerwartet folgenreiche Wiederauferstehung erlebt, nachdem man ihn der Haupt-

Digitized by Google

sache nach längst zu den Toten geworfen oder höchstens als Kuriosum für Schaustellungen beibehalten hatte. Und doch hat er schon vor mehr denn hundert Jahren militärischen Zwecken erfolgreich gedient. Die französische Revolution brachte in ihrem Bestreben, jedes nur denkbare Mittel für die nationale Verteidigung fruchtbar zu machen, auch die noch nicht lange erst erfundene Montgolfiere zur Geltung, und alle Heere der Republik erhielten „ballons captifs", um die Auskundung des Feindes aus der Vogel- oder doch wenigstens aus der Kavalierperspektive zu betreiben. Man gründete zu diesem Behufe sogar in dem Pariser Vororte Meudon eine „École des aérostatiers". Zahlreiche Mitteilungen über die Leistungen dieser Anstalt und der von ihr an die Truppen hinausgegebenen „Aërostaten" liegen, wie es scheint, nicht vor, aber in einzelnen Fällen hat der am Seile gehaltene Ballon tatsächlich seine Schuldigkeit getan. So namentlich am 26. Juni 1794, an welchem Tage General Jourdan bei Fleurus die österreichischen Linien aus der Höhe beobachten ließ, um alsdann einen sehr folgenreichen Sieg zu erfechten. Es ist bekannt, daß Napoleon I. für neuartige militärische Ideen keine Zuneigung hegte, wie er ja auch von dem ihm vorgelegten Hinterlader nichts wissen wollte, und so hat er auch kurzerhand den Fesselballon in die Rumpelkammer verwiesen. Im Festungskriege von 1870 hat man ihn gelegentlich wieder daraus hervorgezogen, allein erst der Russisch-Japanische Krieg hat ihm aufs neue zum Bürgerrechte in der kriegerischen Rüstkammer verholfen. Und gegenwärtig ist er unentbehrlich geworden. Ein Kraftfahrer zählte während der Sommeschlacht von einem Punkte in der Nähe des Städtchens Bapaume aus elf englische Fesselballons im nämlichen Zeitpunkte.

Von Wind und Wetter wird nun aber die Verwendbarkeit dieser Ballons in geradezu maßgebender Weise bestimmt. Befinden sie sich in lebhaft bewegter Luft, so wird die Festhaltung des Gesehenen erschwert, möglicherweise ganz unmöglich gemacht; die Panoramazeichnung, die photogrammetrisch auszuwertende Aufnahme kann allein schon deshalb mißlingen, weil der hin und her geschüttelte Beobachter in einen an die Seekrankheit erinnernden Zustand verfällt. Das kann im Freiballon unmöglich eintreten, weil dieser ja einen Teil der Atmosphäre ausmacht, von den Bewegungen derselben mithin ganz unberührt bleibt. Von einem, der es erlebte, wird berichtet, daß man, wenn der Ballon losgerissen und weggejagt wird, nachdem er lange herumgeschaukelt worden war, zunächst das Gefühl größter Erleichterung und Euphorie empfindet, bis dann die ängstliche Frage auftaucht, wie es mit der Landung aussehen werde. Viele werden sich erinnern, wie seinerzeit durch einen jäh sich erhebenden Südsturm eine ganze Anzahl französischer Fesselballons bei Verdun zu den Deutschen hinübergetrieben ward und mit allem Inhalte der Gondeln in unsre Hände geriet. Das hätte nicht vorkommen können, wenn der französische Wetterdienst, der ja drüben mutmaßlich ähnlich wie bei uns eingerichtet ist, auf der Höhe seiner Aufgabe gewesen wäre; ohne raschen Barometersturz sprang nicht leicht eine so heftige Zyklonalbewegung auf, und dann mußten die Vorkehrungen zum schnellsten Herabwinden der Seile getroffen werden. Auch abgesehen von so krassen Zwischen-

Digitized by Google

fällen hat man, ehe man einen Ballon hinaufsendet, die Windverhältnisse genau zu vermerken, denn daß derselbe beim Steigen seitlich erfaßt, an Häuser oder Bäume gedrückt und empfindlich beschädigt wird, das hat sich wiederholt ereignet.

Der ganz- oder halbstarre Lenkballon — Zeppelin, Parseval, Schütte-Lanz — besitzt ja selbstverständlich dank seinen Luftschrauben eine weit größere Unabhängigkeit gegenüber den Winden, aber obwohl er nach französischer Sprechweise „dirigeable" ist, wird er doch nach Möglichkeit seine Fahrten den Zuständen seiner Umgebung anzupassen bestrebt sein. Müßte er doch andernfalls einen namhaften Teil der durch die Propeller erzeugten Energie nutzlos der Ueberwindung atmosphärischer Widerstände widmen.

Zur erwähnten Erkundung des Höhenwindes bedient man sich der sog. Pilotvisierung, die immer in gleichbleibenden Zwischenzeiten mehrmals täglich ausgeführt werden muß. Ein — selbstverständlich unbemannter — Gummi- oder Papierballon führt den Namen Pilot. Er wird mit spez. leichtem Gas gefüllt und, wenn er eine gewisse Steigkraft erlangt hat, hochgelassen. Seinen Weg in die Lüfte verfolgt ein Beobachter im Gesichtsfelde des Theodolitenfernrohres, während ein zweiter nach Ablauf je einer Minute den Horizontalwinkel (Azimut) und Vertikalwinkel (Höhe) an den beiden geteilten Kreisen des Instrumentes abliest. Längere Beobachtungsreihen, die unter Hergesells Leitung seit mehreren Jahren entstanden sind, haben ergeben, daß der Ballon sich wesentlich mit gleichförmiger Geschwindigkeit aufwärts bewegen würde, wenn er eben nicht dem Spiele des Windes überlassen wäre. Man hat folglich, um den augenblicklichen Ort des Piloten zu finden, eine lineare Größe (a.t, wenn a die aus einer Tabelle zu entnehmende Anfangsgeschwindigkeit, t die Anzahl der seit dem Aufsteigen abgelaufenen Minuten bedeutet) und zwei Winkelgrößen, und diese drei Zahlen genügen zur eindeutigen Festlegung des Ortes. Rechnung ist natürlich, da die Auswertung der Visierung nicht zuviel Zeit in Anspruch nehmen darf, nicht stets am Platze, und deshalb stehen jeder Feldwetterwarte einfache Meßgeräte zu Gebote, um die Horizontalprojektion der Flugbahn in eine Papiertafel so einzutragen, daß der in der Minute zurückgelegte Weg nach Größe und Richtung sofort abgenommen werden kann. Es erhellt, daß eine noch größere Exaktheit zu erzielen ist, wenn zwei Beobachtungsplätze an den Endpunkten einer nicht zu kleinen Grundlinie vorhanden sind.

Dem Fessel- und dem Pilotballon ist neuerdings ein gewichtiger Konkurrent erstanden im sog. Drachenballon. Der Gedanke, Freiballons mit Selbstregistratoren aufsteigen zu lassen, ist schon früher verwirklicht worden. Fällt ein solcher nieder, so wird „der redliche Finder", dem auch eine ganz hübsche Belohnung winkt, die vorgefundenen Instrumente der ihm bezeichneten Stelle ausliefern, und durch solche Sondierballone hat man die wertvollsten Aufschlüsse in Höhen erhalten, bis zu welchen der bemannte Ballon sich nicht zu erheben vermag, weil seine Insassen durch Kälte und Luftmangel trotz der vorgesehenen Sauerstoffeinatmung in ernste Gefahr gebracht würden. Seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts ist man tatkräftig an die Erforschung der hohen

Digitized by Google

Luftregionen herangetreten, für welche das in Lindenberg bei Berlin begründete Aëronautische Observatorium einen Zentralpunkt darstellt. Neben amerikanischen Meteorologen haben vorzugsweise deutsche dieses Arbeitsgebiet gepflegt, wie die Namen Aßmann, Berson, Hergesell und Köppen dartun. Lange wurde nur der Drache (nicht Drachen) schlechtweg verwendet, aber Archibald, v. Parseval und v. Sigsfeld schufen den schon erwähnten Drachenballon, ein Mittelglied des Gegensatzes Ballon-Drache. Ein mit Gas gefüllter Luftball muß auch bei Windstille steigen, und ein sich erhebender Wind kann ihn leicht niederdrücken. Dem wird begegnet durch die eigenartige, man sagt häufig „wurstförmige" Gestalt des Drachenballons. Am unteren Ende ist ein Schlauch befestigt, in den der Wind einströmt. Der obere Teil des Ballons ist, wie es auch bei den Registrierballons sich empfiehlt, durch eine faltige Scheidewand abgeschlossen, und indem der untere Teil durch den Schlauch mit Luft gespeist wird, bläht sich das Ganze auf, ohne daß man Zerreißung zu befürchten braucht. Auch der Drache ist in diesem Kriege militärischen Zwecken dienstbar gemacht worden.

Unsre kurze Uebersicht dürfte gezeigt haben, daß die Lehre von der Atmosphäre sowohl durch die gigantischen Neuerungen des Völkerkrieges befruchtet worden ist, als auch unserm Heere mannigfachen Nutzen gebracht hat. Selbstverständlich konnte es an diesem Orte nur auf eine Hervorhebung allgemein bemerkenswerter Punkte abgesehen sein. Ueber gar vieles zu sprechen, verbietet sich einstweilen noch, aber die Zukunft wird eine Fülle neuer Gesichtspunkte hervortreten lassen.

England und Amerika

Von

Dr. Freiherrn v. Zettel

Der Eintritt der Vereinigten Staaten von Nordamerika in den englischen Kriegskonzern darf nicht einseitig als ein Akt der Feindseligkeit gegen Deutschland aufgefaßt werden. Er ist gewiß auch von größter Bedeutung für das Verhältnis zwischen der Union und Großbritannien. Heute herrscht noch in England und bei seinen Verbündeten heller Jubel über die Gewinnung eines so wertvollen Alliierten. Vielleicht ist aber der Tag nicht ferne, an dem England bedauern wird, sein Geschick in die Hände seiner großen Nebenbuhlerin jenseits des Ozeans gelegt zu haben.

Wirft man einen Blick zurück auf die Beziehungen zwischen England und den Vereinigten Staaten, so zeigt sich, daß bis in die jüngste Zeit hinein die beiden Schwesternationen keineswegs stets ein Herz und eine Seele waren. Die Politik Amerikas war von Anfang an von einem ausgesprochenen Mißtrauen gegen den früheren Herrn und Ausbeuter, von dem Groll des Emporkömmlings

Digitized by Google

gegen den aristokratischen Rivalen beseelt. Noch in den Flitterwochen der neu errungenen Freiheit führten die Vereinigten Staaten neuerdings gegen England Krieg. Während der verwickelten Verhältnisse, die sich infolge der Kontinentalsperre Napoleons eingestellt hatten, überboten sich Frankreich und England in vexatorischen Maßregeln, unter denen der neutrale Seehandel, nicht zuletzt der Amerikas schwer zu leiden hatte. Amerikanische Handelsschiffe wurden auf hoher See von den Engländern angehalten, durchsucht, ihrer Ladung beraubt und die Mannschaft gezwungen, in englische Dienste zu treten. Die amerikanischen Häfen wurden blockiert, englische Kriegsschiffe fuhren in amerikanische See- und Flußhäfen und bombardierten offene Städte. In einer Denkschrift des damaligen amerikanischen Staatssekretärs der Finanzen Dalaas über die Vorgänge jener Zeit findet sich folgende charakteristische Stelle: „England hat sich durch sein Vorgehen mit jeder Art von Korruption und Betrug befleckt, und nach allen Beweisen von Machtgier und Habsucht verlangt es noch, daß die Opfer seiner Gewalttätigkeiten in ihm den einzigen Verteidiger der Ehre und der Freiheit der Menschheit verehren." — Der Krieg endete wie das Hornberger Schießen mit der Wiederherstellung des Status quo ante bellum. Ein neuer Konflikt entstand zu Ende der dreißiger Jahre, veranlaßt durch Grenzstreitigkeiten und die Forderung Englands, angeblich zur Verhinderung des Sklavenhandels an der afrikanischen Westküste, die amerikanischen Handelsschiffe durchsuchen zu dürfen. Es kam nicht zum Kriege, England war mit den ägyptischen Angelegenheiten vollauf beschäftigt und strich die Segel. In den sechziger Jahren kam es bekanntlich infolge der Ausrüstung von für die Südstaaten bestimmten Kaperschiffen (Alabama) in englischen Häfen während des sog. Sezessionskrieges zu ernsten Differenzen, die erst 1871 durch einen Schiedsspruch ausgetragen wurden, und vor wenigen Jahren erst gab das Regime des Panamakanals neuerlichen Anlaß zu peinlichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Mächten. Alles das scheint Amerika nun vergessen zu haben. Nach einigen schüchternen Versuchen, der Seetyrannei Englands entgegenzutreten, und nach dem Intermezzo einer Friedensvermittlung hat die amerikanische Regierung endlich die Maske abgenommen und sich offen auf die Seite unsrer Feinde geschlagen.

Einen entscheidenden Einfluß auf den Ausgang des Krieges erwartet man von dem Anschlusse Nordamerikas wohl selbst in London nicht. Auf den Gedanken an die Entsendung eines Expeditionsheeres nach Europa scheint man in Amerika auch gar nicht eingehen zu wollen, einerseits wegen des Mangels an ausgebildeten Mannschaften, anderseits wegen der unsicheren Lage in Mexiko und Zentralamerika. Nur dann wolle die amerikanische Regierung Truppen senden, hieß es in einer Washingtoner Meldung des Bureau Reuter, wenn die Alliierten bereit wären, die für den Transport nötigen Schiffe dem Lebensmitteltransport zu entziehen — ein grausamer Scherz. Uebrigens kämpfen seit längerer Zeit eine ansehnliche Zahl von Bürgern des „neutralen" Amerika in den Reihen der Engländer und Franzosen. Und Roosevelt will als echter Kondottiere ihnen noch weitere zehn- oder zwanzigtausend Freiwillige zuführen, die aber wohl auch kaum

Digitized by Google

viel zum „Endsieg" beitragen werden. In England ist man von dieser Lauheit des neuen Verbündeten nicht gerade entzückt. Amerika sei offenbar noch nicht zur Erkenntnis der Tatsache gelangt, daß es sich im Kriegszustande befinde, klagen die „Times". Auch dem Londoner Vertrage vom September 1914 beizutreten, zeigt sich Wilson gänzlich abgeneigt.

Die Beweggründe, die Amerika in den Krieg trieben, waren eben ganz andre, als die unbezähmbare Sehnsucht, das Blut amerikanischer Bürger für englische Großmachtpläne zu verspritzen. Den äußeren Anlaß oder richtiger den Vorwand der Kriegserklärung gab angeblich der verschärfte U-Bootkrieg. In seiner Proklamation spricht Wilson von der Gefährdung des Lebens amerikanischer Bürger durch das warnungslose Versenken neutraler Schiffe. Es lohnt sich, die Ansicht eines amerikanischen Gelehrten über diesen Punkt zu vernehmen. Im Dezember v. J. veröffentlichte der Professor der Rechte an der Columbiauniversität, Munroe Smith, in der Zeitschrift „Political Science Quarterly" einen Artikel über „die amerikanische Diplomatie im europäischen Kriege", worin er mit Beziehung auf den „Lusitania"-Fall die These aufstellt, die amerikanischen Bürger, die sich eines englischen Schiffes zur Reise nach Europa bedienten, seien dadurch zeitweilige Untertanen Großbritanniens geworden und setzten sich darum allen Gefahren aus, die englische Nichtkombattanten treffen, eine Auffassung, die man nicht ohne weiteres von der Hand weisen kann und der um so mehr Gewicht beizulegen ist, als sie aus einem amerikanischen Munde kommt. Uebrigens ist jenes fadenscheinige Argument in der Antwort der Mittelmächte bereits gebührend abgefertigt worden.

Die wahren Motive für Wilsons Entschluß, den Kriegspfad zu betreten, liegen natürlich viel tiefer. Wenn Wilsons Aeußerungen auch in ein doktrinäres Gewand gehüllt sind, so ist der Präsident doch zunächst Amerikaner und als solcher Realpolitiker. Amerika will gerüstet sein. Einmal um seine Großmachtstellung zu markieren, dann aber für den Fall eines Konfliktes mit Japan, mit dem es früher oder später um die Vorherrschaft im Stillen Ozean und um die friedliche Durchdringung Chinas zu kämpfen haben wird. Dazu kommt eine andre, zeitlich näherliegende Erwägung. Amerika kann nicht zugeben, daß Großbritannien und seine Verbündeten besiegt werden, denn es bedarf der englischen Hilfe gegen Japan, und es muß überdies seinen Schuldnern zu Hilfe kommen, um sie zahlungsfähig zu erhalten. Auch Motive persönlicher Eitelkeit mögen im Spiel gewesen sein. Amerika will auf der seinerzeitigen Friedenskonferenz vertreten sein und mußte sich deshalb dem Kriege anschließen, so wie es seinerzeit Sardinien im Krimkriege getan hat. Es gelüstet ja Wilson offenbar nach der Rolle des arbiter mundi. Ausschlaggebend war aber wohl die Rücksicht auf die amerikanische Großindustrie und die Bankiers der Wallstreet. Es handelt sich allerdings um ein Lieferungsgeschäft im größten Maßstabe, das Amerika im Falle der Fortsetzung des Krieges winkt. In einem Aufrufe an die Amerikaner hat dies Präsident Wilson mit anerkennenswerter Offenheit eingestanden. Einleitend versicherte er zwar, der Sache, für die Amerika eintritt, hafte nicht ein

Digitized by Google

einziges selbstsüchtiges Element an, und es kämpfe nur für die Rechte der Menschlichkeit, für den künftigen Frieden und die Sicherheit der Welt. Darauf folgt aber — eine richtige contradictio in adjecto — eine Aufzählung alles dessen, was Amerika zu liefern haben wird. Und das ist nicht wenig: Lebensmittel, Schiffe, Kleidung und Ausrüstung für die Soldaten, Kohlen, Stahl, Pferde und Rinder. Man ist versucht, den Bleistift zur Hand zu nehmen und auszurechnen, wie groß das „Geschäft" ist, das Amerika bei diesen Lieferungen machen wird. Business!

Woran England am meisten liegt, hat es durch den Mund seines heutigen Diktators Lloyd George offen einbekannt. Bei einem Frühstück des Amerikanischen Klubs sprach er es aus: Der Weg zum Siege, die Bürgschaft des Sieges, die unbedingte Sicherheit des Sieges könne nur in dem einen Worte gefunden werden: Schiffe, nochmals Schiffe und zum drittenmal Schiffe!

Dieser Hilferuf wirft das grellste Licht auf die heutige Lage Englands und seine gänzliche Ratlosigkeit gegenüber dem U-Bootkriege. Die katastrophalen Wirkungen dieses Krieges werden von den Engländern selbst nicht mehr geleugnet. Der ehemalige Erste Lord der englischen Admiralität Beresford erklärte unlängst im Oberhause, die Liste der Schiffsversenkungen sei erschreckend. Selbst wenn es gelänge, den Ozean von den Tauchbooten zu reinigen, würde der Schiffsraummangel nicht beseitigt werden. Er sehe auch nicht, wie Amerika in den nächsten Monaten England zu helfen vermöchte. Nicht minder aufrichtig klingen die Worte des Nahrungsmittelkontrolleurs Lord Devonport, England vermöge durchzuhalten, wenn man mit einer gewissen Sicherheit auf Zufuhren rechnen könne, aber die Schiffahrt gewähre diese Sicherheit keineswegs. Vielmehr schwinde sie infolge der Versenkung von Schiffen durch Tauchboote und der Inanspruchnahme eines bedeutenden Schiffsraumes für militärische Zwecke immer mehr. So spricht derselbe Mann, der noch vor wenigen Wochen die beruhigende Erklärung abgegeben hat, bis Ende März werde man der U-Bootgefahr Herr werden. Die Ziffern, um die es sich handelt, sind auch in der Tat verblüffend. Bis Ende April 1917 wurden 7,6 Millionen Registertonnen versenkt, davon fast 6 Millionen Tonnen englische Schiffe, also mehr als ein Viertel des gesamten Tonnengehaltes der englischen Handelsmarine. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, wenn den Engländern bei ihrer Gottähnlichkeit bange wird und sie in Amerika um Hilfe flehen. In dem jetzigen Umfange genügt aber der Schiffsbau Englands und Amerikas keineswegs, um die Lücken auszufüllen. Der Ernst der Lage werde in Amerika vollkommen verstanden, meint der „Daily Chronicle", und das amerikanische Schiffahrtsprogramm müsse deshalb beschleunigt werden. Ob dies aber noch rechtzeitig geschehen kann, wird von Fachmännern ernstlich bezweifelt, und man möchte den Amerikanern zurufen: „Zurück, du rettest den Freund nicht mehr!" Die Unterbindung des Ueberseeverkehrs birgt für England die größten Gefahren, denn nur aus Amerika kann es seinen und seiner Verbündeten Bedarf an Kriegsmaterial und vor allem an Lebensmitteln decken. Der „Manchester Guardian" bemerkt sehr richtig, das stärkere Anziehen des Leib-

Digitized by Google

riemens sei für eine die Meere beherrschende Macht eine nicht eben heroische Attitüde. Die Reduktion des englischen Schiffsraumes ist aber nicht bloß für den jetzigen Krieg von der größten Bedeutung, ihre Wirkung wird sich für England in der Zukunft noch empfindlicher äußern, denn ein großer Teil seines Reichtums stammt aus seiner Eigenschaft als Weltfrachtführer, und der Verlust eines Viertels seiner Handelsmarine gefährdet aufs schwerste diese seine Position.

Damit nicht genug. Infolge der immensen Auslagen, die der Krieg teils unmittelbar, teils durch Subventionen an seine zahlreichen Bundesgenossen für Großbritannien mit sich bringt, wird es immer mehr außerstand gesetzt, allen diesen Anforderungen gerecht zu werden. Und damit ist auch seine Stellung als Geldgeber der ganzen Welt in Frage gestellt. Durch die notgedrungene Heranziehung des amerikanischen Geldmarktes entgleitet ihm sichtlich die Führung, um schließlich ganz in die Hände der Vereinigten Staaten überzugehen. Von nun an ist es hauptsächlich Amerika, das den Krieg finanziert. Noch sind die früheren Lieferungen nicht bezahlt, und schon muß Amerika den Alliierten neuerdings 3 Milliarden Dollar (12 Milliarden Mark) leihen, damit sie ihre neuen Lieferungen bezahlen können. Und eben heute meldet das Bureau Reuter aus Washington, die amerikanische Regierung habe beschlossen, England 100 Millionen Dollar zu leihen, um seine Bedürfnisse während des Monats Mai decken zu können. Das stolze Albion!

Wie zerstörend der Krieg auf die englischen Staatsfinanzen einwirkt, davon gibt die neuliche Budgetrede des Staatskanzlers Bonar Law ein erschreckendes Bild. Die Staatsschuld Großbritanniens sei seit 1914 von 900 Millionen Pfund auf 3854 Millionen, also auf mehr als das Vierfache gestiegen. Die Deckung der riesigen Kriegskosten erwarte England nicht mehr aus eigner Kraft, es rechne vielmehr auf Amerika. „Die amerikanische Regierung," fuhr Bonar Law fort, „wird nach Maßgabe der Leistungsfähigkeit uns helfen, die finanziellen Lasten unsrer Alliierten zu tragen." Er schloß mit der tröstlichen Versicherung, daß kein Mangel an Geld England daran hindern könne, den Sieg zu erringen. Wo sind nun die silbernen Kugeln Lloyd Georges?

Zu all dem Ungemach, das England bereits getroffen hat, droht sich nun ein neues zu gesellen. Sein wertvollster „kontinentaler Degen", Rußland, scheint, wenn nicht alle Anzeichen trügen, versagen zu wollen. Und damit wäre Großbritannien im Landkriege nur noch auf die Hilfe Frankreichs angewiesen, dessen Wehrkraft sich der Erschöpfung nähert. Staatssekretär Lansing hat unlängst etwas euphemistisch den amerikanischen Rüstungskredit eine Freiheitsanleihe für den Frieden genannt. Man wäre eher versucht, von einer Zwangsanleihe für den Krieg zu sprechen. Aber vielleicht liegt in seinen Worten ein Körnchen Wahrheit. Vielleicht vernehmen wir bald, wenn auch nur aus weiter Ferne, den rauschenden Flügelschlag der Friedenstaube mit dem Oelzweige. Kommt es zum Frieden, dann findet er ein entthrontes England und ein Amerika mit unermeßlichen Machtmitteln.

Digitized by Google

Der Friede und Ungarn

Von

Baron Julius Wlassics,

Geh. Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes

Seitdem die Zentralmächte ohne jeden Hintergedanken den Frieden ehrlich angeboten haben, schildert die Ententepresse die Stimmung der Völker der Zentralmächte mit den unwahrsten Entstellungen. Bald über die Türkei, bald über Bulgarien, bald wieder über Ungarn verkünden sie der Welt, daß in diesen Ländern der „Friede um jeden Preis" der Wunsch der Volksseele sei. Daß es nur das Deutsche Reich, dieser schreckliche Eroberer, sei, welches seine, den Frieden „um jeden Preis" wünschenden Verbündeten in seinem Machtkreise festgebannt hält! Daß es diese Staaten im Schlepptau halte. Solche und ähnliche falsche Stimmungsmacherei wagt eben jenes England in die Welt zu tragen, das wahrhaftig ein typisches Beispiel für jenes schlaue diplomatische Vorgehen bietet, wie für die Interessen der eignen Macht beinahe die ganze Welt mobilisiert werden kann. Die geschichtliche Lehre wollten die heutigen Verbündeten Englands aus dessen Vergangenheit nicht erkennen, aber durch eignen Schaden lernend, beginnen auch sie langsam sich zu ernüchtern, langsam zu der Einsicht zu kommen, daß sie nur für englische Interessen kämpfen. Die Ernüchterung tritt zuerst in Rußland, bei dem mächtigsten militärischen Verbündeten, auf. Hier sieht man schon klar, daß das weitere Blutvergießen nicht russisches, sondern englisches Interesse ist. Und dieses große militärische Defizit, welches die Entente durch die Ernüchterung Rußlands erlitt, waren auch die Führer der Entente bestrebt, irgendwie zu decken, denn auch in England, in Frankreich, in Italien fühlen es bereits die Völker, daß sie auf die Kraft der Nordfront kaum mehr rechnen können. Damit dies die Stimmung der Ententevölker nicht zu einer verzweifelten mache, zeigen sie jetzt stolz auf den fernen Westen, auf Amerika, welches jenen leeren Raum ausfüllt, den Rußland in den Kraftquellen der Ententemächte hinterließ; aber weil sie selbst nicht glauben, daß die militärische Macht Amerikas, die noch gar nicht besteht, die Kriegsmacht Rußlands ersetzen könne, halten sie es für notwendig, zu verkünden, daß die Völker der Zentralmächte und besonders Ungarn für den „Frieden um jeden Preis" seien, daß so der siegreiche Friede der Entente in den Schoß fallen und jeder Traum in Er-

Digitized by Google

füllung gehen werde, der ihnen als die Verwirklichung ihrer Kriegsziele vor Augen schwebte. Die Reden Lloyd Georges, Asquiths, neuerdings Ribots, wimmeln von solchen Phrasen, wie: „Garantie", „Restitution", „Kompensation", „Züchtigung der Kriegsurheber", und dem stellen sie die endgültige Entmutigung der Zentralmächte und deren unbedingte Friedensneigung gegenüber. Jedenfalls ist es ein eigentümlicher Anblick, daß es gerade den siegreichen Zentralmächten gegenüber von solchen Worten wimmelt, und besonders widerlich berührt es, daß es zurzeit, da Ribot diese Worte das letztemal deklamierte, bereits klar war, daß die Entente weder auf die militärische Kraft noch auf die diplomatische Hilfe Rußlands mehr rechnen könne.

Hier in der Monarchie, zusammen mit unserm Herrscher, wünschen wir alle die Beendigung des Krieges. Dies wünschen auch der Kaiser, alle Fürsten und alle Bürger des Deutschen Reiches. Deshalb machten wir das Friedensangebot. Wir wollten das furchtbare Blutvergießen beendigen. Aber nicht um jeden Preis. Nur auf Grund eines auch für unsre Feinde ehrenhaften Friedens. Dies verkünden wir auch jetzt, ja wir halten das weitere Blutvergießen geradezu für das fürchterlichste Vergehen gegen die Menschheit, nachdem sich unsre Feinde doch bereits haben überzeugen können, daß sie die gesteckten Eroberungsziele nicht zu erreichen vermögen. Wenn wir aber auch mit ehrlicher Offenheit verkünden, daß wir die Beendigung des Krieges ersehnen, so verkünden wir gleich offen, daß wir einen Friedensschluß um jeden Preis perhorreszieren, denn wenn der Preis des Friedens derjenige wäre, den die Ententemächte in ihrer berühmten Note skizzierten, so würde — um nur von uns zu sprechen — die Aufteilung Oesterreich-Ungarns die Folge sein. Und eben deshalb ist es erstaunlich, daß sie die unbedingte Friedensforderung der Völker gerade Ungarns in den Vordergrund stellen, jenes Ungarn, welches sie dafür, daß es ein Jahrtausend hindurch seinen staatlichen Charakter, seine Verfassung und Freiheit auf einem Stück Erde bewahrte, auf welchem mächtigere Völker als die Ungarn vorher einen Staat zu bilden nicht vermochten, dafür, daß es Jahrhunderte hindurch der Schutzwall der westlichen Staaten gewesen, belohnen wollen, indem sie das Gebiet seines tausendjährigen Staates zu zerstückeln beabsichtigen.

Wir sind von den erhabenen und wichtigen Interessen des Friedens durchdrungen, und wenn sich die Gelegenheit bietet und die Möglichkeit da ist, wird der Friedensschluß nicht an unserm Willen scheitern; aber vom Frieden um jeden Preis spricht bei uns niemand, und unsre Feinde geben sich falschen Illusionen hin, wenn unsre Friedensbestrebungen auf ihre Psyche in der Weise wirken, als ob wir den Frieden deshalb herbeisehnten, weil wir zum Kampfe nicht mehr fähig seien, und daß wir deshalb für einen „erniedrigenden Frieden" zu haben sein würden. Wir haben in dem Kriege gezeigt, zu was wir fähig sind. Wir haben gezeigt, daß jenes deutsche Bündnis, welches unter Mitwirkung eines der größten ungarischen Staatsmänner, des Grafen Andrássy, mit dem größten deutschen Staatsmanne, Bismarck, zustande kam, für uns ein teures politisches Vermächtnis ist, daß wir im Kampf und Frieden zusammen, Schulter

Digitized by Google

an Schulter, mit unserm deutschen Bundesgenossen stehen wollen, denn wir fühlen, daß unser Kampf der ehrlichste Kampf um die Existenz ist. Und so engverbunden, wie wir in diesem großen Selbstverteidigungskrieg standen, ebenso engverbunden wollen wir am Tische des Friedens erscheinen, doch denken wir nie an einen erniedrigenden Frieden, wir wünschen einen Frieden, in dessen Spur der alles aussöhnende Gedanke der internationalen Verständigung tritt.

Eine Episode aus den russisch-montenegrinischen Beziehungen

Von

Freiherrn v. Macchio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.

Durch Jahrzehnte war das im äußersten Südosten der Adria zwischen kahlen Gebirgsstöcken eingebettete Felseneiland der Schwarzen Berge im westlichen Europa kaum dem Namen nach bekannt.

Nur gelegentliche Nachrichten über Grenzkonflikte mit den Türken oder ernstere Kämpfe zwischen diesen von säkularem Hasse getrennten Nachbarn erinnerten an dessen Existenz, sobald es den Fürsten Montenegros geraten oder aussichtsreich schien, im Gefolge größerer Kämpen die Peripherie des osmanischen Reiches zu beunruhigen.

Erst dem letzten Beherrscher dieses Bergstaates war es vorbehalten, durch seine geschickte Familienpolitik, welche ihn in nahe verwandtschaftliche Beziehungen zum russischen und italienischen Hofe brachte, sowie durch häufige Reisen nach dem Westen für sich und sein Land Propaganda zu machen und wenigstens jenes Maß von Interesse zu erwecken, welches das Seltsame, Unwahrscheinliche, Phantastische sich meist zu schaffen vermag. Dazu kam eine gewisse dichterische Begabung im Verein mit einem kriegerischen Rufe, der aus der echt südslawischen üppigen Phantasie seiner Stammesbrüder zu einer Art antiken Heroentums emporgewachsen war.

Dieser aus den Jahren 1876/77 stammende, schon etwas verblaßte Ruhm bedurfte dringend einer Auffrischung, weshalb der nunmehrige König Nikolaus auch der erste war, welcher im Jahre 1912 den Krieg der Balkanvölker gegen die Türkei eröffnete, um dadurch den slawischen Patriotismus seiner damaligen Verbündeten wenigstens um Nasenlänge zu übertrumpfen.

Die Phasen dieser wechselvollen Kämpfe gehören auf kriegsgeschichtliches Gebiet; ich erinnere an diese Ereignisse nur darum, weil sie den Ausgangspunkt für die Konstituierung eines selbständigen Albanien, für den Einspruch gegen die montenegrinische Besetzung Skutaris bzw. für den Uebergang dieser Stadt

Digitized by Google

in internationale Hände bildeten; aus der Unmöglichkeit, Nordalbanien — das Land der montenegrinischen Sehnsucht — angesichts des Widerspruches Oesterreich-Ungarns sich einzuverleiben, entsprang wieder ein Zustand der Agitation, der diese Macht sogar zu einer teilweisen Mobilisierung zwang, um allen etwaigen montenegrinischen Machenschaften gewachsen zu sein. Die Enttäuschung, die Oesterreich-Ungarn aus wohlverstandenem eignem Interesse dem König Nikolaus hierdurch bereitete, war wohl nebst andern, innerpolitischen, dynastischen Gründen eine der Hauptursachen, weshalb derselbe schon so bald nach Ausbruch des Weltkrieges im felsenfesten Vertrauen auf die Unüberwindlichkeit seines angestammten Beschützers — Rußland — sich bewogen fand, den Mittelmächten den Krieg zu erklären und seinem Rachebedürfnis raschestens zu frönen.

Sowenig Eindruck dieser Entschluß des „Königs der Berge" auf seine Widersacher übte zu einer Zeit, wo speziell Oesterreich-Ungarn, anderwärts in Anspruch genommen, sich ihm gegenüber nur defensiv verhalten konnte, so sehr war das von seinen Ententefreunden für uneinnehmbar gehaltene Montenegro in aller Munde, als im Januar 1916 durch eine ebenso kühn erdachte als rasch und präzis durchgeführte Angriffsoperation der österreichisch-ungarischen Truppen und Flottenteile in den Bocche di Cattaro der Berg Lowtschen und damit die Schlüsselstellung des Felsenlandes erobert und kurz darauf die Hauptstadt Cettinje sowie allmählich das ganze Land besetzt wurde.

Wenn dieses an sich so unscheinbare Ländchen, wie hier kurz rekapituliert, bei so vielen Anlässen in den Balkanwirren eine Rolle spielen und sich als ein äußerst unbequemer Nachbar erweisen konnte, so muß der Grund außerhalb liegen, denn aus eigner Macht wäre es hierzu nicht imstande gewesen.

Daß dieser Grund in dem wenn auch nicht formellen, doch effektiven Protektoratsverhältnisse zu Rußland gesucht werden müsse, ist hinlänglich bekannt.

Um die Jahrhundertwende durch mehrere Jahre mit der Vertretung Oesterreich-Ungarns in Cettinje betraut, hatte ich Gelegenheit, in diese Verhältnisse manche Einblicke zu gewinnen und Episoden mitzuerleben, welche die konsequente Methode Rußlands in Behandlung der von ihm gelenkten Figuren auf dem Schachbrett der Balkanpolitik beleuchten und daher gerade jetzt vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein mögen.

Schon Katharina II. war darauf hingewiesen worden, ein festeres Band zur ständigen Verbindung mit den Slawen am Balkan zu suchen, welches die Einwirkung auf deren Verhalten gegenüber der Türkei und im Geiste der politischen Wünsche Rußlands besser zu regulieren vermöchte als die Fernwirkung aus Petersburg.

Nichts eignete sich hierzu besser als das den Türken nie völlig unterworfene, freiheitliebende, arme, damals theokratisch regierte Bergland. Religionsgemeinschaft, Stammverwandtschaft, materielle Beihilfen befestigten im Laufe der Zeit diese Bande, welche selbst zeitweise Verstimmungen, vorübergehende Unbotmäßigkeit und Entziehung des russischen Wohlwollens nie mehr völlig zu zerreißen

Digitized by Google

vermochten. Rußland hatte damit einen Stützpunkt gewonnen, der die anfänglich geringen Aufwendungen gut bezahlt machte!

Denn stets kriegsbereite harte Naturmenschen in dem unwegsamen, ressourcenarmen Berglande konnten jederzeit in der äußersten Nordwestecke des türkischen Reiches auf einen russischen Wink nicht unbedeutende Kräfte des ersteren auf längere Zeit binden; sie bildeten aber zugleich von ihrem Felsennest herab einen vorzüglichen Beobachtungsposten gegenüber allen Vorgängen, die sich an der Ostküste der Adria abspielen mochten, und zugleich die Gelegenheit, in einem Rußland genehmen Sinne dort einzugreifen. Dies zeigte sich besonders in den Napoleonischen Kriegen, wo Montenegro auf russisches Geheiß gegen Marschall Marmont focht, auch zeitweise die Bocche di Cattaro besetzte und Versuche der Franzosen, in die Berge vorzudringen, vereitelte.

Als später Dalmatien im Jahre 1814 dauernd in Oesterreichs Besitz überging, gewann der Vorposten in den Schwarzen Bergen für Rußland die Bedeutung eines Auslugs gegen die Monarchie.

So sehr diese in den folgenden Jahrzehnten sich auch bemühte, gute Beziehungen mit dem Bergvolke im Interesse der ruhigen Entwicklung seines südlichsten, durch die geographische Lage so isolierten Kronlandes zu erhalten, mußte es immer wieder die Erfahrung machen, daß die jeweiligen Beziehungen zu Rußland der Barometer für das Benehmen Montenegros waren. Diese Verhältnisse gestalteten sich um so schwieriger, als die anwohnenden österreichischen Bevölkerungselemente, durch Nationalität und Religion mit Montenegro gleichartig, den von dort ausgehenden politischen Einwirkungen besonders ausgesetzt waren. Die offenen Erklärungen des im Jahre 1860 zur Regierung gelangten Fürsten Nikolaus, wonach er sich als Vorkämpfer des Serbentums bekannte und die Vereinigung aller Serben auf seine Fahne schrieb, konnten Vertrauen immer weniger aufkommen lassen — denn gerade die Konsolidierung der Verhältnisse in der österreichisch-ungarischen Monarchie und die Vereinigung großer Teile des serbischen Stammes in deren Verbande ließen für Rußland die habsburgische Macht weit wichtiger und es daher vorteilhafter erscheinen, Montenegro nicht bloß als Helfer im Kampf gegen die Türkei, sondern noch viel mehr als eine Quelle zu gebrauchen, aus der Oesterreich-Ungarn womöglich Komplikationen bei Behandlung der eignen Südslawen erwachsen könnten.

Nach dem Berliner Kongreß hatte sich die Bedeutung Oesterreich-Ungarns gegenüber den russischen Balkanvelleitäten noch dadurch verschärft, daß durch die Okkupation von Bosnien und der Herzegowina die numerische Geltung des südslawischen Stammes in der Monarchie bedeutend erweitert wurde.

Ein gewisses Gegengewicht bot indes Rußland die gleichzeitige Vergrößerung Montenegros, welche dieses erst lebensfähiger und dadurch dem russischen Gebrauche wertvoller machen konnte — ein Umstand, der vielleicht damals nicht hinlänglich berücksichtigt worden war.

Digitized by Google

Wir sehen denn auch seither eine zielbewußte Ausgestaltung des russischen Einflusses in Montenegro, der sich, gestützt auf fortgesetzt wachsende jährliche Subsidien, auf stets neue Zweige des staatlichen Lebens ausbreitete. So war die Aufstellung von ein paar rudimentären Heeresformationen nur russischen Mitteln und russischem Drängen zu verdanken.

Natürlich mußte diese Suprematie, deren Ausbildung auch mit der Entwicklung der allrussischen Ideen und deren zunehmendem Einfluß auf die Petersburger Regierungs- bzw. Hofkreise Hand in Hand ging, hinter den Kulissen des augenscheinlichen staatlichen Lebens verborgen bleiben, um die Fiktion der vollen Selbständigkeit Montenegros vor den Augen der andern europäischen Staaten nicht zu kompromittieren.

Dies war durch die bis in den Beginn des jetzigen Jahrhunderts dort noch erhaltene patriarchalisch-absolute Regierungsform sehr erleichtert, welche gestattete, daß Fürst Nikolaus Träger und Vermittler des russischen Einflusses sein konnte und es seiner Geschicklichkeit überlassen blieb, dessen oft komplizierte Emanationen dem einfachen Sinne seines Bergvolkes zu verdolmetschen und das davon für sich zu behalten, was nur dem Gaumen politischer Feinschmecker seines Schlages verdaulich oder aber besonders süß erschien.

Indes in einem so kleinen, engen Rahmen wie Cettinje (3000 Einwohner), wo der städtische mit dem Hofklatsch zusammenfiel, sich ergänzte und überhaupt nichts länger verborgen bleiben konnte, war es auch unmöglich, dem Ortsanwesenden die originellen, oft zarten Nuancen dieses Verhältnisses vorzuenthalten.

So fand ich auch die Zustände zur Zeit meiner Anwesenheit. Der russische Gesandte, unterstützt von einem russischen Prinzenerzieher im Range eines Obersten und von einer russischen Dame, welcher die Erziehung der weiblichen montenegrinischen Jugend in einem Institut anvertraut war, vermittelte russische Kultur und russisch-politische Dogmen. Er konnte nach außen als Vertreter eines verwandten und zugleich übermächtigen Hofes leicht die Rolle eines Mentors spielen, welchem sich die fürstliche Familie scheinbar anbequemte, um die daraus resultierenden Vorteile einzuheimsen, während der geschäftsmäßige Sinn des damaligen „Fürsten" Nikolaus es zuwege brachte, eine zu genaue Einsicht des Gläubigers in die Gebarung und Geschäftsführung des Schuldners hintanzuhalten. Der oberflächliche Betrachter hatte nichtsdestoweniger den Eindruck, daß der russische Gesandte, der tägliche Gast des Fürsten und gnädige Berater kleinerer Vertreter orthodoxer Höfe, das Land regiere, daß nichts ohne sein Wissen und ohne seinen Rat geschehe.

Auffallen mußte dabei sofort, daß auch die Vertreter westeuropäischer Staaten (Deutschland war damals dort noch nicht vertreten) diesen Zustand ganz natürlich fanden und sich ihm unterordneten; denn daß Montenegro eine russische Satrapie sei, scheint schon damals zum politischen Kredo der seitherigen Ententegenossen gehört zu haben und war selbst dem oberflächlichen Betrachter bald offenbar, wenn er sich einmal an Ort und Stelle umgesehen hatte.

Digitized by Google

Trotzdem erlebte ich dort einen russischen Gesandten, der die landläufige, traditionelle Auffassung über den Wert des Fürsten Nikolaus für die russische Politik nicht teilte und vermöge seiner objektiven, kühlen Beurteilung des wahren Verhältnisses zwischen dem kleinsten und dem größten Lande Europas mehr Wert darauf legte, gegenüber dem Repräsentanten der Nachbarmonarchie Oesterreich-Ungarn seiner in Montenegro privilegierten Stellung zu entsagen und in freundschaftlicher Offenheit zu verkehren.

Ich verdankte dieser Haltung eines längst verstorbenen russischen Diplomaten einen klaren Einblick in die Schwierigkeiten, welchen dies russische Protektorat jeweilig ausgesetzt war. Denn ich erfuhr den inneren Zwiespalt, der in diesem Verhältnis verborgen lag.

Auf russischer Seite das tief in militärisch und politisch maßgebenden Kreisen eingewurzelte Axiom, an Fürst Nikolaus einen allzeit gehorsamen, kriegsbereiten Vorposten zu besitzen, durch dessen Haltung und militärische Bewegungen die österreichisch-ungarische Monarchie, sobald erwünscht, einen Teil ihrer Aufmerksamkeit nach Südosten zu wenden gezwungen und wenigstens ein Partikel ihrer Wehrmacht dort unten festgehalten würde.

Dieser Fundamentalsatz wurde natürlich auf eine sehr hohe Einschätzung der montenegrinischen Angriffskraft, dank russischen Instruktoren und Ratschlägen, begründet, wie andrerseits auf die Voraussetzung, daß für Oesterreich-Ungarn eine noch so geringe Kraftentfaltung an jener fernen Grenze eine wesentliche Schwächung bedeuten müßte.

Auf montenegrinischer Seite stand diesem Axiom das Bestreben gegenüber, den russischen Freund in dieser militärischen Ueberzeugung zu bestärken, um daraus das Höchstmaß der zur gewünschten Betätigung erforderlichen Vorteile und Unterstützungen zu erwirken, zugleich aber den Schein der vollkommenen Unabhängigkeit nach außen zu wahren, um nicht der materiellen Wohlwollensäußerung seitens andrer Mächte verlustig zu werden.

Dieses letztere Bestreben diente gleichzeitig dazu, Rußland den übergroßen Wert des kleinen Freundes vor Augen zu führen, um sich dadurch der Kontrolle über eine den russischen Zwecken entsprechende Verwendung der dortigen Hilfsmittel möglichst zu entziehen.

War Montenegro vermöge des Wertes seiner Hilfe wirklich nur der gebende Teil, wie es glauben machen wollte und wie dies durch den weitreichenden Einfluß der zwei an russische Großfürsten verheirateten montenegrinischen Fürstentöchter immer neu suggeriert wurde, dann mußte das arme Rußland zufrieden sein, wenn sich das Bergvolk seine Liebe gefallen ließ und deren sichtbare Zeichen gnädigst entgegennahm, und darauf verzichten, auf deren Verwendung und die Vorbereitung der russischen Pläne irgendeine Einwirkung und Aufsicht üben zu wollen.

Hierdurch mußte aber ein immer grelleres Mißverhältnis zwischen den beiderseitigen Leistungen entstehen, und in dem diesem treuen Freundchen gegenüber so vertrauensseligen Beschützer die bange Frage aufdämmern, ob denn diese

Digitized by Google

traditionelle Liebesmühe nicht umsonst gebracht, ob die vielseitigen, immer steigenden Opfer sich dereinst lohnen würden?

So hätte man meinen sollen. Indes die meisten russischen Vertreter begnügten sich mit dem äußeren Glanz ihrer in der Sonne der Fürstengunst privilegierten Stellung und zogen es vor, nicht durch vorwitzige Neugierde das Mißfallen des verzogenen Günstlings am Zarenhofe zu riskieren.

Der von mir früher genannte Gesandte war jedoch aus anderm Holze, teilte nicht das alte Axiom vom montenegrinischen Vorposten und hielt es für seine Pflicht einerseits, in Petersburg über dies reich facettierte montenegrinische Spiel die Augen zu öffnen, anderseits, solange schon die russischen Liberalitäten noch dauern müßten, wenigstens deren Einklang mit den montenegrinischen Verpflichtungen herzustellen.

Dieser seltene Mann überwertete nicht die montenegrinische Militärkraft, sondern verfocht vielmehr den Standpunkt, daß es unklug sei, das freundliche Verhältnis zur großen Nachbarmonarchie wieder und wieder durch die Protektion des hinter derselben im Trüben fischenden Bergfürsten zu vergiften. Er hielt auch militärisch den russischen Kalkül für falsch, da er von der Ansicht ausging, daß in einem Konfliktsfalle die Kämpfe im montenegrinischen Grenzgebiete nie die Entscheidung bringen könnten, weshalb es für Oesterreich-Ungarn irrelevant sei, wenn selbst Montenegro angrenzende Gebiete der Monarchie zeitweilig besetze, da ja doch nur die Situation des großen Krieges bei Friedensschluß über das Schicksal dieser Grenzlande entscheiden werde.

Er hielt also — die Theorien der Panslawisten gering achtend — die Aufwendungen für Montenegro für reine Verschwendung an einen unzuverlässigen, undankbaren und zudem nicht einmal mächtigen Stammeshäuptling.

Dementsprechend wollte er wenigstens sich vergewissern, daß alles in die richtigen Kanäle fließe und entweder die Intentionen seiner Regierung respektiert bzw. alles zweckentsprechend verwertet werde oder aber, falls der versteckte Widerstand nicht zu überwinden wäre, eine Reduktion der russischen Subsidien und ein Desinteressement an diesem ungebärdigen Freunde Platz greife.

Mit Energie und Zähigkeit führte mein Kollege den Kampf, sowohl in Cettinje als in Petersburg. Ich habe Grund, anzunehmen, daß er bei seiner Regierung hierfür einiges Verständnis fand, weniger bei den führenden Militärs, am wenigsten bei Hofe, ganz und gar aber waren seine Zumutungen im Widerspruch mit dem Geschmack des fürstlichen Herrn, bei dem er beglaubigt war. Es erschien in der Tat interessant, diesen neuen Kurs in den Beziehungen der alten Freunde und die daraus sich ergebenden, bisher in Cettinje unerhörten Wandlungen mitanzusehen.

Ueber ein Jahr dauerte das Bemühen, die russische Faust fühlbar zu machen. Und mit welchem Erfolge? Fürst Nikolaus zog sich immer mehr von jeder Berührung mit dem sonst verwöhnten Vertreter der Schutzmacht zurück und ließ einstweilen am Zarenhofe durch seine in jedem Ränkespiel bewanderten

Digitized by Google

weiblichen Repräsentanten alle Minen springen, um eines so unbequemen, indiskreten Aufsehers ledig zu werden.

Daneben ergaben sich auch an Ort und Stelle Zufälligkeiten, die danach angetan waren, den Aufenthalt in Montenegro zu verleiden.

Es war im August 1902, als mein Kollege mir eines Tages im Vertrauen mitteilte, er habe Tags vorher, in der Umgegend von Cettinje spazieren gehend, das Pfeifen einer Kugel deutlich über sich vernommen, dann einer zweiten . . .

Man habe ihm das Phänomen mit der Unvorsichtigkeit eines Jägers erklärt — allerdings an einem Orte, wo zu jener Jahreszeit bisher nie jagbares Wild zu treffen war!

Mehr sagte er nicht — wir verstanden uns.

Kurz darauf erfolgte die Versetzung meines Kollegen mit bedeutender Beförderung, aber großer Beschleunigung — die Abreise desselben in vollem Unfrieden — er hatte sogar den Mut, eine ihm zugedachte montenegrinische Ordensauszeichnung zurückzuweisen!

Somit hatte Fürst Nikolaus seinen Zweck erreicht, die merkwürdige Episode war definitiv gescheitert und machte einer Zeit um so wärmeren, einträglicheren Verständnisses Platz.

Der schlaue Bergfürst hatte gezeigt, daß er das komplizierte Petersburger Terrain beherrsche. Denn wieder einmal hatte dort die alte Tradition, die Familienbeziehungen, die damals noch florierende slawische Wohltätigkeitsgesellschaft gesiegt.

Einer ähnlich harten Probe war seither die russisch-montenegrinische Intimität wohl nicht mehr ausgesetzt.

Inwiefern beiderseits die Rechnung eine falsche war, haben die neuesten weltbewegenden Ereignisse in draftischer Weise zum Schaden beider Teile gezeigt. König Nikolaus wurde ins Verderben gezogen, ohne dabei seinem Beschützer von wesentlicher Hilfe zu sein.

Digitized by Google

Was wird aus Elsaß-Lothringen?

Von

Paul Laband

Zu den Fragen, welche durch den Krieg aufgeworfen werden, gehört auch die: Was wird nach einem siegreichen Frieden aus Elsaß-Lothringen? Die Frage betrifft nicht die Friedensbedingungen, sondern eine innere Angelegenheit des Deutschen Reichs; sie birgt aber die Gefahr in sich, unter den deutschen Staaten Meinungsverschiedenheiten, ja vielleicht sogar Mißhelligkeiten hervorzurufen. Dies muß unter allen Umständen verhütet werden; denn es würde die Grundlage erschüttern, auf welcher das Reich ruht. Würden die in Elsaß-Lothringen bestehenden Zustände zufriedenstellend sein, so würde die erwähnte Frage sich wohl gar nicht erheben; der gegenwärtige Zustand würde unverändert bleiben, der Grundsatz Quieta non movere würde Anwendung finden. In politischen Kreisen wird vielfach angenommen, daß die Stellung von Elsaß-Lothringen als Reichsland an den unbefriedigenden Zuständen die Schuld trage. Die Regierung sei dadurch zur Schwäche und Abhängigkeit verurteilt und den Bedürfnissen der Bevölkerung werde nicht genügt. Inwieweit diese Annahme gerechtfertigt ist, erscheint sehr zweifelhaft; die Ursache des unbefriedigenden Ergebnisses der Regierung von Elsaß-Lothringen kann auch ganz wo anders liegen. Aber die Tatsache besteht, daß die Reichslandseigenschaft vielfach als ungenügend und unzweckmäßig gehalten und ihre Beseitigung für erforderlich angesehen wird.

Eine Aenderung der Stellung Elsaß-Lothringens im Reich ist, abgesehen von phantastischen und unausführbaren Möglichkeiten, in dreifacher Weise denkbar, nämlich:

1. Durch Einverleibung in die preußische Monarchie,
2. durch Verteilung an die angrenzenden deutschen Staaten,
3. durch Erhebung des Reichslandes zum Bundesstaat.

Sollte keine dieser drei Möglichkeiten sich verwirklichen lassen, so bliebe nichts übrig als die Beibehaltung des staatsrechtlichen Charakters als Reichsland, wodurch Veränderungen der jetzigen Verfassung und Verwaltung ja nicht ausgeschlossen werden. Daß das Reich zu jeder dieser Maßnahme befugt ist, bedarf keiner näheren Erörterung; es ergibt sich aus dem Begriff des Reichs-

Digitized by Google

lands. Das Reich hat kraft des Frankfurter Friedens die souveräne Gewalt über die drei von Frankreich abgetretenen Bezirke und kann über dieselbe verfügen, wie es seinem Interesse und dem des Reichslands am besten entspricht.

I. Die Einverleibung in Preußen

Sie wäre die einfachste, gründlichste und beste Beseitigung aller rechtlichen Besonderheiten und politischen Schwierigkeiten, welche sich aus dem Begriff des Reichslandes ergeben. Die Redensart, daß die Elsaß-Lothringer Deutsche zweiter Klasse seien, hätte keinen Sinn mehr; sie würden Angehörige des größten Bundesstaats werden, dem die Führung des Reichs zusteht, und alle Rechte derselben genießen. Alle Vorteile der Zugehörigkeit zu einem Großstaate würden ihnen zuteil werden; der Zugang zu zahlreichen Staatsämtern bis zu den höchsten würde ihnen offen stehen. Die geistige Befähigung und Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit, durch welche viele Elsässer und Lothringer sich auszeichnen, würden sich in einem weiten Gebiet und in mannigfachster Weise betätigen können. Die Verhetzung durch die französischen Verwandten und Freunde und die französischen Zeitungen usw. würde ihre Wirkung verlieren und wohl bald aufhören. Andrerseits würde der preußische Staat in der Lage sein, die besonderen Bedürfnisse und Gewohnheiten der elsaß-lothringischen Bevölkerung in weitem Maße zu berücksichtigen und durch eine Kreis- und Provinzialordnung die Selbstverwaltung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ihr zu gewähren. Die Angliederung des Reichslandes an die Rheinprovinz würde sich leicht vollziehen. Finanzielle Schwierigkeiten, mit denen die Verwaltung des Reichslandes zu kämpfen hat, würden in Preußen nicht bestehen. In einsichtigen Kreisen des Reichslandes begegnet man daher der Meinung, daß die Einverleibung desselben in die preußische Monarchie die beste Lösung des Problems sei. Aber der Ausführung dieses Gedankens, der bisweilen zu einem Wunsche gesteigert ist, steht ein Hindernis entgegen, welches zwar nicht staatsrechtlicher, aber psychischer, ethischer, mithin politischer Natur ist.

Der Gedanke, aus den von Frankreich wiedergewonnenen Ländern eine preußische Provinz zu bilden, ist nicht neu; er wurde bereits 1871 erwogen und die mit dieser Maßregel verbundenen Vorteile wurden auch damals nicht verkannt. Aber die andern deutschen Staaten hatten am Kriege gegen Frankreich teilgenommen, die Kriegslasten und Opfer an Gut und Blut ebenso getragen wie Preußen, den Sieg mit erkämpft. Sie hatten daher das gleiche Recht wie Preußen, an den Errungenschaften des Krieges einen Anteil zu haben. Man hätte es als eine schwere Ungerechtigkeit empfunden, wenn die drei ehemals französischen Departements Preußen allein zugefallen wären und das Gefühl dieser Zurücksetzung hätte in allen andern Staaten eine Verstimmung gegen Preußen erregt. Die Vergrößerung Preußens wäre eine Verschiebung der Machtverhältnisse unter den deutschen Staaten gewesen, welche die Regierungen der Mittelstaaten nicht wünschen, ja nicht zulassen konnten. Die Voraussetzungen,

Digitized by Google

unter denen die süddeutschen Staaten soeben dem Norddeutschen Bunde beigetreten waren und mit diesem das Deutsche Reich errichtet hatten, wären verändert worden. Auch wenn Bismarck auf irgendeine Art den Widerstand gebrochen hätte, ein Stachel wäre für lange Zeit zurückgeblieben und das Vertrauen auf die Uneigennützigkeit Preußens wäre verschwunden. Es waren nur politische Imponderabilien, welche der Einverleibung in Preußen entgegenstanden; aber sie waren von ausschlaggebender Bedeutung. Man konnte ihnen nur dadurch Rechnung tragen, daß man alle deutschen Staaten an dem Landgewinn beteiligte, daß man sie zu Gesamteigentümern desselben als Mitglieder des Reichs, d. h. die erworbenen Länder zum Reichsland machte.

Diese Bedenken und Erwägungen gegen die Aufsaugung des Reichslandes durch Preußen bestehen auch heute. Vielleicht nicht mehr mit der gleichen Stärke wie damals und vielleicht nicht mehr in den kleinen, der Machtsphäre Preußens unterworfenen Staaten, wohl aber in den Mittelstaaten. Den süddeutschen Staaten insbesondere ist es wahrscheinlich nicht erwünscht, daß Preußen ein besonders wichtiges süddeutsches Gebiet erwirbt und seinen Einfluß auf Süddeutschland dadurch in hohem Grade verstärkt. Die Bevölkerungen aller deutschen Staaten ohne Unterschied haben die schweren Lasten des Krieges gleichmäßig getragen, die Opfer an Menschenleben und wirtschaftlichen Gütern gleichmäßig dargebracht, mit gleicher Tapferkeit gekämpft und Deutschland vor dem Verderben gerettet. Nicht für Preußen, sondern für das Reich haben sie gekämpft und gelitten, und es würde als eine Ungerechtigkeit und Unbilligkeit empfunden werden, wenn eine der Errungenschaften des siegreich geführten Krieges in der Vergrößerung Preußens bestände. Auch die Staaten und ihre Bevölkerungen haben ihren Egoismus, ihren Neid, ihr Gefühl für Recht und Billigkeit und empfinden eine Zurücksetzung gegen andre als Kränkung. Wenn die Einverleibung von Elsaß und Lothringen in Preußen auch nur eine Verstimmung Bayerns und eine Verstärkung oder Wiederbelebung preußenfeindlicher Elemente in Bayern zur Folge hätte, so wäre dies für das Gedeihen des Reichs und seine Weiterentwicklung ein so großer Schaden, daß er die mit der Einverleibung verbundenen Vorteile überwiegen würde. Sollte aber dieses Bedenken nicht obwalten, sollten die deutschen Volksstämme und Regierungen gern und freudig im Interesse des Reichs und zum Besten des Reichslands selbst die Verschmelzung des letzteren mit der preußischen Monarchie wünschen und auf dem verfassungsmäßigen Wege beschließen, so würde dies in der Tat die beste, einfachste und vollkommenste Lösung des Problems sein.

II. Die Teilung des Reichslandes

Die erwähnte Schwierigkeit würde hinsichtlich Bayerns beseitigt werden, wenn Bayern einen Teil von Elsaß bekäme. Vor einiger Zeit waren Gerüchte weit verbreitet und traten mit größter Bestimmtheit auf, daß bereits eine feste

Digitized by Google

Abmachung in dem Sinne getroffen worden sei, daß Preußen Lothringen, Bayern das Unterelsaß, Baden das Oberelsaß erhalten solle. Allerdings wurde von den Verbreitern dieses Gerüchts und den Verteidigern dieser Lösung zugleich der Zweifel ausgesprochen, ob Baden geneigt sei, das Oberelsaß anzunehmen, da sehr gewichtige badische Landesinteressen dagegen sprächen; in diesem Falle würde Lothringen preußisch, das Elsaß bayerisch werden. Es bedarf nun kaum der Hervorhebung, daß die Bedenken, welche der Einverleibung des ganzen Reichslandes in Preußen entgegenstehen, auch gegen die Verteilung desselben unter Preußen und Bayern sich geltend machen. Die Ungerechtigkeit gegen die andern Staaten wäre die gleiche; Württemberg, Sachsen, Hessen und die andern Großherzogtümer sowie die Kleinstaaten würden leer ausgehen; gegen die Ueberlassung des Elsaß an Bayern sprechen noch andre, nachher zu erörternde Erwägungen. Die Mittelstaaten würden sich viel eher mit der Einverleibung des ganzen Reichslandes in Preußen als mit der Vergrößerung Bayerns durch das Elsaß einverstanden erklären. Es besteht daher jetzt die Ueberzeugung, daß der Bundesrat dem in Rede stehenden Projekt seine Zustimmung versagen würde und es dadurch bereits seine praktische Bedeutung verloren habe.

Inwieweit diese Gerüchte und Annahmen tatsächlich begründet und richtig sind, läßt sich für den, der den beteiligten Kreisen nicht angehört, nicht feststellen; dessenungeachtet dürfte es nicht ohne Interesse sein, die praktischen Folgen, welche die Ausführung dieses Projektes sowohl hinsichtlich Lothringens als hinsichtlich des Elsaß haben würde, sich klar zu machen.

Lothringen und Elsaß standen bei ihrer Wiedererwerbung seitens Deutschlands einander ganz fern. Die Bevölkerungen sind von verschiedener Stammesart, die Volkssprache ist verschieden, Lothringen gehört geographisch zum Gebiet der Mosel, Elsaß zu dem des Oberrheins; ein Gefühl der Zusammengehörigkeit bestand unter den Lothringern und Elsässern nicht; es machte sich im Gegenteil eine eifersüchtige Abneigung geltend; der Verkehr zwischen den beiden Gebieten war völlig unentwickelt; er ging, insoweit er überhaupt bestand, zwischen Straßburg und Metz über Paris. Die offizielle Bezeichnung dieser Gebiete war „Elsaß und Lothringen"; die Zusammenziehung in Elsaß-Lothringen wurde erst später üblich. Hätte man 1871 Lothringen vom Elsaß getrennt, so würden dadurch weder nationale Empfindungen noch wirtschaftliche Interessen irgendwelcher Art verletzt worden sein; die Vereinigung Lothringens mit dem Regierungsbezirk Trier zu einer preußischen Moselprovinz hätte den gegebenen Verhältnissen entsprochen und sich leicht vollzogen. Dies hat sich nun durch die Vereinigung von Elsaß und Lothringen zu einem Reichsland im Laufe der Zeit nicht unerheblich geändert. Die gemeinsame Verfassung, die gemeinsame Gesetzgebung und Verwaltung, besonders die gemeinsame Vertretung durch den Landesausschuß und Landtag und die gemeinsame Opposition gegen die Germanisierung der Bevölkerung haben ein gemeinsames Staatsbewußtsein hervorgerufen. Der Verkehr zwischen den Bezirken Unterelsaß und Lothringen hat

Digitized by Google

sich in außerordentlichem Maße entwickelt; das Eisenbahnnetz zwischen beiden Bezirken wurde ausgebaut; es ist eine Gemeinsamkeit der politischen und wirtschaftlichen Interessen entstanden. Es würden sich heute Klagen über die Zerstückelung des Reichslands erheben, welche 1870 gegenstandslos gewesen wären. Dazu kämen die Schwierigkeiten der finanziellen Auseinandersetzung, da das Reichsland in erheblichem Betrage mit Schulden belastet ist und auch ein, wenn auch nicht großes Finanzvermögen hat.

Es ist zuzugeben, daß diese Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind und daß die Vereinigung Lothringens mit Preußen für beide Teile von Nutzen sein würde. Dazu würde beispielsweise der Ausbau des Moselkanals gehören, der ein Lebensinteresse Lothringens ist. Auch die andern Staaten würden gegen die preußische Erwerbung Lothringens vielleicht keinen ernsthaften Widerstand leisten, und die Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags würde dazu wohl zu erlangen sein. Aber die Hauptfrage ist: Was wird aus dem Elsaß, wenn Lothringen von ihm abgetrennt wird? Für jede denkbare Gestaltung des Elsaß ist es von maßgebender Bedeutung, ob es mit Lothringen verbunden oder von ihm getrennt wird; das Schicksal Lothringens kann daher nicht für sich allein, sondern nur zugleich mit dem des Elsaß entschieden werden.

Die Einverleibung des Elsaß in Bayern könnte sich nicht so einfach vollziehen wie die Lothringens in Preußen, und zwar würden aus den Sonderrechten Bayerns Schwierigkeiten verschiedener Art erwachsen.

Die Eisenbahnen im Elsaß (wie in Lothringen) gehören dem Reich. Die Erwerbung und Herstellungskosten sind aus Mitteln des Reichs bestritten. Sie belaufen sich auf fast eine Milliarde Mark. Rechnet man hiervon die auf die Eisenbahnen in Lothringen verwendeten Summen und den Anteil, welchen Bayern an den Aufwendungen des Reichs getragen hat, ab, so würde der Erwerb der Reichsbahnen die Eisenbahnschuld Bayerns um einen unerschwinglichen Betrag vergrößern. Die unentgeltliche Abtretung der Eisenbahnen könnte Bayern in keinem Fall verlangen. Auch ist es fraglich, ob das Reich willens ist, die Reichseisenbahnen überhaupt zu veräußern. Wenn aber Bayern die Reichseisenbahnen im Elsaß nicht erwirbt, so würde das Verhältnis der Reichsverwaltung zur Landeshoheit Bayerns leicht zu Konflikten führen. Für Bayern wäre es jedenfalls unerwünscht, wenn in einem Teil seines Gebiets das Eigentum an den Eisenbahnen nicht dem Staat, sondern dem Reich zustehen würde. Auch würde das verfassungsmäßige Sonderrecht Bayerns hinsichtlich der Eisenbahnen sich nicht auf das neu erworbene Gebiet von selbst erweitern, sondern das in der Reichsverfassung normierte Recht würde im Elsaß in Geltung bleiben, bis es durch ein verfassungsänderndes Reichsgesetz aufgehoben wird.

Hinsichtlich der Post und Telegraphie verhält es sich ähnlich. Die Kosten der Posteinrichtungen, der Telegraphen- und Fernsprechanlagen in Elsaß-Lothringen hat das Reich getragen und aus Anleihen usw. bestritten, an deren

Digitized by Google

Verzinsung und Tilgung Bayern keinen Anteil trägt. Das gesamte Inventar dieser Anstalten steht im Eigentum des Reichs. Bayern müßte also diese Kosten dem Reich ersetzen. Es ist ferner, wie bei den Eisenbahnen, nicht anzunehmen, daß das verfassungsmäßige Sonderrecht Bayerns auf eigne Verwaltung der Post und Telegraphie auf eigne Rechnung sich ohne weiteres auf Teile des Reichspostgebiets erstreckt, über welche Bayern die Landeshoheit erwirbt. Das Sonderrecht Bayerns (Reichsverfassung Art. 52) ist eine Ausnahme von der in den Artikeln 48 bis 51 der Reichsverfassung getroffenen Regelung des Post- und Telegraphenwesens, ein jus singulare für einen bestimmten Teil des Reichsgebietes; es gilt also nur für dasjenige Gebiet, welches Bayern zur Zeit der Bestellung dieses Sonderrechts beherrschte. Die Ausdehnung des Sonderrechts auf andre Teile des Reichsgebiets würde eine Aenderung des Art. 52 Abs. 1 und Abs. 4 der Reichsverfassung erfordern.

Ebenso ist es nicht zweifelhaft, daß die militärischen Sonderrechte Bayerns auf das Elsaß keine Anwendung finden würden. Es würde der Oberbefehl des Kaisers im Frieden, sein Recht zur Ernennung der Offiziere und zum Erlaß von Verordnungen beschränkt, die Organisation des Heeres verändert, der Wortlaut vieler Gesetze des Reichs unanwendbar werden. Die ganze Militärgesetzgebung des Reichs setzt voraus, daß die militärischen Sonderrechte Bayerns auf sein bisheriges Gebiet beschränkt sind. Zur Erstreckung der militärischen Sonderrechte Bayerns auf das Elsaß würde eine ziemlich eingreifende Abänderung der deutschen Heerverfassung erforderlich sein. Kommt sie nicht zustande, so würde Bayern hinsichtlich des Militärwesens wie hinsichtlich des Eisenbahn- und Postwesens in zwei Gebiete gespalten werden, in das der Geltung der Reichsverfassung und der Reichsgesetze und in das des bayerischen Sonderrechts. In jedem Falle würde wohl Straßburg die Eigenschaft einer Reichsfestung behalten.

Auch das Sonderrecht Bayerns hinsichtlich der Besteuerung des Biers ist auf das jetzige Gebiet des Königreichs beschränkt und könnte nur durch ein die Verfassung änderndes Reichsgesetz auf das Elsaß erstreckt werden. Zwar besteht auch im Reichsland eine Sonderbesteuerung des Biers; während aber Bayern ein Recht darauf hat, ist sie in Elsaß-Lothringen eine Gewährung des Reichs, die das Reich jederzeit aufzuheben befugt ist.

Zu den Kosten der Universität Straßburg zahlt das Reich einen jährlichen Beitrag von 400000 Mark. Dieser Zuschuß würde aus dem Etat des Reichs verschwinden, sobald die Straßburger Universität eine bayerische Landesuniversität würde; die erheblichen Kosten, welche jährlich erforderlich sind, um die Universität auf ihrem jetzigen Stande zu erhalten, müßte Bayern allein tragen. Nach dem Etatsgesetz für 1914 betragen die Kosten der Universität 1705300 Mark an fortdauernden und 374000 Mark an einmaligen Ausgaben, und die Ausgaben für die Bibliothek und andre wissenschaftliche Institute 308000 Mark. Bayern hat neben vielen andern Anstalten für Wissenschaft und Kunst bereits drei Universitäten, und es besteht für Bayern kein Bedürfnis

Digitized by Google

nach einer vierten. Die Fortexistenz der Universität in Straßburg ist aber für das Elsaß unentbehrlich und auch für Gesamtdeutschland im Interesse der Germanisierung der elsässischen Bevölkerung notwendig. Man spricht zwar davon, daß nötigenfalls die Universität Erlangen nach Straßburg verlegt und mit der Straßburger Universität verbunden, d. h. aufgehoben werden soll; aber dies ist eben nur ein Gerede. Die Aufhebung (oder Verlegung) einer Universität vollzieht sich nicht so leicht und einfach; sie wäre ein schwerer Schlag und eine durch nichts zu ersetzende Schädigung Erlangens und des ganzen östlichen Frankens und würde eine tiefe Mißstimmung in einem großen Teil Bayerns hervorrufen. Es ist nicht nötig, auf die praktischen Schwierigkeiten einzugehen, welche mit der Verlegung einer Universität und ihrer Anstalten verbunden sind; denn sie wird ernsthaft gar nicht in Frage kommen. Vielmehr würde Bayern mit dem Elsaß auch dessen Universität erhalten und die Kosten ihrer Unterhaltung übernehmen müssen.

Wenn man alles dieses in Erwägung zieht, so wirft sich die Frage auf, welchen Vorteil die Erwerbung des Elsaß für Bayern haben würde. Sein Gebiet und die Zahl seiner Staatsangehörigen würden größer werden, seine Macht und sein politischer Einfluß würden im entsprechenden Maße wachsen, und dies würde wohl das staatliche Selbstgefühl der altbayerischen Bevölkerung und Staatsorgane erhöhen; aber ob die Gebietserweiterung ein wirklicher Nutzen für Bayern wäre, ist aus den erörterten Gründen zu bezweifeln. Die Bevölkerung des Elsaß oder mindestens ein erheblicher Teil derselben würde der Einverleibung in Bayern widerstreben, noch für lange Zeit kein bayerisches Staatsgefühl haben, in den neuen Verhältnissen und politischen Einrichtungen sich nicht zurechtfinden und der bayerischen Regierung wahrscheinlich innere Schwierigkeiten schaffen. Anderseits würden Württemberg und Baden, wenn das Elsaß bayerisch würde, von Bayern vollständig umklammert werden und sich wie in einer bayerischen Zange befinden; es bedarf keiner Ausführung, daß dies ihnen sehr unerwünscht sein müßte und ihren Widerspruch hervorrufen würde. Endlich ist es auch vom Standpunkt des Reichs aus nicht als nützlich anzusehen, den großen süddeutschen Staat noch zu vergrößern und die Möglichkeit einer Rivalität zwischen Preußen und Bayern in Angelegenheiten des Reichs zu vergrößern.

Aus allen diesen Gründen dürfte es für Bayern kein zu schweres Opfer sein, wenn der Plan, das Elsaß zu erwerben, überhaupt bestanden hat oder noch besteht, auf die Ausführung desselben zu verzichten.

III. Die Erhebung des Reichslandes zu einem Bundesstaat

Diese Lösung des Problems hat viele Anhänger und Verteidiger, schon weil sie sehr einfach zu sein scheint und den definitiven Abschluß der Entwicklung bilden würde, welche die Reichsgesetzgebung der Verfassung des Reichslandes gegeben hat. Der in den verfassungsmäßigen Bau des Reichs nicht passende

Digitized by Google

Begriff des Reichslandes würde beseitigt werden; die Klage der Elsaß-Lothringer, daß sie gegen die andern deutschen Stämme zurückgesetzt seien, würde verstummen; es würden die gleichen staatsrechtlichen Folgen eintreten, welche oben für den Fall der Einverleibung in Preußen erwähnt worden sind, nur freilich mit dem großen tatsächlichen Unterschied, daß die Vorteile, welche mit der Zugehörigkeit zu einem Großstaat verbunden sind, den Elsaß-Lothringern versagt blieben. Bevor die Erhebung des Reichslands zu einem Bundesstaat näher erörtert wird, sind einige Vorstellungen zu berichtigen, welche weit verbreitet sind und eine sachgemäße Entscheidung der Frage sehr beeinträchtigen.

Man spricht von einem Recht der Elsaß-Lothringer, einen besonderen Staat zu bilden wie die andern deutschen Stämme. In den Verhandlungen des Landesausschusses von Elsaß-Lothringen und des Reichstags, in der Tagespresse, namentlich der reichsländischen, sowie in Aufsätzen und Abhandlungen ist diese Anschauung häufig zum Ausdruck gebracht worden; so häufig und mit solcher Bestimmtheit, daß man schließlich an ihre Richtigkeit glaubt. Sie ist als etwas Selbstverständliches, als ein Axiom hingestellt worden, das einer Begründung nicht bedürfe. Sie ist aber durchaus und in jeder Hinsicht unbegründet. Elsaß-Lothringen hat zu keiner Zeit einen Staat gebildet, weder zur Zeit des alten deutschen Reichs noch zur Zeit seiner Zugehörigkeit zu Frankreich. Bei der Abtretung der drei Departements an Deutschland durch den Frankfurter Frieden wurden sie der souveränen Gewalt des Deutschen Reichs unterworfen, ohne daß irgendeine Vereinbarung über ihre staatsrechtliche Stellung oder Verfassung erfolgt ist; ebensowenig ist dies durch eine Bestimmung des Vereinigungsgesetzes oder durch irgendein späteres Gesetz geschehen. Elsaß-Lothringen ist lediglich ein Objekt der souveränen Reichsgewalt und hat nur denjenigen politischen Status, den das Reich ihm erteilt. Auch aus der sog. Natur der Sache oder staatsphilosophischen Gründen ist ein Recht darauf, einen besonderen Staat zu bilden, nicht abzuleiten. Es ist eine den Tatsachen widersprechende Behauptung, daß alle andern deutschen Stämme sich eines solchen Rechts erfreuen. Weder die Schlesier, Pommern und Westfalen und die andern in der preußischen Monarchie vereinigten Volksstämme, noch die Pfälzer und Mainfranken bilden besondere Staaten oder haben einen Rechtsanspruch darauf. Es muß freilich überall eine Staatsgewalt bestehen, es kann kein zivilisiertes Volk in einem staatlosen Zustand leben; an einer Staatsgewalt fehlt es aber im Reichsland nicht; der Staat, dem seine Einwohner angehören, und zwar unmittelbar angehören, ist das Reich. Die Reichsgewalt über das Reichsland ist eine volle, alle politischen Aufgaben umfassende Staatsgewalt. So wenig die Einwohner von Oberelsaß, Unterelsaß oder Lothringen ein natürliches Recht haben, drei verschiedene Staaten zu bilden, ebensowenig haben die Einwohner der drei Bezirke zusammen das Recht, einen Staat zu bilden. Ein Recht der Elsaß-Lothringer, daß das Reichsland in einen Bundesstaat umgewandelt werde, besteht nicht.

Digitized by Google

Man hört ferner öfters die Aeußerung, daß die Elsaß-Lothringer durch ihre Leistungen während des gegenwärtigen Krieges, durch ihre Teilnahme an der Bekämpfung der Feinde Deutschlands die Anwartschaft auf die Umwandlung des Reichslandes in einen Bundesstaat erworben haben; dieselbe würde ihnen also als Belohnung für ihr Wohlverhalten gewährt werden. Die Tapferkeit und die Opferwilligkeit der Elsaß-Lothringer während des Krieges sollen in keiner Weise bemängelt oder bezweifelt werden, sie sind vielmehr vollkommen anzuerkennen; aber Verfassungsänderungen sind keine Belohnungen und als solche zu erteilen, sondern es kommt einzig und allein darauf an, welche Verfassung und politische Gestaltung dem Nutzen und dem wahren Interesse des Reichs und des betreffenden Landes am besten entspricht. Die Bevölkerungen der deutschen Bundesstaaten haben gewiß nicht weniger geleistet; wie sollten sie aber dafür durch eine Aenderung ihres Verfassungsrechts „belohnt" werden?

Die Veränderung des preußischen Wahlrechts nach dem Kriege würde nicht als eine Belohnung, sondern als eine durch sachliche Gründe gerechtfertigte, auch ohne Rücksicht auf den Krieg wünschenswerte Verbesserung einer Staatseinrichtung anzusehen sein. Es kommt also allein auf die Prüfung der Frage an, ob die Erhebung des Reichslandes zum Bundesstaat eine Verbesserung wäre oder nicht.

Die Frage kann auch nicht vom Standpunkt der Fraktionsinteressen aus beurteilt werden; wenigstens sollte dies nicht geschehen. Tatsächlich haben sich solche Interessen freilich nicht selten Geltung verschafft, aber das Verhältnis Elsaß-Lothringens zum Reich ist für beide Teile von zu großer Wichtigkeit, als daß die Rücksicht auf die Wünsche einer Reichstagsfraktion von entscheidender Bedeutung sein darf.

Endlich ist nicht zu übersehen, daß, falls Lothringen vom Reichsland getrennt und Preußen einverleibt werden sollte, ein auf das Elsaß beschränkter Bundesstaat kaum lebensfähig sein würde.

Welche Vorteile und Nachteile würden nun mit der Bildung eines Staats verbunden sein? Daß an eine republikanische Verfassung dabei nicht gedacht werden kann, ist für jeden, welcher die Verhältnisse im Reichslande aus eigner Anschauung kennt, selbstverständlich. Die Bevölkerung, der das deutsche Nationalgefühl noch fehlt, würde der schlimmsten Verhetzung durch französische Agenten und deutschfeindliche Preßorgane, durch Schriften, Bilder, Vereine und jede Art von geistigem Terrorismus preisgegeben sein und durch die Wahlen in die schlimmsten Kämpfe gestürzt werden. Es war dies wohl das Ziel gewisser landesverräterischer Kreise, welche sich mit der Hoffnung trugen, in den Besitz der republikanischen Staatsgewalt zu kommen und das Land im französischen Interesse zu verwalten und seine Wiederauslieferung an Frankreich zu betreiben. Darauf beruhte das Geschrei nach Autonomie, nach Vollendung und Krönung des Verfassungsbaus und wie die andern Phrasen lauteten. Jetzt denkt man wohl auch im Elsaß selbst nicht an die Schaffung einer Republik, sondern an die Einsetzung einer Dynastie. Man verspricht sich davon eine glänzende

Digitized by Google

Hofhaltung, eine Belebung des Verkehrs, eine Erhöhung der Einnahmen vieler Gewerbetreibender. Dies ist eine Täuschung. Für eine Hofhaltung, welche den gewünschten Nutzen bringen soll, bedarf es außer der monarchischen Spitze eines aristokratischen Unterbaus, an welchem es im Elsaß wie in Lothringen fehlt. Mit höheren Beamten, Lehrern, Aerzten und einigen wohlhabenden Kaufleuten läßt sich kein Fürstenhof führen. Es gibt in Elsaß und Lothringen nur noch geringe Reste alten Adels, es gibt keine Fideikommisse oder Stammgüter, keine Latifundien, keine ehemals reichsständischen Familien. Der soziale Abstand zwischen einer landesherrlichen Dynastie und den Personen, welche man in Elsaß-Lothringen zu den sog. Notabeln rechnet, ist zu groß, als daß zwischen ihnen ein engerer Zusammenhang bestehen könnte. Das landesherrliche Haus würde ohne gesellschaftliche Grundlage und Stütze hoch in der Luft schweben. Es würden Hoflieferanten, Hofmaler und Hofphotographen, Hofzahnärzte usw. vielleicht in größerer Zahl ernannt werden; es würden ein paar Hofbälle stattfinden, wie sie in Friedenszeiten auch von den kaiserlichen Statthaltern gegeben wurden; wer aber von einer Hofhaltung wie in Berlin, München, Dresden, Stuttgart, Karlsruhe usw. träumt und einen Goldregen, der vom Hofe auf die gewerbliche Bevölkerung herabträufelt, erwartet, der würde sich sehr enttäuscht sehen. Je kostspieliger übrigens die Hofhaltung geführt würde, desto größer müßte die sog. Zivilliste bemessen werden; das Land, dessen Finanzen keineswegs günstig sind, müßte daher die Kosten aufbringen, während der erhoffte Nutzen fast ausschließlich Straßburg zugute käme. Einen andern materiellen Vorteil als den mit einer Hofhaltung vielleicht verbundenen würde die Schaffung einer landesherrlichen Dynastie aber nicht haben.

Dieser ganze Punkt ist übrigens ohne Wichtigkeit; von maßgebender Bedeutung sind nur die politischen Folgen der Erhebung des Reichslandes zum Bundesstaat. Sie würden bestehen in einer noch weiteren und gänzlichen Entfernung und Entfremdung der Regierung des Reichslandes von der Regierung des Reichs.

Dies war das Bestreben und Ziel aller partikularistischen und deutschfeindlichen Elemente in Elsaß-Lothringen. Um dem Lande seinen französischen Charakter, sein französisches Verwaltungsrecht zu erhalten, die Germanisierung der höheren Volksschichten abzuwenden, die Beziehungen mit Frankreich möglichst zu wahren, suchte man die Regierung, Gesetzgebung und Verwaltung des Landes möglichst von der des Reichs zu trennen, Reichs- und Landesbehörden, Reichs- und Landesbeamte, Reichs- und Landesgesetze, Reichs- und Landesfinanzen usw. voneinander zu unterscheiden, die obersten Regierungsbehörden in das Land selbst zu verlegen, sie möglichst mit Eingeborenen des Landes zu besetzen, ihre Unterordnung unter den Reichskanzler aufzuheben. Diese Bestrebungen wurden von den Landesbehörden unterstützt. Ihnen war die Unterordnung unter den Reichskanzler, die Zuständigkeit des Reichskanzleramts und Reichsjustizamts, des Reichstages und Bundesrats lästig und ihre freie Entschließung beeinträchtigend; sie wollten in ihrer amtlichen Tätigkeit ebenso unbeschränkt sein wie die

Digitized by Google

Regierungen der Bundesstaaten. „Los von Berlin" war auch ihr Ziel. Auch war die Uebereinstimmung mit dem Landesausschuß und den politischen Führern der Bevölkerung erwünscht und bequem. Nach sehr kurzer Zeit waren daher diese Ziele erreicht, und schon nach dem Gesetz vom 4. Juli 1879 wurde dem Reichslande eine Verfassung gegeben, welche im wesentlichen das Reichsland den Bundesstaaten gleichstellte und seine Regierung, Landesgesetzgebung und Verwaltung von der des Reiches emanzipierte. Ein Rest, der noch übrig blieb, die Mitwirkung des Bundesrats bei der Gesetzgebung und die subsidiäre Zuständigkeit des Reichstags, wurden durch das Verfassungsgesetz vom 31. Mai 1911 beseitigt, und selbst das sinnwidrige und unlogische Verlangen, daß das Reichsland Stimmen im Bundesrat führe, wurden wenigstens scheinbar und äußerlich befriedigt. So hatte die Entwicklung dahin geführt, daß das Reichsland ganz wie ein Bundesstaat aussieht, ganz ebenso eingerichtet ist, dem Reich ganz ebenso wie ein Bundesstaat, wie ein Mitglied des Reichsverbands gegenübersteht oder zu stehen scheint.

Jedoch bestehen immer noch sehr wichtige Zusammenhänge zwischen dem Reichslande und dem Reiche, welche gelöst werden würden, wenn das Reichsland ein monarchischer Bundesstaat würde. Es sind drei. Der Kaiser übt als Organ des Reichs — nicht als Landesherr — die Staatsgewalt aus und erläßt die Landesgesetze; an seine Stelle würde der Monarch von Elsaß-Lothringen treten; ein Reichsorgan würde keine Einwirkung oder Mitwirkung bei der Gesetzgebung mehr haben. Der Reichskanzler kontrasigniert die kaiserliche Ernennung und Entlassung des Statthalters. Dadurch ist die Sicherheit geboten, daß zur Regierung von Elsaß-Lothringen jemand berufen wird, dessen politische Richtung im Einklang mit der vom Reichskanzler befolgten steht. Der Monarch von Elsaß-Lothringen würde seine Minister nach seinem eignen Willen ernennen, und weder der Reichskanzler noch sonst jemand hätte dreinzureden. Es würde an einer Gewähr fehlen, daß die politische Haltung der elsaß-lothringischen Regierung nicht der der Reichsregierung entgegengesetzt wäre. Die Hauptsache aber ist, daß das Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen ein Reichsgesetz ist und durch ein Gesetz des Reichs, aber nicht durch einen Akt der Landesgesetzgebung abgeändert werden kann. Dies würde anders werden, wenn Elsaß-Lothringen ein Bundesstaat würde wie die andern; die Verfassungsgesetzgebung würde eine Landesangelegenheit werden. Das Reich würde jede Möglichkeit aus der Hand geben, die Verfassung von Elsaß-Lothringen zu bestimmen. Dies ist aber in hohem Maße bedenklich und kann sowohl für das Reich wie für das Reichsland gefährlich werden. Eine neu eingeführte Dynastie, welche nicht im Lande wurzelt und nicht geschichtlich mit ihm verwachsen (angestammt) ist, hat in der Regel keinen großen politischen Einfluß, kein mehr als äußerliches Ansehen im Volke. Einem solchen Monarchen werden gelegentlich Fackelzüge gebracht, aber ein maßgebender Wille in politischen Fragen wird ihm nicht zugestanden; er hat keine große Widerstandskraft gegen die herrschende politische Strömung, den sog. Volkswillen, der angeblich durch den Ausfall der Wahlen zum Ausdruck

Digitized by Google

kommt. Die Verfassung würde bald in der Richtung geändert werden, daß der Monarch dem Willen der im Landtage herrschenden Partei unterworfen, ihr gegenüber machtlos würde.

Was aber die Gesinnung der Bevölkerung anlangt, so kann nicht dringend genug vor einem unberechtigten Optimismus, der Quelle aller der schweren und verhängnisvollen Fehler in der Behandlung des Reichslandes, gewarnt werden. Man gibt sich in Deutschland darüber gern einer Selbsttäuschung hin. Es ist richtig, daß die Bevölkerung sich keiner Gewalttaten schuldig macht und den Gesetzen und obrigkeitlichen Anordnungen gehorcht, aber es ist durchaus verfehlt, daraus auf die Gesinnung zu schließen. Wer im Elsaß lebt, hat darüber ein besseres Urteil als hundert Reichstagsmitglieder, die einmal ein paar Tage in Metz und Straßburg zugebracht, eine Vogesenwanderung gemacht und die Vorzüglichkeit des einheimischen Weins erprobt haben oder sich ihre Ansicht auf unrichtige Berichte oder auf Fraktionsbefehl bilden. Die höhere, einflußreiche und gebildete einheimische Bevölkerung steht der altdeutschen nach fünfundvierzigjährigem Zusammenleben noch ebenso fremd gegenüber wie zu Anfang. Es besteht mit wenigen und unbedeutenden Ausnahmen kein geselliger Verkehr, soweit er nicht durch dringende Interessen des Berufs oder Geschäfts unumgänglich ist; Eheschließungen zwischen Angehörigen der höheren Klassen altelsässischer und lothringischer Familien und Deutschen sind seltene Ausnahmen; das Vereinsleben der beiden Bevölkerungselemente ist mit Ausnahme einiger Musik- und Kunstvereine völlig getrennt; es gibt kein Kommerzium und Konnubium. Man begegnet sich äußerlich im allgemeinen in gebildeten Formen, aber auf seiten der Elsaß-Lothringer mit schlecht verhehlter innerer Abneigung. In niederen Kreisen sind noch immer „sale Prussien", „drecketer Schwob", oft gebrauchte Schimpfworte. Man liest in elsaß-lothringischen Häusern französische Zeitungen, französische Romane und Zeitschriften und hält sich von der deutschen Literatur fern; man will nicht von der deutschen Kultur infiziert werden.

Die Gründe, aus denen die Germanisierung der eingeborenen Bevölkerung bisher so geringe Fortschritte gemacht hat und ihre „Mentalität" — wie man jetzt zu sagen pflegt — vielfach noch undeutsch ist, sind ganz klar. In der ersten Zeit nach der Einverleibung wirkte die Gewohnheit an die Zugehörigkeit zu Frankreich, die achtungswerte Fortdauer der französischen Vaterlandsliebe, die Fremdartigkeit der neuen Verhältnisse als ein Hindernis. Dies war eine natürliche und unvermeidliche Erscheinung einer Uebergangszeit, die man aber in unberechtigtem Optimismus viel zu kurz einschätzte. Sodann wirkte fortdauernd der Einfluß der französischen Verwandten und Freunde und der nach Frankreich und der Westschweiz ausgewanderten Elsaß-Lothringer auf die Gesinnung der einheimischen Bevölkerung ein. Die Erwartung oder Hoffnung, daß Frankreich die verlorenen Bezirke wiedererobern und für den Krieg von 1870 „Revanche" nehmen werde, wurde von dieser Seite genährt, und die Fernhaltung von der eingewanderten deutschen Bevölkerung als eine patriotische

Digitized by Google

Pflicht und eine Question de dignité dargestellt. Dazu kam als ein besonders wichtiger Grund, daß der katholische Klerus bis vor kurzer Zeit eine deutschfeindliche Haltung einnahm. Trotzdem die katholische Kirche in Frankreich viel schlechter behandelt wurde als in Deutschland, so befürchtete er dennoch, daß die Trennung Elsaß-Lothringens von dem fast ganz katholischen Frankreich, der in Deutschland überwiegende Protestantismus, der Einfluß der evangelischen Beamten und der eingewanderten protestantischen Bevölkerung eine Gefahr für die katholische Kirche bergen. Namentlich bei den politischen Wahlen zeigte sich dieser mächtige Einfluß in einem durchaus regierungsfeindlichen Sinne. Das in Elsaß-Lothringen starke und weitverbreitete religiöse Gefühl wurde politisch ausgebeutet. Am schlimmsten aber war der schädliche Einfluß der Vereine und der Presse. In den Vereinen wurde vielfach durch alle Mittel ein deutschfeindlicher und franzosenfreundlicher Sinn kultiviert; man trug die französischen Farben, sprach nur Französisch, sang französische chauvinistische Lieder, hielt Reden zur Verherrlichung Frankreichs und zur Anfeindung und Verspottung Deutschlands, man veranstaltete Feste zum Zweck von Aufführungen dieser Art. Daneben entstand in wachsendem Maße eine Presse, welche sich die Verhetzung der Bevölkerung, die Verunglimpfung der Deutschen, die Verächtlichmachung der deutschen Behörden zur Aufgabe stellte. Die Regierung konnte dagegen sehr wenig tun; denn es waren ihr alle Machtmittel genommen. Die französischen Vereins- und Preßgesetze, welche der Regierung solche Mittel in ausreichendem Maße gewährten, hatte man aufgehoben und die liberalen deutschen Gesetze an ihre Stelle gesetzt. Es hatte sich das Geschrei erhoben „keine Ausnahmegesetze"; es wurde dabei nicht beachtet, daß die besonderen, in Elsaß-Lothringen bestehenden Verhältnisse auch besondere Maßnahmen erforderten und die allgemeine Gleichmacherei dem geringsten Stande politischer Einsicht entspricht. Manches hätte die Regierung wohl tun können, z. B. das Verbot auswärtiger, namentlich französischer Hetz- und Lügenblätter; aber sie hatte den Wunsch, mit den Führern der stets oppositionellen Mehrheit des Landesausschusses nicht in Konflikt zu geraten und nicht den Willen, ihnen mit der erforderlichen Energie entgegenzutreten. Sie hatte freilich auch am Reichstage nicht den erforderlichen Rückhalt; die Beschlüsse und Resolutionen des Reichstages in den reichsländischen Angelegenheiten sind eine ununterbrochene Reihe politischer Fehler, welche teils durch einen unbegründeten Optimismus, teils vielleicht auch durch Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse oder einen schädlichen Parteidoktrinarismus verschuldet sind.

Die geschilderten Zustände werden sich nach dem siegreich beendeten Kriege bessern. Mit dem Schwinden der Aussicht, daß Elsaß-Lothringen wieder französisch wird, werden die Gründe für die Zurückhaltung der einheimischen Bevölkerung von dem Deutschtum ihre Kraft verlieren und der Einfluß der französischen Verwandten und Freunde sowie der Emigrierten wird sehr abgeschwächt sein. Die deutschfeindliche Tendenz des katholischen Klerus wird verschwinden und ist schon jetzt im wesentlichen überwunden. Die auswärtigen Hetzblätter

Digitized by Google

werden ihr Ansehen einbüßen und die inländischen werden verschwinden. Dies alles aber sind Aussichten, Erwartungen, Hoffnungen. Es kann auch anders kommen. Die nationalen Leidenschaften sind durch den Krieg nicht beseitigt, sondern aufgeregt. Man darf sich nicht nochmals durch einen trügerischen Optimismus zu Maßregeln bestimmen lassen, die man nicht wieder aufheben kann. Es ist daher doch nicht unbedenklich, dem Reich allen Einfluß auf die innern Verhältnisse und die Verfassung Elsaß-Lothringens zu entziehen, wie dies der Fall wäre, wenn Elsaß-Lothringen ein Bundesstaat würde. Eine Bevormundung Elsaß-Lothringens durch das Reich ist weder notwendig noch wünschenswert, wohl aber, daß das Reich sich die rechtliche Möglichkeit vorbehält, wenn es nötig sein sollte, einzuschreiten. Ein elsaß-lothringischer Bundesstaat könnte unter Einwirkung irgendwelcher Umstände in bedenklicher Weise nach Frankreich oder wenigstens nach Loslösung vom Deutschen Reich hin gravitieren; die Verwaltung könnte in deutschfeindlichem Sinne geführt werden usw. Es mag dies unwahrscheinlich sein, aber es ist nicht unmöglich, und die politische Vorsicht erfordert, diese Möglichkeit nicht außer acht zu lassen. Dies wäre aber der Fall, wenn Elsaß-Lothringen den Bundesstaaten vollkommen gleichgestellt würde. In Elsaß-Lothringen besteht eben eine Gefahr, wenn auch eine vielleicht unwahrscheinliche, welche in allen Bundesstaaten ganz ausgeschlossen ist.

Dazu kommt aber noch ein schwerwiegender Uebelstand, welcher sich ohne alle Rücksicht auf politische und nationale Gesinnung geltend machen wird. Dies ist die Finanzlage des Reichslandes. Sein Finanzvermögen ist sehr gering; es besteht aus der Tabakmanufaktur in Straßburg, deren Betriebsüberschuß im Etat für 1914 auf 175000 Mark geschätzt ist, und dem Besitz an Forsten, deren Reinertrag in diesem Etat auf rund $4^1/_2$ Millionen Mark angenommen wurde. Die Beteiligung des Landes an Kaliwerken bringt zurzeit keinen Ueberschuß, und es ist ungewiß, ob und wann er erzielt werden wird, da dem Ertrag der Werke die Verzinsung und Tilgung einer großen Spezialanleihe gegenübersteht. Zur Balancierung des Etats, der sich jährlich auf rund 78 Millionen Mark im ordentlichen und 4 Millionen Mark im außerordentlichen Etat beläuft, ist alljährlich eine Anleihe von fast 2 Millionen Mark erforderlich, so daß der Bedarf für die Verzinsung und Tilgung fortwährend steigt. Die direkten Steuern wurden für 1914 auf 26 Millionen Mark veranschlagt, zu denen Zuschläge für Staat, Bezirk und Gemeinde von über 160 Prozent hinzukommen. Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß die Ausgaben des Staates und der Gemeinden infolge des Krieges sich gewaltig erhöhen werden; anderseits wird das Reich zur Deckung seiner noch gar nicht übersehbaren Ausgaben immer mehr Einnahmen der Bundesstaaten für sich in Anspruch nehmen, die Einnahmequellen ihnen noch mehr als bisher entziehen und sie mit noch viel höheren Matrikularbeiträgen belasten. Woher sollen die Einzelstaaten die Einnahmen, welche zu ihrer Verwaltung, zur Erfüllung der ihnen obliegenden Pflichten und Kulturaufgaben erforderlich sind, nehmen? Die Einkommensteuer hat auch ihre

Digitized by Google

Grenze, welche ohne schwere Nachteile nicht überschritten werden kann. Die Finanzfrage ist eine Existenzfrage für die kleinen Staaten, ja für alle Staaten, welche nicht wie Preußen ein enormes Finanzvermögen an Eisenbahnen, Domänen, Forsten, Bergwerken, Mineralbrunnen usw. besitzen. Im Laufe der Zeit werden wahrscheinlich manche kleine Staaten aus finanziellen Gründen genötigt sein, mit Preußen einen Accessionsvertrag wie Waldeck abzuschließen. Auch für einen neugeschaffenen Bundesstaat Elsaß-Lothringen wird — abgesehen von den Mehrkosten einer Zivilliste oder den Kosten einer angemessenen Hofhaltung — die finanzielle Existenzmöglichkeit eine schwer zu lösende Frage sein, und es ist kaum zu bezweifeln, daß diese Schwierigkeiten fort und fort sich steigern werden.

IV. Elsaß-Lothringen als Reichsland

Wenn Elsaß-Lothringen Reichsland bleibt, so hat dies einen unschätzbaren Vorteil, den die andern erörterten Maßregeln nicht bieten; es bewahrt dem Reich die staatsrechtliche Befugnis, die Verfassung des Reichslands nach den Verhältnissen und Bedürfnissen, welche im Lauf der Zeit hervortreten, abzuändern. Die drei andern Veränderungen würden dem Reich diese Befugnis entziehen; das Reich wäre nicht mehr imstande, den einmal getanen Schritt zurückzutun, und deshalb ist eine besondere Vorsicht erforderlich, bevor das Reich sich dieses Rechts begibt. Daraus folgt aber nicht, daß alles beim alten bleiben muß.

An der jetzigen Verfassung des Reichslands wird freilich kaum etwas geändert werden können; die einmal erfolgte Verleihung der Verfassung vom 31. Mai 1911 kann nicht zurückgenommen werden, ohne im Lande Erbitterung zu erregen. Vielleicht könnte eine Ungereimtheit beseitigt werden. Während nämlich die Zusammensetzung der Ersten Kammer reichsgesetzlich geregelt ist, also nur durch Reichsgesetz abgeändert werden kann, ist das Wahlgesetz zur Zweiten Kammer als Landesgesetz verkündet, kann also nicht im Wege der Reichsgesetzgebung, wohl aber in dem der Landesgesetzgebung abgeändert werden. Dies kann in einfacher Weise beseitigt werden, indem das Wahlgesetz zum Reichsgesetz erklärt wird.

Auch die Wiedereinführung des alten Diktaturparagraphen ist nach meiner Ansicht ausgeschlossen; er war viel zu allgemein und unbestimmt und mehr wie eine Bedrohung der Bevölkerung als wie eine an Rechtsschranken gebundene Befugnis. Zu einer solchen Bestimmung besteht auch kein Bedürfnis.

Dagegen lehrt die Erfahrung, daß die der Regierung zu Gebote stehenden Machtmittel gegen Ausschreitungen der Presse und gegen Mißbrauch des Vereins- und Versammlungsrechts einer Verstärkung bedürfen. Zeitungen in einer andern Sprache als der deutschen sollten im Reichslande nur mit besonderer Genehmigung des Statthalters und unter besonderen Bedingungen erscheinen dürfen. Vereine, in deren Versammlungen französische oder andre deutschfeindliche Demonstrationen

Digitized by Google

verübt werden, sollten aufgelöst und die Vorstände des Vereins und die Veranstalter der Demonstration bestraft werden.

Daß zwischen den Beamten des Reichslands und denen der Bundesstaaten kein Austausch stattfinden kann, ist ein oft beklagter Uebelstand. Demselben kann aber schwer abgeholfen werden. Es dürfte unmöglich sein, eine staatsrechtliche Formel zu finden, welche die Versetzung von Beamten im Interesse des Dienstes aus einem Bundesstaat in einen andern (oder aus dem Reichsland und in dasselbe) ermöglicht. Unumgängliche Voraussetzung dafür wäre die vollkommene Gleichheit des Beamtenrechts und der Besoldungsvorschriften, an der es fehlt.

Es ist als selbstverständlich zu betrachten, daß die Unterrichtssprache in allen Schulen und die Amtssprache aller Behörden ausschließlich die deutsche sein muß. Nachdem Elsaß-Lothringen fast ein halbes Jahrhundert zum Deutschen Reich gehört, besteht kein Grund mehr, Ausnahmen zu gestatten. Dagegen sind Sprachplackereien im Privatverkehr und im geschäftlichen Verkehr durchaus vom Uebel und zu vermeiden. Das natürliche Freiheitsgefühl sträubt sich dagegen, man empfindet sie als polizeiliche Vergewaltigung und ist darüber entrüstet und sie geben Anlaß zu gehässigen, verwerflichen Denunziationen. In der Reimvorrede zum „Sachsenspiegel" heißt es:

„Der Vogel singt als ihm der Mund
Gewachsen steht zu Sange."

Die deutsche Sprache wird als die Sprache der Schule, der Behörden, des Militärs, des Gottesdienstes sich im Laufe der Zeit auch zur Umgangssprache der höheren Klassen der eingeborenen Bevölkerung durchringen. Gut Ding will Weile haben. Vor allem sollten die Altdeutschen es unterlassen, mit ihren Kenntnissen der französischen Sprache glänzen zu wollen.

Die Mädchenschulen, namentlich die Privatschulen, müssen einer eingehenden und fortdauernden Kontrolle unterworfen werden; denn in ihnen wird noch immer vielfach eine französische und deutschfeindliche Gesinnung gepflegt. Der Versendung der Mädchen in ausländische Pensionate muß mit allen Mitteln entgegengewirkt werden. Das einfachste und wirksamste dieser Mittel, nämlich die Erhebung empfindlicher Steuerzuschläge (Abwesenheitssteuer) wird freilich im Wege der Landesgesetzgebung schwerlich zu erreichen sein, und der Weg der Reichsgesetzgebung ist ja durch die Verfassung von 1911 versperrt. Die Mädchen kommen aus den französischen Pensionaten ganz verwelscht und von einem glühenden Haß gegen alles Deutsche erfüllt nach Hause zurück und verpflanzen ihn auf ihre Angehörigen.

Wichtiger als alle Gesetzgebungsakte ist aber der Geist, welcher die Regierung und insbesondere die Verwaltung des Reichslandes durchdringt. Die große Nachgiebigkeit gegen angebliche Wünsche der Bevölkerung hat keine guten Früchte getragen; jedes Zurückweichen der Regierung hat im Gegenteil die Opposition erweitert und verschärft. Vor einem Konflikt mit dem Landtag darf die Regierung

Digitized by Google

sich nicht fürchten. Die Begünstigung der sog. Notabeln muß aufhören; sie umschmeicheln die hohen Würdenträger des Staats und phosphoreszieren vor ihnen vor Deutschfreundlichkeit und Regierungsergebenheit; bei andern Gelegenheiten tritt aber ihre wahre Gesinnung zutage. Es können viele Beispiele dafür angeführt werden; aber nomina sunt odiosa. Durch Erteilung von Aufenthaltserlaubnissen und Jagdscheinen und andere Betätigungen des Wohlwollens, ja selbst durch Verleihung von Orden und Ehrentiteln wird die Gesinnung des dadurch Ausgezeichneten nicht geändert. Anderseits dürfen die Gefühle der Bevölkerung durch ein herrisches und bureaukratisches Auftreten der Beamten, namentlich der mittleren und niederen, mit denen die Untertanen unmittelbar in Berührung kommen, nicht verletzt werden. Für die einzelnen ist dies viel wichtiger und wirkt auf die Stimmung der Bevölkerung viel mehr ein als das stolze Bewußtsein, daß Elsaß-Lothringen Stimmen im Bundesrat führt, oder daß der Landtag alljährlich den Haushaltsetat bewilligt. Die Bevölkerung muß von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß die Regierung stark und zugleich wohlwollend ist. Suaviter in modo, sed fortiter in re. Gegen diese Maxime ist nicht selten in beiden Richtungen verstoßen worden.

Interniertenarbeit

Von

Prof. Dr. R. Herbertz (Bern)

Mitte April 1917 haben durch Vermittlung des schweizerischen politischen Departements und des Armeearztes Verhandlungen zwischen Vertretern Deutschlands und Frankreichs stattgefunden über den Austausch von Kriegsgefangenen zwischen den beiden feindlichen Ländern sowie über die Internierung (richtiger: Hospitalisierung) neuer, erholungsbedürftiger Kriegsgefangener in der Schweiz. Falls diese bisher nur vorläufige Abmachung endgültig werden und von der deutschen und französischen Regierung ratifiziert werden sollte, so würde sich für die in der Schweiz hospitalisierten Kriegsgefangenen folgendes ergeben: die gesund gewordenen Hospitalisierten würden nach ihren Heimatländern entlassen werden, um neu aufzunehmenden Kriegsgefangenen Platz zu machen. Nun sind augenblicklich rund 30000 Mann in der Schweiz untergebracht, davon rund 9000 Deutsche und rund 21000 anderweitige Staatsangehörige. Für die Deutschen gilt nun die Losung: „Jeder Hospitalisierte, der wieder hinreichend gesund geworden ist, soll entweder lernen oder arbeiten." Nach einer für Mitte März 1917 aufgenommenen Statistik wurde diese Forderung zu jenem Zeitpunkt von 4250 Hospitalisierten erfüllt. Wenn diese Leute nun — im Falle der Ratifizierung des erwähnten Abkommens — alle, gegen die Verpflichtung, weder an der Front

Digitized by Google

noch in der Etappe Dienste zu leisten, nach Deutschland entlassen würden, so würden dadurch die deutschen Internierten-Unterrichts- und Arbeitsanstalten in der Schweiz ihren Betrieb vorläufig mehr oder weniger einzustellen gezwungen sein, so lange, bis die übriggebliebenen alten und die aus Frankreich neu eingetroffenen Hospitalisierten sich so weit erholt haben, daß sie arbeits- oder lernfähig geworden sind.[1]) Da somit die Hospitalisiertenfrage heute in ein neues Stadium tritt, so erscheint es von Interesse, in einer rückblickenden Ueberschau sich zu vergegenwärtigen, was bisher im besondern die Arbeitsanstalten der deutschen Hospitalisierten in der Schweiz geleistet haben und wie sich die Vorbedingungen historisch verwirklicht haben, durch die eine solche Leistung möglich wurde.

Als Kuriosum mag einleitend erwähnt werden, daß nicht nur die Kategorie der „Hospitalisierten" ein Novum ist, das in keinem Völkerrecht und Abkommen vorgesehen ist, sondern daß auch die Grundsätze, nach denen die Stellung der Hospitalisierten heute in der Praxis tatsächlich aufgefaßt und geregelt wird, nur auf Grund eines offenbaren Mißverständnisses aus den beiden hiefür angezogenen Artikeln der internationalen Vereinbarungen (Artikel 2 der Genfer Uebereinkunft vom 6. Juli 1906 und Artikel 14 der Haager Konvention vom 18. Oktober 1907) abgeleitet werden konnten. Dr. Otto Reichel hat dies nachgewiesen. Er zeigt, daß der Artikel des Haager Abkommmens überhaupt hier nicht angezogen werden kann. Der Artikel der Genfer Uebereinkunft aber gibt erstens durch seinen französischen Text Anlaß zu einem sprachlich bedingten, mißverständlichen Doppelsinn und fordert zweitens sachlich Prinzipien für die Regelung der völkerrechtlichen Stellung der „Hospitalisierten", die von den heute tatsächlich befolgten Grundsätzen erheblich verschieden sind. Der Artikel bestimmt: „Die kriegführenden Parteien können vereinbaren ... die Uebergabe Kranker und Verwundeter des Gegners an einen neutralen Staat, der sie zu übernehmen gewillt ist und sich verpflichtet, sie bis nach Beendigung der Feindseligkeiten zu internieren." In Anlehnung an das letzte französische Wort kam während dieses Krieges auch im Deutschen der Sprachgebrauch auf, auch die in der Schweiz untergebrachten erholungsbedürftigen Kriegsgefangenen „Internierte" zu nennen, während diese Bezeichnung früher nur für Truppen der kriegführenden Heere, die auf neutrales Gebiet übergetreten sind, gebraucht wurde. Da nun aber die völkerrechtliche Stellung beider Kategorien eine ganz andre ist, so sollte man auch — zur Vermeidung von Mißverständnissen — verschiedene Termine zu ihrer Benennung brauchen. Bourbaki und seine Soldaten waren 1871 in der Schweiz interniert, die heute in der Schweiz untergebrachten Erholungsbedürftigen sind „hospitalisiert".

In sachlicher Beziehung würde sich als Folgerung aus dem Artikel die Auffassung ergeben, daß die Hospitalisierten Kriegsgefangene der feindlichen

---

[1]) Nach neueren Nachrichten soll es sich bei den in die Heimat zu entlassenden Hospitalisierten nicht um die Arbeitsfähigen handeln, sondern um solche, welche zwar nicht mehr unmittelbar kur- und erholungsbedürftig, aber doch dauernd in ihrer Arbeitsfähigkeit beschränkt sind (z. B. Tuberkulose).

Digitized by Google

Macht bleiben, in deren Gewalt sie fielen, und z. B. auch nach ihrer Genesung in die Kriegsgefangenschaft zurückgesandt werden könnten, ja müßten. „Das jetzt im Gebrauch stehende Prinzip, nach dem der Internierte der Jurisdiktion des Staates, in dessen Gewalt er als Kriegsgefangener gefallen war, entzogen ist und den Gesetzen und Anordnungen untersteht, die im Heere des neutralen Staates, dessen Internierter (besser: Hospitalisierter) er ist, gelten, ist aus der freien Vereinbarung der beteiligten Mächte entstanden. Völkerrechtlich festgelegt ist es nicht" (Reichel). Unsere hospitalisierten deutschen Landsleute können wahrlich mit dieser neuen, auf gegenseitiger Verständigung der Kriegführenden beruhenden und durch die Humanität der Schweiz ermöglichten Auffassung der Dinge wohl zufrieden sein! Falls sie sich keine groben Unbotmäßigkeiten oder Verbrechen zuschulden kommen lassen, droht ihnen nicht mehr das Schreckgespenst der Rückkehr in die Gefangenschaft, und sie können — nachdem der furchtbare Druck der Gefangenschaft von ihrer Seele genommen ist — hoffen, auch leiblich in dem schönen Alpenland unter der liebevollen Fürsorge und dem herzlichen Entgegenkommen seiner Bewohner die gesuchte Erholung zu finden. Um die Obhut für die Hospitalisierten aller Nationen machte sich von Anfang an Frau Oberst von Sprecher verdient, und die Berner Hilfsstelle für Kriegsgefangene „Pro Captivis" (neuerdings „schweizerische Oberleitung der Beschäftigungsstellen") nahm alsbald im Einverständnis mit dem Armeearzt die Fürsorge in großzügiger Weise in die Hand. In Uebereinstimmung mit diesen schweizerischen Stellen richtete dann die deutsche Gesandtschaft in Bern eine besondere Abteilung für Gefangenenfragen ein, deren Sektion IV, unter Leitung des Konsuls Fritz Steil, die Hospitalisiertenarbeit organisiert und leitet. Heute hat mehr als die Hälfte der Hospitalisierten sich so weit erholt, daß sie einer nutzbringenden Beschäftigung sich hingeben kann.

Wie wurde dies erfreuliche Ergebnis möglich? Nicht von heute auf morgen, und gewiß auch nicht ohne verständige Fürsorge und taktvolle Hilfe. Ich denke hier an jene Herzensbildung der Helfenden, die verstehen, die nicht drängen und nötigen, und doch den Geleiteten, diesem selbst unbewußt, mit sicherer Hand an Leib und Seele vorwärts bringen. Nur so konnten unsre müden, kranken, durch die Leiden der Gefangenschaft innerlich meist schwer niedergedrückten Landsleute in überraschend kurzer Zeit so weit gesunden, daß sie wieder Mut und Kraft zur Arbeit fanden. Wie gesagt, vollzog sich dieser Gesundungsprozeß nicht von heute auf morgen. Gerade darin bestand die Geschicklichkeit und das feine, seelische Verständnis der schweizerischen und deutschen Fürsorgestellen, daß sie die Genesenden ganz allmählich, fast ohne daß sie es selbst merkten, zu nutzbringender Arbeit zurückführten. Ich möchte zunächst von einem Uebergangsstadium sprechen. Natürlich waren die ersten Monate nach der Ankunft lediglich der Erholung und Gesundung unter fürsorglicher und zweckmäßiger ärztlicher Behandlung gewidmet. Aber in dem Maße, als die Kräfte zurückkehrten, die Muskeln sich wieder spannten, empfanden die Hospitalisierten selbst das Bedürfnis nach Beschäftigung. Bald begann dieser, bald jener nach irgendeinem einfachen Handwerkzeug zu greifen,

Digitized by Google

das ihm von den Hilfsvereinen oder von sonstiger Seite entgegenkommend zur Verfügung gestellt wurde, und man fertigte Liebhaberarbeiten an, die ohne größere maschinelle Einrichtungen möglich waren. Auch die einfachen Handwerkskurse, die nach und nach an fast allen Hospitalisierungsorten eingerichtet wurden, fanden viele und eifrige Teilnehmer. Immerhin kamen in diesem Uebergangsstadium viele nicht über eine gewisse Spielerei hinaus. Das lag vor allem auch daran, daß es noch an einer einheitlichen Organisation fehlte. Seitdem diese von den obengenannten Stellen eingerichtet wurde, ging man allerseits mehr und mehr zur Verfertigung nützlicher Gebrauchsgegenstände über.

Es folgte das Stadium der nutzbringenden Arbeit, mit einem Vorstadium, gekennzeichnet durch handwerkliche Kleinbetriebe, auf welches das Hauptstadium folgte, in dem neben die Kleinarbeit beachtenswerte Großbetriebe traten.

Typisch für den Kleinbetrieb ist die Hausschuhfabrikation. Nachdem bereits Anfang Juni 1916 ein Lehrkursus für diese Arbeit in Brunnen am Vierwaldstätter See abgehalten worden war, gingen die hier angelernten Internierten[1]) wieder an ihre Interniertenorte zurück und wurden später meist Vorarbeiter in Hausschuhwerkstätten, die (außer in Brunnen) noch in 15 weiteren Internierungsorten eingerichtet wurden und die heute alle eifrig und teilweise auch mit wachsendem finanziellem Erfolg arbeiten.

Man hat die arbeitenden Internierten in sogenannte Arbeitsregionen eingeteilt, nach den verschiedenen Teilen der Schweiz, in denen sie untergebracht sind. Eine Rundfahrt führte mich in verschiedene solche Regionen, zumal in diejenige der Zentralschweiz und in die von St. Gallen-Appenzell. Ueberall sah ich die Leute eifrig und mit ersichtlicher Freude bei der Arbeit. So sah ich zum Beispiel die bereits erwähnte Schuhmacherwerkstatt in Brunnen. Hier werden zwei verschiedene Arten von Schuhen hergestellt: feste, brauchbare, lederbesohlte und bestiftete; daneben auch das typische Erzeugnis der Interniertenkleinindustrie, die gestrickten und mit eigenartigen Strickfohlen versehenen Hausschuhe. Von Brunnen trug mich der Dampfer nach Beckenried. In der dortigen Arbeitsstätte fing man mit Kerbschnitzereien an, ging aber bald zur solideren Schreinerei und Tischlerei mit den notwendigsten Maschinen über. Man bringt nicht nur Bilderrahmen, Tabletten, Blumenständer u. dgl. fertig, sondern auch größere Möbelstücke. Als ich kam, arbeitete man gerade wacker an einem Auftrag auf 200 Bücherschränke. In Weggis, Küßnacht, Buochs und an andern Orten am Vierwaldstätter See nahm ich Einsicht in einen andern Arbeitszweig, der — ebenso wie die Hausschuhherstellung — so recht für den Kleinbetrieb der Interniertenindustrie geeignet ist: die Korbflechterei. Es ist erstaunlich, was die Leute, die fast durchweg aus andern Berufen stammen, in dieser Handfertigkeit leisten:

---

[1]) Da diese Bezeichnung sich nun einmal allgemein für die Hospitalisierten eingebürgert hat, so will auch ich sie in der weiteren Darstellung verwenden. Ein Mißverständnis ist ja nach dem obigen Hinweis nicht mehr zu befürchten.

Digitized by Google

Reisekörbe, Marktkörbe, Waschkörbe, die sich nicht nur sehen, sondern auch gebrauchen lassen können, fest und dauerhaft! Ueberhaupt, wenn ich den Kleinbetrieb als für das „Vorstadium" charakteristisch bezeichnete, so sollte damit nicht etwa gesagt sein, daß die Arbeitsprodukte minderwertig seien. Es wird kein „Kitsch" hergestellt, und was man kauft, kann man gebrauchen. Der Käufer braucht nicht nur „um des guten Zweckes willen" sein Geld auszugeben. Das beweist schon der Umstand, daß große deutsche Warenhäuser — z. B. Wertheim in Berlin — andauernd und in großem Umfang als Käufer auftreten und namentlich Spielwaren und kleinere Haushaltungsgegenstände stets gern abnehmen. Eine „Zentrale" der Internierten-Spielwarenfabrikation befindet sich in Vitznau. Hier sah ich hübsche, meist nach eignen Entwürfen der Leute hergestellte Sachen. Der Hampelmannschematismus ist vermieden. Originelle schaukelnde Papageien, springende Katzen, froschverschlingende Störche, vor allem aber die (übrigens auch sonst fast allerorts hergestellten) Puppenstuben erfreuen die kleinen Mädchen, während die Ulanen und Dragoner so schmuck auf ihren Holzpferden sitzen, daß sie jedes Knabenauge entzücken müssen. Es ist unmöglich, hier von all den Erzeugnissen der Tischlerei, Drechslerei, Schlosserei, Metallplastik usw. zu erzählen, die aus den Händen der in den Kleinbetrieben fleißig arbeitenden Internierten hervorgehen. Einen guten Ueberblick über die Resultate dieser Arbeitsweise des „Vorstadiums" gaben die verschiedenen Ausstellungen von Interniertenarbeiten, die schon 1916 stattfanden, erst in Luzern, dann in Zürich, Bern und Basel; sowie dann neuerdings, Mitte April 1917, in St. Gallen. Der Eindruck war überall ein befriedigender, und die Anerkennung, die die Leute fanden, wie auch der nette geldliche Erfolg, trugen wesentlich dazu bei, die Arbeitenden zu weiteren Fortschritten anzuspornen. Freilich, ein Uebelstand war bei allen diesen Ausstellungen zu bemerken: da das ausgestellte Material nicht nach Klassen, entsprechend den verschiedenen Handwerksarten, sondern nach Arbeitsregionen eingestellt war, so fehlte dem Ganzen die rechte Uebersichtlichkeit. Auch Führer und Gesamtkatalog waren nicht vorhanden. Vielleicht wird dies bei zukünftigen derartigen Veranstaltungen besser gemacht. Die Ausstellungen trugen mit dazu bei, die Rentabilität der Betriebe zu sichern, indem sie Aufträge für eine Beschäftigung auf längere Zeit hinaus brachten. So entwickelte sich von selbst das Streben nach weiterem Ausbau der vorhandenen Kleinbetriebe, verbunden mit einem Uebergang von der Klein- und Heimarbeit zu schwereren und größeren Erzeugnissen. So gelangte die Interniertenarbeit in das Hauptstadium, von dessen Leistungsfähigkeit die große Frankfurter Ausstellung Zeugnis ablegte.

Von zwei „Großbetrieben", die ich eingehend besichtigte und die das „Hauptstadium" typisch repräsentieren, will ich kurz berichten. Da ist zunächst die deutsche Internierten-Schuhmacherei und orthopädische Werkstätte in Stansstad. Von zwei Fachleuten, den Brüdern Otto und Eberhard Müller aus Frankfurt, geleitet, bildet sie gleichsam ein verkleinertes Abbild der Tätigkeit und der wunderbaren Leistungen der großen deutschen Orthopädiemechanik. Apparate für Gelähmte, Prothesen, Korsette, Stützapparate u. dgl. werden nach den neuesten

Digitized by Google

Kriegserfahrungen hergestellt. Das orthopädische Schuhwerk sowie die Reparaturen für sämtliche Internierte der Zentralschweiz werden von Leuten ausgeführt, die durch den Lehrer Sahm von der Frankfurter Fortbildungsschule für das Schusterhandwerk neu ausgebildet worden sind und denen später in der Schweiz Gelegenheit geboten werden soll, die deutsche Meisterprüfung abzulegen. Ein „Großbetrieb", der Ausgezeichnetes leistet, ist auch die Tischlerwerkstätte deutscher Internierter in St. Gallen-Heiligkreuz. Hier ist ein größerer Kraftbetrieb mit aller Art Holzbearbeitungsmaschinen eingerichtet. Es werden vollständige Wohnungseinrichtungen hergestellt. Der vornehme, gleichmäßige, braungraue Holzton der Eichenmöbel fällt auf. Ich sah eine Herrenzimmereinrichtung, die sich auf jeder deutschen Kunstgewerbeausstellung hätte sehen lassen können. Mit Stolz und Freude berichten die Heiligkreuzer, daß die Deutsche Kaiserin ihnen auf der Frankfurter Ausstellung zwei vollständige Schlafzimmereinrichtungen für Einwohner Ostpreußens bestellte und daß der Kaiser einen gleichen Auftrag nachfolgen ließ.

Mit einem Worte soll abschließend auch die deutsche Interniertendruckerei erwähnt werden, wo unter Leitung eines Fachmannes, Schriftsetzer, Drucker, Buchbinder unermüdlich bei der Arbeit sind. Hier wird auch die „Deutsche Internierten-Zeitung" hergestellt, die sich zufolge ihres reichhaltigen und gediegenen Inhalts einer stets wachsenden Leserzahl auch aus andern Kreisen als dem der Internierten erfreut und heute bereits eine Auflage von rund viertausend Exemplaren aufweisen kann.

Ausdrücklich soll darauf hingewiesen werden, daß der Grundsatz: „Kein Wettbewerb dem schweizerischen Handwerk und Gewerbe!", der durch die Natur der Sache vorgeschrieben ist, aufs strengste innegehalten wird. Das Absatzgebiet für die nicht zum eigenen Gebrauch verwandten Erzeugnisse der Interniertenarbeit ist die deutsche Heimat.

Heute ist für die Mehrzahl der deutschen Internierten — oder sagen wir zum Abschluß noch einmal korrekt: der „Hospitalisierten" — die Arbeit schon weit mehr geworden, als ein bloßer Heilfaktor, was sie in der Uebergangszeit war. Sie dient der Erzeugung wirtschaftlicher Werte. Aber auch subjektiv, für die Arbeitenden selbst, ist diese Arbeit von unberechenbarem Wert. Kann doch, dank dieser seiner Tätigkeit in der Schweiz, der deutsche Hospitalisierte heute schon gewiß sein, einst bei seiner Rückkehr in die Heimat sich allsogleich als ein arbeitsgewohntes und arbeitstüchtiges Glied in die Reihe der Friedensarmee der schaffenden deutschen Brüder einreihen zu können. Daß der Zeitpunkt dieser frohen Rückkehr nicht mehr fern sein möge, ist unser aller Wunsch!

Digitized by Google

Literarische Berichte

Das Friede wünschende Teutschland. Ein Schauspiel aus dem Dreißigjährigen Kriege von Johann Rist. In neuer Fassung herausgegeben von Heinrich Stümcke. Gotha, F. A. Perthes A.-G.

Durch Herausgabe des alten bedeutenden Stücks hat sich Stümcke ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. Das Schauspiel wurde zuerst im Jahre 1646 in Hamburg mit großem Beifall aufgeführt und in mehreren Drucken verbreitet. Stümcke hat dasselbe den heutigen Bedürfnissen anzupassen gesucht, indem er das breit gehaltene Stück kürzte und in Sprache und Ausdruck, soweit es nötig war, modernisierte. Man sieht mit Staunen, wie manche aktuelle Verhältnisse aus jener Zeit in die unsrige herüberreichen. Johann Rist, der holsteinische Pfarrer, kannte sein Volk. Wir können manches von ihm lernen, wenn wir in seinem Schauspiel sehen, wie das zuerst übermütige Teutschland von seinen Feinden, Franzosen, Italienern u. a., mißhandelt wurde und wie es dann in seinem Unglück sich demütigte und endlich Frieden erlangte. E. M.

Das Buch Michael. Mit Kriegsaufsätzen, Tagebuchblättern, Gedichten, Zeichnungen aus Deutschlands Schulen herausgegeben von Prof. Dr. Hermann Reich. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Den zahlreichen Büchern über den Weltkrieg, die von dem großen Erleben der draußen im Felde Stehenden Kunde geben, ein Werk gegenüberzustellen, das vom stillen Heldentum der Heimgebliebenen handelt, vom Kampf desjenigen Teiles unsers Volkes, der keine Waffen trägt und doch große innere Siege erringt, war ein glücklicher Gedanke, vor allem auch in der Heranziehung der Kinder, die hier in Kriegstagebüchern, Aufsätzen und Gedichten zu Worte kommen und uns damit lebendigste, bunteste Wirklichkeit vor Augen führen. So ist das Werk ein wertvolles, selbstgeschriebenes Buch für die Jugend, aber auch für die deutsche Familie überhaupt geworden. Hans Zimmer.

Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche Deutschlands in der Neuzeit. Von Dr. und Prof. der Jurisprudenz Freisen (Budapest). Leipzig, Teubner (XXIII, 455, Lex. 8°). M. 12.—.

Das Buch gibt eine ganz quellenmäßige, großzügige Darlegung erstens über die Entwicklung der kirchenrechtlichen Theorie der katholischen Kirche selbst, zweitens über das Staatskirchenrecht des alten und neuen Deutschen Reichs, des Kaisertums Oesterreich und der einzelnen deutschen Bundesstaaten, drittens das von päpstlicher Seite her geübte System des Dissimulierens, und es fügt zum Schlusse auch noch eine Uebersicht über das an, was die katholische Kirche trotz einer etwaigen Beschränkung ihrer Bewegungsfreiheit durch das Staatskirchenrecht auf religiösem, karitativ-sozialem und wissenschaftlichem Gebiete in der Neuzeit geleistet hat. Eine solche Arbeit bedarf keiner Empfehlung. Ed. König.

Die Zukunft der deutschen Museen. Von Theodor Volbehr. Kunst und Kultur, Bd. 5. Stuttgart, Strecker & Schröder. Kart. M. 1.60.

Der bekannte Kunsthistoriker, dem reichste praktische Erfahrung zur Seite steht, zeichnet hier in seiner feinen, sympathischen Art die Entwicklung des Museumswesens nach, nicht vom umgrenzten Standort eines Fachgelehrten, sondern vom breiten Boden der neuen Kulturschicht aus. Es ist eine Bewegung, die bei Herder zu keimen begann, von Goethes starkem Wollen tätigste Förderung erfuhr, die der Kampf der Strömungen und Gedanken nicht erdrücken konnte, die Boden gewann, von Stufe zu Stufe langsam aufwärts stieg. Aus dieser historischen Reihe zieht eine sichere Hand die Konsequenzen und gibt in andeutenden Strichen eine Prognose: ein großes System von Sammlungen, das sich um ein Nationalmuseum gruppiert, wird alle Resultate zusammenfassen, in gegenseitige Beziehung setzen und weite menschheitliche Perspektiven öffnen. O. B.

Ein Jahrhundert preußischer Schulgeschichte. Von J. Tews. Leipzig, Quelle & Meyer. M. 3.—, geb. M. 3.60.

Die Volksschule und der Volksschullehrerstand in Preußen im neunzehnten und zwanzigsten Jahrhundert sind es, die Tews, in dieser Beschränkung den Meister bewährend, uns schildert, und er tut es mit all der Lebendigkeit, dem Schwung, dem Herzenston, die ihm eigen sind, und gibt dem Leser damit das Beste, was nach Goethe die Geschichte überhaupt zu geben vermag: Enthusiasmus. Junge Lehrer sind die Leser, die er sich vor allen andern wünscht und verdient, aber wir alle, die wir das, was hier der berufenste Streiter für die Volksschule — und schließlich doch nicht bloß die preußische — behandelt, zum guten Teil miterlebt haben, gewinnen im Rückblick auf die Vergangenheit einen festen Stand in der Gegenwart und für die Zukunft.

Dr. Hans Zimmer.

Digitized by Google

England. Ein Britenspiegel. Schlaglichter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte. Von Erwin Rosen. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. Geh. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Rosen hat sich der großen Mühe unterzogen, die englische, amerikanische und deutsche Literatur, die Tagesliteratur und die europäische Tagespresse der Weltkriegszeit nach Aussprüchen zu durchforschen, die Schlaglichter auf den Krieg und die Gesinnung der Völker und die verantwortlichen Staatsmänner werfen. „Seht in den Spiegel," so sagt der Herausgeber über sein Buch, „im Spiegel huschen in grellem Wirrwarr die Tatsachen, die Menschen, die Blutfarben. Irländer schreien ihre Empörung, Inder seufzen ihre Not, Amerikaner, die längst gestorben sind, klagen das Muttervolk an, Christen beschuldigen das Volk, das die Bibel als sein besonderes Eigentum betrachtet. Engländer selbst, vom großen Staatsmann bis zum Dichter, verzweifeln an ihrem eignen Volk, törichte Negerrassen weinen über die Segnungen des englischen Christentums." Das Buch ist eine furchtbare Anklage gegen England, eine ernste Warnung für uns Deutsche, für ganz Europa.

Das Breslauer Rathaus. Mit Text von Dr. L. Burgemeister. Breslau, W. G. Korn. M. 3.—.

Das verhältnismäßig unbekannt gebliebene Rathaus von Breslau, eins der größten deutschen Rathäuser und das bedeutungsvollste spätgotische Bauwerk des östlichen Deutschland, wird hier in detaillierten Aufnahmen zur Anschauung gebracht, während ein historischer und eingehend beschreibender Begleittext das optische Gesamtbild ergänzt. Der Bau, der lange vorbereitet und versucht, erst am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in seinen entscheidenden Formen hervortritt, ist seinem Totaleindruck nach von äußerster Bewegtheit und einem abwechslungsreichen Stil, er zeugt auch in seinen teilweise köstlichen Einzelbildungen von einer künstlerischen Erfindung, die den Beschauer nie ermüden läßt. O. Beyer.

Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen, herausgegeben in Verbindung mit F. Kurze und P. Rühlmann von G. Lambeck. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner. Preis jedes Heftes 40 Pf.

Ueber den hohen idealen und praktischen Wert dieser glänzend geleiteten Sammlung wurde an dieser Stelle schon im November-Heft 1914 im allgemeinen mit gebührender voller Anerkennung gesprochen. Jetzt liegt uns wieder eine längere Reihe neu erschienener Hefte vor, von denen natürlich nur einige wenige Hefte herausgegriffen und angeführt werden können. Aus der ersten Reihe hat Heft 2 („Griechische Geschichte von 431 bis 338 v. Chr." von Dr. Walter Kranz) besonders für Gymnasiasten und Studenten der alten Philologie und Geschichte Interesse, Karls des Großen Gestalt steht beherrschend im Mittelpunkt von Heft 7 („Völkerwanderung und Frankenreich" von Dr. P. Rühlmann), Protestanten aller Kreise und Berufe werden zu reicher und lebendigster Belehrung zu Heft 10a („Reformation" von Prof. Dr. F. Kurze) greifen, in Heft 12 („Von 1789—1807" von Dr. R. Dinckler) fesselt besonders die gewaltige Bewegung der Französischen Revolution, unsre neueste deutsche Geschichte aber in gedrängter Form dauernd und unverlierbar für uns festgehalten zu haben, dieses Kunststück haben Geheimrat Prof. Dr. E. Brandenburg und Dr. P. Rühlmann in Heft 16 („Im neuen Deutschen Reiche") fertiggebracht. Aus der zweiten Reihe seien wenigstens Heft 1 („Perikles" von Dr. Walter Kranz), Heft 37 („Die Hansa" von Dr. Schneider), Heft 38 („Die deutsche Stadt im Mittelalter" von Prof. Dr. B. Heil), Heft 76 („Der Krieg von 1870" von Dr. W. Steffens), Heft 78 („Die Gründung des Deutschen Reiches") und Heft 79 („Bismarck" von Oberlehrer W. Ede) mit einem gemeinsamen Lobe bedacht.

Dr. Hans Zimmer.

Klingspor-Karten. Kriegspostkarten. Verlag von J. F. Lehmann in München.

Mit den Klingspor-Karten wird der Versuch gemacht, an Stelle der zahlreichen minderwertigen Kriegspostkarten etwas Gehaltvolles und Geschmackvolles zu setzen. Es ist bereits eine große Reihe dieser Karten erschienen mit Sinnsprüchen über Krieg, Volk, Pflichten und Aufgaben des einzelnen, Gedichte alter und neuerer Geister, Bildnisse der Großen unsers Volkes usw. Es ist zu wünschen, daß die gediegenen Karten recht fleißig benützt werden. H.

Religion in Vergangenheit und Zukunft. Von Carl Becker. Berlin, Steinitz. (227 S.).

Wieder einmal wird über die geschichtliche Entwicklung der Religion ohne allseitige Erforschung ihrer Quellen gesprochen, wie sie z. B. in meiner „Geschichte der alttestamentlichen Religion, kritisch dargestellt" (1915) erstrebt wird. Dazu kommt, daß der biblischen Religion wie so oftmals angedichtet wird, daß sie den Menschen für das gegenwärtige Leben untüchtig mache (S. 117). Deshalb findet der Verfasser die in der neueren Zeit weithin herrschende Abkehr von der biblischen Religion voll begründet. Es wäre aber richtiger gewesen, die Grundlagen und den wahren Sinn dieser Religion genauer zu prüfen. Ed. König.

Digitized by Google

Wladimir Solovjeff. Ausgewählte Werke. Uebertragen von Harry Köhler. 3 Bände. Bd. I. Die geistigen Grundlagen des Lebens. Jena, Eugen Diederichs Verlag. 386 S. Broschiert M. 7.—, gebunden M. 8.50.

Das vorliegende Werk stellt einen Schatz dar, nicht nur für die Philosophie, sondern für die Literatur überhaupt. Es ist eine Fundgrube für alle, die den Willen haben, den Dingen auf den Grund zu gehen. Wladimir Solovjeff ist für Deutschland eine noch ziemlich unbekannte Größe, die jedoch in Zukunft bei uns nicht nur in vielen Punkten Anerkennung, sondern auch entschiedenen Einfluß auf dem Gebiet philosophischen Denkens und Forschens haben wird. Ja, man darf mit Recht sagen: was Kant für die deutsche Philosophie bedeutet, das bedeutet Solovjeff für die russische. Wenngleich er auch stark unter dem Einfluß des großen Königsberger Denkers stand, so ragt er doch zum Teil noch über ihn hinaus. Auch für ihn existiert ein radikales Böses, ja die ganze Welt in ihrem Zustand des Getrenntseins von Gott ist böse. Hieraus leitet Solovjeff überhaupt alle Aufgaben des Denkens und Handelns ab.

Die Uebertragung aus dem Russischen ins Deutsche muß als geradezu glänzend bezeichnet werden; nirgends merkt man es eigentlich dem Werke an, daß es nur eine Uebersetzung ist, wenngleich natürlich die besonderen Feinheiten der russischen Sprache und die Wortspiele, wie Solovjeff sie mitunter liebt, infolge der Eigenart der deutschen Sprache nicht immer wiedergegeben werden können. — Daß die Ausstattung des Werkes vornehm und gediegen ist, versteht sich für einen Verlag wie Eugen Diederichs von selbst.

Pastor Beyer (Meuselwitz, S.-A.).

Belle-Alliance. Von Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, Geh. Archivrat in Berlin. Berlin, R. Eisenschmidt. XV, 296. M. 8.—.

Kaum wird es jemand geben, dessen Gedanken während des jetzigen Krieges nicht oftmals in die Zeit zurückgeschweift wären, in der auf dem Boden Belgiens englische und deutsche Truppen Schulter an Schulter gegen den französischen Eroberer gekämpft haben. Und doch fehlt im allgemeinen gewiß noch viel daran, daß der Gegensatz zwischen dem damaligen und dem jetzigen Verhalten Englands nach der ganzen Schändlichkeit seiner Beweggründe hinreichend gewürdigt würde. Deshalb ist es ein verdienstvolles Werk, daß der Anteil der deutschen Truppen an der damaligen Ueberwältigung Napoleons nicht bloß wieder in das Gedächtnis zurückgerufen, sondern überhaupt erst festgestellt wurde. Denn die Verdunkelung des Anteils, den die Deutschen am Siege vom 18. Juni 1815 gehabt haben, hat ja gleich von vornherein begonnen. Wie sehr zeigt es sich schon daran, daß die Engländer die Schlacht nach dem Orte Waterloo benannten, wo Wellingtons Hauptquartier gewesen ist! Zur Verteidigung der geschichtlichen Wahrheit konnte aber niemand befähigter sein als der Geschichtsforscher Pflugk-Harttung, der Geheime Archivrat am Geheimen Staatsarchiv in Berlin. Besonders interessant sind auch die sechs Karten, durch die er seine Darlegungen veranschaulicht hat.

Ed. König.

Philosophen-Lexikon. Von Rudolf Eisler. Berlin, Verlag von Ernst Siegfried Mitler & Sohn.

Seinem Lexikon der philosophischen Begriffe läßt Eisler dieses Werk folgen, in dem Leben und Lehren der alphabetisch aufgezählten Denker dargestellt werden. Es ist natürlich ungemein schwer, außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs und in der gebotenen Kürze das Wesentliche philosophischer Theorien mitzuteilen. Weder die Lebenden werden durchweg mit dem hier gebotenen Extrakt aus ihren Forschungen und Ueberzeugungen einverstanden sein, noch die Historiker mit dem, was Eisler von den älteren Meistern erzählt. Aber man darf anerkennen, daß der Verfasser sich seiner Aufgabe mit großem Fleiß und beträchtlichem Geschick angenommen hat. Für eine zweite Auflage wäre wohl anzuraten, den Nachdruck auf das Tatsächliche der Lebensbeschreibung und auf möglichst genaue und vollständige Schriftenangaben zu legen.

D.

Zeugnisse zum deutschen Aufstieg 1750 bis 1914. Herausgegeben von Alfred Hönger. Gotha, Verlag von Friedrich Andreas Perthes.

Noch einmal kurz vor seinem Tode hatte Karl Lamprecht in seiner hellsichtigen Schrift „Deutscher Aufstieg" seine weitgehörte Stimme erhoben, um die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Gegenwart aufzuzeigen und freudige Ausblicke in die deutsche Zukunft zu eröffnen. Jetzt, einem Wunsche seines früheren Lehrers folgend, belegt Alfred Hönger die Gedankengänge jener Schrift durch Quellen, Urkunden und Dokumente aus der Zeit selbst in diesem fleißig, gewissenhaft und auch nach Seite der typographischen Anordnung geschickt zusammengestellten Buche. Aber auch ohne Zusammenhang mit Lamprechts Schrift, und ohne daß man sich dessen Geschichtseinteilung in bestimmte „Zeitalter" anzuschließen braucht, ist das Werkchen in Vers und Prosa ein erhebendes, anregendes Lesebuch für den Deutschen, das vielen Neues, allen Fesselndes bietet. Nicht zuletzt für den Unterricht in der neueren Geschichte kann es mit Nutzen herangezogen werden.

Hans Zimmer.

Digitized by Google

Der Künstler und sein Werk. Herausgegeben von Dr. Robert Corwegh. Leipzig, Xenien-Verlag. Leicht geb. M. 2.—. Bd. I: Robert Corwegh: Cellini. Bd. II: H. Marshall: Genelli.

Eine neue Sammlung von „Einzeldarstellungen zur Kunstgeschichte" führt sich mit diesen beiden ersten Bänden aufs vorteilhafteste ein. Ihr Zweck ist nicht, schon vorhandene durch Gleichartiges zu vermehren, sondern vor allem der, Namen, die nur als schwacher Klang, als blasse Idee unter uns leben, mit Farbe und kraftvoller Anschaulichkeit zu erfüllen. Die Monographie über Cellini, dessen Memoiren jetzt fast schon Volksbuch bei uns geworden sind, ist ausgezeichnet durch meisterliche Stoffbeherrschung, durch Ungezwungenheit des Gefüges, durch restlos befriedigende Einheitlichkeit; das Genellibuch — vom Enkel des Künstlers verfaßt — wirkt sympathisch durch die warm-persönliche, nur selten die nötige Vorurteilslosigkeit überspringende Art der Behandlung. — Zu einem Führer, einem Grundriß sind beide Bände, die recht geschmackvoll ausgestattet und mit einem guten Bildermaterial versehen sind, hervorragend geeignet. O. Beyer.

Die Völker und das Meer im Lauf der Jahrtausende. Von Prof. Dr. A. Böhtlingk. Zeitspiegel Heft 2. Herausgeber Mühlbrecht. Verlag Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin. 56 S. Preis brosch. M. 1.—.

Der Verfasser hebt die bekannten Tatsachen aus der Weltgeschichte hervor, die die Bedeutung der Seeherrschaft für die Stellung und für die Zukunft eines Volkes erkennen lassen. Der Weltkrieg zeigt uns, welchen Gewinn unsre Gegner von der Seeherrschaft haben, und daß nur eine eigne Seemacht, nicht das Völkerrecht, Neutrale und Kriegführende vor Uebergriffen Englands schützen kann. Dr. Joh. Riedel.

Savonarola im Streite mit seinem Orden und seinem Kloster. Von Dr. Joseph Schnitzer, Professor an der Universität München. München, J. F. Lehmann (VIII, 108). M. 3.—.

Savonarola hat in Professor Schnitzler einen quellenmäßigen Darsteller seiner Größe gefunden. Nachdem er schon ein Buch über Savonarolas Erzieher veröffentlicht hatte, führt er uns nun das tragische Schicksal vor, das Savonarola in seinem Kampfe gegen die weitreichende Verweltlichung des Dominikanerordens erlitten hat. Die Sätze, die Savonarola schon in seiner Schrift „Della Simplicità della vita Cristiana" ausgesprochen hat, sind schärfer als eine Schwertesklinge. Kein Wunder, daß die, welche er damit getroffen hat, sich gegen ihn auflehnten. Wie es dann schließlich zum Flammentode des großen Florentiners kam, ist ergreifend zu lesen. Ed. König.

Eva Thorring. Roman von Marie Steinbuch. Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld. Geb. M. 4.50.

Die Schweizer Schriftstellerin Marie Steinbuch schildert in Eva Thorring eine Idealgestalt, die sich als junge Waise ihr Leben nach eigner Verantwortung und in eigenstem Stil schafft. Eva geht ihren Weg, unberührt vom Schmutz des Alltags und der Niedrigkeit der Welt, aber sie hat tiefe seelische Konflikte zu durchkämpfen, als ihr zwei gleichgeartete Männer entgegentreten, denen ihr Einzug in ein abgelegenes Dörfchen zum Schicksal wird. Das schöne Buch, in dem die Ueberzeugung zum Ausdruck kommt, daß eine Frau um so höher steht, je mehr Mütterlichkeit in ihr ist, ist besonders für erwachsene Mädchen eine gute Lektüre und wird auf diese einen tiefen Eindruck machen. —n.

Wilhelm von Humboldts Aesthetik als Versuch einer Neubegründung der Sozialwissenschaft. Dargestellt von Gustav von Stryk. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. 129 S. M. 3.20.

Die Zusammenstellung der Aesthetik mit der Sozialwissenschaft mag seltsam erscheinen, dennoch hat sie einen guten Sinn, und man braucht sich nur an Schillers Briefe über ästhetische Erziehung zu erinnern, um sich bewußt zu werden, welchen Wert gerade die edelsten Geister auf diesen Zusammenhang gelegt haben. Der Verfasser ist überzeugt, daß die Selbstsucht nicht geeignet ist, das Gemeinschaftsleben zu begründen. Er sucht eine bessere Stütze dafür in einer idealistischen, ästhetisch begründeten Weltanschauung und findet einen bahnbrechenden Führer auf dem Wege dieser Betrachtung in Wilhelm von Humboldt. Er hat seine Werke eingehend durchforscht, gibt eine durchweg klare Darstellung des Gegenstandes und führt besonders aus den Briefen so viele und umfangreiche Belegstellen an, daß dies Buch zugleich eine Blütenlese aus den Gedanken des großen Mannes bildet. Br.

Goethes Lieder. In Auswahl. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. Geb. M. 1.—.

In der neuen kleinen Auswahl sind nur die volkstümlichsten lyrischen Gedichte Goethes enthalten, aber so klein die Auswahl auch ist, sie ist sehr geschickt getroffen und gibt ein treffliches Bild von dem Gemütsreichtum und der Vielseitigkeit des Dichters. Die Ausstattung ist die der bekannten reizvollen Amelangschen Taschenbibliothek für Bücherliebhaber. —n.

Digitized by Google

Die moderne Oper. Von Dr. E. Istel. Nr. 495 der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt. Leipzig, Teubner.

Es ist keine leichte Sache, ein Stück zeitgenössischer Geschichte zu schreiben. Istel gibt sich aufrichtige Mühe, allen Richtungen gerecht zu werden. Seine Angaben sind zuverlässig zusammengetragen, und auch die fachmännischen Urteile über Wert oder Haltung der Musik, über Wirksamkeit und Brauchbarkeit der Texte erfreuen sich sachlicher Begründung. In bezug auf die romanische Gesinnung des Verfassers stimmen wir unbedenklich der Erwägung zu, daß die deutsche Oper (soweit sie Oper, nicht musikalisches Drama bleiben will) von romanischen Werken und Künstlern manches lernen könne. Aber zurückweisen müssen wir die allzu starke Entfremdung von R. Wagners Kunst, die Sucht, ihn auf die bekannte heitere Art zu überwinden, und die Sticheleien, die z. B. auf Seite 69 zu einem törichten, sachlich unhaltbaren Angriff auf Bayreuth verleitet haben. Solche Aeußerungen sind ganz „unwissenschaftlich". Dr. K. Grunsky.

Die Heimat. Ein Buch für das deutsche Volk. Herausgegeben von Heinrich Mohr. Herdersche Verlagshandlung in Freiburg. In Pappband M. 4.50, Feldausgabe M. 3.80.

Dieser erste Band, den der verdienstvolle Förderer heimatlichen Sinnes und heimatlichen Schrifttums, Heinrich Mohr, herausgegeben hat, leitet eine Bücherreihe ein, die eine Hausbibliothek von deutscher Art und Kunst bilden soll. Das Hausbuch enthält Erzählungen, Schilderungen, Gedichte, Anekdoten, Aufsätze über allgemein interessierende Themata usw. aus der Feder namhafter Schriftsteller, u. a.: Kurt Domanig, Heinrich Federer, Josef Gangl, Handel-Mazetti, M. Herbert, Hans Schrott-Fiechtl, und wir können feststellen, daß jeder einzelne Beitrag gediegen und wertvoll ist, würdig eines Buches, das dazu bestimmt ist, einen Familienschatz bilden zu sollen. H.

Weib und Sittlichkeit in Goethes Leben und Denken. Von Wilhelm Bode. Berlin, Verlag von E. S. Mittler & Sohn. Preis geb. M. 4.—.

Das vorliegende Buch ist eine Ergänzung des vor dem Kriege erschienenen Bodeschen „Goethes Liebesleben". Nach der Darstellung von Goethes Erlebnissen mit den einzelnen Auserwählten, wie sie in „Goethes Liebesleben" enthalten ist, blieb noch ein ernstes Gebiet übrig: das Sexuale im weitesten Sinne und in seiner Verbindung mit dem Moralischen. Wie dachte Goethe über das andre Geschlecht? In welchem Maße kannte er es? In welchem Maße hatte er es mit Mädchen und Frauen zu tun, erotisch oder nur gesellschaftlich? Welche Sittlichkeitsvorschriften galten zu seiner Zeit? Wie stellte er sich zur Moral oder Unmoral der Zeitgenossen und wie zu den höheren dauernden Gesetzen? Auf diese und andre, alle Goethefreunde lebhaft beschäftigenden Fragen gibt Bode gründliche Antwort und reiche Belehrung. Indem er in seinem Streben nach Wahrheit sorgfältig nach den sachlichen Beweggründen oder Entschuldigungen fragt, erhebt er keinen neuen Vorwurf gegen Goethe, wehrt vielmehr seine Ankläger und die Verbreiter übler Nachrede ab. Dieser vornehme Standpunkt wird den Beifall aller Leser finden. Nach Art des Themas war es nicht zu umgehen, daß auch von heiklen Dingen die Rede ist, deshalb taugt das Buch nur für reife Menschen. H. L.

Die deutsche Volkssage. Uebersichtlich dargestellt von Otto Böckel. 2. Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt", 262. Bändchen.) Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner.

Daß einem so zarten und duftigen Gebilde wie der deutschen Volkssage bei einer übersichtlichen, also schematischen Darstellung zum guten Teil notwendig der feine Flügelstaub des Poetischen abgestreift werden muß, darf nicht verschwiegen werden, aber dies zugegeben, ist Böckels Schrift in ihrer wahrhaft enzyklopädischen Geschlossenheit eine Musterleistung kraftvoller und sachkundiger Zusammenfassung des weitschichtigen Stoffes.
Hans Zimmer.

Sieben große Staatsmänner im Kampfe der Menschheit gegen Unvernunft. Von Andrew D. White. Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen. (Mit Porträt.) München, E. Reinhardt. Br. M. 6.—.

Das Werk des berühmten amerikanischen Historikers, das schon im Titel eine Gesamttendenz bekennt, ist für Amerika geschrieben und will — unter völligem Ausschluß aller außereuropäischen Erscheinungen — an einer beschränkten, aber charakteristischen Auswahl führender Geister den Anteil des Kontinents an der Entwicklung der modernen Staatsidee aufweisen. Doch auch für uns ist es stets von Reiz, einen Grotius oder Thomasius, einen Stein oder einen Bismarck und andre Größen der europäischen Geschichte von einem außernationalen Gesichtswinkel aus beleuchtet zu sehen, und einen besonderen Wert erhält ein solches Unternehmen, wenn der Verfasser, wie hier, als genialer Historiker seinen Stoff beherrscht und eine Reihe von lebensvollen Porträts vor uns hinstellt, wenn er die einzelne Figur in ihrer eigenartigen Atmosphäre zu erfassen weiß, sie soweit als möglich aus ihren zeitlichen Relationen und

Digitized by Google

Bedingtheiten zu verstehen sucht, ein Stück Zeitgeschichte in ihnen einen konkreten Ausdruck finden läßt. Der Verfasser (der übrigens lange Zeit in Europa lebte, mehrere Jahre amerikanischer Gesandter in Berlin war und mit Bismarck persönliche Beziehungen hatte) ist stets bemüht, einen inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen biographischen Essays herzustellen, durch Bezugnahme auf die Gegenwart ein lebendigeres Interesse zu erregen, und — in dieser Beziehung echt amerikanisch — den Blick auf den menschheitlichen, universalen Horizont zu lenken.

O. Beyer.

Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten)

Amberger, Olga, In der Glücksschaukel. „Schweizerische Erzähler." Verlag Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig. Preis pro Bändchen 80 Pf.

Aegidius, Albert, Die Siegesgöttin. Roman. Leipzig, Dr. Sally Rabinowitz Verlag. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Bertourieux, Joseph, La Victoire. Œuvre posthume. Bern, Ferd. Wyß.

Bischoff, Dr. Erich, Klarheit in der Ostjudenfrage. Dresden und Leipzig, Globus, Wissenschaftliche Verlags-Anstalt. M. 1.50.

Carlyle, Thomas, Essays on German Literature. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. Geheftet M. 1.60, gebunden M. 2.40.

Damaschke, Adolf, Friedrich List, ein Märtyrer und Prophet der deutschen Weltwirtschaft. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 60 Pf.

Düsel, Dr. Friedrich, Storm-Gedenkbuch. Zu des Dichters 100. Geburtstag. Braunschweig, Berlin, George Westermann. Geb. M. 3.—.

Harnack, Adolf v., Aus der Friedens- und Kriegsarbeit. Gießen, Alfred Töpelmann. M. 8.—.

Klein, Felix Joseph, Friedensjustiz und Presse. Bonn, Druck von Paul Rost & Co., G. m. b. H. 25 Pf.

Kuypers, Dr. Franz, Spanien unter Kreuz und Halbmond. Eine Wanderfahrt durch Geistes- und Wirtschaftsleben, Land und Literatur von Einst und Heute. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. M. 9.—.

Maderno, Alfred, Zwischen zwei Nationen. Leipzig, Verlag Theodor Gerstenberg. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Muckermann, S. J. Hermann, Der biologische Wert der mütterlichen Stillpflicht. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung. Kart. M. 1.20.

Nienkamp, Heinrich, Fürsten ohne Krone. Berlin-Charlottenburg, Vita, Deutsches Verlagshaus.

Ratschläge für die Berufswahl im Rechts-, Wirtschafts- und Verwaltungsleben. Herausgegeben von der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). M. 1.—.

Schulze, Berthold, Aus dem Seelenleben dreier jungen Helden. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. M. 1.60.

Röthig, Prof. Bruno, Zwanzig Heimatlieder im Felde. Berlin, Furche-Verlag. 40 Pf.

Schettler, Lic. A., Deutsche Art und Kraft. Potsdam, Stiftungsverlag. 50 Pf.

Seidt, Geh. Regierungsrat Dr., Die Aushungerung Englands. Berlin, Verlag August Scherl, G. m. b. H. 50 Pf.

Soll, Dr. Karl, Der Wiener Kongreß. Berlin, Verlag Ullstein & Co. 50 Pf.

Trebitsch, Arthur, Geist und Leben. Berlin, Wilhelm Borngräber. Geh. M. 1.—.

Verweyen, Dr. J. M., Vom Geist der deutschen Dichtung. Bonn, Verlag von Ludwig Röhrscheid.

Walther, Prof. D. Wilhelm, Luthers Charakter. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Werner Scholl. Geh. M. 3.80, geb. M. 5.—.

Rezensionsexemplare für die „Deutsche Revue" sind nicht an den Herausgeber, sondern ausschließlich an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Justizrat Dr. A. Löwenthal in Frankfurt a. M.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Herausgeber, Redaktion und Verlag übernehmen keine Garantie für die Rücksendung unverlangt eingereichter Manuskripte. Es wird gebeten, vor Einsendung einer Arbeit bei dem Herausgeber anzufragen.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig. **Anzeigen** Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.
Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Bekanntmachung.

Die Zwischenscheine für die 5% Schuldverschreibungen und 4½% Schatzanweisungen der V. Kriegsanleihe

können vom

21. Mai d. Js. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 15. November 1917 die kostenfreie Vermittlung des Umtausches. Nach diesem Zeitpunkt können die Zwischenscheine nur noch unmittelbar bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen" in Berlin umgetauscht werden.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen. Für die 5% Reichsanleihe und für die 4½% Reichsschatzanweisungen sind besondere Nummernverzeichnisse auszufertigen; Formulare hierzu sind bei allen Reichsbankanstalten erhältlich.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine rechts oberhalb der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

Von den Zwischenscheinen für die I., III. und IV. Kriegsanleihe ist eine größere Anzahl noch immer nicht in die endgültigen Stücke mit den bereits seit 1. April 1915, 1. Oktober 1916 und 2. Januar d. Js. fällig gewesenen Zinsscheinen umgetauscht worden. Die Inhaber werden aufgefordert, diese Zwischenscheine in ihrem eigenen Interesse möglichst bald bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, zum Umtausch einzureichen.

Berlin, im Mai 1917.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Deutsches Auslandmuseum, Stuttgart.

Mit der Gründung dieses Museums und Instituts zur Kunde des Auslanddeutschtums und zur Förderung deutscher Interessen im Auslande ist endgültig ein tatkräftiger Schritt getan worden, um unsern Auslanddeutschen die Würdigung und Beachtung in der Heimat zu verschaffen, die sie verdient haben. Das Museum und Institut will, wie die diesem Heft beigefügte Einlage näher ausführt, als Zentrale in seinen Sammlungen, Archiv und Bibliothek einmal ein Bild von den bisherigen Leistungen unserer Stammesgenossen in der Ferne geben, dann aber vor allem tatkräftig eingreifen, um sie künftig in höherem Maße als bisher dauernd mit der Heimat zu verbinden und auch ihre Kraft dem Deutschen Reiche stärker nutzbar zu machen. Nur durch sofortige Wiederaufnahme unseres Außenhandels, eine Hauptquelle des Wohlstandes, können wir die Wunden heilen, die der Krieg uns geschlagen hat. Wer soll aber unter den jetzigen Umständen sein Träger sein, wenn nicht der Auslanddeutsche? Kommen wir ihm nicht schnellstens nach dem Krieg zu Hilfe, wird er sich in seiner geschwächten wirtschaftlichen Existenz nicht halten können und uns unwiderruflich verloren gehen. Nur wenn es gelingt, unseren Handel schnell wieder zu heben, werden sich die jetzigen schwierigen Lebensverhältnisse bald wieder bessern. Deshalb fordert schon die reine Selbstsucht von jedem, den Auslanddeutschen als Pionier unseres Handels mit allen Kräften zu fördern. Keiner sage, dafür sei es nach dem Kriege Zeit, jetzt müsse man dringenderen Forderungen nachkommen. — Beginnen wir erst nach dem Friedenschluß mit der Arbeit, dann ist es zu spät. Es bedarf aber großer Mittel und der Mithilfe aller Kreise, um dem Museum die Arbeit zu ermöglichen: Keiner schließe sich hier aus! Jeder gebe nach seinem Vermögen!

Digitized by Google

Abschluss der **Deutschen Bank**, Berlin

am 31. Dezember 1916.

Aktiven.				
1. Nicht eingezahltes Aktienkapital			—	—
2. Kasse, fremde Geldsorten und Zinsscheine				
3. Guthaben bei Noten- und Abrechnungs-Banken			299,812,565	17
4. Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen				
a) Wechsel (mit Ausschluß von b, c und d) und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	1,661,154,621	07		
b) eigene Akzepte	—	—		
c) eigene Ziehungen	4,989	60		
d) Eigenwechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—	1,661,159,610	67
5. Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen			198,368,342	92
6. Report- und Lombard-Vorschüsse gegen börsengängige Wertpapiere			522,809,096	33
7. Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen			207,804,573	54
davon am Abschlußtage gedeckt				
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine	156,325,040	75		
b) durch andere Sicherheiten	27,626,063	06		
8. Eigene Wertpapiere				
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten	157,260,366	70		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere	1,688,081	62		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere	6,068,075	49		
d) sonstige Wertpapiere	175,108	05	165,191,631	86
9. Konsortialbeteiligungen			41,174,410	65
10. Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen			61,514,239	45
11. Schuldner in laufender Rechnung				
a) gedeckte	710,192,202	65		
b) ungedeckte	168,711,806	15	878,904,008	80
Außerdem:				
Bürgschaftsschuldner	238,229,454	74		
12. Bankgebäude			40,000,000	—
13. Sonstiger Grundbesitz			1	—
14. Sonstige Aktiven			1	—
Summe der Aktiven Mark			4,076,738,481	39

Passiven.				
1. Aktienkapital			250,000,000	—
2. Rücklagen			180,000,000	—
3. Gläubiger in laufender Rechnung				
a) Nostroverpflichtungen	42,605,680	42		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite	16,308,197	09		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen	230,422,808	86		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung				
1. innerhalb 7 Tagen fällig M 1,166,551,696.70				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 575,567,678.98				
3. nach 3 Monaten fällig „ 272,699,087.59	2,014,818,463	27		
e) sonstige Gläubiger				
1. innerhalb 7 Tagen fällig M 873,370,249.64				
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig „ 92,612,038.19				
3. nach 3 Monaten fällig „ 233,247,972,03	1,199,230,259	86	3,503,385,409	50
4. Akzepte und Schecks				
a) Akzepte	59,396,204	77		
b) noch nicht eingelöste Schecks	10,150,080	59	69,546,285	36
Außerdem:				
Bürgschaftsverpflichtungen	238,229,454	74		
Eigene Ziehungen	4,989	60		
davon für Rechnung Dritter M —.—				
Weiter begebene Eigenwechsel der Kunden an die Order der Bank	—	—		
5. Sonstige Passiven				
Unerhobene Dividende	960,846	—		
Dr. Georg von Siemens-Fond für die Beamten	8,871,729	20		
Rückstellung für Zinsbogensteuer	750,000	—		
Übergangsposten der Zentrale und der Filialen untereinander	13,272,431	63	23,855,006	83
6. Reingewinn			49,951,779	70
Summe der Passiven Mark			4,076,738,481	39

Digitized by Google

Abschluss der **Deutschen Bank**, Berlin

am 31. Dezember 1916.

Gewinn- und Verlust-Rechnung.

Ausgaben.				
Gehälter, Weihnachts-Zuwendungen an die Beamten, feste Bezüge der Vorstandsmitglieder, Bezüge der Filialdirektionen und allgemeine Unkosten	25,848,906	94		
Kriegsfürsorge für die Beamten	7,544,018	35		
Wohlfahrtseinrichtungen für die Beamten (Klub, Kantinen und freiwillig übernommene Versicherungsbeiträge)	492,158	56		
Beiträge der Bank zum Beamtenfürsorge-Verein	1,612,893	79		
Steuern und Abgaben	5,200,151	91		
Rückstellung für Zinsbogensteuer	250,000	—		
Gewinnbeteiligung an den Vorstand u. s. w. in Berlin	1,506,823	91	42,454,953	46
Abschreibungen auf Einrichtung	550,226	23		
„ „ Bankgebäude	2,167,843	23		
Sonderabschreibung auf Bankgebäude	4,000,000	—	6,718,069	46
Zur Verteilung verbleibender Überschuß			49,951,779	70
		Mark	99,124,802	62

Einnahmen.				
Vortrag aus 1915	12,164,553	93		
abzüglich der 3. Rate des Wehr-Beitrags	598,496	—	11,566,057	93
Gewinn auf Wechsel und Zinsen	56,945,200	—		
„ „ Sorten, Zinsscheine u. s. w.	847,814	94		
„ „ Wertpapiere ... | Der Gewinn über 4% Geldzinsen	—	—		
„ „ Konsortial-Geschäfte | ist zu Abschreibungen verwendet	—	—		
„ „ Provision	25,385,533	67		
„ aus Dauernden Beteiligungen	4,380,196	08	87,558,744	69
		Mark	99,124,802	62

Soziale Kultur

37. Jahrgang 1917. Monatlich 64 Seiten 8°

Vierteljährlich 1,50 Mark. Volksvereins-Verlag M. Gladbach

Rasch orientierende Zeitschrift der sozialen Wissenschaften, sozialen Praxis, sozialen Politik,

behandelt die im Gefolge des Weltkriegs aufgetretenen sozialen Fragen.

Oktoberheft 1916: **Zusammenhang zwischen Konfession und Fruchtbarkeit in Preußen.** Mit 24 Tabellen. (Gesondert zu 50 Pfennig.)

Februarheft 1917: **Währungspolitik und staatsbürgerliche Erziehung.** (Gesondert zu 50 Pfennig.)

Märzheft 1917: **Drei Vorträge zur VI. Kriegsanleihe.** (Gesondert zu 50 Pfennig.)

Digitized by Google

/// Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ///

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

460 Seiten großen Formats — **Erster Band** — Mit fünf farbigen Karten

Geheftet M 11.50, in Ganzleinen gebunden M 14.–

// Das ganze Werk ist auf 3–4 Bände geplant //

Soeben ist das **41.–50. Tausend** erschienen

Einige Urteile:

Exzellenz Generalfeldmarschall von Mackensen:

„Stegemanns Betrachtungen „zur Kriegslage" haben mich schon oft in freien Stunden des Feldzuges gefesselt. Sein Entschluß, eine Geschichte des Krieges zu schreiben, erfüllt ein Erwarten, das mit mir alle Soldaten teilen werden, die das Wesen jener Betrachtungen zu würdigen vermochten. Ich kann versichern, daß – soweit ich die betrachteten Tatsachen als Mithandelnder beurteilen kann – die Aufgabe gelöst ist, die Hermann Stegemann sich mit seinem Geschichtswerk gestellt hat. Ein Schriftsteller von so gründlichen kriegsgeschichtlichen und militärwissenschaftlichen Kenntnissen und einer so berechtigten „Leidenschaft für das Wesen der Kriegskunst" ist berufen, Kriegsgeschichte zu schreiben, auch wenn er „bisher nur als Dichter bekannt geworden ist". Die Sprache des letzteren kommt der Volkstümlichkeit des Werkes zu statten und verhüllt keineswegs das Bestreben, „die geschichtliche Wahrheit zu erkennen". Das „Wagnis", von dem Hermann Stegemann in seinem Vorwort spricht, ist geglückt."

Oberstleutnant Buddecke, Abteilungs-Chef im Stellv. Generalstab der Armee urteilt im Militär-Wochenblatt, Berlin:

„Unter allen bislang erschienenen Kriegsdarstellungen der In- und Auslandsliteratur nimmt unstreitig Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges, wie schon nach dem vorliegenden ersten Bande behauptet werden darf, die erste Stelle ein. In bezug auf Anschauung, Sachlichkeit, geistigen Gehalt und Gestaltungskraft ist kein anderes ernsteres Werk dieser schwierigen Aufgabe so gerecht geworden. Die Bedeutung des Werkes liegt einmal in der erhabenen Auffassung der Aufgabe und der Treffsicherheit, womit der Geist der Zeit und die lebendigen Kräfte, die gegeneinander wirken, erkannt und eingeschätzt werden. Mit feinstem Gefühl für Kriegs- und Völkerpsyche werden die innersten Beziehungen der Vorgänge aufgedeckt und mit scharfem Blick für die Charaktere der leitenden Persönlichkeiten die Beweggründe ihres Handelns untersucht. Mit dieser psychologischen Durchdringung des Stoffes lehnt sich der Verfasser unmittelbar an die Richtung an, welche die kriegsgeschichtliche Arbeit des Generalstabes seit etlichen Jahren eingeschlagen hat. Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß es ein neutraler Schriftsteller von tief deutschem Empfinden ist, dem wir dieses bedeutsame Werk zu verdanken haben, das wie kein anderes die ganze Größe und Tragik des Weltgeschehens wiedergibt und eine Schöpfung von bleibendem Kulturwert zu werden verspricht. In deutschen Landen sollte es jedermann gelesen haben, und auch im Auslande wäre ihm zur Förderung gegenseitigen Verstehens eine möglichst große Verbreitung zu wünschen."

Stegemanns Werk ist
die erste wirkliche Geschichte des Krieges

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Reff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Zweiundvierzigster Jahrgang — April 1917 — Preis viertelj. 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
Auszug aus einem Brief eines französischen Staatsmannes über Rußland	1
Vizeadmiral z. D. **Kirchhoff**: Deutschlands Geburtsstunde als Weltmacht	1
Dr. **Fr. Klein**, Minister a. D. (Wien): Die Moral in der Politik. II	4
R. L. Orchelle: Woodrow Wilsons Weltanschauung	15
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. VII	24
Professor **Wilhelm Foerster**: Die atmosphärischen Probleme und das Flugwesen	45
F. von Duhn: Ein Ritt durch den nördlichen Peloponnes vor vierzig Jahren	49
Zur Stellungnahme Chinas gegenüber dem Tauchbootkrieg. Von einem früheren österreichisch-ungarischen Diplomaten	64
Professor Dr. **K. Bohlin** (Stockholm): Über die Bedeutung der Kometen für die Kosmologie	68
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns (Fortsetzung)	79
Admiral z. D. **Dick**: Der U-Boothandelskrieg. Ein kurzer Rückblick	87
Dr. **Otto von der Pfordten**, Universitätsprofessor in Straßburg: Geistige Ursachen des Weltkrieges	102
Ed. König (Bonn): Völkerverkehr und Gedankenaustausch im Altertum	109
Berichte aus allen Wissenschaften. Geschichte. Prof. Dr. **J. Hashagen** (Bonn): Aus der Franzosenzeit in Belgien	118
Literarische Berichte	122

Stuttgart **Deutsche Verlags-Anstalt** Leipzig

1917

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

A. g. XIII.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Eines der köstlichsten Produkte unserer humoristischen Literatur
nennt die Neue Freie Presse in Wien
Friedrich Theod. Vischers
Auch Einer
Eine Reisebekanntschaft
52. Tausend. Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—
„Das prächtige Buch ist ewig jung. Mit Geist, namentlich mit glänzendem, weltüberwindendem Humor, geht er allem Halben, Faulen, Versumpften zu Leibe — nicht pessimistisch, sondern der edle Vischer ist einer von den wenigen, welche die Widersprüche des Lebens in Harmonie auflösen." (Nationalzeitung, Basel.)
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

/// Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ///

11.—20. Tausend

Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges

Erster Band

29 Bogen großen Formats mit 5 farbigen Kriegskarten.
Geheftet M 11.50, in Ganzleinen gebunden M 14.–

Das ganze Werk ist auf 3—4 Bände geplant

Einige Urteile:

Exzellenz Generaloberst von Kluck:

„Dem Herrn Verfasser kann ich meinen Dank als damaliger Führer der Ersten Armee, in ihren vorzüglichen, nie versagenden Verbänden, nicht dringender aussprechen als durch die freudige Versicherung, daß ich dieses überaus bedeutsame Buch nach Empfang kaum aus der Hand gelassen habe, und ferner, daß die Vertiefung in den ersten Band das lebendige Verlangen nach dem Besitz der weiteren Geistesfrüchte dieses gerühmten, feinen strategischen Analytikers wachruft. Es ist bezeichnend für den hohen Wert des begonnenen Werkes und erstaunlich, wie trotz Mangels gewichtiger weiterer und vorab letzter Quellen ein solches in seinen verstrickten Grundzügen treffendes, geistig und kriegerisch formvollendetes Bild der gesamt-politischen, strategisch-politischen und strategisch-taktischen Lagen und Verwicklungen in gedankentiefen Darlegungen schon jetzt gegeben werden konnte."

Exzellenz Generalleutnant Freiherr von Freytag-Loringhoven,
Chef des Stellv. Generalstabs der Armee:

„Ich erblicke die Trefflichkeit der Leistung vor allem darin, daß es gelungen ist, noch während des Krieges selbst ein derartiges objektiv richtiges Bild der Begebenheiten zu bringen, soweit solche jetzt bereits bekannt sind, und gleichzeitig die großen Zusammenhänge des Weltkrieges in seinem Entstehen und Verlauf so klar hervortreten zu lassen."

München-Augsburger Abendzeitung, München:

„Schon das Studium der ersten Seiten dieses wahrhaft herrlichen Buches wird jeden davon überzeugen, daß Stegemann, nicht äußeren, sondern inneren Antrieben folgend, tatsächlich eine Geschichte des Krieges geschaffen hat, die inhaltlich und formell des Verfassers ebenso würdig ist wie des gewaltigen Stoffes ... Die Sprache ist wundervoll einfach und dabei doch so farbig und episch wuchtig, daß sie manchmal an Stegemanns großen Landsmann, Konrad Ferdinand Meyer, erinnern mag ... Durch seine maßvolle Kritik wird Stegemanns Buch mehr als eine wissenschaftliche, es wird zur sittlichen Leistung. Denn es beweist, daß unser Volk nicht nur große Taten vollbringen, sondern auch wahre Schilderungen ertragen kann."

Stegemanns Werk ist
die erste wirkliche Geschichte des Krieges.

Digitized by Google

Falken-Verlag zu Darmstadt

Fernruf 2646 • Inhaber: Curt Trützschler von Falkenstein • Grafenstr. 23½

Im Falken-Verlag erschienen u. a.:

Die nach uns kommen.

Eine Kriegsbetrachtung von Fr. Droop
Preis 60 Pfennig.

„Eine nationale Erziehung, eine auf dem Wege körperlicher und seelischer Ertüchtigung fortschreitende Gewinnung derer, „die nach uns kommen", für die höchsten Güter redet Droop das Wort, in klugen, ernsten und eindringlichen Mahnungen und Ratschlägen. Kein Erziehungssystem bietet er, sondern was ihm die Notwendigkeit des ernsten Augenblicks und die Sorge um unsere Heranwachsenden eingibt, das findet hier überzeugende Aussprache."
Karl Hösler (Mannheimer Volksblatt).

England und der Weltkrieg.

Betrachtungen über die Volksseele von Dr. P. Wislicenus.
Nebst Geleitworten des Herausgebers Curt Trützschler von Falkenstein.
2. Auflage. Preis 80 Pfennig.

„Der anerkannte Shakespeare-Forscher und Gelehrte, zugleich ein warmherziger Patriot und guter Englandkenner, führt hier das Wort. In vornehm sachlicher Art gibt er eine kurze Darstellung des sittlichen Lebens und Empfindens der Engländer, deckt die Mängel und Rückständigkeiten ihrer Kultur auf und erklärt so psychologisch aus den Gegensätzen mit dem Deutschtum die uns vielfach unbegreiflichen und abstoßenden Erscheinungen und Ziele englischer Kriegführung. Demgegenüber meint Verfasser: wir müßten ein „Herrenvolk" werden, nicht im englischen, sondern im hohen Sinne des Wortes, daß wir den Schutz der fortentwickelten Völkerrechte übernehmen, um die Menschheit vor neuen Katastrophen zu bewahren."
(Beiblatt zum Militärwochenblatt.)

Kriegsgefangen in Afrika.

Bericht in Briefen von dem Austauschgefangenen E. Braner.
Mit Illustrationen herausgegeben von J. Schmitt. Preis 1,50 Mark.

Die baltische Frage.

Von Hermann Helbing.
Preis 50 Pfennig.

Fahrt durch den Harz.

Reiseskizzen von Erich K. Schmidt.
Preis 1 Mark.

Eine neue Harzreise! Herbe Bergluft weht darin. Blanke Frühlingsfarben funkeln. Beschwingter Rhythmus rollt durch die Saiten... Eine neue Harzreise? Der Geist Heinrich Heines nickt lächelnd Gewähr. Ein junger Dichter, verwandten Geblüts, hat den Schleier neuer Romantik in dieses Bergland gewoben. Es erwuchs, im Donner des Weltkriegs, ein leise leuchtendes Idyll.

Flandrische Etappe.

Ein Skizzenbuch von Alfred R. Meyer.
Preis 1 Mark.

Soeben erschienen:

Aus den vier Winden.

Reiseskizzen von L. M. Schultheis.
Preis 2,50 Mark.

Der Gang nach Emmaus.

Eine Seelendichtung von Adolf von Grolman. Preis 4 Mark.

Die verfluchte Gioconda.

Grotesken von Heinz v. Lichberg.
Preis 3 Mark.

Der Rindenkopf

von Ferd. Runkel. Ein Schelmenstück in 5 Akten.
Preis 2,50 Mark.

Im Geist und in der Wahrheit.

Eine religionsphilosophische Studie von Curt Trützschler von Falkenstein. Preis 1,50 Mark.

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Zweiundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Mai 1917

Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

OCT 24 1919
LIBRARY

Deutsche Revue

Eine Monatsschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

Seite

Freiherr v. Freytag-Loringhoven, Generalleutnant, Dr. h. c. der Universität Berlin: Ideelle Bestrebungen und Wirklichkeitssinn in Krieg und Politik . . 125
General der Infanterie a. D. Freiherr v. Woinovich: Rußlands militärisches Ende? 131
John L. Stoddard: Englands Niedergang 136
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. VIII 149
Geh. Rat Prof. Dr. Schiemann (Berlin): Die russische Revolution und ihre Aussichten 169
Prof. Dr. K. Bohlin (Stockholm): Über die Bedeutung der Kometen für die Kosmologie (Schluß) 172
General der Infanterie z. D. W. v. Blume: Organisation 181
Wolfgang Windelband: Aus dem Briefwechsel Friedrich Eichhorns (Fortsetzung) 189
Archivrat Dr. J. Lulvès: Kaiser Karls V. Anleihen bei den Fugger und ihre Bedeutung für seine Regierung 200
Dr. Freiherr v. Jettel: Die russische Revolution, ihre Ursachen und Wirkungen 206
F. von Duhn: Ein Ritt durch den nördlichen Peloponnes vor vierzig Jahren (Schluß) 210
Geh. Rat Dr. Zingeler: Zwei Könige der Belgier: Leopold II. und Albert . 226
Geh. Regierungsrat Neuberg: Der Krieg als Förderer des Rechts 229
Berichte aus allen Wissenschaften.
Geschichte. Oberst Freiherr v. Dalwigk (Weimar): Hermann Stegemanns Geschichte des Krieges 237
Literarische Berichte 241
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes 244

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1917

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

Die zweigespaltene Nonpareille-Zeile oder deren Raum kostet 60 Pfennig.

Anzeigen

Bei größeren Aufträgen angemessener Rabatt. Prospektbeilagen nach Tarif.

Inseratannahme bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, u. sämtl. Annoncenexpeditionen des In- u. Auslandes.

Karlsruher Lebensversicherung

auf Gegenseitigkeit.

Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.

Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER

Erprobt und bewährt bei

Schlaflosigkeit und Nervosität

In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.

Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wildbad

württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M. :: **20,000 Kurgäste.**

Warme Heilquellen

(31—37° C.)

mit natürlicher, der menschlichen Blutwärme angemessener Temperatur und großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei **Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges.** — Alle erforderlichen Kurmittel wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus. **Drahtseilbahn** auf den Sommerberg, mit Hotels in 530 u. 750 m ü. d. M. Prospekt gratis durch den **Kurverein.**

Eine außerordentlich wichtige Frage

behandelt die soeben in unterzeichnetem Verlag erschienene Schrift

Österreich-Ungarn nach dem Kriege

Mahnungen und Wünsche eines Alten aus den Bergen. Von

Wilhelm Edler v. Wannisch

Feldmarschalleutnant d. R.

Geheftet M 1.25

In diesen Mahnungen und Wünschen behandelt ein hochgestellter Österreicher das Verhältnis der beiden Reichshälften zueinander und verlangt sodann einen aufrichtigen, die Gegenseite achtenden, der Gesamtmonarchie opferwillig ergebenen Dualismus, für Zisleithanien ein verträgliches, auf partikularistischen Eigensinn verzichtendes, die eigenen Rechte wahrendes, die der anderen achtendes Zusammenleben der einzelnen Nationalitäten. Gibt der Verfasser hier schon manch gute Ratschläge im einzelnen, so ist der zweite Teil seiner Schrift, der die österreichisch-ungarischen Kriegsziele entwickelt, auch für reichsdeutsche Leser sehr interessant und aufschlußreich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Zeitgemäße Bücher

aus der Länder- und Völkerkunde

mit reichem Bilderschmuck

Spanien
Reisebilder
von
Joh. Mayrhofer
Geb. *M* 4.20 u. *M* 4.60

Ägypten
einst und jetzt
von
Kayser u. Roloff
Geb. *M* 4.80

Im Morgenland
Reisebilder
v. Keppler
Geb. *M* 3.50 u. *M* 4.–

Indische Fahrten
von
Joseph Dahlmann
2 Bde. geb. *M* 23.–

Turkestan
Die Wiege der indogerman. Völker
von
F. von Schwarz
Geb. *M* 8.–

Persien
von
J. Bleibtreu
Geb. *M* 5.10

Neu erschienen ist:

Kurland und Litauen
Ostpreußens Nachbarn
von
Johannes Wronka
Geb. *M* 3.–

Verlag von Herder zu Freiburg i. Br. / Durch alle Buchhandl. zu beziehen

Digitized by Google

Packende Schilderungen der gewaltigen Kämpfe auf dem russischen Kriegsschauplatz

Deutsche Truppen an der Düna

Herbst 1916

Von

Carl Mönckeberg,

Leutnant der Reserve

Geheftet 80 Pfennig

Neben all dem Erhebenden und Erschütternden, das die Berichte vom Krieg die Daheimgebliebenen miterleben lassen, behauptet sich als anziehendes und tröstliches Element die Schilderung von der schöpferischen Friedensarbeit, die unsere Feldgrauen im besetzten Land leisten. Nur ein Kapitel ist der eigentlichen dramatischen Kriegshandlung gewidmet, drei andere versetzen uns in die Landschaft, die unsere Truppen an der Dünafront umgibt, und in die Arbeit, die sie hinter den Schützengräben leisten. Ein höchst interessantes psychologisches Experiment bietet endlich das Kapitel „Die Truppe als Berichterstatter"; es enthält Auszüge aus Schilderungen des vom Verfasser selbst eingehend dargestellten Gefechts von Glaudon und Gorny, die von Unteroffizieren und Mannschaften einer der Kampftruppen auf die Aufforderung ihres Führers niedergeschrieben wurden.

Unter Linsingen in den Karpathen

Von

Carl Mönckeberg,

Leutnant der Reserve

Geheftet M 1.30

Die gewaltigen Kämpfe, in denen die Armee Linsingen, der riesigen Überzahl der Feinde und allen Beschwerden eines Gebirgswinter-Krieges zum Trotz, die Russen aus Nordungarn und den Karpathen wieder hinausdrängte, gehören zu den ruhmvollsten und kriegsgeschichtlich bedeutsamsten Episoden des großen Völkerringens. Unvergeßlich werden jedem Empfänglichen die Bilder bleiben, die uns unsere Soldaten zeigen, wie sie die unglaublichsten Schwierigkeiten des Bodens und des Wetters standhaft bezwingen, um an den Feind heranzukommen und diesen aus nahezu uneinnehmbaren Stellungen hinauszuwerfen; unvergeßlich aber auch die Bilder von den Arbeiten der technischen Truppen hinter der Front und aus dem Leben der Natur und der Landesbewohner. Zahlreiche wohlgelungene Abbildungen schmücken die kleine Schrift.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württberg.

Diesem Heft ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer in Berlin beigelegt.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY OCT 24 1919

Zweiundvierzigster Jahrgang
Jährlich 12 Hefte

1. Juni 1917

Preis vierteljährlich 6 Mark
Beim Postbezug ohne Bestellgeld

Deutsche Revue

Eine Monatschrift

Herausgegeben von

Richard Fleischer

Inhalts-Verzeichnis

	Seite
H. v. Arnim: Das Testament des Isokrates	245
Die belgische Frage. Von einem bekannten Reichstagsabgeordneten	256
W. H. de Beaufort, Präsident der Zweiten Kammer der Generalstaaten: Friede	260
Friedrich Thimme: Bismarck und Kardorff. Neue Mitteilungen aus dem Nachlaß Wilhelm v. Kardorffs. IX	262
General der Infanterie a. D. Freiherr v. Woinovich: Die Wahrheit über die militärische Lage und über das militärische Ende der Entente	280
Admiral z. D. Dick: Die Bedeutung der flandrischen Küste für die Seegeltung Deutschlands	284
Universitätsprofessor Dr. Otto Freiherr von der Pfordten (Straßburg): Geistige Wirkungen des Krieges	298
John L. Stoddard: Englands Niedergang (Schluß)	304
Geh. Hofrat Dr. S. Günther: Kriegsmeteorologisches	315
Dr. Freiherr v. Jettel: England und Amerika	323
Baron Julius Wlassics, Geh. Rat, Minister a. D., Präsident des Verwaltungsgerichtshofes: Der Friede und Ungarn	328
Freiherr v. Macchio, k. u. k. Geh. Rat und Botschafter a. D.: Eine Episode aus den russisch-montenegrinischen Beziehungen	330
Paul Laband: Was wird aus Elsaß-Lothringen?	337
Prof. Dr. R. Herbertz (Bern): Interniertenarbeit	353
Literarische Berichte	359
Eingesandte Neuigkeiten des Büchermarktes	364

Stuttgart Deutsche Verlags-Anstalt Leipzig

1917

Preis des Jahrgangs 24 Mark

Digitized by Google

A. g. XIII.

Karlsruher Lebensversicherung
auf Gegenseitigkeit.
Bisher beantragte Versicherungen 1500 Millionen Mark.
Dividendenzahlungen an die Versicherten in den drei Kriegsjahren 1914/16: 23 Millionen Mark.
Mitversicherung der Kriegsgefahr.

Bromwasser von Dr. A. ERLENMEYER
Erprobt und bewährt bei
Schlaflosigkeit und Nervosität
In Apotheken und Handlungen natürlicher Mineralwässer. Einzelgabe 75 ccm = 1 gr Bromsalze. :: Diese 2 bis 3 mal täglich.
Größere Gaben auf ärztliche Verordnung.
Dr. Carbach & Cie. in Bendorf am Rhein

Wildbad württ. Schwarzwald, 430 m ü. d. M. :: **20,000 Kurgäste.**
Warme Heilquellen
(31—37° C.)
mit natürlicher, der menschlichen Blutwärme angemessener Temperatur und großer Radioaktivität. **Vorzügliche Heilerfolge** bei **Nervenleiden, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Neurasthenie, Verwundungen und Lähmungen und allen Folgeerscheinungen des Krieges.** — Alle erforderlichen Kurmittel wie Mediko-mechanisches Institut, Radium-Emanatorium, Elektrotherapie. — Für Kriegsteilnehmer weitgehende Vergünstigungen. **Luftkuren, Sommerfrische.** Neues Kurhaus. Drahtseilbahn auf den Sommerberg, mit Hotels in 530 u. 750 m ü. d. M. Prospekt gratis durch den **Kurverein.**

Bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschien soeben:

Die flämische Hochschule in Gent
Reden zur feierlichen Übergabe und Wiedereröffnung, gehalten am 20., 21. und 24. Oktober 1916
Geheftet M 1.60
Zu den bedeutsamsten Friedensarbeiten, die Deutschland während des Weltkriegs in besetztem feindlichem Gebiet vollbringt, gehört die Förderung des flämischen Elements in Belgien, die mit besonderer Anschaulichkeit zum Ausdruck kommt in der Umwandlung der Universität Gent in eine flämische Hochschule. Die weltgeschichtliche Wichtigkeit dieses Ereignisses rechtfertigte es, die Reden, die bei der feierlichen Übergabe und Wiedereröffnung der Genter Hochschule gehalten worden sind, im Drucke festzuhalten und gesammelt zu veröffentlichen. Die kleine Schrift darf als ein historisches Dokument bezeichnet werden, das von deutscher Kulturarbeit wie von dem nationalen Streben der Flamen auf geistigem Gebiete rühmliches Zeugnis ablegt.

Digitized by Google

Ludwig von Pastor

Conrad von Hötzendorf

Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. 11.—15. Tausend. (Ein Teil des Reinertrags wird Zwecken der Kriegsfürsorge gewidmet.) 8° (XII u. 104 S.). Kartoniert M 1.40; gebunden in Leinwand . . . M 2.—

„. . . Ludwig von Pastor war es gegönnt, aus den besten Quellen zu schöpfen und im Großen Hauptquartier im mündlichen Verkehr mit Conrad seine Aufzeichnungen zu vervollständigen . . ., so daß ein durchaus zuverlässiges, sehr sachlich und dabei spannend geschriebenes Lebensbild unseres berühmten Generalstabschefs geboten wird, welches vielfach neue Aufschlüsse enthält . . .“

(Fremdenblatt, Wien 1916, 8. Jan.)

v. Pastors Mitteilungen „verleihen dem kleinen Buch nicht bloß eine unbezweifelbare tatsächliche Zuverlässigkeit, sondern an vielen Stellen auch einen gewissen Furchengeruch. Und neben der amtlichen und strategischen Persönlichkeit des österreichisch-ungarischen Generalstabschefs wird uns die menschliche sympathisch und vertraut . . .“ (Frankfurter Zeitung 1915, Nr. 354, Abendblatt [Dr. F. Rieffel].)

„. . . Dieses Lebensbild hat in v. Pastors Meisterhand den Rang einer Geschichtsquelle ersten Ranges erhalten . . .“ (Kölnische Volkszeitung 1916, Nr. 19 [Dr. M. Schermann].)

Generaloberst Viktor Dankl

der Sieger von Krasnik und Verteidiger Tirols

Beiträge zur Kenntnis seiner Persönlichkeit. Mit Dankls Bildnis und Schriftprobe. 1.—5. Tausend. 8° VIII u. 78 S.). Kartoniert . . . . . M 1.40

„Ein wertvolles Quellenmaterial, an dem auch der spätere Geschichtschreiber dieses entsetzlichen Krieges nicht vorübergehen wird.“

(Neue Tiroler Stimmen, Innsbruck 1916, Nr. 185.)

„. . . Im Rahmen eines Lebens- und Charakterbildes zugleich ein wichtiges Stück Kriegsgeschichte . . . Der Geist Andreas Hofers durchweht die Schrift.“

(Kölnische Volkszeitung 1916, Nr. 639.)

„. . . Aus den ebenso zuverlässigen wie fesselnd geschriebenen Ausführungen Pastors erkennen wir leicht, daß sein Held nicht bloß ein hervorragender Feldherr, sondern auch eine edle, sympathische Persönlichkeit ist.“

(Straßburger Post 1916, Unterhaltungsblatt N. 61.)

Herdersche Verlagshandlung zu Freiburg i. Br.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Digitized by Google

Kultur-Geschichte

In meinem Verlage erschienen:

Max Bauer
Deutscher Frauenspiegel

Bilder aus dem Frauenleben in der deutschen Vergangenheit.
2 Bände in Gr.-8°-Format mit c. 700 reichillustr. Seiten u. 162 Bildbeigaben.
Geheftet M. 20.–, gebunden M. 28.–, Luxusausgabe M. 60.–

„Ein ganz besonderer Beweis ausgezeichneter Kennerschaft der kultur- und sittengeschichtlichen Literatur Deutschlands früherer Jahrhunderte." (Berliner Tageblatt.)

K. Fr. Flögel
Geschichte des Grotesk-Komischen

Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer.
2 Bände in Gr.-8°-Format mit über 800 Seiten und 133 Bildbeigaben.
Geheftet M. 20.–, gebunden M. 25.–, Luxusausgabe M. 50.–

„Das Werk wird vor allem allen, die sich für Literatur, Theatergeschichte, Schauspielkunst und Kulturgeschichte interessieren, und nicht zuletzt für alle, die der Entwicklung des menschlichen Humors nachgehen, willkommen sein." (Frankf. Zeitung.)

Soldan-Heppe
Geschichte der Hexenprozesse

Neu bearbeitet und herausgegeben von Max Bauer.
2 Bände in Gr.-8°-Format auf Kunstdruckpapier, auf das Reichste illustriert.
Geheftet M. 20.–, gebunden M. 25.–, Luxusausgabe M. 50.–

„In zwei sehr umfangreichen Bänden liegt die Arbeit jetzt vor. Sie hat dauernden Wert. Jeder, der das Deutschland der Vergangenheit wirklich kennen lernen will, wird an Soldan-Heppe nicht vorübergehen können." (Rheinisch-Westfälische Zeitung.)

Avé-Lallemant
Das deutsche Gaunertum

in seiner sozialpolitischen, literarischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Neu herausgegeben von Max Bauer.
2 Bde. i. Gr.-8°-Format, reich illustr. Ersch. i. Bälde. Geh. c. M. 15.–, geb. c. M. 22.–

Prospekte stehen gratis zur Verfügung.

Georg Müller Verlag, München

Verantwortlich für den Inseratenteil: Richard Neff in Stuttgart.
Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württberg.
Diesem Heft sind Prospekte der Hahnschen Buchhandlung in Hannover, der Herderschen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google